XXXIII.
178

Stanford University Libraries
3 6105 211 419 135

Digitized by Google

322.3

Digitized by Google

Digitized by Google

Hesperus,

ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

Mit Theilnahme der k. k. Mährisch = Schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur = und Landeskunde zu Brünn

herausgegeben

von

Christian Carl André

in Brünn.

Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, und ehemals Redakteur des patriotischen Tageblatts.

Motto: „Mittheilung der Erfindungen, Künste, Wissenschaften, Verbreitung der Aufklärung, Geistesbildung, der Vernunft der Einsichten und des Frohsinns ist Weltbürgerpflicht. Achtung und Vertheidigung der Regierung, der Gesetze, des Eigenthums ist Staatsbürgerpflicht."

Jahrgang 1816. I. Band

oder

Jänner bis Juny.

Prag,
Im Verlage der Calve'schen Buchhandlung.

MF 78

Digitized by Google

AP 30
H4
1816

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

JUN 1405

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 1. Jäner.

Staatswissenschaft.

Sechzig staatswirthschaftliche Aphorismen.

1.

Gehörig geleiteter Fleiß der Staatsbürger ist die Quelle des Nationalreichthums, weil er zur Produktion führt.

2.

Produktion ist jede Vermehrung oder Veredlung eines brauchbaren und jede Verwandlung eines unbrauchbaren Urstoffs in einen brauchbaren.

3.

Die Summe der ganzen Produktion eines Volks ist das Kapital des Nationalreichthums. Dieses Kapital bleibt aber so lange ein todtes, bloß die Nation selbst erhaltendes, aber nicht bereicherndes, bis der Absatz des Ueberflußes der Produktion es in Umlauf setzt, und das todte Kapital durch Realisation in wirklich vermehrten Nationalreichthum verwandelt.

4.

Das Triebrad, welches dieses todte Kapital in Bewegung setzt, und dadurch lebendig macht, ist der Handel. Er muß daher vorzüglich cultivirt werden.

5.

Der Staat muß folglich zuerst die Produktion, sodann den Handel vorzüglich befördern; denn die Seele des Nationalreichthums sind.

6.

Die Produktion wird durch Freiheit, Erziehung, Polizey, Kredit und Vermehrung der Producenten befördert.

7.

Je weniger Hände und Köpfe der Produktion entgegen sind, um so größer ist die Zahl der Producenten.

8.

Stehende Armeen und Beamte mindern die Zahl der Producenten und vermehren sie in eben dem Maaße, als jene eingeschränkt oder gar aufgehoben werden; womit zugleich die Staatsausgaben bedeutend vermindert, dagegen die Steuerpflichtigen vermehrt werden.

9.

Stämme jeder Waffengattung, stete Uebungen aller Staatsbürger und jährliche, große Heerschau, gnügen, um in wenig Wochen im Fall der Gefahr ein furchtbares Heer zu sammeln; sobald sich die europäischen Staaten einmal über Abschaffung der stehenden Heere vereint haben.

10.

Durch Einfachheit der Staatsverfassung und Verwaltung kann die Zahl der Staatsbeamten gemindert werden, damit diese nicht einen allzubedeutenden Theil der Staatsproduktion verzehren.

11.

Erziehung der Kinder ist zunächst Sache der Eltern. Das Staatsinteresse ist, daß sie zu

Digitized by Google

fleißigen Staatsbürgern erzogen werden. Fleiß ist die Quelle des Wohlstandes und der Moralität. Faulheit muß daher vorzüglich und zwar mit Verachtung bestraft werden.

12.

Die Polizeywache, daß Niemand durch vornehme oder gemeine Bettelei der Faulheit fröhne. Es muß keinen Bettler geben. Für den Unglücklichen, der nicht arbeiten kann, sorge seine Gemeine oder der Staat. Wer arbeiten kann, muß arbeiten. Wer keine Arbeit finden kann, muß sie vom Staat oder der Gemeinde erhalten.

13.

Hat der Staat sich die möglichst große Zahl Producenten verschafft; so muß er die Produktion selbst zu befördern suchen.

14.

Freiheit ist der Geist jeder Kraft. Der Staat beschränke keinen Staatsbürger in Entwicklung und Benutzung seiner Kräfte mehr, als das Privatrecht.

15.

Allgemeine Gewerbs-Freiheit erlaube jede Konkurrenz; sie nur führt zum Besserschaffen.

16.

Abgaben sind nothwendig, aber sie müssen sich dem allgemeinen Gesetze der Freiheit in so fern unterordnen, daß sie weder die Produktion noch den Verkehr erschweren.

17.

Nächst Freiheit befördert nichts mehr die Produktion als der Kredit. Kredit ersetzt den Mangel des Geldes, vermindert das Bedürfniß desselben und zaubert da Geld, wo früher nicht einmal dasselbe vermuthet worden wäre. Kredit bietet der Produktion Mittel, eröffnet der Spekulation alle Wege, und ist die Axe des Verkehrs.

18.

Der Kredit muß vom Staate ausgehen. Daher ist es die höchste Nothwendigkeit, daß die Finanzoperationen des Staats der Nation mit Vertrauen offen dargelegt werden, damit jeder sehen kann, wie der Staat gegenwärtig steht. Eben daher wird auch die Realisation der Staatspapiere in so weit dringendes Bedürfniß, als durch ihre Nichtrealisirung der Kredit leidet.

19.

Ist die Produktion in lebhafte Vermehrung gebracht, so muß der Staat sorgen, daß durch den Handel aus der Produktion der möglichst größte Vortheil schnell gezogen werde. Durch jede Zögerung verliert das Produktionskapital an seinem Werth. Schneller Absatz erspart Kosten, Zinsen und Verluste, beflügelt die Cirkulation, verwandelt alles todte Kapital in lebendiges, gibt dem Fleiße seine Belohnung und der Arbeit ihren Werth.

20.

Nur der auswärtige Handel ist der eigentliche Handel; nur er vermehrt den Nationalreichthum; nur von ihm hängt das ganze, gesellschaftliche Gedeihen ab. Man vergleiche das kleine, aber durch seinen Handel reiche und mächtige England mit dem großen aber durch die Handelsvernichtung, im tiefen Verfall befindlichen Frankreich.

21.

Weil der Handel so vorzüglich das Wohl der Staaten befördert; so verdient er auch die vorzüglichste Begünstigung jeder Regierung.

22.

Den Handel befördern allein Befestigung des persönlichen Kredits und Wegräumung aller Hindernisse, welche seiner freyen Bewegung entgegen stehen.

23.

Jeder unnatürliche Zwang, er bestehe in formeller oder materieller Bedrückung, ist dem Handel nachtheilig. Seiner Natur nach Freiheit bedürfend sucht er sich andere Wege und findet sie.

Digitized by Google

24.

Daher muß der Staat bei Bestimmung und Erhebung der Abgaben vom Handel, nach äußerst liberalen Grundsätzen verfahren, und den Gewinn für die landesherrlichen Kassen nicht ängstlich in directen oder hohen Abgaben suchen.

25.

In Hinsicht des Handels sind die Staaten gegen einander als Kaufleute en détail zu betrachten. Nicht der Kaufmann bereichert sich, welcher seine Waaren zu hohen Preisen verkauft; sondern der, welcher sich durch möglichst wohlfeilen Verkauf den größten Absatz verschafft; sein Gewinn ist klein, aber sicher und wird durch die Menge des Absatzes bedeutend.

26.

Die Konkurrenz zwischen Handelsstaaten ist immer vorhanden und nothwendig.

27.

Es ist nur ein scheinbarer Verlust, wenn die Umstände dem Staate gebieten, vom Handel keine oder nur mäßige Abgaben zu nehmen; denn dieser Verlust wird auf mittelbaren Wegen doppelt ersetzt, und der Staat kann überdem von seinen durch den Handel bereicherten Unterthanen die Staatsbedürfnisse auf andern Wegen erheben. Man sehe England!

28.

Vorzüglich muß der Transito-Handel begünstigt und nicht durch Abgaben erschwert werden; auch nicht durch Formalitäten; sonst sucht er sich, um ihnen zu entgehen, oft selbst den weitern und theurern Weg.

29.

Der Handel muß für Jedermann frey seyn, und duldet keine Privilegien.

30.

Wer nicht Vermögen und Kredit hat, sey Spediteur oder Commissionair, bis er sich zum eignen oder Speculationsgeschäft erheben kann; er wird dem Staate nützlicher seyn, als wenn er einen Flug über seine Kräfte hinaus wagt und dem Handlungskredite Schaden thut.

31.

Daher unterstütze der Staat keinen Kaufmann, bestrafe aber den muthwilligen oder böslichen Banqueroutier mit unerbittlicher Strenge.

32.

Der Kaufmann ist dem Staate blos ein Mittel zur Erreichung höherer Staatszwecke. Er begünstige den Handel, aber nicht den Kaufmann. Er sehe es gern, wenn sich letztrer auf erlaubten Wegen bereichert; aber er rüge auch jeden Mißbrauch des Handels und Kredits mit Strenge und verhindre ihn.

33.

So wie der auswärtige Handel nicht durch hohe Abgaben erschwert und dem Kaufmann nicht ein Theil seines Betriebs-Kapitals durch Impoſte entzogen werden darf; so muß dagegen der Handel zur innern Consumtion nach andern staatswirthschaftlichen Grundsätzen behandelt werden.

34.

Der Großhändler bedarf auswärtigen Kredit, der Detailleur nur den Kredit bei dem Großhändler und bei den Staatskassen. Der Großhändler muß Landesprovisionen, Disconto, Assecuranzprämien und Zinsen zahlen, und Verluste am Kurs des Geldes und der Papiere erleiden; nicht so der Detailleur. Daher muß der Staat den Großhändler nicht noch durch hohe Abgaben drücken, sondern den Großhandel des Auslandes einheimisch zu machen suchen; eher kann der Detailhändler mit Steuern belegt werden.

35.

Der Großhandel ist republikanischer Natur und duldet keine Einschränkungen; daher müssen ihm Hauptkanäle angewiesen werden, auf denen er sich frey ergießen kann, ohne mit dem innern Handel und den nur diesen controllirenden In-

Digitized by Google

ſtituten in Kolliſion zu kommen. Dies befördert den Handel, und erleichtert ſeine Controlle. Hieher gehört z. B. die Etablirung der Freyhäfen.

36.

Nicht die Höhe der Handelsabgaben bereichert den Staat, ſondern der freye Handel und die durch ihn allein eintretende, immer fortdauernde, oftmalige Erhebung geringer Abgaben.

37.

Bei einem Handelsvertrage, deſſen Baſis Gerechtigkeit und deſſen Zweck Erleichterung und Vermehrung des gegenſeitigen Handels iſt, gewinnen beide Staaten und die beiderſeitigen Unterthanen werden bereichert.

38.

Wo Freyheit iſt, da iſt auch Handel, und wo Handel iſt, da iſt auch Kredit.

39.

Der Mangel baaren Geldes iſt ſehr oft mehr ſcheinbar als wirklich, und hat ſeinen Grund vorzüglich in dem allgemeinen Mißtrauen. Iſt das Vertrauen erſt wieder hergeſtellt; ſo wird dieſe Wünſchelruthe ſogleich das erforderliche Geld herbei zaubern.

40.

Daß der Handelsſtand reich werde, muß der Wunſch des Staats ſeyn. Mit ſeinem Kredit und Reichthum wächſt auch der des Staats und jedes Einzelnen. Die öffentlichen Papiere gewinnen wieder Vertrauen, der Werth des Grundeigenthums ſteigt, der Abſatz der Produkte iſt erleichtert, der Kapitaliſt weiß ſein Vermögen wieder in Sicherheit und im Fall der Verlegenheit hat der Staat eine nahe Quelle.

41.

Ein Kommerz-Kollegium werde gebildet, welches erfahrne und talentvolle Kaufleute zu Beiſitzern hat, und für die Wohlfahrt des Handels ſorge.

42.

Soll der Handel blühend werden, ſo müſſen die Abgaben einfach und zweckmäßig ſeyn; vorzüglich aber die, welche von den erſten Lebensbedürfniſſen und Produkten des Landmanns erhoben werden, damit ihre Erhebung nicht ihrem Abſatz im Wege ſtehe.

43.

Getreideſperren, Ausfuhrsverbote ſind in der Regel nachtheilig. Rohe Produkte müſſen ſo gut wie veredelte, gegen nicht zu hohe Abgaben auszuführen erlaubt ſeyn, beſonders Wolle.

44.

Eben ſo muß die Einfuhr aller rohen Produkte aus den benachbarten Staaten durch mäßige Abgaben-Erhebung begünſtigt und nur die Abgabe für durchgehende ausländiſche Produkte höher ſeyn, als der Abgabenſatz, welcher bei der Ausfuhr innländiſcher Produkte erhoben wird.

45.

Bei der Ausfuhr des Kornbranntweins müßten alle Conſumtionsgefälle erſetzt, und überhaupt müßten alle innländiſche Produkte und Erzeugniſſe bei dem Verſenden außer Landes faſt gar nicht impoſtirt, ſondern deren Abſatz ſo viel als möglich erleichtert werden.

46.

Je einfacher die Aufſicht des Staats iſt, deſto beſſer gehen die Geſchäfte.

47.

Das Schwärzen (Contrebandiren) — dieſe gefährliche Schmarozer-Pflanze des Staats — wird weit ſichrer durch zweckmäßige Abgabengeſetze als durch ein Heer von Officianten und durch Strafgeſetze verhindert.

48.

Hohe Impoſte von ſolchen Gegenſtänden, welche im Lande gar nicht, oder doch weit ſchlechter, als im Auslande gewonnen oder producirt

Digitized by Google

werden, vermindern nicht allein nicht den Verbrauch oder verhindern die Contrebande; sondern bewirken grade das Gegentheil. Durch solche zu hohe Imposte wird der Staat an seiner Einnahme verlieren, und der solide Kaufmann und Krämer wird durch den von seinem verborgnen, schlechten Gewerbe nicht besteuerten Contrebandier gekränkt.

49.

Vorzüglich werden gegen die Einfuhr ausländischer Fabrikate, deren rohes Materiale mit zu großem Kostenaufwande im Lande producirt werden muß, so wenig strenge Verbote, als hohe Imposte helfen; wenn man auch davon absehen wollte, daß es nicht gerecht ist, das Publikum zwingen zu wollen, das Monopol der schlechten Industrie des inländischen Fabrikanten zu unterstützen, und dadurch die Nothwendigkeit der Verbesserung des Fabrikats aufzugeben.

50.

Es gibt noch andre Handelsgegenstände, die durch verjährte Gewohnheit ein so großes Bedürfniß des Volks geworden sind, daß es vergeblich wäre, ihren Gebrauch durch hohe Imposte verhindern zu wollen.

51.

Es scheint gerathener, die Luxus-Consumtion mehr durch persönliche Luxussteuern, als durch Besteurung der Luxusgegenstände selbst, zum Substrat der Abgaben zu machen; weil sonst die Einkünfte des Staats und der Handel selbst durch Contrebandiers gefährdet werden.

52.

Immer sollte vornemlich die Nothwendigkeit, dem Contrebandiren vorzubeugen, dem Staatswirth den Maaßstab für die Besteurung der Handelsgegenstände an die Hand geben.

53.

Nur dann sind Abgaben zweckmäßig und Verhinderungsmittel des Contrebandirens, wenn bei Contrebandiern nicht die Aussicht hat, sich durch sein unerlaubtes Gewerbe zu bereichern.

53.

Die Beförderung des Großhandels und dessen mäßige Besteurung wird am ehesten den Contrebandehandel unterdrücken, die landesherrlichen Einkünfte und den Wohlstand des Landes vermehren; denn der Großhändler kann bei einem bedeutenden und schnellen Umsatze, mit einem kleinen Vortheil sich begnügend an den Detailleur verkaufen; dagegen muß der Contrebandier seine Waaren in kleinen Quantitäten jenseits der Gränze theurer einkaufen, kann also nicht bestehen und gleichen Preis halten.

54.

Noch mehr wird dieß der Fall seyn, wenn mehr das Gewerbe als die Waaren des Krämers besteuert werden.

55.

Nothwendig ist, daß der Transport der Transitowaaren durch das Land bis zur Gränze unter strenger Controlle der Zollbeamten gesetzt werde, daß keine Verschleppung und überhaupt kein Unterschleif zum Nachtheil der landesherrlichen Gefälle statt finden kann.

56.

Durch Begünstigung und zweckmäßige Einrichtung des Groß- und Transitohandels werden eine Menge Officianten entbehrlich.

57.

Desto leichter kann dann allen andern, besonders Gefällsbeamten ihr hinlängliches Auskommen sicher gestellt werden. Viele davon sind auf Procente der Einnahme gesetzt. Dies verleitet zu Expressungen und hat für den Staat keinen Nutzen. Denn der Beamte kann zur Vermehrung der Abgaben nichts beitragen. Ihn aber dafür zu belohnen, daß er nicht pflichtwidrig handle, kann unmöglich der Wille des Staats seyn, weil dieß der Möglichkeit Raum geben würde, daß der Gewinn durch die Tantième den Officianten stärker als sein geleisteter Amtseid zur Pflichterfüllung bewegen könnte.

58.

Noch wichtigere Gründe sprechen für Abschaffung des Denunzianten-Antheils. Die Angeberei, schon an sich gehässig, muß nie ein Mittel zur Bereicherung werden, weil dieß sonst zu Verbrechen der Officianten führen kann. Der zu schlecht Besoldete ist gleichsam auf unerlaubte Nebeneinnahmen angewiesen. Es befördert daher die Moralität, wenn der Staat allen Officianten solche Gehalte gibt, daß sie von denselben leben können.

59.

Verbrechen gegen den Staat sollen nie mit Geld bestraft werden. Je mehr die allgemeine Meinung sich verwöhnt hat, das Contrebandiren nicht für ein Verbrechen zu halten; um so ernster muß der Staat es behandeln und bestrafen. Jede Gefährdung der landesherrlichen Gefälle werde mit Verlust der bürgerlichen Ehre bestraft; so vermindert sich die Zahl der Contrebandirs gewiß um mehr denn die Hälfte.

60.

Die bürgerliche und moralische Ehre ist der mächtigste Hebel zum Leben und Flor eines Staats, bis itzt in seinem ganzen, großen, wichtigen Umfang, in seiner sichern, durchdringenden Kraft, noch zu wenig erkannt, gewürdigt und benutzt.

Vaterlandskunde.

Beschreibung der Wieliczker Salinen, hauptsächlich in technischer Rücksicht *)

»Die Gegend um Wieliczka sowohl in der Nähe als weitrer Ferne, wechselt mit sanften Erhöhungen, und muldenförmigen Vertiefungen, und verräth hiedurch schon den äußern Charakter der Flötze, und zum Theil auch aufgeschwemmten Gebürge; womit auch der innere ihrer Lagerung, und ihrer Gebürgsarten (worunter auch Steinkohlen) übereinstimmt, die wichtigsten ihrer Gebürgslager sind aber mehrere beträchtliche, und in ihrem Anhalten sowohl dem Streichen als Verflächen nach noch unbekannte Salzplätze, von welchen man wegen der Verschiedenheit ihrer Salze vorzüglich dreierlei unterscheidet.

Die Flötze der zwey tiefer liegenden Salzarten sind etwas mehr zusammenhängender, die der obersten aber sehr verworren und zerrissen; doch behalten alle ein deutlich ausnehmbares Hauptstreichen gegen Abend und ein Hauptverflächen von Mitternacht gegen Mittag unter abwechselnden Winkeln von 18 — 60 Graden.

Die tiefste Salzflötzlage enthält das reinste Salz Sehybiker Salz genannt, und nach diesem werden auch die Flötze, welche diese führen, Sehybiker Flötze benennet.

Diese Flötze halten, wie gesagt, noch die meiste Regelmäßigkeit, da sie zwar sowohl der Länge als Breite nach durch die ganzen bisher durchfahrenen Salzlagen zerstückt vorkommen, doch aber im Ganzen zusammenhängend, und ordentlich von Morgen gegen Abend streichen, verflächen aber mit sehr verschiedenen wellenartigen Biegungen, so, daß das Fallen derselben bald von Mitternacht gegen Mittag bald auch umgekehrt ausfällt.

Ihre Bauwürdigkeit befindet sich nur in den sogenannten Mulden, wo sie 6, 9' auch wohl 3° mächtig sind. An ihren Rücken aber sind sie gewöhnlich sehr schmal, oft kaum 1' mächtig und also unbauwürdig.

Ihr Einschieben beträgt nach dem Streichen beiläufig 10 Grade, vermöge welchen sie sich gegen Morgen höher, gegen Abend tiefer erstrecken.

Das Salz, welches die Sehybiker Salz-Flötze führen, ist ziemlich weiß, und durchsichtig, hat ein ordentlich kristallinisches Gefüge; die Kristalle sind Rhomboiden, und von fremden Beimischungen befreit.

---

*) Eine mehr ästhetische Beschreibung findet sich Hesperus Nr. 42. 1813. D. H.

Die First dieser Flötze ist gewöhnlich flach, die Sohle aber mit wellenartigen Vertiefungen versehen.

Das Dachgestein des tiefsten durchgefahrnen Sehybiker Salzflötzes, welches Dachgestein dann auch die Gebirgsscheidungen der übrigen Sehybiker Flötze ausmachet, bestehet aus einem gewöhnlichen kaum ½" starken gipsichten und thonichten Gestein, welches mit Salz- und Gipsklüften durchadert ist.

Dieses Dachgestein wird hier Halda genannt, die Gipsklüfte sind in ziemlicher Menge vorhanden, der Gips ist faßrig und weiß.

Das Sohlengestein dieses tiefsten Sehybiker Flötzes, besteht ebenfalls aus einem Gemenge, von verhärtetem Thon und dichtem Gips, welche Lage gewöhnlich 1 — 2" mächtig ist, und der Sehybiker-Stein genannt wird. Obenauf gegen der Salzlage zu ist dieses Gemenge fast allezeit drusig, und an das Sehybiker-Salz unmittelbar angewachsen, unten liegt es flach auf einer sandigen gipsichten, und mit Mergel gemengten Zellenlage, in welch letzterer Lagen von dichten grauen Gips, und einige Mergel, zuweilen auch Stückfteinlagen vorkommen.

Diese Zellenlage ist mehrentheils schiefriger Art, gleichlaufend mit dem Sehybiker-Stein, und enthält in einer mehreren Teufe von beiläufig 6—9' abermalen eine der obern ähnliche Sehybiker-Steinlage, und wechselt mit dieser letztern 3 — 4 mal, wo durch den besagten tiefen Sehybiker-Salzflötz ein 3 — 4' mächtiges Sohlgebirg gebildet wird.

Unter diesem erscheinet ein mehrentheils aus grauem dichten Gips, etwas Thon und Sand bestehendes festes Gestein, welches eine schiefrige Textur hat, und nach allen Richtungen mit Salz durchadert, auch an manchen Orten drusicht mit erwähntem Sehybiker-Stein verwachsen ist.

Unter diesem Gestein, ungefähr in einer Teufe von 10 — 15° zeigen sich abermals wieder an mehreren Orten Sehybiker-Salzlagen, die aber dermalen noch nicht durchfahren worden sind.

Uiber den Sehybiker Flötzen beiläufig 17 bis 18 Klafter hoch befindet sich die 2te Steinsalzflötzart, welche das sogenannte Spisa Salz führen. Dieses Salz hat eine dunkelgraue Farbe, es besteht aus sehr kleinen kristallinischen Körnern, und zum Theil spießigten Kristallen, die mit vielen erdigen Theilen gemengt sind.

Diese sind weder in der Länge noch Breite so anhaltend wie die Sehybiker, haben dagegen aber eine viel größere Höhe oder Mächtigkeit.

Sie pflegen sich gewöhnlich rings umher schmal auszuschneiden, und haben gegen die Mitte zu eine Mächtigkeit von 3 und mehreren Lachtern.

Ihre Länge beträgt beiläufig 40 — 50° und die Breite 20 — 30°. Bei ihrem Ausschneiden ist aber das taube Gebirg gewöhnlich nur schmal aufsitzend, und dann erscheint meistens wiederum eine Spisalage drauf, und auf diese Art ergänzen mehrere gleichsam auf einander geschobene Spisalagen einen den Sehybiker Salzflötzen ähnlichen Salzzug.

Dem Verflächen nach zeigen sich die Spisalagen selten wellenartig, sondern gewöhnlich flach. Sie haben nicht das bei den Sehybiker Salzflötzen beschriebene Solband zum Sohlengestein, sondern sitzen unmittelbar auf dem Dachgebirge des obersten Sehybikerflötzes.

Dieses besagte Gebirg, welches auch die übrigen tauben 1 — 1½ oft mächtigen Scheidungen zwischen den Spisalagen ausmachet, ist aber schon minder fest und der Verwitterung sehr unterworfen, daher muß bei Eröffnung der Spisa Salzkammern, vorzüglich der Bedacht darauf genommen werden, daß an der First der Kammer das taube Gebirg nicht entblößt werde, damit nicht dasselbe durch eine solche Entblößung unmittelbar mit der Luft in Berührung käme, verwittere und Brüche mache.

Uiber der obern Spisalage findet sich das taube Gebirg, wie es zwischen den Spisasalzflötzen angetroffen wird, abermalen 15, 26 — 30° mächtig, und wird jeweiter es herauf kömmt, immer feuchter, mürber, minder schiefrig und unordentlicher, wo sodann die Grünsalzstöcke zu erscheinen pflegen.

Diese bestehen aus bald kleinen bald beträchtlich großen, ganz unförmig gebildeten theils abgerundeten, theils scharf abgerissenen Salzmassen.

Das Grünsalz hat seinen Namen von seiner ins Grüne spielenden Farbe. Es besteht aus größeren und im Vergleich mit dem Spisasalz aus schon regelmäßiger gebildeten Kristallen, die aber ebenfalls mit vielen erdigen Theilen verunreiniget sind.

Zwischen den Grünsalzstöcken ist das taube Gebirg ganz unordentlich, und verwirrt, sehr oft mit Kristallsalz und dichten weißen Gipskörnern gemengt, auch mit rothen und schwarzen Cellennestern wechselnd gelagert.

Das Kristallsalz, welches sich durch seine regelmäßige kubische Kristallisation, weiße Farbe, und Durchsichtigkeit von allen Steinsalz-Varietäten der 3 Salzflöze auszeichnet, trift man oft auch mitten in Salzstöcken von Grünsalz oder Spisasalz an, oder dasselbe entstehet an der Oberfläche der Salzwasser, in den alten Kämmern.

Uiber diesen Grünsalzstöcken hält das bemerkte taube Gebirg noch mehrere Lachter mächtig an, und wird immer mürber und feuchter. Auf diesem Haldagebirg liegt dann fast durchgängig nach der ganzen Länge und Breite des Salzflözes in einer Teufe von 13 — 16° vom Tage nieder die sogenannte Triebsandlage, über diese folgt eine gewöhnliche Sandlage, dann mehrere Lagen von Sand mit Thon gemischt, über diese gewöhnlich eine graulich und braunlich gefleckte mehrere Lachter mächtige Lehmlage, über diese ein 1' starkes Gerölle, darüber abermals Lehm, der sich endlich an die Dammerde anschließt.

Das ganze Haldagebirg enthält sehr viele kleine Muschel- und Schneckenversteinerungen, die oft so klein sind, daß sie kaum mit unbewaffnetem Augen unterschieden werden können.

Sie sind sehr dünnschalig und ganz verkalkt, und finden sich wohl auch in der Teufe, besonders in dem Mergel, ihre Menge nimmt aber auswärts zu.

Außerdem stößt man auf verkohlte Holzstücke, sowohl in dem Haldagebirg, als selbst in dem Steinsalz und vorzüglich im Spisasalz.

Stückstein, und Frauennis finden sich nur in der Teufe in dem dichten Gips, so wie man auch Korallen und Amonshörner in letzterem fand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographische Züge.

Ludwig Sacco.

Nachdem Muth, Standhaftigkeit und Gerechtigkeit einen so bedeutenden Länder-Bezirk im Süden dem alten Mutterstaat wieder einverleibt haben: so ist es Pflicht, auch seine Merkwürdigkeiten wieder in den Kreis unsrer Unterhaltung zu ziehen, vor allem verdiente Männer. Unter diesen steht oben an Ludwig Sacco, Generaldirector der Vaccination im ehemaligen Königreiche Italien und erster Arzt am großen Krankenhause zu Mayland; ein Mann eben so sehr in Italien in großem Ansehen stehend, als längst rühmlich in Deutschland bekannt, besonders durch seine Bemühungen um die Vaccine.

Nachdem 1799 die ersten Nachrichten über die Kuhpockenimpfung nach Italien gekommen waren, und nachdem Sacco, nach vielen angestellten Forschungen, endlich 1800 an einer jeden der Heerden, die jährlich von den Schweizergebirgen in die Lombardey herab ziehen, die Kuhpocken gefunden hatte, trug er zuerst von ihnen die Impfung auf sich selbst, überpflanzte sie dann auf andre fort, und machte sich so um die schnelle Verbreitung der Kuhpockenimpfung in ganz Italien, welche ihm durch die liberale Unterstützung des italienischen Gouvernements sehr erleichtert wurde, höchst verdient. Von 1 ½ Millionen Menschen, die nur bis 1811 in Italien geimpft waren, hat er 500,000, sage Fünfmal hunderttausend selbst geimpft. *).

*) Saccos neue Entdeckungen über die Kuhpocken, die Mauke und die Schafpocken. Aus dem Ital. von Sprengel. Leipzig. Kühn. 1812.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 2. Jäner.

Vaterlandskunde.

Der edle Tokayer.

Auch wir haben Producte, nach denen das Ausland lüstet und die es mit Vergnügen preiswürdig, ja besser zahlt, als wir selbst. Unter diesen Produkten steht oben an der nur uns eigne, edle Tokayer, den man indessen sonderbar genug in der Regel nirgends köstlicher trinkt, als im Auslande, namentlich im ehemaligen Polen; während neun Zehntel unsrer Einheimischen diesen König der Weine nicht einmal kennen, sondern sich statt dessen unter jenem Namen mit einem Gebräu täuschen lassen, das zwar wohlfeil aber auch nichts werth ist, ja sehr oft auf die Gesundheit zerstörend wirkt. Noch andere lüsten lieber nach fremden deutschen, französischen und spanischen Weinen, und zahlen sie theurer, als ihnen ein wo nicht köstlicherer, doch gleich kostbarer, inländischer Nektar kommen würde; wüßten sie ihn nach seinem wahren Werthe und innern Gehalte zu würdigen, wären sie Kenner, wüßten sie die ächte Waare zu unterscheiden und zu finden, und sie zögen patriotisch die eignen Schätze den fremden vor. Wieder andre kennen zwar einen gemeinen Tokayer, aber nicht den erstaunlichen Unterschied, der zwischen diesem und seinen durch Behandlung so höchst veredelten Sorten statt findet; weil es überhaupt wenig Weine giebt, die dieser Veredlung fähig sind. Von den wichtigsten Folgen ist aber doch die hier herrschende Unkenntniß bei Kranken. Wenn einsichtige Aerzte, die seine belebenden Kräfte kennen, ihn anrathen: so meinen sie einen Ausbruch, von dem ein Stengelgläschen so viel Wirkung macht, als ein Seidel Maslasch, der gewöhnlich nur in den Handel kommt, und glücklich! wenn auch dieser kein verfälschtes oder durch schädliche Ingredienzien nachgemachtes Gut ist. Daher einige Worte zu Ehren des Tokayers, um dieser Unwissenheit und diesen Vorurtheilen zu begegnen. Nur das gesegnete Ungarn, das auch an andern geistreichen, feurigen und gewürzhaften Weinen der verschiedensten Art so gesegnete Ungarn, bringt diesen edelsten unter allen hervor; aber nur auf einem Raume von 5 Quadratmeilen, auf den südlichen, letzten Alaun- und Porphyr-Vorbergen der Karpathen, der sogenannten Hegyalya zwischen der Bodrog- und Theiß auf der Herrschaft Tokay und deren Umgebungen in der Zempliner Gespannschaft, in einem jährlichen Mittelertrage von etwa 160,000 ungrischen Eimern, die etwas kleiner sind als die Oestreicher, da sie nur 36 wiener Maaß halten.

Die Anhöhen der Ortschaften Tantzal, Máda und Tokay tragen die allerköstlichsten Trauben. Hier ist der Edelsitz des Tokayer-Weingebirges, von welchem dann auf und ab in allen Richtungen noch weitere Weingebirgsketten sich ausdehnen, reich an Trauben, deren Saft aber an Güte in eben dem Verhältniß sich mindert, wie sich ihr Standort von jener kleinen Centralregion entfernt, auf der allein nur das edelste Gewächs gedeiht.

Begreiflich ist, daß von diesem also, auf so beschränktem Raume, nicht viel gewonnen und noch

weit weniger gerade uns Inländern im Privatstande davon zu Theil werden kann.

Theils kennen einige unsrer Großen, theils und noch mehr aber die Ausländer (vorzüglich Pohlen, Russen und Preußen) den Adel dieses Weins, der sich durch seine klare goldgelbe Farbe, Fettigkeit, Süße, Geist, lange Haltbarkeit, durch seinen äußerst gewürzhaften Geschmack, und seine balsamische Wunderkraft in Fällen, wo der Sieche und Genesende milder Stärkung bedarf, vor allen andern auszeichnet. Diese Vorzüge erhält er durch das milde Clima, durch den Schutz hoher Gebirge vor den Nord- Ost- Westwinden, durch die Lage an der letzten Abdachung dieses auch in der Breite äußerst mächtigen Gebirgszuges der Karpathen, wo ihre Vorberge in die südlichen, unermeßlichen Ebenen auslaufen; durch den Ablauf seiner Gehänge nach Mittag, wo die Sonne unaufhörlich den Zuckerstoff entwickeln kann; durch das nöthige Maaß von Feuchtigkeit mittelst der Dünste aus den Flüßen Bodrog und Theiß; durch den trocknen, hitzigen, alles Uebermaaß von Nässe durch- oder ablassenden Boden; durch die späte Lese, wodurch Herbstsonne am Tage und die Nachtreife noch wohlthätig einwirken können, daß die Traube nicht nur aufs vollkommenste zeitige, sondern auch die meisten ihrer wässerigen Theile noch verliere, nur die geistigsten erhalte, und dadurch zur sogenannten Trockenbeere zusammenschrumpfe; endlich durch den Adel der Traubensorte selbst.

Daher wird jener Tokayer ersten Ranges gleich nach der Weinlese von Kennern und Liebhabern in Beschlag genommen, und zum größten Theil ins Ausland verführt. Denn um diese Zeit strömen die Fremden hier, wie zu einem Jahrmarkte herbei und in der That ist die Tokayerweinlese ein wahres, ungrisches Nationalfest. Nur Schade, daß gerade der meiste und edelste Wein, den sie spendet, über die Gränze geht, folglich für uns selbst zur Seltenheit wird.

Dazu muß aber noch erwogen werden, daß die Trockenbeeren (dieses unentbehrliche Vehikel zu den edelsten Sorten) nur selten sehr häufig gerathen. Selten sind Jahre, wie das von 1811. Sie werden bei der Lese auf das sorgfältigste von den andern Beeren (welche die sogenannten, ordinären Tokayer Tisch- oder Tafelweine, auch karakterisirt durch Feuer, Geist und Süße liefern) gesondert.

Nur aus diesen bereitet man den edleren Tokayer, dessen köstlichste, aber auch seltenste Sorte die Essenz ist. Unter dieser versteht man jenen öhlichten Traubensaft, der aus den Beeren von selbst, mittelst des Drucks ihrer eignen Schwere durch durchlöcherte Gefäße abtröpfelt.

Fließt nichts mehr ab, so kommen nun diese Trockenbeeren in ein ander Gefäß, erhalten einen Aufguß von ordinairem Tokayer-Most, werden izt ausgetreten und das Produkt ist der sogenannte Ausbruch.

Ist dieser abgezogen, so wird auf den Rückstand nochmals ordinairer Tokayermost gegossen und mit den Händen werden noch die letzten geistigen Reste aus den Trockenbeeren gepreßt. So entsteht der Maslasch. *)

Der Maslasch bedarf natürlich des meisten Zusatzes an ordinärem Wein und ist um so ärmer an jenem feineren Geist und Aroma, was dem Ausbruch und im höchsten Grade der Essenz, den köstlichen Geschmack und, nach dem Genuß, dem ganzen Körper ein erneuertes Leben gibt.

Außer den Abstuffungen des Werths, die aus dieser Behandlung, so wie aus den verschiedenen Jahrgängen entstehen, wird derselbe noch durch sein Alter außerordentlich erhöhet. Da er sich über hundert Jahre halten läßt und sich immer mehr veredelt, je älter er wird: so ist natürlich der älteste auch der beste und theuerste, und doch, wenn man Alles in Anschlag bringt, oft nicht theuer. Die Preise haben hier indessen keinen Maaßstab, am wenigsten bei Weinen von hohem und mittlerem Alter; da äußere Verhältnisse und Umstände, die seit 20 Jahren in politischer, mercan-

*) Vergleichen Andrés geographisch-statistische Beschreibung vom Kaiserthume Oestreich. Weimar, 1813. S. 91 und 137.

tischer und finanzieller Rücksicht so schwankend und veränderlich waren, von entschiedenem Einfluß sind. Indessen zahlte man in den vergangenen, bessern Zeiten für einen Antheil (nicht volle 36 Maaß Wiener) gute 10 — 20jährige Tokayeressenz 70 — 100 Dukaten im Golde; für alten, guten Tokayerausbruch ohne Lager 45 — 65 Dukaten und für Maslasch von gleichem Alter 20 — 30 Dukaten. Was denn doch einigen Anhalts-Punkt geben kann, die Preiswürdigkeit dieser Weinsorten, wenn sie ächt sind, zu beurtheilen.

Dieser hohe Preis, der eine Folge der Seltenheit ist, welche wieder die starke Ausfuhr erhöhet, mag wohl mit eine Ursache seyn, warum man ächten, edleren Tokayer weit seltner auf unseren Tafeln erblickt, als noch weit höher kommende Ausländerweine. Aber viel ist auch das allherrschende Vorurtheil Schuld, was nun einmal immer eher sich zum Fremden, als zum Einheimischen neigt, wäre das Letztere auch unläugbar besser, ja in seiner Vortrefflichkeit so einzig, wie es bei dem edleren Tokayer wirklich der Fall ist. Endlich wirkt hier nicht wenig auf der einen Seite die Schwierigkeit ein, ihn ächt zu erhalten, so wie auf der andern die sehr eingerissene Fertigkeit, aus Mischungen verschiedener, gekochter Weine und andrer Ingredienzien ein Gemengsel zu bräuen, das man Tokayer nennt, um wohlfeilen Preis giebt und dadurch bei Vielen sogar die Kenntniß eines wahren Tokayers verhindert. Besonders werden die Tokayer Ausbrüche häufig nachgebräut. Man giebt ein Gemengsel gekochter und zusammengemischter Weine dafür aus, welches von den Nichtkennern, seines süßen Geschmacks und anscheinend geringen Preises wegen, zwar getrunken wird, aber niemals einem unverdorbnen Gaumen, am allerwenigsten aber der Gesundheit zusagen kann. Ignoti nulla cupido! Wer daher das Bessere nicht kennt, hält auch das Schlechte für das Beste und nimmt damit vorlieb.

Bei einiger Aufmerksamkeit indessen, kann Jeder, der im Besitz gesunder Sinne, besonders des Geschmacks, Geruchs und Gesichts ist, und dem seine Gesundheit am Herzen liegt, den ächten Tokayer-Ausbruch, an seiner natürlichen, reinen, gold- oder weingelben Farbe, an seinem lieblichen gewürzhaft süßen Geschmack, aromatischen Geruch, an seinem feinen, milden Geist für die Zunge, an seinem sanft erwärmenden Feuer nach dem Genuß und besonders daran erkennen, daß er auch selbst im höchsten Uebermaaß genossen, wohl bis zum Schweißtreiben das Blut in allen Adern erhitzt, aber niemals Uebelkeiten oder Kopfweh verursacht. Ein andres Merkmal der Aechtheit ist, seine lange Haltbarkeit. Eine angebrochne Flasche kann, wenn sie nur tief und gut verstöpselt und verpicht und in einem kühlen und trocknen Keller aufbewahrt wird, sehr lange aufgehoben werden, ohne daß der Wein im mindesten an Farbe, Geist, Feuer und Aroma in Geschmack und Geruch verliere. Endlich kann auch der Umstand gewissermassen leiten, daß ächter Ausbruch aus den oben angegebnen Gründen nie wohlfeil seyn kann.

Dagegen vergleiche man das aus den Weinküchen kommende Getränk, mit seiner meist trüben oder ungleichen Farbe, mit seinem süß-säuerlichem oder eckelhaft süßem Geschmack, gemeinen oder widrigen Geruch, ohne Geist oder mit Brandtwein gefälscht. Nach dem Genuß fühlt man weder den Körper gestärkt, noch den Geist erheitert; sondern ein Mißbehagen, das nicht selten als bestimmtes Uebel ausbricht. Der fortgesetzte Genuß wird zum langsamen Gift, welches die Gesundheit untergräbt. *)

*) Ich bin in der Lage, Kennern und Liebhabern des Tokayer auch Patienten ächte Ausbrüche, ja auch etwas Essenz von 1796 und 1811; so wie ächten Menescher Ausbruch nachweisen oder verschaffen zu können; wie mich überhaupt meine Verbindungen in den Stand setzen, ächte, gute, gesunde Weine aus erster Hand schaffen zu können.

D. H.

Correspondenz.

1.

Geschichte der unerforschten Lebenskraft einer 60jährigen Weibsperson, welche in drei verschiedenen Perioden schon über acht Jahre angeblich weder ißt noch trinket, und dennoch lebet. Oertlich aufgenommen, entweder als schätzbaren Beitrag zu physikalischen Annalen, oder zur Aufdeckung eines höchst auffallenden Truges aus Wahnsinn oder Eigennutz — daher einer näheren ämtlichen Untersuchung und öffentlichen Aufklärung würdig.

Rosina geborne Wiener, gemeinweg die Behrlenzlinn genannt, eine Bäuerinn, wohnet in dem von ihren Eltern ererbten Kleinhause Nr. 205 des Pfarrdorfes Großtapar unter der Fürst Karl Lichtensteinischen Herrschaft Kromau, Znaimer Kreises im Markgrafthum Mähren. Sie hatte mehrere Geschwister, wovon die Bable und die Oberenzerinn noch am Leben sind. Alle waren von Jugend auf gesund, sind gut und christkatholisch erzogen, arbeitsam, friedfertig, dienstbar. Diese Behrlenzlinn verheurathete sich mit Lorenz Behr, einem Drescher und Taglöhner im Orte. Beide lebten viele Jahre einig miteinander. Sie zeugte mehrere gesunde Kinder, wovon der eine Sohn Michael und die beiden Töchter Barbara und Theresia noch leben. Ihr Mann ernährte diese Familie um so leichter, da Großtapar in einer gesegneten Gegend liegt, und er einige Grundstücke besaß, auch sie, die Behrlenzlinn, als eine gute und gesuchte Bauernköchin sich bei Kindstaufen, Hochzeiten und Begräbnissen der zahlreichen Ortsnachbarn, dann bei drei geistlichen Primizen, viel verdiente und geschenkt erhielt. Dazu war sie ein verträgliches und berathendes Weib; daher von der Gemeinde geliebet und geachtet.

Vor 26 Jahren stieß ihr Nachtszeit, da sie schon im Bette lag, ein ungewöhnliches Husten auf, wie zu einem vergeblichen Erbrechen. Sie klagte über Brustschmerzen, welche sie, wie ein Feuer, brannten. Diese Plage wurde nach und nach heftiger, und sie verlor bisweilen ihre Geistesgegenwart. Damals noch zu jung, und von einem starken fleischigten und kräftigen Körperbau, widerstand sie leichter, durfte nur bisweilen im Bette liegen, konnte dann wieder aufstehen und ihren Verrichtungen nachgehen. Was aber das sonderbarste war: gleich seit Anfang der Krankheit konnte sie weder essen noch trinken; sie hatte den heftigsten Eckel vor aller Lebensnahrung, die man ihr durch Güte darreichte und bisweilen durch Gewalt einnöthigte: sie erbrach alles wieder sogleich. Man bewachte und beobachtete sie bei gelegten Lockspeisen, immer ohne Entdeckung eines Genußes. Dieser Zustand dauerte volle zwei Jahre. Nach dieser Zeit wurde sie von selbst wieder gesund, aß und trank, schlief gehörig und anhaltend, klagte nicht mehr über Brustbeschwerden, konnte ihrer Arbeit vollkommen vorstehen, und wurde an ihrem ausgezehrten Körper, wie ehehin, wieder fleischig und fett.

Vor 10 Jahren überfiel sie diese Krankheit abermals und heftiger, so, daß sie bald bettlägerig wurde. Sie mußte dießmal drei Jahre leiden, während welcher langen Zeit sie ebenfalls die Eß- und Trinkscheu bekam, und alles ihr mit Güte oder Gewalt beigebrachte sogleich erbrach. Auch ist genaß sie von selbst, und ihr ausgezehrter Körper wurde abermal vollfleischig. Sie kochte, wie ehehin, und war ihren Nachbarn dienstbar. Nunmehr als Wittwe, übergab sie ihr Haus, mit Vorbehalt eines Ackers der Tochter Theresia, welche sich mit Joseph Gall, gewesenem Korporal bei Jenschewitz Dragoner verehliget hatte, der sich nun, nach Art seiner Vorfahrer, als ein friedfertiger Nachbar, guter Ehemann, Vater und Schwiegersohn, auf diesem Hause redlich nähret und ebenfalls keine Noth hat.

Im Februar 1812 bei kalter Witterung, verfiel diese Behrlenzlinn zum drittenmal in ihre Krankheit, welche sie, ist schon alt, sehr bald bettlägerig machte. Seit dieser langen Zeit lieget sie, stehet höchst selten und nur sehr mühsam bei sommerschöner Witterung auf, schleichet an einem Stecken, sich an die Mauer haltend, wie ein Schatten umher, sitzet eine kurze Zeit, oft gebütet, im Hofe, und gehet dann zurück ins Bett. Auch durch diese lange Zeit hat sie weder Speise noch Trank zu sich genommen, daher auch keinen Stuhl- und Urinagang. Sie schläft nur viertelstundenweise und fühlet sich dann etwas gestärket. Krämpfe ziehen sie bisweilen so zusammen, wie eine Kugel. Bei ungestümmer Witterung klaget sie mehr über heftiges Brustbrennen und verliert dann mehr oder weniger die Besonnenheit. Sie leidet auch an Blähungen. Wenn sie die Krankheit am heftigsten hat, sieht sie lebhaft aus, übrigens ganz abgemattet und todtenbleich. Sonst war sie andächtig und las gern geistliche Bücher, z. B. Kochems goldenen Himmelsschlüssel, welcher noch in ihrem Hause ist. Jetzt hasset sie die Religion, und hat Abscheu vor der Geistlichkeit. Umsomehr spricht sie von Teufeln, welche ihr in allerlei Gestalten und Verrichtungen vorschweben. Sie ist lebenssatt und zum Selbstmorde öfters geneigt; daher man sie, besonders in den ersten zwei Jahren der letzten Krankheitsperiode, Tag und Nacht bewachen mußte. Einst schlich sie sich zu ihrem Schwiegersohne Gall, der im Hofe seine Sense tangelte, ihn ganz leise und vertraulich mit den Worten bittend:

„Sohn! Hier wäre schickliche Gelegenheit: ein einziger Schnitt von dir mit der Sense durch meinen Hals — so wäre meines Leidens ein Ende.“ Gall, ihr nicht gern ausdrücklich widersprechend, antwortete bloß: „Mutter! du würdest schreyen müssen, hiedurch meine Nachbarn herbeilocken, und mir dann ungelegenheit zuziehen.“ Während den ersten Jahren, wo er erst ins Haus geheurathet hatte, war er selbst eifrig daran, einen vermuthlichen Trug in ihrem Ekel vor aller Nahrung zu entdecken; jedoch immer vergebens. Auch wurde der dortige geprüfte und geschickte Wundarzt Herr Lanner berufen. Dieser gab ihr verschiedene Arzneyen, welche sie zuerst nahm, dann aber jedesmal wieder erbrach. Er verließ sie endlich als heillos, mit dem Wunsche, daß diese Sache einer genaueren Untersuchung unterzogen werden möchte, weil er das äußere Ansehen der Leidenden mit ihrer Krankheitsgeschichte nicht übereinstimmend findet.

Wegen dieser Behrlenzlinn sind die Meinungen des Ortes getheilet. Der Vernünftige glaubet schlechtweg an Trug; vielleicht zu voreilig. Hungerte doch der Holzwärter Stielow von Leba an der pommerschen Küste auf einem verunglückten Wrack 1809 vom 24. März bis zum 9. April, und blieb am Leben. Auch beweisen die Untersuchungsakten des ungarischen Comitates Neograd, daß Andreas Hertzeg aus dem Dorfe Uhorßka vom 13. April bis zum 8. August 1802 in einer Felsenschlucht 16 ganze Wochen ohne Speise und Trank ununterbrochen schlief; daß ihm an der Lagerseite sogar die Kleider am Leibe verfaulet waren; daß er nach seiner Zuhausekunft aufs neue mit einem dreitägigen Schlafe befallen wurde, und dennoch, vollkommen genesen, izt noch lebet: anderer neueren ähnlichen Fälle und der Geschichte des frommen Waldbruders Klaus von Unterwalden aus dem 15ten Jahrhunderte nicht zu gedenken, welcher nach dem Untersuchungszeugnisse des Bischofs von Lokniz, sogar 19 ½ Jahre ohne Speise und Trank gelebet haben soll, so daß man, um das Andenken des Wunders zu verewigen, sogar eine Medaille auf ihn geprägt habe, welche Köhler in seiner Münzbelustigung im 2. Theil Seite 281 historisch beschreibet, und die sich in jedem vollständigen Münzkabinete auch wirklich befindet. — Andere sollten wieder nicht so unbedingt an die Wächter, und diejenigen glauben, welche dermalen die Behrlenzlinn umgeben. Der gute Nahrungsstand und der unbescholtene Ruf sprechen zwar für die Rechtlichkeit der Familie, aber doch nicht mit so voller Bürgschaft, wie eine ganz unpartheyische Untersuchung Sachkündiger. — Endlich wäre der Aberglaube sogar geneigt, diese Geschichte für ein Teufelsspiel, und die Kranke für eine Besessene zu halten, wenn ihn nicht die dortige würdige Geistlichkeit eines Besseren belehret hätte.

Aufgenommen in Großtahar den 2. Oktober 1815. bei Gelegenheit einer Landreise von

Ignaz Gauer,

Schätzungskommissär in Kunstsachen bei dem k. k. obersten Hofmarschallamte und bei den übrigen Justizbehörden, k. k. priv. Kunsthändler und Musikdirektor des k. k. Waisen-institutes in Wien, eben da wohnhaft.

8.

Schul- und Erziehungswesen.

(Vergleiche Nr. 56, 1815.)

Wien, 19. November 1815.

1.

Den 9. November 1815 ward die Schuljugend der Hauptschule auf der Landstraße allhier in ihr neues in dem vormaligen Augustiner-Klostergebäude ihr angewiesenes und zweckmäßig zubereitetes Locale sehr feyerlich und rührend eingeführt. Der Herr Regierungsrath und Domscholastikus, Oberaufseher der deutschen Schulen hielt das Veni sancte spiritus, das Hochamt, das Te deum laudamus, und beantwortete die dabei gehaltenen Anreden.

2.

Ich erwähnte schon, daß die Vorstadtgemeinden anfangen, für ihre Jugend eigene Schulhäuser zu erbauen, weil der Zins für die Miethe zu hoch steigt, und das Locale für Schulen selten zweckmäßig angetroffen wird. So hat die Gemeinde im Alt-Lerchenfelde ein schönes Schulhaus von Grund aus neu gebauet, und die Gemeinde in der Roßau ein dazu passendes Haus gekauft, das sie mit einem Zubau vergrößern und zur Gemeindeschule herstellen wird.

3.

Es ist noch nicht entschieden, ob ein Theil des großen Gartens, der bei dem Taubstummen-Institutgebäude sich befindet, verkauft werden soll. Dieses Institut erhält noch immer Zuschüsse von Wohlthätern, besonders vom Vereine adelicher Damen.

4.

Das Krausische Lehr- und Erziehungsinstitut in der Florianigasse allhier mußte nach dem dießjährigen 2. Lehrkurse alle Zöglinge katholischer Religion aus der

Pension oder Kost entlassen, weil die Befugniß nur für Katholische ertheilt ist.

5.

Das Blinden-Institut hielt seine halbjährige öffentliche Prüfung, wobei die Zöglinge aus der Religion, dem Kopfrechnen, der deutschen Sprachlehre antworteten, auch einige einen ihnen gegebenen Satz theils schreiben, theils mit erhabenen Buchstaben nach den Regeln der Rechtschreibung zusammensetzten, auch ihre Kenntniß in Münzen und ihre Geschicklichkeit im Messen der Längen zeigten. Den Beschluß machte ein allgemeiner Gesang der Blinden, der von einem blinden Mädchen auf dem Clavier begleitet wurde.

6.

Der Herr Baron von Sumerau, bisheriger Pfarrer bei St. Leopold in der Leopoldstadt, hielt den 15. November als am Patrocinumsfeste seiner Kirche, die Abschiedspredigt und das Hochamt, in Gegenwart des löbl. Magistrats der Stadt Wien, der Stadthauptmannschaft, der Oberaufsicht der deutschen Schulen und vieler anderer Anwesenden. Er geht als Domherr nach Ollmütz ab.

7.

Man glaubte, daß das neue Lesebuch für Volksschulen, ein gewiß sehr nothwendiges Bedürfniß, mit Anfange gegenwärtigen Schuljahres werde eingeführt werden; allein die Schulen müssen sich noch immer mit den bestehenden 2 Lesebüchern, wiewohl sehr ungern, behelfen. Indessen ist auch für die Stadtschulen ein kleines Büchlein mit Erzählungen als Fortsetzung des Namenbüchleins wie für die Landschulen, eingeführt worden.

8.

Für die Gymnasialschulen erwartet man noch immer ein Religionsbuch, das allgemein eingeführt werden soll. Einstweilen ist des Religionslehrers am akademischen Gymnasium allhier, Trang, Leitfaden zum Religionsunterrichte, und des Cons. Raths, Dechants u. l. f. Pfarrers zu Hadres Ant. Hye, Religionsunterricht für die erwachsene Jugend, empfohlen. Dieser letztere hat bereits die 3te vermehrte und verbesserte Auflage erlebt, ungeachtet er im Jahre 1812 zum ersten Mahl aufgelegt wurde. Er empfiehlt sich auch wirklich durch seine Zweckmäßigkeit, Reichhaltigkeit und Herzlichkeit, und ist überdieß weit wohlfeiler, als Tranzes Werk. Es wäre zu wünschen, daß er auch bei allen übrigen Lehrinstituten eingeführet würde.

3.

Nachrichten aus Wien Anfangs November.

Cours.

Er hat sich seit einigen Wochen bis auf 375 verschlimmert, nachdem er sich lange auf 340 gehalten. Die Hauptursache mag ein von den Agioteurs absichtlich verbreitetes, falsches Gerücht seyn, das bei aller seiner innern Unwahrscheinlichkeit, doch allerhand Finanzgespenster, unter andern auch eine Herabsetzung der Anticipationsscheine sehen ließ. Viele furchtsame Gemüther trachteten sich daher derselben zu entledigen, kauften Silbergeld, Staatspapiere, legten auch große Summen in das neue Anlehen von 50 Millionen. Die angekündigten Ziehungen der Lotterien setzen ebenfalls einen Bedarf von Silbergeld voraus. Wenn man aber bedenkt 1) Unsre Subsidien, die wir im Baaren von England zu beziehen haben, 2) unsere von Frankreich zu erwartende Contribution im Baaren, 3) die 25 Millionen in Baarem für an ein englisches Haus verkauftes Quecksilber und Zinnober aus Idria. 4) Eine beträchtliche Summe von Staatsschulden, welche der König der Niederlande von uns übernommen; 5) mehrere Millionen im Baaren, welche wenigstens die wieder vereinigten Provinzen, in welchen Conventionsgeld circulirt, reinen, jährlichen Ueberschuß geben; 6) die Kriegskosten, welche die italienischen Staaten im Baaren theils schon bezahlt haben, theils noch zahlen werden, 7) das sehr beträchtliche Corps unsrer Armee, welches auf Frankreichs Kosten leben wird: so ist wohl die Lage unsrer Finanzen seit vielen Jahren nie reeller und solider in ihren Aussichten gewesen, und kein Grund vorhanden, irgend einem Mißtrauen Raum zu geben, und sich durch vorgespiegelte Schreckbilder irre führen zu lassen. Dafür sollten schon die bekannte rechtliche Denkart und tiefe Einsicht Sr. Excellenz des Herrn Hofkammerpräsidenten Grafen Stadion bewahren.

4.

Zwei öffentliche Reden.

Wien, 17. Nov. 1815.

Daß Herr Director Prechtl an dem feyerlichen Tage der Eröffnung des k. k. polytechnischen Instituts eine ausgezeichnet schöne und gründliche Rede, mit ungetheiltem Beifall gehalten, ist Ihnen aus den öffentlichen Blättern mit Freuden bekannt. Unbekannt aber dürfte es Ihnen vielleicht noch seyn, daß bei einer ähnlichen Veranlassung, der Eröffnung der Schulen an

der Universität, unser Professor Hartmann mit einer eben so herrlichen und mit gleichem Beifall aufgenommenen Rede de mente humana, als Gegner des Materialismus auftrat. Eine an Geschmack und Geist so reiche Ader, wie in diesen beiden Reden, ist uns lange nicht geflossen.

5.

Somnambüle.

Böhmen. November 1815.

Hier hält sich ein Frauenzimmer auf, welche zu den Erscheinungen, die Sie in Nr. 49 1813 erwähnten, ein Gegenstück liefert. Sie war über 8 Monate eine wahre Somnambüle oder clair voyante, und wenn nur die Hälfte dessen wahr ist, was, wie man sagt, sehr glaubwürdige Zeugen bestätigen, so beuge ich meine Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens.

Während ihres Zustandes antwortete J. J. in jeder (??) Sprache, in der man sie anredete, da sie doch im gesunden Zustande nur deutsch versteht. Musik fängt sie erst itzt an zu lernen; in ihrem exaltirten Zustande aber spielte sie auf der Guitarre alles nach, was ihr D. G. vorspielte. Den ganzen Verlauf ihrer Krankheit, so wie den Plan ihrer Heilart sagte sie voraus; auch andre Dinge, die gar keinen Bezug auf sie oder den mindesten Zusammenhang mit ihr hatten und die dann genau eintrafen; so z. B. im Jänner Napoleons ganzes Schicksal. Sie sah mit allen Theilen ihres Körpers, nur nicht mit den Augen. Legte man ihr Geschriebenes unter den Kopf; so sagte sie dessen ganzen Inhalt her. Gab man ihr dasselbe in die Hand; so folgte sie den Zeilen mit dem Finger, als wenn sie mit diesem läse. Während ihrer ganzen Krankheit behauptete sie mit fester Zuversicht: ihr ganzer Zustand stehe im innigsten Zusammenhang mit den Gestirnen, und folgender Vorfall steht mit dieser Idee in Verbindung.

Mitten in ihrem Somnambulismus lief sie auf einmal in G. aus dem Zimmer, (ihre ältere Schwester folgte ihr) bis zu einem Platz, auf dem eine Eiche stand. Hier langte sie immer an dem Baume in die Höhe. Ihre Schwester half ihr einen Ast erreichen, von dem sie einen Zweig abbrach und sich damit unter die Eiche setzte. „Hier müßte sie sitzen bleiben" sagte sie „bis sie den ersten Stern zu Gesicht bekäme. Käme er auf der einen „Seite, so werde es mit ihrer Genesung unglücklich ab„laufen; käme er aber auf der andern, so weissage er „ihr den glücklichsten Erfolg." Sie blieb sitzen, das Gesicht unverwandt, voll angstvoller Erwartung auf die unglückliche gerichtet. Aber der Stern erschien an der andern und, so wie sie ihn erblickte, begrüßte sie ihn mit lauten Freudenbezeugungen, und eilte nun mit dem Eichenzweig nach Hause. Von diesem und einem goldnen Ring, den sie trug, behauptete sie, daß sie vielen Einfluß auf ihre Gesundheit hätten, und beides hatte sie stets während ihrer Krankheit bei sich. Am 28. August war sie zum letztenmal clair voyante. Seit einiger Zeit ist sie hier, um eine Luftveränderung zu machen, die ihr, wie sie sagt, sehr gut thun würde. Sie hat wohl noch öftere, aber nur sehr schwache Anfälle. Befallen sie dieselbe unterwegs, so geht sie dabei fort, aber mit ganz starren Augen und erwacht dann mit einem Zusammenschaudern. — Sie ist ein sehr gutmüthiges, sonst ganz gewöhnliches Mädchen, ohne hervorragende Bildung oder Kenntnisse.

6.

Nützliche Anstalten.

Zehnte Nachricht wegen der Bibelgesellschaft.

(Man sehe Hesperus Nr. 55. 1815.)

Das Commite der Bibel-Societät für die Marine und Armee (Naval and Military Bible Society) machte in London am 31. Dez. 1813 bekannt, daß sie seit ihrer Stiftung beinahe 56,000 Bibeln, außer einer großen Anzahl vom N. T. vertheilt habe an Matrosen und Soldaten, an die Hospitäler und Depots, welche mit diesen Zweigen der großen brittischen Kriegsmacht in Verbindung stehen. Dem dringenden Verlangen von 15,000 Matrosen und Soldaten hat wegen Mangel an Fonds zur Zeit noch nicht Genüge geschehen können, indem bei dem Schluß der Rechnung der Einnehmer mit 160 Pfund im Vorschuß war. Zu Bramley in Yorkshire ist ein Zweig der Bibel-Societät entstanden, der sich mit der zu Leeds in Verbindung gesetzt hat, und zu Armley in derselben Grafschaft ist eine ähnliche Gesellschaft gebildet, die unter den Armen in der Nachbarschaft die heil. Schrift ohne Anmerkungen und Erklärungen in Umlauf bringen will. Die Einwohner von Collumpton in Devonshire und der Nachbarschaft haben neulich beschlossen, daß in dieser Stadt ein Zweig der Bibel-Societät gebildet werden soll, der mit den brittischen und auswärtigen Bibel-Societäten zu gleichem Zwecke wirke.

(Halle A. L. Z. N. 127. 1814.)

Geographisch statistische Notizen.

Übersicht des Preises von einem Laibe Weizen-Brod *) in London von 1735 an bis 1809.

		Schilling.			Schilling.
1735	(Georg II.)	5 ½	1775	. . .	6 ½
1740	. . .	7 ¼	1780	. . .	7 ¼
1745	. . .	4 ¾	1785	. . .	6 ¼
1750	. . .	5 ¼	1790	. . .	7 ½
1755	. . .	5	1795 **)	. .	12 ¼
1760	(Georg III.)	5 ½	1800	. . .	17 ½
1765	. . .	7	1805	. . .	12 ½
1770	. . .	6 ¼	1809	. . .	16 ¼

Fahnenberg neues Magazin S. 242.

Übersicht der für den öffentlichen Dienst in Großbrittanien von 1688 an bis 1812 jährlich erhobenen Summen.

			Pf. Sterl.
Während der Regierung Jakobs des IIten beliefen sich die Staatseinkünfte auf			2,000,000
—	—	Wilhelms des IIIten	3,900,000
—	—	Anna	5,700,000
—	—	Georg des Iten	6,700,000
—	—	Georg des IIten	8,500,000
Im Jahre	1760	. . . . .	8,500,000
— —	1765	. . . . .	9,300,000
— —	1770	. . . . .	9,500,000
— —	1775	. . . . .	10,000,000
— —	1780	. . . . .	12,200,000
— —	1785	. . . . .	14,900,000
— —	1788	. . . . .	15,500,000
— —	1792	. . . . .	15,832,465
— —	1793	. . . . .	22,050,898
— —	1794	. . . . .	32,102,168
— —	1795	. . . . .	37,641,736
— —	1796	. . . . .	60,969,839
— —	1799	. . . . .	67,634,677
— —	1801	. . . . .	75,743,475
— —	1805	. . . . .	81,167,978
— —	1808	. . . . .	82,025,110
— —	1809	. . . . .	93,192,742
— —	1810	. . . . .	97,948,034
— —	1811	. . . . .	98,000,000
— —	1812	. . . . .	104,000,000

Fahnenberg, neuestes Magazin 1815. S. 240.

*) Der Laib Brod, wiegt 11 P. 50. L. 8. Dr.

**) Der Krieg mit Frankreich fieng schon 1793 an.

Anekdoten.

Ein Paar Züge aus Frankreichs Zustand vor der Revolution.

Die Frau von Vanteil gebrauchte, und, was noch schlimmer ist, übt noch heut zu Tag *) das Recht aus, die Frösche in den Gräben ihres Schlosses der Stadt Magni, während jedes ihrer Wochenbette, peitschen zu lassen. Natürlicher Weise wünschen diese gar sehr, daß die Frau von Vanteil unfruchtbar bleiben möchte.

Der Bischof von Saint-Brieux ist weltlicher Herr von zwei Drittheilen der Stadt. An der Ecke einer der Hauptstraßen steht ein Haus, von dem er eine Abgabe von zwölf Deniers bezieht.

Dieß ist nun nichts außerordentliches; aber das Sonderbare kömmt jetzt.

Am Feyertage Johannis des Täufers geht der Eigenthümer dieses Hauses alle Jahre, in seinem besten Anstand und einen weißen Stock in der Hand, um die Vesperstunde aus demselben, schlägt mit diesem Stock dreymal in den schaumenden Bach, der vor seinem Hause vorbeifließt, und spricht die beide erstemale dazu: „still, ihr Frösche, Se. Gnaden schläft!“ und das drittemahl: „schweigt denn, Frösche, und lasset Se. Gnaden schlafen!“

Diese Thatsache bezeugt, daß in den glücklichen Zeiten, da die Philosophie die Menschen noch nicht gelehrt hatte, die Straßen zu pflastern, um die Frösche aus den Ortschaften zu verbannen, ein Bischof nicht nur die Vesperzeit zum Schlaf anwendete, sondern auch seinen Vasalen die Verpflichtung auflegte, darüber zu wachen, daß seine quackenden Nachbarn seinen Schlaf nicht störten, während seine Clerisey und seine geistlichen Schafe der religiösen Pflicht oblagen, die sich Se. Gnaden erließen. Wahrlich, die Hirten einer gewissen Versammlung der Gläubigen nannten diese vordem nicht umsonst ihre Heerde.

*) So [illegible] nemlich damals Herr von Wimpfen. S. dessen Briefe 3ter Band.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 3. Jäner.

Mittheilungen der k. k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn.

Stiftung eines meteorologischen Vereins.

Auf den Vorschlag ihres Sekretärs des Hrn. Wirthschaftsraths Andre beschloß die eben bezeichnete Gesellschaft bereits im Frühjahre 1815 die Gründung eines Vereins für Witterungsbeobachtungen, zu diesem Behuf einen Ausschuß zu ernennen, Herrn D. Schindler aber zu ersuchen, den Plan dazu zu entwerfen und das Ganze zu leiten. Dieser unterzog sich dem ehrenvollen Geschäfte und trug darüber in der öffentlichen Generalversammlung der Gesellschaft am 16. Mai 1815 vor folgende

Ideen über das Bedürfniß, den Nutzen und erste Erfordernisse eines solchen Vereins.

Die k. k. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde hat in der Sitzung vom 13. April d. J. den Vorschlag ihres Sekretärs:

„Einen eigenen Verein zu Witterungsbeobachtungen zu gründen, zu diesem Behufe einen Ausschuß zu ernennen, und bei der heutigen Generalversammlung nach erstattetem Vortrag zum Beitritte zu diesem Verein mittelst Unterzeichnung einzuladen,"

durch einen einhelligen Beschluß als einen der Natur- und Landeskunde, folglich ihrem Wirkungskreis angehörigen Gegenstand als auch zur Ausführung geeignet erkennet.

Vor Allem wurde daher der Ausschuß in der Person des Herrn Sekretärs, dann der ordentlich beisitzenden Mitglieder der Herren Rudzinsky, Ries, Zemann und des Referenten ernannt, und dem letzten aufgetragen, den Zweck eines solchen Vereins näher auseinander zu setzen, auf die Resultate, welche Aufklärungen in dem noch dunkeln Felde der Witterungslehre erwarten lassen, aufmerksam zu machen, und dann Alle, welche dieser Gegenstand interessirt, zur Theilnahme einzuladen.

Vor einer Versammlung von gebildeten Männern, von welchen die allermeisten die praktische Landwirthschaft zum Hauptberufe ihres Lebens gemacht, würde es überflüssig seyn, den Nutzen, den die wissenschaftlich begründete Witterungskunde für alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft und insbesondere für die Landwirthschaft haben würde, erst umständlich auseinander zu setzen. Die Vortheile, welche für den Landwirth hervorgehen würden, wenn man auch nur auf einige Tage die Witterung mit etwas mehr als bloßer Wahrscheinlichkeit im voraus bestimmen könnte, springen zu sehr von selbst in die Augen.

Demungeachtet ist es leider nur zu wahr, daß die Witterungslehre nicht allgemein als ein sehr wichtiger und gemeinnütziger Haupttheil der Physik anerkannt, sondern entweder sehr vernachlässigt oder blos empirisch und höchst oberflächlich,

wie manche andre ernste Angelegenheit des Lebens behandelt wird.

Treten wir in unsre gesellschaftliche Cirkel. Fast immer beginnt das Gespräch mit gegenseitigem Erkundigen über das Wohlbefinden, geht auf die Witterung des Tages über und verweilet dann bei der Politik. Um diese drei Erfahrungswissenschaften also, um Gesundheitspflege, Meteorologie und Politik dreht sich am allgemeinsten, obwohl in ungleichen Verhältnissen, die Unterhaltung.

Indeß Politik und Medizin zum wirklichen Rang einer Wissenschaft erhoben sind und denen, welche beide kultiviren, Achtung, Würden und Lohn anbieten, steht man die Witterungslehre, die doch weder in der Schwierigkeit der Untersuchung, noch in der Zuverläßigkeit der Resultate, falls sie so, wie die andern kultivirt würde, ihnen nachstehen dürfte, entweder als das Ding, was man nicht wissen könne, bespöttelt oder unter die Alfanzereien herabgewürdigt.

Der Grund dieser auffallenden Zurücksetzung dürfte wohl darinn gesucht werden müssen: daß in ältern Zeiten Meteorologie und die so verrufene Sterndeuterei innigst verschwistert waren; daß die erstere sich schon mit Witterungsprophezeiung befaßte, ehe noch die dazu so nöthigen Werkzeuge erfunden waren, und ehe noch die mit der Dunstkreislehre innigst verbundenen Wissenschaften einigen Fortgang gemacht hatten; daß die seit 150 Jahren erfundenen Barometer und Thermometer erst in den neuesten Zeiten wesentlich verbessert und zu genauen Beobachtungen tauglich gemacht wurden; daß man die vielen bei Lösung der Witterungsprobleme in den höhern Calcul eingreifenden zum Theil incommensurablen Größen entweder gar nicht kannte, oder ihren Einfluß auf die Entwickelung der hiebei vorkommenden schwierigen Gleichungen nicht gehörig gewürdigt hat; daß das Streben nach Erforschung der atmosphärischen Verhältnisse und Gesetze, welches wohl mehr Aufmunterung und Unterstützung verdient hätte, als ihm zu Theil geworden zu seyn scheint, erst seit den letzten Jahrzehenten rege geworden, und man dadurch erst zu der Erkenntniß gekommen ist, wie die Localwitterung oft auf einen nur sehr kleinen Raum der Erdoberfläche beschränkt, doch von den Veränderungen der allgemeinen Atmosphäre so abhängig ist, daß man also mit, wenn gleich vieljährigen an einem und demselben Ort angestellten Beobachtungen noch bei weitem nicht im Stande ist, die Witterung wahrzusagen oder Hypothesen aufzubauen, die wegen ihrer seichten Grundlage nothwendig wieder in sich selbst zusammenfallen müssen.

Die Witterungslehre mußte immer mehr an ihrem Ansehen verlieren, jemehr die vorlauten Wetterprophezeiungen durch den Erfolg widerlegt und zu Schanden gemacht worden sind, und man nicht sowohl dahin strebte, die Wissenschaft erst fest zu begründen, als vielmehr den Ruf eines Wetterpropheten zu erlangen. Diese Bemerkungen werden es auch begreiflich machen, wie selbst der allgemein geschätzte Astronom Bode in seinen Gedanken über den Witterungslauf an einer eigentlich systematischen Witterungslehre verzweifeln konnte.

Dennoch mußte er selbst zugestehen, daß es eine Witterungsbeobachtung gebe, aus der sich nach einer Reihe von Jahren für nicht zu weite Räume und für nicht zu lange Zeit die wahrscheinliche Beschaffenheit der künftigen Witterung folgern lasse. Er glaubt, daß, wenn in einer Provinz mehrere verständige Landwirthe an verschiedenen Orten, täglich einigemal den Zustand der heitern oder trüben Luft, den Zug und die Farbe der Wolken, die Stärke und die Richtung des Windes, die Witterungsvorfälle selbst und was man sonst an Thieren und Pflanzen beim Wechsel der Witterung wahrgenommen hat, genau aufzeichneten, sich daraus in der Folge etwas über den Witterungslauf mit Wahrscheinlichkeit werde herleiten lassen.

Daß es bisher nach der Witterungslehre, an ihrem Haupterforderniß, an der Zuverläßigkeit gebrach, scheint darinn seinen Grund zu haben, daß man theils zu wenige, theils nicht ganz zuverläßige, und theils ganz einseitige, d. i. auf einen einzelnen Ort beschränkte Wetterbeobachtungen hatte, und sich dennoch gleich herausnahm,

umfassende Theorien über Witterungslehre in die Welt zu schicken, ein Vorwurf, den sich auch in der neuesten Zeit sonst verdiente Männer zu Schulden kommen ließen.

Toaldo hat sein meteorologisches System zwar auf 50jährige Beobachtungen gegründet, aber diese waren blos zu Padua, einem von uns südlichen, zwischen 2 Meeren gelegenen Punkte angestellt, und die daraus abstrahirten Grundsätze zur Vorhersagung der künftigen Witterung müssen daher nothwendig für den Erdgürtel, den wir bewohnen, ganz unanwendbar bleiben. — Dagegen werden die Pilgramischen Wahrscheinlichkeitsansichten, die sich auf in Wien angestellte Beobachtungen gründen, öfter zusagen. Die k. k. Ackerbaugesellschaft erhielt von ihrem verstorbenen würdigen Mitgliede Herrn Hauptmann Knittelmayer ein sehr schätzbares Geschenk. Es sind durch 13 Jahre täglich 5mal über die Beschaffenheit des Brünner Dunstkreises gemachte Beobachtungen mit beispielloser Genauigkeit und Beharrlichkeit in zweckmäßig eingerichtete Tabellen eingetragen. Diese führten ihn auf mehrere meteorologische Lehrsätze, mittelst deren er, wie es seinen hier anwesenden Freunden erinnerlich seyn wird, sehr oft auf mehrere Tage den Lauf der Witterung mit einer, durch den Erfolg öfter bestätigten Gewißheit voraussagte.

So schätzbar solche einzelne oder locale Witterungsbeobachtungen auch sind, so sehr sie verdienen von dem so eben erst ernannten meteorologischen Ausschuß gesammelt und zu Vergleichungen benützt zu werden, so sind sie doch nicht geeignet, über den Lauf der Witterung einer größeren Landesstrecke etwas Zuverläßiges folgern, oder wohl gar ein meteorologisches Lehrgebäude darauf stützen zu können, da veränderte Localumstände in einer andern Gegend auch ganz veränderte Witterungsereignisse veranlassen werden. Obwohl nicht zu läugnen ist, daß außer diesen untergeordneten, auch höhere, allgemeinere Ursachen eingreifen und zum Beispiel den gemeinsamen Witterungscharakter eines Jahres, weit über die Gränzen einer Provinz hinaus bestimmen können. Je mehr man also weiß, wie gleichzeitig an vielen Orten die Witterung war und von je länger her man das weiß; zu desto befriedigenderen Combinationen, Resultaten und vielleicht Grundsätzen wird man gelangen können.

Worauf kömmt es also zunächst an, um letztere haltbar für die Witterungslehre auszumitteln?

„Auf eine Reihe mehrjähriger un„unterbrochener, genauer, systema„tisch geordneter Witterungsnachrich„ten oder Witterungsortskroniken „nach genauen Beobachtungen, die „man auf mehreren, entweder durch „ihre Höhe über der Meeresfläche, „oder durch sonstige Lage ausgezeich„neten Standpunkten eines ganzen „Landes angestellt hat."

Dies scheint vor der Hand der einzige Weg zu seyn, der zur Auflösung des schweren Problems einer wissenschaftlichen Begründung der Meteorologie führen kann.

Aber solche mehrjährige sich über ein ganzes Land verbreitende genaue Witterungsbeobachtungen sind nicht die Sache eines Einzelnen. Nur durch einen gesellschaftlichen Verein, der nicht abstirbt, der diese so viel möglich gleichzeitigen Beobachtungen aus allen Gegenden sammelt, systematisch zusammenstellt, und daraus die Entstehung, Dauer, Ausdehnung, Wirkung oder Folge jeder meteorologischen Begebenheit auf die nächste Umgebung oder auf das ganze Land ableitet, nur durch einen solchen Verein kann etwas für die Wissenschaft Gedeihliches erwartet und geleistet werden; so wie wir auch aus der Erfahrung wissen, daß das Wenige, was bisher für Meteorologie geschah, nur durch solche Vereine, wie z. B. die baierische Akademie, die Mannheimer meteorologische Gesellschaft bewirkt worden ist, welche noch mehr geleistet haben würden, wenn die Zeitereignisse und Umstände dieser Art wissenschaftlicher Untersuchungen und ihrer Dauer nicht abhold gewesen wären.

Die k. k. Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskund-

welche von allerhöchſt Sr. Majeſtät, unſerm allergnädigſten Landesvater mit Vorzügen und Freiheiten ausgeſtattet iſt, deren ſich wenige andere Geſellſchaften zu erfreuen haben, und die ein redender Beweis iſt, wie in unſerem beglückten Kaiſerſtaate ohne Prunk und ohne Geräuſch für Wiſſenſchaft und Moralität unabläßig kräftig gewirkt wird: dieſe Geſellſchaft iſt in der glücklichen Lage, ſehr viel zur Beſeitigung der Hinderniſſe, welche bisher der wiſſenſchaftlichen Begründung der Witterungskunde entgegenſtanden, beitragen zu können. Sie iſt in der Lage, theils durch ihre korreſpondirenden Mitglieder, theils durch die im ganzen Lande zerſtreut wohnenden Herren Wirthſchaftsbeamten gleichzeitige, über das ganze Land verbreitete zuverläßige Witterungsbeobachtungen erhalten zu können, ſie durch den gewählten Ausſchuß zu ſammeln, Kombinationen anzuſtellen und früh oder ſpät hieraus die ſich ergebenden Reſultate zu Tage zu fördern. — Auf die thätige Mitwirkung der Herren Wirthſchaftsbeamten kann die k. k. Geſellſchaft um ſo zuverſichtlicher rechnen, als ſie mit den erſtern durch das allerhöchſte Patent vom 29. Auguſt 1811 in eine enge Verbindung geſetzt, und ihr die Berechtigung ertheilt worden iſt:

„Die Wirthſchaftsbeamten zu nützlichen Ver„ſuchen, Bemerkungen und Vorſchlägen aufzufor„dern, die ſich dabei Auszeichnenden und ihre Ver„dienſte ins Licht zu ſetzen, und ſie durch die hohe „Landesſtelle Sr. Majeſtät anzuempfehlen, um Al„lerhöchſt Ihnen Gelegenheit zu verſchaffen, aus„gezeichnete Geſchicklichkeit und Verwendung durch „Belobung, Remuneration oder andere Merkmale „der allerhöchſten Zufriedenheit zu belohnen, und „Andere dadurch zur Nachahmung zu ermuntern.“

Ueberdies geruhten Se. Majeſtät:

„Es allen Dominien zur Pflicht zu machen, „ihre Wirthſchaftsbeamten anzuweiſen, daß ſie der „Geſellſchaft auf jedesmalige Aufforderung und in „allen Gegenſtänden, welche deren Wirkſamkeit be„treffen, thätigſt an die Hand zu gehen haben.“

Der k. k. Geſellſchaft und dem von ihr beſtellten Ausſchuß liegt es nun ob, die zur Erreichung des vorgeſteckten Zieles nöthigen Einleitungen zu treffen, damit dieſer Verein durch den Beitritt derer, welche dafür wirken wollen und können, gebildet; die Beobachtungsorte für Mähren und Schleſien feſtgeſetzt; für zweckmäßige, nicht koſtſpielige, doch zuverläßige möglichſt zuſammenſtimmende Werkzeuge Sorge getragen; mit dieſen ſo wie mit den gleichförmigen Beobachtungsprotokollen die Beobachter verſehen, und über den Gebrauch der erſteren und die Ausfüllung der letzteren, ſo wie über die ſonſtigen Obliegenheiten eines Beobachters eine Inſtruktion entworfen werde.

Die Beſorgung genauer, übereinſtimmender und wohlfeiler Barometer und Thermometer, auf welche ſich vor der Hand zu beſchränken wäre, wird unſer verehrtes Mitglied Herr Caſſian Hallaſchka, ordentlicher Profeſſor der Phyſik an der k. k. Prager Univerſität, deſſen Geſchicklichkeit und Kenntniſſe rühmlich bekannt ſind, zuverläßig in Prag unter ſeiner Aufſicht beſorgen zu laſſen, und ſelbſt zu prüfen die Güte haben, wenn wir ihn darum angehen.

Die Auswahl der ſchicklichen Beobachtungspunkte in Mähren und Schleſien kann erſt nach der Bildung des Vereins und dem Beitritt der Mitglieder geſchehen, und wird vom Ausſchuß unter Genehmigung der k. k. Geſellſchaft getroffen und bekannt gemacht werden, ohne daß dadurch andere Beobachter, die nicht gerade an den Obſervationspunkten wohnen, ausgeſchloſſen wären, deren Beobachtungen vielmehr ebenfalls jederzeit beim Ausſchuß oder bei der Geſellſchaft ſelbſt ſehr willkommen ſeyn werden; da Vielheit, Gleichzeitigkeit und Genauigkeit der Beobachtungen hier von ſo entſchiedenem Werthe ſind.

Die Inſtruktion ſo wie das Formulare eines Obſervationsprotokolls wird der Ausſchuß in der Art entwerfen, daß auch der bloße Liebhaber der Witterungskunde mit dem Geſchäft eines Beobachters bekannt, und nicht etwa durch die Vorſtellung von überſpannten Forderungen vom Beitritt zum Vereine abgeſchreckt werde.

Man wird das zu druckende Formular für das Obſervationsprotokoll mit Rubriken nicht überladen, ſondern ganz einfach einrichten, ſo daß je-

der des Berufes wegen auch noch so sehr beschäftigte Beobachter gewiß so viel Zeit wird erübrigen können, um die kleine und lohnende Mühe der täglichen 3maligen Aufzeichnung des Barometer- und Thermometerstandes, des Windes, der Wolken und dergl. auf sich nehmen zu können. Man wird dafür sorgen, die Genauigkeit und Brauchbarkeit der Beobachtung mit der Bequemlichkeit des Beobachters zu vereinigen. Doch bleibt es jedem Liebhaber der Meteorologie freigelassen, seinen Beobachtungen einen größern Umfang zu geben und sie nebst seinen Reflexionen der Gesellschaft, wo sie immer eine dankbare Aufnahme finden werden, mitzutheilen. Auf diese Art glauben wir unsern Zweck:

2. Durch die Sammlung und Zusammenstellung gleichzeitiger an verschiedenen hiezu geeigneten Punkten Mährens, Schlesiens und vielleicht auch angränzender Provinzen angestellter genauer Witterungsbeobachtungen zur Begründung einer wissenschaftlichen Witterungslehre wesentlich beizutragen.

Wie lohnend für die verwendete Mühe und Zeit wird es nicht seyn, wenn diese Beobachtungen zusammengestellt und verglichen werden? welche reiche Ausbeute läßt sich nicht für die Natur- und Landeskunde erwarten, wenn jährlich 1000 Beobachtungen von jedem ausgezeichneten Ort in Mähren, Schlesien und andern Provinzen zu Gebothe stehen, um die Erhöhung jedes Beobachtungsortes und ganzer Landstriche über der Meeresfläche, ihre größte und niedrigste, so wie ihre mittlere Temperatur zu bestimmen, um die Schnelligkeit der Veränderungen des Barometer- und Thermometerstandes, die Richtungen und Strömungen der Winde, ihre von der Lage der Gebirge und dem Zuge der Thäler mehr oder weniger abhängige Stärke und Dauer, die Bildung, Veränderung, das Verschwinden der Wolken, und überhaupt das Entstehen, die Fortdauer und das Ende jedes Gewitters oder sonstiger meteorischen Erscheinungen über der bedeutenden Oberfläche von Mähren, Schlesien u. s. w. wie in einem Spiegel mit einem Blick zu übersehen, mit den vorausgegangenen und nachgefolgten Veränderungen des Dunstkreises zu vergleichen, und hieraus nach einer Reihe von Jahren auf Erfahrung gegründete Resultate zu ziehen.

Nur auf diesem Wege kann die Witterungslehre als Erfahrungswissenschaft fest begründet und mit ihren Schwestern zu gleichem Rang und Ansehen erhoben werden, besonders wenn das Terrain der Beobachtungen noch mehr erweitert, und vielleicht über den ganzen Kaiserstaat, vielleicht über Europa ausgedehnt wird, zu welcher Ausbreitung die gegründete Aussicht vorhanden ist.

Allerhöchst Se. Majestät haben in dem erwähnten allerhöchsten Patente der k. k. Gesellschaft unter andern Begünstigungen auch jene allergnädigst zu verleihen geruhet:

„Daß sie berechtigt seyn soll, auch mit an„dern inn- und ausländischen ähnlichen patrioti„schen, ökonomischen oder gelehrten Gesellschaften „eine wissenschaftliche zur Beförderung des gesell„schaftlichen Zweckes abzielende Compendenz durch „das hohe Landespräsidium zu führen."

Unser Verein zu Witterungsbeobachtungen bietet die schicklichste Gelegenheit dar, mit den andern in dem Oestreichischen Kaiserstaate bestehenden Gesellschaften, als mit jener in Wien, in Prag, in Grätz, in Klogenfurth, die mit uns gleiche Zwecke verfolgen, in engere Verbindung zu treten, und sie zur Mitwirkung, zur Erreichung unseres Zweckes einzuladen. — Welch' eine erweiterte, für unser Vorhaben so aufmunternde Aussicht!

Werden dann die Resultate mehrerer Jahre aus allen Ländern der Oestreichischen Staaten verglichen, kritisch beleuchtet, berichtigt und zu neuen Abstraktionen benützt, wird diese Verbindung vielleicht auch über die Gränzen unsers Staates erweitert, werden dann die fruchtbaren Entdeckungen, womit uns die neueste Chemie bereichert hat, zu Hülfe genommen: dann sollte man doch mit einiger Zuversicht der wissenschaftlichen Begründung der Witterungslehre wenigstens für einen

großen Strich des mittleren Europa entgegen sehen dürfen.

Sollte aber auch gegen die bekannte Erfahrung, daß Beharrlichkeit und genaue Beobachtung nie ganz ohne Erfolg für wissenschaftliches Fortschreiten waren, nach Verlauf von vielen Jahren aus unsern Bemühungen hervorgehen, daß die Witterungslehre wissenschaftlich nicht begründet, auf keinen festen Anhaltspunkt zurückgeführt werden könne: so haben wir doch, wenn gleich gegen unsere Erwartung, das Problem über die Möglichkeit der festen Begründung der Meteorologie so gut gelöst, als dies in unserer Macht gestanden ist, und unsere Nachkommen werden unsere eifrigen Bemühungen und die gemachte Erfahrung gewiß zu unserm Vortheil zu würdigen wissen.

Wir können also auf jeden Fall überzeugt seyn, daß unser Beginnen nicht eitel, unser Bemühen nicht fruchtlos seyn werde.

So reichen wir uns denn freundschaftlich die Hände, und treten in diesen so viele Aussicht gewährenden Verein. In einem so weiten, noch so wenig urbar gemachtem Felde, als die der Witterungslehre umfaßt, kann ohne die kräftige Beihülfe mehrerer vereinigten Mittel, ohne einem gesellschaftlichen Verein, der allein den, für das Nützliche rege gewordenen Eifer zu erwärmen und zu unterstützen vermag, kann keine der schweren Forderungen erfüllt werden, welche von den meisten, ohne daß sie erwägen, was sie verlangen, an den Meteorologen gemacht werden. Was für den vereinzelten Beobachter, der den ununterbrochenen Fortgang der Beobachtungen nicht zu bewirken und über die dazu erforderlichen andern Bedingungen, Gesundheit, Leben, Zeit und Gelegenheit nicht zu gebieten vermag, während der kurzen Dauer eines Menschenlebens zur Unmöglichkeit wird, das wird den scientifischen und ökonomischen Kräften eines fortdauernden Vereines leichter auszuführen seyn.

Sämmtliche ordentlich beisitzende und korrespondirende Herren Mitglieder dieser Gesellschaft, jeder Liebhaber der Witterungskunde und sämmtliche Herren Wirthschaftsbeamte werden daher eingeladen, diesem Verein zu Witterungsbeobachtungen beizutreten und ihren Beitritt schriftlich zu erklären.

In stiller Eintracht, mit reifer Ueberlegung, Beharrlichkeit und Eifer wollen wir dann dem vorgesteckten Ziele entgegen gehen und der sichern Hoffnung leben, daß wir uns durch diese nützliche Bemühung der Gnade unsers allergnädigsten Landesvaters und der dankbaren Erinnerung unserer Nachkommen würdig machen werden.

Dieser Vortrag des Herrn D. Schindler und die von ihm entwickelten Ideen fanden solchen Beifall, daß sogleich in der Versammlung folgende, nach dem Alphabet hier aufgeführte Herren durch ihre Unterschrift ihren Beitritt zu diesem meteorologischen Verein erklärten und ihn so begründeten.

1. Herr Andreas Altmann, Oberamtmann zu Cwanowiz Brünner Kreises.
2. Herr Thomas Blaha, Steuereinnehmer zu Namiest Znaymer Kreises.
3. Herr Ignaz Binder, Inspektor des Herrn Grafen J. N. Festetitsch zu Tolna in Ungarn.
4. Herr Franz Bouk, gräfl. Dauniſcher Oberamtmann zu Böttau Znaymer Kr.
5. Herr Joſ. Eugen Conrad von Hetzendorf, Direktor und Oberamtmann zu Raiz Brünner Kr.
6. Herr Wenzel Doleſchak, Gräfl. Dauriſcher Wirthſchaftsdirektor in Skaliz Znaymer Kreises.
7. Herr Johann Erban, Verwalter zu Wiſchkowiz bei Wagſtadt Tropp. Kr.
8. Herr Eisl, Fürſtl. Zinzendorfiſcher Wirthſchaftsdirektor zu Ernſtbrunn N. U. Manhartsberg in Oeſtreich.
9. Herr Wenzel Feiedrich, Oberamtmann in Jamniz Znaymer Kr.
10. Herr Ignaz Fluger, Gräfl. Thorinſky ſcher Burggraf zu Sadek Znaymer Kreises.

11. Herr Fritsch, Oberamtmann von Hoschtialkow zu Hallusitz Hradisch. Kr.
12. Herr Joh. Hünnerle, Inspektor zu Großmeseritsch Iglauer Kr.
13. Herr Carl v. Körber, Landrechtspräsident zu Bielitz Teschner Kr.
14. Herr Phil. Cramer, Wirthschaftsrath zu Pernstein Brünner Kr.
15. Herr Carl Krepler, Forstmeister zu Wsetin Hradischer Kr.
16. Herr D. Klucky, k. k. Gubernialrath und Protomedikus in Triest.
17. Herr Martin Köller, Direktor zu Kwassitz Hrad. Kr.
18. Herr Johann Merfort, Direktor zu Neustadtl Iglauer Kr.
19. Herr Franz Neubert, Direktor zu Budischau Iglauer Kr.
20. Herr Wirthschaftsrath Petri in Theresienfeld im Viertel U. Wiener Wald in Oestreich.
21. Herr Prohaska, Rentmeister in Brumow Hrad. Kr.
22. Herr Anton Przibórsky, Wirthschaftsverwalter zu Saar Iglauer Kr.
23. Herr Franz Raffelsberg, Rentmeister in Königsfeld bei Brünn.
24. Herr Rosner, Bürgermeister in Schönberg Ollmützer Kr.
25. Herr Franz Riepel in Gráz.
26. Herr Augustin Koch, Abt und Prälat des Benediktiner Stifts Raygern Brünner Kreises.
27. Herr Vincenz Schönauh, Wirthschaftskontrolor zu Kornitz Troppauer Kr.
28. Herr Martin von Sensel in Brünn.
29. Herr Steinheibel, Erzieher bei den Kindern der Gräfinn von Lipano zu Haimburg V. U. Wien. Wald in Oestreich.
30. Herr Jos. Ulrich, Oberförster der Staatsherrschaf. Wiesenberg, Ollmützer Kr.

Später traten noch hinzu:

31. Herr Franz Biela, Baumeister in Troppau.
32. Herr Bayer, Grundbuchsverwalter zu Hradisch bei Ollmütz.
33. Herr Carl Jurende in Brünn.
34. Herr Zach. Melzer, Buchhaltereibeamter in Brünn.
35. Herr Med. D. Ant. Kroczak, k. k. Rath u. be. Kreisphysikus.
36. Herr Klowiger, Arzt im k. k. allg. Krankenhause.

Der dermalige von Seiten der k. k. Ackerbaugesellschaft bestimmte

Ausschuß zur Leitung der Geschäfte dieses Vereins

besteht aus folgenden Mitgliedern:

1. Herr Direktor obiger Gesellschaft Hugo Altgraf zu Salm, k. k. Kämmerer.
2. Der Herr Kanzler der Gesellschaft Se. Excellenz der Herr geheime Rath und Kämmerer, Mährisch-Schlesischer Appellations-Präsident und Oberstlandrichter in Mähren, Joseph Graf von Auersperg, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.
3. Herr Aug. Schindler, J. U. D. Referent des Vereins.
4. Herr C. C. Andre, Sekretär obiger Gesellschaft.
5. Herr Z mann.
6. Herr Wirthschaftsrath Rudzinsky.
7. Herr Apotheker Ries.
8. Herr Straßenbaudirektor Braunmüller.
9. Der k. k. Rath und Oberdirektor der Brünner und Ollmützer Armen-Versorgungs Anstalten, Herr Med. D. Steiner

Es handelte sich nun vorläufig um die Ausfindigmachung möglichst übereinstimmender Barometer und Thermometer zu billigen Preisen für die schon vereinigten und noch beitretenden Beobachter.

Herr Referent Schindler wendete sich an Herrn Professor Hallaschka in Prag und an den sehr geschickten Werkmeister Herrn Schirmer in Daubrawitz auf der Gräfl. Salmischen Herrschaft Raitz. Letzterer lieferte einen Probebarometer, welcher allen der Wissenschaft ge-

mäß gestellten Forderungen auf das vollkommenste entsprach, mit versilberter Skale versehen und überaus nett, ja prachtvoll gearbeitet war. Er hatte nur den einzigen Fehler, durch seinen Preis von 4 Dukaten im Golde der beabsichtigten Gemeinnützigkeit nicht zu entsprechen. Während der Unterhandlungen mit ihm, zufolge deren er sich herbei ließ, auch minder kostbar gearbeitete, wiewohl wissenschaftlich eben so zweckmäßig und genau gearbeitete Barometer zu 3 und 2 Dukaten im Golde und luftleere Thermometer um 1 Dukaten im Golde liefern zu wollen, erklärte Herr Professor der Physik zu Prag, Cassian Hallaschka, Mitglied der Gesellschaft, zur Beförderung des meteorologischen Vereins 60 allen wesentlichen Forderungen entsprechende Barometer um den äußerst billigen Preis von 18 fl. WW. und eben so viele Thermometer à 7 fl. per Stück besorgen zu wollen.

Man beeilet sich dieses liberale Anerbieten zur Kenntniß aller Mitglieder des meteorologischen Vereins zu bringen und sie aufzufordern, die Pränumeration auf beide Instrumente, (falls sie den liberalen Antrag des Herrn Professors benutzen wollen) mit 25 fl. Portofrei an den Sekretär der Gesellschaft Hrn. C. C. Andre und an den Referenten des Vereins Hrn. Med. D. Schindler in Brünn einzusenden.

Zugleich ladet man alle Freunde und Kenner der Meteorologie, welche die Zwecke dieses Vereins befördern wollen, zu seinem Beitritt ein, welcher Jederzeit offen steht, und weshalb man nur seine Erklärung an die Ackerbaugesellschaft zu Brünn zu machen hat. Die Resultate, die aus diesem Verein und den Bemühungen seiner Mitglieder hervorgehen, werden seiner Zeit zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Brünn den 26. November 1815.

Räthsel.

Acht Zeichen sinds, die sich in meinem Wort verbinden;
Jedoch in dieser Zeichen Wenigkeit
Wirst du der Worte vier und dreißig finden;
Hier folgen an einander sie gereiht:
1) Was uns der Räuber nimmt, verhöhnend die Gerichte;
2) Bekommen hat es oft, wer sich verbrannt,
3) Was du erblickst in jedem Angesichte,
4) Im Mittelmeer ein kleines Inselland;
5) Was du nicht gern in deinen Kleidern findest,
6) Was du zur Heilung auf die Wunde bindest;
7) Ein Name, den gar viele tragen,
8) Womit der Vogel sich ernährt,
9) Ein Jüngling, den sein Feind erschlagen,
10) Was dem Ermüdeten der Wein gewährt,
11) Ein Ausruf mancherlei Bedeutung;
12) Worauf das Haupt des Menschen ruht,
13) Was in Kroazien besorgt des Krieges Leitung,
14) Wie mancher seine Pflichten thut.
15) Was ohne Grund die Narren oft erheben,
16) Was wir vielleicht dem Tode sind,
17) Was unsre Hülle wird nach diesem Leben,
18) Was abwärts nach dem Fluße rinnt,
19) Ein Strom in kalten Regionen,
20) Ein Frauenzimmer, dem du bist verwandt,
21) Ein Ort, der Kaiser einst sah in sich wohnen,
22) Ein König einst im Ungerland,
23) Was man oft grausam jagt zum Zeitvertreibe,
24) Was jeder hat an seinem Leibe,
25) Was man zur Tugend sollt erwählen,
26) Ein Wort, das eine Folge zeigt,
27) Was keinem Schuster dürfte fehlen,
28) Worein man manchen Trank uns reicht,
29) Ein Ort im Oesterreicher Lande;
30) Und eine Stadt am Rheinesstrande,
31) So schaut der Neid auf seines Nächsten Glück,
32) Es schmücket manches Kleidungsstück;
33) Ein Wort, mit dem wir vieles nennen,
34) Was alle Kaffeetrinker kennen.
In diese Reihen ist gestellt,
Das Wort, das alle sie enthält.

Franz von Maltitz.

(Die Auflösung folgt.)

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 4. Jäner.

Patriotischer Vorschlag.

Kurs, Geldhandel, Noth und Trost.

Geschrieben im November 1815 von dem österreichischen Gutsbesitzer J. M. Fr. v. Ehrenfels an einem Kurstage von 382.

Die Noth wächst. Unter den günstigsten Verhältnissen kann das Papiergeld sich kaum halten, vielweniger dauerhaft bessern. Alle Stände leiden; die Wenigen ausgenommen, die dieses Geldgeschäft als Gewerb treiben. Tausend Bessere müssen arbeiten und hungern, damit Einer von diesen Vaterlandsfeinden prasse und schwelge. — Es sey erlaubt seine Stimme gegen diese Hyder zu erheben und zu zeigen, wie gemeinfurchtsam sich die Menge fortreißen läßt von den Wenigen, deren Vortheil es heischt zu verstimmen, Meinung zu gewinnen und von Furcht und Mißtrauen zu profitiren.

Die Regierung, hinzeigend auf die glücklichste Lage Oesterreichs, scheint es müde zu seyn, bei dem Princip der Freiheit, das sie im Handel ihrer Bürger angenommen hat, auch noch wörtlich zu trösten, zu belehren, Vertrauen einzuflößen. Schweigen nun auch länger die Publicisten des Vaterlands: was wird endlich aus uns allen, die wir und die wir nicht realisirt sind? Selbst die Realisirten stehen da unter ihren leidenden Mitbürgern, wie isolirte entartete Engel im Paradiese; mit goldglühenden Füssen, Blumen und Kräuter versengend, mit ihren Silberschellen Gesang und Freude überstimmend — und das beglückt auch nicht einmal Sie!

Das Folgende tröste wenigstens die Menge, die schon lange auf bessere Tage hofft und zeige unter andern die Mittel des Staats, unter den vielleicht bereits ergriffenen Besseren, auch selbst mit einem flüchtigen Projekt zu helfen, wenn es Zeit ist.

Einlösungsscheine, Anticipationsscheine sind Creditspapiere auf das Vermögen seiner Bürger. Wer kann zweifeln, mit diesem Staatsvermögen nicht unser Papiergeld einzulösen?

Die milde Weisheit der Regierung hat im neuen Kampf wider die feindliche Kraft eines empörten Welttheils noch nicht räthlich gefunden, das Vermögen seiner Bürger zum Einlöß unserer Papiere in Anspruch zu nehmen, und selbst Mensch, setzte Sie über eine leidige Erfahrung das Wie so lange aus, bis die Gewißheit von Außen die Maaßregel von Innen, welche Noth, Drang und Zeitgeist diktiren, nicht abermals zerstören können. Inzwischen die Freiheit des Handels und den freien Gebrauch des Eigenthums ehrend, macht sich der Kurs, oder das Mißverhältniß von Gold und Silber zu den Creditspapieren immer nachtheiliger mehr und mehr. — Es ist freilich sonderbar, daß der Bürger Silber, das Vorstellungszeichen des Silbers, die Tratte der Nation und des Thrones auf sein Silber, bei gegenwärtiger Lage, so wenig in Ehren hält, daß er vom Bürger Schein mit einem Gulden 4 und wo möglich 10 einzulösen strebt, dem Kaufmann gleich, der bei voller Kassa durch Gaunerkniff seine Wechsel mit 10 Prozent einlöst. Eigentlich sündigt dieser Handel nur auf die Großmuth und die heiligen Principien des Staats, der das Vermögen seiner Bürger nicht im Fall der

Noth als sein absolutes Staatsvermögen in Anspruch nimmt, sonst wären diese Ungroßmüthigen leicht bestraft.

Gleich einer andern Creditssache soll nun, ohne Börsekniff, der Kurs die vorhandene Menge der Creditsscheine zu den Einlösungsmitteln, die Schuld zum Vermögen aussprechen. Nimmt man nun nach staatsrechtlichen Grundsätzen das Vermögen seiner Bürger als Deckungsfond an: so ist der Kurs, dieses Mißverhältniß zwischen Silber und Staatsbriefen Unsinn. Nimmt man aber das Wort Kurs in engerer Bedeutung, und bezeichnet damit nur das Waarenverhältniß oder das Verhältniß des vorhandenen Papiers zu Silber; so frage ich: wie kann der Kurs in einem und demselben Tage um 20 und 30 Prozente wechseln, während gewiß in der Börsestunde um keinen Gulden Papiergeld mehr gemacht oder vernichtet worden? — In unsern Tagen müssen wir also das Unglückswörtchen Kurs anders umschreiben und zwar:

Kurs bezeichnet blos Kredit und Mißkredit des Silberbesitzers zum Papierbesitzer im Handel und Austausch. Diese Sache des Vertrauens ist nicht Handel mehr und steigert sich bald künstlich bald natürlich. Natürlich, wenn für das vorhandene Silber nicht das vorhandene Papiergeld des heutigen Börsetags eingetauscht werden kann; künstlich, wenn ohne eigentlichen Silberbedarf blos der Kredit in's Papiergeld herabgewürdigt wird.

Vorzüglich gegen letztes als Mißbrauch kämpfend ist es unsere Sache dem Spiel der Börsejager dadurch zu begegnen, daß wir zeigen, wie egoistisch sie das Vertrauen verwunden, um durch dieses Spiel, täuschend Gold auf die Karte geboten, die Scheine ihrer Mitbürger, wie grübe Hasardspieler durch Abschreckung zu gewinnen.

Nun die Sachen einmal dahin gediehen, gibt es meiner Meinung nach nur zwei erlaubte Mittel den Kurs gründlich und nachhaltend zu verbessern: Einlösung der Staatsscheine durch das Metallgeld des Staatsschatzes oder Verminderung und Besserung des Papiergeldes durch Fondirung, Kredit und Vertrauen.

Zwar bieten die vorhandenen Staats- und Fondsgüter eine eigene unmittelbare Quelle dar, einen Theil des Papiergeldes zu amortisiren. Allein die Entäußerung dieser macht den Staat zum Zinsschuldner der dadurch entblößten Fonds, und diese Zinsen steigen mittelbar, je mehr der Werth des Geldes gegen Güter fällt, wie dies die Veräußerungen unserer Religionsfondsgüter bewähren, deren darauf Bestifteten dem Staat mehr oder weniger abermals anheim fallen. — Diese Nothmittel sind zuweilen als Nothmittel anwendbar, aber nie definitiv entscheidend. In der gemeinen Sprache sagt man: ein Loch auf, das andere zugemacht.

Ich weiß nicht, ob die Staatskassen bereits in der Lage sind, mit Silber- und Goldvorrath den nöthigen Theil des Papiergelds einzuziehen. Wäre dieser Münzvorrath aber auch wirklich vorhanden: so würde ich es doch nicht jetzt schon an der Zeit halten, diese Operation zu wagen. Wechselt man die Papiere al pari ein: so würde, wären auch die Summen in Bereitschaft, die Geldmasse, ohne Papier sogar lästig, nicht vermindert, was es doch soll, um die Stände gegen einander wieder auszugleichen, und die Folgen der Geldmenge zu entfernen. Zieht man die Scheine nach dem Kurse unmittelbar ein: so würde er sich plötzlich nach den ersten Millionen dahin verändern, daß die Staatskassen wahrscheinlich nicht zureichten und des Geldes abermals zu viel bliebe. *) Wollte man es aber mittelbar durch Agenten veranlassen: so wird doch zu bald bemerkt, wer der wahre Einlöser sey, und die Folgen bleiben dieselben, mit Gefahr die ersten Millionen zu vergeuden. Einlösung unterm Nennwerth würde ich Vertrauen und Staatswürde verletzend, nicht empfehlen. Die Nation hat es verdient, nach glorreich bestandenem Kampf

*) Wie aber, durch Obligationen voll in Silber verzinslich? D. H.

geſchont zu werden mit Maaßregeln, die jeden verwunden, Maßregeln, die damals Noth und höhere Zwecke entſchuldigten, nun aber Selbſtſtändigkeit und Möglichkeit auf gelindere Art zu helfen, nicht mehr entſchuldigen können.

Genau erwogen kann dem Verhältniß zwiſchen Münz- und Papiergeld in unſeren Tagen und für die erſte Zeit doch nur wieder durch Kredit abgeholfen werden. Kredit kann ſich aber bei uns im Kampf mit ſo vielen heterogenen Theilen und Vorgängen nur durch reelle nicht Scheinmittel begründen laſſen. Unter dieſen reellen, gerechten und zugleich ſtaatswürdigen Mitteln wären vielleicht gegenwärtig allein: Verminderung und Fondirung des übrig bleibenden Papiergeldes zu wählen.

Beides, Verminderung und Fondirung des Papiergeldes, muß nebſt der bereitliegenden Staatsbaarſchaft größtentheils aus dem Vermögen der Staatsbürgerſchaft kommen.

Nun die ſchwierige Aufgabe, wie bei den vielen direkten und indirekten Steuern das Vermögen ſeiner Bürger ferner und alſo in Anſpruch nehmen, daß:

1. Alle, nach der Größe des Vermögens gleich beitragen.
2. Die Beiträge, ohne neue läſtige Regie leicht und ſicher einfließen.
3. Das Eingebrachte für Entzweck und Bedarf zureichend, nachhaltend, weder in zu langem Zeitraum, noch in zu kleinen Beträgen einkommt. Endlich
4. Die bedeutend erforderlichen Summen doch unmerklich und leicht eingehen, weder den Wohlſtand des Staatsbürgers durch zu ſchnelle Verminderung der Geldmaſſe, noch durch zu indirekte Antaſtung ſeines Privatvermögens, ſtörend, noch weniger die zum Behuf laufender Staatsbedürfniſſe vorhandenen Steuern beeinträchtigend.

Mit kurzen Worten: daß ſie die Attribute einer guten Auflage in ſich tragen und das Papiergeld ſogleich akkreditiren.

Dieſe mit obigen Eigenſchaften vergeſellſchaftete Steuer gibt es; der Staat kann ſie ohne weiters eher als jede andere Beſteurung aus dem bereiten Vermögen ſeiner Bürger mit der wenigſten Verletzung nehmen und dieſe iſt?

Die Tilgungserbſteuer. Das iſt: 5 Prozente aus dem reinen Nachlaß aller Verſtorbenen ohne Unterſchied des Standes und Vermögens ſo lange, bis die Billance hergeſtellet iſt.

Ohne Opfer gibt es keine Altäre. Schulden laſſen ſich nur mit Geld zahlen. Wer Wunder will, ſuche ſie nicht im Finanzfache. Je offner und ergiebiger die Quelle einſtrömt in die verödeten Gefilde des Staatsſchatzes, deſto ſchneller ergrünen die trocknen Ländereien zum erquikenden Blumengarten. — Vermögensſteuern aus den Gütern der Lebenden genommen, halten die obige Prüfung lange nicht aus, und ſagen den Zwecken nicht halb ſo gut zu, wie dieſe Tilgungserbſteuer.

Ich rechtfertige dieſe Steuer nach obigen von ihr belobten Eigenſchaften.

1. Sie ziehet alle nach Größe des Vermögens gleich in's Mitleid. Der du 100 fl vererbt, zahlt 5 fl.; der 1000 hinterläßt, zahlt 50 fl. Gleiche Mitleidenheit und deswegen Gerechtigkeit umgeben daher dieſe Abgabe.
2. Dieſe Steuer fließt ohne neuer Regie leicht und ſicher ein. Die beſtehenden Abhandlungsinſtanzen ſind überall auch die Steuereinnehmer. In jeder Provinz nur ein Hauptamt, und die Regie iſt gemacht. Sichrere Amtleute als Abhandlungsinſtanzen ſind nicht denkbar; reinere Data zur Erhebung des Steuerbetrages als Abhandlungen ſind nicht aufzufinden. Weniger koſtſpielig kann keine ſo bedeutende Steuer erhoben, keine Verwaltung ſchneller organiſirt werden und mit wenig Modifikation und Vorſicht kann Niemand dieſer Steuer entgehen.
3. Das Eingebrachte iſt für den Entzweck zureichend, nachhaltend, ſummariſch ergiebig und ſelbſt der Zeit nach genüglich.

Es gibt keine Auflage außer dieſer, die das

ganze Vermögen der Nation unter allen Gestalten so unausweichlich ins Mitleid zieht. Sie ist ohne zu drücken ungeheuer und deshalb zureichend für unsern Entzweck. Sie ist ausdaurend und nachhaltend; denn sie gründet sich auf die Gesetze der Natur, die den Tod als Bedingung des Lebens, die Vererbung als Folge des Todes eingesetzt. Ihr entgehet Niemand. Summarisch ist diese Abgabe so ergiebig, daß ich all unser Papiergeld im Umlauf eines Menschenlebens mehrmal bezahle. Man denke sich nur oberflächlich das Vermögen aller Staatsbürger in allen Gestalten, und nehme davon den zwanzigsten Theil als Tilgungsfond an! Auch die Zeit, binnen welcher diese Steuer einströmt, ist an und für sich zur allmähligen Verminderung genüglich; aber auch schnell zu helfen, die nöthig scheinenden Summen schnell aus der Cirkulation zu ziehen, bietet diese Steuer selbst die verläßlichsten Mittel dar, die wir besonders verhandeln.

4. Die Steuersumma gehet unmerklich ein, und wird leichter als jede andere Besteurung gezahlt.

Wer zahlt diese Steuer? Der Gestorbene. Sie fließt deshalb unmerklich ein, weil sie von einem herrnlosen Vermögen genommen wird, weil der Erbe den Steuerbetrag noch nie besessen hat, und noch nicht sein genannt, den das Erbe, nicht er, bezahlen muß. Leichter als jede andere Steuer wird sie gezahlt; denn wer 100 Gulden vererbt, konnte eben so leicht nur 95 fl. hinterlassen und selbst der Erbe wuchert mit dieser Steuer zehnmal mehr ein, als der Erblasser als Assekuranzgebühr bezahlt. Wer z. B. nun tausend Gulden vererbt, dessen Erben realisiren diese Summa kaum auf 300 Conventionsgeld. Nun zahlt das Erbe 50 fl. Tilgungssteuergebühr und realisirt dagegen den Rest von 950 fl. W. W. bei diesem Assekuranzfond in den ersten Zeiten vielleicht auf 800, später auf das Numeraire. Bleibt diese Steuer, so betrachtet, Steuer oder nicht vielmehr eine wohlthätige Assekuranzgebühr für das Erbe? und so groß auch die Hauptsummen seyn müssen, die aus dieser Abgabe zusammenfließen: so gehen doch die einzelnen Beträge ohne Bedrückung leicht und unmerklich ein; ja ich glaube, unter allen Auflagen wird diese mit der meisten Zufriedenheit gereicht, weil der Nutzen, den man sich selbst für das Besserwerden seines übrigen Erbguts verschafft, zu sehr in die Augen fällt. Diese Steuer ist keine Steuer: sie ist nur ein wohlfeiler Kaufpreis seiner dadurch realisirten Erbschaft. Könnte man Stimmen sammeln: ich wollte die Mehrheit für diese gegen alle anderen Steuern davon tragen.

Alles was man dieser mit so guten Eigenschaften begabten Tilgungssteuer entgegnen kann, faßt sich in nachstehende Sätze zusammen.

1. Ungarn, das reiche Land, der vorzüglichste Theil der Monarchie, ist in diese Steuer nicht miteinzuziehen.
2. Auch in übrigen Erbstaaten gibt es sogar gesetzliche Mittel, sein Vermögen dieser Steuer zu entziehen.
3. Sie ist nicht so ergiebig als man voraussetzt.
4. Schnelle Verminderung des Papiergelds heischend fließen die Steuerbeträge zu langsam.
5. Sie beeinträchtiget bereits stehende Abgaben oder
6. Belastet das Erbe zu sehr.

Wir wollen auch diese Gegensätze beantworten.

Ungarn kann sich nach seiner Verfassung auch gegen jede andere Steuer sträuben und diese oder eine andere muß doch kommen? Bei jeder müssen eigene Unterhandlungen eintreten, für dieses Land und für die gerechte Belastung der Mitländer. Der eigene Geist der Nation debattirt, raisonirt gern und ist eifersüchtig auf sein Vorrecht — endlich nachdem jeder die Ehre gehabt sich hören zu lassen, siegen doch immer Vernunft und Edelmuth, von Repräsentanten der ungarischen Nation in Bezug auf Vaterland und Staatserforderniße immer rein ausgesprochen. — Die Nation zurückgeführet auf die Ursachen der Papiervermehrung, auf die dadurch errungenen Vortheile, insbesondere und vorzüglich für den überaus gefährdeten Bestand Ihrer Verfassung; hingedeutet auf die Schonung, welche die Weisheit der Regierung bisher und selbst in Zeiten der Noth, gegen das Vermögen seiner Bür-

ger beobachtete, lieber das Papiergeld dafür zu vermehren und selbst für einstige Opfer und Pflichten dadurch die Mittel während des Kriegs schon vorzubereiten, jetzt aber durch väterlich ausgesonnene Maßregeln zu konsolidiren — kann und wird Ungarns Nationalstolz nicht zugeben, daß ihre übrigen Staatsbrüder mit Gut und Blut blos ewige Vormauern bilden sollen, ihre Verfassung zu vertheidigen und nach vertriebenem Feind selbst die Mittel-Instrumente seiner Bekämpfung allein zu repariren! — Nein, auch sie werden, edlen Antheil fordernd, wie im Wirken so im Leiden, diesem Plane eher als jedem andern beitreten, weil die dieser Abgabe innwohnende Güte auch für sie wirksam bleibt. Wollte Ungarn auch nicht diese Erbsteuer indirekte annehmen, wozu ihre Verfassung mehr als zu jeder andern indirekten Steuer geeignet ist; so könnte doch ihr Antheil mit einer Pauschsumma, nach dem Verhältniß ausgemittelt werden, in welchem Ungarn nach Vermögen und Menschenzahl zu den übrigen Kaiserstaaten stehet, und in zehnjährigen Jahrsraten eingezahlt, die Einbringung den Ständen überlassen bleiben. Ich erkläre mich nicht weiter. Die kurze Andeutung enthält bereits genügliche Data für Ausführung und Behandlung dieser Nationalsache.

2. Auch in den übrigen Erbstaaten gibt es sogar gesetzliche Mittel sein Vermögen dieser Steuer zu entziehen.

Keines als die in Fraudem legis vielleicht üblicher werdenden donationes inter vivos (Schenkung unter Lebendigen) welche der Form nach nicht zu den Abhandlungsinstanzen kommen. Allein man spreche diese Donationen für diese Steuer nur nicht frei und beauftrage Landtafel und Grundbücher, vorkommende Fälle zwischen Kindern und Eltern an die aufgestellte Hofkommission zur Entscheidung abzugeben. — Schwärzereien heben die Zölle nicht auf. Bei der festesten Garteneinschränkung gräbt ein Maulwurf durch, Kleine Ausnahmen zerstören keine Regel. Baare Beträge entgehen auch jetzt oft der Abhandlungsinstanz: was dieser entgeht, auf das haben auch wir nicht gerechnet.

Die wenigen Güter, welche todte Körper nur mit zehnjähriger Renovation besitzen, gehören größtentheils frommen Zwecken und sind bei Renovation, oder sogleich oder gar nicht zu versteuern.

3. Diese Steuer ist nicht so ergiebig als man voraussetzt.

Die Regierung lasse sich nur von zwei Abhandlungsinstanzen, dem Wiener Magistrat und N. Ö. Landrecht, ein fünfjähriges Summarium des verhandelten Erbvermögens darbringen und vergleiche mit seinem Papiergeld das 5 p. C. Resultat desselben, und wie reich wird man sich finden! wie schnell in der Lage zu helfen und zu trösten! Zehnmal so viel Papiergeld fände an dieser Quelle Bedeckung nur im Umlauf eines einzigen Mannesalters!

4. Schnelle Verminderung des Papiergelds heischend, fließen diese Steuerbeträge zu langsam.

Die zu schnelle Verminderung der cirkulirenden Geldmassa ist für keinen Stand erwünscht und räthlich. Das Jahr 1811 Geld und Vorstellungszeichen auf einmal so sehr vermindernd und mit den verzinslichen Fondspapieren doch tief sich unterm Nennwerth haltend, brachte ein schmerzliches Stocken im Handel und Gewerbe, und war nicht andaurend genug um tiefer gefühlt, heut besser gewürdigt zu werden. Nicht die Geldmenge, der Zweifel schadet, ob dieses Geld, Geld bleibe? Auch die Theurung ist nicht Theurung mehr, wenn sie sich auf ein Verhältniß gründet zwischen Lohn und Arbeit, zwischen Verdienst und Lebensbrauch. Dieses Verhältniß macht sich selbst, sobald wir wissen, was wir in Vertausch unserer Produkte oder unsers Silbers erhalten. Der Kredit also in unser Papiergeld, nicht dessen schnelle Einziehung hemmet die Theurung, bessert den Kurs. Die Fondirung der Schuld, das Vermögen und die Möglichkeit zu zahlen, die Sicherheit des Ausstellers, nicht die

Größe der Schuld, nicht die Menge der Wechsel, verhindern das schädliche Mißtrauen und stellen die Zeiten allmählig wieder her, die wir, das gute gastfreundliche Wienerleben verdrängend, unser Papiergeld im Ausland mit Agio kursiren sehend, wie das verlorne Paradies immer beweinen — und so wäre selbst die blos durch die Erbtilgungssteuer sich allmählig aber sicher vermindernde Geldmasse Gewinn und Wohlthat fürs Ganze. Wer hörte nicht oft die Bankozettel bedauren? Inzwischen: scheint es zur Herausziehung des außer Umlauf blos im Börsehandel noch vorkommenden Gold und Silbers nöthig, eine beliebige Summa schnell aus der Zirkulation zu bringen: so schaffe man aus den sonst genüglich gewesenen Anticipationsscheinen verzinsliche Fondspapiere, Erbsteuerscheine, so viel deren nöthig, und damit sie Kurs und Antheil finden, setze man fest, daß nebst dem Anleihevortheil die Tilgungssteuer ausschließend nur in diesen Scheinen oder in Konventionsmünze eingezahlt werden kann: Vermindert sich einmal die Menge dieser Scheine dahin, daß ein hier erwünschlicher Agiowucher den Zahlenden beschwert: so rufe der Fond als Vorbehalt der Anleihe, diese Scheine gegen baare Zahlung in Konventionsmünze ganz und gar ein und bestimme gegenwärtig nur zur Interessendeckung einen Theil in W. W. einzuzahlen. Es kann nicht fehlen, daß diese Scheine sogleich mit Agio gegen W. W. gehen, und in wenig Wochen hat man mit dieser Maßregel wohl eingeleitet unser Papiergeld vermindert, dahin, wohin es Klugheit und Nationalwohl erlauben.

5. Diese Steuer beeinträchtiget die bereits bestehende Abgaben.

Auf dem Erbvermögen haften gegenwärtig das Mortuarium, nach Verschiedenheit der Abhandlungsinstanzen und Länder, und die Erbsteuer in absteigender Linie.

Es ist kein Grund vorhanden, das Mortuarium zu beeinträchtigen. Dieses soll fortbestehen einerseits, weil es aus dem noxn Subditellae entspringend ein wohlerworbenes Eigenthum der Stände geworden; andrerseits auch bei Adelichen und Militairpersonen mit geringerer Gebühr selbst zur richtigen Verhandlung des Erbvermögens und darauf auch sich gründenden neuen Tilgungserbsteuer die unfehlbarste reinste Basis bietet.

Die dermalige Erbsteuer von denen, die nicht Notherben, bezahlt an die Hofkammer, stört unsere Tilgungssteuer auch nicht. Sie soll bleiben was sie ist und war, wenn zur Vereinfachung des Ganzen nicht nachstehende Modifizirung beliebten möchte.

Unter diesen Umständen aber würde

6. Das Erbe zu sehr belastet.

Belastung nach unbedingter Ansicht wäre nicht zu läugnen. Kommen aber dagegen in Anschlag: daß wir große Summen brauchen und haben müssen; daß diese schnell aus dem bereiten Vermögen der Nation weniger belästigend, nicht zu nehmen seyen; angeschlagen, wer diese Steuer bezahlt und zu welchem Zweck; was dabei das Nationalvermögen augenblicklich gewinnt u. s. w. Kurz: bringen wir Gutes und Schlimmes, Last und Nutzen, Bürgerpflicht und Staatsdrang zum Vergleiche: so verkaufen wir durch diese Abgabe unser Papiergeld wahrlich sehr theuer; realisiren unser Vermögen, ohne nebenbei den befriedigten Trieb der reinsten Vaterlands- und Menschenliebe beachtend, wahrlich sehr wohlfeil; vererben viel mehr als wir haben und vergewähren unsern Kindern und Nachkommen eine Selbstständigkeit im Leben und Geldmitteln, die uns eine wucherische Kaste außerdem wie ein langsam wirkendes Gift immer theurer und theurer verhandelt; keine gründliche Genesung, keine wiederkehrende theresianische Rosenzeit gestattet! — Auch die Gleichzeitigen haben noch Anspruch auf Genuß und Freude im Leben. Edel ist die Aufopferung, ein Freund derer zu werden, die da kommen, ein Bürger jener zu bleiben, die einst seyn werden. Aber schön und nicht minder edel bleibt es, noch Mitgenießer des Vollkommnen und Guten zu seyn, mit dem wir unsere Nachkommen bestiften. Darum: kein Halbmittel — durchgreifend

und kraftvoll so unsere Wahl! Ganz und genüglich entwickle sich die Kraft der Nation; doch — bleiben wir bei der Ziffer und bei dem reinen Umriß unserer Ideen.

Wer zahlt diese Steuer? und wann? In jener Welt erst der Ausgewanderte. Hier erst legt er den Tribut zurück auf dem Altar des Vaterlands, das ihm im Genuß seiner Gesetze und im thätigen Schutz seines bisherigen Eigenthums nun erst, beim Austritt aus diesem Leben, einen kleinen Theil seiner erworbenen willkürlich übrig gelassenen, ihm selbst nun unbrauchbar gewordenen Güter als Ausgangszoll abfordert. — Gibt es eine natürlich gerechtere Idee von Steuer? — Man vermenge nur Zahler nicht mit Erben, den Todten nicht mit dem Lebendigen. Der da verläßt, bezahlt; der da folgt, tritt nur den von der Bürgerpflicht seines Erblassers gereinigten Nachlaß an. Dieser reine Nachlaß erst ist das gesetzliche Erbsvermögen, wird erst das vom Staat in Schutz genommene Eigenthum des Erben. Ich wiederhole mich: Der Vater, der Bruder hinterläßt tausend Gulden. Diese tausend Gulden verlieren mittelst Unterthanspflichtigkeit an Mortuarium und Erbsteuer 100 fl. Erübrigende 900 fl. versteuern sich an unsern Tilgungsfond mit 5 p. C. oder 45 fl. Vater oder Bruder ererben also noch 855 fl. Die vollen 900 fl. geben zu 350 nun kaum 250 fl. in Zwanzigern. Im ersten Jahr unserer existirenden Tilgungssteuer geben 855 fl. wenigstens das Doppelte oder 480 fl.; im darauf folgenden vielleicht schon das Numeraire in 20 kr. St. — Wer spricht noch länger von zu starker Belastung des Erbvermögens dadurch? Ist es nicht der edelste Wucher, der uns mit dieser Steuer gestattet wird? Oder wollen wir lieber in Herabwürdigung dieses Erholungsmittels ewig gefesselte Kontribuenten der heutigen Börsechristen bleiben? ewige Frei- und Kaperbriefe auf unser Vermögen ausstellen? Lieber forthin 100 p. C. als unserm lieben Mutterland 5 p. C. Assekuranzgebühr geben? —

Das Bauernvermögen und all jener, welche als Unterthanen 5 p. C. Mortuarium bezahlen und deshalb von der bereits bestehenden Erbsteuer berücksichtigt worden, bedarf weder in auf- noch absteigender Linie Rücksichten. Auch sie theilen die Vortheile der Zeit und dieser Steuer, und keiner ist als Erbe zu zahlen unfähig, sonst wäre er nicht Erbe. Die Ausnahmen schwächen nur den Zweck der Steuer, und Schätzungen übergehender Bauerngüter werden ohnehin schon nach darauf ruhenden Lasten modifizirt, bei denen überhaupt, wenn sie unter Lebenden vom Vater an Sohn übergehen, eigene Bestimmungen eintreten müßten.

Die schon bestehende Erbsteuer könnte füglich auch mit dieser neuen Tilgungssteuer eine Verschmelzung leiden. Nach einem 10 oder 20 jährigen Durchschnitt den Ertrag ausgemittelt, sodann auf die Hälfte der jetzt üblichen Einzahlung zurückgesetzt, die andere Hälfte aber aus der neuen Erbtilgungssteuer gedeckt und ersetzt genommen, dürfte eine erleichternde, gerechte Maßregel heißen, die darauf angewiesenen Staatsbedürfnisse unbeschädigt bleiben und der Regie so wie beiden Gefällen gleich vortheilen.

Wir hätten geendet. Anspruchlos übergibt sich diese Idee dem Denker, dem Furchtsamen, dem Trostbedürftigen, der Börse, dem Patrioten. Wahrscheinlich hat der Staat bereits seine besseren Mittel gegen unser Krebsübel gewählt. Ich habe meine Ideen in einer launigen Stunde hingeschrieben zu keinem andern Zweck, als die Kleinmüthigen zu trösten, die Uebermüthigen zu schrecken: vorzüglich aber die innwohnende der Vernunft entsprechende Kraft der Nation in einer theoretisch praktischen Aufgabe zu zeigen, dem Börsenspiel zu begegnen, sobald es Zeit ist. Ich habe diesen Vorschlag so umschrieben, als hätte ich ihn zur wirklichen Ausführung der Staatsverwaltung oder Behörde unterlegt. Ich habe letzteres nicht und ersteres nur deswegen gethan, um eine bequeme Form zu haben Einwürfe zu entkräften, Thunlichkeit zu zeigen und höchstens den Vorrath von Hülfsmitteln zu verstärken, den unsere Lage im Nothfall anbietet.

Nebstbei wäre diese Idee sehr leicht auf unsere verzinsliche Staatspapiere, deren Interessen die Staatsbilance nicht minder drücken und beschweren, und die Verminderung kurranter Auflagen hindern, als auf einen Amortisationsfond für solche, angewandt. Die bloße Anlage eines solchen Fonds trägt schon eine Menge achtungswerther Rücksichten in sich.

1. Mit der durch diesen kreirten Amortisationsfond sogleich aufgehobenen Herabwürdigung dieser unserer Staatsobligationen würde man in humaner Vergeltung des A. 1811 ergriffenen Nothmittels die Besitzer wieder versöhnen und so In- als Ausland überzeugen, daß Oesterreichs alte Redlichkeit, wie die Sonne nach schweren Gewitterwolken sogleich wiederkehret, sobald ihr die eiserne Hand der Noth Aufschwung und Biederkeit erlauben. Wie damals die Sachen des Vaterlands von Außen und Innen standen, gab es vielleicht kein anderes Rettungsmittel als Skala und Staatsbillance fördernde Interessenbeschränkung. Nun die Lage anders, ehrt man die Noth und handelt wieder gerecht und alt herkömlich Oesterreichisch.

2. Die Staatspapiere bei einst besserem Werth vermehrten die Geldvorstellungszeichen, würden bei weniger schwankendem Kurs gangbarer, und böten statt des schädlichen Objekts eines örtlichen Spekulationshandels, eine flüßige Geldquelle dar, aus der die Industrie, der Ackerbau der Gutsbesitzer, der Handel mit billigen Zinsen jene Summen entlehnen könnte, die in England so viel Wunder thun, allen guten Ideen Leben schaffen, Ackerbau und Fabrikswesen bis zu unserm Neid vervollkommnen und die Nation durch diese Gangbarkeit ihrer Vermögenskraft zum Oberherrn der Welt zu machen drohen.

3. Der Staat von der Last seiner verzinslichen Papiere befreit und seine Ausgaben dadurch auf bessere Billance gesezt, könnte die indirekten Abgaben auf Ackerbau und Gewerbe wieder näher auf jene der Vorzeit zurückführen, dadurch die Produktion und Lebensmittel wohlfeiler machen, und so seinen gutgesinnten Bürgern wieder jenen Nachgenuß eines Lebens schaffen, dessen Schilderung man aus dem Munde der Alten noch immer mit Zauber hört, und was mit entfernter Noth zugleich eine so glückliche Wechselwirkung auf die Moralität unserer Generation haben dürfte, daß der Wunsch darnach mehr frommes Gebet nach Sittlichkeit und Gerechtigkeit als Sehnsucht nach körperlichem Wohlleben und Luxus heißen dürfte.

Ich habe geendet. Es gibt und gab in unsern Tagen edle Menschen, sich selbst verläugnende Staatsbürger, Wohlthäter für Mensch und Thron und Vaterland. Der dort opferte freiwillig Blut und Leben, das Alles verschlingende Ungeheuer zu bekämpfen. Jener da gab aus seinen ländlichen Gefilden mit Geberfreude, was er zu geben hatte für Zweck und Bürgerpflicht. Der belehrte eine undankbare Menge, was Glück, was Tugend seye und vergeudete Leben und Geisteskraft an der Frechheit des Jahrhunderts. Dieser wirkte daheim, jener dort draußen. Der Kampf war hart, der Sieg errungen, unsere Unabhängigkeit sicher gestellt. Laßt uns nun selbst bekämpfen, Sieg über Eigennuz und Selbstheit erringen, den Wucher verbannen, die Unedlen veredlen, Vertrauen fassen, Zeit gönnen, uns selbst und unser Mutterland ehren! Lassen wir die Geierfreude dem Fremdling, im Genuß unserer milden Gesetz-Freiheit habend mit der Taube des Friedens in Klauen, davon zu fliegen, über die Grenze hinaus, dem Lämmergeier gleich auf einsamen Felsen und Sandwüsten die Beute verzehrend, die wir ihm so gastfreundlich geboten und er so meuchelmörderisch erlauerte. Der heimische Mensch sey besser, sey edler. Das Leben kreist sich fort und die Tage kehren nicht wieder. Geld erworben ohne Segen oder gar belegt mit dem Fluch von Nationen schmerzt in den letzten Tagen, ach gewiß mehr als Wucherfreuden im ganzen Leben adeln. Nemesis eilt in die flüchtigsten Spuren des Unrechts und erwürgt als Vergelterin das Kind eines unredlichen Reichthums!

Wähle wer kann; Zweifle wer mag. Endlich verzweifelt doch der, der ohne Achtung reich, verlassen von Redlichen und Guten, immer nur das Wohl seiner Mitbürger untergrabend, mit gesenktem Haupt die kranke Last eines freudenleeren Lebens trägt und das mit dem Geifer des Geiz und Fluches besudelte Leben nur mit dem Schmerzentod eines Geizigen wechselt.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 5. Jäner.

Geschichte und Biographie.

Daniel Graf von Thurotz.

Eine aktenmäßige Geschichte.

Den unaufhörlichen Einfällen der raubgierigen Osmannen beinahe durch drei volle Jahrhunderte ausgesetzt, seufzte Ungarn unter der fürchterlichen Last aller jener Schreckniſſe und Greuel, die von einem mit rohen Barbaren geführten Kriege nur zu fürchten ſind. Theuer mußte es den ehrenvollen Namen einer Vormauer der Chriſtenheit erkaufen, und indem es das übrige Europa von den Verheerungen ſeines Erbfeindes rettete, unter deſſen unaufhörlich wiederholten Streichen verbluten. So ſchrecklich die Verwüſtungen waren, die jene zahlloſen Horden wüthender Muſelmänner über das unglückliche Land brachten, ſo viel Blut es koſtete, ihre oft tollkühnen Unternehmungen aufzuhalten, und ſo groß die Nachtheile waren, die aus der beſtändigen Unſicherheit des Eigenthums für die bedrängten Einwohner erwuchſen: ſo war doch unſtreitig der moraliſche noch größer, der aus dieſem gewaltſamen Zuſtande hervorgieng. Während nemlich Europas übrige abendländiſche Staaten, nach Abſchaffung des Fauſtrechtes mit mächtigem Schritte der Kultur entgegen eilten, konnte Ungarn keine andere als die Kriegskunſt üben, die auf den tauſend Berührungspunkten mit einem in den Eingeweiden des Landes wüthendem Feinde, in beſtändigen Fauſtkampf ausartend, gleich dem wuchernden Unkraut, alle Wiſſenſchaften in ihrem Keime erſtickte.

Die Regierung, mit Händeln mancher Art über die Maaßen beſchäftiget, und beſonders unter den ſpäteren Regenten aus dem Oeſterreichiſchen Erzhauſe, durch die deutſchen Reichsverhältniſſe gehindert, war nicht im Stande dieſem Unweſen mit einem kräftigen Schlage ein Ende zu machen, und mußte zuſehen, wie einzelne Partheigänger beider Völker, während des zwiſchen den Staaten feierlichſt geſchloſſenen Friedens den kleinen Krieg fortſetzten, und ſich gegenſeitig aufrieben.

Dieſe ſtete Beſchäftigung mit dem blutigen Kriegshandwerke gieng bald in Gewohnheit über, und verwilderte den Charakter dermaſſen, daß er kein anderes Geſetz als ſeinen Willen anerkennend, alles feindlich zu betrachten ſich gewöhnte, was ſeinen aufgeregten Leidenſchaften nicht ſogleich zuſagte. Und da dieſen Uebeln, ſo lange ihre Urſache (die Anweſenheit des Feindes im Lande) dauerte, nicht geſteuert und die ſo gefürchteten Türken nur erſt zu Ende des 17ten Jahrhunderts aus Ungarn gänzlich vertrieben werden konnten: ſo iſt es leicht erklärbar, daß die Kultur zu jener Zeit, wo es in dem übrigen Europa nicht gar ſo finſter mehr ausſah, in Ungarn, ſelbſt bei den Großen, noch keine bedeutenden Fortſchritte gemacht hatte, und von manchen derſelben noch Grauſamkeiten begangen wurden, vor denen die Menſchheit zurückſchaudert.

Dieſe Bemerkung glaubte ich der nachfolgenden Geſchichte vorausſchicken zu müſſen, um jene Zweifel im Voraus zu heben, die ſich gegen ihre Aechtheit aus der Anſicht der Jahrszahl, vielleicht erheben könnten.

Die Familie der Grafen von Thurotz, die in Ungarn noch gegenwärtig in großem Ansehn blüht, wurde stets unter die ersten des Landes gezählt. Nicht blos ihr hohes Alter machte sie ehrwürdig, sondern es entsprossen aus ihr Männer von Muth, Kraft, und Talenten, die ihrem König und Vaterlande im Krieg und im Frieden, wichtige Dienste leisteten. Ihren Flor verdankte sie hauptsächlich Franz dem I., der unter K. Ferdinand, Statthalter des Pfalzgrafen (1543 bis 1553) war. Dieser erhielt zur Belohnung der vielfachen Bemühungen, die Oesterreichische Dynastie auf dem Ungarischen Thron zu befestigen, die beiden festen Schlösser Sklabina und Blatnitza sammt den dazu gehörigen Herrschaften, und mit dem Titel eines Grafen von Thurotz zugleich die erbliche Obergespannswürde des gleichnamigen Komitates. Macht, Reichthum und Ansehn, vererbte dieser in der vaterländischen Geschichte von mehr als einer Seite merkwürdige Mann auf seine Nachkommen, denn dieses läßt sich vererben, doch seine Tugenden konnte er ihnen nicht vermachen, diese können nicht geerbt, sie müssen erworben werden.

Graf Daniel, ein Nachkomme dieses berühmten Mannes, schien als drittgebohrner Sohn nicht bestimmt zu seyn, eine große Rolle auf dem Schauplatze der Welt zu spielen. Von der Natur mit äußerst heftigen Leidenschaften begabt, bewies er schon als Kind einen starren unbeugsamen Sinn, der weder durch Güte noch durch Drohungen zu lenken war. Früh ergriff er das Kriegspanier, das seiner ungebundenen Wildheit am meisten zusagte, machte mit Glück manchen Streifzug gegen die Türken, erwarb sich hiedurch den Namen eines furchtbaren Partheigängers, und damit einen mächtigen Anhang unter dem niedern Adel, der in diesem kleinen Kriege, manche Gelegenheit zur Beute fand.

Der Ruf seiner ausgezeichneten Tapferkeit, und nicht gemeiner Talente, die sich durch manchen genialen Zug, bei schwierigen Lagen und unvermutheten Verlegenheiten bewiesen, verschafften ihm mehrere Freunde auch unter den Großen jener Zeit, und so geschah es, daß ihm K. Leopold die Kämmererwürde ertheilte, und als bald darauf sein Vater starb, ihn mit Hintansetzung der ältern Brüder, die nicht viel festen männlichen Charakter verriethen, zum Obergespann des Thuroßer Komitates ernannte.

Ein neuer Wirkungskreis eröffnete sich seinem nimmer ruhendem Geiste, mit dieser glänzenden Ehrenstelle, auf der er, nach dem Vorbilde seines großen Ahnherrn, dem Staate unendlich nützlich hätte werden können, wäre die edle Tugend der Selbstbeherrschung ihm nicht gänzlich fremd gewesen. So aber ein Spiel aller Leidenschaften, die im wilden Ungestüm seine Brust unaufhörlich durchkreuzten, fiel mancher seiner Mitbürger und endlich er selbst, als ihr Opfer.

Kaum hatte er die neue Würde angetreten, so bezeichneten alle Schritte den festen Entschluß, sich der unumschränkten Regierung in dem Komitate zu bemächtigen. Der Anfang hiezu, wurde durch die gewaltsame Absetzung aller rechtlichen Magistratspersonen gemacht, statt deren er ihm ergebene feile Kreaturen oder furchtsame Dummköpfe ernannte. Die Stände, gewohnt in ihrem Obergespann einen gesetzlichen Vorsteher, keineswegs aber einen Herrn zu erblicken, wagten einige Vorstellungen gegen diese gewaltsame Maßregel. Doch mit Ungestüm und unter Drohungen mancherlei Art wurden sie zur Ruhe verwiesen, und als einige von weiteren Klagen an den König sprachen, diese durch bereit gehaltene Söldner aus der Versammlung gerissen, und unter den thätigsten Mißhandlungen, in den Kerker geworfen. Nun wurde das Schreckenssystem planmäßig eingeführt.

Die Komitatsversammlungen, bei denen bald kein rechtlicher Mann mehr erschien, dienten bloß den Gewaltstreichen des Tyrannen, einen Anschein von Recht zu geben, und seiner zügellosen Willkühr, unter der äußeren Rechtsform desto freyeren Spielraum zu gewähren. Sollten Zeugen verhört werden, so wurde ihnen unter Androhung der fürchterlichsten Martern vorgeschrieben, was sie eidlich auszusagen hätten. War jemand eines Vergehens beschuldiget, so ward ihm die Vertheidigung nur gegen schweres Geld zugestanden, und sein Urtheil im Voraus gesprochen, hatte er das Unglück dem Grafen zu

mißfallen, oder seine Gunst nicht erkaufen zu wollen oder zu können. Wurde der willkührlichste Befehl des Tyrannen nicht augenblicklich vollzogen, so waren Kerker und schmerzlichste Foltern die unausbleibliche Strafe des Zögernden. Mit einem Worte, der schrecklichste Terrorismus unterwarf die Bewohner jenes unglücklichen Ländchens der Willkühr eines Einzelnen, und dieser Einzelne, war — ein Wüterich.

Ein paarmahl war es zwar gelungen, eine Darstellung dieses alle Gesetze höhnenden Verfahrens, bis an den Hof zu bringen; doch stets wußte er durch seine Freunde das Ungewitter, das über seinem Haupte schwebte, zu zerstreuen. Schwer ließ er die Urheber jener Anzeigen, seine Rache fühlen, und es blieb daher den Unterdrückten nichts übrig als zu seufzen und — zu dulden.

Eben so wie Graf Daniel im öffentlichen Leben mit unbegränzter Willkühr herrschte, regierte er mit eisernem Zepter seine Hausgenossen, unter denen seine Frau die bedaurungswürdigste war. Nicht genug, daß sie stets mehrere Nebenfrauen um sich dulden mußte; sie erlitt auch täglich von diesen Weibern und ihren Kindern die niedrigsten Beleidigungen, und wurde öfter auf deren Veranlassung von ihrem Gemahl gröblichst mißhandelt. Endlich nachdem sie so manches Jahr im schmählichsten Elende zugebracht hatte, wies sie Graf Daniel, dem seine Frau als unnöthige Zeuginn seiner Ausschweifungen täglich mehr zur Last fiel, von sich, mit der Erklärung, sich nie wieder vor seinem Antlitz sehen zu lassen.

Allein mit dieser stillen Dulderinn, war der gute Engel von dem Grafen gewichen, die Mächte der Finsterniß umstrikten ihn, rissen ihn von Verbrechen zu Verbrechen fort, bis ihn die schreckliche Nemesis erreichte, die dem Laster, oft zwar langsamen aber stets sicheren Trittes folgt. Auf einer seiner Streifereien in der umliegenden Gegend, sah Graf Daniel ein junges Mädchen von ausgezeichneter Schönheit Sophie Selessenyi mit Namen, die Tochter adelicher doch armer Eltern, und beschloß sofort, durch sie sein Serail zu vermehren. Nicht gewohnt seinem Willen den geringsten Widerstand entgegengesetzt zu sehn, war er hoch entrüstet zu vernehmen, daß seine Emissäre weder durch Versprechungen noch durch List etwas ausrichten konnten, und befahl daher das Mädchen mit gewaffneter Hand zu rauben. Sein Befehl wurde vollzogen, und die arme Geraubte mußte der Gewalt unterliegen. Als endlich die Folgen der Unthat sichtbar wurden, ließ er verschiedene alte Weiber, und auch eine berühmte in der Nachbarschaft wohnende Hexe, um sympathetische Mittel befragen, wodurch er seine schöne Gefangene ihrer Bürde entledigen könnte. Und da alle diese Mittel dem beabsichtigten Zweck nicht entsprachen, und er des ewigen Gewinsels seines unschuldigen Schlachtopfers vermuthlich satt seyn mochte, beschloß er ihren Tod. Zwei ehemalige Favoritinnen, Eva Renorényi, die Frau des Schlossers, und Dorothe Habohgha, nachdem er drei Kinder mit ihr erzeugt hatte, an den Meyer verheurathet, wurden beauftraget der Gebährenden beizustehn, alsogleich nach der Geburt das Kind zu erdrosseln, und der Mutter unter dem Vorwande einer stärkenden Arzney, Gift zu reichen. Nur zu getreu entledigten sich die beiden Ungeheuer des erhaltenen Auftrages. Das Kind wurde in dem Augenblicke der Geburt getödtet, und Sophie, da das dargereichte Gift zu langsam zu wirken schien, mit einem bereit gehaltenen Strick, während des Schlafes erwürget. Der Leichnam ward in das unter der Stiege befindliche Hundeloch geworfen, in der nächsten Nacht aber, in der Scheune begraben, und da er einen bösen Geruch zu verbreiten anfing, bereits halb verwesen auch von dort weggenommen, und in einem leeren Stall beerdiget.

Die Sache schien nun ganz gut beendet, und das wüste Leben gieng von neuem an. Doch mitten unter allen betäubenden Genüssen, regte sich die Stimme des schuldbefleckten Gewissens, und die Furcht vor der Entdeckung seiner Schandthaten vergällte ihm alle Freuden.

Die vorzüglichste Besorgniß flößten ihm jene beiden Weiber ein, die er zur Vollziehung jenes doppelten Mordes gebraucht hatte. Sie allein konnten im Fall der Untersuchung das umständlichste Zeugniß gegen ihn ablegen, ihnen mußte daher ewiges

Stillschweigen auferlegt werden. Ueber das gräßliche eines Mordes, der das tauglichste Mittel hiezu schien, war die erhabne Seele des mit Lastern aller Art vertrauten Sünders, bald hinaus. Zwey seiner stärksten Haiducken, Stephan Turanſky und Stephan Zaborſky, sandte der Graf wohlbewaffnet des Nachts, sich der Frau des Schlossers zu bemächtigen. Als ihnen auf wiederholtes Pochen nicht geöffnet ward, sprengten sie die Thüren ein, und drangen in die Zimmer. Die Frau durch den unvermutheten Uiberfall aufgeschreckt, erhob ein heftiges Geschrey, allein ein Schlag mit dem Gewehrkolben streckte sie bewußtlos zu Boden. In diesem Zustande schleppten sie die Haiducken an das nicht weit entfernt Wag-Ufer, und stürzten sie einen großen Stein am Halse in den Strom. Zu gleicher Zeit ergriffen ein paar andere die Meyerinn sammt ihrem Manne, der zwar an dem Morde nicht theilgenommen, doch darum wußte, und führten beide nach dem Kastell von Stawnitzka, wo der Graf indeß mit einigen seiner Vertrauten angekommen war. Alsogleich wurde ein Gericht unter Beobachtung aller äußeren Rechtsformen niedergesetzt, beide Gefangene vorgeführt, und unter nichtigem Vorwand, zum Tode verurtheilt. Kaum graute der Morgen, als man beide in den Schloßgarten führte, einen vorüberziehenden Reisenden auffieng, und unter Androhung des augenblicklichen Todes zwang, das Amt des Henkers zu verrichten, und sie unter persönlichem Beistand des Grafen, der ihnen selbst die Hände auf den Rücken band, zu köpfen.

Vollwichtigen Stoff, zu mancher ernsten Betrachtung liefert diese Gewaltthat, besonders die Art, wie sie begangen ward. Um jedoch den Gang der Erzählung nicht zu unterbrechen, enthalte ich mich jeder Bemerkung, deren gewiß mehr als eine, sich jedem gefühlvollen Leser aufdrängen wird. — Kurz vor diesem schrecklichen Ereigniß, hatte Graf Daniel sich eines anderen Verbrechens schuldig gemacht, das endlich die lange schlummernde Gerechtigkeit weckte.

Die zügellose Lebensart, die bei ihm zur Tagesordnung geworden war, fieng an nicht bloß seine Lebenskräfte, sondern auch seinen Beutel zu erschöpfen. Um diesem letzteren zu Hülfe zu kommen, schien ihm kein Mittel einfacher und sicherer, als das Vermögen anderer Leute zu dem seinigen zu machen, und da die Zuflüsse, die er sich durch den Mißbrauch seiner obrigkeitlichen Gewalt verschaffte, hiezu nicht hinlänglich schienen, auf offenen Strassenraub auszugehn. In Gesellschaft einiger Spießgesellen und Knechte, machte sich nun die erste Magistratsperson der Gespannschaft, die Kraft ihres Eides die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten verpflichtet war, am Freitag vor Lätare 1676 auf den Weg, um das ehrlose Handwerk des Räubers zu üben. Kaum in den Hinterhalt angelangt, als Georg Riedel, ein angesehener Schemnitzer Kaufmann, der auf königliche Rechnung Blei führte, der Straße entlang zog. Augenblicklich fiel die ganze Schaar über ihn, plünderte seine Habe, und entließ ihn nicht ohne Mißhandlung, nachdem seine Baarschaft, die aus 430 Thalern bestand, ihm abgenommen war. Während noch alle Hände um die Beute herum beschäftiget waren, führte einen anderen Schemnitzer Kaufmann sein Unstern mitten unter die Bande. Mit Jubelgeschrey wurde er empfangen, und nur mit Hinterlassung von 110 Thalern, die er bei sich hatte, rettete er sein Leben.

Mit voller Zufriedenheit zogen nun die Räuber nach Hause, und unter Lustgelagen verstrichen die nächsten Tage.

Indeß war Herr Riedel zu Preßburg angelangt, wendete sich mit der Anzeige des Vorfalls an die königliche Kammer, deren Einkünfte und Gerechtsame durch die Unsicherheit des Handels gefährdet waren, und bat um Schadenersatz und Genugthuung aus dem Grunde, weil er seine Reise in königlichen Geschäften angetreten hatte.

Beinahe zugleich mit Herrn Riedel, erschienen auch die Eltern der ermordeten Sophie, denen es nach vielen Hindernissen gelungen war, Kunde von dem gewaltsamen Tode ihres Kindes zu erlangen, und sich der Aufmerksamkeit des Grafen zu entziehn, und schrien laut um Rache des unschuldig vergossenen Blutes. Die schon vormahls vorgebrachte, doch stets niedergeschlagenen Beschwerden aus dem Komitate, kamen nun auch in Erinnerung, und so

ward denn der Beklagte mittelst eines königlichen Vorladungsschreibens, nach Preßburg vor Gericht geladen.

Dieser, dem es an Einsicht gar nicht fehlte, hatte lange schon vorausgesehn, daß seine Eingriffe in alle göttlichen und menschlichen Rechte, über kurz oder lang geahndet werden würden, und dachte daher bei Zeiten auf Mittel, sich der Ahndung der Gesetze zu entziehn. Das sicherste schien ihm zu den Mißvergnügten, oder falls ihn diese nicht ehrenvoll aufnehmen wollten, zu den Türken überzugehn. Doch nicht als verachteter Flüchtling wollte er seinen Zufluchtsort ihrer Gnade verdanken, als werther Bundesgenosse, der Truppen, Waffen, Munition und Geld mitbrachte, war er gesonnen bei ihnen zu erscheinen.

In alle Gegenden wurden nun Vertraute ausgeschickt, um Waffen und Munition einzukaufen, Söldner und Knechte unter verschiedenen Vorwänden anzuwerben, und mit den Mißvergnügten, Unterhandlungen wegen seiner Aufnahme anzuknüpfen. Alles dieß, mit vieler Klugheit, und Mißbrauch des hohen Ansehns, das dem Grafen sein öffentlicher Charakter gab, eingeleitet, schien mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt zu werden. Die Ausgesandten brachten Waffen und Söldner im Ueberfluß, nebst den freundschaftlichsten Versicherungen von Seite der Mißvergnügten.

Auf diesem Punkte standen die Sachen, als er das königliche Vorladungsschreiben erhielt, dem er Folge zu leisten keinesweges gesonnen war. Mit Truppen, Waffen und Munition versehn, handelte es sich nunmehr bloß noch darum, eine bedeutende Summe Geldes zusammenzuraffen, und dann zu entfliehn. Auch hiezu war der Plan im Voraus entworfen.

In dem festen Schlosse Sklabina, welches dem älteren Bruder des Grafen Daniel gehörte, befanden sich alle öffentlichen Kassen, der Familien-Schatz der Grafen Thurotz, nebst den Juwelen und Kostbarkeiten eines großen Theiles der Land-Adelichen, die bei den oft wiederholten Einfällen der benachbarten Türken, ihre beste fahrende Habe, auf ihren Landsitzen nicht genug sicher glaubten. Diese hier aufgehäuften Schätze waren es, deren sich der Graf vor seiner Flucht zu bemächtigen gesonnen war. Da aber eine förmliche Belagerung des mit einer starken Besatzung versehenen Schlosses zu viel Zeit gebraucht hätte, und diese wegen der erfolgten Vorladung kostbar war, sollte die Burg mit List überrumpelt werden. Während nämlich der eine Theil der Reisigen in Hinterhalt sich legte, sollte der andere sich betrunken stellen und blos mit verborgenen Waffen versehn, vor dem Thore des Schlosses Händel anfangen. Da es zu vermuthen war, daß auf den absichtlich zu vergrößernden Lärm einige der Burgbewohner herauskommen würden, um diese betrunkenen Leute zurecht zu weisen, sollten diese bemüht seyn, sich des Thores zu bemächtigen, die Wache niederzumachen und ihren Gesellen das verabredte Zeichen zu geben. Worauf diese in das Schloß eindringend, jeden, der sich zur Wehre setzen würde, niederstoßen, die übrigen in die Verließe und Keller einsperren, den Burgherrn knebeln, und alle Schätze, Kostbarkeiten, Geld, Juwelen, auf die indeß angekommenen Wägen aufladen sollten.

Der Tag zu diesem Unternehmen war bereits anberaumt, die nothwendigen Vorbereitungen getroffen und jedem seine Rolle übertragen, da wurde plötzlich bei Nacht, das Kastell von Stubna von kaiserlichen Truppen umrungen, Graf Daniel kaum aus dem Bette aufgesprungen, unangekleidet, nach einer kurzen Gegenwehr gefangen und sogleich in einem verdeckten Wagen, nach Preßburg abgeführt. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich am anderen Morgen die Nachricht von diesem Vorfalle in der ganzen Provinz, und erfüllte alle rechtlichen Leute, mit lebhafter Freude, so wie seine Anhänger, denen nach der Verhaftung ihres Oberhauptes kein gemeinschaftlicher Vereinigungspunkt mehr übrig blieb, mit panischem Schrecken. Einige der letzteren, rafften schnell ihre beste Habe zusammen, und entflohn zu den Mißvergnügten, andere eilten reumüthig die Gnade des Königs anzuflehn, mehrere suchten sich dadurch Verzeihung zu erwirken, daß sie die nöthigen Beweise wider ihren vormahligen Herrn lieferten, mit einem Worte, alle Kraft und Thätigkeit war mit dem Verlust des Hauptes verschwunden, und

die verlaſſenen Glieder ſuchten ſo gut es gehn wollte, ſich zu retten.

Jener war indeß unter zahlreicher Bedeckung zu Preßburg angekommen, und ſein Prozeß unverzüglich (den 7. Oktob. 1676) von dem königlichen Fiskus eingeleitet. Da die Verbrechen, deren ſich der Graf Daniel ſchuldig gemacht hatte, um ſo eher erwieſen waren, als es an Zeugen, ſowohl von Seite der ſo ſchrecklich Bedrückten, wie auch mehrerer ſeiner Geſellen (die ſich hieraus ein Verdienſt erwerben wollten) nicht fehlte; ſo giengen die Verhandlungen ziemlich ſchnell vor ſich. Die Aufmerkſamkeit des ganzen Landes war auf dieſen vornehmen Verbrecher, und das Urtheil, das ihn treffen ſollte, um ſo mehr gerichtet, als man ſah, daß die Verwendungen der zahlreichen angeſehenen Verwandten und Freunde deſſelben, den Gang der Juſtiz zwar nicht aufhalten konnten, aber doch in demſelben manche Zögerung veranlaßten.

Endlich ergieng der Spruch folgendermaßen:

„Es ſolle der Beklagte, wegen den unerhörten, „geſetzwidrigen Bedrückungen des Adels und Bewoh„ner der ſeiner Leitung anvertrauten Geſpannſchaft, „dem durch ſein ausſchweifendes Leben gegebenen „öffentlichen Aergerniß, und der entehrenden Theil„nahme an dem Henkersamte, der Kämmerers, ſo „wie der Obergeſpannswürde ſchimpflich entſetzt; „wegen dem an der geraubten Sophie, ihrem „Kinde und der Schloſſersfrau verübten vorſätzli„chen Meuchelmorde, gefoltert; endlich wegen der „in einem betrügeriſchen Gericht ausgeſprochenen, „und unbarmherzig vollzogenen Hinrichtung des „Meyers und der Meyerinn, ihm zur Strafe, an„deren zum abſchreckenden Beiſpiel, mit dem „Schwerdte öffentlich vom Leben zum Tode gebracht „werden.“

Dieſes Urtheil dem Kaiſer unterbreitet, erhielt durchaus die Beſtätigung, (die einzige Folter ausgenommen, die dem Verbrecher nachgeſehn ward) und den Zuſatz deſſelbe möglichſt ſchnell zu vollziehn.

Obwohl er ſtets auf Begnadigung gerechnet hatte, ſo behielt er doch ſeine ganze Faſſung, als es ihm vorgeleſen ward, und verzog keine Miene, bis des Mordes der Schloſſersfrau gedacht ward. Da erhob er mit einem wehmüthigen Blick gegen Himmel beide Arme, als wollte er Vergebung von demſelben erflehn.

Endlich nachdem der zur Hinrichtung anberaumte Tag angebrochen war, brachte er noch ein paar Stunden mit dem ihm zum Beiſtand gegebenen Geiſtlichen im Gebet zu, und erklärte dann mit feſter Stimme, daß er nun an den Willen Gottes ergeben, bereit ſey zum Tode zu gehen. Nun erhob er ſich, ward in einem bedeckten Wagen zum Komitatshauſe geführt, und dort unter das Thor geſtellt, während aus einem der oberen Fenſter, der Urtheilsſpruch zuerſt lateiniſch, dann deutſch, dem zahlreich verſammelten Volke vorgeleſen wurde. Hierauf ſetzte ſich der Zug, gegen das fürchterliche Gerüſt in Bewegung. Der Graf in der Mitte zwiſchen dem zuſprechenden Franziskaner-Mönch und dem Schloßvogt, hinter ihm der Henker mit ſeinem Knechte. Mit feſtem Schritt beſtieg er das Schaffot, legte ſein Oberkleid ſelbſt ab, übergab ſeine Mütze dem Vogt, und überreichte ihm das von ſeinem Gürtel herabhängende weiße Tuch, um ihm damit die Augen zu verbinden. Als dieß geſchehen war, kniete er ſchnell nieder, um den Todesſtreich zu empfangen.

Doch der Henker, von einer ſchweren Krankheit kaum geneſen und noch ſchwach, führte einen Hieb, der den unglücklichen Verbrecher zwar zu Boden ſtürzte, ihm jedoch keineswegs das Leben nahm. Im Sturz entfiel die Binde ſeinen Augen, und dieſe ſtarr geöffnet, mußte er noch den herbeiſpringenden Henkersknecht erblicken, der ihn beim Haarſchopf nehmend, erſt auf den zweiten Hieb liegend den Kopf abnahm.

Der Leichnam ward hierauf in den bereit ſtehenden Sarg gelegt, und bis zur Abenddämmerung im Stadtthurm aufbewahrt, dann aber in aller Stille bei den Franziskanern begraben.

So ſchrecklich endete ein Mann, den Geburt, Glück und Talente, zu einer der wichtigſten Stützen ſeines Vaterlandes beſtimmt zu haben ſchienen, den aber ſeine unbändigen Leidenſchaften, in die Klaſſe der verabſcheuungswürdigſten Verbrecher herabſchleuderten.

Freyh. v. M***y.

Staatswiſſenſchaft.

Kurze, intereſſante, politiſche Notizen.

1. Geheime Polizei.

Eine geheime Polizei iſt für große Städte, beſonders Reſidenzen ein nothwendiges Bedürfniß und von weſentlichem Nutzen, wenn ſie ſich blos nur auf die Sorge für die Sicherheit, beſonders gegen verdächtige Fremde, gegen Diebe und Betrüger, beſchränkt, und wenn ſie, was eine Hauptſache iſt, bewährten Biedermännern anvertraut iſt. Daß ſie aber außerdem ein ſehr gefährliches Inſtrument in der Hand der Regierung bleibe, durch deſſen Gebrauch dieſe beim Volk herabgewürdigt und letzteres furchtſam und ſchüchtern gemacht wird, das haben wir in Frankreich geſehen. Da, wo geheime Polizei ihr Weſen treibt, muß das Volk immer auf ſeiner Hut ſeyn. Wer ſteht denn dafür und wer kann dafür ſtehen, daß nicht über kurz oder lang ein ſchadenfroher Polizei-Agent, vielleicht im Geiſte Buonapartes, ſich dieſes Mittels nicht bediene, um die öffentliche Sicherheit und das tadelloſe Treiben des rechtlichen Mannes durch Spioniren und Einſchleichen in das Innere des Hausweſens und der Familienkreiſe der Bürger und durch lügenhafte Denunciationen zu gefährden? Wie kann der dem Volke ſo nothwendige Geiſt des Zutrauens unter ſich je gedeihen, wenn man weiß, daß es geheime Polizei-Spione gibt, die den argloſen Bürger belauern und im Finſtern ihr Weſen treiben? Jeder Bürger wird daher jede Regierung dringendſt bitten, von dieſem ſo ſehr gefährlichen Mittel nur ſehr bedingten und vorſichtigen, keineswegs aber allgemein eingreifenden Gebrauch zu machen. Lieber mag dieſer oder jener Betrüger der Aufmerkſamkeit der Polizei entgehen, als daß man es ſich erlaube, im Volke durch geheime Polizei-Anſtalten einen Geiſt des Mißtrauens zu wecken, wie ihn ſolche Anſtalten immer nähren und nothwendig wecken müſſen. Die Polizei iſt eine öffentlich wirkende Anſtalt und kein Kind der Finſterniß; und nothwendig iſt es, daß ihr der Charakter der Oeffentlichkeit möglichſt erhalten werde. Dank unſrer milden und gerechten Regierung, wo jeder ehrliche Mann und rechtliche Bürger ruhig ſchlafen kann!

2. Wirkſamkeit der Schriftſteller.

Die Erfindung des Schießpulvers gab der Unterdrückungsſucht ein furchtbares Mittel mehr in die Hand, ſich an der Menſchheit zu verſündigen, durch Hülfe einer zerſtörenden Kraft, welche die natürlichen Körperkräfte des Menſchen beim Angriff und beim Widerſtande tauſendfältig überſteigt. Aber wohlthätig und weiſe, wie ſie dem Böſen immer das Gute gegenüber ſtellt, legte die Vorſehung in die andere Wagſchale die Erfindung des Bücherdrucks, welche zum Heil der Menſchheit tauſendmal tauſendfältig den Wirkungskreis der Stimme und der Handſchrift des Menſchen überfliegt. Der Schrecken erregenden Wirkung des Donners von hundert Kanonen kann oft ein einziges gedrucktes Blatt vom rechten Geiſte des Muths beſeelt, Einhalt thun. Ein einziges bedrucktes Blatt kann mehr Kämpfer gegen einen übermächtigen Eroberer ins Feld ſtellen, als alle ſeine Kanonen niederzuſchmettern vermögen. Ein einziges bedrucktes Blatt kann Millionen Schläfer erwecken, und ihnen einen Geiſt einhauchen, dem keine Gewalt eines Tyrannen gewachſen iſt.“ — Den Beweis liefert der kürzlich geendigte, große Völkerkampf. In keinem Kriege kämpften noch Degen und Feder ſo in inniger Verbindung. Man muß, um die Zauberkraft einer geſchickten Schriftſtellerfeder ganz würdigen zu können, die elektriſchen Schläge derſelben ſelbſt beobachtet und in Wien geſehen haben, wie das ſonſt ſo harmloſe Volk der großen Kaiſerſtadt von der trefflichen Oeſtreichiſchen Kriegserklärung 1813 ergriffen und fortgeriſſen ward.

3. Staatsſchulden und Maaßregeln dagegen.

Die erſte und zwar die gerechteſte, ſo wie oft ſehr einträgliche Maaßregel, die Schuldenlaſt zu vermindern, iſt die Unterſuchung der Gültigkeit der Schuldforderungen. Sully hat ſie mit Glück angewandt. Die zweite Maaßregel betrifft die Herabſetzung der Zinſen mit Einwilligung der Gläubiger. Ihr Urheber iſt Colbert, deſſen Beiſpiel England 1749 nachgeahmt. Die Maaßregel iſt verwickelter als die erſte, weil ſie angefüllte Schatzkammern, oder künſtliche Kreditberechnungen vorausſetzt, und ſie wirkt wohlthätig nicht allein für den Schatz, ſondern auch für den allgemeinen Zinsfuß. Die dritte Maßregel iſt die gezwungene Herabſetzung, welche in England 1684, in Frankreich 1716 Statt hatte. In dieſelbe Zeit fällt Law's Verſuch, die Staatsſchuld durch Papiergeld zu tilgen; endlich zeigte England durch ſeine Tilgungskaſſe 1786 das einzige untrügliche Heilmittel für Staatsſchulden, von welcher Größe ſie ſeyn mögen. Von einer Herabſetzung des Kapitals, die der unglückliche König Karl von England vornahm, iſt ſeitdem nicht die Rede geweſen; und ſie iſt ſeit der franzöſiſchen Schreckenszeit nur mittelbar erfolgt. In Spanien ward die Schuld auf Einrichtung der Urkunden anerkannt (Decr. vom 18. Aug. 1809.) Im Königreich Italien erklärte man ſich auf gleiche Weiſe (Decr. v. 6. Febr. 1811). In Neapel ſetzte man die Zinſen herab, aber die Schulden ſelbſt wurden auf die Staatsgüter gelegt (Allg. Zeit. Nr. 8. 1812). Baiern blieb mit den Zinſen in Rückſtand, bildete aber eine Amortiſationskaſſe (Verordn. vom 20. Aug. 1814, 27. Dec. 1811). Würtemberg trug monatlich Schulden

ab (Verordn. v. 2. Aug. 1811). Sachsen erfüllte redlich seine Verbindlichkeiten (Landtagsabschied 12. Mai 1811). Dasselbe geschah von Schweden (Bericht des Kronprinzen v. 7. Jan. 1812). Auch Dänemark, so groß seine Geldverlegenheit war, rührte die Staatsschuld nicht an. Rußland, unter den Rüstungen zu einem Kriege, der alles galt, bezahlte Zinsen, trug ein Kapital an Holland ab, und stiftete eine Tilgungskasse (ukase 27. Mai 1810).

Die Staatsschulden, wie sie jezt überall sind, bestehen aus einem Kapital, welches der Verkehr nicht aufzunehmen vermag. Die Staatsgläubiger wollen, im Allgemeinen, von ihren Zinsen, wie der Grundeigenthümer von seinem Gutsertrage leben. Sie betrachten daher, in ruhigen Zeiten, die Staatsobligationen als jedes andere Kapitalvermögen; als solches bestimmen die Obligationen den Reichthum, den Kredit des Eigenthümers; als solches werden sie verpfändet, zu Mitgift gegeben, und in Vermögenstheilung berechnet. Greift der Staat dieses Kapital an, so stört er nicht das ungewisse Verhältnis der täglichen Einnahme und Ausgabe, sondern die Vertheilung des Vermögens unter allen Unterthanen. Bisher Begüterte sind durch einen Federstrich verarmt, die bisher vollständigsten Sicherheiten verschwunden, eine Menge Schuldner rettungslos verloren, und tausendfältige häusliche Einrichtungen gestört und vernichtet, zahllose Rechtshändel dagegen erzeugt. Alle diese Uebel bewirkt der bloße Handels-Kours nicht, weil die Staatsgläubiger keine Schacher-Juden sind. Eben so wenig bewirkt diese Uebel eine Herabsezung der Zinsen, weil die Hoffnung auf die Rückzahlung des Kapitals bleibt, oder in schweren Zeiten, jedes Einkommen vom Staate besteuert, also herabgesezt wird. Nach diesen Grundsäzen sind bisher alle Regierungen verfahren.

Correspondenz.

Wien 6. Dec. 1815.

1. Lebhafter Fortgang von Trattinnicks Unternehmen.

(Man sehe Hesperus Nro. 60, 1815.)

Von der Flora Oestreichs sind bereits 8., von den Gartenpflanzen 5 Hefte vorhanden. Ende Jahrs erscheint das 9te Heft der Flora. Aus dem Archiv ist izt ein Tabularium rei herbariae geworden. Auch zu den bereits erschienenen Heften wird der Text neu gedruckt und jeder Band mit dem Bildniß eines Botanikers geschmückt.

2. In Wien angekommene botanische Schäze aus Paris.

Viele Pflanzen sind lebendig von Paris hierher gebracht worden, bei deren Auswahl indessen der Gärtner zufriedener seyn wird, als der Botaniker. Lezteren interessiren die zahllosen Spielarten von Azalea nudiflora, Camellia japonica, Clethra alnifolia, Rhododendron ponticum, nur halb. Sein Geist ringt nach der speciellen Kenntniß der vegetabilischen Schöpfung und diese ins Unendliche reichenden, wagen Modificationen, halten ihn nur auf und unterrichten uns wenig von dem, was eigentlich bei der Ansicht der Natur wesentlich und wichtig ist. Unter dessen sind doch unter den neuen Acquisitionen mehrere wahre Schäze des Pflanzenreichs, herrliche Banksien, Proteen, Melaleucen, Magnolien, Passifloren, ein Laurus Cinnamonium, sehr schöne Arten von Ficus, ein neuer Pandanus u. s. w.

3. Botanischer Privatgarten Sr. Majestät des Kaisers.

Der Privatgarten Sr. Majestät des Kaisers zeichnet sich sehr aus, sowohl durch Reichthum als auch durch Geschmack und Einrichtung. Und da er diese Vorzüge in den Jahren der Stürme und Bedrängnisse erreicht hat, was wird nicht erst aus ihm in bessern Zeiten werden? Gott erhalte seinen Stifter! Er möge einst im Schatten jener Bäume die Früchte des Friedens genießen, die sein wohlwollendes Herz für seine Enkel gepflanzt hat, in den Stunden der Erholung von dem mühevollen Tagewerk seiner heilbringenden, für die Menschheit segenreichen Regierung.

Unterhaltende Notizen.

Anekdote.

Im Jahr 1500 warf der Kanzler von Bern den Maykäfern, welche diesen Canton verwüsteten, einen förmlichen Proceß an den Hals, und forderte sie vor den Stuhl des Bischofs, der sie ex contumacia excommunicirte.

Druckfehler.

Setzer du kennest die Zeit. Ich schrieb: O strebet nach Rechtthun.
Füglicher hast du dafür: Strebet nach Reichthum gesetzt.
(von Halem.)

(Mimigardia 1813.)

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 6. Februar.

Vaterlandskunde.

Beschreibung der Wieliczkaer Salinen, hauptsächlich in technischer Rücksicht.

(Fortsetzung von No. 1.)

Von dem Grubenbaue.

Der ganze Wieliczkaer Grubenbau, welcher bereits gegen 600 Jahre im Umtrieb stehet, hat eine Länge von beiläufig 1400°, und eine Breite von 800° und ist in 3 Grubenfelder getheilt, nämlich in das alte, neue und Janina-Feld. Das Janina-Feld liegt gegen Abend, das alte gegen Morgen, und das neue zwischen diesen beiden gegen Mittag.

Da wie bekannt mehrere Salzflöze übereinander vorkommen, so mußte auch der Bau nach diesen in verschiedenen von einander entfernten Teufen angelegt werden, um die Salzmittel aufzufinden, und deswegen besteht auch der ganze Salzbau bis in die gänzliche 120klaftrige Teufe schon in mehreren Abtheilungen.

Auf die hier bestehenden Salzlagen sind dermalen vom Tage nieder in den 3 Feldern 8 Schächte zur Förderung abgeteuft, und zwar im alten Felde der 47° tiefe Buzenin, der 38° tiefe Borawola und der 38° tiefe Lois-Schacht; im neuen Felde der 34° tiefe Danielowicz, der 36° tiefe Gorsko und 116—120 Klafter tiefe Regis, und im Janina-Felde der 36° tiefe Janina und 116° tiefe Joseph-Schacht. Von diesen Schächten ist der Danielowicz-Schacht zur Anfahrt der Herren Grubenbeamten bestimmt.

Der Tagschacht Seraph im neuen Felde dienet dermalen zur Anfahrt der Arbeiter, die Wendeltreppe Beschno im Janina-Felde zur Anfahrt der Gäste, und auch im Falle der Schacht Seraph reparirt werden müßte, zur Aus- und Einfahrt der Arbeiter.

Von den genannten Tagförderschächten gehen der Joseph- und Regis-Schacht bis auf die tiefsten, die andern nur auf die oberen Etagen nieder. Daher sind letztere durch Grubenschächte mit den untern in Verbindung, um mittelst derselben die Salzstücke erst von den tiefern auf jene höhern zu fördern, von welchen aus sie dann weiter durch einen Tagförderschacht aus der Grube geschafft werden können.

Dergleichen Grubenschächte bestehen in allen 16, und zwar im alten Felde der 68° tiefe August, der 48° tiefe Woyciech, der 68° tiefe Morczyn, der 41° tiefe Winica, der 30° tiefe Tworzyanka, im neuen Felde der 30° tiefe Karl, der 64° tiefe Krolewskie, der 40° tiefe Walczyn, der 75° tiefe Alexandrowice, der 24° tiefe Antonin und der 98° tiefe Steinhauser, dann im Janina-Felde der 54° tiefe Mirow, der 62° tiefe Martis, der 67° tiefe Adamow, der 50° tiefe Gruszczyn und der 77° tiefe Martis-Schacht.

Die Schächte sind seiger, und sehr weit abgeteuft, und die Tagschächte müssen besonders, da sie, wie schon bekannt, durch anstandhaftes Gebirg und dann durch eine mächtige Lage Triebsand, welcher gewöhnlich durch erbautes Wasser schwimmendes Gebirg bildet, abzuteufen kommen, fest und wasserdicht, also im ganzen Schrot mit einer Umgebenen von festgestampften Letten verzimmert wer-

den, um die Salzwerke trocken zu erhalten. Weit werden die Schächte darum gemacht, weil viel und große Salzstücke auf einmal ausgefördert werden müssen.

Die ältern Tagschächte haben beiläufig 12′ in den 2 längern, und 7′ in den kürzern Ulmen. Sie haben keine Schachtscheidung, und die längern Ulmen sind mehrentheils nach dem Streichen der Flötze gerichtet.

Die neuern Tagschächte aber, als der Joseph- und Zois-Schacht haben, und zwar ersterer drei, letzterer aber 2 Abtheilungen. Bei ersteren dienen zwei Abtheilungen zur Förderung und 1 zur Befahrung. Bei den zweiten aber die 2 Abtheilungen blos zur Förderung. Eine solche Förderabtheilung hat 7 Schuh im Gewier.

Die Grubenschächte haben beiläufig 8′ in den längern und 7′ in den kürzern Ulmen. Was den eigentlichen Bau betrifft, so kömmt es hauptsächlich darauf an, die erwähnten bauwürdigen Schybiker, Spisa und Grünsalzlagen aufzudecken, die aufgedeckten in ihren Anhalten durch Auslängen dem Streichen und Verflächen nach zu untersuchen und sie dann gehörig abzubauen.

Das Aufsuchen dieser Mittel kann schon durch die Schächten selbst und mittelst von den Füllörtern derselben in gewissen Teufen untereinander getriebenen Schlägen, und dann weiterhin zur Erweiterung des Baues durch von diesen Schlägen ausgefahrene Kreuzschläge und Abteufen geschehen.

Da das taube Schybiker Gebirg gewöhnlich beträchtliche mit Wasser gefüllte Hölen in sich schließt, so sucht man, so viel möglich zu vermeiden, dieses taube Gebirg durch Schächte oder Schläge in einer beträchtlichen Teufe zu verfolgen, um sich keine nachtheiligen Grubenwässer zuzuziehen. Eben aus dieser Ursache trachtete man auch die zur Aufdeckung der Schybiker Salze abgesunkenen Schächte so anzulegen, daß solche die Schybiker Flötze nicht im Rücken, sondern in der Mulde durchkreuzen.

Hat man nun durch einen Schacht oder eine Strecke die Mulde erschroten, so wird in dieser sowohl nach dem Streichen als ins Kreuz ausgelängt, wobei man nur darauf zu sehen hat, daß sich bei diesem Auslenken beständig nach der tauben First, welche von Zeit zu Zeit zum richtigen Beweis zu entblößen ist, gehalten werde, weil diese flache First einen viel bessern Wegweiser bei Verfolgung der Schybiker Flötze, als die wellenartige Sohle derselben abgibt. Bei einem entweder durch einen Schacht oder durch in den oberen Lagen getriebenen Strecken angefahrnen Spisa oder Grünsalz geschieht die Aufdeckung derselben dem Anhalten nach eben so wie bei den Schybiker Salzen durch Schläge in die Quere und Länge, wobei jedoch, weil die Spisa und Grünsalze eine beträchtliche Mächtigkeit oft von mehreren Lachtern haben, sich öfters der Fall ereignet, daß, wenn diese mit einem tiefern Lauf erschroten werden, die Aufdeckungsschläge erstlich ansteigend in die Höhe zu betreiben sind, um das Salz vortheilhafter von oben herunter heraus zu hauen.

Die aufgedeckten Salzkörper werden dann folgends abgebauet. Man theilt eine Wand von den gemachten Aufdeckungsschlägen in lauter Paralellogramme, die hier Bänder heißen, und haut dann diese nach Beschaffenheit der Mächtigkeit des Salzmittels entweder zur Erzeugung von Balwanen oder Formalsteinen heraus. Die Balwanen sind tonnenförmige Salzblöcke, welche im Gewichte auf 5—6 Zentner kommen. Die Formalsteine aus Salz gehauene 4seitige Prismen, welche in der Länge 19″ Wienermaß, in der Breite 10″ und in der Höhe 7″ haben, und dem Gewichte nach 1 Zentner wiegen sollen.

Die Bänder, aus welchen man Balwanen formet, werden 1½ Maaß (eine Maaß beträgt 25½ Wiener Zoll) breit und wenigstens 4 Maaß hoch gemacht.

Die Bänder, von welchen Formalsteine erzeuget werden, können von einer mindern Höhe seyn, und werden 19 Wiener Zoll breit genommen.

Ein Band, woraus man Balwanen erzeugt, wird 19 Bergmaaßzoll, ein Band aber zu den Formalsteinen, 10 Wiener Zoll tief mit dem Schrämhammer, der von einer Keilhaue wenig verschieden ist, nur daß dieser etwa ½′ lang und von 2″ dickem Kopfe bis gegen die Spitze gerade verloren zulauft, umschrämt.

Wenn man mit dem Schrämen fertig ist, werden eisene Keile in der Tiefe des Schrams durch die ganze Länge des Bandes und unter einen rechten Winkel mit denselben langsam hineingetrieben, dann werden eben da auch am Boden, in der Mitte und oben 2 eisene Keile nebeneinander sachte, und so lange hineingeschlagen, bis ein Krachen die baldige Ablösung und den baldigen Hereinfall eines solchen Bandes verräth.

Nun wird in den untern Schram ein Stück Salz oder Holz zur bessern Hebung des Bandes beim Fallen, und in die Gegend, wohin das Band fallen wird, zur Vermeidung der Zertrümmerung kleines Schramsalz unterbettet, und darnach durch Hebbäume von oben das ganze Band von der Wand abgelöst und dann seinem Hereinfallen überlassen.

Das herringefallene Band ist öfters ganz unbeschädigt, also im Ganzen, oft aber auch in 2 oder 3 Theile zerbrochen, welches immer die Folge einer schlechten Unterbettung ist.

Jene Bänder, welche zur Erzeugung der Balwanen bestimmt sind, werden in 19zöllige Stücke der Länge nach von den nämlichen Hauern, die die Bänder ablösen und daher Bandhauer heißen, getheilt und diese Stücke werden dann durch besondere Arbeiter, welche man Rundirer nennet, zu Balwanen geformt.

Die zu Formalsteinen bestimmten Bänder werden von den Formalsteinhauern zu 7″ breiten Stücken zerschroten.

Auf diese Art wird nun immer eine Wand nach der andern herausgenommen und immer in die Weite gegangen. Ein schon zum Theil oder schon ganz ausgehauenes Salzmittel wird eine Salzkammer oder Salzverhau genennt.

Ihre Größe richtet sich nach der Ausdehnung der Salzmittel.

In einigen Kammern wird das Salz oft ganz, ohne Bergfesten oder Pfeiler zu lassen, herausgenommen, wie dieses der Fall bei den Schybiker Salzlagen ist, da das taube Dachgebirg der Schybiker Flötze sehr fest ist, und man trachtet hier die Bergfesten oder Pfeiler nur an den Rücken, wo diese Flötze schon unbauwürdig werden, anzulegen.

Hingegen müssen bei den Spisa- und Grünsalzkammern nach der Größe derselben mehr oder weniger Salzpfeiler zur Unterstützung gelassen werden. Auch ist bei diesen Spisa- und Grünsalzkammern eine Regel, wegen der geringen Haltbarkeit des Dachgesteines an der First das taube Gebirg nicht zu entblößen, sondern nach Beschaffenheit dieses Dachgesteines eine 1 — 2′ dicke Salzrinde stehen zu lassen.

Vor alten Zeiten wurde die Befestigung der Kammern durch Aufführung großer Holzkästen bewirkt, heut zu Tage aber erspart man diesen beträchtlichen Kostenaufwand durch stehen bleibende Salzpfeiler.

Im Falle ein Salzmittel von oben gegen die Tiefe verhaut werden soll, geschieht es mittelst Bänkeaushauen.

Eine Bank ist nichts anderes, als ein liegendes Band, woraus ebenfalls entweder Balwanen oder auch Formalsteine erzeuget werden. Sie werden auch entweder 19 Bergmaaßzoll oder 10 Wienerzoll tief, oft nach der ganzen Länge eines Mittels umschrämt. Am Boden werden dann auch in der Tiefe des Schrams wie bei den Bändern eisene Keile eingetrieben, und die Bänke dann eben so wie die Bänder abgelöst, und entweder zu Balwanen oder Formalsteinen zertheilt.

In solche Bänke wird die Sohle der gegen die Tiefe abzubauenden Kammer eingetheilt und das Salz lagenweise herausgenommen. Die Bandhauer erhalten die Bezahlung nach den Maaßen der Höhe der Bänder und zwar so, daß ihnen in Schybiker und Grünsalz pr. Maaß 27 kr., in Spisa aber 28 kr. bezahlt wird.

Die nämliche Bezahlung erhalten sie auch bei Bänken. Der Verdienst der Rundirer beläuft sich für das Formen eines Stücks zu einem Balwane auf 7½ kr. und für das Wälzen in eine Förderstrecke oder eine dem Förderschachte nahe gelegene

Kammer durch 3 Distanzen, 1 Distanz à 20 Bergmaaßen (à 25½ Wiener Zoll) gerechnet für das Stück auf 1½ kr. Die Formalsteinhauer, welche an der Wand arbeiten, erhalten für das Stück Formalstein in Schybiker Salz 4 kr., an der Sohle aber 3½ kr.

Jedem Bandhauer wird für eine 8stündige Schicht 1 Kugel (?) Inschlitt ab aerario gratis abgereicht, und für Abnutzung der Aerarial-Keile wird ½ kr. pr. Maaß vergütet, welches schon im Ordinggpreis mitbegriffen ist.

Die Rundirer sind in Kühren eingetheilt und zwar eine Kühr pr. 4 Personen erhält im alten und Janina-Felde auf jede 8stündige Schicht 2½ Kugel Inschlitt, eine Kühr von 3 Personen in allen 3 Feldern 2 Kugeln. Im neuen Felde erhalten 4 Mann 3 Kugeln. Den Formalsteinhauern wird kein Aerarialinschlitt verabfolgt, dagegen erhalten sie pr. 100 Stück erzeugte Formalsteine 15 kr. Inschlittvergütung.

Die Strecken werden vollkommen 4eckig mit glatt gehauenen Wänden theils ganz durch Salz, wohl auch durch Gestein und Halda getrieben.

Fahr- und Communicationsschläge werden 2 Maaß breit und 3½ Maaß hoch, Manipulationsschläge aber 3 Maaß breit und 3½ Maaß hoch, und die Aufdeckungsschläge in Salz 3 Maaß breit und 3½ oder auch 4 Maaß hoch nach Erforderniß genommen.

Bei der Betreibung der Strecken wird an der Sohle, First und an den beiden Ulmen des Feldortes mit dem Schrämhammer 1 Maaß tief umschrämt. Wie man mit dem Schram fertig ist, bohret man in der Mitte des Feldortes etwas schräg abwärts und etwas weniges tiefer als der Schram gemacht wurde, ein Loch mit dem gewöhnlichen eisenen Bohrer und Handfäustel, ladet es mit 8 Loth Pulver, und sprengt es ab.

Der Schuß wirft das Salz so tief als der Schram war, und zwar gewöhnlichermaßen in 3 Stücken, wovon 1 Stück die Hälfte, die andern 2 aber die Viertel vom Ganzen ausmachen, oft aber auch in mehreren Stücken herein.

Im tauben Gestein, welches hier nie von einer besondern Festigkeit vorkömmt, wird eben so wie im Salze, in der Halda aber gemeiniglich mit der Keilhaue gearbeitet.

Auf einer Strecke arbeiten gewöhnlich 2 Mann, und erhalten nach Maaßen ihre Bezahlung, wie das Streckenhauer-Normativ vorschreibt; so daß bei regelmäßigen Körpern oder Spiegeln (so nennt man das ganze umschrämte Salzstück des Feldortes, das abgesprengt wird), welche zum Beispiel auf der rechten Seite 3½, auf der linken 3½, auf der Sohle 2 und dann der First 2 Maaß messen, dem Streckenhauer für besagte 4 Seiten eines Spiegels 11, und für das Absprengen und Zersetzen ebenfalls 3½, folglich in allem 14½ Maaß gerechnet, und in Schybiker und Grünsalz 19 kr., im harten Gebirg in Spisa-Salz 20 kr., im tauben Gestein 21 kr., und in der festen Halda 17 kr. pr. Maaß bezahlet werden.

In nasser und weicher Halda werden die Absprengungsmassen nicht vergütet.

Wenn der beschrämte Körper breiter als länger ist, so wird für die Absprengung und Versetzung nicht der längere Querschram, sondern nur einer der kurzen zwei stehenden Seitenschräme zur Berechnung der Massen für die Absprengung angenommen, welches aber ein seltener Fall ist. Bei unregelmäßigen Körpern werden zur Berechnung gemeiniglich die Massen der 2 stehenden Seitenschräme zusammengeschlagen, halbirt, und der ausfallende Quotus der Maaßen für die Absprengung angenommen, und zu den übrigen 4 oder 3 Schrämen (wenn eine Seite offen seyn sollte) zugerechnet.

Den Streckenhauern wird noch, wenn mit der Strecke so gestiegen wird, daß sie bei einer 3 Maaß langen Ausfahrung 1 Maaß hoch gestiegen ist, 1 Maaß vergütet.

Dem Streckenhauer wird eine Kugel Inschlitt pr. Schicht, dann das Bohrzeug ab Aerario gratis abgereicht.

Das Pulver zum Absprengen muß er vergüten, und das Aerarium zahlt für die Schärfung der Haueisen pr. Schicht dem Schmiede 1 kr.

Von den Streckenhauern fallen auf den Stre-

fen die Naturalstücke ab. Sie sind ganz unförmliche, verschieden gestaltete Salzstücke, von 30—40 Pf. im Gewichte.

Dermalen beträgt die Erzeugung von diesen sehr wenig, und man befleißigt sich mehr der Erzeugung des Bruchsalzes.

Von der Verpackung des Minutiensalzes.

Das in den Kammern sowohl durch das Umschrämen der Bänder und Bänke abfallende sogenannte Schramsalz, als auch das bei dem Streckentreiben, durch das Umschrämen der Spiegel und Zerkleinern der durch das Schießen hereingeworfenen Salzstücke erzeugt werdende Bruchsalz wird Minutiensalz genannt, dasselbe wird in der Grube in Fässer verpackt, bis zu Tage gefördert und dann versendet.

Wenn eine beträchtliche Menge Schramsalz in einer Kammer, oder Bruchsalz auf einer Strecke sich sammelte, daß 60, 100 und auch mehrere Fässer, von welchen man größere und kleinere hat, gepackt werden können, so wird entweder gleich in der Kammer, wo dieses Schramsalz abfiel, oder wenn kein genugsamer Raum vorhanden seyn sollte, auf einer Förderstrecke oder einer andern leeren, und dem Förderschachte nahe gelegenen Kammer die Packung vorgenommen.

Es werden schon zuvor in das Ort, wo gepackt werden soll, die nöthigen entweder ganzen oder halben Fässer gebracht; dann wird die erforderliche Anzahl Arbeiter dahin gestellt, welche die Packung vornehmen.

Einige von diesen Arbeitern, und zwar die schwächern werden zum Hertragen und Zerkleinern der großen Salzstücke verwendet, die andern aber nehmen die Packung vor, und zwar auf folgende Art:

Wie einige von den Fässern (die reiheweise gestellet da stehen) bis auf das Viertel ihres Raumes mit kleinem Salz gefüllet sind, wird dasselbe mit einem hölzernen Stössel nieder, und so viel möglich festgestampft. Sind nachher die Fässer bis über die Mitte angefüllet, so wird das Salz wieder mit dem sogenannten Kreuzschlegel niedergestoßen. Dieser Schlägel bestehet aus einem dicken Holzkloz, an welchem an der Seite ein hölzerner Stiel angemacht ist. Wie endlich die Fässer ganz mit Salz gefüllet sind, so wird dann mit dem Gleichschlegel das Salz zum 3tenmal nieder gestampft, dann von einem Grubenbinder die Böden eingelegt, und die Reife der Fässer angezogen. Auf diese Art wird bei allen Fässern verfahren.

Für das Fördern der Fässer von den Füllörtern derjenigen Schächte, durch welche sie zu Tage hereingelassen wurden, bis in den Packungsort wird die Bezahlung nach einer bestehenden Tarif geleistet, bei welcher der durch die Erfahrung erprobte Satz angenommen wird, daß ein Mann in 450 Minuten und einer Entfernung von 300 Klaftern 60 ganze oder 80 halbe Tonnen zu tragen im Stande ist, und dafür erhält er für eine Schicht eine Löhnung von 20 kr.

Nach diesem Verhältniß wird auch das Hintragen der Fässer auf hievon verschiedene Entfernungen bezahlt.

Für die Packung selbst bestehet ebenfalls ein Tarif, nach welchem jeder der zum Packen bestimmten Arbeiter bei einer gewissen Entfernung, von woher das Packungssalz getragen werden muß, eine bestimmte Menge halbe oder ganze Fässer in einer Schicht zu packen hat, für welche, wenn die Packung ordentlich geschehen ist, dem Arbeiter ein gewöhnlicher Schichtenlohn von 30 kr. verabfolgt wird.

Dem Packungspersonale wird auf eine Distanz von 10 bis 30° für Zerkleinern, Tragung des Salzes und Packung für jede 10 Klafter 1 Kugel Inschlitt pr. Schicht verabfolgt. Von 31° aber und so weiter für alle Packungshandgriffe für 10 Klafter 1½ Kugeln.

Ein ganzes volles Faß wiegt dem Mittel nach 5 Zentner 60 Pf. Ein halbes 2 Zentner 80 Pf. für 1 Stück großes Faß wird dem Binder 41 kr., für 1 Stück kleines Faß 32½ kr. bezahlt.

Von der Förderung des Salzes bis zu Tage und dessen Verschleiß.

Die Formalsteine, Balwanen, die gepackten ganzen oder halben Fässer, und auch die erzeugten Naturalstücke werden durch Hundstösser auf Hunden zu den Füllörtern der Förderschächte gelaufen.

Die Hunde bestehen aus einem 3½ langen, 1' breiten und 2" dicken tannenen Bret, unter welchem, wie bei den gewöhnlichen Hunden 2 größere Räder von 6" im Durchmesser, unmittelbar unter dem Schwerpunkte des Bretes und 2 kleinere 4" im Durchmesser haltende Räder etwas vorwärts angebracht sind.

Eben auf dem Bret ist der Hund rückwärts mit einem hölzernen festen Geländer versehen, mittelst welchem der Hund auf den 2 größeren Rädern fortgestoßen wird.

Die Hundstösser laufen entweder für einen Schichtenlohn oder nach Geding. Im ersten Fall erhalten sie für die Schicht 21 kr. nebst dem Theuerungsbeitrag von 10 kr. Im zweiten Fall existirt ein nach zuverlässigen Proben verfaßter Tarif, wobei a) der jedesmal bestehende Schichtenpreis der Hundstösser, b) der kubische Inhalt des abgelösten und abzustoßenden Salzkörpers, c) die Entfernung zur Abstoßung und endlich d) der Zeitaufwand zum Ein- und Ausfüllen der Hunde zu Anhaltspunkten genommen werden, und diesem nach ein verschiedener Preis des Gedings ausfällt.

Ueber jedem Tagschacht befindet sich ein Schacht- oder sogenanntes Huthaus, und an diesem sind auch Magazine oder Vorrathskammern angebauet.

Die Fördermaschinen, welche in den Huthäusern gleich neben den Schächten aufgebauet sind, sind theils Pferdegöpel, theils hier sogenannte Kehrräder.

Nur ein einziger Göpel, welcher sich bei dem Gorsko-Schacht befindet, hat einen konischen, die andern alle Zilinderkörbe.

Die Spindel bei den Göpeln, woran sich der Korb befindet, hat beiläufig eine Länge von 3°. Der Durchmesser der Zilinderkörbe beträgt 15', der größte Durchmesser des konischen Korbes hält ebenfalls 15', der kleinere 11', die Länge der Kreuzbäume bei allen 42' und der Durchmesser der Schachtscheiben 5'.

Die Göpel sind zum Bremsen des Korbes vorgerichtet. Die Kehrräder sind eigentlich nichts anderes als Roßkünste nach aller Art, von welchen sie nur dadurch abweichen, daß an der Welle des Drillingrades kein krummer Zapfen sich befindet, sondern daß diese Welle, über welche das Treibseil so gewunden ist, daß beide Ende in den Schacht spielen, gerade über den Schacht angebracht ist.

Der Durchmesser des Kammrades beträgt 5°, die Länge der Schwungbäume, mit welchen der Kranz des Kammrades in Verbindung ist, 6°, der Durchmesser des Drillingrades ein aus 6—7" dicken Krümmlingen verfertigtes Bremsrad ungefähr von 1½° im Durchmesser angemacht *), welches durch einen unter demselben vorgerichteten Bremsbaum, der durch einen Hebel hinauf an das Rad, und dann auch heruntergedrückt werden kann, gebremst wird.

Neben den Grubenschächten sind ebenfalls Göpel zur Förderung vorgerichtet.

Alle diese Göpel und die Kehrräder werden durch 3—4 Paar der hier gehaltenen Salinenpferde in Umtrieb gesetzt.

Zur Ausförderung der Formalsteine hat man hier aus ziemlich dicken Stricken geflochtene Säcke, die an das Schachtseil befestiget werden. Die Balwanen und Fässer aber werden in Schlingen von Stricken herausgefördert. Zu Tage und in der Grube befinden sich bei den Schächten zwei Arbeiter, von welchen erstere Abschlinger, letztere Anschlinger heißen. Die Abschlinger erhalten einen Schichtenlohn von 30 kr. und die Anschlinger einen von 32 kr.

So wie die Salzstücke und die mit Salz gefüllten Fässer zu Tage kommen, werden sie auf Hunden zur gleich neben dem Schachte befindlichen Waage gebracht, da abgewogen, und von den Ver-

*) Hier scheint ein Schreibfehler obzuwalten?
D. B.

schleißbeamten entweder in die Magazine übernommen, oder den Fuhrleuten zur Ueberführung an die entfernten Salzniederlagen vorgewogen, oder auch sogleich nach der Anweisung der Kassa an fremde Abnehmer abgegeben.

Weil immer etwas Salz bei dem Auf- und Abladen und Verführen sich abreibt und verloren gehet, so ist den Fuhrleuten dieserwegen für jeden Zentner ½ Pf. Abnutzsalz passirt.

Das Salz wird zu Wieliczka wie auch zu Bochnia oder Trinitatis nach der mittelst einem Kreisschreiben ddo. 16ten July 1815, vom k. k. galizischen Landes-Gubernio festgesetzten neueren Bestimmung dermalen seit 1ten August 1815 in folgenden Preisen verkauft:

		W. W.
Der Centner	Kristallsalz für	21 fl. — kr.
„ detto	Schybiker Steinsalz für .	10 fl. 30 kr.
„ detto	Grünsalz und Spisa für	10 fl. 10 kr.
„ detto	Kehr- und Fußsalz für .	6 fl. — kr.

Die Erzeugung beläuft sich dermal zu Wieliczka und Bochnia zusammen nach Bestellung auf 1,700000 Zentner.

Geographie und Statistik des Auslandes.

Interessante geographisch-statistische Notizen.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

a) Ein durch Dampf bewegliches Schiff 160 Fuß lang, geht wöchentlich zweimal zwischen New-York und Albany hin und her.

b) Vorzüglich gut wird man in den Gasthöfen bewirthet.

c) New-York hat in den letzten 20 Jahren so zugenommen, daß Land, was für 50 Dollars gekauft werden, nun 1500 werth ist. Die Stadt ist das Tyrus der neuen Welt, dem Washington schwerlich den Rang ablaufen wird, gar nach der letzten Zerstörung. Es enthält 33 Kirchen und Bethäuser fast von allen Confessionen. Man zählt über 4000 Neger oder farbige Leute, darunter 700 Sklaven. — Duelle hier und überhaupt in den vereinigten Staaten sehr häufig.

d) Charlestown hat 3500 Gebäude, ohne Pflaster, nur die Fußwege von Backsteinen; aber die Straßen durch Alleen von Metia Azedarach beschattet. Eine unbegreifliche Unsauberkeit herrscht in und in der Nähe der Stadt; eine Hauptursache des gelben Fiebers. Die Anzahl der Einwohner 28000, darunter nur 7000 weiße.

e) In ganz Süd-Carolina im Jahre 1808 450000 Einwohner; 1765 nur erst 130000.

Pferderennen sehr beliebt; gute Reiter und Scharfschützen sind gemein.

Unter der freiwilligen Miliz ist auch eine Compagnie Juden. Die ganze Miliz beträgt 40000 Mann, darunter 2100 Reiterei.

Alle Bediente sind Schwarze oder Farbige. Wer keine Sklaven besitzt, miethet sie von den Eigenthümern für 6—10 Dollar monatlich. 1808 wurde der Sklavenhandel verboten; aber man war schon darauf gefaßt und hatte 1806 über 11000 und 1807 15670 eingeführt. Auch scheint die Benutzung der Pflanzungen in den sumpfigheißen Gegenden ohne den Dienst der Schwarzen unthunlich.

f) Boston hat sich sehr verschönert und ist immer noch im Steigen. Hier ward neuerlich ein Gasthof von 7 Stock gebaut, mit 200 Zimmern zum Logiren und mehreren großen Sälen. Die Bevölkerung 1800 24,937, drei Jahre drauf 28000 und 1808 30000. Die Sittenverschlimmerung hat neuerdings zugenommen. 7000 öffentliche Dirnen! (Lambert.)

Correspondenz und Neuigkeiten.

I.

Wien, December 1815.

Schindlers geognostische Uebersicht des Galizischen Karpathen-Zugs.

Von demselben hat uns der in Lemberg bei der Domainen-Salinen-Administration angestellte Verf. ein anschauliches Bild nach vieljährigen Erfahrungen in einer saubern, von dem Herrn Ingenieur Milloret gezeichneten Karte gegeben, erläutert durch eine kleine nur 4 Bogen betragende, aber ganze Alphabete Träumereien unsrer Natur- und Unnaturphilosophen an wiegende Schrift; denn sie enthält reine, unentstellte Facta der Natur, über einen sehr wichtigen Gebirgszug, von dem uns bisher noch niemand weder einen richtigen noch vollständigen Begriff gegeben hatte. Sie heißt: Geognostische Bemerkungen über die Karpa-

thischen Gebirge in dem Königreiche Gallizien und Lodomerien und die Art, nach welcher die in diesen Gebirgen liegenden verschiedenen Mineralien am leichtesten und zuverlässigsten aufgefunden werden können. Nach mehrjährigen Erfahrungen bearbeitet und herausgegeben von Carl Ritter von Schindler, k. k. Gallizischen Domainen-Salinen-Administrations-Assessor und Montanistischem Referenten. Wien. Gamerina. 1815.

Nun erst kann man sich gleichsam auf einen Blick einen klaren Begriff von diesem für das östreichische Staatsinteresse so wichtigen Gebirgszuge im Zusammenhange machen, und es ist durch diese Schrift unstreitig eine wichtige Lücke in der Geognosie und mineralogischen Geographie ausgefüllt worden. Möchte uns nun ein Sachkundiger eben so den Ungrischen Abhang und den Siebenbürgischen Zug darstellen!

X.

2.

Memoiren des Freiherrn von S—z. 3 Theile. Prag 1815.

Eine seltne Erscheinung am literarischen Horizont! Französische Urbanität innigst gepaart mit deutscher Gründlichkeit. Eine eben so geübte als leichte Hand mahlt uns hier mit feinem, frischen Pinsel Szenen aus den Regionen der höhern Stände, meisterhaft vor allem, aus der diplomatischen Welt, so treffend, wahr, kräftig, daß man nicht weiß, ist das Dichtung oder Geschichte? Wohin soll man das Buch einordnen? Unter die politischen Romane? Aber es hat zu viel Natur, Leben, Wärme — zu tiefe Blicke ins unverdorbne, menschliche Herz — die Haupttendenz scheint sogar eine antipolitische. Nur die Maschinerie ist politisch, aber es ist so viel Kunst auf ihre Einfädelung, Darstellung und Entwicklung verwendet, daß sie, wie eine Haupthandlung fesselt. Die Charaktere sind herrlich gehalten. Die Manier ist eine eigenthümliche, in welcher die deutsche Literatur nicht viel Aehnliches aufzuweisen hat. Und doch werden die meisten Leser lange in der Täuschung bleiben, hier nur eine durch Einkleidung und Anmuth des Vortrags versteckte Kritik unsrer besten Prosaisten und Dichter zu finden. Wer hiernach nicht lüstern wird, nach dem Buche selbst zu greifen, für den sind diese Zeilen umsonst geschrieben.

3.

Herbarien.

Die Herren Meigen zu Stolberg bei Aachen und Weniger, Sprachlehrer in Mühlheim am Rhein liefern Herbarien vorzüglich aus der Gegend des Niederrheins auf Bestellung in portofreien Briefen das Hundert um 2 Thaler Bergisch Cour. nach Ordnung der Linneischen Klassen.

Anekdote.

Dugazon.

Der französische Schauspieler Dugazon hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, seinen Collegen Desessart wegen seiner ausschweifenden Leidenschaft zu verspotten. Diesem riß endlich die Geduld, und er forderte ihn zu einem Zweikampf auf Pistolen heraus. —

Schon hatte man sich schlagfertig gemacht, als Dugazon: halt! ruft, und seinen Gegner mit folgenden Worten anredet: „Bei Lichte besehen, Camerad! bin ich doch zu sehr im Vortheil gegen Euch. Ihr seyd ein Wallfisch gegen mich Häring, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich euch nicht ein Stück Blei in den Bauch schickte, und eine allgemeine Landtrauer veranlaßte. Denn offenbar verlör die Welt an Euch einen zweiten Roscius, ich aber eine Zielscheibe meines Witzes, wie ich sobald keine wieder finde. — Ein Vorschlag zur Güte! Ich zeichne mit Kreide auf Eurem Bauche eine Figur von dem Umfange der meinigen. Alle Schüsse nun, welche außerhalb dieser Figur fallen, sollen nicht gelten." —

Dieser drollige Einfall erschütterte das Zwerchfell des blutdürstigen Gegners dergestalt, daß er zum Zweikampf unfähig, und zur Versöhnung geneigt ward, welche auch auf der Stelle erfolgte.

Auflösung des Räthsels in Nr. 3.

1. Hahn. 2. Blase. 3. Nase. 4. Elba. 5. Schabe. 6. Salbe. 7. Hans. 8. Schnabel. 9. Abel. 10. Lahn. 11. Ach. 12. Hals. 13. Wan. 14. halb. 15. Lache. 16. nahe. 17. Asche. 18. Bach. 19. Lena. 20. Base. 21. Achen. 22. Bela. 23. Hase. 24. Nabel. 25. Bahn. 26. nach. 27. Axte. 28. Schale. 29. Ens. 30. Basel. 31. schel. 32. Lahn. 33. Dache. 34. Sahne.

Schnabel.

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 7. Februar.

Chemie und Technologie.

Chemisch-technische Untersuchung der Frage: ob weißes Spiegelglas, und andere Glassorten wohlfeiler mit Glaubersalz oder Soda, als mit Pottasche erzeugt werden können? Nebst Beweis, daß die Pottasche in größerer Quantität und zu niedrigern Preisen aus wilden Kräutern, vorzüglich aus dem Wermuthkraut, als aus Holzasche, zur Schonung der Waldungen, bereitet werden kann.

Für Glashütten und Pottaschensieder.

Von

Karl Freyherrn v. Meidinger,

zu Meidingen-Lauterbach, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Nullam enim existimo scripturam aliquam ita fortunatam procedere, cui nullus omnino contradicat, sed illam, existimandum est, esse rationi consentaneam, cui nemo jure contradicit.

Clem. Alex. L. I. Strom.

Vorbericht.

Der täglich höher steigende Preis der guten Pottasche für die zahlreichen inländischen Glashütten, und die ungeheure Menge des Glaubersalzes oder des schwefelsauren Natrums, welche in dem österreichischen Staate aus Wässern, aus den Salinen und chemischen Produkten-Fabriken aufgebracht werden kann, ein Neutralsalz, das außer in den Apotheken, fast gar keinen Absatz und Werth hat, veranlaßte im April 1814 die kundgemachte Preisfrage:

„Wie aus Glaubersalz oder Soda ohne Pottasche ganz weißes Spiegelglas und andere Glassorten dergestalt erzeugt werden können, daß diese Erzeugung gegen jene aus Pottasche beträchtlich wohlfeiler ausfalle?“

Auf die Beantwortung dieser Preisfrage wurde eine Belohnung von 2000 fl. W. W. gesetzt, welche in zwei Jahren zuerkannt werden soll.

Wie viele diese Frage schon beantwortet haben, aber noch beantworten werden, ist nicht bekannt. Aber bald darauf las man in den vaterländischen Blättern eine sehr weitläufige Abhandlung des Hrn. Bergraths Ritters v. Baader aus München, worin er seine vorgebliche Erfindung — die ihm nachher Hr. Professor Ghelen *) in München streitig machte — mit Glaubersalz statt mit Pottasche weißes Glas zu erzeugen, der Staatsverwaltung mittheilte, und wofür er, nach in der Spiegelmanufaktur zu Neuhaus von ihm gemachter Probe, wie man sagt, eine sehr beträchtliche, den ausgesetzten Preis weit übersteigende Belohnung in klingender Münze gefordert und zu erhalten gewußt haben soll. Hr. v. Baader hat sich hierauf wieder nach München verfügt. Ob aber in den Spiegel- und Glashütten sein Verfahren mit Glaubersalz statt Pottasche in Anwendung gesetzt wird, davon ist nichts bekannt worden, und wird von vielen bezweifelt. —

Nicht lange darnach trat Hr. Oesterreicher, Doktor der Arzneykunst in Wien und Phisicus in Ungarn auf, welcher seit langer Zeit das Glaubersalz zum medizinischen Gebrauche in Ungarn im Großen erzeugt, und um sehr wohlfeilen Preis verkauft. Er bewies, daß er schon vor 10 Jahren weißes Glas mit Glaubersalz ohne alle Pottasche erzeugt habe, und zeigte mir als altem Bekannten Proben davon, die in der That schön waren. Er sagte mir, daß er sein Verfahren der Staatsverwaltung ohne alle Belohnung angeboten habe. *)

*) Seine Versuche mit Glaubersalz weißes Glas zu machen. S. in dessen Beiträgen zur wissenschaftlichen Begründung der Glasmacherkunst. München 1810.

**) Man sehe Hesperus. Nr. 4. 1812.

Da wir näher von der Sache sprachen, waren wir als Chemiker bald eins, daß nur das Natrum, oder mineralische Kali, welches die Basis des Glaubersalzes mit Schwefelsäure verbunden ist, zum Glasmachen eben so gut als die Pottasche tauglich sey, folglich dieses Neutralsalz vorher zersetzt, und seine Schwefelsäure weggeschafft werden müsse. Darüber sind alle Chemiker einig. Aber die Zersetzungsmethoden sind verschieden, und es kommt darauf an, die leichteste, schnellste, und wohlfeilste auszumitteln, und das ist eigentlich die Hauptsache.

Uiber Hrn. Dr. Oesterreichers Anerbieten, wurde von der k. k. Stadthauptmannschaft allhier eine Kommission auf den 24. Juni d. J. angeordnet, zu welcher Hr. Prof. der Chemie Baron v. Jacquin, der Proponent, die Fabriken-Inspektion, einige andere, die aber nicht erschienen, und auf Verlangen des Hrn. Dr. Oesterreicher auch ich eingeladen zu werden, die Ehre hatte.

In dieser Kommission sollte vorläufig die Theorie des neuen Verfahrens festgesetzt, sodann auf einer Glashütte in Beiseyn der Kunstverständigen und mehrerer Glasmeister ein praktischer Versuch gemacht werden. Dieser hat aber bis jetzt aus unbekannten Ursachen noch nicht statt gehabt.

Diese theoretische Kommission und der festgesetzte praktische Versuch auf einer Glashütte beweist wohl zur Genüge, — denn sonst wäre beides nicht mehr nöthig gewesen — daß es mit Hrn. Ritters v. Baader Arcanum nicht so beschaffen und richtig befunden worden seyn muß, als man billig erwartete. Und in der That findet der wahre Chemiker und Techniker in seiner bekannt gemachten Methode solche Schwierigkeiten, die wohl jeden Glasmeister abschrecken werden, davon Gebrauch zu machen.

Da über diesen technischen Gegenstand noch immer gestritten wird, so sey es auch mir erlaubt, meine Meinung hierüber zu sagen, und sie unter vorstehendem Titel zur Beurtheilung der unbefangenen Kunstverständigen bekannt zu machen. Lob oder Tadel ist mir gleichgiltig, aber ihr Beifall wird mir mehr als Belohnung seyn, auf die ich ohnehin verzichte.

Indessen muß ich der Wahrheit zur Steuer bezeugen, daß Hr. Dr. Oesterreicher, welcher in Ungarn das dortige Glaubersalz im Großen zersetzt, und hier in Wien nur zur Abrichtung seiner Leute ein kleines Handlaboratorium besitzt, bereits mehrere hundert Centner seiner ausgeschiedenen Soda an mehrere Glashütten versendet, während man noch deliberirt, ob es möglich sey, das Glaubersalz zur Fabrikation des weißen Glases anzuwenden!!

Der Schluß dieser kleinen Schrift zeigt, daß man die Pottasche zum Behuf der Glashütten und anderer Gewerbe in ungleich größeren Quantitäten und in viel wohlfeilern Preisen aus wilden Kräutern, ganz vorzüglich aber aus dem Wermuthkraute, das mit jedem Boden vorlieb nimmt, als aus der besten harten Holzasche bereiten, und daher die mühsame Zersetzung des Glaubersalzes, um für die Glashütten Soda zu gewinnen, ersparen kann.

Sollte aber auch wohlfeilere Pottasche nicht genügen, so werde ich vielleicht ein andermal das Mittel bekannt machen, wie man das schönste, weißeste Spiegeltafel-Kreide- und englisches Flintglas mit einer Ersparung von ⅔ Pottasche erzeugen kann.

Der ungemein hohe Preis, zu welchem das vegetabilische Kali, die Pottasche, deren sich bis jetzt die Spiegelmanufakturen und die übrigen Glashütten zur Verglasung des Kiesels und des Kieselsandes bedienen, und die daraus entstehende Theurung der Spiegel und Glaswaaren haben der Staatsverwaltung Anlaß gegeben, eine Preisfrage bekannt zu machen, „wie aus Glau„bersalz oder Soda ohne Pottasche ganz weißes „Spiegelglas und andere Glassorten dergestalt erzeugt „werden können, daß diese Erzeugung gegen jene aus „Pottasche beträchtlich wohlfeiler ausfalle?"

Da ich mich seit 40 Jahren in Nebenstunden mit der technischen Chemie, meiner Lieblingswissenschaft beschäftige, besonders zahlreiche Versuche über die Glasmacherei und die Darstellung künstlicher Edelsteine unternommen, so wie die übrigen Zweige der Chemie bearbeitet habe, und von Sr. Majestät vor 7 Jahren die Erlaubniß erhielt, in meiner Wohnung jungen, sich den Gewerben widmenden Leuten Privatvorlesungen über die technische Chemie zu halten; so glaubte ich, nicht unfähig zu seyn, obgedachte Preisfrage, doch ohne Anspruch auf den Preis zu machen, zu beantworten, und hier meine Meinung mitzutheilen.

Das Glaubersalz, welches beim Glasmachen der theuren Pottasche substituirt werden soll, ist bekanntlich die natürliche Verbindung der Schwefelsäure mit dem mineralischen Kali oder dem Natrum, und wird in der chemischen Sprache schwefelsaures Natrum genannt. Diese Verbindung ist so fest, daß sie durch Feuer allein nicht getrennt werden kann.

Dieses Neutralsalz besteht nach Bergmann und meinen eigenen Versuchen in 100 Theilen aus 27 Schwe-

ſalzſäure, 15 Natrum oder Soda und 58 Kriſtalliſationswaſſer, nach Kirwan aber in 100 Theilen aus 14 Schwefelſäure, 22 Natrum und 64 Kriſtalliſationswaſſer.

Die Differenz der Beſtandtheile dieſer Analyſen kommt von dem trocknern oder feuchtern Zuſtande des der Analyſe unterworfenen Glauberſalzes her. Es geht aber doch daraus hervor, daß aus 100 Pfund Glauberſalz, im Durchſchnitt 18 Pf. Natrum erhalten werden.

Dieſe Ausbeute wäre nun zwar von keinem gar großen Belange, wenn nicht das Glauberſalz aus Flüſſen, Seen, Brunnen, aus den Salinen, und als Nebenprodukt aus den chemiſchen Produkten-Fabriken in ſo ungeheurer Menge zu erhalten wäre, daß die Zerſetzung deſſelben, da es ſonſt keinen Werth hat, allerdings nützlich, und die Quantität der daraus zu ſcheidenden Soda nicht nur zur Glasfabrikation ſondern auch zu jedem andern techniſchen Bedarf mehr als hinlänglich ſeyn würde.

Aus dem Kochſalze oder ſalzſaurem Natrum, das nach Bergmann in 100 Theilen aus 52 Salzſäure, 42 Natrum und 6 Kriſtalliſationswaſſer beſteht, wäre nun freilich eine ungleich größere Menge Soda darzuſtellen; allein das Kochſalz iſt hierlandes als ein landesfürſtliches Regale und als wichtiges, ausgiebiges Hilfsmittel zur Deckung der Staatsausgaben in ſolchem Preiſe, daß auf die Abſcheidung der Soda aus demſelben wohl nicht im Ernſt gedacht werden kann.

Seit langen Zeiten und noch jetzt wendet man in allen deutſchen Glashütten und Spiegelmanufakturen zur Verfertigung des feinen weißen Spiegelglaſes und anderer guten Glasſorten ausſchließlich die Pottaſche oder das vegetabiliſche Kali an, und die Glasmeiſter glauben nicht, daß daſſelbe durch ein anderes Material erſetzt werden könne, weil ſie in der Chemie unbewandert, und eben ſo, wie die andern Gewerbsleute hartnäckig auf den alten vom Vater auf den Sohn fortgepflanzten Schlendrian verſeſſen ſind. So wie zum weißen Glaſe nur Pottaſche und reine weiße Kieſel angewendet werden, wird zum ſchlechten und grünen Bouteillenglas nur gemeiner Sand und Holzaſche genommen, welche letztere hiebei um ſo beſſer wirkt, je mehr ſie vegetabiliſches Kali hält.

In Frankreich, wo die Chemie auf größerem Fuße, als in Deutſchland und jedem andern Staate betrieben wird, wo oft der Fabrikant, der Handwerksmann die für ſein Geſchäft nöthige Kenntniſſe darin beſitzt, und dieſe Wiſſenſchaft durch Lavoiſier, Fourcroy, Chaptal, Adet und andere auf das antiphlogiſtiſche Syſtem gegründet wurde, fand man gar bald, daß die Soda in der Glasmacherei eben ſo gut und noch beſſere Dienſte leiſte, als die Pottaſche, wie ich weiterhin zeigen werde.

Da die reine kalzinirte Pottaſche bei uns täglich theurer wird, und die Holzaſchen in ihrem Kaligehalt immer ſehr verſchieden ſind, weil die harten Hölzer daran reicher, die weichen Hölzer aber ärmer ſind, überhaupt aber die Waldungen durch die häufigen Pottaſchenſiedereien, welche ſelbſt zum Verſieden ihrer Laugen, ſo wie zum Kalciniren der rohen Pottaſche jährlich eine erſtaunliche Menge Holz konſumiren, und durch die Glashütten ſelbſt ſehr in Abnahme gerathen; ſo kann es für Länder, die entweder in ihrem eigenen Schooße das mineraliſche Kali, die Soda beſitzen, oder ſelbe durch den Handel aus andern Ländern um billigen Preis beziehen können, nicht anders als vortheilhaft ſeyn, wenn ſich die Glashütten und Spiegelmanufakturen derſelben ſtatt der Pottaſche bedienten.

Noch größer würde aber in jeder Rückſicht der Vortheil ſeyn, wenn man gar nicht nöthig hätte, für die Glashütten kalcinirte Soda anzukaufen, weil der häufige Gebrauch derſelben in den Seifenſiederrien ihren Preis auch ſchon nahmhaft erhöhet, ſondern wenn man, wie in der Preisfrage gewünſcht wird, das Glauberſalz, welches ſo häufig und wohlfeil zu haben iſt, in der Glasmacherei ſtatt Pottaſche anwenden könnte.

Allein das Glauberſalz kann ſeiner Natur nach im unzerſetzten Zuſtande keineswegs, wohl aber in ſo weit, als es Soda enthält, und dieſe leicht und wohlfeil daraus abgeſchieden werden kann, zur Glasfabrikation dienen, und dahin geht auch die Tendenz der Preisfrage.

Es kommt alſo alles auf die Zerſetzung des Glauberſalzes an, um die wohlfeilſte Soda auf dieſem Wege den Glashütten zu verſchaffen.

Allein, welches iſt der vortheilhafteſte Weg, dieſe Zerſetzung zu veranſtalten? Es tritt hiebei der üble Umſtand ein, daß auf dem naſſen Wege kein anderes Mittel zufolge der chemiſchen Affinität bekannt iſt, als das Kali der Pottaſche und der Baryt oder die Schwererde, welche aus dem Schwerſpat, eine natürliche Verbindung jener Erde mit der Schwefelſäure, die ſelbſt erſt zerlegt werden muß, und nur auf dem trocknen Wege mit Zuſatz von Kohle, Eiſen, Kalk u. ſ. w. im Kalcinirofen geſchehen kann, erlangt wird. Durch Kali und Schwererde läßt ſich zwar das Glauberſalz zerſetzen, weil ſeine Schwefelſäure mit ihnen eine größere Verwandtſchaft, als mit dem Natrum hat; allein dieſer Weg iſt viel zu koſtbar, und im Großen nicht anwendbar.

Die Darſtellung der Soda aus dem Glauberſalze und Kochſalze iſt alſo nur da räthlich, oder vielmehr das einzige Zufluchtsmittel, wo man weder eigene einheimi-

sche Soda hat, noch sich solche durch den Handel aus Spanien, Rußland, Egypten u. s. w. mittelst der See leicht und wohlfeil verschaffen kann; dann muß auch das Holz zur Zersetzung wohlfeil seyn.

Frankreich war während der Revolution von allen Seiten blokirt, in dem Falle, seine Bedürfnisse, die es nicht zugeführt erhalten konnte, aus sich selbst durch eigene Industrie zu erzeugen, ohne auf den Kostenaufwand Rücksicht zu nehmen. Man war froh, wenn man das Nöthige nur hatte, es koste was es wollte. Dies ist der Ursprung der Surrogate und vieler neuen Erfindungen.

In dieser bedrängten Lage forderte der Wohlfahrtsausschuß die französischen Chemiker auf, unter andern auch auf Mittel zu denken, wie man aus dem Glauber- und Kochsalz die Soda für die Gewerbe scheiden könne? Die größten Chemiker machten sich sogleich über die Versuche her.

Unter diesen will ich nur jene drei Versuche hier so kurz als möglich beschreiben, welche die Herren Dize, Leblanc, Shee, Malherbe, Chaptal und Bernard in dieser Absicht unternommen haben, und vor andern den Vorzug verdienen. Wer das vollständige Verfahren derselben, und die Grundsätze, auf welchen die ganze Arbeit beruht, genauer kennen, und diese Sache etwa selbst unternehmen will, wird in den Annales de Chemie volle Befriedigung finden.

Erste Methode.

Sie besteht darin, daß man z. B. 1000 Theile Glaubersalz (schwefelsaures Natrum) das man vorher seines Kristallisationswassers durch die Wärme beraubt, mit 1000 Theilen Kreide oder kohlenstoffsaurer Kalkerde und 550 Theilen Kohlenstaub gut vermischt, und dieses Gemenge in einem Kalcinirofen, der gerade wie der Ofen zum Kalciniren der rohen Pottasche beschaffen ist, auf dessen Heerde einem Reverberir- oder Flammenfeuer ausgesetzt, welches stark genug ist, die ganze Masse in Fluß zu setzen. Es zeigen sich hiebei verschiedene Erscheinungen.

Der Ofen muß, ehe das Gemenge hineinkommt, roth glühen. Wenn die Materie eingetragen ist, macht man die Thüre zu. Im Anfange gibt man gelindes Feuer, damit durch den Strom der Flamme nicht viel von dem noch pulverichten Gemenge fortgeführt werde. Sobald die Thüre des Ofens zugemacht ist, fängt die Masse an zu arbeiten, zu schmelzen, und sich zusammen zu ballen. Nun muß sie mit einer eisernen Krücke stark durchgearbeitet werden, damit die unten liegende Materie nach oben gewendet, und von der Flamme ebenfalls bestrichen werde.

Sobald die Materie breiartig fließt, sieht man aus der Masse geschwefeltes Wasserstoffgas (Gaz hydrogène sulfuré) herausfahren, welches sich mit Knallen hören läßt und entzündet. Diese wie ein Kunstfeuer sich zeigende Erscheinung begleitet ein Aufbrausen und Aufkochen, und da muß mit allen Kräften umgerührt werden, damit der aus der Schwefelsäure des Glaubersalzes mit dem Kohlenstoffe gebildete Schwefel verzehrt, und die Entzündung des Wasserstoffgases beschleunigt werde. Nach diesem ununterbrochenen Rühren wird die Masse flüßiger. Taucht man in diesem Zustande eine eiserne Stange hinein, und die sich daran setzende Rinde hat nach dem Erkalten auf dem Bruche ein gleichförmiges Korn, so ist es ein Zeichen, daß die Operation zu Ende geht, und dann muß die Materie aus dem Ofen auf das steinerne Pflaster gezogen werden, weil sonst die Soda wieder einen Theil der Kohlenstoffsäure, welche sie von der Kreide erhielt, verlieren, und eine ätzende Eigenschaft erhalten würde.

Zu Ende der Operation ist das Feuer genau zu dirigiren. Zu viel Hitze würde die Kreide mit der Soda zur Fritte machen; zu wenig Hitze läßt die Materie hart werden, und dann kann man sie fast nicht aus dem Ofen ziehen.

Man zieht die Materie mit eisernen Krücken aus dem Ofen, und sie fällt als ein weicher, erdigter und entzündeter Teig auf den gepflasterten Boden, wo sie beim Erkalten erhärtet, sich leicht zerbrechen läßt, und der käuflichen rohen Soda gleicht. Man erhält durch dieses Verfahren 1562 Pfund rohe Masse, welche 900 Pfund rohe Soda, wie sie aus dem Ofen kommt, gibt.

Die aus dem Ofen gekommene und erkaltete Masse zerschlägt man in Stücke, und bringt sie in ein etwas feuchtes Magazin, wo sich die Stücke spalten und bald zu Pulver zerfallen, welches sohin ausgelaugt und die Lauge zu Soda versotten wird.

Auf dieses Verfahren haben die Herren Dize, Leblanc und Shee eine Sodafabrik zu Franciade angelegt, und 100 Theile ihrer Soda aus dem Glaubersalze geben ihnen 37 kristallisirte Soda, oder 23 bis auf die Trockene abgedampfte Soda, und 73 Rückstand von dem Auslaugen.

Zweite Methode des Herrn Malherbe.

Sie ist ganz die vorige, nur daß er statt der Kreide 1/3 altes Eisen zusetzt, und zu 200 Pfund kalcinirtes Glaubersalz 40 Pf. Kohlenpulver, 65 Pf. Abschnitzel von altem schwarzen Eisenblech und noch 22 Pf. Löschkohlen setzt. Diese Masse von 327 Pf. wird dann

auf die bereits bei der ersten Methode beschriebene Art im Ofen kalcinirt, und zuletzt herausgezogen.

Nach dem Erkalten sieht diese rohe Soda schwarzbraun aus, und bekommt einen gelben Beschlag. Der Geschmack ist ätzend. Sie zerfällt bald an der Luft zu einem Staube, und zieht mit Macht aus dem Dunstkreise Wasser und Kohlenstoffsäure an, die das Gewicht so vermehren, daß die 215 Pf., so von den 327 Pf. aus dem Ofen kommen, in 20 Tagen 344 Pf. wägen. Beim Zerfallen der Masse entwickelt sich Wärmestoff und Schwefelleberluft, und der Rückstand ist ein wahrer Pyrophor.

Aus 100 Theilen dieser rohen Soda gibt die abgedampfte Lauge gemeiniglich bei 71 Pf. kristallisirte Soda, oder bei 22 Pf. getrocknete, pulverichte, theils ätzende, theils milde Soda, etwas Eisen und kohlenartige Materie, und der Rückstand aus der Lauge beträgt an schwefelichten Eisen mit etwas Kohlenmaterie an 86 Pf.

Man sieht leicht ein, daß diese Methode der ersten nachsteht, wegen der großen Menge Eisen, die der Masse zugesetzt wird. Und da es schwer, ja fast unmöglich ist, die Soda vollkommen vom Eisen zu reinigen, so taugt sie nicht zur Fabrikation des weißen Glases, weil sie selbes gelb färben würde.

Dritte Methode
der H. H. Chaptal und Bernard, auch das Kochsalz zu zersetzen, und die Soda abzuscheiden.

Es ist bereits oben erinnert worden, daß das Koch- oder Meersalz weit ergiebiger an Soda, als das Glaubersalz, aber zu dieser Absicht zu theuer ist. An diesem Salze fehlt es in der österreichischen Monarchie nun freilich nicht, allein es ist ein landesfürstliches Regale. Man wirft in Siebenbürgen, wie Herr Fichtel schreibt, hundert Tausend Centner Minuciensalz (kleine Abfälle von großen Stücken Steinsalz) auf die Halden, welche Niemand nutzen, von dem Regen aufgelöst und fortgeschwemmt werden, und man bewacht daselbst sorgfältig die sogenannten Salzspurien (Spuren), wo das Salz an Steinwänden zu Tage ausblüht; auch darf der Bauer die Salzquelle in seinem Hause nicht benutzen, sondern muß das Salz kaufen.

Das Verfahren des Hrn. Chaptal und Bernard besteht darin, daß das Kochsalz durch die Bleiglätte (oxide de plomb demi-vitrifié) zersetzt wird.

Es werden z. B. 4 Centner frisch durchgesiebte Bleiglätte zu gleichen Theilen in 4 große irdene, glasirte Töpfe vertheilt; dann läßt man 100 Pf. Koch- oder Meersalz in ohngefähr 400 Pf. Wasser auflösen, und gießt von dieser Salzauflösung den vierten Theil in jeden der 4 Töpfe auf die Bleiglätte, damit ein Teig von geringer Konsistenz entstehe. Man läßt dann alles einige Stunden lang ruhig stehen; und wenn man bemerkt, daß die Oberfläche weiß zu werden anfängt, rührt man den Teig mit einer starken hölzernen Schaufel durch, weil er sonst hart werden, und ein Theil des Salzes unzerlegt bleiben würde.

Das Umrühren muß fortgesetzt werden, so wie sich die Konsistenz vermehrt, und man muß das Ganze mit neuen Portionen von Salzauflösung verdünnen, so daß immer die gleiche Konsistenz des Teigs bleibt. Wenn die Salzauflösung nicht zureicht, nimmt zuletzt bloß Wasser.

Auf diese Art erfolgt die Zerlegung des Kochsalzes in 24 Stunden; die Salzsäure verbindet sich hier mit der Bleiglätte, und die Soda scheidet sich ab. Man erhält einen sehr weißen Teig, der ein größeres Volumen hat, als die Bleiglätte vorher besaß. In diesem Zustande ist die Soda ätzend und mit salzsaurem Blei gemischt. Um sie hievon abzuscheiden, verdünnt man den weißen Teig mit nach und nach hingegossenem kochendem Wasser, wobei man das Gemenge beständig umrührt, weil sich sonst der Teig krümmelt, und das Auslaugen erschwert wird.

Hierauf gießt man das obenstehende Sodawasser ab, und scheidet das übrige mineralische Kali von der Masse durch Filtriren und Pressen durch ein leinenes Tuch ab. Nach dem Abdampfen der Flüssigkeit in eisernen Pfannen erhält man die Soda in trockner Gestalt, und zwar an 75 Pf., die viel reiner, als die beste käufliche obgleich noch mit einer gewissen Menge salzsaurem Blei, und ein wenig unzersetztem Kochsalz und Wasser vermischt, ist, welche aber durch wiederhalte Bearbeitung weggeschafft werden.

Wenn diese Zersetzungsmethode auch nicht so mühsam, und die erlangte Soda auch zu allen technischen Arbeiten anwendbar wäre, so bleibt sie doch wegen des Bleigehalts, wenigstens in pharmaceutischer Rücksicht immer suspekt und unbrauchbar. Aber sie ist auch wegen der vielen dazu nöthigen Bleiglätte zu kostbar, und würde eine Soda für die Glashütten — vorausgesetzt, daß man sie in hinlänglicher Menge schaffen könnte — geben, die viermal theurer, als die beste Pottasche wäre.

Herr Chaptal will zwar die Kosten durch die Nebenprodukte, welche man erhalten könne, vermindern, und sagt: wenn das zurückbleibende salzsaure Blei kalcinirt wird, so erhalte man eine dauerhafte, glänzende

gelbe Farbe zur Oelmalerei. Mit Schwefelsäure behandelt, entstehe daraus eine Art von Bleiweiß (schwefelsaures Blei), das zwar nicht so gut als gemeines Bleiweiß (essig- oder kohlenstoffsaures Blei) decke, aber doch mit diesem gemischt brauchbar sey; endlich daß die salzsaure Bleiglätte auch zu Blei reduzirt werde, wenn man sie mit Kohlenstaub schmelze.

Das ist nun alles wahr und längst bekannt; aber, um diese Nebenprodukte zu erhalten, bedarf es wieder neue Arbeit und Feuerung; die gelbe Farbe hat wenig Absatz; das Bleiweiß-Surrogat deckt schlecht, und die Zerlegungsmethode ist überhaupt im Großen unanwendbar, weil man um aus 100 Pf. Kochsalz 75 Pf. Soda zu scheiden, 400 Pf. Bleiglätte haben müßte!

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz und Neuigkeiten.

Mineralogische Neuigkeiten und Ansichten.

(Aus einem Schreiben aus Wien, vom 15. Dezember.)

Unter den jetzt lebenden Mineralogen vom ersten Range zeichnet sich Hr. Camillo Chierici, Professor in Rom, und vieler gelehrter Gesellschaften Mitglied, ganz besonders aus, weil er, ein vieljähriger Schüler der zwey großen Lehrmeister Hauy und Werner, selbst mit seltenem Scharfsinne und Fleiße begabt, sein Leben fast immer auf mineralogischen Reisen zubringt, mit diesem Gegenstande allein beschäftiget, ganz Europa wiederholt durchzogen, und alles gesehen hat, was Bergwerke, Museen und Privatsammlungen, so wie alles, was öffentliche und häusliche Werkstätte der Scheidekunst für Oryktognosie und Chemie Lehrend- und Denkwürdiges darbiethen.

Derselbe war nun ein ganzes Jahr hier, hat das k. k. Mineralienkabinet mit vielen der neu entdeckten oryktognostischen Seltenheiten, welche diesem Kaiserschatze noch fehlten, bereichert, und die hiesigen Liebhaber mit dem hier nicht genugsam bekannten Hauyschen Systeme der Mineralogie mehr vertraut gemacht.

Es scheint nicht, daß die Natur ein System zum Richtmaße ihrer Erzeugnisse nehme; aber um diese kennen zu lernen, und uns dabei nicht in dem unermessenen Raume ihrer Mannigfaltigkeit zu verlieren, müssen wir einen Leitfaden und Anhaltungspunkt, das heißt ein System haben. Zur Kenntniß des Thierreichs und des Pflanzenreiches hat uns der unsterbliche Linne, mit genialischem Scharfsinn Systeme aufgestellt, die in der ganzen wissenschaftlichen Welt angenommen, selbst durch Büffons klassische Talente nicht erschüttert, und seither zwar erweitert, berichtiget und bereichert, aber der Grundlage nach immer beibehalten worden sind. Nur bei dem Steinreiche scheiterten des großen Linne Versuche, und vor wie nach blieb dieser Theil der Naturgeschichte immer schwankend, stets neuen Eintheilungen, neuen Benennungen, neuen Ansichten ausgesetzt, die das Studium dieser Wissenschaft immer mehr erschwerten. Soll der Eintheilungsgrund sich nach den durch die chemischen Analysen dargestellten inneren Bestandtheilen, soll er bloß nach äußeren Kennzeichen der Fossilien sich richten? Diese Frage blieb immer unentschieden, und man theilte sich darüber in Parteyen. Die eine behauptet, ohne die inneren Bestandtheile eines Fossils zu kennen, wisse man von Mineralogie gar nichts, und könne durchaus kein System aufstellen; die Haupteintheilung der Fossilien in Erden und Steine, in Salze, in brennbare Körper und in Metalle, sey schon rein chemisch; ohne Hilfe der Chemie sey auch keine weitere Unterabtheilung möglich, die Lehre von den äußern Kennzeichen durchaus unzureichend zur Bestimmung und Eintheilung der Fossilien, und zur Zusammenstellung verwandter Körper. Die Anhänger der also bekämpften Lehre werfen dagegen der Chemie vor, sie sey, zumalen in der Scheidung mineralischer Körper, noch bei weitem zu sehr in der Kindheit, ein und dasselbe Fossil in verschiedener Zeit, an verschiedenen Orten und von verschiedenen Chemisten untersucht, gebe ganz verschiedene Resultate; sie falle allzuoft in Irthümer, stelle Grundstoffe auf, die bald darauf wieder verschwinden, und gewähre wenig sichere Anhaltspunkte; nach chemischen Grundsätzen müsse das edelste Fossil, der Diamant, mit dem gemeinsten, der Steinkohle, in eine und dieselbe Klasse, alles was dem äußern Ansehen nach sich gleichet, auf die sonderbarste Art getrennt, die kostbarsten Edelsteine müßten neben Thon und Leimen hingestellt werden. Diese Einwendungen begründeten das System der äußern Kennzeichen, das vorzüglich durch den scharfsinnigen Mineralogen zu Freyberg, Hr. Werner, in Aufnahme gebracht und erhalten wurde. Aber sein System selbst ist doch hauptsächlich auf die chemischen Angaben begründet; alle Eintheilungen sind von denselben entlehnt; es ist also nicht rein und unverfälscht. Ein System, auf äußere Kennzeichen allein gebaut, müßte von allen Angaben der Chemie gar keine Kenntniß nehmen, die Chemie als eine von der Oryktognosie ganz getrennte, für sich bestehende Wissenschaft ansehen, und bloß in äußern Kennzeichen einen solchen Eintheilungsgrund auffinden, der es möglich machte, ohne auf die innern Bestandtheile eines Fossils zu sehen, jedem seinen angemessenen Platz anzuweisen, und so ruhig abzuwarten, was dann die Chemie von dessen Innerem anzugeben vermöge. Ein solches System, wenn es faßlich gemacht

werden könnte, wäre eine unschätzbare Bereicherung der Naturgeschichte. Man sagt, daß Hr. Mohs daran arbeite, und von einem spekulativen Kopfe und großen Kenner, wie Hr. Mohs ist, läßt sich alles erwarten, wenn die Aufgabe, die ihn beschäftiget, einer Ausführung möglich ist; allein bis izt ist dieser Zweifel noch schwer zu besiegen, und da man über das neu zu erwartende System, auch ohne vorreilig zu seyn, nicht absprechen darf, so möchte wohl auch davon weniger zu hoffen als zu wünschen seyn.

Indessen hat der berühmte Abbe Hauy zu Paris ein neues System aufgestellt, das ganz auf die chemischen Resultate gebaut, mit diesen die scharfsinnigste Bemessung und Bestimmung der Kristallographie, und der Grundtheile (molecules integrantes) in Verbindung setzet. Allein den angenommenen Grundsätzen getreu stellt Hauy nur diejenigen Fossilien in eine systematische Verbindung, welche durch die Chemie sattsam untersucht sind, und welche sich durch Kristalle und entdeckte Grundtheile charakterisiren, eine große Anzahl von Steinen und metallischen Körpern, mit denen die Untersuchung so weit nicht vorgerückt ist, folgen in alphabetischer Ordnung dem Systeme nach, und müssen an jener Stelle abwarten, bis sie in dieses aufgenommen werden; ein großer Theil von den Fossilien des Wernerschen Systems findet bey Hauy nur unter den Felssteinen eine sekundäre Stellung.

Dieser scheinbaren Unvollkommenheiten ungeachtet, hat Hauys System, so weit es rein aufgestellt ist, entscheidende Vorzüge, die es höchst empfehlungswürdig machen. Zwar hat Werner schon sehr vieles aus demselben angenommen, aber er hat dadurch mehr die Nummern vervielfältiget als die Evidenz seiner oryktognostischen Eintheilung erhöhet, daher denn Hauys Lehre von Jahr zu Jahre in allen Staaten Europens immer mehr Anhänger findet, und wenn nicht ein ganz neues System von rein äußern Kennzeichen, faßlich und klar, zu Stande kommt, mit Grunde erwarten läßt, daß es bald alle Stimmen vereinigen werde.

In dieser Hinsicht müssen Wien und das mineralogische Studium überhaupt, dem schätzbaren Freunde der Wissenschaften und Künste, Herrn Van der Nüll grossen Dank wissen, daß er seine vortreffliche Mineraliensammlung, so viel man weiß, die schönste und vollständigste in der Welt, nachdem er sie durch unsern klassischen Herr Mohs nach Werners System hat ordnen und beschreiben lassen, und diese Beschreibung, welche als ein schätzbares Lehrbuch der Oryktognosie, nach Werners Grundsätzen, anzusehen ist, durch den Druck allen Liebhabern dieser Wissenschaft in die Hände gegeben hat, nunmehr die Anwesenheit des Hrn. Thierici benüzt hat, um seine seit Erscheinung des Mohsischen Verzeichnisses vielfältig bereicherte mineralogische Sammlung, durch denselben nach Hauys Systeme ordnen und neu beschreiben zu lassen. Hr. Thierici hat sich den ganzen Sommer über mit dieser Arbeit beschäftiget, ist nun aber vor einigen Wochen nach Italien abgereiset, geht von dort nach England, und kommt nächstes Frühjahr über Frankreich nach Wien zurück, um seine Arbeit zu vollenden, die er dann in französischer Sprache in Druck legen wird. So wird dann die schönste und vollständigste Mineraliensammlung einen doppelten Katalog, einen Wernerischen, den anderen nach Hauyischen Grundsätzen geordnet, und jeder von einem der größten Kenner bearbeitet, besitzen, und das Studium der Mineralogie wird dadurch Hrn. Van der Nüll eine große Erleichterung und Erweiterung zu verdanken haben.

Die k. k. Kabinette für Zoologie und Mineralogie haben durch des Hrn. Direktors v. Schreibers Berufung nach Paris, seine eifervolle Verwendung, und unsers Kaisers großmüthige Liebe für Wissenschaften, welche zum Ankaufe beträchtliche Summen anwieß, eine sehr nahmhafte Bereicherung erhalten. Diese wissenschaftlichen Eroberungen sind vorige Woche hier eingetroffen, und alle Liebhaber besuchen nun Hrn. v. Schreibers, um diese Neuheiten zu sehen. Es befindet sich darunter ein eisenschüssiges Gestein, aus dessen ockrigen Zwischenräumen natürliche Demante hervorblicken. Es ist aus Brasilien. Noch nie hat man Demante im Muttergestein, erhalten: ob diese Gangart, das ursprüngliche Muttergestein, oder eine spätere Anschlemmung sey, ist hart zu bestimmen. Immer ist dieses Stück eine äußerst seltene Erscheinung; es war in Lissabon, wo man 200 Louisd'or dafür verlangt hatte; nun ist es in Paris, wie verlautet, für 900 Francs bezahlt worden. Es wäre unmöglich alle übrigen Merkwürdigkeiten aufzuzählen. Es sind darunter auserlesene Arragonite, Strenziane, Cymophane (Chrysoberill) im Muttergesteine (einem Schrift-Granit) aus Amerika, Smaragde und Beril, Yenite aus Corsica, prachtvolle Mesotype, Nepheline, Pinite aus Frankreich, Dipyre, Amiantoide (Byssolite), Diaspore, Kanelstein in der Gangart (aus Brasilien, wenn ich nicht irre), Spinellane, Kaolin aus China, Indicolit, Hyeropal aus Südamerika, Wawelit aus England und ganz himmelblau gefärbtes fossiles Elfenbein, sogenannte Turquoise de la nouvelle roche, aus Languedoc, welches die noch nicht ganz erwiesene Vermuthung gegeben hat, daß auch der orientalische (Persische) Türkis (de la vielle roche genannt) als ein von Eisen oder Kupfer gefärbter fossiler Zahn oder Knochen anzusehen sey ꝛc. ꝛc. Aus der Metallordnung schöne Stücke von kristall. Quecksilber-Amalgam aus dem Zweybrükischen, desgleichen Kupfer-Lasur, würflich und paramidalisch kristallisirt, von Chessy bey Lyon, welche al-

les übertreffen, was bisher von dieser Art bekannt war; Kupfersmaragd (Cuivre dioptase), gediegen Spießglanz von Allemont; Anatas (titane anatase), Chrom-Oxide ꝛc. ꝛc.

Schon früher hat das k. k. Kabinet durch Hrn. Thierici drey Kristalle des äußerst seltenen Euklas aus Brassilien, Spinthere und andere Seltenheiten des Hauyischen Systems erhalten.

Herr Direktor Schreibers hat auch eine Sammlung von Aerolithen, aus verschiedenen Ländern mit sich gebracht, die zu derjenigen sehenswürdigen Sammlung von kosmischem Eisen gehören, die schon im k. k. Kabinete unter einer Glasdecke aufgestellt ist, und Muster fast von allen bisher bekannten Meteor-Eisen und Aerolithen, seit mehr als einem Jahre auch die im Hesperus mehrmal erwähnte, unter dem Namen des verwünschten Burggrafen von Elbogen bekannte Eisenmasse enthält.

Anmerkung. Es sey mir erlaubt dieser sehr interessanten Notiz, deren fleißige Fortsetzung in Absicht mineralogischer Neuigkeiten gewiß viele wünschen werden, einige Worte beizufügen. Ich war lange einer der eifrigsten Vertheidiger des Bedürfnisses und der Ausführbarkeit eines rein oryktognostischen Mineral-Systems; und verweise deshalb auf meine vor 13 Jahren geschriebene Vorrede meiner Anleitung zum Studium der Mineralogie. Ich bin es nicht mehr seit der Vervollkommung der Chemie und der bewunderungswürdigen Zuverläßigkeit und Uibereinstimmung mehrerer Analysten und der nur durch sie bewirkten Lösung so vieler mineralogischer Räthsel, der nur durch sie begründeten und auch den bloßen Oryktognosten so ungemein befriedigenden Einrangirung in die angemessenste Stelle, so vieler Fossilien, mit denen man gar nicht wußte, wo aus noch ein? Ich bin überzeugt, der Chemismus ist für die Fossilien, was der Organismus für die Thier- und Pflanzen-Welt. Er bildet den Hauptkarakter und bewirkt die wesentlichen Differenzen. Er beruht auf verborgnen Potenzen, welche bis izt nur die Analyse nachzuweisen wußte. Es frägt sich: ob, ohne diese zu Hilfe zu nehmen, blos durch äußere Beschaffenheiten sich beide treffend und untrüglich ausmitteln lassen und das in allen Fällen? Ist dies thunlich; so wird es einem Mohs gelingen und ich höre, er hat hierin seine Schüler in Grätz zum Verwundern weit gebracht. Was hiebei ausführbar ist, muß sich auch klar, faßlich und anwendbar für Jedermann beschreiben lassen. Und so wollen wir mit Verlangen seine Methode erwarten. Bis dahin aber wüßte ich einen Deutschen, den ich doch noch dem von mir sehr hochgeschätzten Franzosen, wegen seines umfassendern Blicks, wegen seiner größern Consequenz, Genauigkeit und weit systematischeren Geistes, wegen seiner Präcision, wegen seiner zugleichen Berücksichtigung sowohl der Chemie, als der Geometrie und äußern Form, vorziehen würde. Es ist dies Herr Professor Hausmann. Unter allen mir bekannten mineralogischen Systemen hat mich keines mehr befriedigt, als das seinige. Es muß seiner harmonischen Zusammenstellungen und seiner scharfsinnigen Trennungen wegen auch dem bloßen Oryktognosten überaus gefallen, wenn es gleich auf chemischen Principien basirt ist. Man findet es in seinem Handbuche der Mineralogie. 3 Bände. Göttingen 1813. Unser Vater der Wissenschaft, der von mir hoch verehrte Werner leistete seiner Zeit, wo die Chemie noch in der Kindheit war, das Mögliche damals unübertrefflich. Die Zahl der Mineralsubstanzen war noch beschränkt und unbekannt genug, um zu der Hoffnung zu berechtigen, Licht und Ordnung in das damalige Chaos durch äußere Bestimmungen bringen zu können. Und wie viel leistete nicht sein Scharfblick, sein philosophischer Geist! Und wie weit wären wir ohne ihn? Aber heute ist der Stand der Wissenschaft ein andrer, und fienge er heute erst seine Schöpfung an; sicher folgte er andern Ansichten.

D. H.

Anfrage.

Gelehrte Gesellschaften.

Conrad Celtes (Meissel auch Protucius genannt), suchte den Wissenschaften und Künsten in Deutschland eine größere Ausbreitung und den Gelehrten mehr allgemeine Verbindung zu verschaffen, und durchreiete zu dem Ende Deutschland zehn ganze Jahre. Die Gesellschaft, die er zur Beförderung dieser Absicht stiftete und welche zu Ende des 15. Jahrhunderts in vollem Flore war, bestand aus 7 einzelnen Zweigen, 1) die Gesellschaft von Siebenbürgen und der Donau, 2) von Danzig und der Weichsel, 3) von Pomern und dem Belt, 4) von der Elbe und dem Lüneburgischen, 5) von Böhmen und Ungarn, 6) vom Rhein und der Mosel, 7) vom Neckar und dem herzinischen Walde. Wer gibt uns von den Schicksalen der östreichischen Zweige Nr. 2 und 5 nähere Nachricht?

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 8. Februar.

Biographie.

Nekrolog.

Hauptmann Knittlmayer, mit einigen durch das erneuerte Andenken an den Verewigten veranlaßten Ideen.

Seinen Freunden und den Lesern des Hesperus

gewidmet von

G. H. Buse.

„Dem Verdienste seine Kronen!"

Schiller.

Die gebildete Klasse der Einwohner Brünns verlor am 21. Nov. 1814 ein in jeder Hinsicht sehr ausgezeichnetes, ehrenwerthes Mitglied.

Ferdinand Knittlmayer, Hauptmann in der k. k. österreichischen Armee, und Mitglied der mährisch-schlesischen k. k. Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, dessen Andenken stets in dem Herzen seiner Freunde und Bekannten fortleben wird, und den Lesern dieser Zeitschrift, so wie einem großen Theile der literarischen Welt nur durch Rückerinnerung an das, was er für die Astronomie leistete, erneuert werden darf, wurde uns am Abend des erwähnten Tages im 65sten Jahre seines Alters, nach einer schmerzlichen, langwierigen Krankheit, in welcher er sich selbst nach seiner Auflösung sehnte, durch den Tod entrissen.

Eine Skizze seines Lebens und seiner zur geistigen Selbstständigkeit erhöhten wissenschaftlichen Bildung darf hier um so eher eine freundliche Aufnahme erwarten, je mehr er sich dadurch ein Verdienst um die Leser des Hesperus erwarb, daß er gern jede Gelegenheit ergriff, auch sie in die Vorhallen der hohen sternbekrönten Urania einzuführen, wie dieses sowohl seine Schilderung des Abendsterns (Jahrg. 1812. Nro. 46 dieser Zeitschrift) als auch der ebenfalls für dieses Blatt bestimmte, wenig Wochen vor seinem Tode diktirte Aufsatz über die Natur der Kometenschweife, welche wir unsern Lesern in einer der folgenden Nummern mittheilen werden, hinlänglich beweiset.

Er wurde 1750 den 20. Jäner zu Wien geboren. Sein Vater, den er schon im 14. Jahr seines Lebens verlor, war Kriegs- und Kammer-Zahlmeister; seine Mutter eine geborne Anderlehr von Hogenwald.

Nach vollendeten Gymnasial-Studien waren Geometrie und Fortification die Hauptgegenstände seines wissenschaftlichen Fleißes, und seiner Vorbereitung zum Militär-Stande, in welchen er in seinem 18ten Jahre als kaiserl. Kadet eintrat.

Während seiner militärischen Laufbahn hat er in den Jahren 1778 und 1779 an dem bairischen Successionskriege Theil genommen; 1790 in dem Kriege mit den Türken einige Monate in der Moldau verlebt, und in den Jahren 1792 bis 1794 den Feldzügen am Rhein und in Elsaß mit beigewohnt. In diesen letztern wurde er zum fernern Felddienste unfähig und daher in die Friedens-Station Brünn versetzt, wo er die Reserve-Division zu befehligen hatte.

In dem Jahre 1792 vermählte er sich mit

der Tochter des Oberlieutenants Laurenz im Regiment Olivier Wallis (vorher Laudon) und lebte mit ihr 3 Jahre, (während welchen er fast 2 Jahre abwesend war,) in kinderloser Ehe.

Nach dem Tode seiner von ihm innigst geliebten Gattin, deren Grab er oft mit stiller Rührung besuchte, wurde er 1801 wegen körperlichen Gebrechen in den Pensionsstand versetzt.

Das größte aller körperlichen Leiden traf ihn aber in dem Winter vom Jahre 1812 bis 1813. Eine schmerzliche Augenkrankheit raubte ihm das Gesicht. Alle Bemühungen der Aerzte waren fruchtlos. Er mußte die beiden letzten Jahre seines Lebens in völliger Blindheit zubringen. Seine Augen-Nerven waren gelähmt, oder nach dem Ausspruche eines Arztes völlig vertrocknet. Wie schmerzlich mußte dieser Verlust einem Manne werden, der die schönsten und edelsten Freuden seines Lebens allein dem Gesichts-Sinne verdankte! Der Anblick des gestirnten Himmels, der ihn so oft begeisterte, und zu astronomischen Forschungen, der liebsten Beschäftigung seines Lebens aufforderte, war ihm nun verschlossen; selbst das erfreuende Tageslicht warf keinen Strahl in seine Licht suchende Seele. — Sein über diesen Verlust tief bewegtes Gemüth fand nur noch allein Linderung und Trost in der Theilnahme seiner Freunde, die ihn besuchten, oder — welches in einigen Familien nicht selten geschah, — zu sich führen ließen. In seinen lehrreichen und unterhaltenden Gesprächen fanden sie jedoch oft mehr Erheiterung, als sie ihm zu ertheilen bemüht waren. Erst in seiner letzten, mehrere Wochen anhaltenden Krankheit, wo er sich durch den Gedanken an den herannahenden Tod ganz mit seinem traurigen Schicksale aussöhnte, gelang es ihnen, bei ihren häufigen Besuchen, ihn öfter und leichter, in eine erheiterte Stimmung zu versetzen. Am liebsten unterhielt er sich dann mit ihnen über die ihm wahrscheinlichste Art, wie die, den Körper verlassende Seele mit einem neuen Organe vereint fort existiren werde. Seine Lieblings-Idee, welche er noch wenig Tage vor seinem Tode einigen Freundinnen mittheilte, und in welcher Niemand den philosophischen Astronomen verkennen wird, war diese: — Das Urwesen liebt die möglichst größte Vervielfältigung und Fülle des Lebens. Wie auf unsrer Erde — quillt auf allen Sonnen, Planeten und Kometen in den mannigfaltigsten Gestalten Leben hervor. Sind nun schon hier, — wie besonders mikroscopische Beobachtungen zeigen, — die kleinsten Räume mit Leben erfüllt, wie läßt es sich denken, daß die unendlich größern Himmelsräume zwischen den Sonnen- und Milchstraßen-Systemen öde und unbelebt seyn sollten. Diese unermeßbaren, von Licht und Aether erfüllten Räume sind die Wohnungen der abgeschiedenen Geister.

Hier eignen sie, — die vorher den Weltkörpern, welche sie bewohnten, angemessene, aus ponderabeln, (wägbaren, oder dem Gesetze der Schwere unterliegenden) Stoffen zusammengesetzte Körper hatten — sich nun, aus imponderabeln Stoffen bestehende, mit einem Worte ätherische Körper an. (1.) Auch die Seele des Menschen wird dort in einer ätherischen Hülle zu einem neuen Bewußtseyn ihres Daseyns erwachen. Vereinigt mit einem solchen leichten Organe, kann sie vielleicht mit der Schnelligkeit des Lichtstrahls ihre neuen Wohnungen, die ungeheuern Sonnengebiete der Schöpfung durchfliegen, und die hienieden angeregte, aber unbefriedigt gebliebene Begierde den Schöpfer in seinen Werken, in jenen glanzvollen Sonnen-Welten immer näher kennen, bewundern und würdiger verehren zu lernen, in eben dem Maße mehr befriedigt, in welchem sich unter den neuen Umgebungen und Einflüssen der sichtbaren und unsichtbaren Welt ihre Selbstkraft immer mehr entwickeln, und zu einer größern und reinern geistigen Thätigkeit erheben wird. — Mit dieser erfreulichen Aussicht auf das erhöhte geistige Leben in den höhern Regionen des Himmels, — gegen welche der religiöse Sinn und Glaube des Christen nichts einzuwenden hat, weil Jesus selbst sagt: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen!" — verband er eine ihm eigene kosmogenische Idee von einer fortwährenden Weltschöpfung. Der unendliche Raum des Himmels, in welchem Monden um Erden, Erden um Sonnen, und Sonnenwelten um Sonnenwelten rollen, — in welchem nicht Millio-

nen Welten, sondern Millionen Heere von Welten schimmern, — ist, sagte er, für uns im Raume und in der Zeit lebende und nothwendig mit allen unsern Vorstellungen, Begriffen und Weltansichten an Raum und Zeit gebundene Geschöpfe, noch nicht erfüllt. — Die Allmacht des unendlichen Welturhebers wirkt ins Unendliche fort, — nicht nur Welten erhaltend, sondern auch Welten schaffend. Diese erhabene, zur innigsten Anbetung Gottes begeisternde Idee steht mit der zuerst angeführten im schönsten Einklange. Denn in einer unendlichen Welt, worinn stets neue Sonnen mit ihren Begleitern den grossen Sphären-Tanz beginnen, kann es den unsterblichen Geistern des Himmels nie an Stoff und Antrieb fehlen, die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes in den unzähligen Wundern seiner Schöpfung anbetend kennen zu lernen, und in der Bewunderung und Verherrlichung seiner unendlichen Vollkommenheit immer höhere Seligkeit zu finden.

Wer wird bei diesem kühnen Aufschwunge der Gedanken nicht hingerissen, dem Verklärten mit Rosegarten zuzurufen:

„Freund, in welchen fernen Regionen,
Welchen sterngestickten Himmelszonen
Schwebst du jetzt auf unerspähter Bahn?
Schaust im ungeheuern Weltenraume
Wunder-Sterne, welche selbst im Traume
Keppler nicht, noch Galilai sahn.

Fliegst du etwa mit des Strahles Schwinge
Hier und dorthin in dem Schlangenringe,
Den des Ew'gen Finger trägt und hält?
Forschest lüstern nach dem Quell der Schwere,
Schiffst auf Andromedens Nebelmeere, —
Untersuchest Mira's Wunderwelt?

Landest jetzt am Ufer der Hyaden,
Jetzt am Archipelag der Plejaden,
Am Gestad' itzt des Eridanus,
Stürzest jetzt dich in des Kochab Gluthen,
Schwimmst hinunter dann des Milchstroms Fluthen
Bis zum glorievollen Sirius.

Oder flüchtetest du wallfahrt müde,
Sich'rer zu genießen Freud' und Friede
Zu des Angelsternes stolzer Ruh?
Siehst der Welten Labyrinthen-Tänzen
Sonder Stillstand, sonder Ziel und Gränzen
In erhabener Bewund'rung zu.

Schwebe, wo du schwebst, in welchen Fernen —
Walle, wo du wallst, auf welchen Sternen —
Weiß ich doch, dein wonnetrunkner Blick
Schauet oft aus jenen Glanzgefilden
Wehmuth dämmernd nach dem blassen, milden
Mutterstern, der dich gebar, zurück.

Wo des Wissens Kelch dich einst erquickte,
Wo der Dichtung Zauber dich entzückte,
Wo der Ahnung Schauer dich durchdrang,
Manch befreundet Herz sich an dich schmiegte,
Manch verwandter Geist sich zu dir fügte,
Mancher Arm vertraulich dich umschlang.

Ja ich weiß, du schaust mit sanftem Sehnen
Oft hinunter nach dem Stern voll Thränen,
Aus des Empyräums heil'ger Nacht.
Reifte doch dein Geist in seinen Strahlen,
Wird doch dein in seinen stillen Thalen
Lange noch mit Lieb und Leid gedacht."

Jene erhabenen Ideen und Weltansichten, die ihn oft mit dichterischer Begeisterung erfüllten, und die vielleicht manchem in die Geheimnisse der hohen Urania Nichteingeweihten, blos als Flüge der Phantasie erschienen, hatten überall ihre Anfangs- und Stützpunkte in seinen gründlichen und umfassenden Kenntnissen.

Seinen mit ihm im Gebiete der Wahrheit und Wissenschaft forschenden Freunden, die seinem Umgange so manche Belehrung und Erweiterung ihrer Ansichten verdankten, wurde er, — so sehr sie auch die Beendigung seiner Leiden wünschen mußten, — noch immer zu früh durch den Tod entrissen.

Die allgemeine Achtung, die er sich durch seine Kenntnisse, Humanität und Herzensgüte, bei al-

len Einwohnern Brünns erworben hatte, sprach sich laut in der sehr zahlreichen Begleitung aus, welche seinem Leichenzuge folgte. Es war ein rührender und erfreulicher Anblick, dem stillen und bescheidenen Verdienste hier eine allgemeine Huldigung von Personen beiderlei Geschlechts aus allen Ständen dargebracht zu sehen. Der Herr General-Major von Herzogenberg, ruhmwürdig bekannt aus dem vorletzten Feldzuge in Frankreich und als Kommandant der Stadt Paris, während der Anwesenheit der alliirten Truppen, bewährte dadurch, daß er an die Spitze dieses Zuges trat, die Wahrheit, — daß eigenes Verdienst fremdes am besten zu würdigen weiß. Ihm folgten zunächst alle hier anwesenden Mitglieder der M. S. K. K. Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, an welche sich eine zahlreiche Menge der übrigen Einwohner und Bürger Brünns anschloß. — So wurde die irdische Hülle des Verewigten — unter dem Vortritte des Militärs, unter verdoppelter Musik und dreimaliger Salve des Gewehrs — am 23ten Nov. Nachmittags dem mütterlichen Schooße der Erde übergeben.

Es würde in psychologischer Hinsicht lehrreich seyn, wenn wir diesen kurz dargestellten Lebensumständen noch eine gehörig entwickelte Darstellung des Ganges seiner geistigen Bildung und Thätigkeit beifügen könnten. Da uns aber hierzu die hinlänglichen Data fehlen, so mögen einige, — kurz vor seinem Tode auf diesen Gang gerichtete Rückblicke uns blos andeuten, welche äußere Reize und Anlässe die Richtung seiner geistigen Entwickelung bestimmten, und wie er sich unter dem begünstigenden Einflusse derselben nach und nach zu der Stufe der höhern Kultur, oder des eigentlichen geistigen Lebens erhob, auf welcher wir ihn schon in den oben angeführten Aeußerungen erblickten.

Seine Jünglingsjahre fielen in die merkwürdige Epoche, in welcher Hallers, Gellerts, Hagedorns, Uz, Rabeners, Zacharias, Kleists und Gleims Schriften anfingen der deutschen Nation eine höhere Empfänglichkeit für wahre Geisteskultur zu geben. Die poetischen und prosaischen Werke dieser Männer, die mit dem Verstande zugleich den Sinn für das Schöne belebten, waren die erste gedeihliche Nahrung seines Geistes. Wie sehr sie ihn angezogen hatten, bewiesen die vielen, seinem Gedächtnisse eingeprägten geistreichen Stellen und Gedichte, die er noch im spätern Alter oft mit Vergnügen recitirte.

Merkwürdig aber ist es, daß, bevor ihm noch die Namen und Werke dieser Dichter bekannt wurden, eine Schrift, die ihrem Titel und Inhalte nach mehr geeignet zu seyn schien, das religiöse und sittliche Gefühl, als das damit verwandte ästhetische und intellectuelle belebend anzusprechen, den Sinn für das Schöne, Wahre und Wissenswerthe so lebendig in seinem Gemüthe anregte, daß dadurch der Grundtrieb des geistigen Lebens, das Streben nach Veredlung der Empfindungen und Erweiterung der Begriffe und Kenntnisse ungemein erhöht wurde. Diese seiner Wißbegierde und geistigen Thätigkeit den ersten bleibenden Impuls gebende Schrift, führte den Titel: „Der Christ in der Einsamkeit.“ — Schöner konnte wohl der geistige Lebenstrieb und die von seiner Wirksamkeit abhangende Entfaltung und Erhöhung der Anlagen und Kräfte nicht geweckt und belebt werden, als durch die frommen, religiösen Betrachtungen eines in der Einsamkeit gesammelten Gemüths! — Und wenn, wie es nicht zu bezweifeln steht, die ersten mit Bewußtseyn und Klarheit des innern Sinnes, empfangenen Eindrücke die bleibendsten und einflußreichsten sind: — welch eine edle humane Richtung mußte diese Schrift, oder vielmehr der aus derselben sprechende Geist des Christenthums, den wissenschaftlichen Forschungen und Geistesbeschäftigungen eines Jünglings geben, der den Anregungen dieses Geistes so viel Empfänglichkeit darbot.

Ein günstiger Umstand für die Befriedigung des so schön geweckten Triebes zum geistigen Lebensgenuße, und des daraus entspringenden Bedürfnisses geistiger Nahrung war es aber auch, daß damals, oder bald nachher in einigen Regimentern Lese-

Anſtalten für Offiziere, (wahrſcheinlich aus ihren eigenen Mitteln) errichtet wurden, welche nicht bloß militäriſche, ſondern auch humane Bildung zu befördern geeignet waren. Einer ſolchen Anſtalt verdankte er, wenigſtens zum Theil, ſeine vorerwähnte Bekanntſchaft mit jenen frühern Blüthen der deutſchen Literatur, die leider! von der Jugend unſers jetzigen Zeitalters, welches ſich in jeder Hinſicht mehr zur Frivolität hinneigt, nur zu ſehr vernachläſſigt werden (2).

Unter den ſpätern Dichtern und Klaſſikern der Deutſchen, ſchien er Wieland, Engel, Jakobi und Pfeffel den Vorzug einzuräumen, wahrſcheinlich, weil ſie in der Denk-, Empfindungs- und Darſtellungsart eine größere Verwandtſchaft mit ſeinen frühern Lieblingsdichtern hatten, als manche andere. Mit der neueſten poetiſchen Schule, und dem Moſticismus, der ſich in vielen unſern neueſten poetiſchen und philoſophiſchen Schriften ausſpricht, war er nicht einverſtanden. Was ihm gefallen ſollte, mußte erſt durch Anſchaulichkeit, Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe philoſophiſche Gediegenheit und Kraft erhalten. —

Was ihm aber in dem Blüthenalter ſeiner Gefühle, die Werke jener frühern Dichter waren, das wurden ihm im männlichen Alter die Schriften der Natur- und Geſchichtforſcher, der Philoſophen und Mathematiker. Seine aſtronomiſche Wißbegierde wurde zuerſt durch den 3ten und 4ten Theil von Sturms Mathematik, der die Aſtronomie und Optik behandelt, angeregt. Ohne andere Zweige des Wiſſens zu vernachläſſigen, wurde von dieſem Zeitpunkte an, die Sternkunde ſeine Lieblings-Wiſſenſchaft *). Es gelang ihm durch Entbehrungen und Einſchränkungen aller Art *), ſich in den Beſitz der beſten inn- und ausländiſchen aſtronomiſchen Schriften, und ſehr guter, zum Theil koſtbarer Inſtrumente zu ſetzen, welche er in ſeinem Penſions-Stande dem Muſäum der Piariſten in Nikolsburg zu überlaſſen genöthiget ward **). — Daß er in allen Theilen der Sternkunde, in der ſphäriſchen, theoretiſchen und phyſikaliſchen ſich nicht nur gründliche Kenntniſſe erworben, ſondern dieſe auch durch eigene Beobachtungen, Unterſuchungen und Schlüſſe immer mehr erweitert, und die Reſultate ſeiner Forſchungen andern bekannten und berühmten Aſtronomen mitgetheilt hat, erhellet aus dem Nachlaſſe der an ihn gerichteten, mit aſtronomiſchen Bemerkungen angefüllten Briefe.

Es würde überflüſſig ſeyn, dieſes Urtheil noch durch andere — als die vollgültigen Stimmen des Hrn. D. Triesnecker, k. k. Aſtronomen in Wien,

*) Dieſer Zeitpunkt läßt ſich zwar nicht beſtimmt angeben, doch erhellet aus ſeinem ſchriftlichen Nachlaſſe, daß er ſchon im Jahre 1787, wo er noch Oberlieutenant war, mit dem Hrn. Pater Ignazius Kautſch in Nikolsburg — (bekannt durch ſeine bei der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg im Jahre 1300 erſchienenen Tafeln, Berechnungen und Karten über alle Mond- und Sonnenfinſterniſſe, die vom J. 1804 bis 1860 eintreffen werden, und durch eine in Bode's aſtronom. Jahrb. f. d. J. 1813 mitgetheilte Berechnung einer Sonnenfinſterniß für mehrere europäiſche Hauptſtädte,) einen aſtronomiſchen Briefwechſel führte, der ſogar durch die Dazwiſchenkunft des Türkenkrieges nicht unterbrochen wurde; wie dieſes ein an ihn nach Lemberg addreſſirter Brief vom 1ſten Dez. 1789 beweiſet. Auch war er nach eben dieſem Briefe ſchon damals mit dem berühmten Mathematiker und Aſtronomen Liesganig (welchen Herr Kautſch die Zierde von Pohlen nennt,) bekannt. Denn Hr. K. ſagt: „Da „Sie mit dem Hrn. Liesganig die Ehre haben „bekannt zu ſeyn, ſo bitte ich, denſelben zu erſu„chen, uns die Pos elevationem et longitu„dinem geographicam von Lemberg, entwe„der von Paris oder von Wien gerechnet, gütigſt „anzuzeigen; denn in den Wiener Ephemeriden iſt dieſer noch nicht benannt, und andern „Angaben iſt nicht zu trauen."

*) Denn er hatte kein anderes Vermögen, als ſeine mäßige, durch die Zeitumſtände ſehr unverhältnißmäßig gewordene Penſion.

D. H.

**) Hauptſächlich durch die zunehmende Theurung und die Koſten einer langwierigen Krankheit.

D. H.

und des Hrn. Bode, königl. Astronomen in Berlin bestätigen zu wollen.

In einem Schreiben (vom 1. Oktob. 1805) an den Hrn. Doktor Schindler in Brünn, — der sich ebenfalls durch nicht gemeine astronomische Kenntnisse auszeichnet, und sich unter vielen heterogenen Geschäften noch immer der Huld der hohen Himmelsmuse erfreut, sagt Hr. D. Triesnecker: „Da ich seit dem die vom Hrn. Hptm. Knitlmayer beobachtete Sternbedeckung in Rechnung genommen habe, und diese über die Länge von Brünn ein sehr befriedigendes Resultat gab, so wollte ich diese Nachricht Ihnen und dem Hrn. Hptm. nicht länger vorenthalten." — Und am Schlusse desselben Briefes: „Ich kann nicht umhin dem Hrn. Hptm. Glück zu wünschen, daß er uns durch seine Beobachtung die Länge von Brünn so nahe gegeben hat, (3.) Ich bitte, demselben dieselbe meine Gesinnung zu erkennen zu geben, und ihn zu versichern, daß mir jede in Brünn gemachte Beobachtung willkommen seyn werde." —

In dem 1810 erschienenen astronomischen Jahrbuche für das Jahr 1803 ertheilt Hr. Bode, (S. 260 und 61) folgende Nachricht: „Herr Hptm. Knitlmayer schickte mir vor einiger Zeit aus Brünn seinen Versuch einer genauen Darstellung des Progressions-Verhältnisses der Planeten- und Trabanten-Abstände von ihren Central-Körpern. (3 Bog. 8vo 1808) Er vertheidigt darinn dies bekannte Verhältniß gegen die heftigen Aeußerungen und Angriffe, die bald nach der Entdeckung der Ceres in einer gewissen Zeitschrift darüber erschienen, und versucht solches noch genauer und vollständiger darzustellen, da er deshalb auch die wechselseitige Größe, Dichtigkeit und die Maßen der Planeten mit in Rechnung bringt. Auch auf die Trabanten-Abstände trägt er dies Verhältniß über. Wie der Hr. Verfasser dies ausführt, und was er für Resultate herausbringt, muß ich in seiner Schrift nachzulesen empfehlen. Löblich ist es, daß auch er diese Harmonie und Ordnung in dem großen Werke des Allmächtigen aufzusuchen bemüht ist."

Angehende Astronomen, und andere Verehrer der hohen Urania, welche sich der Weihe der Himmlischen noch nicht rühmen konnten, verdanken seiner Bereitwilligkeit und außerordentlichen Deutlichkeit des Vortrags manche Berichtigung irriger Ansichten, und Ergänzung ihrer rhapsodischen, mangelhaften Kenntnisse.

Der Ertheiler dieser Nachrichten, der seinem verewigten Freunde selbst so manche astronomische Belehrung verdankt, kann der Versuchung nicht widerstehen, hier aus dem schriftl. Nachlasse einen Brief mitzutheilen, der nicht nur diese, sich jedem edlen, wissenschaftlichen Streben hingebende Bereitwilligkeit des Verewigten, sondern auch das zarte Dankgefühl, den hellen Sinn und die Wissenschafts-Liebe seines Verfassers trefflich beurkundet. Er lautet so:

„Mein theurer Lehrer und Freund!"

„Endlich einen ruhigen kurzen Augenblick, den ich Ihnen weihen kann. Wie oft war mein Herz voll von dem, was sie mir gewesen sind, und was ich durch die heiligen Ergießungen Ihrer schönen Seele geworden wäre, wenn mich die Vorsehung früher an Ihre Brust hingewiesen, und später von derselben getrennt hätte. Ich bin empfänglich für das Schöne und Gute, aber Sie sind reich an beiden, und dieser Unterschied begeisterte meinen schwachen guten Willen, — da ich gerührt Ihren letzten Händedruck empfieng, — zu dem Entschluße, Ihr Beispiel stets vor Augen zu behalten.

Nach einer langwierigen 10 tägigen Reise kam ich in Wels an, wo überhäufte Geschäfte mir wenig Zeit zur Erholung erübrigen lassen. Dennoch ruhte ich nicht, bis es mir gelang, den würdigen Hrn. Pater Derfflinger in dem drei Stunden entfernten Kremsmünster aufzusuchen. Welcher Genuß! —

In Mölk ließ mich der Prior herumführen; ich fand in der Bibliothek schöne Stellagen, aber keine — dem Geiste der Zeit und den Fortschritten der Wissenschaften angemessene Bücher, außer eini-

gen philoſophiſchen *). Auf einem alten Globe céleste vermißte ich auf den erſten Blick die Jagdhunde und das Herz Karls II. Ich verließ das ſonſt ſehr ſchöne Kloſter mit unbefriedigter Wißbegierde und der Ueberzeugung, daß hier für die Aſtronomie nichts zu ſuchen ſey.

Ganz anders verehrt die Abtey Kremsmünſter die hohe Urania: Der aſtronomiſche Thurm iſt berühmt durch Bauart und Inhalt. Pater Derfflinger, dem ich von Ihnen, als ſeinem Verehrer und Geiſtesverwandten Empfehlungen brachte, und viel erzählte, wie mir's das Herz eingab, hatte eine außerordentliche Freude, konnte ſich aber nicht mit mir abgeben, weil er als Direktor des Kloſter-Gymnaſiums, der eben abzuhaltenden öffentlichen Prüfung beizuwohnen hatte. Er erwieß mir aber die Güte, mich durch einen wackern jungen Mann in dem Thurme herumführen zu laſſen.

Mit Heißhunger betrat ich die Schwelle. Man führte mich von den Merkwürdigkeiten einer Etage zu den der andern, und je höher ich ſtieg, je größer wurde meine Sehnſucht nach den aſtronomiſchen Kabinetten. Ich bewunderte die ſchön geordneten Sammlungen im mineralogiſchen, conchiliologiſchen, phyſikaliſchen, mechaniſchen, hydroſtatiſchen und pittoresken Fache. Ich war noch über einige Original-Gemälde von Rubens entzückt, als wir im 6ten und 7ten Stock zu den mathematiſchen Inſtrumenten gelangten. Hier befand ſich ein Schlafzimmer des Aſtronomen, ein anderes, wo er die Meſſe lieſt, und der große Inſtrumenten Saal. Zu nicht geringer Ueberraſchung fand ich zwei Mural-Quadranten, einen nördlichen und einen ſüdlichen; 2 Polarſtern-Fernröhre, 4 Grad von einander entfernt; 2 prächtige parallaktiſche Fernröhre, ein 3 füßiges holländiſches, achromatiſches Fernrohr, Quadranten, Sextanten, ein großes und ein kleines Spiegel-Teleſcop, jedoch nicht von Herſchel; ein Lyra-Fernrohr, einen Kometenaufſucher, mit einem Wort, ich fand die Kloſterſternwarte zweimal vollſtändiger ausgeſtattet, als die von Prag. Die Kuppel des Thurms läßt ſich herumdrehen; unter ihr ruhte ein Quadrant. Pater D. iſt ein kleiner, unterſetzter blonder Mann, von einem ſtillen, offenen Charakter *). Den letzten Kometen berechnete er nach den neuen Zachiſchen Sonnentafeln. Er läßt Sie unzählige Male grüßen. Von Reichenbach aus München würde er Inſtrumente abgeholt haben, wenn die gegenwärtigen Kriegsumſtände nicht eingetreten wären. Uebermorgen marſchirt das Hptqr. des 6ten Armee-Corps nach Neumark im Salzburgiſchen. Wir ſind, wie es ſcheint, nach Tyrol beſtimmt, Kommandirender iſt Hr. F. M. L. Hiller. Gott erhalte Sie geſund. Mit wahrer, inniger Liebe und Dankbarkeit

Ihr

Friedrich Wodnianſky **).

*) Ich weiß nicht, was zu dieſem Urtheil mag Anlaß gegeben haben. Aber es ſcheint mir einſeitig. Ich beſah im Jahr 1813 dieſe Bibliothek und fand — was ich da nicht geſucht hätte. Doch hievon vielleicht ſeiner Zeit ein eigenes Wort.

D. H.

*) Der aſtronomiſchen Welt iſt er aus Bode's aſtronomiſchen Jahrb. f. d. J. 1812 und durch ſeine 1808 beobachteten Gegenſcheine des Uranus, Saturnus und Jupiters und deren Berechnung, ſo wie aus dem Jahrb. f. d. J. 1814 durch ſeine im 1809 und 10 zu Kreismünſter angeſtellten aſtronomiſchen Beobachtungen rühmlich bekannt.

**) Enthält auch dieſer Brief mehr, als zur Beſtätigung der eben gerühmten humanen Denkart unſers verſtorbenen Freundes erforderlich iſt, ſo glaubte doch Referent ihn, ſeines intereſſanten Inhalts wegen, den Leſern des Hesperus ganz mittheilen zu dürfen. Der Verfaſſer deſſelben Hr. Fridrich Baron Wodnianſky v. Wildenfeld, k. k. Feld-Kriegs-Kommiſſär wird, wenn er noch lebt, dem Referenten verzeihen, daß er dieſen der Publicität zwar nicht beſtimmten, doch ganz geeigneten Brief als ein ehrenvolles Denkmal der anerkannten Verdienſte unſers verewigten Freundes — hier ganz mittheilte.

Zu den dankbaren Verehrern des Verewigten, zählt sich auch der gegenwärtig als Prof. der Physik in Prag angestellte, durch die Herausgabe seiner Elemente der Naturlehre rühmlich bekannte Hr. Cassian Hallaschka, ehemals Prof. der Physik zu Brünn, wie dieses ein aus dem mährischen Gebirge geschriebener Brief beweiset, worinn er ihm seine erste Beobachtung einer Sternbedeckung meldet.

Dieselben Gesinnungen drücken die Briefe des Hrn. P. Norbertus und des Hrn. P. Silver Faukal, zweier verstorbenen Piaristen in Nikolsburg aus *). Letzterer sagt in einem unterm 2ten Mai 1804 erlassenem Schreiben. „Ew. „Hochwohlgeboren verzeihen, daß ich mir über so „viele Fragen Aufschluß erbitte. Die Wissenschafts„liebe, und die Ueberzeugung von Ihrer Güte macht „mich so zudringlich. Gerne will ich es meinen „Schülern, und der ganzen Welt sagen, daß ich „meine wenigen Kenntnisse Ew. Hwgbn. zu ver„danken habe."

Auch der Hr. Jurende, Herausgeber des vaterländischen Pilgers verdankt ihm seine astronomische Kenntnisse, und rühmt noch besonders, daß er ihm die ganze aus 3 Bänden bestehende Astronomie la Lande aus dem Französischen in das Deutsche mündlich übersetzt, und mit allen zum Verständnisse derselben nöthigen Erläuterungen vorgetragen habe.

So glich der Schatz seiner Kenntnisse und Erfahrungen einer — nicht in sich versiegenden, sondern stets offenen Quelle, aus welcher jeder Wißbegierige mannigfache Belehrung schöpfen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ueberhaupt gehört es zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit, daß sich die Piaristen im österr. Staate um die Kultur der Wissenschaften und die Bildung der Jugend in einem sehr hohen Grade verdient machen.

Der Kirchhof.

Aus dem Russischen des Karamsin.

Erste Stimme.

Kalt ist's im Grabe und schaurig und düster,
Nachtwinde heulen, es zittert der Särge
Rasselndes, bleiches Gebein.

Zweite.

Still ist's im Grabe und ruhig und friedlich,
Zephir umhauchet der Schlummernden Hügel,
Blumen entsprossen der Gruft.

Erste Stimme.

Gräßlich umhüllet Verwesung die Todten,
Und zu dem Streite der Kröten und Molche
Zischet der Schlangen Getön.

Zweite.

Sanft ist und friedlich der Schlummer der Todten,
Ferne von Stürmen; es tönet am Grabe
Zärtlicher Vögel Gesang.

Erste Stimme.

Nächtliche Raben umflattern die Stäte,
Hungernde Vögel, das blutige Raubthier
Brüllend den Boden durchwühlt.

Zweite.

Friedlich ruht hier am grünenden Hügel
Mit der Gefährtin das kleine Kaninchen,
Schlummernd die Taube im Strauch.

Erste Stimme.

Feuchter Nachthauch, vermischet mit Nebel,
Dumpfig durchwallet die drückenden Lüfte,
Blätterlos trauert der Baum.

Zweite.

Wehend im Hauche der glänzenden Lüfte
Duften hier lieblich bei blauen Violen
Lilien, bleicher Jasmin.

Erste Stimme.

Schauer empfindet im Haine des Todes
Wehend der Wandrer und Schrecken im Herzen
Eilt er am Kirchhof vorbei.

Zweite.

Hier in der Wohnung des heiligen Friedens
Leget der Müde den Pilgerstab nieder,
Schlummernd in ewiger Ruh.

Franz von Maltitz.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 9. Februar.

Vaterlandskunde.

K. K. Gesellschaft der Louisenstraße.

(Vergleiche Hesperus Nr. 59 1815.)

Der Wunsch, dem Uiberflusse Ungarns an Naturprodukten einen leichtern Abzug über das adriatische Meer ins Ausland zu verschaffen, schreibt sich noch aus dem vorigen Jahrhunderte her. Die großdenkenden Kaiser, Karl VI. und Joseph II. ließen in dieser Absicht zwei nach ihnen benannte Straßen von Karlstadt nach Fiume und Zeng erbauen; aber wer sie gesehen hat, wird gestehen müssen, daß die Absicht der erhabenen Monarchen nicht erreicht wurde. Es ist nämlich die Richtung dieser Straßen über die Gebirge so unglücklich gewählt, und ihr Gefälle so ungleich und meistens so groß, daß nur Saumthiere und leicht beladene Wägen darüber gehen können, und daß selbst die letztern an vielen Orten, bald des Vorspanns, bald der Radsperre bedürfen. So entstand der Wunsch, die beabsichtigte, bequemere Verbindung des Küstenlandes mit dem wichtigen Handelsplatze Karlstadt auf eine andere Weise zu Stande zu bringen: und so gieng aus dem Schooße der ungarischen Schifffahrts-Gesellschaft, welche im Jahre 1793 mit dem Bau des Franzens-Kanals im Bacser Komitate den Anfang machte, eine neue Verbindung hervor, die nichts weniger verhatte, als den Kulpafluß, der nur bis Karlstadt schiffbar ist, bis Brod hinauf, 5 Meilen weit von Fiume, schiffbar, mithin den Wassertransport der ungarischen Erzeugnisse bis zu solcher Nähe des adriatischen Meeres möglich zu machen. Doch, nach einem Aufwande von fast einer halben Million Gulden Conv. Münze, sah man sich genöthigt, dieses an fast unübersteigliche Naturhindernisse stoßende Unternehmen aufzugeben, und von nun an sich einzig mit dem Gedanken zu beschäftigen, wie die vorliegende Aufgabe mittelst eines neuen Landwegs gelöset werden könne? Hier sah man sehr bald ein, daß die neue Straße ohne Vergleich bequemer, als die Carolina und Josephina seyn, und mit einem Worte, das Mittel gewähren müßte, vierzig Centner mit vier Pferden fortzuschaffen, ohne daß man irgend wo entweder den Vorspann oder die Radsperre nöthig hätte.

Im Jahre 1801 wurde dem seither verstorbenen General-Feldmarschall-Lieutenant, Freyherrn v. Vukassovics, dieser Bau von der Gesellschaft übertragen, einem Manne von großen Kenntnissen im gesammten Gebiethe der Mathematik und von außerordentlicher Thätigkeit, der sich schon früher durch den Bau der Straße von Zeng nach Novi, und durch Verbesserung des Straßenzuges vom Berge Vrainik nach Zeng hervorgethan hatte. Der neue Bau wurde zu wiederholten Malen, durch die Kriege vom Jahr 1805 und 1809, endlich durch die Veränderung der Landeshoheit unterbrochen; der Werkmeister starb an einer, in der Schlacht bei Wagram erhaltenen, tödtlichen Wunde: doch war das gesellschaftliche Werk, beim Tode des Herrn, bis auf eine in der Mitte liegende Strecke von einer Meile, [illegible]

nahe vollendet. Dieses fehlende Stück wurde im Jahre 1812 vom ehemaligen Adjunkten der Landesbaudirektion in Krain, Hrn. Bernhard Jentschitsch, hinzugefügt.

So viel zur Geschichte des Werks. Was seinen Zustand betrifft: so hat sich ein geistreicher Reisender, in den vaterländischen Blättern (Jahrgang 1814 Stück Nr. 20) *) in einer solchen Schilderung versucht; doch hatte er nur beiläufig ein Drittel des Ganzen, von Zalissina bis Fiume, gesehen. In der That wird der Eindruck, den die Ansicht dieses Baus auf jedes empfängliche Gemüth machen muß, in jenem Aufsatze wahr und lebendig geschildert. Unbedenklich darf man dieses Unternehmen dem Größten, was unsere Zeit hervorbrachte, an die Seite stellen. „Ausu „Romano, müßte seine Aufschrift heißen, aere pri„vato." Letzterer Umstand macht das Werk um so verdienstlicher und erstaunenswürdiger, weil die Gesellschaft am Platze der Staatsverwaltung handelte, welcher es zunächst oblag, ein so gemeinnütziges, zugleich aber so kolossales Werk zu Stande zu bringen.

Die Straße ist achtzehn deutsche Meilen lang, und 26 wiener Fuße breit. Von Fiume (am Meere) läuft sie über eine ununterbrochene Gebirgskette, und erhebt sich über den Meereshorizont, in ihrer höchsten Höhe bei Podolje, auf 2912 Fuße; wobei ihr Gefälle nirgends mehr, als höchstens vier Zoll auf eine Klafter beträgt, dagegen auf lange Strecken nur zu 2 und 3 Zollen ist. Also ist das Problem gelöset: vierzig Centner mit vier Pferden von Karlstadt bis Fiume, oder in entgegengesetzter Richtung, über die dortige steile und ununterbrochene Gebirgskette zu schaffen, ohne jemals die Radsperre oder den Vorspann nöthig zu haben. Die Straße ist gemeiniglich längst der Berglehnen gezogen, meistens mit einem Theile in dieselben eingeschnitten, mit der übrigen Breite aber auf langen, und zum Theile bedeutend hohen Untermaurungen ruhend. Nur, wo es unvermeidlich war, geht der Zug über gemauerte Dämme oder Brücken auf eine andere Berglehne über; auch ist jedem Wechsel des Steigens und Fallens möglichst vorgebeugt; daher man auf unabsehbar langen Strecken ununterbrochen steigt, und auf andern, gleich langen eben so beharrlich sich senkt. Auf mehrern Punkten geht die Richtung der Straße mitten durch hohe, senkrecht durchgesprengte Felsen; eine Viertelstunde Wegs von Fiume ist die majestätischste dieser Durchsprengungen, unter dem Namen: Porta Ungarica bekannt. Der Werkmeister Vukassovics hatte, im gerechten Zorne über die Kurzsichtigkeit und Scheelsucht einiger Bekrittler seines Werkes, die Aufschrift: „per gli Increduli" vorgeschlagen. Die Grundlage der Straße ist durchaus von festem Gestein; durch ihre Convexität wird das Wasser zu beiden Seiten in die gemauerten Durchlässe geleitet. Von Fiume über Hraßt hinaus, auf eine halbe Meile, schützen den Reisenden schöne, mit gewetzten Steinen verkleidete Brustlehnen; bei Kamenják und Skerbutnják stehen schützende Mauern gegen die heftigen Stöße des Nordwindes (Bora.) Wo es noch an Brustwehren fehlt, sollen sie auf gesellschaftliche Kosten im nächsten Jahre zu Stande kommen. In angemessenen Entfernungen finden sich Dörfer oder gesellschaftliche Gebäude; letztere dienen theils zur Unterkunft der Reisenden, theils zur Wohnung der Gesellschaftsbeamten. Wo es an fließendem Wasser fehlt, da ist mittelst gesellschaftlicher Cisternen dem Wassermangel abgeholfen. Die schönste derselben, die mit einer Wasserleitung verbunden ist, findet sich zu Kamenják, zwei Meilen weit von Fiume, und hat allein fast 25,000 Gulden gekostet.

Zwey Verästlungen dieser Straße, die eine bei Netratich gegen Neustadt nach Krain,

*) Der Wahrheit zu Ehren wird mir gestattet seyn zu bemerken, daß ich schon 9 Jahre früher die erste Nachricht von der Louisenstraße in meinem patriotischen Tageblatte Nr. 15 1805 gab. Da dasselbe eine literarische Seltenheit geworden und complet schwerlich mehr zu haben ist; so glaubte ich den Lesern angenehm zu werden, wenn ich dieselbe diesem schätzbaren Aufsatz folgen ließ.

D. H.

die andere bei Zaliffina auf die Carolina (welche letztere übrigens von der neuen Straße nirgends berührt, vielweniger durchschnitten wird) sind vollendet; eine dritte nach dem Hafen von Buccari ist nur erst auf eine Meile fertig, soll aber dem Vernehmen nach, nächstens ausgebaut werden.

Diese, wiewohl nur oberflächige Beschreibung der Straße läßt doch auf die Größe der Baukosten schließen. Mit Inbegriff des, zum Kulpa-Schiffbarmachungs-Versuche ausgelegten Geldes, und der mittlerweiligen Interessen, beträgt der ganze Aufwand nicht weniger als viertehalb Millionen Gulden; eine Ausgabe, wie sie nicht leicht von einer andern Privatgesellschaft in der österreichischen Monarchie gemacht, und die Theils mit baaren Vorschüssen der Mitglieder, theils mit entlehntem Gelde bestritten wurde. Bedenkt man vollends, daß nur sechs zahlende Mitglieder auf dem Platze geblieben sind: nämlich die Fürsten v. Dietrichstein, Lichtenstein und Esterhazy (Erster ist zugleich Präses der Gesellschaft) dann die Grafen v. Aspremont, Franz v. Batthyan und Johann v. Harrach: so muß einerseits das Riesenhafte des durch sie vollbrachten Unternehmens, andrerseits die Vaterlandsliebe der Interessenten, ihre Beharrlichkeit und der Umfang ihrer Mittel zu desto gerechterer Bewunderung hinreissen. Gegenwärtig trägt die Straße, welche die jetzt regierende Kaiserin mit Ihrem Namen, Louisens-Straße zu benennen erlaubte, mittelst eines Weggeldes, das zu Folge höchster Privilegien auf anderthalb Kreuzer für jeden Centner auf eine Meile festgesetzt, jedoch von der Gesellschaft aus eigenem Antriebe bedeutend beschränkt worden ist, kaum die jährlichen Kosten ihrer Erhaltung; doch ist von der Weisheit und Milde der den illyrischen Provinzen niedergeschenkten Regierung zu erwarten: es werde, mit ihrem Zuthun, bald die Zeit wiederkehren, wo in einem Jahre eine Million Metzen ungarisches Getreide über das adriatische Meer ins Ausland gieng, und die Fabrikation und Ausfuhr des ungarischen Tabaks, durch völlige Handelsfreyheit und ein sehr gemäßigtes Zollsystem begünstigt war. Dann erst wird diese herrliche Straße, auf welche seit dem Jahre 1812 auch der Postenlauf von Karlstadt nach Fiume verlegt ist, ihrem Zwecke entsprechen, und der Gesellschaft, wenn auch, im Laufe der fünfzig Privilegialjahre, nicht das ausgelegte Kapital erstatten, doch mittlerweile die gesetzlichen Zinsen desselben abwerfen.

Die neue Bergstraße von Karlstadt bis zum adriatischen Meer.

Karlstadt den 18. Dez. 1805.

Schon von einigen Jahren her, haben sich mehrere der angesehensten Staatsbürger der österreichischen Monarchie, zu dem edlen und wohlthätigen Zweck in eine Gesellschaft vereinigt, um den Uiberfluß ihrer Einkünfte dem Wohl des Staates, und dem Besten des Vaterlandes zu widmen.

Uiberzeugt von dem unumstößlichen Grundsatz, daß die Beförderung des Kommerzes der erste und wichtigste Schritt zur innern Aufnahme eines Landes und der allgemeinen Wohlfahrt sey, haben Sie zur Erreichung ihrer menschenfreundlichen Absicht zuerst den berühmten Bacser Kanal erbauen lassen; und wären auch schon im Begriff, den Kulpa Fluß in Kroatien von Karlstadt bis auf eine Entfernung von 7 Meilen an das adriatische Meer schiffbar zu machen.

Nachdem Sie aber eingesehen, daß ein solches Unternehmen gar viele Jahre erfordere, und wenn solches auch endlich zu Stande kommt, die Schiffahrt auf einem Fluß durch ungünstige Jahrszeiten und die Witterung oft unterbrochen und das Kommerz unvermeidlich gehemmt sey; ferner erstere auch nur einen geringen Theil der Einwohner beschäftige und ernähre, die größere und ärmere Klasse der dasigen Bergbewohner aber, welche vom Transport der Waaren zu Lande leben, ihren wesentlichsten Nahrungszweig verlieren würden: so haben Sie sich aus diesen und noch manchen andern wichtigen Rücksichten bewogen gefunden, zuerst und vor allem andern, eine so gemächliche und denen obangezeigten Hindernissen nicht unterworfene Kom-

merzialstraße durch die ganze Bergg gend von Karlstadt bis an das adriatische Meer erbauen zu lassen, worauf die Bewohner jener Gebirge, mit ihrem kleinern Schlag Zugvieh, über alle diese bekannte sehr hohe Gebirgsketten und Felsen, jede einer gemächlichen Landstraße angemessene Ladung, ohne eine sonst in Gebirgsgegenden allenthalben übliche und nothwendig zu gebrauchende Vorspann, fortzubringen im Stande seyn würde; und sind auch wirklich seit dem 18. März des Jahrs 1803 in Ausführung dieses großen Unternehmens begriffen.

Der F. M. Lt. Bar. Vucassovics, welcher vom Türkenkrieg her, und aus den Campagnen in Italien hinlänglich bekannt geworden, ist der Ausführer dieses Riesenwerkes, und konnte die dermalige Waffenruhe nicht besser benützen, als indem Er durch das rühmliche Opfer seiner rastlosen Verwendung auch in diesem Fache, dem Wohl des Staates und Vaterlandes seine Geisteskräfte widmete.

Unter Sr. M. Weiland Kaiser Joseph dem Zweyten hat aber derselbe schon Straßen zur höchsten Zufriedenheit des Monarchen errichtet, und damals noch, zur Ausstekkung der Straßenzüge nach einem beliebigen Gefälle, ein ganz neues Instrument erfunden, was in den Stand setzt, mit großer Genauigkeit auf die entferntesten Distanzen, so weit nämlich das Auge reichen kann, dasselbe zu bestimmen.

Dieses so ungemein nützliche in seiner Art einzige und zu allerlei geometrischen Operationen anwendbare Instrument, womit man nicht nur die Höhen, sondern auch die größten Entfernungen, so weit das Fernglas reichet, von dem Punkt aus, worauf man stehet, ohne sie messen zu lassen, finden kann, hat der Erfinder voriges Jahr neu verbessert verfertigen lassen, und es krönet mit dem besten Erfolg des Erfinders eifrige Bemühungen.

Diese neue Kommerzial-Bergstraße wird von den drei hung. Seehäfen des adriatischen Meers, nämlich Fiume, Buccari und Porto Re' aus geführt, wird sich dann auf der rücksichtlich des Gefälles möglichen Distanze vereinigen, und sodann in einem Zug bis Karlstadt fortgehen; auch ist schon wirklich auf derselben von Fiume bis Loko auf eine Entfernung von 22000 Wien. Kl. die Kommunikation erreicht.

Die Naturhindernisse, welche dieser Ausführung entgegen stunden und beseitiget werden mußten, sind über allen Glauben; auch der Sachkündige Reisende ist nicht mehr vermögend, die Schwierigkeiten ganz einzusehen, die nur der dasige Eingeborne mit Bewunderung anstaunt, welcher die ganze Sache für eine platte Unmöglichkeit gehalten, und nun sieht, daß in den steilsten Felsenwänden, die seit Anbeginn auch keine zum Klettern gewohnte Ziege betrat, izt eine gemächliche Straße eingehauen ist, die auf und ab ohne Radsperre im Trapp befahren wird.

Herr Graf Karl v. Batthyani, und nachhero Se. Durchl. der regierende Hr. Fürst Aloys Lichtenstein, beide als Associrte der Gesellschaft, sind jene hohe Reisende, welche gleich das erste Jahr diese Straße, vorzüglich aber das von Fiume aufwärts auf 1200 Klaft. noch damals in seiner Entstehung begriffene Werk, Ersterer zu Fuß und letzterer zu Pferde, beide mit der größten Lebensgefahr beaugenscheiniget haben. — Dieser neue Straßenzug hat in den Gebirgen schon eine Höhe von 2892 wiener Schuh vom Horizont des Meers erreicht, und doch beträgt das größte Gefälle nur 4 Zoll per Kl.; meistens ist es aber minder, mithin eine so sanfte Gebirgsstraße, dergleichen keine existirt.

An dieser Kommerzialstraße sind alle dieses Kunstfach betreffende Gegenstände auch meisterhaft ausgeführt, und viele durch nirgends sonst anzutreffende Methoden, die bloß die Frucht einer vieljährigen Erfahrung und eines reichen Erfindungsgeistes sind. Hierunter verdienen besonders gezählt zu werden: steinerne Gewölbbögen von trockner Mauer über Felsenabgründe, worüber die Straße geführt ist; besondere Arten von Wendungen oder Zirkeln; viele große und kleine gothische Brücken von trockner Mauer, dann große elliptische Brücken

von 48 Schuh in der Lichte; besondere Gattungen Cisternen in Wasser mangelnden Gegenden und andere dergleichen mehr.

Freylich ist schon sehr viel über den Straßenbau geurtheilt und geschrieben worden, und mancher Autor hat hie und da etwas gesehen und es als seinen Lehrsaz oder eigene Erfindung niedergeschrieben. Wenige sind aber, die von ihrer eigenen Arbeit etwas kunstmäßiges und probhältiges, keiner aber, der etwas ähnliches der Welt zeigen könnte. Daher verdient diese neue Straße, und das dabei gebraucht gewordene neue Instrument mit allem Rechte jedes Sachverständigen Bewunderung; so wie schon der bloße Anblick dieses Riesenbaues, auch jedes unkündigen Reisenden Neugierde ergözt, belohnt, und zum Staunen hinreißt.

Chemie und Technologie.

Chemisch-technische Untersuchung der Frage: ob weißes Spiegelglas, und andere Glassorten wohlfeiler mit Glaubersalz oder Soda, als mit Pottasche erzeugt werden können? Nebst Beweis, daß die Pottasche in größerer Quantität und zu niedrigern Preisen aus wilden Kräutern, vorzüglich aus dem Wermuthkraut, als aus Holzasche, zur Schonung der Waldungen, bereitet werden kann.

Für Glashütten und Pottaschensieder.

Von

Karl Freyherrn v. Meidinger,

zu Meidingen-Lauterbach, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

(Fortsezung von Nr. 7.)

Die drei angeführten Methoden, das Glauber- oder Kochsalz zu zersezen, um sich Soda zu verschaffen, sind sehr mühsame Arbeiten, und die Ausbeute von keinem großen Belange. Hr. Baader aus München wollte zwar die Arbeit dadurch vermindern, daß er die Zersezung des Glaubersalzes gleich in Glashäfen im Glasofen vorschlägt, nachdem er in einem Kessel ein Gemenge von Glaubersalz, Kalk und Kohlenstaub zusammen gerührt und ausgetrocknet hat, und selbes dann gleich auf den Kieselsand oder gepochten Kiesel sezt, in der Meinung, daß die Soda, sobald ihre Schwefelsäure davon getrennt ist, dann gleich mit dem Kiesel zu Glas zusammen schmelzen werde.

Es wurde aber hiebei nicht bedacht, daß 1) die Glashäfen, um die ganze Masse von Glaubersalz, Kalk und Kohlenstaub, nebst dem Kiesel zu fassen, ungleich größer als die gewöhnlichen seyn müssen, folglich auch größere Oefen, und mehr Feuerung bedürfen; 2) daß die Masse, wie wir oben gesehen haben, bei der Kalcination stark aufschwillt, und im Glashafen nicht so, wie auf dem Heerde eines Kalcinirofens mit einer Krücke durchgearbeitet werden kann, folglich aus dem Hafen laufen würde; 3) daß beim Schmelzen der Masse geschwefeltes Wasserstoffgas mit Entzündung und Knallen entbunden wird, das die Glashäfen schnell zu Grund richten würde, endlich 4) daß die bei der rohen Soda im Hafen zurückbleibende Materie von Kalk, Schwefel, Kohle unmöglich mit dem Kiesel weißes Glas geben kann, weil hiezu jede Soda gereiniget seyn muß. Wie man für einen solchen Vorschlag eine ansehnliche Belohnung fordern und erhalten kann, ist unbegreiflich!

Herr Doktor Oesterreicher, dessen im Vorberichte gedacht wurde, fordert für seine bessere Methode, mit Glaubersalz weißes Glas zu machen, nicht einen Heller Belohnung, und dennoch wird die Sache verzögert!! So viel ich von ihm weiß, besteht sein Verfahren, woraus er kein Geheimniß macht, darin, daß er das Glaubersalz blos mit Kohlenstaub auf dem Heerde des Kalcinirofens mit Flammenfeuer kalcinirt, oder zur Fritte macht, diese dann auslaugt, die Lauge filtrirt, und sie in Kesseln zur Trokene abdampft. So erhält er rohe Soda, den Centner à 30 fl. zu ordinärem Glase; die zum weißen Glase noch einmal ausgelaugt, die Lauge wieder filtrirt und zu schneeweißer gereinigter Soda eingesotten wird, welche er zu 40 fl. verkauft.

Der österreichische Kaiserstaat, hat die bisher beschriebene mühsame Zersezungsarten des Glaubersalzes, um sich Soda für die Spiegelmanufakturen und Glashütten zu verschaffen, gar nicht nöthig, da er zwar nicht, wie Spanien, Rußland und Egypten Sodakräuter baut, dagegen aber in Ungarn, und zwar im Biharer Comitat zwischen Debrezin und Großwardein, wo die ersten Anlagen der Sodafabriken gemacht wurden, so viele Seen hat, daß aus ihrem Sande jährlich mehr als 50,000 Centner der reinsten Soda erzeugt werden können. Ein Theil derselben wird schon seit langer Zeit in Debrezin, und nun auch in Wien statt Pottasche zum Seifensieden verwendet. Hr. Rückert, gewester Apotheker zu Ingelfingen, unternahm die fabrikmäßige Benuzung dieser Sodaseen, nachdem er sich aber wegen häuslichen Verhältnissen entfernen mußte, bemächtigte sich eine Ge-

schaft von griechischen Handelsleuten dieses Geschäft, lassen die Seen bearbeiten, und verkaufen die ungarische Soda in einer wiener Niederlage. Wäre dieses Geschäft in bessern Händen, und würde es unter der Leitung eines Chemikers pro Aerario betrieben, so würde man hierlandes an wohlfeiler Soda keinen Mangel zu befürchten haben, und was etwa noch fehlen sollte, könnte bei hergestelltem Frieden und dem wieder eroberten Littorale leicht zur See aus Alikante ꝛc. zugeführt werden, und würde um billigern Preis zu haben seyn, als die Soda aus dem Glauberſalz durch Zersetzung hervorgebracht.

Die Zersetzung des Glauberſalzes kommt bei der Theurung des Brennmaterials nicht a Conto, auch ist mir in ganz Deutschland, wenn ich das unter Leitung des Hrn. geh. Raths Hermbstädt stehende k. preußische Salzwerk zu Schönebeck unweit Magdeburg ausnehme, kein Ort bekannt, wo aus Glauber- oder Kochsalz Soda gemacht würde; und ich glaube sogar, daß dieses Verfahren nach geendigter Revolution selbst in Frankreich aufgehört hat, weil man wieder natürliche Soda genug haben kann.

Man findet die vollständige Beschreibung der merkwürdigen und zahlreichen Sodaseen des Bidarer Comitats von Hrn. Rückert im I. Bande der merkantilischen Annalen für den österreichischen Kaiserstaat. Wien 1809 4. S. 469 — 472 beschrieben.

Da es erwiesen ist, daß nur die Pottasche und die Soda jene Kalien sind, welche die Kieselerde im heftigsten Feuer des Glasofens aufzulösen und zu verglasen vermögen, so folgt schon von selbst, daß das Glauberſalz, wie schon oben erinnert worden, als schwefelsaures Neutralsalz dazu keineswegs, wohl aber die daraus geschiedene Soda, geschickt ist. Daß aber diese künstliche, wie die natürliche Soda, wenn sie gehörig gereiniget worden, in mancher Rücksicht noch besser, als die Pottasche zur Fabrikation des Spiegel- und weißen Glases dienen, ist durch eigene und fremde Versuche, so wie in Hrn. Leysels neuestem Werke betitelt: Versuch einer ausführlichen Anleitung zur Glasmacherkunst 4. Frankfurt 1802 hinlänglich bewiesen; nur Schade, daß Hr. Leysel in diesem trefflichen Buche so viele ganze Seiten einnehmende algebraische Berechnungen anführt, die gewiß unsere Glasmeister nicht verstehen werden.

Zu St. Gobani in Frankreich bedient sich die Spiegelgießerei auch nur der Soda, und ihre Komposition besteht, wie ich zuverläßig weiß, aus

200 Theilen weißem, wohlgewaschenem, eisenfreien Kieselsand.

24 Theilen an der Luft zerfallenem kohlenstoffsauren Kalk.

90 bis 96 Theilen kalcinirter Soda, und

200 Theilen Glasabfällen von der nämlichen Art, wie das zuzubereitende Glas. *)

Wenn die Materie noch kohlenartige Theile enthalten sollte, die dem Glase eine bleiche ins Gelbe ziehende Farbe mittheilen, so thut man noch die nöthige Menge Braunstein dazu.

Dieses Gemenge, so sehr fein seyn muß, wird nun wie gewöhnlich zur Fritte kalcinirt, und dann nach der Kunst zu Spiegelglas geschmolzen. Soll dieses aber vollkommen weiß werden, so hängt das nicht bloß von ganz gereinigter Soda oder Pottasche, sondern vorzüglich von reinem, weißen, wohl gewaschenen, klaren Kieselsand ab, dessen Körner durchsichtig sind, und der kein Eisen hält.

Hat man dergleichen nicht in der Nähe der Spiegelhütten, so müssen die reinsten, weißesten, durchsichtigen Flußkiesel, Quarz oder Bergkristall, zugeführt werden, die man im Feuer glüht, in kaltem Wasser ablöscht, und zu feinem Mehl zerpocht.

Die Manipulation ist ganz dieselbe, wie mit der Pottasche, und überall bekannt, so daß es überflüßig seyn würde, solche hier zu beschreiben.

An manchen Orten macht man aus der Verfertigung der Spiegel noch ein großes Geheimniß, und man läßt niemanden etwas sehen, weil die Direktoren oder Verwalter der Spiegelhütten, wie jene der Porzellainfabriken entweder nicht dürfen, oder glauben, daß sie allein die Kunst besitzen, und ohne sie Niemand anderer im Stande sey, so ein Geschäft zu leiten!

Nicht nur das schönste weiße Spiegelglas, können mit der Soda, wenn alle Materialien recht rein sind, sondern auch andere weiße Glasarten erzeugt werden, als da sind: gemeine Tafeln, Elektrirscheiben, Wagengläser, Trinkgläser, gemeines Fensterglas, Bouteillenglas u. s. w. wozu ich hier einige der besten Kompositionen anführen will.

*) Wenn man noch keine solche Abfälle von Sodaglas hat, so muß man freilich für den ersten Anfang Abfälle von mit Pottasche gemachtem Spiegelglas nehmen.

Digitized by Google

Komposition zu gemeinen Tafeln, Elektrisirscheiben, Wagen-Trinkgläsern u. s. w.

100 Theile reiner, eisenfreier *) Sand.
100 Theile reine wohlpulverisirte Soda.
100 Theile Glasabfälle.
Braunstein, so viel nöthig.

Sand und Soda werden gut gemengt, und sohin kalcinirt, oder zur Fritte gemacht.

Komposition zu gemeinem Fensterglas.

100 Theile Sand.
230 Theile rohe Soda.
50 Theile frische Asche.
Braunstein so viel nöthig.
100 Theile Abfälle vom nämlichen Glase.

Komposition zu Bouteillenglas.

100 Theile Sand.
200 Theile rohe Soda.
50 Theile frische Asche.
100 Theile zerbrochene Bouteillenstücke, und Abfälle nach Gutdünken, gemeiniglich 100 Theile.

Beide Kompositionen geben Glasgalle, welche man vor der Arbeit sorgfältig abschöpfen muß.

Komposition zu Bouteillenglas mit ausgelaugter Holz- oder Sodaasche und gemeiner Thon- oder Ziegelerde bereitet.

100 Theile gemeiner, weißer oder gelber Sand.
30 bis 40 Theile Soda.
160 bis 170 Theile ausgelaugte Asche.
30 bis 40 Theile frische Asche.
80 bis 100 Theile gelben Thon oder Ziegelerde.
100 Theile Bouteillenglasabfälle.

Diese Komposition erzeugt keine Glasgalle.

Diese hier angeführten Kompositionen haben mir immer im kleinen Schmelzfeuer vor dem Gebläse vortreffliche Gläser gegeben. Ich hätte ihre Anzahl noch sehr vermehren können; allein ein geschickter Glasmeister muß diese nach der Beschaffenheit der ihm zu Gebote stehenden Materialien und nach der Wirkung seines Ofens zu modifiziren wissen: denn darüber läßt sich keine allgemeine Vorschrift geben.

Die Vortheile, welche die Fabrikation der Gläser mit Soda vor der Erzeugung derselben mit Pottasche voraus hat, sind folgende:

1) Bei der Soda geschieht die Verglasung allgemeiner und vollständiger; das Glas ist weicher und flüssiger, wenn es glühend ist, und fester und dauerhafter, wenn es abgekühlt ist.

2) Die Glasgalle (Fel vitri) ist ein großer Feind des reinen Glases; sie scheidet sich desto leichter ab, je weicher und flüssiger das Glas im Ofen ist; weil nun Sodaglas diese Eigenschaft vorzüglich besitzt, so scheidet sich die Glasgalle viel leichter in ihm ab, und man erhält reineres Glas.

3) Die Neutralsalze, welche mineralisches Kali, das ist Soda, Natrum, zur Basis haben, — das schwefelsaure Natrum (Glaubersalz) ausgenommen, verflüchtigen sich weit geschwinder im Feuer, als jene, deren Basis vegetabilisches Kali (Pottasche) ist; daher gehen bei ersterem die Schmelzen geschwinder, und das Glas wird reiner und schöner.

4) Das Sodaglas erhält einen bläulichten Strich, welcher durch den Braunstein viel leichter vertrieben wird, als der grünliche Strich, welcher dem Glase durch Pottasche mitgetheilt wird.

5) In den Glashütten kommt sehr viel auf Gleichförmigkeit in den Arbeiten an. Die gewöhnliche Kaufpottasche ist außerordentlich in ihrem Kaligehalt verschieden, weil so viele und mancherlei Asche zu ihrer Verfertigung gebraucht wird. Viele ist auch absichtlich verfälscht. Das Produkt, welches durch Einsieden der Seifensiederlauge nach abgeschiedener Seife erhalten und auch unter dem Namen Pottasche verkauft wird, ist größtentheils Kochsalz, *) womit die Seife von der Lauge geschieden worden, und kann in keinem Falle als Pottasche dienen, daher der Verkauf Betrug ist. Die Soda

*) Sollten die Kiesel Eisenoxid halten, so kann man selbes fortschaffen, wenn man die gepochten Kiesel, oder den Sand, mit stark diluirtem Scheidewasser übergießt, solches einige Stunden unter öfterm Durchrühren darauf stehen läßt, es dann abgießt, und den Sand oder Kiesel gut auswäscht. Das Scheidewasser kann öfter gebraucht werden.

*) Die vom Seifensieden keine Kenntniß haben, glauben, daß das Kochsalz zur Entstehung der Seife beitrage. Das ist Irthum. Es dient, die Lauge spezifisch schwerer, als die Seife zu machen, wodurch diese sich auf die Oberfläche begibt, und von der Lauge scheidet.

hingegen ist das Produkt einiger wenigen mit Sorgfalt gebauter Pflanzen, oder sie wird, wie in Ungarn aus dem Sande ausgetrockneter Seen, wahrscheinlich durch von der Natur zersetztes Kochsalz erhalten. Ihr Gehalt an reinem Natrum ist also gemeiniglich ziemlich gleichförmig, und hat man einmal eine gute Glascomposition damit zu Stande gebracht, so kann man sie beibehalten. Bei der Pottasche aber muß man immer abändern, und ist nie sicher, ob man gutes Glas einmal, wie das anderemal erhalten werde.

6) Da die Pottasche an der Luft leicht Feuchtigkeit an sich zieht, und endlich zerfließt, die Soda aber nicht, so gehört es mit unter die angeführten Vorzüge des Sodaglases, daß es gegen die feuchte Luft unempfindlich ist, folglich größere Dauerhaftigkeit hat, und nicht absteht, oder blind wird, wie das Pottaschenglas. Endlich

7) Ist das Sodaglas, weil es flüßiger ist, auch leichter zu blasen, als Pottaschenglas, und die Arbeiter spüren es sogleich, wenn sie nur die Pfeife an den Mund setzen.

(Der Beschluß folgt.)

Gedicht.

An Hormayr. *)

Du liebst mich! — Sieh, das hebet mich mächtiger,
Als des Odeons brausender Beifallsruf.
Denn du kannst hassen, Hormayr, glühend hassen,
Und das verbürget mir deine Liebe!
Von den Tyroler-Alpen erschallt mir
Auf Rudas Höhen, weckend dein Donnerruf:
Ha, deines Grimmes Flammenkeile
Schmettern zermalmend auf die Tyrannen!
O! Hormayr! Hormayr! Kräftiger Alpensohn!
Daß die Altvordern, die du vom Grabe rufst,
Dich einst in ihre Haine winken;
Bürgt mir dein Herz, ein Vulkan, der ausbricht:
Auch Haß ist göttlich! Lieb' ist nicht göttlicher!
Wer Engel liebet, hasset die Satansbrut,
Und ringt, und kämpft, und ruht nimmer,
Bis sie gefesselt am Boden knirschet.
Ausbricht die Liebe, stürmend in Wort und That,
Verschließt ihr sie, dann träumt euch von Liebe nur,
Und dämmt ihr euren Haß im Busen,
Haßt ihr so kalt, als ihr matt wohl liebet.
Wozu die Hölle? — Offen sey ew'ger Haß!
Wie gegen Wasser, Feuer unwillig zischt,
So ewig wogt ein hoch Gemüthe
Gegen das Laster, empört, und rastlos,
Und sperrt die Kraft, aufzürmend, in Thätigkeit,
Und setzt das Leben muthig entschlossen dran, —
Wer mit dem Satan sich vergleichet,
Satan er selbst! Und ein feiger Satan!
Verfluchte Halbheit! — Reisset den Schleyer ab
Dem Höllenhunde! — Hättet ihr's eh gewagt,
So kröche nicht die Welt dem Heuchler
Leckend zu Füssen! — Was denkt ihr Thoren? —
In Teufelskünsten, Schlingen der gift'gen List,
Fußangellegen, nehmt's nicht mit Satan auf!
Nein, Feind an Feind! Die Kraft entscheide!
Kraft von dem Himmel, besiegt die Hölle!
Als Feind der Hölle, kündet euch offen an!
So zu dem Kampf, der nur mit dem Tode schließt,
Nur in des Scheusals Drachenblute
Löschet die Wuth und der Kampfgier Gluthen!
Wer Freund den Edlen nennt, und den Bösen, Feind,
Der Haß ist Liebe! — Grieche, du sagtest wahr:
Die Freunde lieben, Feinde hassen,
Hält ein Gesetz der Natur, im Busen.

Pesth, den 4. Julius 1809.

H. J. von Collin.

*) Der unvergeßliche, vaterländische Dichter hinterließ bei seinem Ableben, drey Poesien, welche nicht in der Sammlung sich befindrn, die der edle Bruder des Verewigten, Mathäus von Collin, herausgegeben hat: — An Hormayr, — Saragossa, und Asperm. Der Hesperus liefert sie den Freunden seiner Muse. Sämmtlich wurden sie im Sommer 1809, während der Flüchtung aller Hofstellen in Pesth gedichtet. Man sehe hierüber einige merkwürdige Umstände in Merians Zügen aus dem Leben deutscher Männer, in der Biographie des Freyherrn von Hormayr.

Worträthsel.

Nie unterworfen wärest
Du ohne mich dem Sinnenreiz;
Doch wenn du mich verletzest,
So lieg ich in der Schweiz.

F. v. Mailath.

(Die Auflösung folgt.)

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 10. Februar.

Skizzen aus dem Leben merkwürdiger Hunde aller Racen und Zeiten. *)

Von A. Rittig von Flammenstern.

(Fortsetzung. Siehe Hesperus Nr. 50 1815.)

Der Schwärzer.

16.

Wer sollte glauben, daß ein Hund durch Einschwärzung verbotener Waaren seinem Gebieter in kurzer Zeit einen Gewinn von 100,000 Thalern verschaffen könne? Und doch geschah dies wirklich 1788 zu Mecheln.

Ein armer Teufel M***, der sich in der Verzweiflung auf rechtlichem Wege nicht mehr zu helfen wußte, verfiel auf den Gedanken durch Contrabande seine Umstände zu bessern. Er borgte von einem Freunde eine kleine Summe Geldes, gieng damit nach Flandern, kaufte daselbst Spitzen und war nun darauf bedacht, sie mit Umgehung des beträchtlichen Zolles in seine Heimath zu bringen. Wohl war ihm bekannt, daß er sie, und wenn er sie auch noch so klug an sich selbst verbergen wollte, doch der Untersuchung nicht entziehen könne. Mithin mußte er auf andere Mittel sinnen. Von der Gelehrigkeit seines Pudels überzeugt, suchte er diesen dazu abzurichten, und es gelang ihm damit, wie man gleich sehen wird, über alle Erwartung. Er ließ ihn scheren, verschaffte sich eine Hundshaut von eben den Haaren und gleicher Größe wie sein Pudel, wickelte die Spitzen dem Hund um den Leib und kleidete ihn dann in die neue Haut, und das so gut, daß, ohne im Geheimniß zu seyn, niemand diese Verkleidung zu erkennen vermochte.

*) Anmerkung. Mehrere meiner Aufsätze im Hesperus wurden von dem Redakteur des „Correspondenten von und für Deutschland" unter die Rubrik: Nichtpolitische Nachrichten aufgenommen, z. B. Czaruba der Bildhauer ꝛc.; und von den Skizzen aus dem Leben merkwürdiger Hunde: Der Flötenspieler und sein Hund; der stumme Retter; Mutterforge ꝛc. immer ohne Bezeichnung der Quelle. Von da gingen sie in andere Zeitschriften über, z. B. Czaruba der Bildhauer, Mutterforge ꝛc. in den Wanderer ꝛc. ebenfalls ohne die Quelle zu nennen. Hiedurch geschah es, daß, als ich mich auch in anderer Hinsicht wegen Beseitigung des Nachdrucks im Inlande höhern Orts verwendete, man mich wegen des aus meiner Feder geflossenen Aufsatzes: Czaruba, des Plagiats am Correspondenten und andern Journalen, die diesen Aufsatz aus dem Hesperus entlehnten, beschuldigte; incredibile sed verum! — Dies bewog mich schon im 4. Heft des Hesperus l. J. die Herrn Redakteure andrer Zeitschriften zu ersuchen die Quelle zu nennen, aus der sie schöpfen. Demungeachtet fahren sie fort zu plündern, compromittiren dadurch den Verfasser des Aufsatzes, und beeinträchtigen den Verleger des Journals. Es ist wirklich zu bedauern, daß der Begriff von Rechtlichkeit, ganz aus der literärischen Welt verschwunden zu seyn scheint.

A. R. v. F—n.

So wie der vierbeinigte Commis gehörig ausstaffirt war, gebot ihm sein Gebieter mit Barbou enavant! zum Thor hinauszugehen. Abwechselnd wurde das Mechler- oder Valenciennner-Thor zu Mecheln gewählt. Barbou trollte sich nun ganz unbefangen in seinem gewöhnlichen Hundeschritt dicht an den Zollwächtern vorbei zum Thore hinaus, lief dann, ohne sich um seinen Herrn umzusehen, bis auf die Stelle, die ihm zum Rendezvous bezeichnet war, und erwartete da seinen Herrn, von dem er dann entkleidet, der Spitzen entledigt und mit einem reichlichen Frühstück belohnt wurde.

Durch volle 6 Jahre führte M. auf diese Art den Kontrabandhandel, ohne daß irgend ein Zollwächter nur in entferntester Hinsicht den vierbeinigten Kommissionär in Verdacht gehabt hätte. M. gewann durch diese Zeit ein Vermögen von 100,000 Thalern, und ging nun schon lange nicht mehr zu Fuße nach Mecheln, sondern fuhr wie alle seine reichen Kollegen mit der Post dahin.

Vielleicht wären die Zollwächter nie auf die Entdeckung gekommen, aber der Freund, von dem M. im Anfange seines Handels die kleine Geldsumme auslieh, mit der er nach Flandern ging, und dem M. schnelles Emporkommen aufgefallen war, wußte in einer traulichen Stunde M. das Geheimniß abzuschwatzen. Neid und Habsucht bewogen ihn dann das Zollamt in Mecheln hievon zu unterrichten, und als hierauf Barbou mit seiner Bürde zum Valenciennner Thor heraus wollte, wurde er aufgefangen, entkleidet, die Spitzen ihm abgenommen, tüchtig durchgeprügelt und in Verwahrung genommen, da sie voraussetzten, sein Herr würde ihn auslösen; Barbou entsprang aber noch den nämlichen Tag seinen Wächtern und stellte sich ganz zerdroschen bei seinem Herrn ein.

M. den reichlichen Gewinn vor Augen habend, wollte demungeachtet von seinem verbotenen Waarenhandel nicht abstehen. Barbou erhielt Häute von anderer Farbe, und so wurde das Gewerbe noch gegen 2 Jahre fortgesetzt. M. versicherte oft, daß ihm noch immer die Schlauheit dieses Thiers, seit der Catastrophe am Valenciennner-Thor, unbegreiflich sey. Er las, so zu sagen, schon aus der Ferne in den Augen der Zollwächter, ob er passiren könne oder nicht; waren ihm die an dem einen Thore zu verdächtig, schnell war er zum andern hinaus; fanden sich auf diese Weise alle Thore für ihn gesperrt, so wußte er sich auf andere Art zu helfen. Bald sprang er über die Brustwehr des Walls, schwamm den Graben entlang und gewann auf dem Glacis das Freie; oder er wartete, bis durch Wägen und Menschen ein Gedränge unter dem Thore entstand, und wußte sich dann durchzuschleichen. Immer kam er ans Ziel.

Eine neue Anzeige machte aber die Zollwächter aufmerksamer. Barbou war bereits alle Thore abpatrouillirt, überall verdächtige Gesichter, er wählte daher diesmal den Sprung über die Brustwehr, allein auch da konnte er seinem Schicksal nicht entgehen, von drei Flintenschüssen getroffen, starb er im Wasser. Man fand um seinen Leib für mehr als 5000 Thaler der feinsten Spitzen gewunden. Man kann hieraus abnehmen, wie leicht es seinem Herrn war, schnell reich zu werden, und daher seinen oft wiederholten Versicherungen vollen Glauben beimessen: „Daß er gerne die Hälfte seines erworbenen Vermögens hingegeben hätte, um ihn wieder ins Leben zurückzurufen."

17.

Soter, der Retter Corinth's.

Mehrere Städte des alten Griechenlandes hatten den Gebrauch, ihre Schlösser und feste Plätze durch große Hunde bewachen zu lassen. Hieraus zogen sie den Hauptgewinn, daß keine Verrätherey zu besorgen war. Auch zu Corinth hatte man 50 dieser Thiere als Wächter in einem gegen das Ufer des Meeres vorgerückten Posten vertheilt.

Die Corinther waren eben damals mit einer benachbarten Republik im Krieg begriffen. Diese benutzten die Feyer eines Festes in Corinth, um Nachts, wenn die Garnison in Wein und Schlaf eingewiegt war, durch Ueberfall sich des Platzes

zu bemeistern. Der Angriff war um so gefährlicher, als er in einer stockfinstern Nacht geschah, und außer den 50 Doggen im Vorwerk alles im Schlafe lag. Ungeachtet diese mit Wuth ihren Posten vertheidigten, so waren sie doch bald alle bis auf Soter getödtet. Dieser durch einen seltenen Instinkt geleitet, war der einzige, der nicht im ungleichen Kampf sein Leben wagte, sondern gleich Anfangs sich zurückzog und schnell zu dem entfernten Wachtposten lief. Soter wandte alles an, um die betrunkenen schlafenden Soldaten, durch Bellen, Beissen, Zerren zu wecken. Endlich gelang es ihm. Bald erkannten sie die drohende Gefahr, stürzten sich im Fackelschein mit Macht auf die vordringenden Feinde, warfen sie, und stürzten sie hinab über das erkletterte Vorwerk. Die Meisten fanden in den Fluthen den Tod, nur wenige erreichten die Schiffe.

Zur Belohnung dieses wichtigen Dienstes befohlen die Corinther durch einen Volksschluß: Daß Soter auf allgemeine Kosten wohl ernährt und mit einem Halsbande geziert werden soll, auf dem die Worte:

Der Vertheidiger und Retter von Corinth,

eingegraben wurden.

Außerdem errichtete man in dem Vorwerk eine Marmorsäule, auf welcher die 49 tapfern Doggen und Soter, wie er die Garnison in Allarm setzt, abgebildet waren.

18.

Dankbare Erinnerung.

Ein herumziehender Italiener, ein armer Hechelkrämer, besaß an einem Hunde, den dessen Vater noch ganz jung aus einem Bache, in den ihn Gefühllosigkeit geworfen, vom Ersaufen gerettet hatte, den treuesten Gefährten seines Lebens. Wohl würde er sich nie von ihm getrennt haben, aber des Menschen mächtigster Gebieter: der Magen, zwang ihn dazu. Ein Förster in Schwaben kaufte das treue Thier. Viele Mühe kostete es den neuen Herrn, das Thier an sich zu gewöhnen, doch nach und nach gelang es ihm. Nur wenn der Herbst und somit die Zeit kam, wo der Hund von dem Italiener getrennt wurde, da lief er hin auf jenen Hügel, von welchem er in die Gegend sehen konnte, woher er mit dem armen Hechelkrämer gekommen war, sinnend legte er den Kopf auf den Boden, horchte, sprang bellend auf, und trieb dies immer so die erste Hälfte des Herbstes hindurch. Drey Jahre hatte er bereits keinen Herbst diesen Hügel unbesucht gelassen, auch der vierte kam, und es trieb ihn wie immer auch diesmal dahin. Einige Tage später mußte er mit dem Förster auf die Jagd, ohne Spur eines Wildes scharrte er nach Maulwürfen, horchte und entfernte sich allmählig weiter. Der Förster vermißt ihn; er pfeift. Ein entferntes durchdringendes Heulen und Winseln war die Antwort des Hundes. Der Förster, „sagt mein Referent", geht dem Schalle nach und trifft auf folgenden rührenden Anblick: „Ein armer alter Mann stand bis unter die Arme in einem Sumpfe, und hielt in einer Hand die Schnur seines Reisebündels, welches am Ufer lag, das andere Ende der Schnur hatte der Hund gefaßt, der sich aus allen Kräften anstrengte, damit dem alten Manne herauszuhelfen. So wie der Hund den Förster erblickte, stieß er ein heftiges Geschrei aus, sprang auf ihn zu, und zog ihn am Rockschoße nach dem Orte, wo Hülfe zu leisten war, hin. Der Förster half dem Alten heraus, und grenzenlos waren die Liebkosungen des Hundes an dem Geretteten. Es war der Vater des Italieners, welcher dem Förster den Hund verkauft hatte, und, wie sein Sohn, ein Hechelkrämer. Wie mächtig wirkte hier das Dankgefühl in einem Hunde! ohne welches der alte Mann im Sumpfe erstickt wäre.

19.

Ninon de l' Enclos, Hausdoktor.

Ungeachtet Ninon, die schöne allbekannte Ninon de l Enclos im fröhlichsten Leben und im Taumel der Sinneslust das 90ste Jahr erreichte, entzückte doch noch in diesem hohen Alter ihr Geist,

ihr flammendes Auge, der Zähne Perlenreihe und der magische Reiz der über sie ausgegossenen Liebenswürdigkeit, manchen hochgefeierten Zeitgenossen.

Durch Enthaltsamkeit und Reinlichkeit wußte Ninon das Alter in seinen zerstörenden Wirkungen zu hemmen. Kaffee und Liquer nahm sie nie, und um ja nicht etwa in der Zerstreuung zum Genusse beider verleitet zu werden, war ein schönes Hündchen der Wächter.

Katon hieß dieser treue Freund. Madame Maintenon, aus deren Händen sie ihn empfieng, schildert ihn als das schönste und kleinste Hündchen, das damals in Paris jede Dame entzückte. Mit seltener Ergebenheit hieng Katon an seiner Gebieterinn, nie kam er ihr zur Tafelzeit von der Seite, daher er auch bei jeder Einladung ihr Begleiter war.

So wie Ninon an der Tafel Platz nahm, wurde auch Katon als Gesundheitsoffizier in einem Körbchen, neben ihr Gedeck gesetzt. Ruhig blieb er bis das Desert kam, da sprang er heraus, machte sich den Damen durch eine Menge Artigkeiten bemerkbar, lief dann hurtig zu seiner Gebieterinn, pakte das ihr vorgesetzte Liqueurglas mit seiner kleinen Schnauze und verbarg es in seinem Körbchen. Wollte Ninon nach einem andern Liqueurglas langen, so bellte Katon aus Leibeskräften; bestand Ninon darauf, da wurde das Thierchen beinahe wüthend, und gerieth in solch einen Zorn, daß die ganze Gesellschaft sich über seinen possierlichen Eifer des Lachens nicht enthalten konnte. Gewöhnlich beruhigte ihn Ninon durch die Worte: „Aber Doktor, Sie werden mir doch erlauben Wasser zu trinken?“ Dann brachte Katon das Glas aus dem Körbchen seiner Gebieterin, die nun ungestört Wasser trank.

Am Schluße der Tafel mußte Katon gewöhnlich noch ein Paar Menuette tanzen, wobei sich der kleine Tanzmeister sehr ernst benahm, dann sämmtlichen Damen die Hand küssen ꝛc. Überhaupt wußte Katon durch seine Kunstfertigkeit und Ergebenheit an seine Gebieterinn die Gesellschaft eben so sehr zu unterhalten, als Ninon de l' Enclos alles durch ihre geistigen Reize und bezaubernde Anmuth zu entzücken verstand.

20.

Menschenwuth und Hundedank.

Ein alter blinder Bettler zu Mannheim hatte einen kleinen artigen Mops, des unglücklichen Mannes ganzer Reichthum. Oft versagte der hungernde Alte sich den letzten Bissen Brod, um seinen treuen Gefährten, den guten Mops, damit zu füttern. Ein Spezereyhändler, dem der artige Mops gefiel, bot dem Bettler einen harten Thaler; lange schlug er jedes Anbot aus, doch bittere Noth bewog ihn endlich den Mops für den harten Thaler hinzugeben.

Dem artigen Mops gefiel es bei dem reichen Spezereyhändler gleich im ersten Augenblick besser; aber deswegen vergaß er doch seinen alten Wohlthäter nicht. Beinahe täglich besuchte er ihn auf dem ihm wohlbekannten Bettlerposten, machte ihm tausend Liebkosungen, und schon vom dritten Tage an brachte er ihm fast bei jedem Besuch in seiner Schnauze ein kleines Silberstück, das er, wie die Folge zeigt, immer im Komptoir seines neuen Herrn entwendete.

Der Bettler war lange der Meinung, daß die Frau des Spezereyhändlers ihm durch den Hund diese Unterstützung schicke. — Ein Beweis, daß er das versteinerte Herz der reichen Leute noch zu wenig kannte. — Als ihm aber der dankbare Mops mit dem ersten Zwanzigkreuzerstück kam, da machte er sich auf, um seinen vermeinten Wohlthätern zu danken. Es war gerade nur die Frau zu Hause, sie erstaunte, und bald erklärte es sich, daß der Mops ein Geldbieb sey. Die Frau begnügte sich, den armen Mops auf die Züchtigung des Herrn anzuweisen. Der Spezereyhändler erfuhr kaum aus dem Munde seiner Frau die seltene Anhänglichkeit des Mopses an den Bettler und die inständige Dankbarkeit desselben, als er in die heftigste Wuth gerieth, und

den armen dankbaren Mops mit einem Fußtritt tödtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chemie und Technologie.

Chemisch-technische Untersuchung der Frage: ob weißes Spiegelglas, und andere Glassorten wohlfeiler mit Glaubersalz oder Soda, als mit Pottasche erzeugt werden können? Nebst Beweis, daß die Pottasche in größerer Quantität und zu niedrigern Preisen aus wilden Kräutern, vorzüglich aus dem Wermuthkraut, als aus Holzasche, zur Schonung der Waldungen, bereitet werden kann.

Für Glashütten und Pottaschensieder.

Von

Karl Freyherrn v. Meidinger,

zu Meidingen-Lauterbach, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

(Beschluß von Nro. 9.)

Es frägt sich nun noch, ob Spiegelglas und andere Glassorten mit Soda beträchtlich wohlfeiler, als mit Pottasche erzeugt werden können? und dieß unterliegt wohl keinem Zweifel.

Die größere Wohlfeilheit des Glases hängt, wie jene aller übrigen Erzeugnisse, ganz von der Wohlfeilheit der dazu erforderlichen Materialien, und des Arbeitslohns ab.

Bei dem Glase sind die Hauptmaterialien Soda oder Pottasche, Sand, Kalk und Braunstein, wozu man noch die Hilfsmaterialien: Holz zur Feuerung der Oefen und feuerfesten Thon zu den Glashäfen rechnen muß.

Soda oder Pottasche machen bei dieser Fabrikation die Hauptausgabe. Da aber die ungarische Soda gemeiniglich beträchtlich wohlfeiler ist, als die gute unverfälschte Pottasche, und selbst von auswärts, wenn nach dem allgemeinen Frieden statt Papiergeld wieder klingende Münze in Umlauf gesetzt wird, wohlfeil bezogen werden kann; so wird sich die Ausgabe von selbst beträchtlich vermindern. Sand, Kiesel, Quarz finden sich gemeiniglich in der Nähe der Glashütten; Kalk, Braunstein und Thon zu den Häfen machen keine Ausgabe von Belang, und der Arbeitslohn fällt bei gutem Gelde und wohlfeilern Lebensmitteln ohnehin mächtig herab, und nur das Holz, von dem die Glashütten eine ungeheure Quantität konsumiren verursacht eine große Ausgabe, und kann das Glas, unsemein vertheuern. Man muß daher vorzüglich auf die Wohlfeilheit des Brennholzes, die nur durch gute Kultur der Waldungen zu erzielen ist, denken, und die Glashütten nur in solche Gegenden setzen, wo das Holz in Uiberfluß und fast ohne Werth ist. So würden sich z. B. in Böhmen, wo die meisten Glashütten an der Baierischen Gränze etablirt sind, *) selbe besser für das Riesengebirge eignen, aus welchem das Holz fast gar nicht herausgebracht werden kann, und keinen Werth hat, ja größtentheils verfaulen muß. **) Auch die Pottaschensiedereyen könnten dort recht ihr Wesen treiben. Aber Niemand will sich gern in solche Wildnisse niederlassen, und alles drängt sich lieber in die Nähe der Hauptstädte, dem Brennpunkte aller Uibel, wo alle Produkte theurer ausfallen müssen.

Wird das bisher angeführte beherziget, von der Staatsverwaltung jede Maßregel zur Erzielung einer größern Wohlfeilheit aller Bedürfnisse ergriffen, und vorzüglich der allgemeine, jede Industrie lähmende Geldwucher der Großen und Kleinen — gegen welchen Feind noch zu Felde gezogen werden muß — ausgerottet: so kann es nicht fehlen, daß unter allen übrigen Dingen auch die mancherlei mit Soda erzeugten Glassorten und Spiegelgläser beträchtlich, sicher um ein Drittel, wohlfeiler ausfallen müssen, vorzüglich in Böhmen, wo diese Waare in Qualität und äußerer Schönheit schon den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat, und zu Preisen geliefert wird, die kein anderer Staat halten kann.

Eine der Hauptursachen, warum die Gewerbe und Handthierungen nicht zu jenem Grade der Vollkommenheit gelangen, dessen sie fähig sind, ist leider! völliger Mangel an Kenntniß unter den Gewerbsleuten, die nur im Blinden nach hergebrachtem Gebrauche forterbeiten, aber in denjenigen Wissenschaften, welche auf ihre Gewerbe den größten Einfluß haben, als da sind Chemie, Physik, Mathematik, Mechanik u. s. w. ganz unwissend sind, sich auch um keine Verbesserung ihres Metier im

---

*) Eigentlich worden. Denn diese Etablissements sind, so weit sie noch bestehen, sämmtlich alt und zu jener Zeit in Gang gebracht, wo das Holz im Böhmerwalde, im Uiberfluß und Unwerth war. Sie selbst haben diese damaligen Verhältnisse itzt freilich sehr geändert. D. H.

**) Sollte dieß wirklich noch dort bei bedeutenden Strecken der Fall seyn? Ich fand nicht leicht ein lichteres Waldgebirge, als das Riesengebirge. D. H.

geringsten bekümmern, keinen Trieb fühlen, sich durch vollkommnere Erzeugnisse vor andern auszuzeichnen. Dazu kommt noch das hartnäckige Kleben an dem alten, vom Vater auf den Sohn fortgepflanzten Schlendrian, und der Glaube, daß gar nichts besseres möglich sey, als was sie treiben. Die Gelehrten, die sich durch tausend Versuche plagen, und ihr Geld vergeuden, um ihre Gewerbe zu vervollkommnen, werden nicht gehört und ausgelacht, als Leute, die ohnmöglich von ihrer Profession Kenntniß haben können, da sie doch wissen sollten, daß alle technische Gewerbe von diesen erfunden, und nach und nach verbessert worden sind. Man mag daher schreiben, was man will, sie nehmen von nichts Notiz, sie lesen nichts, und bleiben mit allen neuen Erfindungen unbekannt.

Man will zwar durch polytechnische Lehranstalten, die Unwissenheit der Gewerbsleute vertilgen, sie belehren, sie mit den Prinzipien der Künste und den darauf Einfluß habenden Wissenschaften bekannt machen, die Industrie befördern, und jede Art der Erzeugnisse vervollkommnen. Dieses ist allerdings bei jungen sich erst den Gewerben und Künsten widmen wollenden Leuten möglich; aber bei jenen, die schon wirklich Gewerbe betreiben, und in den Lehrjahren Vorurtheile eingesogen, und an den Schlendrian des Metier sich gewöhnt haben, wird alles vergeblich seyn. Diese werden keine Lehranstalt besuchen, weil sie theils zu stolz dazu sind, theils auch keine Zeit dazu haben. Der alte Gewerbsmann, der schon wohlhabend geworden ist, wird keine neue Belehrung annehmen, keine neue Erfindung und Verbesserung seines Gewerbes, wie ich aus Erfahrung weiß, benutzen, sondern nach dem Schlendrian fortarbeiten; weil schlechte Waare auch Käufer findet.

Dieser in allen Gewerben herrschende, eingewurzelte Schlendrian muß vor allen Dingen ausgerottet werden. Und da dieser mit den Lehrjahren bei den Meistern eingesogen wird, so wäre es meiner Meinung nach für die Vervollkommnung aller technischen Künste am ersprießlichsten, wenn diese in polytechnischen Instituten von geschickten Männern theoretisch und praktisch gelehrt, und keinem Meister mehr Lehrjungen zugelassen würden, weil sie bei ihnen nichts lernen, mehrere Jahre verwenden, während dieser Zeit die Gänge des Meisters als Dienstboten verrichten, und seine Kinder herumschleppen müssen. Der Meister nimmt sich nicht die Zeit, den Jungen im Metier zu unterrichten, und das, was er in den mehreren Jahren gelernt hat, hat er bloß durch Absehen lernen müssen. Ich bin überzeugt, daß, wenn z. B. das Schuhmacherhandwerk in einem polytechnischen Institute praktisch gelehrt würde, der Junge in 6 Monaten einen bessern Schuh würde machen lernen, wenn er anderst nicht gar ein Dummkopf ist, als er jetzt beim Meister in mehreren Jahren machen lernt, und oft nur ein Pfuscher bleibt. Dieß wird der Fall bei allen übrigen Professionen seyn.

Ich bedaure jene Schriftsteller, die für die Verbesserung der technischen Gewerbe schreiben. Ihre Rathschläge werden nicht befolgt, fassen keine Wurzel, und alle neue Entdeckungen, die man zur Erzielung schönerer und wohlfeilerer Produkte angibt, werden nicht geachtet, nicht belohnt. Es giebt zwar einige wenige verständige Gewerbsmänner, die gern das bessere annehmen, aber die meisten, besonders, wenn sie einmal zu Vermögen gekommen sind, sind refraktair, und zu faul, um sich mit neuen Versuchen abzugeben. Sie verlassen sich darauf, daß ihre schlechte Waare doch einen Abnehmer findet.

Nach dieser Digression kehre ich wieder zu meinem Gegenstande zurück, und glaube, daß noch viele Zeit darüber verfließen wird, bis trotz der angeführten Gründe die Spiegel- und Glashütten dem so lang gewohnten Gebrauche der Pottasche entsagen, und sich der Soda durchaus bedienen werden, wenn nicht von höhern Orten diesfalls ernstliche Vorschriften erfolgen. —

Wenn aber auch der Gebrauch der Soda in der inländischen Glasfabrikation allgemein werden sollte, so wäre es doch sehr erwünschlich, daß auch die Pottasche zum Behuf anderer Gewerbe, die sich derselben bedienen, in größerer Menge und wohlfeiler erzeugt, und der Verwüstung, welche den Waldungen durch die Pottaschensiedereien zugeht, Gränzen gesetzt würden.

Dieses ist gar wohl möglich. Es ist nicht nöthig, um Pottasche zu erzeugen, Hölzer zu Asche zu verbrennen, die ohnehin nur eine unbeträchtliche Ausbeute an diesem vegetabilischen Kali, die harten Hölzer etwas mehr, die weichen aber nur sehr wenig, geben.

Die neuern Versuche beweisen, daß die wildwachsenden Kräuter, wenn sie zu Asche verbrannt werden, weit mehr Pottasche liefern, als die härtesten Holzarten, und unter diesen zeichnet sich nach der Versicherung des größten deutschen Chemikers und Technikers, des Hrn. geh. Raths Hermbstädt zu Berlin, das Wermuthkraut ganz vorzüglich aus, weil 1000 Pf. Wermuthkrautasche 748 Pf. Pottasche geben, indessen 1000 Pf. Asche von Buchenholz nicht mehr als 219 Pf. davon abwerfen. Welcher enormer Unterschied. Ich habe den Versuch mit 50 Pf. Wermuthkraut im Kleinen gemacht, verbrannte selbe nach gänzlicher Austrocknung zu Asche, und erhielt nach vollkommner Auslaugung der 5 Pf. Asche und Einsiedung der Lauge bei 3 ½ Pf. schöne Pottasche, wodurch sich Hrn. Hermbstädts Angabe völlig bestätigte.

Das Wermuthkraut nimmt mit jedem Boden vorlieb, und es würde daher zum Behuf der Pottaschenerzeugung von unzuberechnenden Vortheilen seyn, wenn man mehrere Joche schlechten unfruchtbaren Grundes, ja ganze unfruchtbare Distrikte, deren es in jeder Provinz gibt, mit Wermuth eigends anbaute, denselben nach der Reifwerdung abmähen, auf dem Felde wie Heu trocknen, dann in ausgegrabenen Gruben, gleich den Sodapflanzen zu Asche verbrennen, und solche sohin an die Pottaschensiedereien absetzen wollte. 1000 Pf. Asche erfordern 103 1/2 Centner trocknen Wermuth, und da diese 748 Pf. Pottasche geben, so beträgt dieses 74 4/5 per Cent, welche von keiner Holzart oder anderm Gewächse zu erwarten sind.

Ich glaube, durch das bis hieher Angeführte hinlänglich bewiesen zu haben, daß mit unzersetztem Glaubersalze kein Glas, wohl aber mit dessen Basis, nämlich dem mineralischen Kali, oder der Soda, nach abgeschiedener Schwefelsäure nicht nur weißes Spiegelglas, sondern auch alle andere Glasarten so gut, ja noch besser wie mit Pottasche erzeugt werden können, und ich habe auch gezeigt, daß man in dem österreichischen Staate gar nicht nöthig hat, um Soda zu erhalten, sich mit der mühsamen Zersetzung des Glaubersalzes abzugeben, sondern daß Soda genug aus den ungarischen Sodaseen des Biharer Komitats, auch das etwa noch abhängige durch den Seehandel aus Spanien, Egipten, Rußland u. s. w. bezogen werden kann.

Ich hätte zwar in dieser Abhandlung um vieles weitläufiger seyn können, wenn ich es nicht für überflüssig gehalten hätte. Aus eben dem Grunde habe ich auch nichts von der Manipulation des Glases, von dem Baue der Schmelz-Kalcinir- und Kühlofen, vom Fritten, von der Direktion des Feuers, von Verfertigung der Glashäfen, vom Gießen, Pohleifen, Polieren und Foliren der Spiegelgläser u. s. w gesagt; denn dieses sind längst bekannte Sachen, und kein Gegenstand dieser Schrift, und wer hievon näher unterrichtet seyn will, findet in Kunkels und Neri's, vorzüglich in Kopsels neuester Glasmacherkunst volle Befriedigung.

Tafel,

wie viel 1000 Pfund von nachstehenden trocknen Pflanzen und Hölzern an Asche, und wie viel 1000 Pf. derselben Asche an Pottasche liefern:

	an Asche	an Pottasche
Stengel vom türkischen Weizen	88 6/10	17 1/10 Pf.
— — Sonnenblumen	— 57 2/10	— — 20 —
Buchsbaum . .	— 29	— — 8 6/10 —
Weidenholz . .	— 28	— — 2 1/10 —
Ulmenbaum . .	— 23 1/10	— — 3 9/10 —
Eichenholz . .	— 13 1/10	— — 1 1/10 —
Aeschenholz . .	— 12 2/10	— — 0 74/100 —
Buchenholz . .	— 5/8	— — 1 2/100 —
Tannenholz . .	— 3/4	— — 0 43/100 —
Erdrauch . . .	— 219	— — 79 —
Farrenkraut . .	— 36,46	— — 4 26/100 —
Wermuth . .	— 97,44	— — 73 —
Tabakstengel .	— 220	— — 18 4/10 —

1000 Pfund Asche von folgenden Pflanzen geben an Pottasche:

Maisstengelasche	198 Pfund
Sonnenblumenasche . . .	349 —
Weinrebenasche	162,6 —
Ulmenholzasche	166 —
Weidenholzasche	102 —
Eichenholzasche	111 —
Eschenholzasche	61 —
Buchenholzasche	219 —
Tannenholzasche	132 —
Farrenkrautasche	116 —
Wermuthkrautasche . . .	748 —
Erdrauchasche	360 —
Heidekrautasche	115 —
Roßkastanien-Fruchtasche . .	401,6 —
Asche von den Saamenkapseln der Roßkastanien . . .	378,8 —
Asche der Früchte von Fliederbeeren	523,4 —
Fuchsschwanzasche . . .	300 —
Schellkrautasche	236 4/10 —
Nachtschattenasche . . .	245 1/10 —
Stinkende Meldenasche . .	372 7/10 —
Kalmuswurzelasche . . .	409 —

Vaterlandskunde.

Preise der Regierung zur Aufmunterung der Wissenschaften und Künste in Mailand. *)

Kaum ist (Hesperus Nr. 58 1815) eine musterhafte englische Privatanstalt unsern Mitbürgern zur

*) Atti della Distibruzione de premj d'industria nel dio 4. Octobre 1815 onomastico di sua Maesta I. R. A. con analogo discorso di S. E. il Signor Conte di Saurau, Gouvernatore generale della Lombardia. Milano. 1815. 4.

Nachahmung empfohlen werden: so sehen wir durch unsre erhabne Regierung selbst realisirt, was dort noch frommer Wunsch schien!

Schon früher, ehe Norditalien als Republik und Königreich figurirte, hatte die östreichische Regierung der Lombardei Preise zur Aufmunterung und Belohnung nüzlicher Erfindungen im Gebiete des Gewerbsfleißes aufgestellt. Nach der Wiederbesitzergreifung wurde auch diese schöne Anstalt erneuert, und die Preisvertheilung auf den 4. Oktober, den Namenstag unsers Monarchen, bestimmt, um sie dadurch doppelt feyerlich zu machen. Sie geschah zu Mailand im Pallast der Akademie der Wissenschaften und Künste in Gegenwart der ersten Civil- und Militärbehörden, der angesehensten Gelehrten, Künstler und andrer Einwohner. Das Institut der Wissenschaften hatte die Preisarbeiten geprüft, und ihre Beurtheilung ward von einem ihrer Sekretaire kund gemacht. Dem zufolge theilten nun Se. Excellenz der Herr Gouverneur Graf Saurau, welche die 13 Preise (3 goldene und 10 silberne Denkmünzen) noch mit 8 silbernen, im Namen Sr. Majestät vermehrt hatten, selbst die Medaillen an folgende Preiswerber aus:

A. Goldene Ehrenpreise.

1. Anton Maria Guaita, Tuchfabrikanten zu Como, wegen Maschinerie, wodurch er seine Fabrikation ungemein vervollkommt.
2. Giov. Gattinetti in Mailand für eine neue erfundene Waikenwage.
3. Luigi Rosa eben daselbst für ein ähnliches Werkzeug von außerordentlicher Genauigkeit.

B. Silberne.

1. Der Conte Luigi Porro in Mailand für eine durch Dämpfe getriebene Maschinerie zum Abwinden der Seide von den Cocons.
2. Der Domherr Bellani zu Monza für einen neuen Areometer und andere von ihm verfertigte, physikalische Instrumente.
3. Luigi Consoni in Mailand für achromatische, aus einheimischem Glas verfertigte Teleskope und für ein Instrument, das genau die Winkel der Strahlenberechnung mißt.
4. Francesco Fornara zu Mailand wegen vervollkommter Bereitung der Schwefel- und Salzsäure.
5. Giuseppe Bellini in Mailand wegen vervollkommter Bereitung des Tali.
6. Giuseppe Barganico zu Pavia für die Einführung und Vervollkommnung der von Berbier in Genf erfundenen Beleuchtung.
7. Giuseppe Mesele, Maschinist der Mailänder Sternwarte für eine sehr genaue, astronomische Uhr.
8. Vittore Carli zu Mailand für ein verbessertes Bruchband.
9. Federico Schmuz wegen Einführung der Maschinen-Spinnerei bei seiner Kattunfabrik zu Lecco.
10. Paolo Bozzolo für ein von seinem Vater erfundenes und von ihm verbessertes Mezinstrument, auch zu Höhenbestimmungen tauglich.
11. Girolamo Canezzali von Lodi für dauerhafte Gefäße aus inländischem Sandstein, für Verbesserungen bei den Majolica-Fabriken und für die durch ihn bei dem Spitale zu Lodi veranlaßte Verfertigung der Schwefelsäure.
12. Pasquale Citelli von Mailand für ein Instrument zur Theilung und Messung krummer Linien.
13. Gebrüder Rubini in Mailand für ein einfaches Schloß, das kein Sperrhaken öffnen kann.
14. Giuseppe Ponzio wegen seiner Wirkereien in Baum- und Schafwolle.
15. Antonio Narina in Mailand wegen deutscher Buchstabenpunzen. (Matrizen?)
16. Die Herren Carrara u. Komp. zu Bergamo wegen eingeführten Spinn- und Web-Maschinen in ihrer Tuchfabrik.
17. Paolo Sangiorgio, Lehrer am Lyceo S. Alessandro für ein Pulver, wodurch in wenig Minuten der Stahl die glänzendste Politur erhält.
18. Anton Grivelli aus Mailand, Lehrer am Lyceo zu Bergamo für eine sinnreiche Vorrichtung, wodurch sich ein Maurer, bei Arbeiten am Hause von außen, beliebig heben, senken, und in jeder Höhe sicher erhalten kann.

Correspondenz.

Trattinits Unternehmen.

Wien, Dezember 1815.

Die dermalige Theurung hat Hrn. Trattinik bewogen, vom 6. Heft der Gartenpflanzen und 11ten der Flora an, nur 8 Abbildungen statt der anfänglich bestimmten 10 mit jedem Heft zu geben. Das Schlußheft jeden Bandes wird dennoch die an 100 Abbildungen, welche für einen solchen bestimmt sind, noch abgehenden ergänzen, ohne weitere Kosten der Theilnehmer. 12 Hefte machen von nun an einen Band. Jede einzelne, schwarze Abbildung kostet von nun an 30 kr. Das Schlußheft der Flora wird Ende Juni, das der Gartenpflanzen Ende Juli 1816 erscheinen.

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 11. März.

Vaterlandskunde.

Versuch einer historischen, topographischen und ökonomischen Beschreibung der königlich-herzoglichen Herrschaft Bellye;

verfaßt von einem herzoglichen Beamten

J. G.

im Frühjahre 1815. *)

Historische Beschreibung der Herrschaft Bellye.

Unter die schönen ungarischen Besitzungen Sr. königlichen Hoheit des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen gehört auch die Herrschaft Bellye; eine Herrschaft im südlichen Ungarn, im Baranyer Komitate und zwar im 4ten Baranyavarer Bezirk am Ausflusse der Drau in die Donau, zwischen 45° 32′ — 57′ nördlicher Breite, und 37—38° östlicher Länge **). Sie gränzt gegen Süden an die Drau und das daran stoßende Slavonien, gegen Westen mit der Herrschaft Darda, und zum Theil mit der Herrschaft Pollo, gegen Norden mit der Herrschaft Mohatsch, gegen Osten über der Donau mit dem Batscher Komitate. Ihre Größe beläuft sich ungefähr auf 15 Q. Meilen; ihre längste Linie geht von dem Ausflusse der Drau in die Donau bis an die Gränze der Herrschaft Mohatsch, und mißt in diesem Längendurchmesser 6 deutsche Meilen; ihre größte Breite bildet die Linie von der Donau an dem Walde Karapantscha bis an das Villanyer Gebirge in einer beiläufigen Länge von 5 deutschen Meilen. Nach ihrer ganzen Länge bildet das rechte Donau-Ufer eine schlangenförmig gebogene Gränze; eben eine solche Einfassung macht das linke Drau-Ufer im südlichen Theile der Herrschaft in einer beiläufigen Länge von 2 deutschen Meilen.

In der Vorzeit soll das sogenannte Mare dulce, dessen alte römische Schriftsteller erwähnen, auch diese Gegend bedeckt haben, wofür wirklich die tiefe Lage Unterungarns, der gute Boden, die großen und vielen Sümpfe, die aus dem zu geringen Fall der Flüsse entstehen, und die Tradition einigermaßen sprechen. Wahrscheinlich bildeten die Flüße Ungarns im Süden einen ungeheuern See, ehe sie bei dem sogenannten eisernen Thore in Servien durch das ringsum geschlossene Gebirge durchbrachen und auf diese Weise ihm zwar einen Abzug verschafften, dessen Raum und Tiefe aber nicht im Verhältniß mit den aufzunehmenden Wassermassen stand und noch steht, und worinn noch jetzt die Ursache des schwachen Falles der Donau in den untern Gegenden liegen mag. Diese von dem Wasser befreiten Gegenden schienen die Römer theilweise zuerst den Scythen

*) Mit vielem Vergnügen wird diese Beschreibung als schätzbares Seitenstück zu der musterhaften Topographie von Mezö-Berend des Hrn. Skolka empfangen. Man sehe Hesperus Nr. 17, 18, 19, 21, 22, 23, 25, 27, 29, 30, 34 und 38 dem Jahre 1814. D. H.

**) Nach Lipsky's Karte zu vertheilen zwischen 36° 8′—35′ östl. L. D. H.

abgenommen, mehr bevölkert und bebaut zu haben; denn die römischen östlichen Provinzen dehnten sich unter den Namen: Pannonien, Rhätien, Illyrien und Thracien bis an die Donau aus; so daß anfänglich selbst das Mare Mulce und später das daraus entstandene trockene Land in das Gebiet der Provinz Thracien *) gehörte. Dafür sprechen auch die vielen Ueberreste von Gebäuden und Grabmählern, die sich in dieser Gegend vorfinden, und auf römischen Ursprung schließen lassen. So finden sich zum Beispiel bei Baan noch viele Ueberreste von der durch die Römer erbauten Stadt Quadriburgum, welchen Namen man auf mehreren ausgegrabenen Steinen ausgehauen fand, so wie auch mehrere entdeckte Grabmähler und ausgehauene Bildhauereistücke die römische Bauart und Kunst unbezweifelt darstellen. — Die Geschichte der Römer selbst bestätiget dieß durch die in diesen östlichen Provinzen zum Anbau des Landes angelegten Kolonien. Dafür sprechen endlich auch die Straßen, die von den Römern angelegt worden sind, wovon unter andern eine bei Morzia (zwischen Essegg und Unter-Varos) über die Drau bis Morzella (einem römischen Ort zwischen Bellye und Darda) ging, und den gegenwärtig nach Essegg führenden Straßendamm in einer geraden Richtung durchschnitt, auf welcher man römische Meilenzeiger ausgrub. Auch fand man im Jahre 1780 auf dem Terrain, wo angeblich Morzia stand, einen schönen 6 Zoll dicken, 3 Schuh langen und 2 Schuh breiten, durchsichtigen Quarzstein, auf welchem man die Worte las:

DIVO HADIANO MURSENS CONDITORI SUO.

Dieser Stein wurde zu Tischblättern verarbeitet, die noch vorhanden sind; auch findet man noch heutzutage Spuren eines von den Römern erbauten Dammes, der hier unter dem Namen Teufelschanze bekannt ist, und ungefähr in der Richtung über die Insel Petresch durch den Keskender Wald gelaufen seyn mag. Durch den Sturz des römischen Reiches verloren natürlich die Römer auch ihre in Osten gelegenen Provinzen; die Ausbreitung der Hunnen und die häufigen verwüstenden Kriege machten denn auch mancher römischen Kolonie in diesen Donau-Gegenden ein Ende, so daß auch die auf dieser Herrschaft befindlich gewesenen Kolonialstädte in diesen verheerenden Zeiten ihr Grab mögen gefunden haben, und gegenwärtig blos noch durch ihre Trümmer an die ehemalige Existenz der römischen Herrschaft erinnern. Vor ungefähr 900 Jahren haben die dermaligen Ungarn, die spätern Einwohner dieser Gegend, besonders die Slaven verdrängt, sind aber selbst wegen Mangel an Gemeinsinn später von den Türken größtentheils unterjocht, so wie das Land durch Pest und innerliche Unruhen sehr entvölkert worden, was die Einwanderung von Deutschen, besonders Schwaben und andern fremden Nationen veranlaßte und erleichterte. Die im Jahre 1526 zwischen den Ungarn und Tür-

*) Pannonien von August zuerst erobert und von Iber völlig besiegt und zur römischen Provinz gemacht, war anfänglich ein Theil von Illyrien. Unter Illyrien im weitern Sinn verstanden die Römer Alles, was sie von der adriatischen Küste an gegen Osten, Süden und Norden zwischen dem rechten Donau-Ufer, dem Drinus und Macedonien erobert hatten.

Pannonien ward begränzt in Westen vom Kahlengebirge (anfangend in Süden bei der Save und nach Norden bis Wien fortlaufend), in Süden von der Save und der an ihr von Westen nach Osten fortlaufenden Alpenkette, gegen Norden und Osten von der Donau bis wieder zur Vereinigung der letztern mit der Save.

Im vierten Jahrhundert kam die Benennung Illiricum magnum auf. Es ward in occidentale und orientale getheilt. Jenes enthielt Moesia prima, Dalmatia, Pannonia, Savia und Noricum; dieses Macedonia, Thracia, Achaja, Thessalia Creta, Dacia ripensis et mediterranea, Moesia secunda, Dardania und Epirus.

Mösien begriff einen Theil des heutigen Serviens und Bulgarien. Dacien begriff das östliche Ungarn, Siebenbürgen, die Moldau, Walachei und Bessarabien.

D. H.

ken vorgefallene, und für die erstern unglückliche Schlacht bei Mohatz unter Ludwig II. bleibt auch für Bellye merkwürdig; da sein Gebiet beinahe bis an den die Schlacht bezeichnenden Ort Mohatz reicht, und auch ein Theil desselben zwischen Mohatz und Mais mit ungarisch-türkischem Blute getränkt wurde. Ein auf dieser Ebene liegender, zu Bellye gehöriger Ort Földvár verwandelte bei der Gelegenheit seinen Namen in Satorisk (dermalen der beste Hof der Herrschaft) welches in der ungarischen Sprache soviel als Lager bedeutet. Da seit dieser Zeit die Türken einen großen Theil Ungarns über 150 Jahre lang beherrschten; so hat sich aus dieser Periode eigentlich nichts geschichtlich merkwürdiges erhalten. So wie aber nach der Vertreibung der Türken besonders nach dem Karlowitzer Frieden im Jahre 1697 diese Herrschaft als ein vacantes Gut dem Könige von Ungarn zufiel; so belehnte der deutsche Kaiser als König von Hungarn den Prinz Eugen von Savoyen damit, der sich bekanntlich große Verdienste in dem Kriege gegen die Türken, in Italien, und endlich auch zum Theile in dem Oestreichischen Successionskriege erworben hatte. Als er sein thatenreiches Leben im Jahre 1736 endigte, ohne Nachkommen zu hinterlassen, so fiel auch diese Herrschaft der königlichen Kammer und insbesondere der Kaiserinn Elisabeth zu, die sie von Wien aus administriren ließ. Von dieser kam die Herrschaft titulo oneroso, mithin als Privateigenthum unter einigen beschränkenden Bedingungen, in Betreff der Erbfolge an die Kaiserinn Maria Theresia, welche die Leitung und Verwaltung derselben den Administratoren der ungarischen Familiengüter übergab.

Nun blieb sie, soviel man weiß, in königlicher Regie bis zum Jahre 1775, in welchem es die ungarische Administration für vortheilhafter hielt, diese Herrschaften an die Edlen von Lukos Lázár und Isako Kiss vom 1ten Mai 1775 auf 9 Jahre in Pacht zu überlassen; weil sich aber diese beiden armenischen Pächter unter einander entzweyten, so fand es am Ende die königliche Administration für nöthig, die Herrschaft für beide zum separirten Genuße abzutheilen, und dem einen den Baranyaner, dem andern den Bellyer Distrikt anzuweisen; zwischen beiden machte die Karaschitza und das daran fortlaufende Gebirge die Gränze. Noch während dieser Verpachtung gab die Kaiserinn Maria Theresia am 5. Mai 1780 ihrer erhabenen Tochter Maria Christina in einem eigends verfaßten Donationsinstrumente die Versicherung, daß nach Beendigung der Pachtzeit ihr diese Herrschaft zukommen sollte. Durch das nur allzufrühe Ableben dieser erhabenen Tochter Maria Theresiens ging diese Domaine auf Ihren erlauchten Gemahl des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, königliche Hoheit als gegenwärtigen Besitzer über.

Im Jahre 1804, wo der Pachtungstermin zu Ende ging, kam die Herrschaft Bellye zuerst in eigene Verwaltung unter der Oberleitung des sel. Herrn Oberregenten von Teschenberg, und blieb darinn bis zu seinem Tode 1811. Noch im nämlichen Jahre 1811 übernahm die Oberleitung der herzoglichen Güter Herr von Teschenthal, und nach dessen Jubilirung im Jahre 1813 wurde sie dem dermaligen Oberregenten Hrn. Edlen von Wittmann von Sr. königlichen Hoheit anvertraut.

Was von dem Oberregenten Herrn v. Teschenberg für die Verbesserung dieser so schönen Herrschaft während seiner 26jährigen Regierung geschehen, zeigen die verschiedenen schriftlichen Anordnungen und Resultate des vermehrten Ertrags; vorzüglich sind mehrere nützliche Gebäude aufgeführt worden. Am merkwürdigsten bleibt aber der unter seiner Administration zu Stande gebrachte Karaschitza Kanal und die Austrocknung der dortigen Sümpfe, wobei die jetzige Hand des Oberregenten nur verbessernd nachzuhelfen hat.

Herr v. Teschenthal führte zu kurze Zeit die Administration, als daß man etwas wesentliches von seiner Oberleitung sagen könnte. Seine Bereisungsbemerkungen zeigen jedoch, was auch dieser Vorsteher für die Herrschaft gethan oder thun wollte. — Der dermalige Oberregent ist ebenfalls

nur noch zu kurze Zeit mit der Oberleitung beschäftiget, um von dessen eingeleiteten Operationen vollständig urtheilen zu können. Seine gemachten Reisebemerkungen geben aber die Ansicht, was geschehen soll und kann, so wie der Verfolg dieser Ausarbeitungen über alle 3 Vorsteher, und ihre Operationen nähere Ansicht gewähren wird. So viel ist gewiß, daß noch sehr viel zur vollkommenen Kultur dieser Herrschaft zu thun übrig bleibt, es muß aber auch der Wahrheit gemäß gesagt werden, daß der gegenwärtige Herr Oberregent mit Thätigkeit daran arbeitet, die Herrschaft in möglichst beste Kultur zu setzen, und daß S. K. H. der erhabene Besitzer keine Auslage scheuet, um ihn in diesem wichtigen Unternehmen zu unterstützen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte und Biographie.

Der Freiherr von Hormayr. *)

Joseph Freiherr von Hormayr, der letzte männliche Sprosse seines Geschlechtes (von siebzehn Geschwistern) wurde zu Innsbruck in Tirol den 20. Jänner 1781 geboren. Sein Vater war Joseph Freiherr von Hormayr, erster Landrath, seine Mutter Josephine aus dem alten Hause der Mayerhofer. Das Geschlecht der Hormayr reicht urkundlich bis ins 14te Jahrhundert oder bis in die Zeit der berüchtigten tirolischen Landesfürstinn Margaretha Maultasche. Damals waren die Hormayr noch freie, angesehene Bürger, seßhaft zu Aibling und Rosenheim. Gleich darauf erscheinen sie unter dem niederbayerschen Adel. 1518 wurde am 27. Mai Lorenz Sebastian Hormayr, welcher das Postwesen durch ganz Tirol organisirt (daher das Posthorn im Herzschilde des Hormayerschen Wappens) und den Innstrom von Hall aus schiffbar gemacht hatte, vom Kaiser Maximilian I. auch in den Oestreichischen Adelsstand erhoben und zum obersten Schiffmeister in Tirol und sämmtlichen Erblanden für sich und seine Nachkommen ernannt.

Leopold I. vermehrte dem Hofkammerrathe Lorenz von Hormayr sein Wappen und fügte das Prädikat von Hortenburg hinzu, (sein Edelsitz nächst Innsbruck).

Maria Theresia erhob den Großvater des Oestreichischen Plutarch, den als Staatsmann und Gelehrten gleich berühmten tirolischen Kanzler und geheimen Rath Joseph von Hormayr in den Reichsfreiherrnstand und schmückte ihn mit dem Stephansorden. Dieser, obwohl schon 1778 den 8. August verstorben, wirkte mittelbar durch Sperges, den er für die vaterländische Geschichte entflammt hat, und durch seine hinterlassenen großen Sammlungen auf seinen Enkel, dessen seltene Talente für jedes Fach der Historie sich schon in der frühesten Jugend durch ein außerordentliches Gedächtniß, so wie durch eine eigene Darstellungsgabe beurkundeten. So konnte er in seinem 7ten Jahre schon Andreas Brunners Annales virtutis et famae Bojorum und unzählige andere lange Geschichtsstellen auch die Reihenfolge mehrerer tausend Portraits fast vom Anfange bis zu Ende hersagen, und in spätern Zeiten recitirte er die 3 ersten Bücher von Virgils Aeneas abwärts und aufwärts. Noch jetzt sind ihm viele tausend Verse aus den Klassikern aller Nationen geläufig. Seine Erziehung war streng altbürgerlich. Er studierte privatim bis zum Eintritte in die hohe Schule seiner Vaterstadt, wurde jedoch immer öffentlich geprüft; also hinterlegte er von 1790 bis 1794 im Juli die Gymnasialstudien. Seine Fortschritte im Latein waren so außerordentlich, daß er 1788 schon die kleine Ge-

*) Biographische Züge aus dem Leben deutscher Männer. I. Heft. Joseph Freiherr von Hormayr durch Merian. Leipzig. Gleditsch 1815. Niemand, den das Vaterland und dessen Literargeschichte interessirt, wird diese merkwürdige, auch an historisch-politischen Winken und Aufschlüßen reichhaltige Schrift ungelesen lassen.

D. H.

schichte von Tirol in diese Sprache übersetzen konnte; eben so versuchte er sich in einer Geschichte Bayerns 1789 und in Reden und Gedichten aller Art.

1791 durchlas er zehnjährig die ganze Weltgeschichte von Guthrie und Gray. Die darinn ausgearbeitete Schweizergeschichte von Johannes von Müller entzückte ihn so sehr, daß er keinen sehnlichern Wunsch kannte, als diesen großen Historiker persönlich kennen zu lernen. In den jedesmaligen Ferien machte er Ausflüge in die interessantesten Gegenden seines Vaterlandes und sammelte Denkmäler der Vorwelt, Innschriften, Urkunden, die er 1791 — 1793 einem Werkchen unter dem Titel: *Ausflüge in das obere und untere Innthal* einverleibte, welches jedoch niemals im Druck erschien. Er sprach immer fleißig in den Archiven der Klöster ein, verlebte sogar 1791, 94 und 95 einen großen Theil des Sommers in der Cisterzienser Abtei zu Stambs, wo er einen historischen Kalender für Tirol nach dem Vorbilde des Westenriederischen für Bayern und eine tirolische Chronik von 555—1024 vollendete. Nebst dem kopirte er durch die Güte des Prälaten Sebastian die wichtigsten Urkunden, excerpirte die Chroniken des Stamser Stiftes von Paul Gay und Daniel Leberforg, und durchging die mühsame Arbeit des Stiftarchivar Kassian Primisser, deren Erscheinung man noch entgegen sieht. Sein Vetter der Domprobst des Hochstiftes Brixen, Konrad Freiherr von Buol setzte Hormayrn in unmittelbare Verbindung mit den Herausgebern der Germania sacra in St. Blasien. Mit Ussermann, dem unter andern auch die Bearbeitung des Hochstiftes Trient und Brixen zugewiesen war, korrespondirte er bis an dessen Tod 21. Oktober 1798.

Gleichsam in Nebenstunden und spielend ging er mit seinem Erzieher, einem angehenden Geistlichen, die Kirchengeschichte durch. Augustins Tiefe, Bernhards hinreißendes Feuer hatten ihn ergriffen, Reformator der klösterlichen Studien zu werden und, seiner Geliebten, der Geschichte, ganz anzugehören, wollte er nach geendigtem philosophischen Kurse in dieses Kloster treten.

Die Annäherung des Kriegsgetümmels 1795 änderte seinen Entschluß. Er warf sich in die militärischen Studien, und war Willens unter die Schützenkompagnie des damals Hauptmannes, nachher berühmten Oberkommendanten Philipp von Wörndl zu treten, was jedoch die Eltern ihrem aus zehn verlornen, noch einzig übrigen 15jährigen Sohne nicht gestatteten. Seit 1794 in einem Alter von 13 Jahren begann Hormayr auf der Universität seiner Vaterstadt den Lehrkurs der Philosophie. Zwei Lehrer wirkten hier ganz vorzüglich auf seine geistige Entwicklung. Johann Joseph von Peer, damals Professor des römischen Rechtes, nun bei der obersten Justiz in Wien, gab dem noch regellos im Gebiete des Wissens herumschweifenden Geiste eine feste Richtung und erwärmte ihn für die juridischen Studien; Martin Wikosch, Professor der allgemeinen Weltgeschichte und Vorsteher des öffentlichen Büchersaals, jetzt an der Universität in Wien, weckte ihn für den kritischen Theil der Historie und eröffnete ihm bereitwillig, oft auf eigene Gefahr die literarischen Schätze der Bibliothek. Alle historischen Quellen des Mittelalters wurden jetzt von ihm durchgangen, die Sammlungen mit kritischem Auge für künftigen Gebrauch geordnet. 1794 und 1795 arbeitete er, zum Geschenke für den Abt Sebastian bestimmt, die Geschichte der Cisterzienser Abtei Stams und 1796 erschien von ihm bei Trattner zu Innsbruck: Die Geschichte der Grafen von Andechs, nachherigen Herzogen von Meran. Um dieselbe Zeit arbeitete er von dem Freunde seiner Jugend, dem jetzigen Appellationsrath Dipauli zu Innsbruck aufgemuntert und unterstützt, ein Lexikon für Tirol und Vorarlberg, nach dem Muster jener ungemein schätzbaren bei Stettin in Ulm erschienenen von Schwaben, Baiern und der Schweiz, aber nur bis zum Buchstaben M.

1797 trat er als Praktikant bei dem Innsbrucker Stadtgerichte ein, und machte im Sommer eben dieses Jahres eine Reise in das Pusterer-

thal, die seinen kritischen Vorarbeiten die Reise und das Tageslicht gab. Denn zu Oberwillenbach bei Brumeken lernte er den daſigen Pfarrer, 1801 als Vizedekan verſtorbenen Ehrherrn der Kanonie Neuſtift bei Brixen, Philipp Pereus Puell, Mitglied der Münchner Akademie kennen, der ihm ſeinen Bücherſchatz, ſeine Urkundenſammlungen mit der edelſten Liberalität zur Benutzung geſtattete. So entſtanden ſeine Beiträge zur Geſchichte des Mittelalters.

Das folgende Jahr 1798 ſchloß er ſeine Freundſchaft mit dem berühmten Orientaliſten, jetzt Hofdollmetſch in Wien und k. k. Rath in der Staatskanzlei Joſeph von Hammer, der ihn wieder Johannes Müllern zuführte.

Kurz vor der Vollendung ſeiner Studien zog er mit gegen den Feind in das obere Innthal, lebte 2 Monate bei ſeinem verehrten Oheim v. Giovanelli zu Botzen, wo er Gelegenheit hatte, in das Innere des damalig tiroliſchen Vertheidigungskrieges ſich ganz einzuweihen.

Dabei ſetzte er ſeine hiſtoriſchen Sammlungen fort, beſuchte alle Ruinen und Denkmähler jener Gegend, und fand Matthiſon — der ſeinem Geiſte in der deutſchen ſchönen Literatur eine beſſere Richtung gab, während die innige Freundſchaft mit dem Grafen Wenzel Wolkenſtein, Hauptmann bei Neugebauer, ihn mit dem ganzen Reglement, Infanterie-Exercitium und den Elementen des Vorpoſtendienſtes bekannt machte. 1799 begann Hormayr auch beim tiroliſchen Gubernium und zugleich im Fiſkalamte zu dienen. Dieſer Dienſt führte ihn nach Vorarlberg gerade zu der Zeit, da Suwarow aus Graubünden den Rückmarſch antrat. Das Jahr darauf wurde er Oberlieutenant und Adjutant beim Oberkommando unter dem Oberſten Schellenhoff, ein Poſten, dem er ſeine genaue Lokal- und Perſonalkenntniß in jenen Gegenden verdankt, und ſchon im Juni 1800 wählten ihn die Gerichte Hörtenberg und Schloßberg zu ihrem Hauptmann. Der September dieſes Jahrs war für ſein ganzes Leben entſcheidend. Denn er mußte ſich durch ſeine Ortskenntniß, durch ſeine trefflichen Vertheidigungsplane, durch ſeine Tapferkeit dergeſtalt das Vertrauen des damaligen Brigadiers auf der Schornitz, des durch die Tage von Novi, Namur, Mayns, Magnano, von der Adda und Trebia weit berühmten G. M. Marquis Chaſteler und des F. M. L. Baron Hiller zu erwerben, daß er, obwohl der jüngſte Hauptmann, ſchon im November Major wurde. In dieſer Eigenſchaft wurde er dem Erzherzog Johann, der damals Tirols nördliche Vertheidigungslinie bereiſte, entgegengeſchickt, um dieſem erhabenen Prinzen die Huldigung der in dieſen Päſſen aufgeſtellten Landesvertheidiger zu Füſſen zu legen.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz und Neuigkeiten.

Neue Thermometer.

I.

Taſchen-Thermometer.

Herr Optikus Erlanaer zu Peſth verfertiget eine ganz neue Art von Thermometers, die nebſt einem ſehr ziemlichen Aeuſſern auch einen hohen Grad von Bequemlichkeit verbinden. Da die Erfindung, die aus England ſtammt, in unſern Staaten noch neu iſt, ſo mag ſie wohl noch mancher Verbeſſerung fähig ſeyn, dennoch iſt ſie der öffentlichen Würdigung und Unterſtützung werth, und ich wünſche daher die Aufmerkſamkeit der Leſer dieſes viel verbreiteten geſchätzten Journals um ſo mehr darauf zu lenken, als ich überzeugt bin, daß dieſe neue Art von Thermometer, falls ſie in der That ſich in der bisherigen Vortrefflichkeit auch in die Länge bewährt, bald alle anderen verdrängen würde.

Die äußere Form iſt jene einer gewöhnlichen Taſchenuhr mit einem emaillirten Zifferblatt, auf welchem in der Rundung ſtatt den gewöhnlichen Stundenziffern, die Grade des Reaumurſchen Thermometers dergeſtalt angebracht ſind, daß der Eispunkt an der Stelle der 5ten Stunde, der Siedpunkt gerade gegenüber, wo ſonſt die Zahl 3. zu ſtehen pflegt, und der 20te Grad in der Mitte zwiſchen beiden, d. i. wo ſonſt 4 uhr angezeigt wird, zu ſtehen kömmt. Beiden äußerſten Endpunkten

(dem Eis- und Siedpunkt) sind noch 30 Grade minus hinzugefügt. Ein äußerst feiner Zeiger von Stahl, der sich um die in der Mitte des Blattes angebrachte Achse herumbewegt, dient die Grade zu bezeichnen, die von 10 zu 10 mit Arabischen Ziffern, übrigens aber wie bei jeder gewöhnlichen Minutenuhr mit feinen Strichen bezeichnet sind.

Eine zarte Stahlfeder spiralmäßig gewunden, ganz dem sogenannten Haar der gewöhnlichen Uhren ähnlich, und für die Einwirkungen der Hitze und Kälte empfänglich, dient um den Zeiger in Bewegung zu setzen, und dadurch die Wärme- oder Kältegrade zu bezeichnen. Mittelst eines höchst einfachen Mechanismus wird diese Stahlfeder, die an dem einen Ende fest, an dem andern aber an der Achse des Zeigers befestiget ist, mittelst eines kleinen an eben der Achse angebrachten Zahnrades, das in einen beweglichen auf einer (verhältnißmäßig) starken Feder aufgesetzten Rechen eingreifet, vor dem gänzlichen Aufrollen zurückgehalten, und ihr doch so viel Spielraum gelassen, daß sie bei der geringsten durch einen kleinen Grad von Wärme oder Kälte verursachten Ausdehnung oder Zusammenziehung, die Achse und mit selber den Zeiger in Bewegung setzen könne.

Die Empfindlichkeit dieses schönen Werkzeuges ist sehr groß, jedoch wie man auch bei den Quecksilberröhren bemerket, äußert sie sich schneller bei der Zunahme als bei der Abnahme der Wärme, und eben so geschwinde bei den ersten 5 — 10 Graden, als weiter hinauf. Da ich dasselbe übrigens erst seit einigen Tagen besitze, so konnte ich noch keine komparative Versuche mit dem Quecksilberthermometer anstellen.

Uebrigens abgesehen von der äußerst gefälligen Form dürfte sich diese Art von Wärmemesser, besonders auf Reisen, seiner großen Bequemlichkeit halber sehr empfehlen.

Der Preis davon ist mit silbernem Uhrgehäuse 60 fl. WW. und von beiden Seiten in Glas gefaßt 40 fl. WW.

Freiherr von M***y.

2.

Kurze Beschreibung sehr vorzüglicher Quecksilberthermometer zum Eintauchen in Flüssigkeiten, welche in Berlin von den Gebrüdern Greiner verfertigt werden.

Die Gebrüder Greiner, aus Thüringen stammend, Glaskünstler von seltner Geschicklichkeit und Sachkenntniß, zeichnen sich in Berlin schon lange durch Verfertigung vorzüglicher Barometer, Thermometer, Aerometer und anderen feinen Glasgeräthschaften zum Behuf der Wissenschaft vortheilhaft aus. Neuerdings verdienen besonders ihre Thermometer eine ehrenvolle Erwähnung, und unter diesen wieder vorzugsweise diejenigen, welche zur Untersuchung des Wärmegrads der tropfbaren Flüssigkeiten bestimmt sind. Die sinnreiche und kunstvolle Einrichtung derselben, welche auf Bequemlichkeit im Gebrauch abzweckt, verbunden mit einer großen Genauigkeit und Sorgfalt in Bestimmung der festen Punkte, der Eintheilung u. s. w. eignet sie ganz vorzüglich für die Werkstätte des Chemikers und Fabrikanten. Diesen zur Empfehlung und andern Künstlern zur Nachahmung soll hier eine kurze Beschreibung gegeben werden.

Bekanntlich ist die gewöhnliche Einrichtung der chemischen und Bade-Thermometer diese, daß neben der Röhre, worinn sich das Quecksilber bewegt, vermittelst eines Glasrings eine andere weitere Röhre oder Cylinder befestigt ist, welcher eine papierne Scale einschließt, um den Stand des Quecksilbers in der Thermometerröhre darnach abzumessen. Jeder weiß, daß diese Art der Einrichtung das Instrument sehr zerbrechlich und ungestaltet macht. Nun denke man sich anstatt dieser Einrichtung die Thermometerröhre bis an die Kugel in jene weitere Röhre, welche die Scale einschließt, durch eine kleine Oeffnung von unten hereingesteckt, die einschließende Röhre aber gegen diese Oeffnung verengt, und oberhalb der Kugel durch Schmelzung dicht mit derselben vereinigt, so daß die Kugel vollkommen frei hervorsteht, und beide Röhren aus dem obern Ende derselben eine innerhalb der andern zugleich entspringen. Die Scale und Thermometerröhre befinden sich nun in der größeren Röhre unmittelbar zusammengestellt, und die Kugel ist nichts desto weniger frei. Durch diesen Bau wird Dreierlei erreicht: erstlich ist das Instrument weniger zerbrechlich, zweitens hat es ein gefälligeres Aussehen, zum dritten liegt die Quecksilberröhre unmittelbar an der Scale an, was eine weit schärfere Abmessung zuläßt. Ein ausgezeichneter Vorzug dieser Thermometer liegt aber noch in was Anderem, nämlich in der großen Deutlichkeit des Quecksilberstandes bei gleich großer Empfindlichkeit der Instrumente. Diesen Vortheil gewähren plattgedrückte Glasröhren von sehr feiner Bohrung. In diesen muß das Quecksilber eine bandförmige Gestalt annehmen, so daß eine gleiche Menge desselben, welche sonst eine äußerst feine Säule bildet, sich hier zu einem breiten Streifen ausdehnt, welcher vollkommen deutlich ins Auge fällt. Während also die Empfindlichkeit ungeschmälert bleibt, gewinnt die Deutlichkeit ungemein viel, und dies ist für den Chemiker und Fabrikanten gewiß eine Hauptsache; denn gewöhnlich ist das Lokale, wo er seine Versuche anstellen muß, nicht sehr hell, oder die Menge

fung des Gefäßes hindert den freien Zutritt des Lichts, oder Dämpfe, die aus der Flüssigkeit aufsteigen, verdunkeln die Beobachtung.

Einen neuen Zuwachs an Deutlichkeit und zugleich ein vortreffliches Ansehen gewinnen die Greinerschen Thermometer noch durch Scalen auf milchweissem Beinglas mit schwarzer Zeichnung. Diese sind auf eben die Weise, wie es bei den papiernen Scalen geschieht, von oben her in den Cylinder eingeschoben und dadurch unmittelbar mit der Quecksilberröhre zusammengestellt, welche, wie schon erklärt worden, ebenfalls in der weiten Röhre sich befindet.

Ich darf nicht vergessen, auch des Glaszäpfchens Erwähnung zu thun, was unten an den Kugeln dieser Thermometer angebracht ist, und denselben eine ungemeine Festigkeit giebt, indem es bewirkt, daß die Kugel von unten einen starken Stoß ohne Schaden aushalten kann. Dieses Zäpfchen hat aber noch einen andern Zweck, nämlich die Kugel von einer unmittelbaren Berührung mit dem Boden des Gefäßes abzuhalten, in welchem die zu untersuchende Flüssigkeit sich befindet; weil in vielen Fällen das Gefäß eine andere Temperatur hat, als die darinn enthaltene Flüssigkeit.

Endlich sind die beschriebenen Wärmemesser sehr empfindlich, mehrentheils vollkommen luftleer und zur höchsten Genauigkeit auch mit Angabe des Barometerstandes versehen, für welchen der Eis- und Sied-Punkt Gültigkeit haben. Die Scalen sind nach Reaumur und Fahrenheit. Der Preis eines Instruments mit Scale auf Beinglas in einem Futteral von schwarz Maroquin ist 5 Thaler preuß. Cour., dieselbe Einrichtung mit papiernen Scale 3 Thaler.

In Beziehung auf die Taschenthermometer des Herrn Opticus Erlanger in Pesth kann hier auch noch angeführt werden, daß die Brüder Greiner in Berlin Quecksilberthermometer für den Taschengebrauch zurichten, indem sie die Röhre, worinn sich das Quecksilber bewegt, spiralförmig aufrollen und das Instrument in einer Dose befestigen, auf deren Boden die Scale spiralförmig verzeichnet ist. Sollten diese nicht in den meisten Fällen dem Stahlfederthermometer des Herrn Erlanger, welcher aus mancherlei Gründen für kein zuverlässiges Instrument gelten kann, zum Taschengebrauch vorzuziehen seyn? Wiewohl überhaupt das Bedürfniß solcher compendiösen Thermometer nicht groß seyn kann, da ein kleiner Quecksilberthermometer gewöhnlicher Art mit Bequemlichkeit überall hin mitgeführt werden kann.

—r.

An Hygia

nach dem Russischen.

1.

Steige, steige von dem Himmel
Göttliche, zu mir herab!
Ewig blühende Hygia!
Reiche mir in goldner Schaale
Deinen heilungsvollen Trank.

2.

Meine Lippen sind verblichen,
Meiner Augen Feuer starb,
Matt nur pocht des Herzens Regung,
Kaum vermag die Brust zu athmen,
Daß ich lebe, fühl ich kaum.

3.

Selbst den Wurm belebt Erquickung
In der Lüfte kühlen Hauch;
Blühend hebet sich die Pflanze
In des Himmels frischem Thaue,
Warum leid' ich doch allein? —

4.

Schenke mir, o Götterbothin!
Einen Tropfen nur, voll Huld,
Einen Tropfen der Genesung
Geuß auf meine bleichen Lippen,
Dann, dann ist mein Schmerz geheilt!

5.

Steige, steige von dem Himmel,
Göttliche, zu mir herab!
Ewig blühende Hygia,
Bringe mir in goldner Schaale
Deinen heilungsvollen Trank.

Franz von Kaltig.

Auflösung des Worträthsels in No. 9.

Leib. Biel.

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 12. März.

Der englische Adel *).

(Vergleichen Hesperus: Ueber Rang und Titel besonders in England. Nr. 11, 1814. Nr. 39 1812.)

Die Geschichte des Adels in einem Volke, seiner Entstehung, seiner Vorrechte, und dann wieder der allmähligen Ausbildung eines unterrichteten und vermögenden Bürgerstandes, endlich des unvermeidlichen Unterganges des alten Geschlechtsadels in der Masse des Volkes, oder in einem neuen Stande der Reichen, der Staatsbeamten, oder wie sich der Stand edler Vornehmen sonst ausbilden mag, ist ein wichtigerer Theil aus der Geschichte des Volkes als die Kriege und auswärtigen Verhältnisse desselben. Sie ist mit allen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft verschlungen, und der Standpunkt, auf welchem sich die verschiedenen Stände gegen einander befinden, kann zugleich für den Maaßstab der geselligen Cultur gehalten werden. Denn so wie auf der untersten Stufe, wo der Mensch nah an das Thier gränzt, sich keine Spur von Gefühl für Ehre und Auszeichnung entdeckt, auf welchem der Geschlechtsadel beruht: so würde auf der andern Seite dasjenige Volk sich der höchsten sittlichen Ausbildung rühmen können, in welchem alle zufälligen, von eigenem Werthe unabhängigen, Vorzüge nicht mehr geachtet würden. Da aber das Letzte dem Menschen immer unerreichbar bleiben wird: so werden wir wenigstens denjenigen Zustand der Gesellschaft für den vollkommeneren anerkennen müssen, in welchem die Verhältnisse der Stände so geordnet sind, daß der ererbte Vorzug eben so viel Pflichten auflegt, als Rechte gibt, weder die Handhabung einer strengen, und für Alle gleichen Gerechtigkeit, noch die Vergebung der Staatsämter nach dem reinen Maaßstabe der Fähigkeit und Würdigkeit hindert, jedem Talent verstattet, seinen Beruf zu erfüllen, und dem ausgezeichneten Verdienste den Weg nicht versperrt, auf welchem dieses seinen gebührenden Lohn, der Stand der Vornehmen, der immer im Abnehmen begriffen ist, aber auch seine unentbehrliche Ergänzung aus den Besten des Volkes erhalten kann. Nur dann, wenn der Stand der Vornehmen sich gegen die Gemeinen in dieser Stellung befindet, ist die Absonderung nicht nur nicht schädlich, sondern kann dem gemeinen Wesen große Vortheile bringen, indem er ihm dieselben Dienste leistet, welche der Pendel der Uhr gewährt, ihre Bewegung regelmäßig zu machen, und ein verderbliches Vorwärtseilen ohne Maaß und Ziel zu verhüten.

Es sind nicht die Schlechtesten im Volke, welche, die Unvollkommenheiten der gesellschaftlichen Einrichtung erkennend, ihre Ruhe, und zuweilen ihr Leben daran setzen, Mißbräuche abzustellen, und Mängel zu verbessern. Diejenigen Staaten sind am übelsten berathen, in welchen eine gänzlich fest und stille stehende Religion, oder das Schrecken der willkührlichen Herrschaft eines Despoten, jene vor-

*) The Peerage of the united Kingdom of Great Britain and Ireland. By Debrett. 2 Vol. London. Rivington. 1814. Mit 80 Kupfertafeln. — Vergl. den Jen. Lit. Zeit. Nr. 84. 1814.

wärtstreibende Kraft in vollkommener Unthätigkeit erhalten. Aber wenn sich diß Bemühen zu bessern nicht ins wilde Einreißen verlieren soll: so muß ihm außer dem Buchstaben der Gesetze noch eine zurückhaltende lebendige Kraft entgegen gesetzt werden, die bisher nur in der Erblichkeit des Thrones, und eines Theils der Volksvertretung gefunden worden ist. Nur muß dieser letztere Stand, der Gesellschaftsadel, nothwendig allen Ansprüchen entsagen, welche ihn gegen die Gemeinen in eine feindliche Spannung versetzen, und muß in dem Widerstande sowohl gegen auswärtige Feinde, als gegen die von der obersten Gewalt unzertrennliche Neigung zur Willkühr, mit den Gemeinen ein durchaus übereinstimmendes Interesse haben. Es muß aber dafür dieser Stand der erblichen Vornehmen oder Edeln auch so gestellt seyn, daß er gegen Regierung und Volk beständig eine würdige Unabhängigkeit behaupte, und an Wohlhabenheit dem reichen Bürgerstande im Ganzen nicht nachstehe, welches nur durch die Verknüpfung der Würde mit einem untheilbaren Grundvermögen zu Stande gebracht werden kann.

Auf diese Grundlagen ist denn wirklich der höhere Adelstand in den brittischen Inseln gegründet, und dadurch die große Aufgabe, welche wir eben angegeben haben, besser, als es bisher irgend in einem andern Lande geschah, gelöst worden, so, daß auch schon vor vielen Jahren einer unserer wackersten und klügsten Patrioten, Möser, dem deutschen Adel rieth, sich dem englischen gleich zu halten. Zugleich findet sich dabei die Sonderbarkeit, daß grade derjenige Geschlechtsadel, welcher aus dem strengsten Lehnssystem hervorgieng, und seinen Besitz ursprünglich nur dem Rechte der Eroberung verdankte, der Entwickelung der bürgerlichen Freyheit in einem Grade, wie sie kein anderes Land bis jetzt genoß, mehr förderlich als hinderlich gewesen ist.

Bekanntlich zerfällt der englische Adel in zwei große Abtheilungen, des hohen und niederen, aber die große Masse des letzteren ist schon lange fast gänzlich mit dem Stande der Gemeinen verschmolzen. Unter der Nobility werden jetzt nur die Lords verstanden, der Name Gentlemann hingegen, welcher zuerst ganz dem französischen Gentilhomme entsprach, so daß auch Spuren von Erhebung zum Gentlemann durch königliche Patente vorkommen, bezeichnet jetzt nur noch einen Mann des höheren Bürgerstandes, welcher sich nicht von seiner Hände-Arbeit nährt; der Titel Esquire aber, welcher sowohl von Geburt, als auch kraft königlicher Ernennung geführt wird, aber auch mit einigen Staatsämtern verknüpft ist, hat niemals einen besondern Stand in England ausgemacht. Zwar wird kein Engländer, dem es gebührt, vergessen, denselben seinem Namen beizufügen; aber wie wenig im Ganzen nach diesen Auszeichnungen gestrebt wird, davon kann auch das einen Beweis geben, daß die Zahl der Ritter (Knights bachelors, die zweite und zwar bloß persönliche Stufe des niedern Adels) sich nur auf 258 beläuft. Die erste Stufe besteht (da die Bannerherren nicht mehr im Gebrauche sind) aus den Baronets, welche vom König Jakob I. aufgebracht wurden, um dem königlichen Schatze eine Einnahme zu verschaffen, und dieser Titel erbt, wie die höhere, nur auf die ältesten Söhne fort. Der Baronets sind jetzt in allen drei Reichen 750, nämlich 572 englische, 78 schottische, und 100 irländische, worunter Sir Edmund Baion den Titel des ersten Baronets von England führt. Diese Würde, welche keinen andern Vorzug gewährt als das Ehrenwort Sir vor dem Namen zu führen, welches auch den Rittern zukommt, da die Gemeinen sich bloß Meister nennen lassen, wird nur durch königliche Patente erworben.

Wenn man nun mit dieser geringen Zahl von 750 Familien die große Zahl des neuen Amts- und Brief-Adels im alten Frankreich vergleicht, wo es ungefähr 2000 Stellen gab, die nach einer gewissen Reihe von Jahren ihrem Inhaber und unter gewissen Bedingungen auch seinen Nachkommen den Adel gewährten, so wie mit der Zahl der Familien des niedern Adels in Deutschland: so wird sich die Bemerkung aufdrängen, daß der britannische niedere Adel schon wegen seines

Zahlverhältniſſes gegen den übrigen Theil der Nation ſich in einer ganz andern Lage befinden muß, als der alte franzöſiſche oder deutſche. Verhältnißmäßig ein ſehr kleiner Theil dieſes Standes ſucht ſich im Staatsdienſte ein anderes Glück, als ihm die ererbte Unabhängigkeit ſchon beſcheert hat (denn es gehört ein gewiſſes Einkommen dazu, um zum Baronet erhoben zu werden), und ſelbſt im Parlamente, wozu ſie doch vorzüglich berufen ſcheinen, und welches dem Talent den Weg zu den höchſten Ehren bahnt, ſitzen nur 56 engliſche, 1 ſchottiſcher und ein iriſcher Baronet. In der Landarmee iſt der einzige Generallieutenant Sir David Baird, und in der Marine dienen nur 19 engliſche Baronets, von denen überdieß die meiſten erſt wegen ihrer Verdienſte zu Baronets erhoben worden ſind. Dagegen finden ſich auch viele Gelehrte, Geiſtliche, Doktoren der Rechte, Aerzte, Mitglieder der gelehrten Geſellſchaften, unter denſelben zumal den neuen Baronets; zum Beweis, daß man in Großbritannien nicht bloß die Theilnahme an der Regierung für einen dem Geſchlechtsadel anſtändigen Beruf erkennt, ſondern daß jedes ausgezeichnete Verdienſt, von welcher Art es ſey, geachtet wird.

Der hohe Adel beſteht aus denjenigen Familien-Häuptern, und höhern Kirchenbeamten, welche als geborene Räthe des Königs Sitz und Stimme im Oberhauſe haben. Als in den frühern Zeiten die Geiſtlichkeit noch einen beſondern Stand des Reichs ausmachte, hatte der weltliche Adelſtand nur zwei Klaſſen, die Grafen, die auch dort urſprünglich Staatsbeamte waren, und die Barone. Die Grundlage der ganzen heutigen Einrichtung iſt noch dieſelbe, welche als Folge der Eroberung von Wilhelm I. aufgeſtellt wurde, nur daß unter Eduard I. eine Auswahl der Baronen getroffen wurde, welche im Parlamente eine perſönliche Stimme führen ſollten, und daß der Hang der Menſchen zu bleibenden Auszeichnungen und Abſonderungen auch hier ſtatt den alten zwei Stufen mit der Zeit fünf eingeführt hat.

(Fortſetzung folgt.)

Biographie.

Nekrolog.

Hauptmann Knillmayer, mit einigen durch das erneuerte Andenken an den Verewigten veranlaßten Ideen.

Seinen Freunden und den Leſern des Heſperus

gewidmet von

G. H. Buſe.

(Fortſetzung Heſp. Nr. 8.)

Doch nicht bloß durch aſtronomiſche Forſchungen und Mittheilungen, ſondern auch durch meteorologiſche ſuchte er der Mit- und Nachwelt nützlich zu werden.

Seine ſeit dem Jahr 1799 bis zum Anfange des Jahres 1813 alſo faſt 14 Jahre hindurch täglich 3mal notirten Witterungs-Beobachtungen ſind ein rühmliches Denkmal dieſes Strebens. Schon die Einrichtung ſeines Beobachtungs-Journals, und mehr noch die aus demſelben hergeleiteten Durchſchnittsberechnungen zeigen, mit welcher ungewöhnlichen, nachahmungswerthen Sorgfalt, Genauigkeit und Ausdauer er die Geſetze des Ganges der Witterung, ſo weit ihm dieſes möglich ſchien, zu erforſchen ſuchte. Zwar wußte er wohl, daß dieſe Geſetze, wegen der chemiſchen und elektriſchen Prozeſſe, die beſtändig in der Atmoſphäre vorgehen, ſich nicht auf eine ſo evidente Art feſtſetzen laſſen, daß man dadurch zu untrüglichen Vorausbeſtimmungen der Witterung auf jeden gegebenen Tag berechtigt werde; allein er glaubte auch, mit einer an Gewißheit gränzenden Wahrſcheinlichkeit annehmen zu dürfen, daß unter den übrigen Witterungs-Urſachen gerade die einflußreichſten ſich am wenigſten unſerem Wahrnehmungs-Kreiſe entziehen. Es konnte ihm als Aſtronom, der beſonders den phyſikaliſchen Theil dieſer Wiſſenſchaft liebte, nicht entgehen, daß die Sonne, und vorzüglich der uns 400mal näher ſtehende Mond nach dem allgemeinen Geſetze der Anziehung, unter der entgegengeſetzten Einwirkung

der Schwere oder Anziehungskraft der Erde höchst wahrscheinlich in der Atmosphäre ähnliche, abwechselnde Hebungen und Senkungen verursachen werden, wie sie diese in der weit schwereren und dichteren Maße des Meerwassers hervorbringen. (4) Auf diese Voraussetzung, (die jedoch erst ihre völlige Bestätigung aus vieljährigen meteorologischen Beobachtungen und den darüber entworfenen Durchschnitts-Berechnungen erhalten kann,) gründete er die Vermuthung, daß nach der Vollendung eines Monden-Circuls, d. h. nach 19 Jahren, zwar nicht in allen Nuancen, aber doch im Ganzen genommen derselbe Witterungsgang wiederkehren werde, und zwar aus dem Grunde, weil die Lichtgestalten des Mondes (Neulicht, erstes Viertel u. s. w.) dann wieder an denselben Tagen wie vor 19 Jahren eintreten (5).

Er nahm zur Hervorbringung der Witterung fünf Hauptursachen an, welche er die fünf Faktoren der Witterungs-Produktion nannte; nämlich zwei unveränderliche, Sonne und Mond, welche nur nach ihren verschiedenen Stellungen gegen die Erde und ihren ungleichen Abständen von derselben auf eine, höchst wahrscheinlich vorher zu bestimmende Art, ungleich auf die Atmosphäre wirken; und drei veränderliche, oder unregelmäßig wirkende, als:

1. Lokal-Verhältnisse, von welchen nicht sowohl die einzelnen täglichen Witterungs-Ereignisse, als vielmehr das physische Klima selbst, d. h. die vorherrschende Beschaffenheit der Luft und Witterung ganzer Länder, Gegenden und Bezirke im Ganzen genommen abhängt; daher denn auch diese Verhältnisse nur in Ansehung der ganzen Erdoberfläche zu den unregelmäßig wirkenden, in Beziehung auf ein bestimmtes Lokale aber, mehr zu den regelmäßig wirkenden Witterungsursachen gezählt werden müssen; wie dieses auch von ihm selbst im 1. Bde. des patriotischen Tageblatts (1810 Mon. Jul. Nr. 17.) unter der Uberschrift: „Einiges über den Gang und Wechsel der Witterung überhaupt und der von Brünn insbesondere," auf eine sehr befriedigende Art geschehen ist.

2) Chemische Natur-Proceduren, deren Entstehungs- und Wirkungsart wir noch gar nicht kennen, und die sich vornehmlich durch Veränderungen der Temperatur, oder durch Bindung und Entbindung der Wärme, durch Vermehrung oder Verminderung der Luft-Elasticität, durch Zersetzung, Auflösung, Bildung und Niederschlagung der Dünste, durch Gewitter und viele andere atmosphärische Erscheinungen offenbaren.

3) Die Winde, welche, wenn sie auch selbst mit zur Witterung gehören, und oft nur als Wirkungen jener chemischen und elektrischen Prozesse erscheinen, doch die übrigen Witterungs-Erscheinungen nach der Verschiedenheit ihrer Richtung, Stärke und Dauer auf eine sehr verschiedene Art abändern, und daher mit zu den Haupt-Witterungs-Faktoren gezählt werden müssen (6).

Da nun diese theils unveränderlich nach bestimmbaren, theils veränderlich nach unbestimmbaren oder größtentheils unbekannten Gesetzen wirkenden Witterungs-Ursachen sich beständig gegenseitig modificiren; so richtete er in seinen meteorologischen Beobachtungen seine Aufmerksamkeit auf alle Erscheinungen, welche aus der vereinten Wirksamkeit dieser fünf Witterungs-Ursachen hervorgehen. Die vorerwähnte Einrichtung seines Beobachtungs-Journals, welches diese Erscheinungen nebst dem dazu gehörigen Thermometer- und Barometer-Stande täglich fünf mal unter 6 Hauptrubriken darstellt, und über 25000 Beobachtungen enthält, verdient hier um so mehr eine nähere Anzeige, je mehr sie geeignet seyn dürfte, angehenden Meteorologen bei der Verzeichnung ihrer Beobachtungen zum Muster zu dienen, und je rühmlicher überhaupt der Vorsatz und das Bestreben des Verewigten war, sich durch eine 19 jährige ununterbrochene Aufmerksamkeit, — die leider! durch den Verlust seines Gesichtes schon vor seinem Abschiede von dieser Erde unterbrochen wurde, — um Mit- und Nachwelt verdient zu machen.

Bevor ich aber den Lesern die Rubriken dieses Journals vor Augen lege, dürfte es nöthig seyn, noch besonders der darin zum Grunde gelegten, schon an sich merkwürdigen, astronomisch-meteorologi-

schen Zeiteintheilung zu erwähnen, welche als eine unserm verstorbenen Freunde ganz eigenthümliche zu betrachten ist. Er läßt unser Sonnenjahr, nach dem großen Fingerzeige, den uns die aus ihrem Winterschlafe erwachende, sich in allen ihren Geschöpfen verjüngende Natur selbst gibt, mit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche beginnen, und theilt das ganze Jahr in 6 Sommer- und 6 Winter-Sonnen-Monate, so wie wir z. B. die 4 Tageszeiten in zwei größere, nämlich in Tag und Nacht eintheilen. Diese Sommer- und Winter-Sonnen-Monate, die mit dem Eintritte der Sonne in die Frühlings- und Herbst-Aequinoctial-Punkte anfangen und enden, erhalten aber eine, der ungleichen Länge dieser beyden Jahreszeiten, oder dem längern Verweilen der Sonne in der nördlichen als in der südlichen Hälfte ihrer scheinbaren Bahn ganz angemessene Dauer; so, daß das Sommerhalbe-Jahr in gemeinen Jahren um 7, und in Schaltjahren um 6 Tage länger ausfällt, als das Winterhalbe-Jahr (7). Aus dieser Eintheilung des Jahres ergiebt sich eine gleichmäßige Länge aller Sommer-Monate von 31 und aller Winter-Monate von 30 Tagen, mit Ausnahme des letzten Monats, welcher in gemeinen Jahren nur 29 Tage erhält. Diese einfache und regelmäßige astronomische Eintheilung des Jahres, verdient neben der gewöhnlichen in unsere Kalender aufgenommen und hier ganz mitgetheilt zu werden.

A. Sommer-Monate.

1ster S. Mon. Vom Aequinoctio, d. 21. März, bis zum 20. April — 31 Tage, Früh- oder Keimmonat.

2ter — — v. 21. April bis zum 21. Mai — 31 Tage. Blüthenmonat.

3ter — — v. 22. Mai bis zum 21. Juni — 31 Tage. Rosenmonat.

4ter — — Vom Sommer-Solstitio, den 22. Juni bis zum 22 July — 31 Tage. Wärmemonat.

5ter — — v. 23. July bis zum 22. Aug. — 31 Tage. Erndtemonat.

6ter — — v. 23. Aug. bis zum 22. Sept. — 31 Tage. Obstmonat.

B. Winter-Monate.

1ster W. Mon. Vom Aequinoctio, den 23. Sept. bis zum 22. Oktob. — 30 Tage — Weinmonat.

2ter — — v. 23. Okt. bis zum 21. Nov. — 30 Tage. Nebelmonat.

3ter — — v. 22. Nov. bis zum 21. Dez. — 30 Tage. Schneemonat.

4ter — — Vom Winter-Solstitio, den 22. Dez. bis zum 20. Jän. — 30 Tage — Kältemonat.

5ter — — v. 21. Jän. bis zum 19. Febr. — 30 Tage. Eismonat.

6ter — — v. 20. Febr. bis zum 20. März — 29 Tage. Thaumonat.

Das Beobachtungs-Journal selbst, (welches die Prima-Notizen der meteorologischen Rechnungsführung für einen Zeitraum von beinahe 14 Jahren und zwar die sämmtlichen Beobachtungen eines Jahres auf 24 Bog., mithin die eines jeden Monats auf 2 Bogen in tabellarischer Ordnung darstellt,) enthält unter der vollständigen Ueberschrift der oben bezeichneten Sommer- und Winter-Monate, folgende, durch scheitelrechte Linien getrennte und durch Querlinien täglich abgeschlossene Rubriken, als:

A. Rubriken zur Bestimmung der Zeit:

1. Monatstag des gewöhnlichen Kalenders, z. B. 1811 März 21.
2. Monatstag des eben angezeigten neuen astron. Kalenders z. B. Keimmonat 1.

B. Rubriken zur Bestimmung des Standpunktes der Sonne und des Mondes.

1. Sonnenlauf; z. B. am 1sten des Keimmonats (21. März) ☉ Zeichen V.° , oder am 2ten ☉ Z. V.° 57′, oder am 4ten 2° 56′ in demselben Zeichen.
2. Lauf des Mondes, und zwar:
a) Mondes Viertel (Phasen oder Lichtgestal

ten des Mondes,) nebst Conjunctionen; (☌) z. B. am 4ten des Frühmon. (24. März) 1811 ● Neulicht, Nachmitt. d. 1sten desselben Monats ☌ ☾ ☿.

b) Erdferne und Erdnähe; z. B. d. 1sten d. Frühm. 1811 Erdnähe, den 15ten desselben Mon. (d. 4ten Apr.) Erdf.

c) Durchgang durch den Aequator nebst Bemerkungen der größten nördlichen und südlichen Abweichung; z. B. den 4ten d. Frühm. Durchgang n. Norden, Mittags; d. 11ten (31. März) größte nördl. Abweich.

C. Rubriken zur Bestimmung der Temperatur und Elastizität der Luft, der Richtung und Stärke der Winde und der gesammten Witterungsbeschaffenheit; jede in 5 Columnen oder Unter-Abtheilungen für die 3mal täglich angestellten Beobachtungen, als:

1. Stand des Reaumurschen Thermometers; z. B. d. 1sten d. Frühm.

Morgens	Vermitt.	Nachmitt.	Abends	Nachts
+ 5	+ 10	+ 11½	+ 9	+ 7

(+ bezeichnet die Grade über und ÷ die Grade unter dem mit 0 bezeichneten Gefrierpunkte.)

2. Stand des Barometers; z. B. am 1sten des Früh- oder Keimmonats Morgens 28 Z. 4 Linien *).

3. Richtung und Stärke des Windes, z. B. Morgens: Westw. schwach, Nachmittag N. W., mehr W., mittelm.

4. Beschaffenheit des Himmels; z. B. Morgens: heiter, halb heiter, halb bedeckt, ganz bedeckt (oder überzogen.)

5. Lauf und Beschaffenheit der Wolken; z. B. Morgens gebrochene Nebel- und Regenwolken o. N. nach S. Abends einförmige Nebelwolken.

6. Sonstige Ereignisse der Witterung; z. B. d. 16. d. Frühm. (5 Apr.) Morgens: tiefer Erdnebel und schwacher Nebelregen; Vormitt. Gebürgsnebel und Schneeluft; Nachmit. hoher Nebel und schwacher, kurzer Regen, u. s. w.

Die unter diese Rubriken eingetragenen täglichen Beobachtungen wurden am Ende eines jeden Mondesviertels und ganzen Monats, auch viertel- und halbjährig sowohl unter sich, als auch mit dem Laufe und jedesmaligen Standpunkte des Mondes genau verglichen, theils um die mittlere Beschaffenheit der Witterung, oder die Aehnlichkeit und Abweichung des Witterungsganges mehrerer Monate durch alle dahin gehörigen Combinationen auszumitteln, theils aber auch, um aus diesen Vergleichungen Muthmaßungen für den wahrscheinlichen Gang der Witterung bei den folgenden Mondeswechseln herzuleiten. Die Ergebnisse oder Resultate seiner Witterungs-Beobachtungen, (von welchen er einige in dem vorerwähnten Aufsatze über den Gang und Wechsel der Witterung überhaupt, und der von Brünn insbesondere, im patr. Tageblatte mittheilte,) setzte ihn in den Stand die Witterung während eines Mondes-Viertels fast immer, und die eines ganzen Monats sehr oft richtig voraus zu bestimmen. Kurz seine Witterungs-Vorhersagungen waren keine gewöhnliche Wetter-Prophezeihungen, wie sie z. B. unsere Kalender enthalten, sondern hatten, wie alle vernünftige Vermuthungen in der Mehrheit der unter gleichen oder ähnlichen Umständen gemachten analogen Wahrnehmungen

*) In den ersten Jahrgängen dieses tabellarischen Witterungs-Journals findet nach dem Stande des Barometers auch noch der des Hygrometers eine eigene Rubrik, die jedoch in den spätern Jahrgängen fehlt, wahrscheinlich weil er unsere hygroskopischen Instrumente zu genauen Beobachtungen noch zu unvollkommen fand, und weil die folgenden Rubriken den Mangel solcher Beobachtungen zum Theil, wenn zwar ebenfalls auf eine unvollkommene Art, ersetzen.

und Erfahrungen die Gewährleistung ihrer Richtigkeit. —

Um die halbjährig gemachten Beobachtungen schnell übersehen, vergleichen, und die Ergebnisse der Vergleichung in einem Nu anschaulich auffassen zu können, entwarf unser eben so rastloser als erfinderischer Beobachter eine ganz eigene, dem Steigen und Fallen des Thermometers und Barometers nachgeahmte, in Zickzack Linien und farbigten Streifen gezeichnete vollständige Witterungs-Skala, die auf die sinnreichste Art alle oben angeführten Bemerkungen auf einer Charte in sich vereint, und daher in einem vorzüglichen Grade geeignet ist, das Grund-Schema aller zusammenhängenden Witterungs-Beobachtungen abzugeben.

Der 18ten Nummer des patr. Tageblatts 1ster S. 1800 — (welche S. 71 und 72 Resultate seiner meteorologischen Beobachtungen vom 21sten März bis zum 21sten Mai des erwähnten Jahres enthält,) — ist der schematische Entwurf einer solchen Witterungs-Charte (für den bemerkten Zeitraum) in einer Kupfer-Tafel beigefügt worden, deren Ansicht den Besitzern jenes Tageblatts die nähere Beschreibung derselben entbehrlich macht. Der Versuch den Nichtbesitzern desselben diese durch gebrochene Linien, Farben und andere Zeichen versinnlichte Witterungs-Skala hier mit Worten deutlich und vollständig beschreiben zu wollen, dürfte — bei der großen Möglichkeit des Mißlingens, um so eher überflüssig seyn, je mehr es zu erwarten steht, daß die k. k. M. S. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerb., d. Natur- und Landesk., in deren Archio sich der meteorologische Nachlaß des sel. Hrn. Hauptm. Kn. befindet, diese Witterungs-Charten dem naturforschenden Publikum in abgedruckten Kupfer- oder Holzstichen zur Verbreitung der gemeinnützigen Absicht ihres Erfinders mittheilen werde.

Eine unterm 13. März 1814 von dieser Gesellschaft an ihn erlassene Note berechtigt nicht nur zu dieser, sondern überhaupt zu der erfreulichen Erwartung, daß diese Gesellschaft von dem meteorologischen Nachlasse ihres ehemaligen vieljährigen, würdigen Mitglieds einen zweckmäßigen Gebrauch machen, und das, seit so vielen Jahren mit Sorgfalt und Mühe geführte Beobachtungs-Journal der erzielten, und von ihm so innigst gewünschten 19 jährigen Vollendung entgegen führen werde.

Referent glaubt am Schluße dieser biographischen Züge dem meteorologischen Fleiße des Verewigten kein ehrenvolleres Denkmal setzen zu können, als durch Mittheilung dieser von der Gesellschaft des Ackerbaues ꝛc. an ihn gerichteten Zuschrift.

Sie lautet so:

„Ohnerachtet die Gesellschaft nicht mehr das „Vergnügen genießt, Sie in der Mitte ihrer „Versammlungen zu sehen, und mit innigstem An„theil die traurige Ursache dieser Trennung be„dauert: so sind doch weder Sie selbst, noch ihre „Verdienste vergessen."

„So wurde denn auch in den letzten Si„tzungen derselben Ihrer vieljährigen, mühvollen „und sorgfältigen meteorologischen Beobachtungen „ehrenvoll erwähnt und der allgemeine Wunsch ge„äußert, daß es Ihnen gefällig seyn möchte, dieß„ben gegen Rückstellung der Gesellschaft auf einige „Zeit zu dem Ende anzuvertrauen, um mit„telst deren Benutzung desto eher zu einem voll„ständigen Cyclus von Wetterbeobachtungen nach „der Mondes-Periode zu kommen, so daß in den „Kalendern der Gesellschaft mit Bestimmtheit an„gegeben werden könnte: wie die Witterung vor „19 Jahren beschaffen gewesen, und nun durch die „Vergleichung auszumitteln, in wie weit ein Wit„terungsgesetz der Aehnlichkeit nach 19 jähriger „Wiederkehr statt finde."

„Demnach ergeht hiermit an Sie das angele„gentliche Ersuchen, der Gesellschaft die Hände zur „Erreichung dieses wissenschaftlichen Zwecks durch „Erfüllung des obigen Wunsches zu bieten, an

„welcher mir nach der uns bekannten Humanität „Ihrer Gesinnungen keinen Augenblick zweifeln."

„Brünn d. 13. März 1814."

„In Abwesenheit des Herrn Direktors —"

Joh. Michael v. Smetana,
Kanzler.

Christ. Carl André,
Sekretair.

So war das Leben dieses Edlen — dessen Andenken geehrt und gesegnet in den Herzen seiner Freunde lebt, ganz dem Streben nach Wahrheit und Gemeinnützigkeit gewidmet. Die Blüthen des Schönen und Guten schmückten seine Jugend — und ihre sorgsam mit eigner Hand gepflegten Früchte — sein höheres Alter. Seine vielseitig geübte, ganz dem Werthen und Würdigen geweihte Kraft, — die auch uns auffordert, zu wirken, so lange es noch Tag ist, — begeistert uns, ihm mit Seume nachzurufen:

„Männer, wie du Verklärter, sie sterben hinüber zum Leben;
„Denn ihr Wesen ist nicht Ephemeriden-Geschlechts."

Geographie und Statistik des Auslandes.

Interessante geographisch statistische Notizen.

Stockholm.

Es giebt viele Städte, die schöner gebaut sind, als Stockholm; aber gewiß nur sehr wenige, deren Lage merkwürdiger und malerischer ist. Die Lage am Mälersee und der Bucht der Ostsee, in welche er mündet; die überall zwischen den Häusermassen hervorragenden Granitfelsen, auf denen die Stadt sich gegen Mitternacht und Mittag allmählig ansteigend erhebt; die vielen einzelnen, bebauten und zum Theil mit einander durch Brücken verbundenen Inselgruppen — alles dies zusammen macht auf den Fremden einen sehr ungewohnten Eindruck und giebt dem Ganzen so viel Mannichfaltigkeit und Leben, führt so viele auffallende Contraste herbei, daß man lange in Stockholm sich aufhalten und auf jedem neuen Wege durch die Stadt neuen Genüssen entgegen sehen kann. Desto abstoßender ist für Jeden die Stockholmer feinere Welt, der mit unverdorbenem Sinn für Einfachheit, Biederkeit, Offenheit, Treue in dem Innern ihres Kreises eine Zeitung weilt. 1805 war die Volksmenge über 72000. (Hausmann.)

Wort = Räthsel und Charaden.

1.

Mich wünschet zu erreichen,
Wenn Stürme droh'n und Leichen,
Der Schiffer auf dem Meer;
Versetze meine Zeichen,
Dann weh' ich über Leichen
Voran dem tapfern Heer.

2.

Wann uns schwand der Sonne Feuer,
Leuchtet in der Nächte Schleyer
Oft noch spät mein bleicher Strahl;
Aber mit versetzten Zeichen,
Mich nur wenige erreichen
Mit der Lyra, mit dem Stahl.

3.

Vergiß im bangen Zagen,
O Mensch, das erste nicht,
Das zweite ihm versagen
Kann nur der Bösewicht,
Das letzte will ich sagen
Wann einst mein Auge bricht.

4.

Die erste Sylbe dir benennet
Was oft auf dem Theater fällt;
Durch meiner zweiten Schönheit kennet
Den Künstler die entzückte Welt,
Des Ganzen Deutung stellt dir dar,
Was stets des Menschen Wissen war.

5.

Das erste steht vor manchem Wort,
Und zeigt uns eine Nähe,
Das zweite schmerzt an jedem Ort,
Doch mehr noch von der Höhe;
Oft wird des Ganzen edle Zier
Des Dichters Ruhm begründen,
Dies Räthsel möcht es gern bei dir
Und jedem Leser finden.

F. v. Mattig.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 13. März.

Fortsetzung der Notizen über verschiedene Gewerbs- und Fabriksgegenstände in Niederösterreich.

(Man sehe Nr. 45. 1815.)

80.

Fabrikation der Bleyschrote (Spießhagel.)

Es giebt vielleicht keinen Zweig der Fabrikation, wobei man so weit gegen das Ausland, zumal gegen England und Frankreich zurück ist, als in der Erzeugung der Bleyschrote; denn noch immer werden solche nach der ältern Methode verfertiget, die niemals runde und gleichförmige Produkte liefert, und welche der in England üblichen Verfahrungsart, wodurch man Schrote von vorzüglicher Schönheit erhält, weit nachsteht. Es ist hier zur bessern Beurtheilung dieses Fabrikszweiges nöthig, die beiden Verfahrungsarten etwas näher auseinander zu setzen.

Die ältere Art Schrote zu gießen, besteht nämlich darinn: daß man geschmolzenes mit gepulvertem Auripigment vermischtes Bley durch eine, wie ein Sieb durchlöcherte eiserne Pfanne, die beiläufig in einer Höhe von 3 Fuß über ein hölzernes, mit Wasser gefülltes Gefäß steht, durchgießt; die gebildeten Schrote in Sieben, welche nach den Nummern der Schrote größere oder kleinere Löcher haben, sortirt; endlich dieselben in Scheuertennen glättet. Nach dieser Methode werden die Schrote in Wien von dem Schrotgießer Schaffmann in der Leopoldstadt noch immer fabrizirt, welcher der einzige Schrotgießer in Niederösterreich ist, und mit einigen Gehülfen den hiesigen Bedarf leicht versehen kann, weil alles bei dieser Arbeit sehr schnell vorgeht, und daher ein paar Arbeiter viel zu leisten im Stande sind.

Anders ist die Manipulation bei der Schrotgießerey nach englischer Art. Hierbei wird nämlich den Schroten eine vollkommene Kugelgestalt dadurch gegeben, daß man das mit Auripigment gemischte geschmolzene Bley, ebenfalls durch ein Sieb, aber von einer Höhe von wenigstens 150, oder wie einige wollen, gar von 170 Fuß in das Wasser herabtröpfeln läßt. Man scheidet dann die Schrote ebenfalls mittels Sieben nach den verschiedenen Nummern, und giebt ihnen endlich durch gröblich gestoßenes Wasserbley *) den schönen Glanz.

Wer nie Gelegenheit hatte, die hiesigen Schrote mit sogenannten engl. Patentschroten zu vergleichen, wird es kaum glauben, daß bloß der höhere Fall des Bleyes (denn hierin unterscheiden sich eigentlich die beiden eben erwähnten Methoden) so wesentlich zur Vervollkommnung der Schrote beitragen kann.

Indessen läßt sich doch aus physischen Gründen a priori leicht einsehen, daß die Schrote nach der engl. Methode gleichförmiger und runder ausfallen müssen, indem theils der Widerstand der Luft, während des schnellen Falls der Bleytropfen zur runden Bildung der Schrote mitwirkt, theils aber das Metall schon abgekühlt an den Was-

*) Vielleicht ein Schreibfehler statt Reisbley? D. H.

ferspiegel gelanget, und nicht mehr durch die kältere Temperatur des Wassers ungleichförmig zusammengezogen wird.

Da die neuere Methode Schrote zu gießen schon im Jahre 1732 von dem Schrotgießer Watt zu Bristol erfunden wurde, und die Art, wie man dabei vorgeht, kein Geheimniß mehr ist, so muß es sehr befremden, daß in den östreichischen Staaten, wo es doch so viele unternehmende Leute, die zugleich Kenntnisse und Vermögen haben, giebt, noch keine einzige Schrotgießerey nach engl. Art existiret. Es scheint aber, daß Unternehmungen dieser Art darum unterblieben, weil es nicht leicht ist, ein Locale zu finden, wo dieses in Ausführung gebracht werden kann; denn um das geschmolzene Bley von 170 Fuß in das Wasser zu tröpfeln, müßte man schon ein sehr hohes Gebäude allenfalls einen Thurm wählen, und schwerlich wird sich Jemand herbeilassen, ein neues mit vielen Kosten verbundenes so hohes Gebäude, welches doch, wegen der Schwere, die hierauf lasten würde, sehr solid seyn müßte, vom Grunde aus neu herzustellen; überdieß wäre auch in einer Vorstadt von Wien oder einem andern bevölkerten Orte, die Errichtung eines solchen Gebäudes in Sanitäts- und überhaupt polizeylicher Hinsicht schon gar nicht thunlich. Dieser Anstand, mag wohl auch den verstorbenen bekannten Mineralienhändler Dußold, der in Gesellschaft eines gewissen Borton im Jahre 1805 hierlandes wirklich ein ähnliches Etablissement begründen wollte, an der wirklichen Ausführung gehindert haben.

Wenn Ref. dieser Notizen Willens wäre, eine Schrotgießerey nach engl. Art zu errichten, so würde er einen ganz andern Weg einschlagen, und kostspielige Bauführungen ganz beseitigen. Er würde nämlich einen Schacht irgend eines aufgelassenen Bergwerkes zu diesem Behufe zu benützen suchen. Durch diesen könnte man das Bley durchgießen, und durch einen kommunizirenden Stollen würde man zu dem untern Theil des Schachtes, wo sich die Wanne mit Wasser befände, gelangen können. Auch wäre es leichter das rohe Bley den Berg aufwärts zu der Mündung des Schachtes zu fördern, als dasselbe über eine Stiege, oder auf andere Art an den höchsten Punkt eines Thurmes zu bringen. Kurz ein Schacht scheint sich zu einem solchen Unternehmen ganz vorzüglich zu eignen; und wenn dieser in einem Bleybergwerke, allenfalls in Kärnten sich befände, und zu diesem Zwecke benützet würde, so dürfte wohl kein schicklicherer Platz ausgedacht werden können, um engl. Patentschrote wohlfeil zu fabriziren.

Es mag aber die Erzeugung der Schrote nach engl. Art auf diese oder auf eine andere Art im Inlande geschehen, so wird diese immerhin sehr wünschenswerth seyn, indem bei dem bestehenden Verbothe der Einfuhr der ausländischen Schrote, alle, die sich mit der Jagd abgeben, in der Nothwendigkeit sind, die inländischen, das ist schlechten Schrote zu gebrauchen; welches für dieselben nicht gleichgültig ist, weil Schrote, die nicht vollkommen rund sind, bei dem Schuße sich zerstreuen, und Niemand damit seines Schußes gewiß seyn kann.

81.

Unächte meerschaumene Tabakspfeifenköpfe.

So einfach es vielleicht scheinen dürfte, den Meerschaumstaub durch ein Bindemittel zu vereinigen, und Tabakspfeifenköpfe daraus zu schneiden: so scheiterten doch bis jetzt die Bemühungen Aller, die dieses hierlands zu versuchen unternahmen, und damit einen neuen Erwerbszweig begründen wollten. Die Hauptschwierigkeiten bei dieser Arbeit dürften wohl darin bestehen, diese unächten meerschaumenen Köpfe bei der abwechselnden Temperatur, welcher sie bei dem Gebrauche ausgesetzt sind, haltbar und dauerhaft zu machen; ferner ein solches Bindemittel aufzufinden, welches die Tabakspfeifenköpfe nicht zu schwer macht, und ihnen die weiße Farbe nicht benimmt. In Sachsen ist die Kunst Tabakspfeifenköpfe aus dem Meerschaumabfall zu ver-

fertigen, schon lange bekannt, und auch alle Meerschaumspäne, und aller Abfall wird hier für sächsische Fabriken, und zwar dermalen zu dem Preise von 75 fl. W. W. auf hiesigem Platze sowohl, als in Ungarn aufgekauft. In Ruhl *) nächst Eisenach, soll sich das größte Etablissement dieser Art befinden.

Bei dem Umstande, daß sehr viele unächte meerschaumene Tabakspfeifenköpfe aus Sachsen nach den österreichischen Staaten eingeführt werden, ist das Verdienst des Tabakspfeifenkopfschneiders Adam Bauer zu Fünfhaus nächst Wien, der durch unendlich viele Versuche den Sachsen ihr Geheimniß ablernte, und seit Kurzem sehr schöne unächte Tabakspfeifenköpfe zu verfertigen im Stande ist, um so größer.

Die Preise der unächten meerschaumenen Köpfe gegen die ächten, stehen beiläufig in dem Verhältnisse wie 1 — 4; bei sehr großen Tabakspfeifenköpfen ist der Unterschied noch bedeutender, weil ächte Meerschaumköpfe bei einer gewissen Größe unendlich im Werthe steigen. Bauers Fabrik kann sehr bedeutend werden, da nicht leicht irgendwo so viele Pfeifenkopfschneider wie in Wien und in mehreren Städten Ungarns vorhanden sind, und es ihm daher nicht wohl an Materiale fehlen wird.

Uiber die Erzeugung der Tabakspfeifenköpfe aus ächtem Meerschaume, und aus Holz, wird der Ausdehnung dieses Fabrikszweiges, und des hierauf sich gründenden bedeutenden Handels wegen, eine ausführlichere Notiz nächstens folgen.

*) Meines Wissens nur hier allein und weiter nirgends weder im herzoglichen noch königlichen Sachsen wird die Meerschaumpfeifenköpfe-Fabrikation seit vielen Jahren betrieben. Ich selbst ließ zum Behuf der dortigen Fabrikation, als ich noch in dortiger Gegend lebte, Kisten mit rohen Meerschaumköpfen kommen. Die Ruhler bearbeiten theils (doch das am wenigsten) ächte Meerschaumköpfe, die sie roh geschnitten von den Griechen über Wien und Leipzig aus der Türkei erhalten; theils unächte, und dies ist ihr Hauptgeschäft. Sie benuzen dazu theils die rohen, kleinen, schlechten Köpfe, theils den Abfall von den größern, und kleinern, theils die Abfallerde, die sie aus der Türkei beziehen. Sie machen daraus, nachdem sie dieselbe fein gerieben, gesiebt, mit Wasser eine teigartige Masse, die sie nachher geformt, gebohrt ꝛc. im Ziegelofen brennen; endlich mit Fett, öfters mit Drachenblut in Leinöl aufgelöst kochen. Die Köpfe davon werden an Haltbarkeit und Güte den ächten sehr ähnlich, und übertreffen sie oft an Schönheit. Außerdem werden nur noch in Lemgo meerschaumene Pfeifenköpfe gemacht, jedoch blos ächte; unächte nur in Ruhl. Uiber die Unterscheidungsmerkmale der ächten von den unächten lese man nach das von mir herausgegebene vaterländische Magazin 12tes Heft. S. 483, wo man auch eine praktische Anleitung zu ihrer Verfertigung mit Abbildungen findet. D. H.

82.

Neue musikalische Instrumente.

Der landesbefugte musikalische Instrumentmacher Math Müller, von welchem schon in früheren Notizen Erwähnung geschah, und der durch die Erfindung der Titanaglaris bekannt ist, hat kürzlich ein neues musikalisches Instrument zu Stande gebracht, welches mit der Harmonika einige Aehnlichkeit hat, aber wobei keine Gläser angebracht sind, sondern Alles auf der Anwendung von Metallstangen und Walzen beruht. Der sehr angenehme Ton kann nach Belieben verlängert (ausgehalten) werden, welches bei dem Fortepiano nicht der Fall ist; daher es vorzüglich zum Accompagnement bei Singstücken geeignet ist. Ein zweytes musikalisches Instrument, welches ein anderer Klavierinstrumentenmacher verfertiget hat, ist eben der Vollendung nah. Es hat die Gestalt eines aufrechtstehenden Fortepiano, ist mit Darmsaiten bezogen, und die Töne werden wie beim Harfenspiele hervorgebracht. Der eigentliche Effekt und Kunstwerth dieses Instrumentes wird sich erst dann beurtheilen lassen, wenn dasselbe ganz vollendet seyn wird. v. K.

(Fortsetzung folgt.)

Der engliſche Adel.

(Fortſetzung von Nr. 12 d. J.)

Unter dieſen neuen Würden iſt die herzogliche die älteſte, da Eduard III. im Jahre 1336 ſeinen Sohn, den berühmten ſchwarzen Prinzen, zum erſten Herzog von Cornwallis erhob. Der ſchwache König Richard II. war der Erſte, welcher ſie an Andere als Prinzen des königlichen Hauſes vergab, indem er ſeinen Günſtling Robert de Vere, Grafen von Oxford, erſt zum Marquis von Dublin, dann aber zum Herzog von Irrland machte. Doch blieb dieſer Titel meiſtens ein Vorzug der Prinzen und Anverwandten des königlichen Hauſes. Denn die Brüder Johann und Thomas von Holland, wovon der eine unter demſelben Könige Herzog von Exeter, der andere Herzog von Surray wurde, waren Söhne der ſchönen Johanne von Kent, einer Urenkelin König Eduards I. und Stiefsbrüder des Königs Richard; Thomas Montbray, der erſte Herzog von Norfolk, aber ſtammte durch ſeine Großmutter ebenfalls vom königlichen Hauſe ab. So waren auch die Herzoge von Buckingham, Seymour Herzöge von Somerſet, Dudley, Herzöge von Northumberland, mit dem königlichen Hauſe wenigſtens durch Schwägerſchaft verbunden. Erſt unter den Stuarts wurde dieſe Würde öfter an Andere vergeben. Jakob I. erhob ſeinen berühmten Günſtling, Villiers, zum Herzog von Buckingham, und deſſen ſchöne Nichte Barbare von Villiers hatte von Karl II. drei Söhne, welche ſämmtlich den herzoglichen Titel erhielten, von Cleveland, von Grafton und von Northumberland. Die Schauſpielerin Gwyn, über welche Sir John Corentry durch einen Scherz im Parlamente und Karls II. unedle Rache die Naſe einbüßte, wurde auf gleiche Weiſe die Stamm-Mutter der Herzöge von Skt. Albans, ſo wie die bekannte Louiſe de Querouaille Herzogin von Portsmouth den Herzögen von Richmond (Lennox in Schottland und d'Aubigny in Frankreich) und Lucie Crofts den Herzögen von Buccleugh in Schottland (des Nachkommen des unglücklichen Herzogs von Monmouth) das Daſeyn gegeben hat. Aber eben die nahe Verbindung mit dem königlichen Hauſe verwickelte die vorgenannten alten großen Familien in alle Unruhen und Verſchwörungen im königlichen Hauſe, ſo daß bei dem wechſelnden Glücke nur wenige Häupter der herzöglichen Familien eines natürlichen Todes ſtarben, und die Ruhe nur gleichzeitig mit ihrem beinahe gänzlichen Untergange eintrat. Nur die Howards blühen noch in verſchiedenen Linien als Herzöge von Norfolk, Grafen von Suffolk, und Effingham, Stafford und Mulgrave, und die Seymours, Nachkommen des 1552 enthaupteten Protektors von England und mütterlichen Oheims Eduards VI., als Herzoge von Somerſet, die übrigen neuen herzoglichen Familien verdankten ihre Erhebung ihren Verdienſten um die Wiederherſtellung Karls II., wie Monk, Herzog von Albemarle, Maitland, Herzog von Lauderdale, Butler, Herzog von Ormond (ſämmtlich ausgeſtorben); noch in größerer Zahl aber dem Eifer, welchen ſie dem Könige Wilhelm und den beiden erſten Monarchen des Hauſes Hanover bewieſen. Seit der Thronbeſteigung König Wilhelms bis zum Tode Königs Georgs VI. wurden 18 engliſche und 7 ſchottiſche Peers zu Herzögen ernannt. Georg III. aber, unter deſſen Regierung doch mehr neue Peers geſchaffen wurden, als unter den vier vorhergehenden Regierungen zuſammengenommen, hatte darunter bisher keinen einzigen neuen Herzogstitel vergeben, indem der Herzog von Northumberland, der durch die weibliche Linie von den alten Percy's abſtammte, doch nur die Erneuerung einer alten Würde jenes Hauſes erhalten hat.

Es iſt nämlich unter dieſer Regierung der alte Grundſatz wieder angenommen worden, die herzogliche Würde als einen beſonderen Vorzug der Prinzen vom Geblüte zu betrachten, und daher ſind

die Herzöge von Groenwich (Campbel), Cleveland und Southampton (Fitzroy), Bolton (Powlett), Buckinghamshire (Sheffield), Montagu (Montagu), Kent (Grey), Ancaster (Bertie), Wharton (Wharton), Chandos (Bridges), Kingston (Pierrepont), Schomberg und Bridgewater (Egerton) ausgestorben, ohne daß, wie früher öfter geschah, die noch fortdauernden Seitenlinien jener Häuser, z. B. die Marquis von Wincheſter, die Grafen von Sheffield, von Bridgewater, von Bindſaor, die Lords Southampton u. a. eine Erneuerung der herzoglichen Würde erhalten hätten. Nur für ein ſo ausgezeichnetes Verdienſt, wie das, welches ſich der Held Wellington erworben hat, wurde eine Ausnahme gemacht, und er unter dem 3. Mai 1814 zum Herzog von Wellington erhoben.

Die jetzigen Herzöge ſind nach dem Alter ihrer Würde folgende: I. Engliſche 1) Norfolk (Howard, 1483). 2) Somerſet (Seymour, 1547.) 3) Richmond (Lennox, 1675, Herzog von Lennox in Schottland und ehemals von Aubigny in Frankreich.) 4) Grafton (Fitzroy, 1675.) 5) Beaufort (Somerſet, natürliche Nachkommen des letzten Herzogs von Somerſet aus dem alten, von Herzog Johann von Lancaſter, Sohn Königs Eduards III. geſtifteten Hauſe Beaufort, 1682.) 6) St. Albans (Beauclerk, 1684.) 7) Leeds (Osborne, 1694. Der Stifter dieſes Hauſes, Eduard Osborne, war Kaufmannsdiener, rettete die einzige 9jährige Tochter ſeines Herrn aus der Temſe, bekam ſie dann mit einem großen Vermögen zur Ehe, wurde 1583 Lord-Major von London, und ſein Urenkel für ſeine Mitwirkung bei der Revolution von 1688 erſter Herzog von Leeds.) 8) Bedford (Ruſſel, 1694. Der erſte Herzog war ein Großneffe des unter Jakob II. enthaupteten Lords William Ruſſel, den man als einen Märtyrer der engliſchen Freyheit betrachtete, und ein Sohn Eduards Ruſſel, eines der vornehmſten Theilhaber an der Entthronung der Stuarts.) 9) Devonſhire (Cavendiſch, eine normänniſche Familie, 1694. Der Eingang des Patents für den erſten Herzog iſt in der That merkwürdig: „König und Königin könnten nicht weniger für einen Mann thun (heißt es darinn), welcher in einem verdorbenen, und in die niedrigſte Schmeicheley verſunkenen Zeitalter, ſtandhaft den Sitten der Vorfahren treu geblieben wäre, und ohne ſich weder durch Lockungen noch Drohungen eines trugvollen Hofes je bewegen zu laſſen, ſondern eins wie das andere verachtend, ein treuer Verfechter der Freyheit immer nur für das Geſetz thätig geweſen ſey." Wie viele unſerer neueren Großen könnten wohl ſolche Beweggründe ihrer Standeserhöhung aufweiſen, die Fürſten des Jahres 1814 ausgenommen!) 10) Marlborough (Spencer, 1702. Nachkommen der zweiten Tochter des berühmten John Churchill, erſten Herzogs von Marlborough.) 11) Rutland (Manners, 1703.) 12) Brandon (Herzog von Hamilton in Schottland) 13) Portland (Bentink, 1716. Eine holländiſche Familie, deren Stifter mit K. Wilhelm III. erzogen worden, und mit ihm durch die innigſte Freundſchaft verbunden war. Er kam mit nach England, und wurde Graf, ſein Sohn Herzog von Portland). 14) Manchester (Montagu, 1719.) 15) Dorſet (Sackville 1720) 16) Newcaſtle under Line (Clinton, eine normänniſche Familie, welche ſich in die der Polhams, Herzöge von Newcaſtle einheirathete. 1756.) 17) Northumberland (Percy, welchem Hauſe ſie aber nur von der weiblichen Seite angehören, da die alten Percy's, die einſt Heinrich IV. ſo viel zu ſchaffen machten, im Jahre 1670 mit Joſſelye von Percy erloſchen ſind. Durch ſeine Tochter und Erbin kam der Titel ſeines Hauſes erſt an die Herzöge von Somerſet und von ihnen an Hugo Smithſon, Gemahl der Erbtochter Herzogs Algernon Seymour von Somerſet. Das Herzogthum ward 1756 erneuert.) II. Schottiſche Herzöge. 1 Hamilton (Hamilton, in den älteren Zeiten Hambleden, eine normänniſche Familie, deren Ahnherr eines Mordes wegen im J. 1323 nach Schottland

flüchtete, und dort zu so hohem Ansehen kam, daß seine Nachkommen in mehreren Zweigen als Grafen Haddington, Clankreßil, Arran u. s. w. blühten, einer aber 1543 zum Vormund der jungen Königin Maria und zum nächsten Erben des Reichs erklärt wurde. Doch auch dieser Familie gehören die jetzigen Herzöge nur durch Heirath an, indem William Douglas die Titel und Würden dieses Zweiges des Hauses Hamilton in der Mitte des 17. Jahrhunderts erheirathete.) 2) Buccleugh (Scot, Nachkommen des Herzogs James von Monmouth, eines Sohns K. Karls II. von Lucie Crafts, welcher den Namen Scot von seiner Gemahlin, einer Erbtochter der Grafen von Buccleugh, annahm, 1673.) 3) Lennox (Richmond in England.) 4) Gordon (Gordon, eine alte schottische Familie, 1684.) 5) Argyll (Campbell, 1701.) 6) Atholl (Murray, 1705. Diese Familie hatte zuletzt die Souveränität der Insel Man, bis sie im J. 1765 von der Regierung abgekauft wurde.) 7) Montrose (Graham, die ihr Geschlecht bis zum Ritter Graeme, Feldherrn der Scoten im 5. Jahrhundert, hinaufführen, 1707.) 8) Roxburgh (Ker, 1707.) III. Irland hat einen einzigen Herzog, Fitzgerold, Herzog von Leinster, dessen Geschlecht italienischen Ursprungs ist, und ehedem Offalei hieß, sich aber in England und besonders in Irland sehr ausbreitete, bis unter Heinrich VIII. einer davon, Thomas Graf Kildare sich zur Empörung verleiten ließ, und dadurch zur Ausrottung seines ganzen Geschlechts Veranlassung gab. Nur ein Knabe von 13 Jahren wurde durch seine Amme gerettet, und der Stammvater einer zahlreichen Nachkommenschaft.

Die nächste Stufe des hohen Adels ist die Würde des Marquis, welche Richard II. zu Gunsten seines Günstlings Robert de Vere, Grafen von Oxford, einführte. Dieser blieb lange ziemlich selten, zu Ende Georgs I. war kein englischer, und nur 3 schottische und 1 irländischer Marquis vorhanden. Jetzt hingegen zählt man 15 englische, 3 schottische und 9 irländische Marquis, wovon 22 von Seiner jetzt regierenden Majestät zu dieser Würde erhoben worden sind.

Hierauf folgen die Grafen, deren Würde älter ist, als die der Barons, da letztere erst mit der neuen Lehnseinrichtung, welche Wilhelm der Eroberer in England machte, dahin gekommen ist, Grafen aber schon vorher da waren. Noch nach der Eroberung war die Grafen-Würde mehr ein Amt, als erblicher Titel, und war mit einer Art Besoldung verknüpft, indem der Graf den dritten Theil der Gerichtsgebühren seiner Grafschaft bezog. Die Grafen führten daher in jenen Zeiten keine Zunamen, und diejenigen, welche König Stephan ohne Grafschaft gemacht hatte, wurden falsche Grafen genannt, und von Heinrich II. wieder ihrer Würde beraubt. Unter Jakob I. wurden auch diese Grafen häufiger, da ein großer Theil des alten englischen Adels in den Kriegen der Häuser York und Lancaster umgekommen war, und Jakob zum großen Verdruß der Uebriggebliebenen die Verleihung neuer Adelswürden zu einer Finanz-Spekulation machte, und überhaupt wird in den neuern Zeiten dieser Titel nicht mehr, wie ehedem, von Orten und Gütern, sondern mit einem willkührlichen Namen verliehen, wie die Grafen Nelson, Skt. Vincent (von dem Vorgebirge Skt. Vincent, bei welchem Admiral Jervis die spanische Flotte schlug) u. a. Der englische Name Earl ist dänischen Ursprungs, die Sachsen sollen dafür das Wort Ealdermann gehabt haben. Jetzt hat England 96, Schottland 41, und Irland 79 Grafen, und davon haben dem jetzigen Könige 38 englische und 52 irländische ihre Erhebung zu verdanken. Vor beinahe 100 Jahren, zu Ende der Regierung Georgs I. waren in England 74, in Schottland 70, und in Irland 26 Grafen vorhanden.

Der Titel Viscount ist wieder jüngeren Ursprungs. König Heinrich VI. vergab denselben zuerst. Im Jahre 1722 waren 15 englische, 14 schottische, und 54 irländische vorhanden, deren Zahl gegenwärtig 23 englische, 4 schottische und 51 irländische beträgt.

Die letzte Stufe des hohen Adels machen die Baronen aus. Die ältesten waren Lehnsbesitzer, die alle gleiches Recht hatten. Unter Heinrich III. und Eduard I. aber bildete sich eine Auswahl derer, die in das Parlament berufen wurden, um als Räthe des Königs „mit ihm und den Prälaten, Edlen und Peers des Königreichs über einige wichtige und dringende Angelegenheiten zu handeln und Rath zu geben" (so heißt es in den königlichen Berufungsschreiben.) Diejenigen nun, welche in den frühern Zeiten durch solche Berufungsschreiben (writs of summons) mit der Würde eines Peers bekleidet wurden, genießen das besondere Vorrecht, daß ihre Baronieen auf alle Erben ohne Unterschied übergehen, da diejenigen, welche durch königliche Patente in den Stand der Peers erhoben werden, diese Würde nur auf ihre eigenen männlichen Nachkommen, und die in dem Patente besonders benannten Personen vererben. Die Erbtöchter der alten Baronieen, oder welche es durch königliche Patente geworden sind, heißen dann Peeresses in her own right. Gegenwärtig zählt man 139 englische, 23 schottische und 82 irländische Barons, unter welcher Zahl aber mehrere doppelt vorkommen, weil sie Peers zweyer, oder der drey Reiche zugleich sind.

Um nun bei den historischen Gesichtspunkten noch etwas zu verweilen: so ist schon erwähnt worden, wie sehr die Zahl der Peers, besonders unter der jetzigen Regierung, vermehrt worden ist. Freylich sind auch seit 1760, nicht weniger als 90 englische, 17 schottische, und 73 irländische Titel erloschen, dagegen aber in diesem Zeitraume 258 englische, und 243 irländische wieder verliehen worden. Schottische werden seit der staatsrechtlichen Verbindung Schottlands mit England zu einem Reiche nicht mehr vergeben. Dadurch ist die Zahl der Peerschaften (nicht grade der Peers, weil einige mehr als eine Peerschaft besitzen) gegenwärtig auf 591 (nämlich 26 Herzöge, 28 Marquis, 217 Grafen, 78 Viscountes, und 244 Barone) angewachsen, da sie zu Ende der Regierung Georgs I. nur 442 (nämlich 38 Herzöge, 5 Marquis, 170 Grafen, 83 Viscounts und 146 Barone) betrug. Zu welcher Zahl neuerlichst wieder ein Herzog und mehrere ausgezeichnete Generale als Peers hinzugekommen. Indessen haben diese Peers bei weitem nicht alle Sitz und Stimme im Parlamente, welches, nachdem auch Irland im Jahre 1802 mit Großbritannien vereinigt wurde, den Namen und Charakter eines Reichs-Parlaments angenommen hat; sondern von den 89 schottischen Peers haben nur 16, und von den 182 irländischen 28, vermöge der Unionsverträge mit beiden Ländern, in demselben Sitz und Stimmen, so wie auch die 11 katholischen ihr Stimmrecht nicht ausüben können. Und wenn man erwägt, welche Erweiterung die großbritannischen Nebenländer seit der Thronbesteigung des jetzigen Königs erhalten haben, die auch den Besitzthum der Einwohner des Hauptlandes vermehren (bei Einführung der Einkommentaxe gab ein Herr Thomas Beckford seine Einkünfte, meist aus den Kolonien, auf jährlich 170,000 Pf. Sterling an), so wird man diesen Zuwachs der erblichen Volksrepräsentanten nicht unverhältnißmäßig nennen können. Auch kann gerade die Vermehrung dieser Klasse der Volksvertreter, welche aus unabhängigen, wohlhabenden Männern besteht, den Wahn widerlegen, als neige auch England sich zur uneingeschränkten Königsherrschaft, welchen man in den ältern politischen Schriften so häufig, und selbst bei einem Denker wie Hume, antrifft. Denn obwohl auch in England dem Oberhause des Parlaments häufig der Vorwurf gemacht wird, daß es den Ministern des Königs nicht immer den angemessenen Widerstand entgegensetze: so kommt dieß doch wohl hauptsächlich daher, daß das Unterhaus doch der Schauplatz der Hauptdebatten bleibt; auf alle Fälle aber wird es der Regierung in dem Verhältnisse, in welchem die Zahl der Parlamentsglieder zunimmt, auch schwerer werden müssen, ihren Einfluß durch die gewöhnlichen Mittel der Pensionen und anderer Begünstigungen zu behaupten.

Es ist oben schon erwähnt worden, daß der Peerstitel nebst den damit verknüpften Gütern immer nur auf den ältesten Sohn oder Seitenerben

übergeht. Die jüngern Söhne haben zwar einen ausgezeichneten Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, indem die jüngern Söhne der Herzöge unmittelbar nach den ältesten Söhnen der Grafen und vor den Viscounts stehen: allein sie gehören dennoch nur zu dem niederen Adel, und ihre Nachkommen verlieren sich ganz in der Masse der Gemeinen. Allein weit entfernt, daß diese Einrichtung der Fortdauer der Familien nachtheilig wäre, so scheint grade in ihr dasjenige zu liegen, was den englischen Adel vor allen andern Ländern vortheilhaft auszeichnet. Während der älteste den Glanz des Hauses durch ein reichlicheres Besitzthum und seine Peerswürde aufrecht erhält, verhindert die jüngeren kein Vorurtheil des Standes, irgend eine Beschäftigung zu ergreifen, welche ihrem Talent angemessen ist. Man sieht daher die Seitenverwandten des hohen Adels in allen Klassen der Nation; der größte Theil der jüngern Söhne aber widmet sich doch denjenigen Ständen, in welchen das Verdienst sich den Weg zu neuen Ehrenstellen und Würden brechen kann, und da hier nicht Geburt, sondern bloß eigene Thätigkeit gilt, so kommt in der Regel eine sehr sorgfältige ihrem gewählten Berufe angemessene Erziehung dem Ehrgeize, den die Erinnerung an die Vorfahren weckt, zu Hülfe. Daher sind auch die Fälle nicht selten, daß die Verdienste des jüngern Bruders ihn bei weitem höher heben, als der ältere durch das Glück der Geburt erhoben werden ist, und die engl. Geschichte nennt in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes glänzende Namen solcher jüngern Söhne. Aus der großen Zahl derselben heben wir nur einige aus. So war der große Staatsmann William Pitt, nachher Graf Chatham, der zweyte Sohn des Baronets Robert Pitt, und unter seinen eigenen Söhnen wiederholte sich dasselbe, da sein jüngerer Sohn William schon im 22. Jahre wieder auf der Stelle stand, wo sein edler Vater geglänzt hatte. Zwei und zwanzig Jahre war er erster Minister, und sorgte für sich so wenig, daß die dankbare Nation ihn auf öffentliche Kosten begraben und seine Schulden bezahlen ließ. Eben so war Pitts gleich großer Gegner, Karl Jakob Fox, der zweyte Sohn des Lord Holland, und dieser, der unter König Georg II. im Ministerio war, ebenfalls der jüngere Sohn seines Vaters und Bruder des ersten Grafen von Ilchester. Auch Karl Jakob Fox konnte, da er seine Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten niederlegte, im Parlamente sagen: Hier stehe ich, arm wie ich war! — So war auch Spencer Percival, welcher als erster Minister im Jahr 1812 durch einen Meuchelmörder ums Leben kam, der jüngere Bruder des Grafen Egmont; der Lord Oberrichter, William Murray, Graf Mansfield, welchen England für einen seiner größten Rechtsgelehrten aller Zeiten erklärt, und dessen Name noch jetzt (er starb 1793) mit Ehrfurcht genannt wird, war der jüngere Sohn des Viscount Stormont; der gewesene Großkanzler von England Thomas Erskine, Lord Erskine (welcher diese Würde keineswegs durch die Vortheile seiner Geburt und Familienverbindung erlangte, denn als eines der eifrigsten Mitglieder der Opposition, und vornemlich als Vertheidiger des heftigen Republikaners Thomas Paine, war er lange Zeit dem Ministerio verhaßt), ist der dritte Sohn des Grafen von Buchan und um diese Reihe, welche sehr verlängert werden könnte, mit einem recht erlauchten Beispiele zu schließen, auch der treffliche Wellington, der Fabius unserer Zeit, ist der jüngere Sohn des Grafen von Mornington. So vereinigt die Reihe der jüngern Söhne aus den edeln Geschlechtern Alles in sich, was Großbritannien Großes und Ausgezeichnetes hervorgebracht hat. (Beschluß folgt.)

Naturkunde.

Alpen- und Uebergangs-Kalkstein.

Im 4ten Bande der Mollischen Jahrbücher zeigt Herr Utlinger in Sonthofen, daß der Uebergangskalk vom Alpenkalksteine, wesentlich verschieden sey. Letzterer ist in den Bayerischen und Schwäbischen Alpen auf den Uebergangskalk gelagert und wird auf der Geisalpe, unweit Sonthofen vom Flötzgrünsteine bedeckt.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 14. März.

Pillen von meinem Arzte, mit unter vergoldet.

(Fortsetzung von No. 47. 1815.)

30te Pille. Die Augen mit und ohne Brillen.

1. Die Brillenmode hat schon viele gesunde Augen geschwächt und wird noch mehrere verderben. Nur ein hoher Grad von Kurz- oder Fernsichtigkeit, eine durch große Anstrengung oder Verschwendung der Sehkraft in der Jugend herbeigeführte Gesichtsschwäche kann den Gebrauch der Brillen höchst nöthig machen; aber öfters wird man sie wieder bei Seite legen können, wenn man sie nicht gleich Anfangs zur unzertrennlichen Gefährtinn sich erkohren hatte.

2. Jedes vollkommen gesunde Auge muß die kleinsten Gegenstände wenigstens in einer Entfernung von 20 Zoll deutlich erkennen. Muß es aber, um dieselben zu erkennen, sie weiter entfernen, so ist es fernsichtig; dagegen kurzsichtig, wenn es sie näher rücken muß.

3. Kurzsichtige, bei denen das Auge und die Hornhaut besonders sehr gewölbt ist, die nicht über 10 Zoll von den Augen entfernte Schrift lesen können; die nur äußerst klein und compreß schreiben, und, wenn sie groß schreiben, die Sicherheit der Hand und die Form der Buchstaben verlieren, die dabei in der Dämmerung die kleinste, sehr nahe an das Auge gehaltene Schrift lesen können, die keinen über zwei Schritte von ihnen entfernten Menschen erkennen, die, wenn sie einem wenige Schritte von ihnen entferntem Gegenstande ausweichen wollen, die Augenliedspalte schließen — diese Kurzsichtigen bedürfen allerdings einer Brille. Wählen sie aber gleich anfangs eine zu scharfe Brille oder legen sie dieselbe nicht wieder ab, so wird die Kurzsichtigkeit zunehmen. Dagegen hat man Erfahrungen, daß die Kurzsichtigen, die in der Jugend gar keine oder sehr selten eine Brille tragen, gegen das 30te Jahr und später die Kurzsichtigkeit zu verlieren anfangen, sobald nur diese in keiner angebornen Verbildung des Auges begründet ist. - Jenes ist besonders dann der Fall, wenn die gewölbte Hornhaut etwas flächer wird und das Auge fleißig in freier Luft geübt und angestrengt worden ist, und dabei nichts auf den Körper eingewirkt hat, was die Energie der Lebenskraft im Allgemeinen herabsetzen könnte.

Zuweilen können sehr junge Kurzsichtige durch allmähliges Zuschreiten in der Concavität der Brillen und Entwöhnen von denselben dahin gebracht werden, daß ihnen Brillen ganz entbehrlich werden.

Für Kurzsichtige ist eine hohlgeschliffene Brille, mit der sie in der Entfernung von 20 Zoll die kleinste Druckschrift deutlich und fertig lesen können, die angemessenste. Aber dergleichen Personen dürfen nicht viele Brillen auf einmal probiren, weil das Auge, das bei jeder Brille den Durchmesser seiner Pupille ändert, dadurch zu sehr ermüdet wird, und man dann leicht eine Brille wählt, die für das Auge nichts taugt. Für jedes Auge muß eine eigne, passende Brille gewählt

werden, sonst entsteht Schieler oder Doppelsichtigkeit.

4. Der Grund der Erscheinung, daß von beiden Augen nicht beide einerlei Focus haben, daß es überhaupt wenige Menschen giebt, die mit beiden Augen in vollkommner, gleicher Entfernung deutlich sehen, liegt nicht sowohl in der Verschiedenheit der Urbildung beider Augen, als in einer allmählig und unvermerkt sich einschleichenden übeln Gewohnheit bei dem Gebrauche der Augen.

5. Zur Fernsichtigkeit sind besonders gesunde Augen geeignet, die einen sehr weiten Focus haben. So wie bei Kurzsichtigen sich die Lichtstrahlen vor der Markhaut in einem Brennpunkt vereinigen; so findet bei Fernsichtigen das Gegentheil statt. Die Lichtstrahlen fallen zerstreut auf die Markhaut, vereinigen sich hinter ihr erst in einem Brennpunkt, und das Bild des Objekts kommt daher nicht deutlich auf der Markhaut zu Stande. Fernsichtige müssen den Gesichtspunkt über 20 Zoll von den Augen rücken, wenn sie sehen wollen, wünschen sich immer mehr Licht bei der Arbeit, halten daher des Abends die Schrift hinter das Licht, um lesen zu können. Kleine, glänzende, hellgefärbte Gegenstände scheinen bei anhaltender Betrachtung in einander zu fließen und werden höchst undeutlich. Die Augen selbst werden bei der geringsten Anstrengung so müde, daß man auf andre Gegenstände blicken muß, und das Sehvermögen ist des Morgens so schwach und stumpf, daß es erst nach einigen Stunden, wo Luft und Licht auf das Auge einwirkten, die gewohnte Schärfe wieder erhält. Dann ist keinen Augenblick der Gebrauch einer gewölbten Brille zu verschieben, mit der man in der Entfernung von 20 Zoll die kleinste Schrift deutlich lesen kann.

31te Pille. Wann soll man sich der Brille bedienen?

Dann, wenn der Gesichtspunkt dem Auge auffallend näher rückt, wenn man die kleinen Gegenstände, um sie deutlich zu sehen, dem Auge viel näher bringen muß — wenn bei jeder anstrengenden Arbeit eine lästige Spannung in der ganzen Augengegend eintritt, und auch nachher eine Zeitlang fortdauert, wenn dazu eine merklich zunehmende Wärme der Augenlieder und eine auffallende Beschwerde, die Augenliedspalte weit genug zu öffnen, sich gesellt — wenn oft unwillkührlich unter einer sehr unangenehmen Empfindung Thränen in die Augen treten — wenn gleich nach jeder bedeutenden Arbeit der Augen ein mäßiger aber betäubender Kopfschmerz eintritt, der vorzüglich in der Augenbraunengegend das Gefühl einer drückenden Last erzeugt — wenn, wie es oft bei blonden, jungen, vollblütigen Subjecten geschieht, nach jeder Arbeit die Ränder der Augenlieder auffallend wulstiger und roth werden, und im Weißen des Auges viele strotzende Blutgefäße erscheinen — wenn bei jeder bedeutenden Anstrengung der Augen ein dünner Nebel die Gegenstände umhüllt, und wenn man die Augenlieder nicht sogleich schließt, ein Schwindel erfolgt. — Die Zunahme dieser Erscheinungen verhütet man durch Ruhe, und eine nur mäßige Beschäftigung des Auges, durch Wechsel in den Arbeiten des Auges, durch abwechselndes Schließen der Augenlieder bei der Arbeit, um dem Auge momentane Erholung zu schaffen, durch Meidung jedes heftigen Andrängens des Blutes zum Auge und durch Fußbäder — durch Erquickung der Augen mittelst des Anblicks lieblicher Gegenden und frischer Wiesen, und dadurch, daß man bei dieser Gesichtsschwäche nicht gleich des Morgens bei dem Erwachen, oder des Mittags nach dem Essen mit dem Auge arbeitet.

32te Pille. Wie müssen die Brillen beschaffen seyn?

Alles kommt darauf an, daß der Schwachsichtige eine vollkommen passende Brille finde, wenn er nicht der Blindheit, oder wenigstens einer völligen Unbrauchbarkeit seiner Augen zu ernstlichen Geschäften entgegen eilen will. Passend wird die Brille seyn, wenn sie aus einem sehr dicken reinen Plan- oder Flachglase verfertigt ist und daher gar nicht oder kaum vergrößert, sondern

die Gegenstände nur klar und deutlich zeigt; so daß der Schwachsichtige mittelst derselben jeden, auch den kleinsten Druck in der Entfernung von 20 Zoll leicht und fertig zu lesen im Stande ist, und wenn er nach dem Gebrauch der Brille niemals eine Ermüdung der Augen gewahr wird. Immer bleibt es Regel, sich der Brillen nur in Nothfällen und bei eigentlichen Augenarbeiten zu bedienen, doch nicht bei solchen Beschäftigungen, wo man die Gegenstände abwechselnd bald näher, bald weiter vor sich hat.

Merkmale jeder guten Brille.

1) Muß sie alle Gegenstände in ihrem gewöhnlichen Zustande, die Buchstaben eines Buchs recht schwarz und deutlich darstellen und das Auge auf keine Weise angreifen.

2) Sie muß rein im Glase, ohne Körnchen, Streifen, Luftblasen ꝛc. seyn und auch so, mittelst eines Futterals, erhalten werden.

3) Sie muß von gleicher Dicke seyn. Dies prüft man durch den Dickzirkel an mehreren Stellen, oder man hält sie schräge gegen gedruckte Schrift und sieht, ob die Buchstaben am Rande der Brille eben so groß als in der Mitte erscheinen. Die Hohlbrillen nehmen indessen in der Dicke vom Umfang an gegen den Mittelpunkt gleichmäßig ab; der umgekehrte Fall ist bei den gewölbten, welche in der Mitte am dicksten sind.

4) Die Brille muß so groß seyn, daß sie das ganze Auge bedeckt, damit dies ja nicht neben dem Glase hinaus blicken könne.

5) Sie muß Bügel haben, 1) damit sie nicht verwechselt werden könne, und die eine nicht bald auf dieses bald auf jenes Auge gebracht werde, 2) damit die Nase nicht geklemmt werde, was nachtheilig aufs Auge zurückwirkt, 3) damit sie nicht so leicht sich verrücke oder gar herabfalle.

6) Alle gefärbten Brillen sind schädlich, besonders auch die grünen.

33te Pille. Das klimakterische Jahr oder die Alterkrankheit, von einigen Tabes senilis genannt.

Die ältern Aerzte behaupteten, es gebe bestimmte Jahre des Alters, in denen der Gesundheitszustand, die ganze Constitution vorzüglich, oft einen Stoß erhalte und in Verfall gerathe, was nicht nur als Kränkeln unter manichfaltigen Zuständen sich äußere, sondern auch eine Geneigtheit gebe, nach den hinzukommenden Veranlassungen in verschiedenartige Krankheiten zu verfallen. Wären diese Jahre, besonders das 49ste und 63ste vorüber, so erlange der Körper neue Kraft und könne schädlichen Einwirkungen mehr widerstehen. Der berühmte Londner Arzt, Baronet Halford, welchen ein vorzügliches Vertrauen des königlichen Hauses als deren Leibarzt ehrt, nimmt einen andern Gesichtspunkt. Er meint, so wie es Krankheiten der Entwicklung für die früheren Jahre gebe, finde man auch eine Krankheit des Verfalls des menschlichen Körpers im Alter. Er gesteht indeß ein, daß diese Altershrankheit nicht in so kenntlichen Zügen hervortrete, als die Entwickelungskrankheiten, und auch oft ausbleibe. Man könne die Frage aufwerfen, ob der Zustand mehr eine Krankheit oder nur eine Abnahme der Stärke und ein Verfall der natürlichen Kräfte sey. Man erhole sich ja von diesem Zustand oft wieder und lebe dann noch Jahre durch. Zwischen 50—75 Jahren trete dieser Zustand hervor, den er als eine besondere Krankheit betrachtet. Es ist, als wenn das Fleisch den Alten vom Leibe falle, ohne eine zu erforschende Quelle der Erschöpfung; der Puls wird schneller, und im ganzen Gesichtseindrucke geht eine sehr große Veränderung vor. Dieses Uebel schleicht oft so heran, daß der Kranke sein Entstehen kaum bemerkt. Er findet nur, daß er bei Allem leichter ermüdet und abmagert, aber kann über nichts Wesentliches sich beklagen. Im Lauf der Zeit verliert sich sein Appetit merklich, seine Nächte sind schlaflos, oder der Schlaf ist unerquickend. Sein Gesicht verfällt sehr merklich, oder ist vielleicht aufgeschwollen.

Die weißliche Zunge gesellt sich zu der Vermuthung, daß man ein Fieber habe. Auf näheres Befragen erfährt man, daß der Patient zu Zeiten Schmerzen im Kopf und in der Brust fühlt, daß seine Beine eine Neigung zeigen, geschwulstig

arzuleuten, und daß er trägere Leibesöffnung hat als gewöhnlich. Schwindel und Schmerzen in mancher Theilen des Körpers, die sich aber nicht wie rheumatische verhalten, und mehr dem Lauf der Nerven als der Muskeln folgen, sind auch oft da. Im letzten Zeitraume dieser Krankheit scheint der Magen sein ganzes Verdauungsvermögen verloren zu haben; die Abmagerung geht immer weiter; die untern Gliedmassen sind sehr geschwollen, bei Tage findet die höchste Unruhe statt, und des Nachts fehlt aller Schlaf; der Geist sinkt tief und faßt für nichts mehr Interesse. Der Tod erfolgt endlich sehr sanft. Ist es so weit nicht gekommen, und die Krankheit wird überstanden, so erhält doch die Constitution nie ihre volle Kraft wieder, und das Gesicht erlangt nicht seinen vorigen Ausdruck und Umfang. Selten ist das Uebel so einfach und nur bei solchen, die vorher ganz gesund waren; gewöhnlich gesellen sich andere Krankheiten dazu, und daher verkannte man die Selbstständigkeit jenes Krankheitszustandes. Derselbe verbindet sich mit stattfindenden organischen Fehlern (der übereilte üble Verlauf dieser, und ein eigenthümlicher Gesichtsausdruck sind die Zeichen, daß eine Complication mit der klimakterischen Krankheit statt findet), versteckt sich hinter periodischen Reizungen, denen der Kranke unterworfen ist, oder nimmt die Larve einer zufälligen Krankheit an, als z. B. eines Catarrhs, der statt sich zu verlieren, immer bedenklicher wird. Waren die Kranken vorher öftern Anfällen der Gicht unterworfen, so erhalten sie nun solche, welche nur unvollkommen zu Stande kommen, sich sehr in die Länge ziehen, und nach ihrer Endigung keine Verbesserung der Gesundheit hinterlassen u. s. w. Männer werden häufiger von dieser Krankheit befallen als Weiber. Verkältung ist die häufigste Gelegenheitsursache, welche den Ausbruch begünstigt; überhaupt wenn der Körper zu einer solchen Veränderung hinneigt, so bringt sie alles zu Stande, was fieberische Reizung veranlassen kann, so wie auch Mangel an Ruhe, ein unmäßiger Genuß, irgend ein Fall, eine spät geschloßne Ehe, vor allem aber Angst und Kummer. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß dieses Uebel mit einem Mangel der Energie des Gehirns selbst, und mit einer unregelmäßigen Unterstützung des Herzens vermittelst der Nerven zusammenhängt. Alles was zu sehr schwächen kann, ist sehr schädlich. Machen Congestionen Verminderung der Blutmasse nöthig; so muß man statt einer Aderlaß locales Blutentziehen wählen, und die wärmern Purgiermittel verdienen den salzigten vorgezogen zu werden.

34te Pille. Scheintod.

Drei Ursachen können den Scheintod herbeiführen: 1) der Mangel einer zum Athmen tauglichen Luft. 2) Verhindertes Athemholen. 3) Unterdrückte oder erschöpfte Lebenskraft. In der neuern Geschichte der Menschheit glänzen erst Männer, welche Rettungsanstalten gegen den Scheintod zu ihrem vorzüglichen Berufe zählten. Man denke an London, Hamburg, Prag, Wien und unsern nur zu früh verblichnen Berthold.

Daß der Eifer nicht erkalte und der Glaube an die hier drohende Gefahr nicht lau werde, wenn ihn nicht immer auffallende Beispiele in die Hand geben! Man vergesse nicht die Geschichte der Gemahlinn des Obersten Roussel, welche nach acht ganzen Tagen, worinn sie kein Zeichen des Lebens von sich gab, beim Läuten einer Glocke zu sich kam. Jede Provinz sollte mehrere Rettungsgesellschaften zur sichern Förderung des großen Zwecks aufzuweisen haben! Es giebt nur ein sicheres, zuverläßiges Kennzeichen des Todes — das Eintreten der Verwesung. Bis dieses nicht erfolgt, gebe man die Hoffnung der Wiederbelebung nicht auf. Aber man übereile das Rettungsgeschäft nicht. Beharrlichkeit wird oft mehr ausrichten, als ungestüme Hitze; ein schwächerer Reiz es dem stärkern an guter Wirksamkeit zuvor thun. Auf zwei Hauptpunkte kommt es bei Wiederbelebung der Scheintodten an: 1) Auf Beseitigung der Ursachen. 2) Auf Erregung der gehemmten Thätigkeit in den Lebensbewegungen. Dazu ist das Daseyn gehöriger Vorbereitungsanstalten erforderlich, wie sie an mehreren Orten bereits durch Verbindung edler Menschenfreunde zu Stande gekommen.

Kohlensaures Gas, Kohlendampf, schädliche Brunnengasse (in diesem Falle war Begießen mit kaltem Wasser immer von vorzüglichem Erfolg) Wasserstoffgas, mephitische Dämpfe, heftige, gewürzhafte Gerüche, narkotische und Blumengerüche spielen hier eine große Rolle und lassen oft Menschen und Thiere durch ihre Luftvergiftung augenblicklich zu Grunde gehen. Aber auch der Reizbarkeit des Herzens scheinen mephitische Dämpfe nachtheilig zu seyn, und dadurch die Nerven der Lebenswerkzeuge gelähmt oder doch außer Thätigkeit gesetzt zu werden. Besonders scheint der Kohlendampf noch durch ganz andre Wege, als jene des Athemholens auf die Thiere zu wirken und denselben nachtheilig zu werden. Einst entfernten sich jählings hinter einander viele Damen und Herren von einer vornehmen Tafel mit blassem Gesicht, worauf sogleich bei allen Erbrechen und große Kraftlosigkeit erfolgte, ohne daß ein großer Theil der Uebrigen etwas litt oder am Athem bedrängt wurde. Auf Vergiftung war kein Verdacht; die einzige Wahrscheinlichkeit der Ursache lag im geheizten Ofen, denn die Scene fiel im Winter vor. Von den vielen Bedienten wurde keiner ergriffen, vermuthlich weil sie standen, die Gäste bei Tische aber saßen; da bekanntlich das kohlensaure Gas schwerer als Luft ist und herabsinkt. Vermuthlich war daher der ganze Organismus (nicht etwa blos die Lungen) der Sitzenden, weit mehr als bei den Stehenden vom giftigen Gase umgeben. Dieses muß ohne Zweifel durch noch etwas mehr als eine bloße Beschränkung des Athmens, jene fürchterlichen Zufälle und selbst den Tod herbeiführen; weil man in solchen Fällen keine Beengung der Respirations-Organe gewahrt, sondern vielmehr eine lähmungsähnliche Ohnmacht eintreten sieht, gegen welche die Natur durch freiwilliges Erbrechen gleichsam zu Felde zieht. Dieses bestätigt sich auch dadurch, daß solche nachtheilige Ursachen nicht auf eine gleiche Art auf alle Thiergattungen einwirken; was doch der Fall seyn müßte, wenn Beeinträchtigung des Athmungsprocesses der alleinige Grund des Uebels wäre. Dreifach schädlich wirken überhaupt mephitische Dämpfe aufs Leben ein. Sie bewirken bald einen symptomatischen Schlagfluß, bald augenblickliche Erstickung, bald auch Lähmung oder Nachlassung aller Reizbarkeit des Herzens und aller Empfindungen der Nerven.

Vor allen Dingen müssen solche mephitische Orte, worinn z. B. Scheintodte liegen und wohin sich Niemand ohne Lebensgefahr begeben konnte, gereinigt werden. Als Rettungsmittel solcher Scheintodten sind zu empfehlen: reine Luft, Bespritzen mit kaltem Wasser, halberhabne, sitzende Lage, Umschläge kalten Wassers um den Kopf mit Tüchern, Klystiere von Essig und Wasser (nicht von Tabaksrauch, der narkotisch einwirkt) Aderlässe (an der Drosselader bei aufgetriebenem Gesichte, bleifarbigem Ansehn — aber nicht bei schwächlichen blaß aussehenden Erstickten). Das Einblasen der Luft von Mund zu Mund ist in der Regel allen andern Maschinen und Methoden vorzuziehen. Sollte die Anwendung dieser gelindern Belebungsmittel nicht helfen; so bleiben noch Versuche mit Electricität und Galvanismus übrig.

Ersticken, Ertrinken, Erdrosseln, Erhenken und der Scheintod neugeborner oder erdrückter Kinder sind die Hauptfälle des Scheintodes, wegen verhindertem Athemholen.

Der Frost, Blitz, heftige Gehirnerschütterungen und Ausleerungen sind die vornehmsten Ursachen, wodurch die Lebenskraft unterdrückt oder erschöpft werden kann.

Wer sich gründlich, vollständig über diese Gegenstände unterrichten will, lese und studiere des vortrefflichen Frank fünften Band seines Systems der medicinischen Polizei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nüzliche Anstalten.

(Zum Neujahr an den Herausgeber.)

Ihres Grundsatzes eingedenk: — „Es wird immer besser in der Welt" weiß ich Ihnen zum neuen Jahreswechsel keine größere Freude zu machen, als, daß ich beikommenden Plan zu einer Königgrätzer theologischen Institutsbibliothek zur öffentlichen Bekanntmachung mittheile.

Es hebt mir das Herz, daß ich sagen kann: „Die Ausführung ist bereits im vollen Gange." Wie viel, unberechbar viel Gutes muß das heilsame Unternehmen wirken! — Ist nur erst der Hirt mit sich selbst einig, kennt er heilbringende Weiden und die Wege, auf denen sie zu finden ist; so wird er auch die Heerde nicht uneinig, sie eben so wenig auf dürren Gemeinsteppen sehen, noch weniger sie selbst darauf führen. So muß es also wieder auf einem nicht unbedeutenden Fleckchen der Erde besser werden. Ewig ist es doch wahr, dem Volke, das Gott segnen will, gibt er weise Vorsteher! Das Einzige, was Sie wünschen werden, und auch ich wünschte, ist; daß es möglich gemacht würde, den ganzen Nutzen dieser so ansehnlichen, an so mannichfaltiger, gedeihlicher Geistes-Nahrung so reichen Bibliothek auch den Schullehrern zukommen zu lassen.

K— in Oesterr. den 25. Dez. 1815.

Abschrift

des vom hochwürdigsten Königgrätzer bischöffl. Ordinariat genehmigten Planes der Königgrätzer theologischen Institutsbibliothek.

§. 1.

Der Zweck dieser Bibliothek ist überhaupt dahin gerichtet, denjenigen Theologen und Geistlichen, die sich durch eine wissenschaftliche und religiöse Lektüre bilden wollen, einen Weg zu öffnen, auf welchem sie das Bedürfniß der dazu erforderlichen Bücher auf eine minder kostspielige Art befriedigen können; hiedurch die intellectuelle und moralische Bildung der Diöcesan-Geistlichkeit zu befördern und alles das Gute zu erzielen, was sich bei Jünglingen und Männern, die sich einem gelehrten Stande gewidmet haben, von einer ihrem Berufe angemessenen Lektüre mit Grund erwarten läßt.

§. 2.

Insbesondere will man dadurch den Theologen, die am hiesigen Institute den theologischen Wissenschaften obliegen, Gelegenheit verschaffen:

a) die von ihren Professoren in den Kollegien empfohlenen Bücher selbst nachzulesen, und über theologische Lehrgegenstände, die sie besonders interessiren, weitläuftigere Belehrung einzuholen;
b) ihre Nebenstunden nützlich zuzubringen, und sich an eine ernsthafte, gründliche und ihrem künftigen Berufe angemessene Lektüre zu gewöhnen;
c) die bessern theologischen Schriften auf diesem Wege durch eigene Ansicht kennen zu lernen und sich zu verwahren, daß sie bei Anschaffung derjenigen Bücher, die einst ihre Handbibliothek ausmachen sollen, nicht so leicht Fehlgriffe machen.

§. 3.

Dem angeführten Zwecke gemäß ist diese Bibliothek eine theologische, daher wird sie vorzüglich nur solche Bücher enthalten, welche die theoretische und praktische Theologie, das Studium ihrer Quellen, der Bibel und Tradition, nebst ihren philosophischen, historischen und grammatischen Vorbereitungs- und Hilfswissenschaften behandeln, und entweder der gelehrten oder der populären Theologie angehören. Aber dafür wird sie das ganze Gebiet dieser Wissenschaften umfassen.

§. 4.

Da es heut zu Tage in allen Fächern der Theologie vortreffliche Werke katholischer Gelehrten in hinlänglicher Anzahl giebt: so werden in der Regel nur solche theologische Bücher in die Bibliothek aufgenommen, die von katholischen Schriftstellern verfaßt sind; ohne jedoch die bessern Werke akatholischer Gelehrten ganz auszuschließen. Nur wird bei der Aufnahme und dem Ausleihen der Letztern eine genauere Umsicht statt finden.

§. 5.

Die Geschäftsleiter dieser Bibliothek sind die jedesmaligen Professoren des Königgrätzer theologischen Instituts, denen die Auswahl und Anschaffung neuer Bücher überlassen ist, welche die Correspondenz und die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe führen, und an die man sich zu wenden hat, wenn man Bücher aus der Bibliothek erhalten, oder die erhaltenen zurückstellen will.

§. 6.

Die Oberaufsicht hat das hochwürdigste Königgrätzer theologische Studienrektorat, welchem die Bücherverzeichnisse, die Rechnungen und Kataloge zur Einsicht und Kommissirung vorgelegt werden.

§. 7.

Der Gebrauch der Bibliothek ist zunächst für die am hiesigen Institut studirenden Theologen; dagegen je-

des Individuum verpflichtet ist, jährlich am Ende des Schuljahrs fünf Gulden voraus zu entrichten.

§. 8.

Für diese jährliche Einlage werden den Theologen die verschiedenen theologischen Lehr- und Hilfsbücher, als die vorgeschriebenen Schulbücher, Bibeln, Handbücher, Grammatiken, Lexica u. dgl. für die ganze Zeit eines Lehrkurses zum Gebrauche in der Schule und zu Hause überlassen. Nebstdem ist ihnen gestattet, auch von den übrigen Büchern, die mit den in den Kollegien vorgetragenen Lehrgegenständen eine Verbindung haben, Gebrauch zu machen, und bei Zurückstellung des einen wieder ein anderes zu fordern.

§. 9.

Zum Abholen und Zurückstellen der Bücher wird für die hierortigen Theilnehmer eine besondere Stunde des Tages bestimmt; außer welcher in der Regel kein Buch verabfolget wird.

§. 10.

Wenn mehrere Theologen zu gleicher Zeit ein und dasselbe verlangen, welches in dieser Anzahl nicht vorhanden ist; so wird die Ordnung der theologischen Jahrgänge beobachtet. Wird aber ein bereits ausgeliehenes Buch von einem andern begehrt, so wird derjenige, der es eben besitzt, verbindlich gemacht, es längstens in der Zeitfrist von acht Tagen — vom Tage der ihm bekannt gewordenen Nachfrage angerechnet — zurückzustellen; ausserdem kann es länger vorbehalten werden. Allein am Ende eines jeden Semesters müssen alle unter die Theologen ausgeliehenen Bücher getreu eingeliefert werden.

§. 11.

Diejenigen, welche durch die ganze Zeit ihrer theologischen Studien die Pränumeration geleistet haben, erhalten die Begünstigung, daß sie, wenn sie aus den Studien austreten, einen Pränumerationsschein auf ein Jahr unentgeldlich beziehen können, wobei ihnen freigestellt wird, denselben einem armen Theologen unentgeldlich zu überlassen.

§. 12.

Für den nämlichen jährlich zu entrichtenden Pränumerationsbetrag von fünf Gulden können auch in und außerhalb Königgrätz befindliche Geistliche der Königgrätzer Diöces Bücher aus dieser Bibliothek zum Lesen erhalten, wenn sie die Besorgung der Gelegenheit auf sich nehmen.

§. 13.

Denjenigen Pränumeranten, welche nicht mehr am Institute den Studien obliegen, werden auch solche Bücher verabfolgt, die nicht in einem unmittelbaren Zusammenhange mit der Theologie stehen, sondern blos dazu dienen, sie mit dem Gange der Literatur in Bekanntschaft zu erhalten, ihre Welt- und Menschenkenntnis zu erweitern oder ihre anderweitige wissenschaftliche Bildung und Unterhaltung zu befördern.

§. 14.

Die auswärtigen Pränumeranten an Orten, wo die Gelegenheiten nach Königgrätz seltener sind, können 3—6 Bücher auf einmal verlangen.

§. 15.

Der Büchervorrath dieser Bibliothek besteht: a) aus der Bibliothek des bischöflichen Seminariums; b) aus der dem Institute geschenkten Bibliothek Sr. Excellenz des hochwürdigsten Fürstbischofs Maria Thaddäus Grafen von Trautmannsdorf; c) aus der dem Institute im Testament vermachten Bibliothek des ehemaligen Domdechants Augustin Helfert; d) aus den Privatbibliotheken der Professoren am Institute; endlich aus den von den jährlichen Pränumerationsgeldern angeschafften neuen Werken. Daher wird im Hauptkataloge der Bibliothek in einer eigenen Rubrik genau bemerkt, welcher Bibliothek oder welchem Eigenthümer ein jedes Buch angehört.

§. 16.

Die Professoren behalten sich das Recht vor, ihre zur Bibliothek geschlagenen Bücher jederzeit wieder zurückzunehmen. Dieses Recht behält auch jeder Andere, der aus seiner Privatbibliothek dem Institute einige Werke zum gemeinnützigen Gebrauche eine Zeitlang überlassen will.

§. 17.

Sollten der Bibliothek von großmüthigen Gönnern dieser Anstalt Bücher geschenkt oder vermacht werden, so wird der Name des Gebers in dieselben so wie in den Katalog als ein bleibendes Denkmal eingetragen.

§. 18.

Der Katalog der Bibliothek wird den sämmtlichen Pränumeranten jährlich mitgetheilt. Daraus können sie sich diejenigen Bücher anmerken, welche sie lesen wollen, und dieses Verzeichniß den Geschäftsleitern einhändigen; damit, wenn ein angesuchtes Buch eben verliehen wäre,

ein anderes in diesem Verzeichnisse bemerktes, welches eben vorhanden ist, verabfolgt werden könnte.

§. 19.

Der Ertrag der jährlichen Einnahme wird jederzeit ganz für diese Bibliothek, vorzüglich auf Anschaffung neuer Werke verwendet werden.

§. 20.

Die Büchervorschläge werden durch gemeinschaftliches Einverständniß der Professoren gemacht; wobei jedoch den Pränumeranten freigestellt ist, den Geschäftsleitern schriftlich anzuzeigen, welche Bücher sie künftig für die Bibliothek angeschafft wissen möchten; auf welche Aeußerung jederzeit vorzügliche Rücksicht wird genommen werden.

§. 21.

Ueber die Einnahme und Ausgabe wird genaue Rechnung geführt, und jederzeit dafür Sorge getragen werden, einerseits den vorgesetzten Zweck zu erreichen, andererseits den gerechten Forderungen der jedesmaligen Pränumeranten zu entsprechen.

§. 22.

Es wird bei der Bibliothek ein eigenes Buch geführt, in welches der Name desjenigen, der sich ein Buch ausborgt oder abholen läßt, nebst dem Titel des ausgeliehenen Buches eingetragen, und sodann die geschehene Zurückstellung bemerkt wird.

§. 23.

Daß jeder Pränumerant, welcher aus dieser Bibliothek Bücher übernommen hat, für die Bewahrung und Reinhaltung derselben zu sorgen habe, dürfte unnöthig seyn zu erinnern; eben so, daß ein Jeder durch seinen Beitritt die Verbindlichkeit auf sich nimmt, ein ausgeborgtes Werk oder Buch in Natura zu erstatten, wenn es in der Zeit, während welcher es ihm überlassen war, oder bei dem Hin- und Hersenden ganz oder zum Theil verloren geht oder beträchtlichen Schaden leidet.

§. 24.

Uebrigens ist diese Bibliothek mit allen für die eingegangenen Pränumerationsgelder neu angeschafften Büchern ein Eigenthum des Königgrätzer theologischen Instituts und bischöflichen Seminariums. Sollte aber das Institut mit der Zeit aufgehoben werden; so bleibt sie ein Eigenthum des bischöflichen Seminariums und eine allgemeine Diöcesanbibliothek, welche jeder Geistliche der Königgrätzer Diöces gegen gewisse Bedingungen benützen kann.

Königgrätz den 17. August 1814.

Johann Teichel, Domkapitular und Rektor.

Franz Wurda, Domdechant u. Präses Consistorii.

Vincenz Weber, Professor der Dogmatik, Katechetik u. Pädagogik.

Vincenz Reichel, Professor des Bibelstudiums.

Anton Pirkl, Professor der Kirchengeschichte u. des Kirchenrechts.

Wenzel Walenta, Professor der Moral u. Pastoral.

Die Uebereinstimmung dieser Abschrift mit dem Original bezeuget

Vinzenz Reichel, Professor der bibl. Hermeneutik.

Königgrätz den 23. November 1815.

Stammsitz des Hauses Lichtenstein in der Schweiz.

Imposant sind dessen Ueberbleibsel hoch über der Landstraße, von malerischen Baumgruppen umkränzt. Wiewohl Graubündten gegen zwei hundert Ritterburgruinen aufzuweisen hat, so müssen demungeachtet, wegen der bedeutenden Peripherie der Außenlinien, die Trümmer dieser alten Bergveste, vor allen übrigen, sich auszeichnen. Einer der spätesten Abkömmlinge des erlauchten Geschlechtes Lichtenstein ließ mehrere Tausend Steine davon losbrechen, und nach Wien mit schweren Kosten, in mächtigen Transporten abführen, um aus diesen ehrwürdigen Reliquien, in seinem Landschaftsgarten ein Familiendenkmal zusammen zu setzen, angemessen dem Stile des Heldenzeitalters, in welchem auf jener Burg in ritterlichen Schranken turnirt und aus gewaltigen Humpen gezecht wurde. (Matthisons Erinnerungen.)

Auflösung der Worträthsel in No. 12.

1. Hasen, Fahne. 2. Lampe, Palme. 3. Gottlieb! 4. Stückwerk. 5. Beifall.

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 15. März.

Vaterlandskunde.

Das Thuroczer Komitat.

(Fortsetzung Nr. 18. 1815.)

Der Ursprung dieses Handels, wird in dem Jesuitenkollegio zu Znyo-Varallya gesucht, in dessen berühmten Apotheke man diese Oehle verfertigt haben soll, und wo sie von diesen Unterhändlern aufgekauft wurden. Seit der Aufhebung dieses Klosters, fühlten sie sich kräftig genug, diesen Handelsartikel selbst zu produciren. Nach Schwartners Statistik sollen sich bis zum J. 1786 beinahe 3000 Oeltäger damit ernährt haben.

Straßen.

Im Thuroczer K. sind keine Kommerzialstraßen, obschon es die Mühe lohnte, wegen des Salzhandels eine solche anzulegen, und nach dem Beispiele des Arwer K. gleich gut zu unterhalten. Männer von Gewicht ließen sichs öfters angelegen seyn, die Unterthanen auf den Wohlstand aufmerksam zu machen, der in guten Straßen liegt, aber man predigte tauben Ohren. Man gelangt in das Sohler K. über den ziemlich steilen Berg Harmanecz, dessen Straße noch leidlich ist. Sonst führt eine Straße von Kremnitz, durch das Stubner Bad, Moschócz, Pribócz, St. Marton ins Trentschiner Komitat. Eine andere in das Arwer, durch St. Marton, Szucsan, Turán, Rátko und Kralowan, bei welchem Orte der bedeutende Arwafluß in die Waag fällt. Die Landwege sind nur bei trockenem Wetter fahrbar, und doppelt abschreckend, wenn plötzlicher Regen fällt, weil der Boden zum Theil lehmig ist. An der Waag, welche die Kommerzialstraße in diesem Komitate ersetzen soll, wird das polnische Salz, nach der Niederlage zu Szucsan transportirt, und damit Handel getrieben, welcher den Komitaten Thurocz, Arwa und Lipto durch Landesgesetze Art. 29. 1548 und Art. 13. des 1715. Jahres freigelassen wurde. Der Postenlauf ist hier eingeschränkt. Alle Briefe laufen über Rudnó, Jurocz, Zsambokréth und Rollso nach Liptau.

Mineralwässer und Heilquellen.

An diesen fehlt es hier nicht. Die beliebtesten sind zu Jahodnik, Budisch, Kelemenfalva, Dubovay, Loth-Prona, über deren Bestandtheile ich Ihnen mit der Zeit nähere Nachrichten zu geben hoffe. Die berühmteste Heilquelle ist jene zu Stuben (Stubnya), die Hr. Dr. Paul Kitaibel in seinem Thermarum Stubnensium examine Neosolii 1808. S. 37. analysirte. Diese warme Quelle ist seit beinahe 280 Jahren bekannt, und wurde mit der Herrschaft Turecsek und Stubna der königlich freyen Bergstadt Kremnitz als peculium Regium zur Nutznießung übergeben. Diese Herrschaft befindet sich in eigener Verwaltung, der städtische Inspektor zu Alt-Stuben mit dem herrschaftl. Kastner wohnend, hat die Leitung dieses Gutes, aber auf die Waldungen keinen Ein-

fluß, da diese der k. Bergkammer unterliegen, daher weiset das k. unirte Waldamt das erforderliche Holz zur Verkohlung und zum wirthschaftlichen Bedarf, so wie den Kremnitzer Bürgern ihr Bau und Brennholz an.

Erwähnte Heilquelle entspringt zwischen dem Dorfe Neustuben und Hay, und hat mehrere Abtheilungen, wie denn eines unter der Benennung des blauen, ein anderes als das rothe, noch eins unter dem Namen des grünen und endlich eins als das Zigeunerbad bekannt ist. Letzteres ist im hohen Grade warm. Die Badegäste wählen nach Bedarf, da dieser ein heißeres, jener ein minder warmes verträgt, und zu seiner Kur braucht. Es ist auflösend, und heilt alle Arten Wunden, Glieder- und rheumatische Schmerzen, daher sich häufige Gäste einzufinden pflegen. Die gewöhnlichsten sind jedoch aus dem benachbarten Neutraer, Liptauer, Arwer, Sohler und Barscher Kom., so wie die Kammeral- und städt. Beamten und Bürger aus Kremnitz. Zur angenehmsten Badezeit, für Mai und Juni melden sich jährlich sehr viele, oft aus entfernten Gegenden, um die erforderlichen Quartiere, allein gerade dann halten hier die Komitats Magistratual-Personen, ihre Congregationen *).

Diese dauern 3 bis 4 Wochen gerade in der besten Badezeit. Die Kranken sehen sich daher genöthigt, dann ein anderes Bad zu besuchen, dadurch leidet das hiesige am Rufe, und der Pächter am Beutel. Während der Anwesenheit des häufig versammelten Adels, und der verschiedenen in Prozeßangelegenheiten sich einfindenden Partheyen werden für Beide selbst in jenen Zimmern Quartiere gemacht, welche von Badegästen bestellt wurden. Vielleicht ließe sich diese Unannehmlichkeit heben, wenn die Stadt Kremnitz im Einverständnisse mit dem löbl. Komitate, entweder mehrere Wohnungen vorrichten, oder einige Häuser aufbauen ließe, die zur Unterkunft bei ähnlichen Fällen dienten.

Zustand der Gewerbe und Handwerker.

In der Thurotz wird von den Weibern und Mädchen so viel Leinwand verfertigt, als man für den Hausbedarf nöthig zu haben glaubt. Die Zahl der Handwerker ist verhältnißmäßig klein, weil im ganzen Komitate keine Stadt ist, wenn man die zwei größten Marktflecke St. Marton und Moschócz nicht als solche betrachten will. Den nöthigsten Kleidungsbedarf findet der gemeinere Bewohner wohl. Der bedeutendere Adel aber bezieht seine Bedürfnisse entweder von den Juden, oder aus den größern Städten des Reichs. Man verfertigt vorzüglich grobe und mittelfeine Tücher, Leder, wollene Pferdedecken und Kotzentuch zur Bedeckung der Fußböden, nicht selten auch zur Bedeckung des Leibes der ärmern Menschenklassen. Die übrigen Handwerker, als Kirsch-

*) Indessen kann man in den häufigen Bädern unserer Gegend, wie z. B. in Sliatsch, Eisenbach, Szalatbna, Glashütte, Bazuch (ist noch wenig bekannt, aber heilsam. Schon der dortige Sauerbrunn verdient alle Aufmerksamkeit. Er ist so stark, daß man ihn nicht transportiren kann, und seine häufige Kohlensäure zersprengt nach Baron Herder die stärksten steinernen Gefäße) nicht wie in wärmern Himmelsgegenden im Mai, oder halben Juni, die Kur brauchen. Diese Jahrszeit ist für unsere Gegend noch zu rauh. Die Badezeit verstreicht mit bloßer Hoffnung auf wärmere Witterung. Ein solcher zu früh gewählter Aufenthalt ist sogar von nachtheiligen Folgen. Denn Gäste, die an keinem Rheumatismus litten, kamen damit behaftet, ohne im Allgemeinen ihrer Gesundheit geholfen zu haben, kränker nach Hause, als sie ausgiengen, daher ist der Juli, selten das Ende des Juni die passendste Zeit in die Bäder unserer Gegend zu reisen. Um diese Zeit sind schon zum größern Theile, unsere hochgelegene Berge von Schnee befreyt, und wehen uns sanftere Winde zu. Wer sich übrigens einen Begriff von den Ungrischen Congregationen machen will, den verweise ich auf Hesperus Nro. 10, 1815.

ner, Zischmenmacher u. s. w. sind zum Theil arme Edelleute, die im Sommer der Feldarbeit nachgehen und im Winter ihr Handwerk betreiben.

Die Salpetersiedereyen betreiben die schlesischen k. k. Salpeter oder Salitenbauer, und liefern ihre Produkte dem Aerario ab. Bekanntlich erfreuen sich diese Leute eines besondern Privilegiums von der höchstseligen Kaiserinn Maria Theresia ddto. 5. Mai 1742. Jeder, welcher desselben theilhaftig werden will, muß sein Gesuch bei dem k. k. hungarischen Garnisons-Artillerie-Districts-Commando in Ofen einreichen.

Weincultur.

Diese ist hier unbekannt. Das kalte Klima verbietet dieselbe, und da der zu kostbare Transport die Einfuhr des Weins fast völlig hindert, so gibt man sich mehr mit Branntweinbrennen und Bierbräuen ab, wobei die Juden ihre bekannte Rolle spielen. Man brennt den erstern von Korn, wiewohl auch Sliwowitz bereitet wird. Das St. Martiner Bier ist seines guten Geschmackes wegen im Komitate beliebt.

Waldkultur und Forstwirthschaft.

Wenn schon die niedrigere dieses Komitat umschließende Bergreihe einen bedeutenden Holzreichthum den einzelnen Besitzern liefert, wohin die gräflichen Familien Nyary, Revay, Batthyany, und die freyherrlichen Revay, Pronay gehören, an die sich auch die Prädibiles, wie sie hier zu Lande genannt werden, wie z. B. die Familien Just, Benitzky, Rakovsky, Revay u. s. w. anschließen; so dürfte dennoch auch eine, auf wohl berechnete Grundsätze eingeführte Forstordnung, dieser Provinz Noth thun. Doch hierüber am andern Orte Mehreres.

Obstzucht.

Diese schränkt sich auf die bekannten Obstgattungen ein. Am stärksten und häufigsten werden Pflaumenbäume gepflanzt, deren Frucht man entweder trocknet, oder als Muß (Powidel) verbraucht. Aepfel und Birnen sind auch nicht selten, aber für die feinere Obstbaumveredlung, ist im Ganzen noch wenig geschehen, wenn man die Obstgärten einiger Großen, und die wenigen Bäume, die sich in den eingeschränkten Gärten einzelner evangelischer Pfarrer vorfinden — ausnimmt.

Die Viehzucht.

Könnte vorzüglicher seyn, wenn sich die Bauern, deren in Thurotz verhältnißmäßig wenige sind, weil der Adel daselbst mehr, als in jedem andern Kom. begütert ist, des besseren belehren ließen. Es dürfte sich vielleicht in der Verbesserung der Wiesen Manches unternehmen lassen, aber man ist für diesen Meliorationsgegenstand unempfänglich und begnügt sich mit dem Wahn, daß die Viehzucht wegen Futtermangel nicht besser seyn könne, als man sie wirklich findet. Darum finden Unterhändler ihre Rechnung dabei, in der Fastenzeit zu Silein und St. Martin von Ostern aber bis Pfingsten in Toprona Hornvieh aufzukaufen, und damit Handel zu treiben. Die Schafzucht scheint aus eben diesen Vorurtheilen zurück zu bleiben, und es ist nicht bekannt, daß bis jetzt einer der größern Gutsbesitzer dieses Komitates für die Veredlung der Schafzucht etwas unternommen hätte, obschon die schönen Weiden gegen Silein einen Stand von 5 bis 6000 Schafen sichern.

Bienenzucht.

Diese findet hier viele Freunde, wird aber nicht nach Christscher Methode getrieben. Einige halten sich an Spitzner, andere ziehen die Strohkörbe, den Magazinstöcken vor, noch andere befolgen die Esaploviesische Methode. (Die Bienenzucht in Doppelstöcken. Mit besonderer Rücksicht auf die Korbbienenzucht. Wien 1814.) Durchgängig aber und mit dem besten Vortheil halten sich die Bienen in Klotzbeuten. Der fatale Winter 1813, der für so manchen Bienenliebhaber unvergeßlich bleibt, hat solche Wunden geschlagen, daß sich nur Wenige erholen können.

Schulanstalten.

Diese dürften einer wünschenswerthern Thätigkeit und besserer Einsicht der Lehrer bedürfen. Die meisten sind diesem Ehrenposten ganz und gar nicht gewachsen. In Neczpál ist neben der Gemeindeschule eine Unterrichtsanstalt, in welcher die Jugend vorzüglich in der ungarischen Sprache geübt wird, daher sie auch unter dem Namen einer ungarischen Nationalschule bekannt ist.

Religionspartheyen.

Kaum der dritte Theil der Einwohner ist der römisch-katholischen Kirche zugethan. Mehr als zwei Theile sind evangelisch. Die Evangelischen Augsb. Conf. haben 11 Gemeinden mit Pfarrern und Schullehrern bestellt. Diese sind zu Blatnitz, Jessen, Ivančina, St. Martin, Moschócz, Neczpaly, Prawno, Pribótz, Szucsan, Turany und Zaturčj. In Turany, Szucsan, Prikopa und Martin sind auch Juden.

Ausgezeichnete Männer.

Zu denen, welche durch ihre literarischen Arbeiten der gelehrten Welt bekannter geworden sind, gehören:

Johann Moyžissovits evang. Prediger in Pribócz wurde 1768 am 14. Feb zu Aszód im Pester Kom. geboren, wo er bis in sein 16. Jahr die Schulen besuchte. 1784 begab er sich nach Tobschau im Gömörer Kom. und blieb daselbst 3 Jahre. Hier ohne Unterstützung von den Seinigen mußte er sich zur Annahme einer Lehrerstelle entschließen, die ihn 1787 nach St. Nikolau im Liptauer Kom. brachte. Kaum hatte er dort ½ Jahr als Gehülfe bei dem Normallehrer Georg Martsek zugebracht, so erhielt er einen vortheilhafteren Ruf als ord. Lehrer nach Bocza, wo er 1 ½ Jahr blieb. Um diese Zeit erwachte in der Seele unsers jungen M., das Verlangen seine Studien mit mehr Eifer und Methode weiter fortzusetzen. Zu dem Ende verließ er seinen Posten, kam nach Käsmark, und blieb daselbst bis 1790. Durch einen abermaligen Ruf als Lehrer ins Trenschiner K. nach Podhrady schien sich seine Bestimmung zu ändern. Er blieb aber daselbst nur 2 Jahre, benutzte indessen die zahlreiche Büchersammlung der Frau von Gränzenstein, und gieng nach Preßburg. Hier waren Stretsko, Sabel, Fabry seine Lehrer, die er sehr hochschätzte, und von welchen die letzteren besonders für ihn sich thätig interessirten. Er konnte einem Rufe als Lehrer nach Ivanka im Thurotzer Kom. um so weniger widerstehen, als ihn zur Annahme desselben, sein Gönner, Prediger bei der vereinigten, ungrisch slawischen Gemeinde, Hr. Michael Institoris einlud. Er nahm ihn an, und arbeitete 11 Jahre mit dem rastlosen Eifer eines gewissenhaften Lehrers für das Wohl der ihm anvertrauten Jugend. Erst im J. 1804 schien ihm ein besseres Loos zu Theil werden zu wollen; denn um diese Zeit, wählte ihn die Pribötzer Gemeinde zu ihrem Prediger, bei der er bereits ins 11. Jahr mit jugendlicher Kraft arbeitet.

Von ihm sind folgende Schriften im Drucke erschienen:

1. Wsseobecná zpráwa o Besnosti, a kterak člowěk s přigatau od besného zwjřete ranau, aby sskodná nebyla, maudře a prospěssně pokračowati má, z Německého w Slowanský gazyk přeložená, od Jana Mojžissowiče, Sskoly Ivančanské Včitele, nowým pak přjdawkem ozdobená skrz Vrozeného Pana Teofila Keliny, lekařského Vměnj Doktora a Sc. Turčanské Stolicy Fyzykusa. Wytisstěná nákladem Slawné Stolicy Turčanské. W Baňské Bystřicy v Jana Stefanj 1803.

Die für den Uebersetzer vortheilhafte Rezension, findet sich in Schedins Zeitschrift von und für Ungarn IV. Band 5. Heft. 1803.

2. Praktycké povčenj o Dětelině a wywáženj dětelinowého semene, na zkaussenosti, skrze Giřjho Fridricha Kroneberg, w Peredu w Presspurské Stolicy, w Vherské zemi nadobudnuté, založeno a w Německém gazyku roku 1797 wydáno, kteréž do

Slowenčiny přeložil Jan Mojžissowič, Sskoly Ewangelické Iwančanské Včitel. W Pressburku literami Ssimona Petra Weber, 1804. Nákladem Welk. Pana Barona Ludwjka Pronay de Tot-Prona.

3. Kratičké pohřebnj Poděkowánj aneb tak řečená parentacye, při smutném Sprowázenj do hrobu Vrozeného Pana Pana Nemess Ssimona de Balentfalva Slaw. Stol. Turčanské dobře zaslaužilého přisažného, skrze Jana Mojžissowiče, Cyrkwi Ewangelické Prjbowské Slowa Božjho Kazatele w Beleg, roku 1807 dne 1ho Máge wykonáwané a na žádost Slawné pokrewnosti w B. Bystřicy wytisstěné v Jana Stefanj 1807.

4. Mehrere Lieder, Gebete und Gelegenheitsgedichte in slaw. Sprache.

Martin Pán, ewang. Prediger und Consenior zu Totprona im Thurotzer Kom. wurde 1759 den 18. Okt. zu Myava im Neutraer Kom. geboren. Er studierte in Modern, und Gömör und Preßburg, erhielt einen Ruf nach Hotzendorf in Mähren, wo er ein Jahr blieb und dann Deutschland zu bereisen wünschte. Allein da ihm die Erlaubniß die höhern Studien auf einer der deutschen Universitäten fortzusetzen höhern Ortes nicht gestattet wurde, verfügte er sich wieder nach Schajo Gömör, wo er den Ruf als Prediger nach Tot-Prona erhielt, und als solcher 1784 am 11. März ordinirt wurde. Er wirkte 30 Jahre lang des Guten viel, und die Gemeinde verlor an ihm, einen unermüdeten Arbeiter, und liebreichen Freund. Er starb daselbst am 18. März 1814, 55 Jahr alt. Von ihm sind im Druck erschienen

1. Pohřebnj kázanj ku poctiwosti Oswjcené a Welkomožné někdy Grofky Kateřiny Wartensleben de Exsten Welkomožného Pana Barona Ludwjka Pronay de Tot-Prona et Blatnitza Panj manželky dne 6. Vnora 1808 w Pessti w Pánu zesnulé; w B. Bostřicy 1808. 8.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chemie und Technologie.

Literarische Nachweisung und Bemerkung über eine in den erneuerten vaterländischen Blättern gemachte Anzeige über Waid-Behandlung.

Von

Dr. A. H. Meineke,

correspondirendem Mitgliede der k. k. mähr. schles. Ackerbaugesellschaft.

(Eingesandt den 4. November 1815.)

In Nro. 25 der oben erwähnten Blätter, vom 29. März d. J. macht der Freiherr von Meidinger eine interessante naturhistorische Entdeckung den Farbestoff des Waids betreffend bekannt, die von dem k. k. Feldkriegssekretär, Referenten und Kanzleidirektor bei dem Generalkommando in Temeswar, Hr. Ferd. von Ruhedorf herrührt. Gelegenheit dazu gaben seine mit der Kultur dieser Pflanze im Bannat, und über die Darstellung des Indigs daraus, angestellten Versuche. Er fand nämlich auf den bei Sonnenschein abgepflükten Blättern mit gut armirtem Auge, äußerlich auf der obern und untern Fläche derselben eine unzählige Menge sehr kleiner schwarzblauer Kügelchen oder Pünktchen an äußerst feinen kurzen Härchen. Wurden aber die Blätter bei trübem Wetter gesammelt, so zeigten sich nur sehr wenig dieser Pünktchen, weil sie vom Thau oder Regen abgespült waren. Aus dieser Erscheinung schließt nun der Entdecker, daß der eigentliche Farbestoff des Waids nicht in der Pflanze sich befinde, sondern nur äußerlich aufsitze.

Herr von Meidinger fügt hinzu: „es scheine „aus dieser Beobachtung hervorzugehen, daß diese kleinen „schwarzblauen Kügelchen oder Pünktchen wahrscheinlich „unendlich kleine Insekten seyen, welche auf den Waid„blättern eben so leben, wie die Kochenille auf dem Kak„tus und der Kermes auf dem Johanniskraut ꝛc. Viel„leicht bereiteten jene die blaue Farbe, so wie letztere „die rothe, aus dem einsaugenden Safte jener Pflanzen. „Es wäre daher der Mühe werth, jene kleinen schwarz„blauen Kügelchen mit dem unendlich vergrößernden „Sonnenmikroskope zu beobachten, um zur Gewißheit zu „gelangen, ob es wirklich Insekten seyen, an denen sich „einige Bewegung wahrnehmen ließ."

Jene Erscheinung ist allerdings neu, und zuerst von dem Hrn. von Ruhedorf beobachtet worden. Auch ist der auf gute Analogie gestützte Gedanke des Hrn von Meidinger, daß diese Pünktchen wohl Insekten seyn könnten, der Sache angemessen, und er gewinnt durch nachstehende ältere Beobachtung, worauf ich hier zurückweise, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit,

Marggraf, der berühmte Chemiker *) und Direktor der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften, fand auf dem zerquetschten Waid, sobald er zu faulen anfieng, beständig ein Insekt, welches sich davon nährte, die blaue Farbe desselben auszog, und selbst davon blau gefärbt wurde. Er kannte dies Insekt schon viele Jahre vor der Bekanntmachung und sagt, er erinnere sich nicht, daß solches von andern schon beobachtet worden sey. Es hat die Gestalt einer Made, ist an einem Ende dick und läuft an dem andern sehr feigig zu. Ganz am Ende des dickern Theils befinden sich unterwärts kurze Ansätze, welche Füße zu seyn scheinen. An dem spizen Ende des Körpers hatte es zwei kleine und zarte Fühlhörner, und da das Thier mit diesem Theile die stärksten Bewegungen machte, seine Nahrung damit zu suchen schien, auch damit stets vorwärts arbeitete, so mußte es wohl das Kopfende seyn. Sonst hätte vielmehr die Gestalt des dickern Theils, besonders unter dem Mikroskop betrachtet, dazu berechtiget, diesen dafür zu halten, zumal da sich hier bei der Vergrößerung zwei dunkle Punkte eberwärts, mit einem halben Kreise umflossen, zeigten, die man sehr leicht für Augen und Maul halten konnte.

Diese Würmer waren Anfangs weiß, und erschienen unter dem Mikroskop fast durchsichtig, aber durch die ganze Länge ihres Körpers zog sich ein schwarzer Strich. Nach 14 Tagen waren sie merklich größer geworden, und der schwarze Strich hatte sich blau gefärbt. Nach drei Wochen war das ganze Thier durchaus blau, und sein Wachsthum nahm bis in die vierte Woche zu; dann schrumpfte es ein und verpuppte sich. Die Puppe war braun, und nach etlichen Wochen schlüpfte daraus eine Fliege hervor, die der gemeinen glich, nur einen längeren Leib hatte.

Man findet die Larve oder den Wurm in natürlicher Größe und wie er unter dem Mikroskop erscheint abgebildet, in Marggrafs chemischen Schriften Th 2. und die dazu gehörige Beschreibung eben daselbst S. 180—190. Die Fliege hat Marggraf aber nicht abbilden lassen, weil er sie selbst nicht sah, sondern nur aus der Beschreibung eines Freundes kannte, dem er die Puppen zur Verwahrung gab. In der Vergrößerung zeigte sich noch, daß der Körper des Wurmes aus 13 Abtheilungen bestand.

Was übrigens noch angemerkt zu werden verdient, und mit der Beobachtung des Hrn von Ruhedorf übereinstimmt, ist, daß wenn die Waidblätter vor dem Zerstampfen mit einem Tuche abgewischt, mit reinem Wasser etwa sechsmal abgewaschen, dann zerstoßen und der Fäulniß ausgesetzt wurden, dasselbe Insekt zwar auch erschien, aber weit kleiner und in geringerer Anzahl. Dies veranlaßte Marggraf zu dem Schluße, daß die Eyer dieser Thiere schon vorher auf dem Waid müßten befindlich gewesen, und durch das Abwaschen weggespült worden seyn. Nie hat er jedoch dieses Insekt auf den frischen und ganzen Waidblättern angetroffen, sondern jederzeit nach dem Zerstampfen und Faulen derselben. Er wirft noch den durch Versuche zu prüfenden Gedanken hin, ob diese Thierchen nicht, wenn sie in ihrer Vollkommenheit gesammelt und getrocknet würden, vielleicht eben so gut zur Färberei dienen möchten, als der aus dem Waid gezogene Indig. —

Die Gründe, warum ich diese literarische Nachweisung nicht für ganz überflüssig hielt, und mich etwas umständlich darüber auslies, sind folgende: 1. Reihet sich die von Ruhedorfsche Beobachtung so gut der Marggrafschen an. 2. Scheint leztere nicht so sehr bekannt zu seyn, wenigstens kann ich wohl annehmen, daß sie dem Hrn. von Meidinger unbekannt gewesen sey, weil er sonst gewiß ihrer würde erwähnt haben, und 3. wird durch diese gewissermaßen übereinstimmende Beobachtung ungleicher Zeiten, wenn sie mehr in Umlauf kömmt, höchstwahrscheinlich der Untersuchungsgeist geweckt; und welche Aufschlüsse wir davon sowohl in scientifischer, als auch in technischer Hinsicht noch zu erwarten haben, läßt sich schwerlich voraus berechnen. —

Die Bemerkung, welche ich noch zu machen habe, betrifft die Aeußerung des Hrn. Meidinger über die von Ruhedorfsche Methode den Indig aus dem Waid darzustellen. Sie selbst wird zwar in jener Anzeige nicht angegeben, sondern bloß gesagt, sie sey äußerst einfach und schnell, und die ganze Operation könne täglich zweimal vollendet werden. Ueberdies geschehe sie

*) Ich darf hier wohl mit wenigen Worten an einige der vielfachen Verdienste dieses berühmten Mannes erinnern. Er war der erste, welcher aus unsern einheimischen Pflanzen einen wahren Zucker darstellte und durch diese Entdeckung späterhin Gelegenheit zu den Zuckersurrogaten der neuesten Zeit, zunächst aber zur Darstellung des Achardschen Runkelrübenzuckers gab. Er lehrte zuerst die Basis des Kochsalzes (1758—1759) genau kennen, und bewies evident, daß sie nicht, wie die meisten Chemiker seiner Zeit behaupteten, eine alkalische Erde, sondern ein wahres alkalisches Salz (Natron) sey. Eben so bewies er die Eigenthümlichkeit der Alaunerde und widerlegte dadurch die Meinung derer, die sie für Kalkerde hielten. Auch war er unter den Deutschen der erste, der mit der damals erst bekannt gewordenen Platina del Pinto so gründliche und genaue Versuche anstellte, als es der wissenschaftliche Zustand seines Zeitalters erlaubte, u. s. w.

ohne alle Gährung, mißlinge nie, liefere einen ungemein farbereichen sehr schwarzblauen Indig, und sey die leichteste und zweckmäßigste, die je vorgeschlagen worden.

Ohne nun den anerkannten Verdiensten des Hrn. von Ruhedorf nur im mindesten zu nahe treten, noch viel weniger den Werth seiner Methode, die noch dazu nicht einmal angegeben ist, herabsetzen zu wollen, will ich blos, mich an das haltend, was jene Anzeige im Allgemeinen enthält, auf einige bereits öffentlich bekannt gewordene vorzügliche Verfahrungsarten aufmerksam machen, die nicht nur das alles und vielleicht noch mehr leisten, was Hr. von Meidinger von jener rühmt, sondern die auch wenig oder gar nichts zu wünschen übrig lassen mögten. Es wird sich aus ihrer Darlegung wenigstens ergeben, ob der Ausspruch des Hrn. v. Meidinger: „daß die von Ruhedorfsche Methode die „leichteste und zweckmäßigste sey, die je vorgeschlagen worden," seine volle Gültigkeit haben könne.

Die erste ist die von Salzer, einem ausgezeichneten technischen Chemiker zu Durlach mitgetheilte Methode. Sie befindet sich in Schweiggers neuem Journal für Chemie und Physik B. 3. S. 417 flg. und besteht kürzlich in Folgendem:

Die frischen Waidblätter werden erst in kaltem Wasser von Erde, Sand und andern anhängenden Unreinigkeiten gereiniget. Dies geschieht im Großen vermittelst Körbe, und im Kleinen vermittelst eines Durchschlags. Dann werden sie mit kochendem Wasser übergossen, so, daß es zwei Finger hoch darüber steht, mit Bretern zugedeckt, und von Zeit zu Zeit durchgearbeitet. Nach einer Stunde, oder wenn die Brühe ungefähr bis auf 20 Gr. Reaum. erkaltet ist, wird eine bestimmte kleine Portion herausgenommen, und diese so lange mit einer ebenfalls bestimmten Menge Kalkwassers versetzt, bis kein Niederschlag mehr fällt. Nach dieser Probe wird berechnet, wie viel Kalkwasser auf das ganze Quantum erforderlich sey. Letzteres wird in einen andern Bottich gethan, der so groß seyn muß, daß er beide Flüssigkeiten fassen kann, und daß noch ein zwei Hand hoher Raum übrig bleibe. Dieser Bottich ist mit mehreren übereinander angebrachten Zapfen versehen, um die klar gewordene Flüssigkeit sogleich ablassen zu können.

Während der Vermischung beider Flüssigkeiten wird so lange mit einem Rührholz gerührt, bis ein dicker Schaum entstehet, der erst weiß ist, bald aber sehr schön blau wird. Jetzt läßt man den gebildeten Niederschlag sich senken, und auch gleich unmittelbar die Flüssigkeit, die eine schöne gelbe Farbe hat, Zapfen vor Zapfen ablaufen. Auf den Niederschlag wird nun so oft frisches Wasser gegossen, und dieses wieder abgelassen, bis es nicht mehr gelb gefärbt, sondern ganz klar abläuft.

Der grüne Niederschlag muß nun so schnell als möglich getrocknet werden, und dabei bedarf es bei warmem und trocknem Wetter weiter keiner Künstelei. Man darf ihn nach dem Abtröpfeln in einem Spitzbeutel, nur dünn auf Leinwand streichen, wo er denn beim Trocknen eine schöne blaue Farbe annimmt. Bei ungünstigem Wetter räth aber der Verf., den Niederschlag mit verdünnter Schwefelsäure (auf ein Maaß des nassen grünen Niederschlags 1 Schoppen Säure, die aus 1 Pfund englischem Vitriolöl mit 10 Maaß Wasser verdünnt besteht) zu vermischen, ihn nachher wieder auszuwaschen und zu trocknen.

Das Wesentlichste dieser Methode besteht eben darin, daß man mit größter Vorsicht die Gährung, (welche auch bereits mehrere Chemiker als schwierig und nachtheilig verlassen haben), zu vermeiden sucht. Deshalb muß auch die gelbe Brühe so schnell als möglich von dem entstandenen Niederschlage abgelassen werden, weil sie sonst eine Gährung veranlaßt, und durch den Beitritt der Kohlensäure aus der Luft, einen Theil des Kalkes kohlensauer fallen läßt. Beide Umstände wirken nachtheilig auf die Farbe des Indigo. Um die Bildung des kohlensauren Kalks zu verhüten, muß auch sowohl zum Aufrühren der Blätter, als auch vorzüglich zum Auslaugen des Niederschlags das reinste Wasser angewendet werden. Die letzte Bedingung ist endlich schnelles Trocknen.

Auf diese Weise erhält man aus einem Centner frischer Blätter gewöhnlich 6 bis 8 Loth sehr schönen Indig. Der Herausgeber jenes Journals, dem der Verf. Proben davon übersandte, bestätiget die Vortrefflichkeit desselben. —

Die zweite von den vorzüglichsten öffentlich bekannt gewordenen Methoden ist die des Prof. Döbereiner in Jena. Sie befindet sich ebenfalls in Schweiggers vorhin angeführtem Journale B. 5, S. 285—286 und unterscheidet sich von der Salzerschen fast gar nicht. Auch bleibt es zweifelhaft, ob er darnach wirklich gearbeitet, oder diesen Weg selbst aufgefunden habe. Uebrigens dient sie jener zur Bestätigung, und das blaue Pigment wurde von ganz vorzüglicher Qualität, in reichlicher Menge, und in der kürzesten Zeit gewonnen.

Döbereiner operirte jedoch nur mit 16 Pfund frischen, aber 4 Tage im Keller gelegenen Blättern. Diese übergoß er mit 48 Pfund siedendem Wasser, wandte sie einigemal darin um, goß nach einer Viertelstunde das olivengrün gefärbte Wasser ab, und vermischte es mit 32 Pfund Kalkwasser. Nach dem Umrühren von einigen Minuten schied sich alsdann in der Ruhe ein grünlich blaues Pulver ab, und die überstehende grüngelbe Flüssigkeit überzog sich, wo sie von der Luft berührt wurde, mit einem blauen Häutchen. Weil dies noch aufgelösten Indig andeutete, so wurde, um ihn völlig abzuscheiden, der bereits niedergefallene wieder aufgerührt, und

der ganzen Masse so lange verdünnte Schwefelsäure zugesetzt, bis sie eine dunkelblaue Farbe angenommen hatte. Nach zweistündiger Ruhe hatte sich der Indigo von vortrefflicher Farbe abgesetzt. Er wog, nachdem er auf ein Filter gesammelt, gehörig ausgewaschen und getrocknet worden, 2 Loth 16 Gran. D. weiß nicht, ob er diese große Ausbeute des so schön ausgefallenen Pigments der Natur des angewendeten Waids, oder der Methode zuschreiben soll.

Mir scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß sie hauptsächlich der Methode, und namentlich der vermiedenen Gährung zuzuschreiben sey. Höchstwahrscheinlich hat diese bei der von Rubedorffschen Behandlung wohl ebenfalls einen großen Antheil mit an der reichlichen Ausbeute, wiewohl diese hauptsächlich der Beschaffenheit des im Bannat erzogenen Waids beizumessen ist, da sie so sehr von allen bisherigen Angaben abweicht.

Was indessen die Gewinnung des Indigs selbst betrifft, so können die beiden hier angezeigten Verfahrungsarten, die beide den Zweck haben, die Gährung gänzlich zu vermeiden, wohl nicht leicht in Rücksicht der Schnelligkeit von einer andern übertroffen werden, und es leuchtet in die Augen, daß auf diese Weise die Operation bei sehr großen Quantitäten mehr als zweimal des Tages vollendet werden könne. Dieselbe Bewandtniß hat es aber auch mit der Einfachheit derselben, und es bliebe nur noch zu wünschen übrig, daß, um zugleich die höchste Wohlfeilheit damit zu vereinigen, die Schwefelsäure ganz entbehrt werden könne, welches nach der Salzerschen Erfahrung höchst wahrscheinlich wird. (Vergl. auch hiebei Gehlens Versuche über die Ausscheidung des Waidindigs, in Schweiggers Journ. B. 6. S. 7. flg.)

Interessante mineralogische Notiz.

Die Porcellanerde im Passauischen.

Die Porcellanerde-Gräberey hat zwischen den Jahren 1730—1740 ihren Anfang genommen. Es ziehet sich am linken Donauufer bis Passau und bis Donaustauf, ein grobkörniger Granit hin, welcher oft aber auch feinkörnig und selbst flaserig wird. Unterhalb Oberzell setzt, auf einer Höhe ein Dolomitlager als Felsenwand zu Tage aus. Die Bergabhänge gegen Süden sind steil, die nördlichen aber sehr sanft, und darin kommen die Porcellanerde und der Graphit allein in baumwürdiger Menge vor. Hier ist die Gegend um Lemensdorf, Diendorf und Schengendorf allenthalben durchwühlt. Ein verwittertes Granit, — oder Gneusgestein liegt hier sogleich unter der Feldерde. Verwitterte Feldspath-Massen, bis über 2 Fuß mächtig, bilden darin die Porzellanerde-Lager. Mit Graphit fand man die Porcellanerde nie gemengt. Schächte und enge Stollen führen zu den Porcellanerde-Gruben. Man bebauet sie nur vom Herbst bis zum Frühling. Die Schächte sind 4 Fuß lang, 3 Fuß weit, 6 bis 8 Lachter tief, und mit Schwarten bebretert, so daß auf ein Lachter Teufe 6 Bretergevierte, das Bret ½ Fuß breit kommen. Die unbebreterten Stellen werden mit Tannenreisig und Spänen versichert, damit keine Gesteinstücke hereinrollen. Mit dem Haspel wird gefördert. Die Porzellanerde enthält, ob sie gleich aus dem Feldspathe gebildet ist, kein Kali, auch weniger Kieselerde als der Feldspath. Es ist fast nach vielen Grubenbeobachtungen nicht zu zweifeln, daß die durch die Gebirge ziehenden Tagewasser Kieselerde auflösen, wegführen, und oft irgendwo anders wieder absetzen. Sie scheinen dies nicht allein bewirken zu können, sondern es wird vielmehr wahrscheinlich, daß irgend ein noch unbekanntes Agens in der Natur überall und sehr häufig die schnelle Auflösung und Wiederverhärtung und Krystallisirung der Kieselerde bewirke. Man denke an den Quarzgänter, der fast alle Schieferkohlen durchsetzend begleitet. Auch die feste Braunkohle führt ihn bei sich. Man denke an das verquarzte, ja auch verkalcedonte Holz in den bituminösen Holzlagern bei Carlsbad zum Beispiele an die Holzversteinerungen, oft mit unzähligen Quarzkristallen durchdrungen im Sande, die Thonerde dagegen scheint dieser Auflösung und Wegnahme durch süße Wasser, ungeheuer zu widerstehen; wenigstens finden sich die thonerdigen, chemischen Absetzungen unglaublich selten in Gängen und ähnlichen Lagerstätten angelegt. (Moll. neue Jahrb. 2ter B. 1812.)

Impromptu beim Punsch.

Hätt' Markus Tullius,
(Meist Cicero genannt,)
Mein böses Weib und diesen Punsch gekannt:
Beim Jupiter! ich wette,
Daß er De Finibus *)
Viel gründlicher geschrieben hätte.

*) Vom höchsten Gut und vom höchsten Uebel.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 16. April.

Neuigkeiten.

Einige Aufschlüße über den Tugendverein und deutschen Bund.

1806 hatte Napoleon nach dem Gefecht bei Halle, die dasigen Studenten vertrieben, weil sie ihren Patriotismus laut bekannt und ihm sogar ein pereat gebracht hatten. Sie giengen in alle Welt, nahmen den Franzosenhaß mit und schloßen Vereine, worinn dieser Haß die Grundlage war. Viele von ihnen, welche nach andern deutschen Universitäten zogen, brachten diese Vereine dorthin und schloßen sich bereits vorhandenen, alten Studentenorden, der schwarzen Brüder und Unitisten, an. Einige der eifrigsten durchzogen Deutschland von einem Ende zum andern, und verbreiteten diese Verbindungen, welche alle auf Franzosenhaß und Verstärkung im Innern der Staaten, durch Erziehung der Jugend für den Krieg, beruhten, daher sah man denn, als der spanische Krieg, der östreichische 1809, der russische 1812, der preußische 1813 gegen die Franzosen ausbrach, allenthalben Freywillige hervorkommen, die sich den Heeren anschloßen.

Aber auch ein andrer Brennstoff war in dem preußischen, besonders reducirten Offizierkorps, vorhanden, begründet auf den alten, preußischen Soldatengeist, der die Schande von Jena abwaschen und sein altes Reich wieder erlangen wollte. Dazu kamen die bessern der vertriebnen, südpreußischen Beamten, auch einige Gelehrte, und von diesen Klassen gieng in Königsberg der sogenannte Tugendverein aus.

Dieser Verein erhielt 1808 eine Verfassungsurkunde, die im Jahre 1809 verbessert, aber vom Könige von Preußen aufgehoben wurde; weil das preußische Ministerium damals eifrigst strebte, mit Frankreich in gutes Vernehmen zu kommen.

Jene Urkunde enthielt folgende Hauptgrundsätze:

Der Verein soll sich zwar dem staatsbürgerlichen anschließen, sich aber vom Bürgerthum dadurch unterscheiden, daß des leztern Zwecke durch Zwang erreicht würden, welches bei ihm nicht der Fall sey. — Die Zeitumstände, welche immer drückender würden, das allgemeine Hinstreben auf äußere Zwecke und die Abneigung von wahrer Seelenbildung und stillern Beschäftigungen, die durch außerordentliche Zeitbegebenheiten herbeigeführte Uiberladung und Verwirrung in den bürgerlichen Geschäften, ließen Zügellosigkeit und Ausartung der Völker fürchten, wenn die einzelnen Kräfte der Guten unter ihnen nicht vereinigt, und vom Gefühl wechselseitiger Liebe und Achtung gestärkt, dem drohenden Uibel entgegenwirkten. Diese Zwecke sollten daher durch den Verein der Gutgesinnten im Volke erreicht werden. Der Verein solle demnach das Ideal reiner Menschheit erstreben und sein Ziel solle ein musterhaftes Leben, Humanität und Unfesselung jedes Menschen an jenen und an das Gesez seyn.

Dieser Verein solle nicht geheim seyn, und das Licht scheuen; er sey nicht gegen irgend eine

Nation, Caste oder Einzelne gerichtet; wahre Menschheit solle seine Liebe, das Laster sein Haß sein. Er entsagt aller unmittelbaren Einwirkung auf Politik, bilde kein Strafgericht für die Großen des Reichs; sondern ein jedes Mitglied solle laut werden für den edeln Sinn des jetzigen Königs.

Milder Ernst gegen Untergebene, Nichtduldung der Frechheit und vorlauten Geschwätzes, Aufsuchung des gemeinen Volks, um ihm sittlichen Enthusiasmus einzuflößen, Liebe zur Religion, Vaterlandsliebe, deutsche Selbstheit, Gradsinn, Familienliebe, Freymüthigkeit, körperliche Festigkeit, Muth und Hoffnung ꝛc. ꝛc. Dies wären Gegenstände, wonach die Mitglieder streben sollten.

Dies waren die Grundsätze des Vereins. Man merkt in ihnen den Doppelsinn und den verschiedenen Geist, aus dem sie hervorgiengen.

Hatten die Offiziere ein freyes Streben nach Unabhängigkeit der Nation hineinlegen wollen, so waren die ängstlichen Beamten mit dem allgemeinen Landrechte in der Hand, und die Geistlichen und Professoren mit der Bibel ihnen entgegen getreten, die Freymaurer mit ihrer Allerweltsliebe, und hatten den Artikel hineingebracht: Mischt euch nicht in die Politik und der Verein ist gegen keine Nation gerichtet.

In diesen Grundsätzen ist ein solcher halber Wille unverkennbar, daß nie etwas Großes aus dem Vereine hervorgegangen wäre, wenn ihn auch der König nicht aufgehoben hätte. Jene allgemeinen Grundsätze waren in einer niedergeschriebenen Verfassungsurkunde specieller entwickelt worden, und darin auch die Organe für den Verein festgestellt, die sich in gesetzgebende und ausführende theilten. Die letztern wurden sogenannten Kammern in den Provinzen zugetheilt, die einen Direktor und einen Censor hatten. Die Geschäfte dieser Kammern waren lediglich auf Volkserziehung gerichtet, und hatten zum Gegenstande:

1. Körperliche Erziehung, besonders Gymnastik. 2. Wissenschaftliche und sittliche Bildung. 3. Pädagogische Literatur.

Solche schöne, höchst gemeinnützige Ideen die Ordensgesetzgebung auch enthielt, so kamen solche bei der Ausführung doch wenig in Betrachtung, weil das, was man dadurch bewirken wollte, auf einem großen Umwege, ohne hinreichende Mittel erstrebt wurde und kein Mitglied recht wußte, woran es war. Auch reichte der vorhandene Enthusiasmus für die vorgesetzte langsame Volkserziehung nicht aus und andere Reizmittel hatte man nicht. Man wollte nicht öffentlich und auch nicht geheim handeln, man war weder kalt noch warm.

Was war natürlicher, als daß die in die Provinzen versandten Agenten des Stammvereins der Provinzialkammern die Ordenskonstitution als einen Mantel hingaben, unter dessen Schutz sie sämmtlich geheime Verbindungen gegen die Franzosen schufen. Dieser Zweck lag näher, wie jene weit aussehende Volksbildung, wozu es überdieß die anwesenden Franzosen nicht kommen ließen, die in acht Tagen, besonders bei den Weibern mehr verdarben, als die Vereine durch Erziehung in zwanzig Jahren wieder gut machen konnten.

Diese, aus dem Tugendverein zuerst erwachsenen, demnächst aber sogleich gegen die Franzosen sich auflehnenden Vereine, erhielten dann erst den wahren Reiz, als die Regierung 1809 die Verbindung förmlich mißbilligte und ihre Akten einzog. Damals schieden alle ängstlichen Subjekte aus; die feurigen blieben und setzten ihre Zwecke insgeheim kräftiger fort. Resultate waren Schills Ritterzug, Chasots Verbindungen mit England 1810 bis 1812.

Diesem Tugendvereine zur Seite oder gegenüber hatten sich nun die oben erwähnten Studentenorden, und andre ihnen ähnliche, von denen einer 1806 in Leipzig zuerst aus drei Männern bestand, mehr ausgebildet und verbreitet, die alle einen Zweck und ein Reizmittel hatten: Franzosen-Vertreibung und Franzosenhaß. Wenn auch ihre Formen verschieden waren, so kamen sie ihrem Zwecke näher als der Tugendverein, den sie haßten, und verfolgten, weil er reinpreußisch, sie aber reindeutsch waren.

Im politischen Journal August 1814 steht die Konstitution eines Zweiges dieses deutschen Bundes, der aus zwei Graden bestand. Der erste Grad erhielt nur, wie bei den Jesuiten, dienende Brüder, die den Eid der Verschwiegenheit leisteten, und dann die mit dem Wappen des Bundes (ein schlafender Löwe unter Tells Hut) an sie erlassnen Befehle blind ausübten, wenn sie aber ihrer Ehre zuwider waren, den Bund verliessen. Der zweyte Grad sprach den Zweck aus: Deutschlands Freyheit und Einheit.

Nachdem Preußen 1812 sich mit Frankreich alliirt hatte, entfernten sich alle Tugendbündner und giengen nach Rußland, Schweden, England. Die Deutschbündner blieben, arbeiteten aber für russische Rechnung den Franzosen entgegen, und zwangen die preußische Regierung, ihrem Treiben Einhalt zu thun, um sich nicht vor Napoleon zu compromittiren, der ihr Daseyn zwar ahndete, die Mitglieder aber nicht kannte, wie der Arrest des Hofraths Becker in Gotha bewies.

Das Jahr 1813 vereinigte alle jene Bündner unter deutschen Fahnen gegen Frankreich, wo sie ihren Franzosenhaß zur Gänze austoben konnten. Solche einmal entstandene und thätig gewesene, geheime Verbindungen sterben nicht aus. Dies bestätigen schon die Universitätsorden, die ob zwar sie nur Spielerei sind, seit 50 Jahren und länger bestehen.

Sie wollen mitsprechen, mitwirken, die Regierungen, welche ihre Zwecke anerkennen, unterstützen, andern entgegen treten, welche diese Zwecke mißbilligen. Sie wollen die öffentliche Meinung für sich gewinnen durch populäre Druckschriften; sie suchen alle Männer von Verstand und Einfluß, Minister und Generäle zu gewinnen oder zu umgehen, und dann ihnen Hindernisse entgegen zu stellen.

Eine Menge von Druckschriften hat dies vor, während und nach dem Kongreß bewiesen, die alle einen Ton angeben. Dahin gehört vor allen andern

1) Der Rheinische Merkur, dessen Haupttendenz ist: Deutschland zur Einheit und freien Verfassung zu verhelfen mit der Kriegserklärung gegen jedes Bundessystem. Unter andern baut er eine idealische, poetisch schöne deutsche Reichsverfassung auf, die nur den einzigen Fehler hat, daß weder die deutschen Fürsten, Räthe und Stände, noch das deutsche Volk hinein passen. Indessen ist dies Ideal der Abdruck der öffentlichen Meinung der deutschen Bundeshäupter, wie ihre 1812 gefundenen Papiere beweisen. Darinn ist zu lesen:

> Daß eine Republik für Deutschland die beste Regierungsform sey. Man müsse, um dahin zu kommen, die Nation dafür bilden; von unten herauf mehrere kleine Gemeinden von Bundesgliedern bilden und damit nach obenhin aufsteigen, wodurch dann die Revolution sich von selbst mache.

2) Ein andrer öffentlicher Verfechter dieses so sich gestalten sollenden, deutschen Reichs ist Arndt, und war es schon seit 1805, wo zuerst sein Geist der Zeit erschien. Jetzt ist er der Apostel Paulus für jene Parthei; nachdem er, wie sein Gehülfe Görres (Redakteur des rheinischen Merkurs) früher bis 1802 ein Saulus gewesen war. Diese merkwürdige Sinnesänderung Arndts hat Kotzebue (politische Flugblätter Nr. 120) durch einen Vergleich seiner Schriften nachgewiesen.

In der einen Schrift: Noch ein Wort über die Franzosen 1814 sagt er:

„Die Franzosen wären kriechende, wedelnde „Hunde; ein geiziges, spitzbübisches Juden„volk; sich und alle Welt verkaufende Ver„brecher, Diebe und alle Lande durchziehende „Räuber, gegen welche in deutschen Brüsten „tiefer Haß verewigt werden müsse, da man „sie nicht genug hassen könne. Sie seyen ein „filziges, gemüthloses Gaunervolk, leer, hohl, „puppig, gestaltlos, ein Nichts ohne Kraft, „Bedeutung und Charakter, liederlich, gleißend, tückisch, leichtfertig, faul, lausekni„kerisch ꝛc. ꝛc."

In der zweiten, Bruchstück einer Reise durch Frankreich 1802 heiße es hingegen:

„Unter Franzosen lebe man unter Menschen. „Sie wären frohherzig und lebendig, bereit„willig, höflich, gut bürgerlich, nicht neu„gierig und zudringlich, wie die steifen, sor„malen Deutschen. Die französischen Solda„ten wären humane, artige Leute ohne Affek„tation, sie wären seine (Arndts) liebste „Gesellschaft. Die Augen der Provenzalen „brennten vor Feuer und Leben und hätten „die französische Gradheit ꝛc. ꝛc.

Arndts Sinnesänderung beweiset noch klarer sein Geist der Zeit 1805, worinn er Preußen alles Gute ab — und den Süddeutschen zusprach, indem er spottend sagte:

„Was denn der Märkische Sand Gutes her„vorbringen könne?

Jetzt hat er in seinen neuesten Schriften alle Süddeutschen in den Bann gethan, und Preußen soll an der Spize Deutschlands stehen, von wo alles Herrliche gekommen sey und kommen werde.

Görres wird in der Allemannia (VII. Nr. III. S. 39) ebenfalls in zweideutigem Lichte dargestellt.

„Er sey zur Zeit der französischen Revolution „Lehrer in der Mittelschule zu Coblenz ge„wesen, wo er Alles mit Feuer und Schwerdt „verfolgen wollen, was nicht französisch gesinnt „gewesen. Er habe zwei Schriften herausge„geben, das rothe Blatt und der Rübezahl „und darinn aller Deutschheit Hohn gespro„chen ꝛc. ꝛc.

Dermalen sind einmal gewiß beide Schriftsteller Organe einer Parthei, welche Deutschland auf neuen Staatsformen nach ihrem Sinne hinstellen will; reden aber so ungeschickt, daß sie, anstatt ihren Zweck zu erreichen, vielmehr Anders denkende erbittern und daher das gerade Gegentheil bewirken müssen. Wer hat je gehört, daß man durch Zwietracht zur Eintracht komme? Und doch werden in diesen Schriften bayersche, badensche und süddeutsche Minister und Räthe, Generale und Offiziere wie Buben behandelt und geschimpft, auch das östreichische, preußische und englische Kabinet nicht verschont, das russische hingegen nirgends angetastet.

3) Ein dritter Mann, der allen andern vorzuziehen ist, die nur für ihr Ideal geschrieben haben, trat 1811 auf. Es ist Jahn. Er gieng von der ganz richtigen Idee aus:

Für jenes Ideal müsse man sich erst die Menschen schaffen, durch Ausbildung ihrer Körper und moralischen Kraft. Daher seine Turn-Anstalt.

Das Resultat ist: Sowohl jener Tugendverein als dieser deutsche Bund ist eine Parthei, die nur für ihre Zwecke Sinn hat, nicht ängstlich in der Wahl der Mittel ist, blind, wo es die Parthei betrifft, zuschlägt und schimpft, es treffe die Guten oder Schlechten.

So könnt ihr als Parthei auch blinde Instrumente seyn, für das Interesse Ehrsüchtiger, die sich das Ansehen geben, als gehörten sie zu euch und beförderten eure Zwecke; unterdeß sie euch nur benutzen, um sich noch größer zu machen, wie sie schon sind und, auf diese Stufe gehoben, euch sogleich aufgeben und verlassen, ja unterdrücken. Denn sie wollen nicht die Welt, nicht Europa, nicht Deutschland, nicht Preußen erheben und beglücken, nicht euch! Nein! Sich wollen sie erheben zu den neuen Reichsgroßwürden, nebst einem Angebinde von Land und Leuten!

Der englische Adel.

(Beschluß von Nr. 13.)

Durch diese Einrichtung werden sehr große Vortheile, sowohl für das gemeine Wesen, als auch für den Stand der Vornehmen selbst, erreicht. Es wird ein allzugroßes Anwachsen des Adels verhütet, welches den Werth immer nothwendigerweise verhindern muß,

und die Zahl derer, welche diesen ausmachen, kann nicht durch die Ausbreitung der Geschlechter, sondern nur durch den Hinzutritt neuer Mitglieder nach dem Gutbefinden des Regenten vermehrt werden. Der Geist, welcher diesen Stand belebt, kann auch nicht auf eine schädliche Absonderung von dem größeren Theile des Volkes gerichtet seyn, da auch die vornehmsten Familien durch ihre jüngeren, unter der gemeinen Gentry befindlichen Zweige mit derselben verknüpft bleiben. Die Fälle sind nicht unerhört, daß diese Seitenlinien im Laufe der Zeiten sich bis in die Klasse der Handwerker verlieren, durch andere aber, welche sich auf der Höhe zu halten wissen, wird auch die Stelle der erlöschenden Geschlechter auf das Natürlichste und Schicklichste ergänzt. Wie viel zweckmäßiger ist aber nicht diese Einrichtung, als die ehemalige deutsche oder französische, nach welcher den jüngeren Söhnen der alten Familien nichts übrig blieb, als die Kirche oder die Armee, und in beiden meistens ein eheloses Leben, und jetzt, da die Domstifter eingegangen sind, und die Noth gelehrt hat, in den Herren weniger nach der Geburt, als nach der Thätigkeit zu fragen, nur der Glanz eines vornehmen Namens ohne die Mittel, sich ihm gemäß zu halten! Das gemeine Wesen aber gewinnt eine große Anzahl Männer, welche nicht in der Jugend durch die Sorge des kümmerlichen Erwerbens zu Boden gedrückt sind, und da sie keinen Anspruch machen können, als in so weit sie vor den Augen des Volkes, im Parlamente, in den Gerichtshöfen, in dem Heere, oder in der Marine, ihre Fähigkeit erweisen, sich sehr sorgfältig und durch die kostbarsten Hülfsmittel zu dem öffentlichen Dienste vorzubereiten pflegen.

Wenn schon durch diese Haltung des hohen englischen Adels die Kluft, welche ihn von den Gemeinen trennt, nicht so scharf ist, daß sie eine feindliche Spannung hervorbringen könnte: so wird durch die staatsrechtliche Verhältnisse des Adels die innere Eintracht und das Zusammenhalten der Nation noch mehr befördert. Was die Privilegien der Peers betrifft, so ist mehr von denen zu sagen, welche sie in Vergleich mit anderen Ländern nicht haben, als von denen, welche die Verfassung ihnen zugestanden hat.

Erstlich ist von einer Freyheit von Abgaben schon gar nicht die Rede. Die Grundsteuer ist in so frühen Zeiten angelegt worden, wo auch bei uns es noch keinem ritterschaftlichen Corpus einfiel, sich derselben, die ihrem ersten Zweck nach eine Vermögenssteuer seyn sollte, zu entziehen. Auch hat man in Großbritannien nie daran gedacht, diese Last auf den Stand der gutsherrlichen Unterthanen allein zu legen, weil in England gerade das umgekehrte, und zwar ein der Natur gemäßeres Verhältniß eintrat. Bei uns nämlich bewilligte im Durchschnitt der von der Steuer freie Ritter dasjenige, was Andere zahlen sollten; in England hingegen wurde die Verwilligung der öffentlichen Ausgaben gar frühzeitig das ausschließliche Recht des Unterhauses, das ist der Deputirten der Grundeigenthümer (Freeholders) und der Städte. In allen andern Staatsauflagen trägt der Adel seinen Theil so gut wie jeder Andere, und es kann ihn also in keinem Falle der Vorwurf, oder auch nur der Verdacht treffen, daß er auf Unkosten Anderer nachgiebig gewesen sey.

Zweytens, vor dem Gesetz sind Peers und Gemeine durchaus gleich, und der höchste Rang schützt nicht gegen das Schwert der Gerechtigkeit. Wir haben gesehen, mit welchem Ernst und unerbittlicher Strenge die Anschuldigung gegen ein Mitglied der königlichen Familie, daß er als höchster Befehlshaber der Armee Unterschleife und Mißbräuche verstattet habe, im Parlamente untersucht wurde, und der Engländer wird noch lange Zeit diese Untersuchung als einen Triumph seiner Verfassung mit Stolz anführen. Auch in gegenwärtigem Buche ist sie keineswegs übergangen. Zwar haben die Peers das Vorrecht, in Kriminalfällen nur von ihres Gleichen gerichtet zu werden; allein dieß hat im Grunde jeder Engländer, und man kann dem Oberhause nicht nachsagen, daß es zu Gunsten seiner Mitglieder den Arm der Gerechtigkeit lähmte. Gerade gegen Höhere ist das Gesetz unerbittlicher, wie erst kürzlich die wirklich harte Bestrafung des Admirals Cochrane gezeigt hat. So büßten vor 10 bis 15 Jahren zwey Generäle die Grausamkeiten, die sie in den Kolonien in einem einzigen Falle begangen hatten, mit dem Strange, und im Jahre 1760 endigte der Graf Ferrars sein Leben auf dem Schaffot, weil er in einem Anfall heftigen Zornes seinen Verwalter erschossen hatte. Selbst die hohe Würde eines Großkanzlers konnte ihren Inhaber nicht gegen Bestrafung schützen, wie das Beispiel des Großkanzlers Parker, Grafen von Macclesfield beweißt, welcher im Jahre 1724 vom Unterhaus wegen verschiedener Amtsvergehungen zur Rechenschaft gezogen und verurtheilet wurde, sein Amt niederzulegen, und 30,000 Pf. St. Strafe zu bezahlen. Wahrlich dieser Ernst einer für alle gleichen Gerechtigkeit könnte allein viele Mängel der Verfassung bedecken, er allein hält die Sitten aufrecht, und weckt in der Brust eines jeden Liebe zum Vaterlande und Anhänglichkeit an die Verfassung. Die Schlafheit, welche in andern Ländern eingerissen ist, muß zuerst abgethan werden, wenn auch die Hälfte der Staatsbeamten darüber zu Grunde gehen sollte; sonst können uns schöne Reden von deutschem Sinn und Eintracht und anderen öffentlichen Tugenden zu gar nichts helfen.

Drittens hat der brittische Adel durchaus kein vorzügliches Recht auf Aemter und Ehren-

stellen im Staate. Zwar wird es dem jungen Manne, dessen Verwandte bereits in ansehnlichen Würden stehen, leichter als einem andern werden, sich Bahn zu machen; allein davon ist hier nicht die Rede. Es giebt keine Würde im Reiche, vom Großkanzler an, welcher allen Peers des Reiches vorgeht, und der geborene Präsident des Hauses der Lords ist, bis zu dem untersten müssigen Amte (den berüchtigten sine Cure's), zu welcher adeliche Geburt erfordert würde. Jedes Verdienst muß bei der Oeffentlichkeit der Gerichts- und Parlamentsverhandlungen erkannt werden, und findet sowohl seinen Wirkungskreis als auch seinen Lohn. Nur in der Landarmee besteht vielleicht der größere Theil der Offiziere aus Söhnen der edlen Geschlechter, in der Marine schon weniger. Der berühmte Lord Anson war von geringer Herkunft, Nelson eines Predigers Sohn, Graf St. Vincent (vorher Admiral Jervis) der Sohn eines Advokaten, die Brüder Alexander Hood, Viscount Hood, und Samuel Hood, Viscount Bridport, Söhne eines bloßen Gutsbesitzers. Der gewöhnlichste Weg, auf welchem sich das Talent zu dem höheren Stande erhebt, ist indessen das Parlament und die Gerichtshöfe. Jenen können nur wohlhabende Männer erwählen, da schon ein ziemlich ansehnliches Einkommen erfordert wird, um wählbar zu seyn. Dagegen führt er auch früher zu Ansehen und einträglichen Stellen, weil es jedem Mitgliede des Parlaments, welches sich durch Kenntniß, richtiges Urtheil und Rednergabe auszeichnet, leicht wird, wichtige Aemter zu erlangen. Der Weg durch die Gerichtshöfe ist dagegen langsamer und mühevoller, aber der Stand eines Advokaten auch eben so geehrt, als mit reichlichem Erwerb verbunden. Aus den geschätztesten Advokaten werden die königlichen Anwälde und die Richter, aus diesen die Präsidenten der 3 höchsten Gerichte (Kings-bench, Pommon-pleas und Exchequer) ausgewählt und die letzteren gewöhnlich zu Peers erhoben. Wenn man die Reihe der englischen Großkanzler durchgeht: so finden sich bei weitem mehrere, welche die Erhebung zu dieser Würde ihrem Verdienst, als welche sie der Geburt und ihren Verbindungen zu danken hätten. Auch der jetzige Großkanzler Scott, Lord Eldon, ist der Sohn eines bloßen Kaufmannes aus Newcastle; der vorige Oberrichter Lord Kenyon, und der jetzige, Lord Ellenborough, bahnten sich ganz allein durch lange ausgezeichnete Dienste als Sachwalter den Weg zu ihren hohen Stellen. Dagegen war zwar Kenyon's Vorgänger, der verstorbene Graf Mansfield, aus einer vornehmen Familie; von dem, was er als Sachwalter und Richter leistete, mag aber das einen Beweis abgeben, daß, als er im Jahre 1745 die Anklage gegen die Theilnehmer des letzten Stuartischen Unternehmens zu führen hatte, einer davon, Lord Lovat, öffentlich sagte, er höre ihm mit Vergnügen zu, ob er gleich gegen sein Leben spräche. So nimmt der Stand der Vornehmen nach und nach die Besten des Volkes unter sich auf, und obgleich in England auf die Herkunft von edlen Vorfahren ein eben so großer Werth gesetzt wird, als in andern Ländern: so ist doch die Würde der Peers Jedem erreichbar, der sich ihrer würdig bezeigt.

Alle wirklichen Vorrechte des hohen Adels beschränken sich demnach darauf, daß sie als geborene Räthe des Königs in bürgerlichen Sachen nicht ins Gefängniß gesetzt werden können, welches die Mitglieder des Unterhauses während der Versammlung des Parlaments mit ihnen theilen, daß sie bei den Gerichtstagen in den Grafschaften und bei dem Aufgebot des Sheriffs (Posse comitatus) genannt, nicht zu erscheinen brauchen; und daß, vermöge des Gesetzes, Scandalum magnatum, eine ihnen wiederfahrene Beleidigung oder üble Nachrede, wenn auch deren Wahrheit erwiesen würde, mit willkührlicher Geldstrafe gebüßt, bis zu deren Erlegung aber der Urheber im Gefängnisse gehalten werden soll. Sonst erstreckte sich die Befreiung von persönlicher Haft auch auf die Hausgenossen der Lords und Parlamentsglieder; wurde aber im Jahre 1770 vornehmlich durch die Beredsamkeit der mehrerwähnten berühmten Grafen Mansfield von beiden Häusern aufgehoben.

Ihr wichtiges Recht bleibt immer der Antheil, welchen sie an der Verwaltung des gemeinen Wesens als erbliche Räthe des Königs, als ein erweiterter Staatsrath, dessen Mitglieder aus den Häuptern der edlen Familien bestehen, im Oberhause des Parlaments zu nehmen haben. Sie sind zugleich der oberste Gerichtshof des Reichs, von dessen Aussprüchen keine Appellation Statt findet, doch ist ihre Gerichtsbarkeit auf gewisse Personen und Fälle beschränkt. Kein ausdrückliches Gesetz bestimmt die Grenzen ihrer Befugnisse; daher man zu sagen pflegt: es gebe in England drey Dinge, deren Ausdehnung unbekannt sey, die Vorrechte der Krone, die Freyheiten des Volkes und die Befugnisse des Parlaments. Auch hierin zeigt sich die Einrichtung, daß der eigentliche Adel, die Nobility, nur aus den Häuptern der edlen Geschlechter besteht, als vortrefflich. Denn da vermöge dieser Einrichtung alle Seitenverwandten zu den Gemeinen gehören: so hat dem Stande des Lords nie einfallen können, die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte sich ausschließlich zuzueignen, weil alle ihre Verwandten, welche sie dazu hätten berufen müssen, sich in der Klasse des gebildeten Bürgerstandes, der Gentry, befinden.

Auch in diesen Verhältnissen wiederholt sich die Trennung, welche man in der Gerichtsverfassung der brittischen Inseln und fast in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes gewahr wird, daß nämlich die Thatausmittelung

und Feststellung der Thatsachen, auf welche das Gesetz angewendet werden soll, der Untersatz eines Schlusses, nicht von denjenigen Personen vorgenommen werden darf, welche über das Verhältniß der festgestellten Thatsachen zum Gesetz entscheiden, die Schlußfolge ziehen sollen. Dem Hause der Gemeinen kommt es zu, jede Pflichtwidrigkeit, die von öffentlichen Beamten des höhern Ranges begangen werden könnte, zu untersuchen, und die Beweise der Thatsachen zu sammeln; dem Hause der Lords gebührt es alsdann, auszusprechen, was Recht ist. Eben dadurch aber wird auf der einen Seite die strenge unpartheyische Verfolgung jedes Amtsvergehens möglich, auf der andern aber verhindert, daß die Anklagen im Unterhause nicht eine revolutionäre Richtung nehmen, und der Angeschuldigte dem wilden Treiben einer Faction zum Opfer falle.

Doch es ist hier nicht der Ort, weiter in Dinge einzugehen, welche das wesentliche Verhältniß des Adels, oder des erblichen Standes, der Vornehmen zu dem Stande der Gemeinen nicht unmittelbar betreffen. Hierher gehört aber vornehmlich der Vortheil, welchen das gemeine Wesen davon hat, daß das dem menschlichen Herzen eingeprägte Bestreben, zu bessern und ändern, durch die einer erblichen Rathsversammlung natürliche Kraft der Trägheit in Schranken gehalten wird. Die Staatsbeamten, so wie die Mitglieder des Unterhauses, sind abhängig von fremder Willkühr und Wahl, und der Ehrgeiz kann sie verführen, Neuerungen und Bewegungen anzufangen, in welchen sie die Aussicht haben, sowohl höhere Staatsämter als auch wohl gar bleibende Gewalt und Einfluß als Volksführer zu erhalten. Wenn dieser Tummelplatz den Leidenschaften und der Ehrsucht einmal geöffnet ist: so ist alles Bemühen, ihnen Schranken zu setzen, fruchtlos, und nur ein angesehener Stand erblicher Staatsbeamten ist das Gegenmittel. Vielleicht wären die Unruhen, unter welchen Karl I. das Leben verlor, nicht so weit gediehen, wenn nicht der alte Adel in den Kriegen der Häuser Lancaster und York, in den häufigen Verschwörungen gegen Heinrich VII. und durch die tyrannischen Launen Heinrichs VIII. einen großen Theil seiner Mitglieder, seiner Güter, und nachdem auch durch die Aufhebung der Klöster die Zahl der Lords um 17 geistliche Mitglieder (Äbte und Prioren) vermindert worden war, seine ganze Haltung verloren gehabt hätte. Auch die französische Revolution würde nicht den für Europa verderblichen Gang haben nehmen können, wenn nicht die Zahl der eigentlichen Pairs des Reichs zu klein, im Übrigen aber die Masse des Adels zu groß, und durch die Steuerfreyheit des Adels und der Geistlichkeit für seine Personen und Güter, so wie durch die Ansprüche desselben auf ausschließlichen Besitz der einträglichsten oder angesehensten Stellen, die Verhältnisse der beiden privilegirten Stände zu dem dritten wahrhaft feindselig gewesen wären.

Diese Untersuchung verdient grade in unsern Tagen recht oft und von allen Seiten zur Sprache gebracht zu werden. Unbefangener kann dies wohl nicht geschehen, als wenn man die Verhältnisse des Geburtsadels näher beleuchtet, welcher an Alter, Glanz und Gefühl seiner Würde schwerlich einem in Europa weicht, und doch von seinen Mitbürgern als Stand weder gefürchtet noch beneidet wird. Zwar ist auch ein von Montesquieu aufgebrachtes Vorurtheil, daß alle Staatseinrichtungen Englands so genau mit den Eigenheiten seiner physischen und politischen Lage verknüpft seyen, daß sich nichts davon trennen noch anderwärts nachahmen lasse; allein gut ist es wenigstens, sich bei so wichtigen, das öffentliche Leben so von allen Seiten berührenden Dingen über das zu verständigen, was darin wesentlich oder nur zufällig ist, und die sehr ehrenvolle und glückliche Lage des großbritannischen Adels kann den Vornehmen anderer Länder zeigen, welche Ansprüche sie vielleicht mit wahrem Gewinn aufgeben könnten.

Nach den weltlichen Peers folgen die geistlichen von England und Irland, (Schottland hat bekanntlich keine Bischöfe), obgleich die Erzbischöfe allen Peers vorgehen (der Erzbischof von Canterbury ist im Range der erste Peer, der Großkanzler der zweyte, der Erzbischof von York der dritte) und die 24 Bischöfe im Range zwischen den Viscounts und Baronen stehen. Auch hier ist das Verhältniß der Geschlechter zu den Gemeinen wahrzunehmen. Nur die beiden Erzbischöfe von England und 4 Bischöfe, dann von den 4 irischen Erzbischöfen die drey von Armagh, Cashel und Tuam, und 9 Bischöfe von 19 sind aus den Familien des Adels genommen, also nicht viel über den dritten Theil. Der Älteste im Amte aus diesem ehrwürdigen Corps ist der Bischof von Durham, welcher die bischöfliche Würde schon im J. 1769 als Bischof von Llandaff erhielt.

Die äußern Ehrenrechte der Peers sind in England auch gewissermaßen geringer, als in andern Ländern; aber da überhaupt in Großbritannien alle Stände treuer an den Gebräuchen der Vorfahren gehalten haben, und der höchste Amtstitel der Minister und königl. geheimen Räthe das Alte: Sehr ehrenwerth (Right honourable), geblieben ist: so finden sich die Herzöge und Erzbischöfe durch den Titel Ihre Gnaden, welchen sie ausschließlich erhalten, eben so ausgezeichnet als anderwärts durch viel höhere. Die Herzöge und Marquis haben im Kanzleystil den fürstlichen Titel, und die Herzöge, Marquis, Grafen und Viscounts werden vom Könige Vettern genannt, aber mit genauen Unterscheidungen. Die Herzoge sind nämlich

sehr getreue und sehr vollkommen geliebte, die Marquis — vollkommen geliebte, die Grafen — sehr vielgeliebte, und die Viscounts — vielgeliebte Vettern, die Barone müssen sich mit der Anrede: Sehr getreuer und vielgeliebter, begnügen lassen.

Diese Sparsamkeit mit Titeln, und äußern Ehrenzeichen, welche überhaupt im brittischen Nationalcharakter zu liegen scheint, und welche die vorhandenen in einem desto größern Werthe erhält, ist auch in dem Verzeichnisse der Ritter der königl. Orden zu erkennen. Der Orden des Hosenbandes zählte im März 1814 außer den Mitgliedern der königl. Familie nur zwey auswärtige Regenten, den Kurfürsten von Hessen-Cassel und den Kaiser von Rußland, und die statutenmäßigen 25 Ritter. Der schottische Distelorden hat nur 12, der 1783 gestiftete irländische Orden des heil. Patrik 13 Mitglieder. Nicht einmal alle Herzöge sind mit einem dieser 3 Orden geziert, nur ein Viscount und kein einziger Baron. Der Bath-Orden dagegen ist zwar etwas häufiger, und wurde bisher als Belehnung für jedes ausgezeichnete Verdienst, auch ein bloß gelehrtes (wodurch ihn der Baronet Sir Joseph Banks erwarb), vergeben; aber dennoch hatte auch der bisher nur 48 ordentliche und 12 überzählige Ritter. Es steht dahin, ob die in diesem Jahre beschlossene Erweiterung dieses Ordens, bei welcher sogar etwas von der französischen Ehrenlegion scheint zum Vorbilde genommen zu seyn, dem Geiste der Nation angemessen seyn wird. Nach dieser neuen Einrichtung hat der Orden drey Klassen: 1) Ritter, in ungemessener Zahl; 2) 180 Kommandeurs, wozu nur Oberstlieutenants in der Armee und Postkapitains gelangen können; 3) 72 Großkreuze, welche wenigstens Generalmajors oder Contreadmirals seyn müssen. Die Großkreuze sollen bei dem Ordenszeichen noch einen Vorderzweig mit der Devise des Prinzen-Regenten (Ich diene) führen. Freylich reicht auch diese Zahl noch bei weitem nicht an die Verschwendung, welche mit der französischen Ehrenlegion getrieben wurde. *)

Naturkunde.

Interessante mineralogische Notizen.

1.

Braunkohlenlager auf dem Pugenberge bei Friesdorf, im ehemaligen Rhein- und Moseldepertement. Nach Nöggerath.

Folge-Ordnung der Schichten vom Tage ab in der Grube. Thredors Wunsch. 1. Lehm. Hier und da ist derselbe vom erdigen Mergel verdrängt, zuweilen aber findet er sich mit demselben zugleich ein. 2. Gerölle. Von Ur-Uebergangs-Flötzgebirgen. 3. Sandiger Lehm. Fehlt zuweilen. 4. Erdkohle. 5. Töpferthon. 6. Erdkohle mit verkiestem Holze. 7. Töpferthon. 8. Erdkohle und bituminöses Holz. 9. Töpferthon. Schwefelkies-Kugeln, welche bei Almerode im Hessischen, in einer gleichen Thonschicht, von faßrigem, und oft strahligem Bruche, häufig an der Oberfläche in die vierseitige Pyramide kristallisirt, gefunden werden, trifft man auch an. 10. Erdkohle mit bituminösem Holze. 11. Töpferthon. Er hat Eisenkieskörner und Braunkohle eingemengt. Er dient zur Alaunerzeugung. An freyer Luft entzündet und röstet er sich von selbst. 12. Bituminöse Pflanzenstengel mit Zweigen und Blättern. 13. Bituminöses Holz. 14. Eine Schicht Nr. 10 gleich. 15. Mit 12 gleich. 16. Eine mit 10 und 14 gleiche Schicht. 17. Eine Schicht, welche mit 12 und 15 übereinkömmt. 18. Töpferthon Nr. 9. gleich. In dieser Schicht hat man bereits 24 Fuß tief gebohrt, ohne eine Veränderung anzutreffen.

2.

Reichensteiner Gebirge in Schlesien.

Interessant sind die Urkalk-, Serpentin- und Arsenikkieslager in einem in Glimmerschiefer übergehenden Gneus der Gegend von Reichenstein, das reine Erz hält im Centner ungefähr $^1/_{20}$ — $^1/_{24}$ Loth Gold. In frühern Zeiten benuzte man es auf Gold, nicht auf Arsenik. Jezt verinteressirt sich das Goldausbringen nicht mehr, dagegen gewinnt man aber mit vielem Vortheile den Arsenik. Die dortige Arsenik-Fabrikation ist vielleicht die bedeutendste, welche es gibt. Es könnten, wäre Absatz, 6000 Centner Arsenikglas jährlich ausgebracht werden. (Charpentier.)

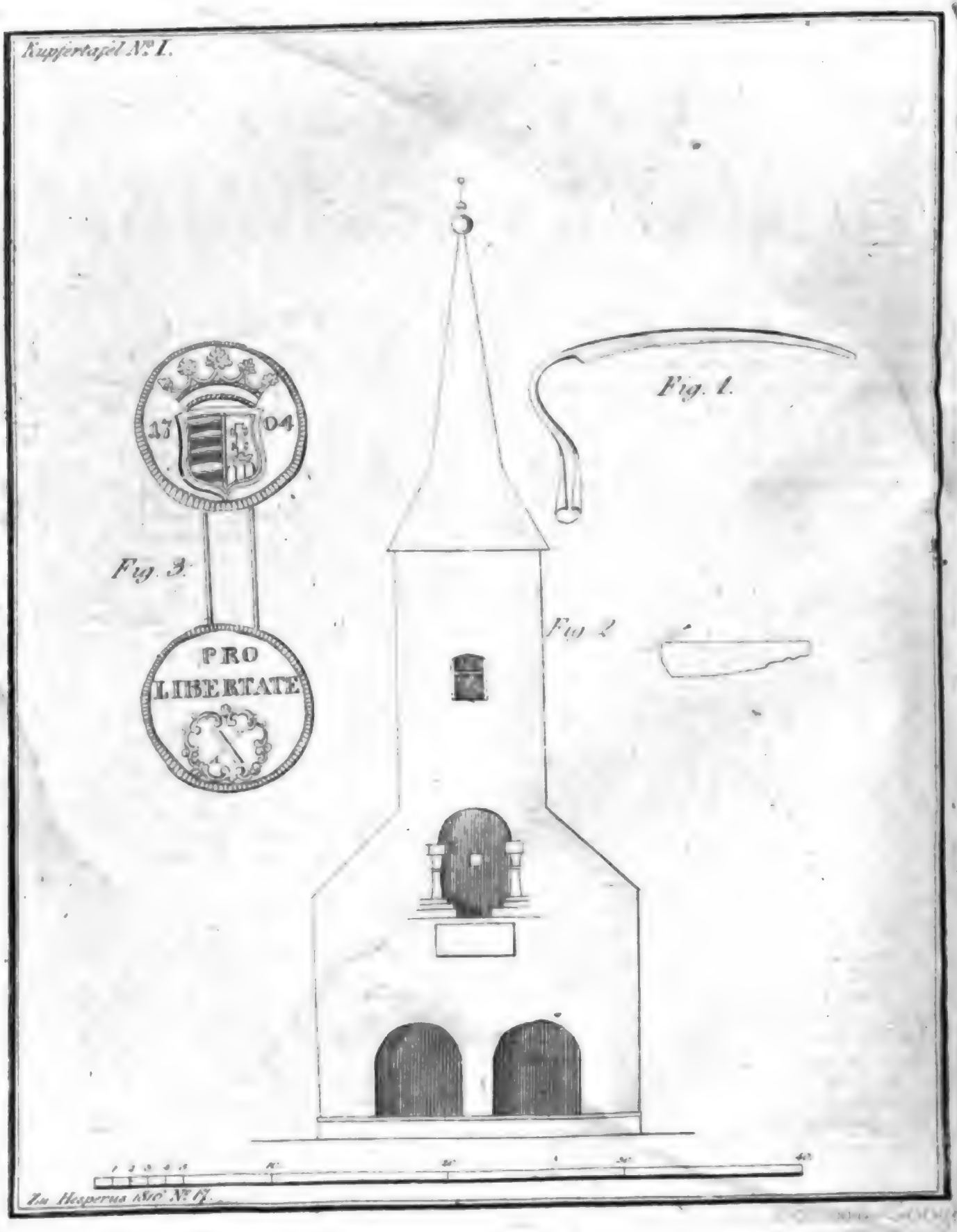
3.

Gebirgsarten der Canal-Inseln, Alderney, Guernsey, Sercq und Jersey.

Sie scheinen vormals mit der Küste der Normandie zusammengehangen zu haben. Primär sind ihre Gebirgsmassen die in unzähligen Felsen an ihren Küsten zu Tage ausgehen. Besonders kommen Granit, Gneus, Spenit und verschiedene Porphyre vor; dann auch Glimmerschiefer, Thonschiefer, Hornblendegesteine. Spenit kommt besonders auf den Inseln Sercq und Jersey vor, und führt merkwürdige Gänge von Trapp, Porphyr und Granit (Transact of the geolagoc. Society.)

*) Jena'sche allgem. Lit. Zeit. Nr. 85 u. 86 1815.

Digitized by Google


Kupfertafel No. I.
17
04
PRO
LIBERTATE
Fig. 1.
Fig. 2
Fig. 3.
Zu Hesperus 1810 No. 17.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 17. April.

Vaterlandskunde.

Guilleaume's fragmentarische Beschreibung des Großfürstenthums Siebenbürgen.

1otes Fragment.

Einige Erinnerungen an Siebenbürgens Vorzeit.

1) Fangeisen.

Schon im Jahre 1811 hatte ich in den nordöstlichen Wildnissen dieses Großfürstenthums einen Schwemmkanal — den ersten in Siebenbürgen — eröffnen lassen. In dem verflossenen Jahre 1814 ließ ich denselben fortsetzen.

Um die doppelten Flechtwerke, welche dabei angebracht wurden, auszufüllen, ließ ich in einer nahen Bergwand Lehm graben, wo, allem Anscheine nach, wohl seit Deucalion nicht gegraben worden war. In der obern sehr starken Dammerdschichte fand man einige Eisenwerkzeuge, welche, da man nicht wußte, was man daraus machen sollte, mir gebracht wurden. Beim ersten Anblicke war ich geneigt, sie für eine Art sehr alter Sicheln zu halten. Bei näherer Ueberlegung aber gab ich diese Meinung auf; denn wie wäre ein solches Werkzeug in diesen noch vor wenig Jahren undurchdringlichen Wald gekommen? Und nach langem Denken wußte ich eben so wenig, was ich daraus machen sollte, als die, welche sie gefunden hatten. Ein Inwohner von Toplitza gab mir folgenden Aufschluß. Die ältern Siebenbürger bedienten sich dieses Instrumentes, um das Wildprät zu fangen. In die hohle Handhabe befestigten sie das obere Ende eines schlanken Bäumchens, nachdem sie vorher den Wechsel des Wildes erforscht hatten, legten es dann an der Erde fest, so daß die Spitze und die Schneide aufwärts sahen. Das Ganze war so gestellt, daß es bei der leisesten Berührung in die Höhe schnellte, und dem darüber schreitenden Thier den Leib aufriß. Der Erzähler hatte diese Sage von seinem Großvater, der dieses Verfahren jedoch nicht selbst gesehen, sondern auch nur von seinem Vater erzählen gehört hatte. Diese Tradition wurde mir von Mehreren bestätiget. In der beigefügten Zeichnung stellt Fig. 1. dieses Werkzeug vor.

---

2) Das Monument zu Dees, von Georg Ungwari, k. k. Forstingenieur.

Caspar Heltai erzählt in seiner 1575 zu Clausenburg herausgegebenen Geschichte, daß die Hungarn unter der Regierung Arpads, (im Jahre 744 geboren) Scythiens Gränzen zum zweiten Male überschritten. Als sie bereits auf russischem Grund und Boden angelangt waren, versammelten sich die Szekler, welche nach dem Abzuge des Attila in diesen Gegenden Kolonien angelegt hatten, rüsteten sich, um ihnen entgegen zu gehen, und nahmen ihren Weg gegen Siebenbürgen. An der Spitze der Hungarn standen sieben Anführer, der erste unter diesen war Arpad selbst, die übrigen hießen: Szabolcz, Gyula, Keund, Lehel, Berbulczo, Burs.

Als ſie in Siebenbürgen angekommen waren, muſterten ſie ihre Truppen, und theilten ſie nach der Anzahl der Anführer in ſieben Haufen, jeden von 30 tauſend Mann. Nun zerſtreuten ſie ſich in allen Gegenden des Landes und bauten jeder eine Feſtung. Von dieſen ſieben Burgen ſoll dann der Name Siebenbürgen entſtanden ſeyn. Endlich hielten ſie eine Verſammlung oder einen Landtag zu Dees (Deesch), und ſchickten von dort aus einen Geſandten Namens Kuszri nach Pannonien, um das Land ein wenig zu erforſchen. Kuszri brachte Waſſer, Samen, Erde und damit die Beweiſe von der Fruchtbarkeit des Landes zurück. Arpad goß nun nach ſcythiſchem Brauche Waſſer in ein Horn, erhob die Stimme und ſprach folgende Worte: Ihr unſere Väter Mars und Herkules! nach deren Rathe wir unſern Vorgängern folgend endlich nach langem Herumirren bis nach Pannonien drangen, laßt das Volk, welches euch göttlich verehrt, und zu euch emporfleht, nicht länger dieſes unſtäte Leben führen. Schützt uns, die wir von Feinden umgeben ſind. Verleiht uns, eueren Schützlingen, Kräfte, um die Waffen mit Erfolge für Altar und Heerd zu führen u. ſ. w. Arpad ſprach, brachte dem Mars und Herkules eine Libation, und das verſammelte Heer rief: Gott! Gott! Gott! (Deus! Deus! Deus!) Der Ort, wo dieſes geſchah, wurde nun Deus genannt, woraus nach und nach die Benennung Dees entſtand. Es iſt erwieſen, daß die Ungarn dieſen Weg auf jenem Zuge gar nicht nahmen, und die ganze Erzählung ein Fäbelchen iſt, das man nur noch zu Dees glaubt. Deſſen ungeachtet wurde, um jene Begebenheit zu verewigen, das Monument Fig. 2. errichtet. Auf einem in dem Frontiſpiz deſſelben eingemauerten Quadratſteine ſteht folgende Inſchrift:

Magna THERESIA Romanorũ quae indupe-
ratrix
Sceptra tenet et dũ Septẽ Castra potenter
Interioris item Szolnok moderatur habenas
Paulũ Stirps Comitũ atq; Heroibũ editus Hallei
Supra Mille Años et Septẽ Secula quando
Quinquaginta octo Numerares Messis aristas
Restaurat Rursus lapsu hoc aetate Sacellum
Ductor Nobilium Bonis hunc dixere Joannem.

Rückwärts ſteht eine andere Inſchrift, welche ſo lautet:

Hunnus de Scithicis digressus sedibus hospes
Pannoniae Glebam transfert huc gramen et undam
Ter Clamans Deus hac liceat tellure potiri
Desiacamque dixit Dei de nomine terram.

Haec Fabius Renovat Judex Monumenta Nepae
Dum Lucas Desius pascit ovile Dei.

---

3) Ein Denkmahl aus Rakoßis Zeiten.

Die Münze Fig. 3.

Doppelte Erklärung der Wörter: Pro Libertate.

a) Von Seiten der Anhänger Rakoßi's.

Princeps Rakotzi Ope Legionum Illustrissimi Bertseni Et Reliquorum Totam Austriam Turbaturus Erit.

b) Von Seiten der Anhänger des Hauſes Oeſtreich.

Peribitis Rebelles, Omnes, Laqueo, Igne, Bello, Et, Reliqui, Tandem, Austriacorum, Tributarii, Eritis.

Geſchichte und Biographie.

Der Freiherr von Hormayr.

(Beſchluß von No. 11.)

Die ungewohnten Strapatzen des Krieges zogen über Hormayrn eine Krankheit zu, nach deren

Ueberstehung er als gewählter Oberanführer des Landsturmes 7 Tage nach seiner Genesung als Volontair in der Affaire bei Wollgau sich dergestalt auszeichnete, daß ihm die Stände von Tirol am 10. April 1801 ihre große Ehrenmedaille zum Danke für die geleisteten wesentlichen und sehr nützlichen Dienste ertheilten. So wie Hormayr diese letzte Zeit über meistens in Chastelers Kanzlei zugebracht, so erwirkte der letztere ihm nach hergestelltem Frieden sogar einen Ruf nach Wien von dem viel vermögenden Staatsrathe Faßbender.

Allein er zog es vor, als Auskultant bei den Landrechten seinem geliebten Vater zur Aushülfe zu seyn und die Stelle eines Archivars zu Innsbruck anzusuchen. Die Münchner Akademie ernannte ihn 1801 auf Westenriedes Betrieb zum korrespondirenden Ehrenmitglied historischer Klasse und erneuerte ihm 1808 sein Diplom. Dasselbe Jahr wurde er auch der vaterländischen Gesellschaft der Agrikultur, der nützlichen Künste und Vaterlandskunde zu Innsbruck beigesellt. — Als Johann v. Müller 1801 im Juli aus der Schweiz über Tirol nach Wien zurückkehrte, wurde Hormayr sein Führer zu allen Merkwürdigkeiten seiner Vaterstadt so wie zu dem berühmten Cabinet von Ambras. Hier knüpften Beide ein enges Freundschaftsbündniß, das bis zum Tode Müllers fortdauerte. Im September desselben Jahrs reiste Hormayr über Vorarlberg, Kempten, Augsburg, München nach Wien. Von den Mitgliedern der Münchner Akademie wohlwollend aufgenommen wohnte er einer Sitzung derselben bei, und erhielt aus den Händen des ehrwürdigen Greises Ildefons Kennedy die akademische Medaille. In Wien wendete sich sein Vorhaben, die Archivarstelle in Innsbruck zu suchen, auf eine seltsame Weise. Der Archivsdirektor Karl Freiherr von Daiser, der einst durch Hormayrs Großvater dem Freiherrn von Sperges empfohlen worden, empfing den Enkel wie einen alten Freund, von dessen Talenten und Kenntnissen er ohnehin schon durch seine literarischen Arbeiten die günstigste Meinung hegte. Daisers kränklicher Zustand und die gehäuften Geschäfte forderten einen Gehülfen und Hormayr wurde hiezu ohne sein Wissen dem Minister Grafen Ludwig Cobenzel vorgeschlagen. Die Ernennung zum Hofkonzipisten im Ministerium der auswärtigen Geschäfte, Sektion der deutschen Reichsangelegenheiten erfolgte am 21. März 1802. Johannes Müller, der 1800 aus der Staatskanzlei als erster Custos zur kaiserlichen Hofbibliothek übersetzt wurde, empfahl Hormayr dem Erzherzog Johann im Dezember 1801. Dieser erhabene Patron der Tiroler ließ sich seine „Beiträge" zueignen und bewies seit diesen fünfzehn Jahren Hormayern eine Huld, für welche: „Gnade" nicht das erschöpfende Wort ist. In seinem Amte fand Hormayr Geschäfte vollauf, denn wenige Wochen nach seinem Eintritte begann die große Secularisation und Entschädigung in Deutschland, und seit dem Tode Daisers 1. Juli 1802 übernahm er auch die provisorische Direktion des geheimen Hausarchivs. Zur Belohnung für die während der Indemnisationsverhandlungen zu Regensburg in der Staatskanzlei und in der Sektion der deutschen Angelegenheiten geleisteten Dienste wurde er 21. April 1803 zum Hofsekretär befördert. In diesem Jahre erschien von ihm bei Gaßler in Wien der erste Theil seiner kritischen diplomatischen Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter und zwar die Geographie Tirols im Mittelalter, eine Frucht der einsamen Jugend musterhaft recensirt durch Johannes Müller (Mangel an Unterstützung verhinderten die Herausgabe der übrigen Theile). Dies und 4 Jahrgänge des Tiroler Almanachs, worinn die Geschichte des ausgebreiteten Hauses von Andechs als 2ter Theil obiger Beiträge angesehen werden kann, spendete Hormayr als ein freies Geschenk der Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde. — Eine Chronik der Grafen von Eppan als 3ter Theil obiger Beiträge erschien im Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol 1808.

Die Exekution des Reichsdeputations-Rezesses

die ritterschaftlichen Irrungen, das von ihm zuerst verfochtene Heimfallsrecht, Droit d'Epave, worinn er als Schriftsteller (in historisch-statistischem Archive für Süddeutschland II. 172—208) auftrat, schienen Hormayrs ganze disponible Zeit anzusprechen; dennoch datiren sich aus jenen Zeiten: Titulatur und Wappen Sr. Majestät des Kaisers und Königs (1806 neu herausgegeben) und der Tiroler Almanach, der bis 1805 bei Gaßler, seitdem in gefälligerem Gewande bei Degen erschien. Im Archive wurde die Lothringische Abtheilung genauer gewürdigt, dasselbe durch des Archivars Gaßlers Erobrungen von Urkunden in Venedig, der ganzen Terra ferma, Trient, Brixen und Innsbruck vermehrt. Die deutschen Angelegenheiten näherten Hormayrn dem unvergeßlichen Grafen Friedrich Stadion, so wie die Bureauverhältnisse dem gelehrten und edlen Chef der Sektion des Orients, dem Rathe Jakob von Wallenburg.

Im Hause des Grafen von Purgstall fand er den gewähltesten Zirkel von geistreichen Männern, Ritter Friedrich von Genz, den General Baron August Steigentesch, den Grafen Moriz Dietrichstein und seinen zärtlich geliebten Freund Heinrich v. Collin, an dessen vaterländischer Poesie er insofern Theil hatte, als er die Muse des gefeierten Dichters auf die vaterländische Geschichte lenkte. Ein gleiches möchte wohl auch von vielen Werken der hochverehrten Karoline Pichler gelten, deren Haus in jenen Zeiten zu den geistreichsten Unterhaltungen nebst Hormayr und Collin auch Joseph von Hammer, Hasche ka, den Hofrath Freiherrn von Türkheim, den Obristen Freiherrn von Rothkirch und die meisten ausgezeichneten Fremden versammelte.

Von 1805—1809 redigirte Hormayr die Wienerzeitung und versuchte sich auch in der dramatischen Dichtkunst. Friedrich von Oestreich und Leopold der Schöne wurden, jenes in 10 dieses in 14 Tagen in die Feder diktirt 1805. — Voll düsterer Ahnung vollendete er wenige Monate vor der Losreissung Tirols von Oestreich, den ersten Theil seiner Tiroler Geschichte, welcher bis zur vollendeten römischen Unterjochung reicht.

Auf dem Friedenskongresse zu Preßburg hatte er den Schmerz, den die Abtretung Tirols aussprechenden VIII. Artikel redigiren zu müssen, dessen Grundsätze und constitutionelle Freiheit er in dem historisch-statistischen Archive für Süddeutschland niederlegte, und gerade in dem Augenblicke ihres Umsturzes durch das neue Gouvernement wiederholt vertheidigte.

Seit diesem Frieden arbeitete er unter dem Minister Grafen Philipp von Stadion in der Sektion von Deutschland, in der ihm noch, wie einst Tirol, so jezt Salzburg zugewiesen war. Die Direktion des geheimen Archivs blieb ihm nicht nur, sondern er wurde, nachdem er aus den abgetretenen Provinzen wenigstens alle wissenschaftlichen Schätze gerettet hatte, am 2. April 1808 sogar zum wirklichen Direktor dieses in seiner Art einzigen Instituts ernannt, das sich unter seiner Leitung wenigstens um das fünffache vergrößert, und manche andere wichtige Reform erhalten hat.

Als Schriftsteller förderte er das Nationalwerk, den östreichischen Plutarch zu Tage, ein Werk, das er meistens und zwar bei seinen häufigen und wichtigen Berufsgeschäften eilig in die Feder diktirte, über welches die Stimme des In- und Auslandes längst entschieden, welches auf die Masse der Nation unglaublich gewirkt hat und wovon eine französische Uebersetzung *) bereits erschienen, eine böhmische und eine ungarische begonnen ist. Im April 1808 wurde er zugleich suppliender Hofbücherrecensor und in demselben Jahre erschien von ihm: Ueber Minderjährigkeit, Vormundschaft und Großjährigkeit im Oestreichischen Kaiserstaate und Kaiserhause. — Cevallos Relation über die Vorgänge zu Bayonne, die Aktenstücke und Kriegsnachrichten der Junta in Spanien, 4 Bändchen bei Strauß, endlich jene über die Be-

*) Man sehe Hesperus, 1811, I. S. 42.

raubung des Kirchenstaats, der Krieg der Vendeer und Chouans mit einer inhaltsschweren Vorrede und Noten über Volks- und Gebirgskrieg (vorzugsweise für Tirol bestimmt) danken Hormayrn ihr Erscheinen. Zur Belohnung seiner bisherigen Verdienste erhielt er den 8. Jänner den Leopoldsorden 1809. Und dieses Jahr war es auch, wo Hormayr den Plan zur Befreiung Tirols machte und zum gänzlichen Gelingen desselben so vieles beitrug, weswegen er sich aber den größten Verfolgungen und Gefahren ausgesetzt sah. Den 29. September 1809 ernannte ihn der Kaiser zum wirklichen Hofrathe, doch wurde er auf seine wiederholte Bitte wenige Tage, bevor der Minister Graf Stadion das Portefeville der auswärtigen Angelegenheiten resignirte, des Referats der deutschen Angelegenheiten enthoben, um sich allein dem Archive zu widmen. Schon früher war Hormayr Mitarbeiter der vaterländischen Blätter. 1810 aber gründete er ein eigenes Journal unter dem Titel: Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst. Dasselbe Jahr sprach er sich noch einmal politisch über die Vermählung Bonapartes mit Louisen von Oestreich aus. Seit 1811 erschienen seine historischen Taschenbücher. Mit welcher Aufmerksamkeit er jedes historische Unternehmen des In- und Auslandes würdige, beweisen die dargethanene Unächtheit der Memoires du Prince Eugène de Savoie ecrits par lui-meme *), die liberale Unterstützung und Aufmunterung, die er hoffnungsvollen Gelehrten z. B. dem Geschichtsschreiber Ungarns Christian von Engel, Franz Kurz Chorherrn zu St. Florian, Maximilian Fischer zu Klosterneuburg u. a. m. angedeihen ließ, endlich auch der warme Antheil, den er in historischer Sektion am Johanneum zu Grätz genommen. Aus der Zeit seiner Staatsgefangenschaft datiren sich die Babenberger in seinem Plutarch, Oestreich und Deutschland *) nach der Schlacht bei Leipzig geschrieben, und die Lösung der Preisfrage des Erzherzogs Johann über die Historie und Geographie Inneröstreichs im Mittelalter, eine seiner mühvollsten und glücklichsten Arbeiten aus dem Gebiete der kritischen Historie. Seitdem wurde er auch 1813 in die schweizerische Gesellschaft geschichtforschender Freunde aufgenommen und 1815 zum ordentlichen Mitgliede der Mährisch-Schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde erwählt.

*) Man sehe Hesperus 1811. III. S. 187 und IV. S. 123.

Unterhaltende Aufsätze.

Witzige, freilich auch bittere Neckereien, zwischen Protestanten und Jesuiten, aus der Zelotenperiode.

I. Der Jesuit Jakob Gretser, oder, wie man ihn latinisirt hat, Gretserus, war als ein eifriger und nicht immer höflicher Contraversist bei seinen protestantischen Zeitgenossen nicht beliebter, wie in meinem Knabenalter bei mir und bei meinen Mitschülern als Verfasser der verhaßten griechischen Grammatik.

Der Zufall wollte es, daß er auf einer seiner Reisen in einem Gasthofe abstieg, in welchem eben ein Superintendent und mehrere Pastoren das Mittagmahl einnahmen. Gleich beim Eintreten in das Speisezimmer rief ihm Einer der Tafelgenossen nicht sehr artig entgegen: Etiam Saul inter Prophetas! auch Saul unter den Propheten! Aber ungleich derber erwiederte auf der Stelle der Jesuit: Quaero asinas patris mei, et en illas! ich suche die Eselinnen meines Vaters, und — da sind sie ja.

II. Unter den zwölf Jesuiten, die Ferdinand I. zur Gründung eines Collegiums nach Prag berufen hat, war, als das Oberhaupt der Uebrigen, der bekannte Petrus Canisius — er hieß eigentlich Canis oder Kanis, und war zu Nimwegen geboren, welche Stadt man vor dem Entstehen der Republik Holland zu Deutschland rechnete, daher auch den Mann die Geschichtschreiber der Jesuiten das erste deutsche Mitglied des Ordens nennen, in welchen ihn der Stifter selbst aufgenommen hat.

*) Man sehe Hesperus No. 19. 1814.

Der Eifer eines Caniſius für die Verbreitung der katholiſchen Religion in der Hauptſtadt Böhmens mißfiel ganz natürlich den zahlreichern Nichtkatholiken, unter welchen alle Lehrer der Karoliniſchen Hochſchule waren. Von Einem der Letztern rührte wohl der damals in Prag ausgeſtreute beiſſende Hexameter her:

Hinc procul esto canis! pro nobis excubat anser.

Fort mit dem Hunde von hier! denn beſſer bewachet die Gans uns.

Die Anſpielungen auf die beiden Namen, des Caniſius und Huſſens, deſſen Andenken den böhmiſchen Utraquiſten, auch dann noch theuer war, als ſie ſich ganz zu den deutſchen Evangeliſchen geſchlagen hatten, ſpringen in die Augen. Auch auf die Rettung des Capitoliums zu Rom, nicht durch Hunde, wohl aber durch Gänſe, brauche ich den Leſer nicht erſt zu erinnern. Aber tiefer liegt in dieſem Verſe ein viel boshafterer Sinn.

Man weiß es aus einem römiſchen Schriftſteller, daß den zur Bewahrung des capitoliniſchen Tempels beſtimmten Hunden, wenn ſie nicht etwa nur die bei der Nacht heranſchleichenden Diebe, ſondern auch bei hellem Tage die frommen Römer, die da blos Jupitern anzubethen gekommen waren, anbellten, die Beine zur Strafe gebrochen wurden. Schien dem Verfaſſer des Hexameters der Jeſuit, der durch ſeine Controverſen von der Erkenntniß der Evangeliſchen Wahrheit, im Sinne der Utraquiſten zurückſchreckte, das Schickſal jener Hunde nicht zu verdienen?

Fein aber ſchalkhaft war die Antwort des Jeſuiten, die er in folgenden ſechsfüſſigen Jamben eingekleidet hat:

At qui canem odere, haud oves sunt, sed lupi.

Des Hundes Haſſer ſind nicht Schafe, ſondern Wölfe.

Darf ich gleichſam im Vorbeigehen erinnern, daß der lateiniſche Senarius dem Kenner ohre ſo ſehr ſchmeichelt, als wenn er an Mäcens Tafel ſelbſt Horazens Lippen entfloſſen wäre. Ein Beweis, daß der Theologe Caniſius die Vertraulichkeit mit den holden Pierinnen nicht unter ſeiner Würde hielt.

III. Von eben dieſem Caniſius und einem andern Jeſuiten Paul Hofläus hatte der fromme Herzog Wilhelm von Bayern eine ſo hohe Meinung, daß er die Antiphone der Kirche von den beiden Apoſtelfürſten: Petrus Apostolus et Paulus Doctor gentium ipsi nos docuerunt legem tuam Domine! auf ſie anzuwenden, und zu ſagen pflegte: Petrus Caniſius et Paullus Hoſtaeus ipsi nos docuerunt legem tuam Domine! Peter Caniſius und Paul Hofläus haben uns dein Geſetz gelehret, o Herr! Dafür erlaubten ſich die Proteſtanten eine kleine Varietas lectionis in dem Texte des Herzogs; ſie laſen, Petrus Canisius et Paullus Hoſtaeus ipsi non docuerunt legem tuam Domine! Das hieß wohl: die Lehre der Jeſuiten und das Geſetz des Herrn ſind zwei ganz verſchiedene Dinge.

Geographie und Statiſtik des Auslandes.

Die Eisgrotte von Fondeurle in der ehemaligen Dauphiné.*)

Nachdem wir am 12. September 1805 die große Höhle von Brédrour**) beſucht hatten, begaben wir uns nach dem zwei Stunden ſüdlicher liegenden Markt von Fondeurle (foire de Fondeurle), ſo nennt man eine ſehr große Wieſe, welche über der natürlichen Gränze der Waldungen hinaufliegt***), und im Juni der allgemeine Sammelplatz der Viehhändler der benachbarten Alpen iſt. So beſchwerlich die Zugänge auch ſind, ſo ſtrömt dann doch alles ringsumher hinzu; und oft iſt der Markt ſo anſehnlich, daß man auf ihm 1000 Mauleſel, 4000 Stück Rindvieh, 15 bis 20000 Hämmel, 1000 bis 1200 Ziegen u. ſ. f. verſammelt ſieht. Nach Norden und nach Weſten ſtößt die Wieſe an einen hohen Kalkrücken, nach Süden hängt ſie mit dem Col de Quint zuſammen. Ihr Boden iſt horizontal und ziemlich eben, und ſie hat das Anſehen eines allmählig mit Schlamm angefüllten Sees. Durchwandert man ſie indeß und unterſucht den Boden, ſo überzeugt man ſich leicht, daß ſie eine ungeheure Höhle bedeckt, in welche ſich der Bach verliert, der die Wieſe öſtlich und ſüdlich

---

*) Aus der handſchriftlichen Beſchreibung einer im J. 1805 gemachten Reiſe des General-Inſpektor der Pariſer Steinbrüche, Héricart de Thury, Ing. d. min., durch die große ſubalpiniſche Kalkkette in den ſüdöſtlichen Theilen Frankreichs.

**) Sie liegt über dem Berge der Karthauſe Bouvantes, in der Wüſte des Gilbert-Waldes. Lente, 12 Stunden öſtlich von Valence, 6 Stunden nördlich von Die, und 18 St. ſüdöſtlich von Grenoble, über der dritten weſtlichen Vormauer der großen ſubalpiniſchen Kalkkette.

***) Dieſe Gränze liegt hier 1540 Meter, zu Bramant am Mont-Cenis dagegen 2000 Meter über der Meeresfläche.

bewässert, und daß bedeutende Erdfälle statt gefunden haben, die wahrscheinlich durch das Einsinken ähnlicher Höhlen veranlaßt worden sind. Wenn man an dem Südende, statt nach dem Col de Quint herunter zu steigen, sich links von der Wiese wendet, findet man etwa 300 Meter von dem Abhange viele große Höhlen, von denen mehrere eingestürzt sind, und noch in ihren Ruinen interessante und merkwürdige Ansichten gewähren. Die ganze Oberfläche des Bergs von dem Markt von Fondeurle bis östlich an den Wald von Vascieux, enthält eine Reihe solcher Einsenkungen, und man sieht hier nichts als zerrissene und aufgerichtete Einstürzungen, trennende Kalkketten, Steinhaufen, Spalten, Trichter, Abgründe und große Alpenwiesen, die nach allen Richtungen umgestürzt und verzerrt sind.

Eine der Höhlen dieses sonderbaren Plateau zeigte uns eine Erscheinung, die nicht minder interessant als das ganze Vorkommen, und noch sehr wenig bekannt ist. Man nennt sie die Eisgrotte (la Glacière). Sie hat zwei große Oeffnungen, die eine nach Osten, die andere nach Westen, und fällt nach Norden zu ziemlich gähe ein. Wahrscheinlich stehen sie mit tiefer liegenden unterirdischen Höhlen in Verbindung, welche man unter den Fußtritten tönen hört, in die wir aber nicht haben eindringen können. Sie hat ungefähr 60 Meter Tiefe, ist von sehr unregelmäßiger Breite, und hat eine über 20 Meter mächtige Felsenmasse zur Decke.

Ihr Inneres ist mit schönen Kalk-Stalaktiten ausgekleidet, welche an eigenen Stellen von der Decke bis auf den Fußboden herunter gehen, und auf dem Boden sieht man Kegel von schaaligem Kalkstein (calcaire albastrite), die mit ihren Spitzen aus einem Eisspiegel von der höchsten Durchsichtigkeit hervorragen. Auch hängen eine große Menge Eis-Stalaktiten von der Decke der Höhle herab; sie sind vollkommen durchsichtig, und mehrere derselben bis an den Boden herunter, wo sie sich in den Eisspiegel verlieren. Diese Eis-Stalaktiten hängen in der Mitte der Höhle ringsum frei, indeß die Stalaktiten aus Kalkstein an den Wänden der Höhle anliegen, und diesen das Ansehen geben, als wären sie mit einer faltenreichen Draperie umgeben.

Einer unsrer Begleiter schlug eine Eissäule auf und setzte ein Licht in das Innere derselben. Dieses machte eine außerordentliche und magische Wirkung, von der wir alle geblendet wurden. Lange Zeit über konnten wir uns nicht satt sehen an dem bewunderungswürdigen hellen Glanze, der die Gegenstände mit verschiedenen Tinten von Gelb, Blau, Grün und Roth übergoß, an den Spiegelungen in den Eisebenen und an dem Anblick der Kalksteinsäulen und an großen Stalagmiten, mit denen die Wände bekleidet sind, die von so viel verschiedenen zurückgeworfenen Lichtern wunderbar erleuchtet erschienen. Noch mehr wurden wir überrascht, als wir beim Zerbrechen einiger der säulenförmigen Eis-Stalaktiten wahrnahmen, daß sie nach Art der Gradyn hohl, und daß die Höhlungen innerlich ganz mit schönen, vollkommen krystallisirten Eisnadeln überzogen waren *). Dieses machte uns auf die Textur des Eisspiegels, auf dem wir gingen, aufmerksam, und wir fanden, daß auch dieser ganz aus krystallisirten Theilen von der größten Durchsichtigkeit bestand. Sie hatten größtentheils die Gestalt sechsseitiger Prismen, und waren auf ihrer Endfläche parallel mit den Seitenflächen des Prisma gestreift. Die Krystalle im Innern der Stalaktiten waren theils dreiseitige, theils sechsseitige Prismen; einige derselben waren gleichfalls an ihrer Endfläche gestreift, und an mehreren den größten, (ihr Durchmesser stieg bis auf 5 Millimeter oder über 2 Linien) zeigten sich an der Basis des Prisma Facetten. So emsig wir auch suchten, konnten wir doch nicht eine einzige vollständige Pyramide finden.

Nachdem wir die Krystallisation des Eisspiegels und das Innere dieser schönen Stalaktiten hinlänglich untersucht hatten, erneuerten wir unsere Illumination, und setzten unsre Lichter in die durchsichtigsten und am besten krystallisirten Stellen. Auf diese Weise sahen wir in den Trümmern einer Höhle der Wüste von Fondeurle zauberische Wirkungen entstehen, welche an Pracht und Glanz mit allem wetteifern konnten, was sich die Phantasie in den Zauberpalästen der Tausend und einer Nacht als das Reichste und Schönste gedacht hat.

Diese schöne und interessante Höhle ist in dem Lande unter dem Namen der Eisgrotte von Fondeurle (Glacière de Fondeurle) bekannt. Man fördert aus ihr den Eisspiegel, womit der Boden überzogen ist, um die benachbarten Städte im Sommer mit Eis zu versehen, und bringt das Eis selbst bis nach Valence, welches bis über 10 Lieues von der Grotte entfernt ist. **)

Anmerkung. Ich theile diese Beschreibung einer Naturerscheinung, theils ihrer eigenthümlichen Merkwürdigkeit mit, theils zur Vergleichung mit verwandten im Oestreichischen Staate, theils zur Abkühlung für jene Enthusiasten, die aus Unkunde mit viel größern Naturwundern in andern Ländern, unsre einheimischen, gegen Wahrheit und gesunde Vernunft, auf eine lächerliche Art und in bombastischer Sprache, als einzig in der Welt schildern.

D. H.

---

*) Ueber die Krystallisation des Eises s. Traité de Phys. par Haug t. 1. p. 170. f.)

**) Annalen d. Physik. Jahrg. 1816. St. 4. S. 305.

Geographisch = statistische Notizen.

Zirkulirendes Geld in Großbritannien.

Mr. Rose erwähnt nicht der Landbanknoten in seiner dieshalb versuchten Berechnung, und giebt vor, das zirkulirende Geld in Großbritannien sey gewesen:

		Pf. Sterl.
1798.	geprägtes Geld . . .	35,000,000
	Noten der englischen Bank .	11,278,000
		46,278,000
1811.	geprägtes Geld . . .	3,000,000
	Noten der englischen Bank .	23,000,000
		26,000,000

Hr. Johnston bemerkt diese Auslassung und zeigt, daß Hr. Rose nach seinen eigenen Grundlagen das cursirende Geld angeben sollte:

		Pf. Sterl.
1798.	in Münze	30,000,000
	Noten der Bank von England	11,000,000
	Landbanknoten . . .	7,000,000
		48,000,000
1811.	in Münze	5,000,000
	englische Banknoten . .	23,000,000
	Landbanknoten . . .	32,000,000
		60,000,000

Hr. Besanquet rechnet das Medium

1810.	in Geld	2,000,000
	Noten der Bank in England	21,000,000
	Landbanknoten . . .	27,500,000
		50,500,000

Hr. Johnston schätzt die Landbanknoten von 1 und 2 Pfund auf 10 Millionen, und glaubt, daß alle zirkulirenden Banknoten betrugen:

	Pf. Sterl.
1807. . . .	26,500,000
1808. . . .	24,500,000
1809. . . .	29,500,000
1810. . . .	33,000,000

Und Hr. Richardson sagt, es wären 30 Millionen mit Einschluß von Schottland. In eben derselben Zeit kursirten Noten der Bank von England:

	Pf. Sterl.
1807. . . .	17,500,000
1808. . . .	17,500,000
1809. . . .	20,000,000
1810. . . .	23,000,000

Landbanknoten, mit Einschluß der in London und Schottland, existirten 1810. 7961 und wenn man für jede, eine in die andere gerechnet, 40,000 Pf. terl. annimmt, so würden ihre Noten sich auf 31,840,000 Pf. belaufen.

(Hahnenberg, neuestes Magazin, 1815, S. 238.)

Naturkunde.

Interessante mineralogische Notizen.

1. Das Zobten-Gebirge in Schlesien.

Es ruht in Norden auf Granit, in Süden auf Gneus. Ueber beiden liegt Serpentin und abwechselnd auf demselben Urgrünstein oder eigentlich von Buch Gabbro. (Charpentier Darstellung)

2. Der Sandstein der Heuscheuer im Glazischen.

Mit der hohen Mense, dem höchsten Punkte auf dem Grünewalder Gebirge, verläßt man den Glimmerschiefer und gelangt zu einem jüngern Sandstein, welcher das Gebirge der Heuscheuer constituirt, mit welcher er seine größte Höhe erreicht 2893 Fuß über der Ostsee. Seine seltsamen Felsengestalten zeichnen ihn aus. Er scheint eins und dasselbe mit dem Quadratsandstein der Sächsischen Schweiz. *)

Worträthsel.

Für uns ist jedes Leiden
Der ersten Zeichen Vier,
Man sagt die letzten beiden,
Bist du ein Mann, von dir.
Das Ganze seinen Schimmer
Von seiner Täuschung borgt,
Doch härter straft es immer
Jemehr man ihm gehorcht.

Franz von Maltitz.

(Die Auflösung folgt.)

---

*) Dieser Sandstein hat eine große Ausbreitung noch nach Mähren hin bis Czernahora 3 Meilen von Brünn und noch ziemlich weit über den Prager Meridian, über 6 Meilen nordwestl. von Prag und südl. bis Czaslau. Auch die Adersbacher Felsen gehören hierher.

D. H.

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 18. April.

Patriotischer Wunsch und Vorschlag.

Uiber die Ausfuhr der Schafwolle.

Seine Majestät stets besorgt für das Beste der Landwirthschaft haben auch die Frage zu erörtern befohlen: Ob die Ausfuhr der Schafwolle zu erlauben oder zu verbieten sey, und im Fall die Ausfuhr zu bewilligen wäre, mit welchem Ausgangszoll sie zu belegen seye, um die inländische Tuchmanufaktur in Konkurrenz zu erhalten? Da nun für den erhöhten Ausfuhrszoll entschieden worden: so haben Se. Majestät in Fortsetzung höchst Ihrer Sorgfalt weiters anzubefehlen geruhet: daß die Länderstellen genau auf die Wirkungen zu achten haben, welche dieser erhöhte Ausgangszoll auf die Produktion der Schafwolle und auf die Konkurrenz des Auslandes äußern dürfte, und ermächtigten zugleich die Länderstellen bei bemerkten Nachtheilen sogleich um Herabsetzung des Ausfuhrszolls einzuschreiten. Die hohe Landesstelle ertheilte sodann unter dem 26. Februar d. J. den Kreisämtern die Weisung, Data für und wider zum Behuf obiger höchster Verordnung zu sammeln und halbjährig darüber Bericht zu erstatten, damit der Hauptbericht der Hofkammer daraus gezogen werden könne. Die Kreisämter in Oesterreich forderten Bericht und Bemerkungen von den Dominien, und so entstand der mit Freymüthigkeit und Sachkenntniß geschriebene nachstehende Aufsatz der Herrschaft Brunn am Wald V. O. M. B., dessen Besitzer Hr. J. M. Fr. v. Ehrenfels, bekannt als Oekonom, Schafzüchter und Schriftsteller, wahrscheinlich auch Verfasser dieses Berichts ist.

Es gibt keine interessantere Frage für das Ganze der Landwirthschaft als diese, keine folgenreichere Erörterung für die Staatsökonomie als die des freien oder unterdrückten Wollhandels. Der Oekonom als der verlegte Theil hat das erste Recht hierüber zu reden, den nächsten Wunsch, die schwankenden und widersprechenden Grundsätze über diese Materie zu fixiren. — Die Sammlung von Meinungen hierüber ist wichtig, für die Staatsverwaltung lehrreich, die Publizität unschädlich und als Nationalangelegenheit zweckmäßig. Nachstehender Aufsatz diene jedem für und wider als Aufforderung.

Die Schafwolle bleibt der ergiebigste Zweig des österreichischen Aktiohandels; Schafzucht die vorzüglichste Quelle, dem größeren Gutsbesitzer seine gleichzeitig höhern Bedürfnisse und Staatsanforderungen deckend; und was immer auch von Halbkennern ganz irrig gegen die Ausbreitung der Schafzucht und die daher entstehende Fleischtheurung gesagt worden: die ausgebreitete Schafzucht ist Ursache, daß wir bei unsern Verhältnissen und in unsern Zeiten das Fleisch nicht theurer essen; denn jedem rationellen Oekonomen ist bekannt, daß man mit derselben Quantität Futter durch Schafe eher 3, als durch Rindvieh 1 Centner Fleisch erzeuge.

Eine Industrie also, welche dem Staat, dem Privaten und der Staatsbürgerschaft gleich vortheilt, verdient keine Beschränkung im freyen Aufschwung

seiner Naturkraft, im Gegentheil: Prämien auf die Ausfuhr gesetzt, statt Erhöhung der Zölle, würden veranlassen, daß Oesterreichs Erbstaaten ewig der Wollemarkt der Welt blieben, was sie seit 10 Jahren sind und waren!

Die besten Schriften über Staatsökonomie haben die Erhöhung der Ausfuhrszölle getadelt, und obschon nicht alle Standpunkte dieses Tadels rein sind: so kann sich die Staatsverwaltung doch aus dieser Quelle Ansichten für und wider sammeln. Die Kürze eines Berichts erlaubt nur Resultate gegen und für.

Gegen die Ausfuhrszölle überhaupt streiten Eigennutz und Konkurrenz. Für die Zölle sprechen vermehrte unmittelbare Staatseinkünfte und Beförderung des inländischen Fabrikwesens. Wenn wir diese Für und Wider gegen einanderstellen: so ergiebt sich für den unbefangenen Verstand leicht das Resultat.

Den Ausfuhrszoll zahlt mittelbar der Erzeuger, der Staat nimmt ihn unmittelbar aus der Wolle. Was der Staat an der Gränze nimmt, um das muß der Oesterreicher in Frankfurt wohlfeiler verkaufen. Der höhere Gewinn des mit dem Ausfuhrszoll verschonten Ausländers spornt ihn in dem Maße zu neuen Anstrengungen, in welchem mich seine Konkurrenz, das verlorene Gleichgewicht, niederdrückt. Was der Ausländer auf Veredlung wendet, kann der Inländer nun nicht mehr. Sein Eigennutz ist dabei geschmeichelt, der meine verletzt. Er fortschreitend wird, nach stillstehend, an Quantität und Qualität übertreffen, verdrängen, und so wird er allmählig Oberherr dieses Handels.

Nun vertrocknen die Staatseinkünfte wegen minderer Ausfuhr von selbst, das inländische Fabrikswesen wird sich auch aus diesem zerstörten Wohlstande nicht empor arbeiten, weil, wie die Schafzucht eine rückgängige Bewegung macht, es ihr an feiner edler Wolle fehlt.

Nur mit feiner Wolle allein kann sich die Fabrikation heben und Tücher erzeugen, die im Ausland gekauft werden. Das Land, was einst die feinste Wolle hat, wird bei mehr bekannt werdenden Fabriksmanipulationen, endlich auch die vorzüglichste Fabrik erhalten. Der Trost des Staatsökonomen, statt Wolle, Tuch zu verkaufen, geht daher verloren, — und da wir in Oesterreichs Erbstaaten nicht einmal Hände genug besitzen, die erzeugte Schafwolle, Trotz der Maschinen, zu verspinnen: so resultirt, daß der Landwirth aus Eigennutz, wenigstens die höhere Schafzucht, unter solchen Umständen fallen läßt, und bei gemeiner Wolle sich die Ausfuhr von selbst aufhebt. *) Nun kann der Staat bei ruinirtem Handel dem Gutsbesitzer weniger abfordern, und aus zerstörtem Handel keine Zolleinkünfte nehmen. Die Landwirthschaft endlich, der Schafzucht einen großen Theil ihres Flors verdankend, müßte die Staatsbürgerschaft mit ihrem Lebensbedarf nur wieder auf jene reichen Steppen der Vorwelt hinweisen, weil Geld und Anstrengung fordernde Oberflächen die Baumühe nicht mehr lohnen dürften, und so würde der Verzehrer bei größerer Menschenzahl und minderer Produktion theurer als itzt leben. So stünden die beiden Probleme gegen einander, unberührt, was nicht hierher gehörig, für das Ganze der Landwirthschaft daraus günstig und ungünstig resultirt. Die Schafzucht verdient eigene Rücksichten. Sie ist nicht gleich einem Baume, der einmal veredelt und gepfropft immer dieselben Früchte bringt. Sie bedarf immer, und in unserem Klima ewig, Nachhülfe, Auffrischung, Anstrengung, Auslagen. Lust und Reiz dafür

*) Anmerkung. Wer sind unsere ausländischen Käufer? Vorzüglich Niederländer und England. Was kaufen diese? Nur Wolle, die ihnen die spanische und sächsische ersetzt. Dies gibt uns den Fingerzeig, nach was wir streben müssen, um unsern Aktivhandel zu sichern. Stürben diese Wollen aus oder verschlimmerten sie sich dahin, daß sie obige Wollen nicht mehr ersetzen könnten: so hört der Handel auf, und der höhere Gewinn des Ausländers aus seiner Schafzucht würde ihn spornen, die Schafzucht zu vermehren zu veredeln, und uns, wie vormals, zu verdrängen.

zu erhalten, muß der Staat sie begünstigen, nicht unmittelbar beschweren. Er begnüge sich mit mäßigen Zöllen, oder besser, schenke sie der guten Sache ganz.

England hatte so lange mit innerem Kornmangel zu kämpfen, bis es diesen Handel, nicht nur frey gab, sondern sogar Prämien auf die Ausfuhr setzte. Der Staat schätze diesen ergiebigen Zweig des Aktivhandels, die Wolle, und entschädige sich mit den mittelbaren Vortheilen, die aus diesem landwirthschaftlichen Zweig, gleich einem in viele Bewässerungsquellen vertheilten Strom, in die entferntesten Winkel der Monarchie fließen.

Berichtsgeber ist daher der Uiberzeugung: daß *die erhöhten* Ausfuhrszölle der Schafzucht schaden, die Konkurrenz dem Auslande erleichtern, und den Aktivhandel des Staates stören — wenn auch nicht sogleich zerstören. Daß der Nachtheil des erhöhten Zolles bis nun nicht empfindlicher gefühlt worden, liegt zufällig in unserm Geldzustand, und dem durch Umstände immer gesteigerten Bedarf des Ausländers.

So lang wir unsere Schafwolle in 20 kr. Stücken verkaufen, und den Zoll in Papiergeld zahlen, zahlen wir nicht den erhöhten Zoll. Zahlen wir aber einst in der Valuta, in welcher wir verkaufen, dann wird der erhöhte Zoll fühlbarer und nachtheilig. Auch werden sich die Zeiten ändern. Jetzt mußte das Ausland unsere Wolle haben, weil es so viel nicht hervorgebracht, als die großen Kriege verschlungen. Dieser Bedarf wird aufhören, und wollte man auch bei großem andauernden Bedarf immer als Alleinbesitzer eines Uiberflußes gefließentlich auf hohe Preise halten: so muß man nicht vergessen, daß gerade der zu hohe Preis unsern Aktivhandel mehr als Alles andere verwunden kann.

England hat tausende von edlen Schafen in seine Kolonien gesetzt; Amerika strebt nach diesem Thier; Rußland fängt an das goldene Vließ zu kennen, und die deutschen Staaten sind nahe dem ökonomischen Geheimniß auch bei verminderten Triften die Schafe dennoch zu vermehren. — Nur gemäßigte Preise sichern unsern Aktivhandel und hindern den Ausländer mit uns zu konkurriren.

Ich will nicht einmal das absurde Axiom jenes Staatsökonomen berühren: Die Ausfuhr der Wolle ganz zu verbieten. Wir müßten unsere Wolle verbrennen, wie einst Elisabeth in England that, und würden eben so absurd handeln, als wenn Schweden die Ausfuhr des Eisens verbietet, damit der Pflug des Landmanns wohlfeiler bleibe. — Ich wiederhole mich: nur durch Veredlung der Schafzucht erhält der Fabrikant Wolle, mit der er Tuch fürs Ausland erarbeitet. Die Veredlung der Schafzucht aber, die immer neue Anregung und Vorauslagen heischt, kann nur durch gute Wollpreise gedeihen. Der Verbot, Wolle auszuführen, macht den Inländer zum Alleinkaufer; dieser kauft bei Uiberfluß nach seiner Konvenienz, wohlfeil — zuletzt unter dem Erzeugungswerth.

Wohlfeile Preise veranlassen alsobald Gleichgültigkeit des Oekonomen für die Schafzucht; er kann nicht mehr Kapitalien auf Veredlung wenden, die sich nicht verinteressiren: so geht die Schafzucht selbst zurück; die feine Wolle stirbt aus; der Fabrikant muß wieder aus Spanien und Sachsen seine Wolle holen; mit fremdem Stoff wird keine inländische Fabrik gehoben: und so würde, statt die Fabrikation zu heben, dieselbe geradezu in verkehrter Wirkung vernichtet: aus einer zu engen Selbstheit gingen Schafzucht, Aktivhandel, Fabriken, guter Fleischpreis und Landwirthschaft unter!

Mit der Freimüthigkeit, die der Patriot bei innigster Ergebenheit gegen die Staatsverwaltung der guten Sache schuldig ist, ist der Verfasser der Meinung: daß die Ausfuhrszölle zufällig bis itzt der Produktion wenig geschadet, in Zukunft aber unausbleiblich üble Folgen haben müssen, und somit den Wunsch erregen: weil sie, erwiesen, auch der inländischen Fabrikation, durch Verunedlung der Schafzucht, mehr schaden als vortheil-

len, daß die daraus fließenden unmittelbaren Staatseinkünfte dem gemeinsamen Wesen zum Opfer gebracht, und die Zölle wenigstens auf das Ursprüngliche herabgesetzt werden möchten.

Einige Gedanken veranlaßt durch vorstehenden Aufsatz, vom Herausgeber.

1. Die Freiheit oder Beschränkung des Getreidehandels dürfte doch wohl noch von wichtigerem Einfluß auf die Staatsökonomie seyn als die des Wollhandels.

2. Sollen Flachs und dessen Fabrikate nicht eine größere Rolle im östreichischen Aktivhandel spielen, als Wolle, besonders izt, nach wieder hergestelltem Seefrieden?

3. Im gewissen Sinne kann man allerdings, besonders seit den Kriegen in Spanien sagen, daß Oestreich der Hauptwollmarkt für andre Nationen war, weil außer Spanien und England kein Staat so viele Schafe und von so bedeutender Veredlung aufzuweisen hat. Wenn es aber in leztrer nicht nach soliden Grundsätzen und in zunehmender Erweiterung fortschreitet, und so erst recht den wichtigen Vorsprung benuzt, den ihm die politischen Verhältnisse vor Spanien während beinahe 10 Jahren verstatteten: so dürfte leztres bald wieder mit in die Konkurrenz treten, und nebst andern Staaten, die auch ernstlich an der Veredlung ihrer Heerden arbeiten, sein Absatz geschmälert werden.

4. Daß der Ausfuhrszoll den Oestreicher nöthige, in Frankfurt wohlfeiler zu verkaufen, wird allerdings der Fall seyn, wenn Verkäufer andrer Staaten mit ihm in bedeutende Konkurrenz treten; was aber dermalen noch nicht der Fall scheint. Und dann hindert nichts, daß er beim Verkauf den Betrag des Zolls dem Preis der Waare nach zuschlage. Welche Ausländer, außer Spanien, sollten wohl in diesem Handel mit Oestreich konkurriren können? Allenfalls Sachsen, wenn es sich wieder erholt hat, nachdem seine Schafzucht sehr gelitten; und doch kann es sich in der Quantität bei weitem nicht mit Oestreich messen. Alle andern Staaten sind entweder noch weit kleiner oder haben feine Wolle nur auf einzelnen, zerstreuten Punkten.

5. Aeußerst wichtig, und ich glaube wahr, ist der Satz: daß die Schafzucht in unserm Klima stets Nachhülfe, Auffrischung, Anstrengung und Auslagen erfordere. Er wird wichtig, wenn die Mehrheit unsrer Schäfereyen schon einen hohen Grad der Veredlung erreicht hätte; wie viel wichtiger also, wenn man das dermalen nur erst von der Minderheit, verglichen mit der ganzen Monarchie, behaupten kann? wie viel wichtiger, wenn ein Schwanken, eine Unsicherheit der Ansichten, ein Verfahren entweder ohne Grundsätze, oder nach widersprechenden in diesem wichtigen Geschäft von einer großen Mehrheit nicht geläugnet werden kann? Wie viele Heerden sehr feinwolliger Schafe können wir von gleichem, reinem, constantem Race-Charakter aufweisen? Und ohne das bleibt immer die Aufgabe a) höchste Verfeinerung Einzelner, b) Ausgleichung dieser höchsten Feinheit an möglichst vielen Theilen des einzelnen Stücks, c) Ausgleichung der ganzen Heerde nach diesen einzelnen Mustern — eine Aufgabe, welche eine Reihe Jahre hindurch stete Beurtheilung, Consequenz, Mühe und Auslagen erfordert. Aus Mangel eines allgemein gültigen Anhaltspunktes macht sich jeder seinen eignen. Jeder glaubt am weitesten oder weiter als A, B, C, zu seyn. Es ist in allem diesem etwas relativ Wahres. Das Gewisse aber ist, daß dermalen noch eine große Verschiedenheit unter den Heerden so vieler Besitzer, eine große Verschiedenheit unter den Heerden eines einzelnen Besitzers, eine große Verschiedenheit unter den Thieren eines einzelnen Hofes und eine große Wolle-Verschieden-

heit am Körper der meisten einzelnen Thiere einer Heerde, jedes für sich untersucht, herrsche. Nur sehr wenige machen hievon eine Ausnahme.

6. Daraus folgt dann von selbst, daß wir noch nicht so weit sind, als Manche, die von einzelnen kleinen Heerden zu voreilig aufs Ganze unsrer Schafzucht schließen, glauben; daß also noch bedeutend viel zu thun übrig bleibt, und dennoch diese Industrie noch gar sehr in der Lage ist, weit eher aufgemuntert als gehemmt werden zu müssen. Will man keine Prämien setzen, will man den Ausfuhrszoll nicht aufheben; so erhöhe man ihn wenigstens nicht weiter.

7. Eben so bin ich ganz mit dem einsichtsvollen Herrn Verf. einverstanden, daß nur mäßige Preise verbunden mit fortschreitender Veredlung nach richtigen Grundsätzen unsern auswärtigen Wollhandel in Flor erhalten werden.

8. Sehr wahr und wichtig ist der Satz: Nur durch Veredlung der Schafzucht erhält der Fabrikant Wolle, mit der er Tuch fürs Ausland erarbeitet. Doch möchte ich ihn durch den Zusatz: höchste Veredlung — genauer bestimmen. Eben diese scheint noch in hinlänglicher Menge oder Allgemeinheit zu fehlen; denn sonst wäre es unbegreiflich, warum unter unsern Feintuch-Fabrikanten nur die allerwenigsten sich mit ihrem Produkt der besten Waare des Ausländers gleich stellen können.

9. Ich glaube, es tritt aber noch eine besondre, nicht genug beachtete Schwierigkeit ein, welche unsern Feintuch-Fabrikanten (noch ohne Rücksicht auf andre Manipulationsfehler des Oekonomen und Technikers) hindert, allgemein eine so feine Waare zu ergänzen, als Franzosen, Niederländer und Engländer aufweisen. Gesetzt, die feinste Wolle wäre in hinlänglicher Menge da; so muß aus der Natur a) des Mestizen-Charakters, der aus so vielerlei Zusammen-Paarungen hervorgehen mußte, b) des sehr abweichenden Klima und Bodens bei uns, c) der Pflege (worunter im Allgemeinen Futtermangel obenan steht, und an Futterauswahl selten zu denken ist,) doch nothwendig eine bedeutende Anzahl Varietäten in den übrigen Eigenschaften dieses feinsten Haars (abgesehen von jenen Gradationen der Feinheit, die dem Gefühl des gemeinen Sortirers bereits entwischen) entstehen, wornach es bald kürzer, bald länger, — spröder oder milder — elastischer oder schlaffer — fester oder truchiger — rauher oder seidenartiger ausfallen — sich gleichartiger oder ungleichartiger verspinnen und inniger oder weniger verfilzen wird u. s. w. Man wird zugeben, daß die höchste Feinheit alle diese widersprechenden Eigenschaften nicht ausschließe, und daß letztre mehr oder weniger Einfluß auf sehr ungleichartige Produkte haben werden. Das Alles fällt da weg, wo entschiedene Racen dem feinen Haare auch noch seinen gleichartigen Charakter außerdem gegeben, und erhalten haben; wie dieß der Fall mit den verschiedenen spanischen und englischen Racen ist. Sollte mit der Wolle solcher Thiere der Fabrikant nicht leichter, sichrer, gleichartiger arbeiten können?

10. Sehr viel Einfluß auf gegenwärtige Untersuchung würde die genauere Kenntniß des Zustandes der Schafzucht, der Wollfabrikation in England und des Bedarfgrades unsrer Wolle für letztre sowohl nach Quantität als nach der Art der Fabrikate haben. Ich will einige wenige Data mittheilen. Colquhun schätzte die Zahl aller Schafe, und Lämmer, in Großbritannien und Irland auf die außerordentliche Zahl von 42 Millionen Stück. Den Werth der jährlich erzeugten Wollwaaren mit Einschluß derer aus spanischer Wolle, aber nach Abzug des rohen Materials 1812 auf 18 Millionen Pfund Sterling. Ein vor dem Unterhaus befragter Sachkundiger schätzte ihn 1800 auf 19 Millionen. M'Arthur schätzte ihn 1803, mit Einschluß der feinen Fabrikwaaren von fremder (doch nur spanischer) Wolle auf 25,560,000 Pfund.

Aus Lords Sheffields gedrucktem Berichte über den Wollmarkt zu Lewis den 27. Juli 1812 ergibt sich, daß nach einem Mitteldurchschnitt der 6 Jahre 1806 — 1811 7, 329, 759 Pfund spanische Wolle eingeführt wurden, deren Mittelpreis 16. Juli 1812 7 Schilling 9 Pence für das Pfund war.

Als Resultat nimmt Colquhun an, den Werth der Wollwaaren aus brittischer Wolle auf 20 und die aus spanischer auf 6 Millionen Pfund Sterling, zusammen 26 Millionen. Für das rohe Materiale rechnet er 8 Mill. Pf., bleiben Arbeitswerth obige 18 Millionen.

Hier ist nun von keiner östreichischer Wolle die Rede. Und es scheint auch nur, daß sie die letzten Jahre das aus den ruinirten spanischen Heerden für die Engländer entstandene Deficit hat ersetzen müssen.

11. Uiber den staatswirthschaftlichen Gesichtspunkt vergleiche man die in Nro. 1 dieser Blätter aufgestellten Aphorismen. 16, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 27, 33, 36, 43.

Pater Dominicus.

Ballade, nach einer wahren Anekdote.

Düster war der finstre Himmelsbogen
Von der Wolken Nebelflor umwallt,
Und vom wilden Boreas durchzogen,
Brauſete der tausendjähr'ge Wald,
Oft den hohen Eichenstamm zersplitternd,
Er in seiner schönsten Zier beraubt,
Und des Schwarzwalds dunkle Tannen, zitternd
Beugten ihm ihr altergraues Haupt.

Und nichts Lebendes war mehr zu schauen,
Aber auf des Thales steilem Pfad,
Durch die eisbedeckten Auen,
Sieh ein Priester Gottes naht.
Furchtlos schreitet er dem Sturm entgegen,
Welcher weit durchlauft das ganze Land;
Denn er trägt der Menschheit Heil und Segen,
Das Hochwürdige in frommer Hand.

„Herr," spricht jetzt der Diener, der ihn leitet,
Welcher zagend auf der rauhen Bahn,
Als des Heiligthums Verkünder, schreitet
Mit dem hellen Glöcklein ihm voran;
„Herr, vernehmet ihr des Sturmes Heulen?
Seine Wuth uns bald erreicht;
Lasset uns zurück zur Heimath eilen,
Eh der Rettung Möglichkeit entweicht."

„Laß uns nicht, mein Sohn, erbeben,"
Spricht der Gläubige, „zu jeder Zeit,
„Gottes Engel schützend uns umschweben;
„Der dem starken Element gebeut,
„Lenkt er nicht des Blitzes schnelle Gluthen?
Wie durch dieser Wolken dunkles Heer,
Schritt er einst auf den empörten Fluthen,
Sie im Winke sänftigend, einher."

Und so wandeln sie dahin, umhüllet
Von der Dämm'rung öder Nacht;
Näh und immer näher brüllet
Schon des Schneegestöbers rauhe Macht;
Wie in einem Meer der Pfad verschwindet,
Mit des Grabes Dunkelheit umwallt,
Und mit tausend Schrecknissen umwindet
Sie des Todes drohende Gestalt.

Und der bange Führer sinkt darnieder,
Ihn entnervet die Gefahr,
Todesangst durchbebet seine Glieder,
Und zum Himmel sträubet sich sein Haar.
„Dort, spricht er," in jenes Waldes Stille
Glänzt kein Hoffnungsstrahl auf uns herab;
Und des Schnees erstarrend dichte Hülle
Schließet unser schauerliches Grab.

Jesus und Maria! wenn als Sünder
Dieses Loos soll über mich ergehn;
So erbarmt euch meiner armen Kinder,
Lasset ihre Unschuld für mich flehn!
Heilige, die mir sie einst gegeben!
Schauet gnadenreich auf sie herab,
Nur um ihretwillen sey das Leben
Mir geschenket, das ich ihnen gab."

„Nein, Gott läßt dich Fleh'nden nicht verzagen;"
Glutentflammt sein frommer Priester spricht,
„Engel deine Bitte zu ihm tragen,
Er verläßt den bangen Vater nicht;
Geh, mein Sohn, dich rufen andre Pflichten,
Dich geleite seiner Gnade Schein,
Kann ich nicht mein heil'ges Amt verrichten
Unbegleitet und allein?"

Lange kann er nicht sein Ziel erreichen;
Für der Rückkehr zweifelhaftes Glück

Will der Zagende nicht von ihm weichen,
Theilend des geliebten Herrn Geschick.
Doch besieget durch Befehl und Bitte,
Widersteht er endlich ihm nicht mehr,
Es beflügelt seine Schritte
Seiner Theuern Bild zur Wiederkehr.

Und schon ist sein Abschiedswort erklungen,
Und allein steht der Verlassne da,
Des Geführten Bild von Nacht umschlungen,
Er im Nebel bald verschwinden sah.
Doch sein Auge wendet ohne Grauen
Auf die Wildniß sich zurück,
Und mit frommem, liebendem Vertrauen
Hebet er zum Himmel seinen Blick.

„Alle Menschenhilfe ist verschwunden,
Und im Kampf empört sich die Natur;
Aber stärker, als ich je empfunden,
Fühl ich mich auf dieser Todtenflur;
Deine Kraft, die mich hierher geleitet,
Schenkt mir dieses Muthes Hochgefühl;
Denn du führest den, der für dich streitet,
Herrlicher durch Dunkelheit zum Ziel."

Und beseelt mit neuer Lebensfülle,
Dringt er aufwärts durch den öden Hain,
Zu des Waldes schauerlicher Stille;
Nur mit Gott und seiner Pflicht allein!
Doch die Kräfte bald ermatten,
Die sein muthiger Entschluß ihm gab.
Und die Nacht mit ihren dunkeln Schatten,
Neigte schon vom Himmel sich herab.

Und den schwärzlichen Gesträuchen
Eines Tannengrundes er sich naht,
Und schon glaubet er sie zu erreichen
Aber plötzlich weicht der Pfad;
Plötzlich öffnen seine eignen Schritte
Ihm ein fürchterliches Grab!
Und in seine finstre Mitte
Sinket der Begrabene hinab! — —

Nur zurück auf dieser grausen Stätte,
Blieb sein Pilgerhut, den der Ocean
Bald ins Thal vor sich hernieder wehte,
Und ihn wirbelte in seine Bahn.
Und den eis'ger Dunkelheit umgeben,
Der Betäubete erwacht;
Doch nicht Sorge für das eigne Leben,
Seinen Muth erzittern macht.

Und er spricht mit frommen Munde:
Armer, der du auf des Todes Pfad,
Jetzt in dieser schauerlichen Stunde
Eich des Lebens ernster Schwelle nahst,
Sterbender, verzeih, zu dir zu bringen,
Meiner schwachen Kraft unmöglich war,
Denn sonst brächt ich, auf der Engel Schwingen
Eilend, dir die Himmelsspeise dar.

Und vier ewig lange Stunden
Schleichen lassend über ihn dahin,
Bald glaubt er sein Leiden überwunden,
Denn ihm schwand Gefühl und Sinn.
Todeskälte starrt durch seine Glieder,
Noch einmal er sich zusammenrafft;
Wie zum Knien beugt er sich darnieder,
Ruft mit seiner letzten Kraft.

Ruh, so lispelt er, ist mir mein Ende,
Und vollendet ist für mich die Zeit!
Nimm mich gnädig auf in deine Hände!
Führe mich zu deiner Herrlichkeit!
Stärke den, den mit der Kraft des Lebens
Zu erquicken, mir unmöglich war;
Sende ihm, (ich flehe nicht vergebens),
Deiner Engel lichtgekrönte Schaar!

Mit des Kreuzes frommen Zeichen
Schmückt er Stirn und Brust mit matter Hand,
Wie des Körpers letzte Kräfte weichen
Ihn ein sel'ger Schlummer still umwand.
Und verjünget dünkt er sich aufs neue;
Und er sieht die Märtyrer von fern,
Welche sterbend noch, in blut'ger Weihe,
Einst versiegelten den Bund des Herrn.

Aber, ehe noch sein Geist vollendet,
Horch, was brauset dort heran?
Retter sinds vom Himmel ihm gesendet,
Und sein treuer Diener eilt voran.
Zitternd für den theuern Herrn, durchschreitet
Er die eisbedeckte Flur;
Zu dem schauervollen Ort geleitet
Endlich ihn des Pilgerhutes Spur.

Und zerrissen ist des Grabes Hülle;
Dem Erstandenen aus seiner Nacht,
Glänzet schon in farbenreicher Fülle,
Des verklärten Morgens helle Pracht;
Doch er blicket, gleich des Himmels Erben,
Sehnend nach der bessern Sonne Licht;
Noch einmal vergönne mir zu sterben;
Ruft er aus für meine heil'ge Pflicht!

Sey getrost, du hast dein Ziel errungen,
Gleich den Helden, die im blut'gen Streit,
Sich zu Gottes Märtyrern geschwungen,
Warst du freudig schon dem Tod geweiht;

Und aus deinem schmerzenlosen Grabe,
Bist du nur zu neuem Schmerz erwacht,
Mehr als Leben, der Gesundheit Gabe
Hast du Gott zum Opfer dargebracht!

Franz von Mallitz.

Correspondenz. Prag. Jänner 1816.

Herr Astronom David in Prag.

Anfangs November 1815 wurde in der Theinkirche die feyerliche Einführung des Universitäts-Rektors der uralten Karl Ferdinandeischen Universität vollzogen, welche Ehre unserm verdienstvollen und gelehrten Herrn Astronom Aloys David zu Theil wurde. — Dieser würdige Gelehrte, wurde schon früher in demselben Jahre von Seiner Majestät unsrem allergnädigsten Monarchen durch Ertheilung der großen Civilverdienstmedaille sammt Kette, ausgezeichnet. Um so mehr Freude machte es jedem Verehrer der Wissenschaften, daß auch die Universität zu gleicher Zeit dessen Verdienste krönte.

Bei Gelegenheit der Installirung ließ der Herr Rektor, seine für die Abhandlungen der königlich-böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften verfertigte geographische Ortsbestimmung von Worlik und Orhowi sammt mehreren Orten im prachiner Kreise, aus Dreyecksvermessungen und astronomischen Beobachtungen berechnet, Prag 1815. 8. vertheilen. —

Diese Arbeit, welche abermal den rastlosen Gelehrten beurkundet, wird jedem Geographen ein angenehmes Geschenk seyn, besonders aber uns Böhmen, welche durch die vielen, durch diesen Gelehrten zu Stande gebrachten Ortsbestimmungen zur Hoffnung einer vorzüglichen Karte des Vaterlandes berechtigt werden. Als Hr David 1789 zum Adjunkten der Sternwarte ernannt wurde, war außer Prag und Benatek, kein Ort in Böhmen astronomisch bestimmt, und diese beiden Orte mußten auch noch erst berichtigt werden.

Die wahre Lage Böhmens auf unserer Erdkugel wurde durch ihn an den vier Hauptgrenzen nahe bestimmt. — Die nördliche nach der Oberlausitz hin durch Schluckenau, die südliche gegen Oberöstreich, durch das Stift Hohenfurt, die östliche gegen Mähren durch den Marienberg bei Grulich, die westliche gegen Bayreuth und der Pfalz durch Annaberg bei Eger. Zur fernern Bestimmung der Figur, welche die Umgrenzung Böhmens bildet, gab der Hr. Astronom, an der nordöstlichen Grenze Breite und Länge der Riesenkuppe sammt der Breite von Hohenelbe; an der südöstlichen die Breite von Grazen, Großchyschka, Stift Seelau, und der Stadt Iglau; an der nordwestlichen die Breite, und mittelst Blickfeuer auf dem Georgenberge und Kupferhügel zugleich die Länge von Kupferberg und Engelhaus; an der südwestlichen die Breite und Länge von Güntherberg und Malonitz, die Breite von Schüttenhofen, Außergefield unweit des Ursprungs der Moldau und Wattawa am Schwarzberge, von Arber bei Bayrisch Eisenstein, Klattau, Bischofsteinitz, Heiligenkreuz, Großmayerhöfen, Pfrauenberg, Tachau, Plan, Kuttenplan u. m. a. an. Hieher gehören noch die beobachteten Bestimmungen der Längenunterschiede sowohl zwischen Prag, Rollendorf und Dresden, als auch zwischen Prag und Breslau mittelst Pulversignalen; auf welche Art auch von ihm auf dem Tannenberge bei Schönlinde und dem Kreuzberge bei Schüttenitz Breiten und Längen dieser Orte nebst mehreren angegeben worden. — Durch die bis 1815 gemachten Ortsbestimmungen wurde Hr. Kanonikus Kreibich in den Stand gesetzt, eine Karte von Böhmen zu zeichnen, und in Nürnberg herauszugeben, welche die beste dieses Landes ist.

Alle vom Hrn. Astronomen herausgegebenen Schriften, deren Zahl sich bis 21 belauft, findet man in letztem Werkchen, (welches mit einer netten Ansicht des Schlosses Worlik, und einem trigonometrischem Netze über die Herrschaften Worlik, Klingenberg, Orhowi und Sedlitz, versehen ist,) verzeichnet. Möge dieser würdige Gelehrte eine dauerhafte Gesundheit genießen, damit das Vaterland noch viele Früchte seines unermüdeten Fleißes erndte!

N. Adamek.

Ungrische Nachrichten.

Pesth 28. Dez. 1815.

Ein Herr von Benyßky wird eine große Beschreibung seiner Reise durch Ungarn, naturkundigen und historischen Inhalts, letztres hauptsächlich durch Nachrichten aus Archiven herausgeben.

Unser Doktor von Tehel, Custos am National-Museum ist als praktischer Arzt zu sehr beschäftigt und abwesend, um so wie er wünschte, auch als Schriftsteller gemeinnützig zu wirken.

Professor Kitaibel bedürfte ebenfalls eines Konzipisten, wenn der große Vorrath chemischer und botanischer Beobachtungen und Erfahrungen, die er gemacht hat, nicht unbenutzt bleiben soll.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 19. April.

Mittheilungen der k. k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn.

(Fortsetzung Nr. 3. 1816.)

Instruktion

für die Mitglieder, des — von der k. k. Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde errichteten Vereins für Witterungsbeobachtungen.

1tens. Durch die Unterziehung zu diesem meteorologischen Vereine übernimmt jedes Mitglied die Verpflichtung, die Witterung oder die in die Sinne fallenden Erscheinungen in der Atmosphäre nach der untenstehenden Vorschrift täglich genau und gewissenhaft aufzuzeichnen.

2tens. Zu diesem Behuf erhält jedes Mitglied möglichst harmonirende und möglichst wohlfeile Werkzeuge, welche der k. k. Professor der Physik zu Prag Herr Cassian Hallaschka verfertigen zu lassen die Güte hatte, und welche die Gesellschaft auf Verlangen besorgt; als:

a) einen ausgekochten Barometer 18 fl.

b) einen luftleeren Thermometer 7 fl., welche fortlaufend numeriet sind und nach diesen Nummern, zufolge der eingehenden Bestellungen, den Mitgliedern zukommen.

3tens. Eben so erhält jedes Mitglied 12 gedruckte Bogen zu dem täglichen Observationsprotokoll nach einem gemeinsamen Formular auf ein ganzes Jahr, und zwar in doppelten Exemplaren, also 24 Stück. Jeder Bogen reicht auf einen Monat hin, der Beobachter ist verpflichtet, beide gleichlautend auszufüllen, eins nach Verlauf des Monats an die k. k. Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur und Landeskunde einzusenden, das zweyte Exemplar bleibt sein Eigenthum, um hieraus selbst am Schluße jeden Jahres nützliche Bemerkungen und Vergleichungen über die Localeigenschaften der Witterung anstellen und der Gesellschaft mittheilen zu können.

4tens. Die Ausfüllung der Rubriken geschieht auf folgende Art:

Oben werden Ort, Jahr und Monat der Beobachtungen bemerkt.

Die 1te Rubrik enthält die Monatstage in fortlaufender Zahl.

In die zweyte Rubrik wird die Tageszeit oder Stunde der gemachten Beobachtung eingeschaltet.

Die dritte Rubrik enthält den Stand des Barometers wenigstens täglich 3mal in wiener Zollen, Linien und Punkten, nach der darauf befindlichen Skala.

Die vierte Rubrik oder der Thermometerstand nach Reaumur wird ebenfalls täglich dreymal bemerkt.

Die 5te Rubrik oder die Beschaffenheit des Windes wird nach der Richtung und Stärke

abgekürzt (sch) schwach (sta) stark, heftig, stoßweis, Sturm und dgl. angedeutet.

Die 6te Rubrik enthält die Farbe, Gestalt, den schnellen oder langsamen Lauf der Wolken, die Weltgegend, in welcher auffallende Wolken stehen u. dgl., ob die Luft oder der Himmel hellblau, oder getrübt, grau aussehe u. s. w.

Die 7te Rubrik zeigt die allgemeine Beschaffenheit der Atmosphäre, vorzüglich in Absicht der gewöhnlichen wässerichten Lufterscheinungen, ob es heiter, trübe, neblich seye, ob es regne, schneye, hagle, rieſsle und dgl.

Die 8te Rubrik enthält den Stand des Mondes, seinen südlichen und nördlichen Durchgang, seine Erdnähe und Erdferne, die Mondesviertel, wie sie im Gesellschaftsquartkalender vorkommen, doch steht jedem Beobachter frey, diese Rubrik auch allenfalls leer zu lassen.

In die 9te Rubrik kommen alle sonstige Bemerkungen, die der Beobachter an Pflanzen und Thieren gemacht hat, so wie alle ausserordentlichen Erscheinungen in der Atmosphäre, z. B. starke Gewitter, Wolkenbruch, Feuerkugeln mit der Bemerkung der Uhrzeit, der Weltgegend und Dauer dieser Ereignisse, und was jeder Beobachter sonst bemerkenswerth findet; welches alles hier treu zu beschreiben wäre.

Die 10te Rubrik. Sollte ein Beobachter noch mit andern Werkzeugen, als Hygrometer, Elektrometer, Ombrometer, Deklimatorium und dgl. versehen seyn, so ist in dieser letzten Rubrike noch Raum genug, um auch diese jedoch ganz der Willkühr überlassene Beobachtungen in ein paar senkrecht abzutheilende Rubriken einzutragen.

Die letzte Seite ist zu allerhand Zusammenstellungen und Durchschnitten bestimmt; wobei es den Herrn Beobachtern freygestellt ist, solche auszufüllen, oder deren Ausfüllung dem meteorologischen Ausschuß zu überlassen.

5tens. Da es von groſser Wichtigkeit ist, daß die Beobachtungen so viel als möglich zu gleichen Stunden, an allen Orten, von allen Beobachtern gemacht werden, dagegen es aber zu viel gefodert, und mit den sonstigen Berufsgeschäften der Hrn. Beobachter nicht vereinbarlich wäre, sie sklavisch an eine Stunde, in der die Beobachtung aufzuzeichnen ist, zu binden; und da die 3 Hauptmomente des Tages in meteorologischer Rücksicht bei Aufgang, Culmination (Mittag) und Untergang der Sonne eintreten, deren erstere und letztere in jedem Monat verschieden ist: so glaubt man, daß die Beobachtungsstunden früh von 4 bis 8 Uhr, Mittags von 12 bis 3 Uhr, und Abends von 5 bis 9 Uhr im Allgemeinen festzusetzen wären, und daß jeder Beobachter nach seinen häuslichen Verhältnissen in jedem Monat die für ihn schicklichsten Stunden auszuwählen, solche aber in dem Observationsprotokoll in der 2. Rubrike zu bemerken hätte.

6tens. Es wird für die meisten Herrn Beobachter überflüssig seyn, zu bemerken, daß die stärkste Kälte immer vor Sonnenaufgang, die gröſste Hitze oder der höchste Thermometerstand zwischen 1 und 3 Uhr Nachmittags eintrete, und daß es wünschenswerth ist, diese Extreme an sehr kalten, und sehr heiſsen Tagen um die bemerkte Zeit zu beobachten, und in die Kolumne mit Beisetzung der Stunde einzutragen.

7tens. Ohngeachtet man bei Kennern ja auch bei vielen Liebhabern die wissenschaftliche Kenntniß in der Behandlung des Barometers und Thermometers voraussetzen darf; so kann man diese Kenntniß doch nicht allen unter den Letztern besonders angehenden zumuthen. Man wird daher für diese im gegenwärtigen Journal das hierher Gehörige eignen Abhandlungen vorbehalten, verweiset indessen in Absicht des Barometers auf des Hrn. Astronom David Anleitung im ökonomischen Kalender der königl. böhmischen patriotischen Gesellschaft und im Hesperus Nr. 56 1813 und theilt nur hier folgende 2 Hauptregeln mit.

a) der Aufhängungsort des Barometers ist die Wohnstube, im hinreichenden Lichte — um die Skale ablesen zu können, jedoch gesichert gegen unvorsichtiges Anstossen. Vor jeder Beobachtung ist ein leises Klopfen an das Brett des Barometers mit dem Finger sehr zu empfehlen, weil dann erst die Quecksilbersäule mit Uiberwindung der Cohaesion mit dem Glase, den wahren Standpunkt einnimmt.

b) Wichtiger ist der Standort des Thermometers. Dieses muß an einen gegen Norden gelegnen, so viel möglich freyen, von der Sonne nie beschienenen Punkt (am besten in einen Garten an einem Pfahl oder Baum) aufgehängt und so befestiget werden, daß der Wind solches nicht herumwerfen kann. Auch darf kein Schnee oder Regen auf das Thermometer fallen, oder wenn er darauf geweht worden, muß alles wieder weggewischt oder weggeblasen werden.

8tens. Um die Richtung des Windes mit einiger Zuverlässigkeit beobachten, und so wie die andern meteorologischen Bemerkungen nach den Weltgegenden angeben zu können, wäre zu wünschen, daß jene Beobachter, die sich nicht selbst eine Mittagslinie errichten können, sich mit einem Compaß oder Boußole versähen, deren möglichst wohlfeile Anschaffung nebst einer sogenannten Windrose von dem Ausschuß des meteorologischen Vereins auf Verlangen besorgt werden wird.

9tens. Damit in Fällen der Erkrankung, der Abwesenheit und sonstiger Verhinderung die Reihe der Beobachtungen nicht unterbrochen werde; so wird jedes Mitglied des Vereins hiemit eingeladen und ersucht, sich einen Gehülfen oder Substituten zu wählen, diesen mit dem Zweck des Vereins bekannt zu machen, und ihn an die Genauigkeit und Ordnung im Beobachten zu gewöhnen, damit er im Verhinderungsfalle des Beobachters dessen Stelle vertreten könne.

Technologie.

Einige Bemerkungen über Dampf-Fahrzeuge. *)

1.

Uiber Dampfwagen und deren Produzirung in Prag.

Mehrere in- und ausländische Zeitschriften haben Nachrichten von Wagen mitgetheilt, welche durch Wasserdämpfe in Bewegung gesetzt werden können. Im verflossenen Jahre wurden zwey solche Wagen in Prag vorgezeigt, welche ich während meiner Anwesenheit daselbst zu sehen Gelegenheit hatte, und wovon ich, was ich sah und von glaubwürdigen Personen erfuhr, nebst einigen Bemerkungen über solche Wagen überhaupt, hier mittheilen will, in der Meinung, daß es mehrere Leser dieser Zeitschrift unterhalten wird.

Schon vor mehreren Jahren meldeten öffentliche Blätter, daß die Engländer die Expansivkraft der Wasserdämpfe zur Fortschaffung von Lasten mittelst Wagen benützten; man erzählte auch, daß sie Postkutschen damit verführen. Da jedoch Reisende, die England in der neuesten Zeit besuchten, davon nichts erwähnen, so ist es wahrscheinlich, daß man zwar in England Versuche dieser Art angestellt haben mag, aber den Nutzen, den man sich vielleicht davon versprach, nicht bewährt gefunden hat. Bekanntlich mußte man auch in England öfterer durch kostspielige Erfahrungen im Großen zu Uiberzeugungen gelangen, die durch mathematische Schlüsse aus der Kenntniß der Kräfte und der konkurrirenden Umstände, leichter und wohlfeiler erlangt werden können. Ein wichtiges Beispiel dieser Behauptung wird man in der Erinnerung der Bemerkung mehrerer Reisenden finden, daß in England vor einigen Dezennien man von

---

*) Uiber die erste Dampfmaschine zur Verrichtung der Hauptvorbereitungsarbeiten zur Tuchfabrikation zu Brünn sehe man Hesperus Nr. 47. 1814.

der unbeschränkten Nützlichkeit der Kanäle so überzeugt war, daß jeder der Ignoranz beschuldigt wurde, der es in Zweifel zu ziehen wagte. Es dauerte jedoch nicht lange, als schon mehrere mit großem Aufwand erbaute Kanäle in England in Verfall geriethen; weil ihre Unterhaltungskosten größer waren, als der Ertrag, und Verzinsung des Anlagskapitals so wenig als Wiedererstattung desselben nie zu hoffen war. Man erbaute nun Eisenbahnen, und sogar an die Stelle der Kanäle, weil deren Anlage weniger und die Unterhaltung noch weniger kostet, und sie überdies zu allen Jahreszeiten, bei größter Dürre wie bei der größten Frostkälte, gleich brauchbar bleiben.

Alles was ich über die Anwendung der Wasserdämpfe zur Fortschaffung von Lasten in England, von Männern, die in den letzten Jahren England besuchten, erfahren habe, besteht darin: daß man auf Landwegen zwar Versuche gemacht habe, wirklichen Gebrauch aber nur auf Eisenbahnen in den nördlichen Gegenden Englands, und auf Kanälen und Flüssen und gegenwärtig auch, Zeitungsnachrichten zufolge, auf dem offnen Meere davon mache. Daß die Engländer fortfahren sollten, auf Landwegen Wagen mittelst Dampfmaschinen fortzuschaffen, läßt sich wirklich nicht im Ernste glauben, weil es unmöglich von Nutzen seyn kann. Auf bergigten Landwegen, müßte die Kraft der Dampfmaschine für die größte vorkommende Steigung der Straße berechnet werden, die aber nicht wieder so schnell vermindert werden kann, als der Berg überstiegen ist, sondern auch auf der Ebene noch immer unnütz fortwirken und Brennmaterialien in einem Verhältnisse konsumiren würde, welches allen Vortheil, den diese Anwendung der Wasserdämpfe vor der Kraft von Zugthieren haben könnte, vernichtet. Die Landwege sind in dem größten Theile von England zwar ziemlich eben und selten bergigt, aber doch nicht in dem Grade, daß der Einfluß der vorkommenden Unebenheiten ganz ohne Werth wäre. Etwas ganz anderes ist es, wenn diese Kraft zur Fortschaffung von Lasten auf Kanälen, Flüssen oder dem offnen Meere angewendet wird.

Hier ist bei gleicher Beladung des Schiffes der Widerstand des Wassers auf der ganzen Reise gleich, und die Kraft der Dampfmaschine sehr genau dem Widerstande anzupassen, und deshalb eine Verschwendung des Brennmaterials bei zweckmäßiger Vorrichtung sehr leicht ganz zu vermeiden. Daher auch zu erwarten, daß diese Anwendungsart sich immer mehr ausbreiten und, wo es der Preis der Brennmaterialien erlaubt, gewiß allgemein werden wird.

So wenig indessen die Nützlichkeit der Anwendung von Dampfmaschinen zur Fortschaffung von Lasten auf Landwegen sich jemals darthun lassen wird, so war es doch für viele Bewohner von Prag sehr erwünscht, die Einrichtung eines hiezu tauglichen Mechanismus und überhaupt eine Dampfmaschine zu sehen, und Herr Božek, Mechanikus des ständisch-technischen Instituts, hat sich ein Verdienst erworben, daß er dazu Gelegenheit verschaffte. Er ist wirklich der erste in Böhmen, der den Gedanken faßte, eine Dampfmaschine nach einem so großen Maßstabe anzufertigen, daß die Wirksamkeit einer solchen Maschine daran erkannt werden könnte. Zuerst erbaute er ein kleines Modell, welches jedoch geeignet war, die Wirksamkeit mittelst der dadurch hervorgebrachten Bewegung anderer Maschinenmodelle, zu zeigen. Als dieses ihn über die wichtigsten Umstände belehrt hatte, legte er Hand an die Erbauung eines Wagens in einer Größe, daß zwei oder drei Personen darauf Platz finden. — Kaum hatte er indessen begonnen seine Erfindung zu realisiren und die Welt davon in Kenntniß gesetzt, als eine Krankheit ihn befiel und die Ausführung seines Planes verzögerte. Da sein Vorhaben bekannt war, und von Božek's Freunden mit Beifall aufgenommen wurde, so gab dieses einem Nebenbuhler in der Kunst Veranlassung und Gelegenheit, einen ähnlichen Wagen noch früher als Božek zu Stande zu bringen und zu zeigen.

Da jedoch Božek schon bedeutenden Aufwand gemacht und die Idee früher als sein Nebenbuhler gehabt hatte, so setzte er nach seiner Wiedergenesung seine Arbeit fort, und kam endlich dahin,

daß er am 24. und 28. Sept. v. J. seinen Dampfwagen dem Publikum produziren konnte.

Dieser Wagen hat die Gestalt eines gewöhnlichen Wurstwagens, und der Mechanismus desselben ist folgender: Am vordern Theile befindet sich der Feuerkasten von schwarzem Blech, in welchen eine kupferne Pfanne mit Wasser angebracht ist, worin sich zwey drey Zoll weite und 20 Zoll lange Zilinder von Messing befinden, welche die Dämpfe aufnehmen und die beweglichen Kolben enthalten. Mittelst der durch die Dämpfe vor und rückwärts bewegten Stempel, die durch verlängerte Stangen mit Kurbeln an der hintern Axe des Wagens in Verbindung gebracht sind, wird der Wagen dergestalt bewegt, daß die Räder an der hintern Axe fest stzen, und durch ihre Reibung auf dem Wege den vordern Theil des Wagens fortschieben. Die vordern Räder werden nicht unmittelbar durch die Dämpfe, sondern durch das Schieben des hintern Theiles fortbewegt, sie dienen aber, um durch einen besondern Mechanismus die Richtung des Wagens nach Gefallen zu bestimmen. Die ganze Einrichtung ist übrigens ziemlich einfach, und leistet, was billige Beurtheiler fordern können, die nur Versinnlichung der Wirkung einer Dampfmaschine und Befriedigung der Neugierde des Publikums, keineswegs aber den Beweis unbedingter Nützlichkeit einer Anwendung solcher Wagen auf unebenen Landstraßen erwarteten, welchen zu liefern Herrn Božek auch wohl nie eingefallen ist.

Gegenwärtig beschäftigt sich Božek mit Darstellung eines Dampfschiffes, welches er wahrscheinlich im nächsten Frühjahr dem Publikum auf der Moldau zeigen wird, um zu beweisen, wie Wasserdämpfe zur Fortschaffung von Lasten auf Kanälen oder Flüssen angewendet werden können. Eine Anwendung, die ohne Zweifel größere Vortheile gewährt, und in Amerika, England und dermalen auch im Preußischen bereits wirklich statt findet. Božek wird durch seine Versuche wenigstens beweisen, daß es nicht nothwendig ist, zur Realisirung solcher Plane Engländer kommen zu lassen, daß es auch Deutsche können, wenn ihnen nur die erforderlichen Mittel zu Gebote gegeben werden.

R. im Jan. 1816. B.

2.

Uiber Dampfschiffe in England.

Der Gedanke, die Kraft der elastischen Wasserdämpfe auf die Bewegung von Fahrzeugen anzuwenden, entstand wahrscheinlich zuerst in Schottland. Herr Clarke zeigte zu Leith 1791 ein durch Dämpfe bewegtes Schiff; später sah man ein andres zu Glasgow, das so schnell sich bewegte, daß es eine ansehnliche Brigg im Clyde-Fluße überholte. 1800 errichteten die Amerikaner auf dem Nord-Fluße zwischen New-York und Albany regelmäßige Paketboote mit Dampfmaschinen. Bald fanden sich Nachahmer auf dem Skt. Laurenzfluß in Canada und in England selbst. Am meisten aber benutzte man diese Erfindung in Glasgow, wo dermalen gegen 17 Dampfboote den Clyde befahren; dagegen nur 2 auf der Themse erscheinen, von denen das eine ebenfalls aus Glasgow stammt, auf welchem der berühmte Reisende Weld eine Fahrt machte und sie beschrieb. Hier das Wesentliche:

Das Fahrzeug war schon ein Jahr lang für die Uiberfahrt der Reisenden von Glasgow nach Greenock gebraucht worden. Da kaufte es eine Londner-Gesellschaft, um es auf der Themse zwischen London und Margate zu brauchen. Es galt für einen der besten Segler auf dem Clyde und ward, da es ausschließlich für Reisende bestimmt blieb, für diesen Zweck möglichst bequem eingerichtet.

Von zwey Zimmern oder Kabinetern befindet sich das eine, worin geringeres Fahrgeld gefordert wird, auf der Vorderseite, das andere, wofür man mehr zahlt, ist auf der Hinterseite gelegen; zwischen beiden inne steht die Dampfmaschine. Das hintere Kabinet ist zierlich ausgeschmückt, mit Scharlachtuch tapezirt, mit modischen Sophas, Stühlen, Spiegeln und flanderischen Teppichen versehen, auch findet sich darin eine kleine Bibliothek von ungefähr 60 ausgewählten Bänden.

Die Dampfmaschine nimmt die Mitte des Schiffes ein. Der Siedekessel befindet sich auf der rechten Seite

*) Bibliotheque britannique. Septembre 1815.

Cylinder und Flügel, bilden das Gegengewicht auf der linken. Die Stärke der Maschine wird der Kraft von vierzehn Pferden gleich geschätzt. *) Das Spiel des Pumpstoks oder der Kolbenstange setzt auf jeder Schiffsseite durch einen mit Kurbel versehenen Arm, ein senkrecht stehendes Schaufelrad in Bewegung, welches den Mühlrädern, die durch das Anschlagen des Wassers bewegt werden, ähnlich ist, mit dem Unterschied, daß bei den Mühlen das Rad vom Wasser umgedreht und dadurch der innere Mechanismus in Thätigkeit gesetzt wird, während hier der Dampf es ist, welcher die Räder in Bewegung setzt, deren Schaufeln, als eben so viele senkrechte Ruder, das Wasser schlagen, ihren Stützpunkt auf der Flüssigkeit finden und ihren Mittelpunkt, nämlich das Fahrzeug selbst, vorwärts bewegen. Der Durchmesser der Räder beträgt ungefähr eilf Fuß, und sie tauchen etwa den vierten Theil ihrer Speichen, etwas mehr oder weniger nach den Umständen, ins Wasser. Ihre Breite beträgt ungefähr drey Fuß 4 Zoll, und sie sind aus dickem Eisenblech verfertigt. Zur Vermeidung des unangenehmen Getöses, welches durch das Anschlagen der Ruder bei ihrem Eintritt ins Wasser entsteht, wenn ihre Fläche der Axe des Rades parallel läuft, ward ihnen eine schiefe Richtung gegeben, durch welche sie jederzeit, bei ihrer Einsenkung, statt auf das Wasser zu schlagen, in dasselbe unter einem schiefen Winkel, einschneiden. Diese Vorrichtung ertheilt den Schaufeln eine sanftere, gleichförmigere Bewegung, und beim Annähern des Ohres an den Kasten, der die Räder einschließt, hört man nur ein sanftes Rauschen, oder ein leichtes Gemurmel. Uiberhaupt ist mit der Bewegung der Maschine keinerley Unannehmlichkeit verbunden; man bemerkt sie kaum, wenn diese frisch eingeölt ist; später werden die Stempelschläge nach und nach merklich, und wenn man in der Schiffskammer sitzt, oder sich an einen Theil des Fahrzeugs lehnt, so fühlt man ein schwaches Zittern, dem durch Ruderschlag verursachten ähnlich, jedoch milder und gleichförmiger. Beim Schreiben leidet die Feder eine Art Schwingung, die aber keine bedeutende Störung verursacht.

Die Geschwindigkeit des Umtriebes der Räder beträgt zwanzig englische Meilen, (6 ⅔ Lieues,) auf die Stunde, und der Lauf des Schiffs, bei nicht sehr bewegtem Wasser, kann ungefähr den dritten Theil der Geschwindigkeit der Räder oder 6 ⅔ englische Meilen auf die Stunde betragen. Die mittlere Geschwindigkeit des Fahrzeugs, worauf ich die Reise von Dublin nach London machte, betrug 7 ⅓ Meilen auf die Stunde, wobey jedoch, so oft günstiger Wind sich einfand, auch die Segel gebraucht wurden. Mit gutem Winde und bei einer nicht stürmischen See, kann die mittlere Geschwindigkeit des Schiffes zu 11 bis 12 Meilen auf die Stunde gerechnet werden. Die Räder stehen nicht in der Schiffslänge, sondern etwas mehr vorwärts. Die ganze Länge beträgt ungefähr 90 Fuß, und die Breite auf der Mitte des Oberverdeks 14 Fuß; das Fahrzeug scheint aber um einer Gallerie willen ungleich breiter, welche auf beiden Seiten vorspringt und unterhalb so bekleidet ist, daß sie mit dem Schiff selbst eine zusammenhängende Fläche bildet. Man kann auf dieser Gallerie das Schiff im Kreis umgehen, mit Ausnahme der Stellen, wo die Räderkasten sie unterbrechen, welche sich vier bis fünf Fuß über die Gallerie erheben, und daselbst eine Art hervorragenden Bollwerks darstellen. Die Fenster der Schiffskammern öffnen sich auf die Gallerie, nicht unmittelbar aufs Wasser. Das Boot trägt 75 Schiffstonnen.

Der Rauch des sehr heftigen Feuers, welches für den Kessel der Dampfmaschine unterhalten wird, und in 24 Stunden bei 2 ½ Tonnen Steinkohlen von Whitehaven verzehrt, steigt durch eine weite cylindrische Röhre von überaus dickem geschmiedetem Eisen empor, die zugleich als Mastbaum dient, und an der Segelstange ein großes viereckiges Segel trägt. Der untere Theil dieses Kaminmastes, (mat cheminæ,) war so heiß, daß man ihm nicht nahe kommen durfte; das Segel hingegen litt dabey keine Gefahr, und eben so wenig war von dem Feuer unter dem Kessel etwas zu besorgen. Der Ofen, worin es brannte, ruhte auf Backstein, der durch feste Eisenbande zusammengehalten wurde, und die innern Schiffswände waren mit Eisenblech belegt. In der Nähe des Ofens war die Hitze für jede nicht daran gewöhnte Person unerträglich. Der Schürer blieb jedoch viele Stunden ununterbrochen auf seinem Posten, und er war dabei nie über 5 Minuten unbeschäftigt; er mußte beständig unter dem Roste schüren, um den freyen Zutritt der Luft zu erhalten, und zu hindern, daß die Steinkohlen nicht in Kuchen zusammen backen, und den Durchgang der erstern hemmen; es mußte auch von innen geschürt, und von Zeit zu Zeit, doch jedesmal nur wenig, frisches Brennmaterial zugelegt werden. Diese Handthierung ist für die Unterhaltung einer gleich mäßigen Thätigkeit des Ofens wesentlich nothwendig. Die Wirkung der anhaltenden Hitze zeigte sich in der Verkürzung alles nahe liegenden Holzwerkes, und vorzüglich der Fußbodenstücke des Verdecks; der Schiffsrumpf hingegen litt davon keineswegs.

Neben dem viereckigen Segel, wovon ich bereits sprach, ward ein dreyeckiges am Bugsprint befestigt, der

*) Die Kraft eines Pferdes ist die conventionelle Einheit, welche für die Werthung der Kraft dieser Maschine angenommen wird, und die Kostenberechnung ihres Baues beträgt gewöhnlich so vielmal 50 Pfund Sterling, als sie Pferde repräsentiren.

das Vordertheil des Boots trug, und ein drittes am großen Mast, der nach Gutfinden in die Höhe gerichtet und eingezogen werden konnte.

Auf der Außenseite der Gallerie hatte man drey große Stückpforten gemahlt, und der Anblick des Fahrzeugs war für Jedermann, welcher die Sache nicht kannte, so furchtbar, daß mehrere Fregatten-Kapitäns uns versicherten, sie würden, wären sie dem Boote in Kriegszeiten auf der See begegnet, sich ihm nur mit großer Vorsicht genähert haben.

Das Kommando des Schiffs war dem Hrn. G. Dodd, einem muthigen und entschlossenen Mann übertragen, der eigens nach Glasgow gekommen war, um dasselbe nach London zu führen. Er hatte sich in der englischen Marine gebildet, und nachher als Ingenieur, Architekt und auch als Topographe ausgezeichnete Dienste geleistet. Die Schiffsmannschaft beschränkte sich auf einen Hochbootmann, vier Matrosen erster Klasse, einen Schmiede-Ingenieur, einen Schürer und einen Schiffsjungen. Es war die erste Fahrt dieser Art, die jemals auf der stürmischen See beim Ausgang des St. Georg-Kanals um das Kap-Lézard versucht ward; aber im vollen Vertrauen auf Fahrzeug und Schiffsvolk stieß der Kapitän muthig von Land.

Der Anfang der Reise kündigte sich nicht glücklich an; die Witterung war schlimm, und in dem engen Kanale, welcher Schottland und Irrland trennt, wird die See durch das Zusammentreffen der rückkehrenden Fluth mit den heftigen vom atlantischen Weltmeere herkommenden Strömungen bisweilen furchtbar stürmisch. Nach vergeblichen Versuchen vorzurücken, sah der Kapitän sich genöthigt in Loch Ryan Schutz zu suchen; ein zweyter Versuch gelang nicht besser wie der erste; er erreichte zwar die Küste von Irrland, gerieth aber durch die Unwissenheit oder Ungeschicklichkeit des Steuermanns, der ein Vorgebirg für das andere nahm, in Gefahr auf die Küste geworfen zu werden, und sein Schiff zu verlieren. Hr. Dodd versicherte mich, die Kraft der Dämpfe allein sey im Stande gewesen, das Fahrzeug gegen Wind und Fluth zu bewegen und mitten aus den Klippen zu retten. Zu Dublin machte er Halt, um die Mannschaft ausruhen und die Maschine untersuchen zu lassen.

Als das Schiff von der Bucht her gesehen ward, und der Lotse, wie gewohnt, sich an Bord begab, rief solcher bestürzt und erschrocken dem Kapitän zu: „Was denken Sie anzufangen?“ Ich gehe nach Dublin, antwortete dieser ganz ruhig. „Nach Dublin? Wie können Sie daran denken, mit einem brennenden Mastbaum und ohne Segel!“ Der gute Lotse glaubte, das rauchende und segellose Fahrzeug befände sich in größter Noth.

Die Bewegung des Boots (bemerkt der Verf. auf der weiten Reise von Dublin nach London) war sehr verschieden von der gewöhnlichen Fahrt auf einem Fahrzeug mit Segeln oder Rudern. Das Wanken des Schiffs ward durch die Wirkung der beidseitigen Räder verhütet, sein Vordertheil tauchte nie unter, und das Fahrzeug schwebte wie ein Seevogel über den Wogen hin. Die unangenehmste Bewegung verspürte man, wenn die Wellen von den Seiten her an das Schiff schlugen; aber auch hier gewährte sein eigenthümlicher Bau einen großen Vortheil; die Kasten der Räder dienten, wie Bojen oder Lichter, um das Schiff flott zu erhalten. In diesen Fällen verursachte das ungestüme Eindrängen des Wassers in den Kasten von der Windseite, ein beunruhigendes Geräusch und einen Stoß, wie man in stürmischer See erleidet. Meist folgte auf den Stoß von der einen Seite, ein zweyter als Rückwirkung von der entgegengesetzten, worauf alsdann das Schiff etliche Minuten lang in regelmäßiger Bewegung blieb. Ich erinnere mich nicht, mehr als drey solche Erschütterungen in schneller Folgenreihe bemerkt zu haben, und jederzeit hörte damit auch das Wanken des Schiffes auf, welches bei segelnden Fahrzeugen bisweilen noch sehr lange fortdauert. Es läßt sich nicht läugnen, daß diese Erscheinung im ersten Augenblick, durch das sie begleitende Getöse sowohl, als durch die Heftigkeit des Schlages, die das ganze Schiff zittern machte, beunruhigend war; aber es erfolgte kein dauernder Nachtheil, im Gegentheil stellte das Gleichgewicht sich alsbald wieder her, und auf der ganzen Reise machte das Schiff, wie die Matrosen sich ausdrücken, trockne Fahrt; das will sagen, es schwebte so leicht über die Wellen hin, daß keine einzige in das Boot drang, und daß wir niemals auch nur von ihrem Schaume benezt wurden; eine höchst seltene Ausnahme, die wohl nicht leicht bei einer Seereise Statt gefunden hat.

Während der Fahrt durch den Kanal St. Georg hatte sich eine der Radschaufeln verrückt; die Maschine ward still gestellt, und die Schaufel mit einem stählernen Meissel abgeschnitten. Wenige Stunden nachher geschah das nämliche am Rad der andern Seite, und es ward hier auf gleiche Weise geholfen. Es schien nicht, daß der Abgang einer Schaufel an jedem Rad auf den Lauf des Schiffs einige spürbare Wirkung hervorbrachte. Glücklicher Weise befand sich damals die See vollkommen ruhig, und alle Klippen lagen uns im Rücken. Unter Umständen und Verhältnissen, wie wir sie später erfuhren, hätte ein solcher Zufall nachtheilig seyn können. Inzwischen konnte man, mittelst eines kleinen Hebels, der mit einem einzigen Finger bewegt ward, die Geschwindigkeit

der Räder mäßigen oder sie auch überall stille stellen, und auf diese Weise jede Radschaufel, die der Ausbesserung bedurfte, zur Hand bringen.

Am gleichen Tag, zwey Uhr Nachmittags, erreichten wir die Durchfahrt von Ramsay, zwischen der Insel dieses Namens und dem Kap St. David. Wir machten hier drey Stunden Halt, um der Maschine Oel zu geben und dem Schürer, der seinen Posten seit der Abfahrt von Werford keinen Augenblick verlassen hatte, einige Ruhe zu gestatten.

Jenseits der Bucht St. Bride, ist zwischen Felsen eine schlimme und enge Durchfahrtstelle, Jack Sound genannt. Der Steuermann machte auf die Gefahr aufmerksam, den Durchgang anders als bei hochgehender See und mit gutem Winde zu versuchen; es fänden sich hier, sagte er, ein Kielwasser und Wirbel, die das Schiff ergreifen, und auf die felsigen Untiefen werfen würden. Der Kapitän Dodd kannte die Kraft seiner Räder, und bestund darauf, vorwärts zu gehen, wodurch wir uns fünf Stunden und vermuthlich eine Nacht auf der See ersparten. Der Steuermann erneuerte seine Vorstellungen, und war sehr bestürzt; unsere Durchfahrt gelang jedoch vortrefflich, und ohne irgend eine wirkliche Gefahr. Freylich ist der Anblick der Felsen rings umher schreckend; insbesondere jener, die man den Bischof und die Cleriker nennt, welche hinwieder von andern umgeben sind, die eben so viel kleine Inseln bilden; alle haben eine schwarze Farbe; die See schlug mit hohlen wiederhallenden Wellen überall an sie an; denkt man sich dazu, daß es bald finster war, so kann man sich einigen Begriff von unsrer Lage machen. Man versichert, daß alljährlich in dieser Gegend mehrere Schiffe zu Grunde gehen, weil dichte Nebel ihnen die gefährliche Küste bergen. Unser Verhältniß wäre, beim Eintritt der Nacht, auf einem Schiffe, das sich einzig auf den Wind verlassen mußte, sehr gefährlich gewesen, unsere starken und unermüdlichen Räder hingegen entfernten bald jede Gefahr, und brachten uns gesund und wohl in die Rhede von Milford.

So gieng denn nun die Reise weiter bis in die Themse und bis zum Eingang in London 760 Seemeilen (60 auf einen Grad gerechnet) welche in 121 ½ Stunden zurückgelegt wurden.

Nützlich sind unstreitig die Dampfschiffe, wo es eine schnelle Fahrt gilt, und das Ziel der Reise nicht zu weit entfernt ist. Denn der starke Verbrauch der Brennmaterialien (2 Tonnen in 24 Stunden für ein Schiff von 75 Schiffs-Tonnen) wird ein unübersteigliches Hinderniß ihres Gebrauchs für lange Reisen oder Waaren-Transporte.

Naturkunde.

Steinsalz in Cheshire.

Die Hügel, welche den Salzdistrikt von mehreren Seiten einschließen, bestehen größtentheils aus Sandstein, der zum Kohlensandstein zu gehören scheint. Man fand Spuren von Kohlenflötzen darin. In den Gegenden von Northwich, Anderton, Middlewich und an mehreren andern Orten kommen Salzquellen zu Tage, die zwischen 25 — 26 Percent Kochsalz zu halten pflegen und auf Salz benutzt werden. Die Salzfabrikation für den inländischen Verbrauch beträgt in Cheshire jährlich über 16,000 Tonnen und mindestens 14,000 Tonnen werden nach Liverpool zum ausländischen Debit verführt. Obgleich die Salzquellen in der Ebne von Cheshire sehr verbreitet sind, so wird auf Steinsalz doch nur in der Nähe des Wenwer und der zu seinem Gebiete gehörenden Flüsse gebaut. Man entdeckte das Steinsalz zuerst zu Marbury, unweit Northwich vor ungefähr 140 Jahren, bei Aufsuchung von Steinkohlen. Das Steinsalz kommt in zwey großen, beinahe horizontalen, über einander liegenden, aber von einander getrennten Lagen vor. Das obere ändert in der Mächtigkeit von 20 — 30 Ellen ab. Die Mächtigkeit des untern ist schon bis auf 40 Ellen bekannt, aber noch nicht durchsunken. Beide Lagen scheidet verhärteter, von Steinsalzadern durchzogner Thon, etwas über 10 Ellen mächtig. Das Ganze wird bedeckt durch abwechselnde Lagen von Thon und Mergel. Der Thon ist mehr und weniger verhärtet, verschieden gefärbt und enthält oft Gips beigemengt. Weder in diesem Dache, noch in den übrigen Theilen der Steinsalz-Lagerstätte sind je Ueberreste organisirter Wesen gefunden worden. (Transactions)

Correspondenz.

Ungrische Nachrichten.

Pesth 31. Dez. 1815.

Professor Schuster ist ein herrliches Genie, und hat in vielen Fächern (außer seinem Hauptfache der Chemie) ausgebreitete Kenntnisse. Vorzugsweise cultivirt er dermalen Geschichte und Politik.

Der thätige Schwartner, arbeitet im Stillen fort, und läßt von Zeit zu Zeit sein Licht leuchten, so neulich durch seinen Traktat: de scultetiis Hungariæ.

Herr Hormayr, ein junger fleißiger Mann, ist neuerlichst bei der Bibliothek des National-Museums als Kustos angestellt worden. Er widmet sich vorzüglich dem historischen Studium, und scheint sich Schwartner zum Vorbild zu nehmen.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 20. April.

Vaterlandskunde.

Beitrag zur Geschichte der Zunahme der Bevölkerung in Böhmen.

Es ist in mehr als einer Rücksicht interessant, die Fortschritte der Bevölkerung in einem Lande von größerem Umfange zu beobachten; denn wenn auch die Bevölkerung weder zum Grundsatze einer Wissenschaft dienen kann, noch der Hauptzweck der Regierung seyn darf: so ist doch wahr, daß das Faktum einer jährlich, und durch einen längern Zeitraum regelmäßig fortschreitenden Bevölkerung in einem Lande, eine der wichtigsten politischen Erscheinungen ist.

Es schien mir daher eine die Mühe lohnende Arbeit zu seyn, wenn ich von meinem Vaterlande alle authentischen Angaben über den jährlichen Stand der Bevölkerung seit dem Anfange der Konskripzion in Böhmen sammelte, und die wichtigsten Rubriken, nämlich die Zahl der Dörfer, der Häuser, der Familien, und die Hauptsumme der Populazion, (welche mit einander in einer natürlichen Verbindung stehen, und einander wechselweise gleichsam kontrolliren) zur bequemen Uibersicht in eine Tabelle brächte.

Obgleich nun meine Sammlung noch sehr unvollständig ist: so glaube ich doch, daß die Mittheilung derselben für mehrere Leser nicht ohne Interesse seyn werde, weil man meines Wissens sonst nirgends auch nur so viel beisammen findet, als ich hier den Lesern dieser Blätter vorlege.

Wer zur Ausfüllung der vorhandenen Lücken etwas beitragen kann, und es durch Mittheilung seiner Notizen zu thun die Gefälligkeit hat, wird sowohl den Verfasser dieser Kleinigkeit, als den Hrn. Herausgeber dieser Blätter sehr verbinden.

Indessen wird die Tabelle auch mit ihren gegenwärtigen Lücken jedem aufmerksamen Leser Stoff genug zu den interessantesten Betrachtungen liefern, und auch dem flüchtigsten Leser wird die binnen 50 Jahren verdoppelte Volksmenge und Häuserzahl, zumal bei der Zusammenstellung mit der 5ten Anmerkung zu der Tabelle, den Schlüssel zur Erklärung mancher ihm sonst räthselhaften Erscheinungen an die Hand geben.

Für diejenigen, welche sich mit dem Zustande der Bevölkerung von Böhmen mehr im Detail bekannt machen wollen, habe ich nebenbei die Quellen, aus welchen die hier vorkommenden Angaben genommen sind, angezeigt.

Denjenigen aber, welche mit der Geschichte der Konskripzion in Böhmen nicht bekannt sind, wird vielleicht folgende aus den Materialien zur böhmischen Statistik Heft III. gezogene Notiz nicht unwillkommen seyn:

Der Anfang einer allgemeinen Seelenbeschreibung, einerseits durch die Geistlichkeit, andrerseits durch die Civilbehörden, und nach einem vorgeschriebenen Schema sollte im Jahre 1754 gemacht, künftig aber alle drei Jahre entworfen werden.

Allein, wie es scheint, der bald darauf 1756 mit Preußen ausgebrochene Krieg verhinderte die Ausführung dieser Maaßregel bis zum Jahre

1762, von welchem Jahre an die ersten Seelenbeschreibungen nach einem detaillirten Schema vorhanden sind, deren Unvollkommenheit aber sich bei Vergleichung eines jeden Jahrganges mit dem vorhergehenden oder nachfolgenden, besonders in der Rubrik der Dörfer in den Jahren 1764 und 1765 sehr auffallend darstellt.

Die 2te Periode fängt mit dem Jahre 1770 an, wo nebst einer förmlichen und eigentlichen Seelenbeschreibung auch die Konskripzion des Zugviehes, und zwar beides einverständlich und gemeinschaftlich mit dem Militär angeordnet, und wirklich ausgeführt wurde.

Mit dieser Seelenbeschreibung war zugleich die Numerirung der Häuser, und die Einführung des Rekrutirungs- und Werbbezirkssystems aufs genaueste verbunden.

Dritte Periode. Im J. 1777 wurde die gesammte Anstalt durch eine neue Systemisirung, durch eine vollständigere Instrukzion und durch Vermehrung der Rubriken in dem neu vorgeschriebenen Schema sehr vervollkommnet, und erhielt sich in der damal erhaltenen Gestalt mit einigen geringen Abänderungen bis auf die neuesten Zeiten.

Die größere Genauigkeit und Verläßlichkeit der Listen fängt aber erst mit dem J. 1782 an, von welchem die Summen verhältnißmäßig und ohne Sprünge steigen.

D. Löhner.

Im Jahr.	Dörfer	Häuser	Familien	Summa der Bevölkerung.	Anmerkungen.
1762	10,936	263,021		1,,640,609	Aus den Materialien zur Statistik von Böhmen III. Heft.
1763	10,733	266,787		1,,772,796	
1764	11,340	272,656		1,,939,518	
1765	11,064	270,624		1,,94,,813	
1766	11,173	279,053		1,,934,925	
1767	11,294	264,173		1,,947,943	
1768	11,140	265,230		1,,990,539	
1772				2,,314,785	Aus den Materialien u. s. w. VI. Heft; wo auch bemerkt wird, daß die Bevölkerungslisten von 1769 bis 1771 ganz fehlen; für die folgenden 5 Jahre aber nur bilanzirte Summarien verfaßt worden, wornach die Bevölkerung um 86,330 Köpfe zugenommen hatte. In den Jahren 1777 — 1779 fehlen die Bevölkerungslisten ganz wegen der damal eingefallenen preußischen Unruhen.
1773				2,,304,577	
1774				2,,343,699	
1775				2,,369,104	
1776				2,,401,115	
1780	11,347	406,395	Gb. 551,640 J. 7997	2,,563,527	Aus denselben; wo man eine vollständige Tabelle von diesen Jahren, dann 2 Haupttabellen über Trauungen, Geburten und Sterblichkeit in Böhmen von den Jahren 1785 und 1786, und ein Verzeichniß der Akatholiken im Jahre 1787, endlich einige interessante Anmerkungen von dem nun verstorbenen verdienstvollen Professor v. Mader findet. — In
1781					
1782	11,359	412,874	Gb. 557,916 J. 8034	2,,571,966	
1783	11,386	416,959	Gb. 538,924 J. 7863	2,,641,338	
1784	11,415	420,452	Gb. 564,478 J. 8096	2,,666,182	
				2,,695,098	

Digitized by Google

Im Jahr.	Dörfer	Häuser	Familien	Summe der Bevölkerung.	Anmerkungen.
1785	11,427	485,001	Ch. 571,851 J. 8225	2,,717,461	den Hauptsummen sind jedoch die in den k. Militärdiensten stehenden Personen nicht mitbegriffen.
1786	11,435	430,036	Ch. 579,892 J. 8329	2,,757,910	
1789	11,456	437,103	Ch. 605,708 J. 9079	2,,852,463	Aus dem Archiv der Geschichte und Statistik von Böhmen II. Bd. — Vermuthlich ohne Militär.
1791	11,511	458,756		2,,887,769	Neueste Beschreibung des Kaiserthums Oestreich von Ch. C. André S. 120. Mit Landwehr ohne Abwesende und Fremde 3,,139,936.
1793	11,546	468,664	Ch. 624,950 J. 9043	2,,939,053	Aus den Abhandlungen der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Böhmen Bd. I. vom J. 1797. — Vermuthlich ohne Militär.
1794	11,564	469,863	Ch. 619,115 J. 9261	2,,968,948	Aus einer authentischen Abschrift. — Vermuthlich ohne Militär.
1798	11,570	488,521		3,,041,400	Versuch einer statistischen Geographie von Böhmen von J. N. Müllner S. 11. — Mit Ausschluß des Militärs und der Fremden.
1799				3,,066,338	
1800				3,,079,719	Von diesen Angaben kann die Quelle nicht angegeben werden.
1801					
1802					
1803				3,,114,472	
1804					
1805				3,,263,981	Aus J. J. Volt's Handbuch der Geographie von Böhmen S. 12.
1807	11,642	515,410		3,,142,297	Aus den vaterländischen Blättern.
1810				3,,086,000	
1811	11,892	521,702		3,,114,288	Aus Volt's Handbuch ꝛc.
1812					
1813	11,904	525,101	766,591	3,,203,222	Aus den vaterl. Blättern. Juni 1814.

Anmerkung. 1) Die Zahl der Städte ist 276; der Vorstädte 110, der Marktflecken 286.

2) Die Zahl der Häuser hat sich nach dieser Tabelle vom J. 1762 — 1813 gleichmäßig mit der Menschenzahl beinahe verdoppelt.

3) Das Verhältniß der Geschlechter war:

		Männlich.		Weiblich.
Im Jahre	1782	1,,261,548	:	1,,379,790.
	1793	1,,399,934	:	1,,540,119.
	1813	1,,500,758	:	1,,702,464.

4) Die Zahl der Juden wurde durch das Patent vom 3. August 1797 §. 26 nach der Bestimmung vom J. 1789 auf 8600 Familien festgesetzt; welche Zahl nicht vermehrt werden sollte. Nach der Tabelle waren im J. 1789 Familien 9079, im Jahre 1793 aber 9043; von den spätern Jahren fehlen mir die Data.

Die Seelenzahl betrug:

im Jahre

1762	. . . .	28,394
1772	. . . .	32,074
1782	. . . .	40,640
1793	. . . .	46,486
1798	. . . .	47,900 nach Müllner.
1811	. . . .	50,629 nach Pelt.

5) Zugleich mit den Bevölkerungslisten fangen vom J. 1762 auch die Viehsummarien an; allein mit sehr großen Unterbrechungen und Lücken. Uiberdieß enthalten sie nur die 2 Rubriken der Pferde und Zugochsen. — Die erste vollständige Tabelle, die ich kenne, ist jene v. J. 1793 in den Abhandlungen der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft 1. Band. Ich theile selbe sammt einigen späteren aus den vaterländischen Blättern zur Uibersicht und Vergleichung mit. Das Resultat ist leider! nicht sehr tröstlich!

Jahr	Pferde	Ochsen	Kühe	Schafe.
1793	130,774	376,375	840,693	2,,095,639
1807	141,156	287,261	665,385	911,657
1812				1,,030,700
1813	119,122	257,779	617,476	1,,090,341

Einige Bemerkungen zu vorstehendem Aufsatz vom Herausgeber.

1. Zuvörderst meinen Dank dem würdigen Hrn. Dr. Löhner für diese mühsame Zusammenstellung; dann meine Bitte an Sachkundige oder Unterrichtete nicht nur diese Data zu berichtigen und zu ergänzen, sondern auch Parallelen derselben aus den andern Provinzen zu liefern.

2. Wer in der Lage und Kenntniß ist, wird sich durch scharfe Kritik dieser Daten nach Thatsachen und den Gründen der politischen Rechenkunst sehr verdient machen. Ohne Richtigkeit oder hohe Wahrscheinlichkeit der Prämissen wird alle Argumentation schwierig.

3. Je leichter und vielfacher die Mittel zu einer freyen Subsistenz und zur Beschäftigung des Volks sind, desto schneller die Progression der Bevölkerung.

4. Petty glaubt, daß sich unter den günstigsten Verhältnissen dieselbe in 10 Jahren verdoppeln könne. Nach Euler in 12 — 13 Jahren, wenn bei einer Sterblichkeit von 1 : 36 sich die Geburten zu den Sterbefällen wie 3 : 1 verhalten.

5. Im Nordamerikanischen Freistaat, wo überflüßige Hilfsquellen zum Lebensunterhalt jede Furcht vor Mangel oder Armuth entfernen, macht die Bevölkerung die stärksten Fortschritte. Sie verdoppelt sich in 23 Jahren; in Rußland in 36 und in Großbritannien in 54 Jahren.

6. Starke Nachfrage nach Arbeit und nach mehr Arbeit, als das eigne Bedürfniß des Landes bedarf, reizt

weit mehr die Bevölkerung an, als Wohlfeilheit der Lebensmittel. England machte 1796 — 1811 bei sehr hohen Preisen und Einfuhr fremden Korns weit schnellere Fortschritte in seiner Bevölkerung, als 1701 — 1764, wo es noch viel Getreide ausführte, und die Kornpreise niedrig standen. England und Wales zählten 1700: 5,475,000. 1760: 6,756000 und 1811: 10,488,000 Menschen.

7. Die Art der Nahrung wirkt hiebei viel ein. Von einem bestimmten Stück Landes mit Kartoffeln bebaut, können viel mehr (nach den Behauptungen der Engländer viermal so viel) Menschen leben, als wenn es mit Getreide bestellt wäre.

8. England und Wales mit 2448 □ Meilen zählten 1811 in 939 Städten 775,724 Häuser und 4,365,281 Einwohner, außerdem noch auf dem Lande 1,072,800 Häuser mit 5,785,334 Bewohnern. In den Städten hat dort die Bevölkerung einen raschern Fortgang als auf dem flachen Lande.

9. Von 1801 — 1811 haben sich in England die Taufen auf 25 Procent, die Heirathen um 26, und die Bevölkerung überhaupt um 14 Procent vermehrt.

10. Das Jahr 1812, das stärkste in auswärtiger Körner-Einfuhr für England setzte diesem Lande über 10 Millionen Pfund Sterling, d. i. fast 100 Millionen Gulden Silber. Ohnerachtet außerordentlicher Zunahme der Ackerbau-Industrie, durch Abschaffung der Brache, Umwandlung des Grasslandes in Feld, Cultivirung großer Oedungen und solcher Verbesserungen, daß in Irland z. B. da, wo sonst 7 Barrels geerndtet wurden, itzt 10 entfallen, konnte doch die Produktion der Consumtion nicht nachkommen. Daher die außerordentliche Preissteigerung der Körner, und die Untersuchung, welche das Parlament über den Zustand des Korndandels veranlaßte, worüber der Bericht 11. Mai 1813 gedruckt ward. Man mache die Anwendung auf Böhmen und andre unsrer Provinzen!

11. Wie von den Engländern so viel zu lernen ist, so ist dieß auch der Fall mit den öffentlichen Zählungen, die zweckmäßiger eingerichtet sind und authentischer ausfallen, als irgend wo; so z. B. werden die Häuser in 3 Rubriken aufgeführt: a) Bewohnte, b) Unbewohnte, c) im Bau begriffen.

Die Familien haben ebenfalls drey Rubriken: a) hauptsächlich mit Ackerbau, b) hauptsächlich mit Handel, Manufakturen und Handwerken beschäftigt, c) in keiner dieser beiden Rubriken begriffen.

Statistik des Auslandes.

1.

Rußlands Papiergeld.

Rußland schuf 1768 unter Katharina II. zur Erleichterung des innern Verkehrs ein Papiergeld, das Reichsbankassignationen genannt wurde, und auf 25, 50, 75 und 100 Rubel zum Werthe der Landesmünze, damals Gold, Silber und besonders Kupfer, lautete. Im Jahre 1786 wurde, angeblich um die Bequemlichkeit im Verkehr noch mehr zu befördern, die im Umlauf befindliche Summe von 40 Millionen auf 100 Millionen vermehrt, und zwar wurden Assignationen zu 10 und zu 5 R. — neu geschaffen. — Bei der Summe von 100 Millionen sollte es aber, nach dem feyerlichst für sich und seine Nachfolger gegebenen geheiligten kaiserlichen Worte, sein Bewenden haben, und die Bankassignationen sollten zu jeder Zeit bei denen in Petersburg und Moskwa errichteten Reichs-Assignationsbanken in klingende Münze umgesetzt werden können. — Katharinas weit aussehende Plane verwickelten aber Rußland seit der bekannten Zusammenkunft mit Joseph II. und der orientalisch-prachtvollen Reise nach der Krimm in fortwährende kostspielige Kriege. In der Leichtigkeit der Ausgabe von Papiergeld fand man das Mittel diese zu führen, und so stieg unvermerkt die Masse des Papiergeldes tief in die hundert Millionen, für welches der Unterthan sein baares Geld hergegeben hatte, das theils mit den Truppen ins Ausland gieng, theils in die Kassen der Lieblinge und der Großen floß — und nicht weiter in den Umlauf kam, da diese um die als Geheimniß behandelte Vermehrung des Papiergeldes wußten, und sich denn auch bald die Unzulänglichkeit der Reichsassignations-Banken, sie zu realisiren, auswies. Dadurch mußte sich das Mistrauen allgemein verbreiten, und nur die Nothwendigkeit eines Verkehrsmittels konnte den Umlauf der Assignationen erhalten, wobei die Regierung sorgte, daß sie sich doch im Preise mit dem Kupfer al pari hielten. Gold und Silbermünzen verschwanden immer mehr, und ihr Preis trennte sich immer bedeutender von dem des Kupfer- und Papiergeldes. Wie aber, dessen ungeachtet, so lange die Regierung Kupfer- und Papiergeld al pari zu erhalten vermag, (und daß dieß Verhältniß aufgezeigt hatte, ist wenigstens nicht be-

kannt gewerden), der Einfluß des Verluſtes des leztern gegen Silber auf den innern Verkehr, und auf den Preis aller Lebensbedürfniſſe ſo bedeutend ſeyn könne, da man ſchon lange im Handel und Wandel nur nach Kupfer- und Papierrubeln rechnete, würde nicht zu begreifen ſeyn, wenn man nicht die ungeheueren Summen in Anſchlag brächte, welche bei den fortdauernden Kriegen im Auslande die Aufbringung des Metallgeldes nach dem unausbleiblichen Steigen deſſelben durch die Verminderung im Innern, erfordert. Der Kurs mit dem Auslande ſteht damit in weiterer Verbindung: dieſer hängt eigentlich davon ab, daß Rußland im Handel mehr von dem Auslande bezieht, als es mit ſeinen Waaren bezahlen kann: baares Geld zur Bezahlung des Überſchuſſes hat es nicht, und daher muß es, wenn ſein Handel nach allen Seiten hin frey iſt, im Kurſe nothwendig verlieren. Daß nun unter die Waaren, die Rußland vom Auslande bedarf, auch Gold und beſonders Silber gehört, muß den Preis der gangbaren Landesmünze nothwendig herabſezen. Der Zufluß von engliſchen Subſidien konnte darauf nicht vortheilhaft einwirken, weil er nicht alle Kriegskoſten deckt, und weil es in neuern Zeiten Syſtem in Rußland zu ſeyn ſcheint, ſtets einen anſehnlichen Kriegsſchaz zu haben, der nothwendig aus baarem Silber und Gold beſtehen muß, von dieſen Subſidien alſo dem innern Verkehr nichts oder wenigſtens nichts Bedeutendes zufließt. — So iſt die Verlegenheit zu erklären, in welcher die Regierung ſich befindet, das Papiergeld mit dem Kupfer, als ſeinem angenommenen Realwerthe, (denn die Bankaſſignationen werden als Kupferrubel gerechnet), al pari zu erhalten, und ſollte ſich dieſer Stand im Innern verlieren, ſo würde das Sinken des Papiers gar keine Gränzen kennen. Scheinbar widerſpricht dieſer Anſicht des Papierrubels als Kupferrubel, daß, wenn er dieſem al pari ſteht, er ja nicht ſinken könne, da in der ausgeprägten Kupfermünze der volle Werth eines Rubels wirklich vorhanden ſey: für's Ausland iſt aber bei dem Verbote der Ausfuhr aller ruſſiſchen Münzen die Kupfermünze ſo gut als gar nicht vorhanden, und der Rubel iſt für daſſelbe eine ganz ideale Münze; und im Inlande ſinkt der Werth gegen Silber, und bei dem Steigen der Preiſe der Bedürfniſſe, eben ſowohl der Werth des Kupfer- als des Papierrubels. — Die Regierung ſuchte dem wachſenden Übel Einhalt zu thun, und das Pari zwiſchen dem Papier- und Kupferrubel zu erhalten. Aber die ſeit 1810 dazu ergriffenen Maaßregeln widerſprechen einander, und heben ſich gegenſeitig auf. Dazu kommt, daß, nachdem die Regierung das im Umlauf befindlich geweſene für Bankaſſignationen eingewechſelte Geld zu ihrem Nuzen verwandte, die Bankaſſignationen nicht mehr Geld blieben, was ſie anfänglich waren, ſondern Schuldſcheine wurden. (Ergänzbl. A. L. Z. Nr. 121. 1815.)

2.

Dänemarks Papiergeld.

Eine merkwürdige Epoche in der Geſchichte des däniſchen Finanzweſens macht die Verordnung Friedrichs VI. dd. Kopenhagen, den 5. Januar 1813, deren Abſicht ſo angegeben wird: „Da das bisherige Geldweſen des Staates in ſeinem Innerſten erſchüttert iſt, ſo haben wir beſchloſſen, Ordnung und Feſtigkeit darin zuwege zu bringen, indem wir es auf einen dauerhaften und unerſchütterlichen Grund bauen. Zugleich haben wir nöthig erachtet, zwiſchen den Königreichen und Herzogthümern den Unterſchied im Gelde und in den Zahlmitteln aufzuheben.“ Die Verordnung zerfällt in drey Abſchnitte und enthält: 1) Allgemeine Beſtimmungen; 2) beſondere für Norwegen und Dänemark und 3) für Schleswig und Holſtein. Im ganzen Lande ſoll nur Eine Geldſorte ſtatt finden. An die Stelle aller bisher im Umlauf geweſener Courant-, Species-Bankzettel, Schazkammerſcheine u. ſ. w. treten die von der unter obigem Datum errichteten Reichsbank auszugebenden Zettel. Alles feſte Eigenthum des Staates haftet für die Gültigkeit dieſer Reichsbankzettel. Der Münzfuß iſt ſo beſtimmt, daß aus 1 Mark feinem Silber, kölniſch Gewicht, 18 1/8 Thaler geprägt, der Thaler in 6 Mark, die Mark in 16 ß. getheilt wird. Die Reichsbankzettel erhalten einen Silberwerth, wonach ſie in allen öffentlichen Bezahlungen, ſo wie in den privaten, deren Silberwerth zum Theil noch zu beſtimmen iſt, angenommen werden ſollen. Dieſer Silberwerth richtet ſich nach dem von der Bank zu beſtimmenden Kours. Alle andere Bezahlungen geſchehen nach dem Nominalwerth, oder nach dem auf den Zetteln ſtehenden Betrag. Die nähern Beſtimmungen enthält die Bankfundation *). Die Bank ſezt 46 Millionen Reichsbankthaler Nominalwerth in Umlauf. Hievon ſollen 27 Millionen verwendet werden, die bisherige Zettelmaſſe einzutauſchen, das übrige theils zum Ausleihen, theils zu Reſervefonds für außerordentliche Ausgaben. Alle däniſche Courantzettel werden nach dem Kours von 1200 P. St. eingelöſt, folglich für 6 Thaler D. C. erhält man einen Reichsbankthaler! Von den Monaten Febr. und März an geſchieht alle Bezahlung und Berechnung nach dem Reichsbankgelde. — Der allgemeine Rentfuß bei al-

*) Aus dieſer Verſchiedenheit eines Real- und eines Nominalwerthes, den Eine und eben dieſelbe Geldſorte haben ſoll, möchten leicht manche Inkonvenienzen entſtehen, und zulezt ſelbſt dem Kredit der neuen Reichszettel Eintrag thun.

len Verschreibungen, welche auf Silberwerth lauten, ist 4 P. Ct.: lauten sie Nominalwerth, so darf sich der Kreditor 5. P. Ct. bedingen. — In einem besondern Reskripte an das kön. Finanzkollegium ist das Verhältniß bestimmt, in welchem künftig die Gagen, Besoldungen, Pensionen, Diäten u. s. w. ausbezahlt werden sollen. — Die nähern Bestimmungen für Dänemark und Norwegen sowohl, als für Schleswig und Holstein betreffen den verschiedenen in diesen Ländern statt gehabten Geldfuß, und haben zur Absicht, die so nöthige Einheit im Gelde und in den Zahlungsmitteln zu bewirken. Für Norwegen ist nun freylich durch die veränderte Regierung, die es seitdem erhalten hat, diese landesherrliche Absicht vereitelt. — Von den angehängten Tabellen bestimmt die Erste, wie es mit der Umschreibung der schuldigen Kapitalien von dänischem Courant zu Reichsbankgeld gehalten werden soll. Verschreibungen, die älter sind, als vom 11. Sept. 1807 behalten ihren vollen Werth; spätere verlieren erst von Vierteljahr zu Vierteljahr, machen halbjährig 5. P. Ct., so, daß z. B. eine Verschreibung auf 100 Thaler D. Ct., welche jünger ist, als vom 10. Dez. 1812 nur noch den Werth von 20 Reichsbankthaler hat, und der Besitzer einer solchen Verschreibung seine 80 Thaler verlieret. *) Durch die zweyte Tabelle ist bestimmt, wie es mit der Verzinsung der in Umlauf befindlichen königl. Staatsobligationen, Annuitäten und Fonds in D. C. (die zufolge §. 14., 15. der Verordnung sämmtlich in Reichsbankobligationen verwandelt worden sind) gehalten werden soll. Sie sollen nämlich in Silberwerth für das Erste nach einem Kurs von 400 Thaler D. C. gegen 100 Thaler Banko verzinst werden, so, daß für 100 Reichsthaler bis in das 2te Jahr nach wiederhergestelltem Frieden (welchem? ist in der Verordnung nicht ausdrücklich bemerkt) zwey Reichsbankthaler, im 3ten, 4ten, 5ten und 6ten Jahre nach dem Frieden jährlich ein Halbprocent mehr verzinst wird, und daß folglich erst im 6ten Jahre nach dem Frieden volle 4 P. Ct. Renten und volle Kapitalbezahlungen, im Fall Aufkündigung geschieht, statt finden. — Man sieht, wie bedeutungsvoll die in der Einleitung zu dieser Verordnung stehenden Worte sind: „Die sichere Aufrechthaltung des gemeinen Besten erfordert Opfer von den Einzelnen. Die Beschwerden, welche eine Veränderung, wie diese ist, mit sich führt, müssen als Beiträge zu den Bedürfnissen des Vaterlandes betrachtet werden.“ — —

Daß durch die, zufolge obiger Verordnung, geschehene Verwandlung des dänischen Courantgeldes in Reichsbankgeld noch nicht allem Uibel gesteuert ist, beweist schon das Verhältniß des letzten zum ausländischen Gelde. Der Verwirrung mag abgeholfen, Einheit und Zusammenhang mag in das dänische Geldwesen gebracht worden seyn; aber der Theurung der nothwendigsten Lebensmittel, der Unsicherheit und Wandelbarkeit des dänischen Courses u. s. w. ist bis jetzt noch keines Wegs abgeholfen. Wäre durch Errichtung der Reichsbank und Einführung der Reichsbankzettel der Reichsbankthaler mit dem Thaler im Auslande, z. B. nach dem Hamburger Bankfuß, al pari gekommen: so wäre, wenn auch nicht Alles, so doch Vieles gewonnen worden. Wie wenig dieß aber der Fall war, davon möge auch Folgendes zum Beweis dienen: Noch gegen das Ende des Jahres 1806 konnte man die dänischen Courantzettel, die sich doch nun zu den dänischen Reichsbankthalern, in Folge obiger Verordnung, wie 6 = 1 verhalten, z. B. in Mecklenburg so austauschen, daß man für eine dänische Banknote zu 5 Thaler einen baaren Friedrichsd'or und noch 12 bis 16 Groschen Agio erhielt. Dagegen wurde zu Ende des J. 1814 eine Anweisung auf 3 Speciesloulsd'or zu Kopenhagen mit 330 D. C. oder mit 45 Reichsbankthaler honorirt! folglich hatte auch jetzt noch, nachdem durch jene Verordnung „die Erschütterung des dänischen Geldwesens in seinem Innersten“ schon seit beinahe 2 Jahren hätte aufoören sollen, der ausländische Silberthaler ungefähr den Werth von 3 ½ dänischen Reichsbankthalern, oder von 22 Thaler D. Ct.

*) Es sind Fälle bekannt, wo man ein mit saurem Schweiße und vieljähriger Arbeit redlich erworbenes Haus in Kopenhagen, das der Eigenthümer wegen Ortsveränderung nicht mehr nöthig hatte, für 36,000 Thaler D. C. gegen, wie er glauben durfte, sichere Verschreibung 1812 verkaufte. Man rechne nach, wie viel er in Folge dieser Verordnung übrig behielt!

Interessante, historische Notizen.

I.

Wahrer Begriff des Fränkisch-Germanischen Staatsbürgers im Mittelalter, nach Montag. *)

Obgleich die Standesfreyen, wie die bloß Geburtsfreyen liberi genannt wurden; so fand doch zwischen beiden ein wichtiger Unterschied statt.

*) Montag Geschichte der staatsbürgerlichen Freyheit. 1. B. 1811.

Die Basis dieses letztern war der Besitz eines freyeigenen Wehrguts und die darauf allein ruhende Heerbann-Pflichtigkeit und Theilnahme an Staatslasten. Der bloß Freygeborne konnte zwar durch Erwerbung eines Allods Staatsbürger werden, war aber ohne solches Besitzthum keiner, und konnte z. B. nicht einmal in Sachen eines Standesfreyen Zeugniß ablegen. Aber nicht der bloße Besitz, sondern der freye Antheil auf seinem Eigenthum begründete die Standesfreyheit, und wenn der Standesfreye, auch bei eigenem Wehrgute, sich auf eines andern Genossen, Edelmannes oder einer Kirche, oder überhaupt auf fremdem Grund und Boden ansiedelte und da wohnte, so verrückte er seinen Stuhl, ward eines andern Mann und verlor die Standesfreyheit. Auch unter keines Privaten Gerichtsbarkeit oder gar in dessen Dienste durfte er sich, bei gleichem Verluste begeben; Kriegsdienste ausgenommen. Die Fränkischen Könige, auf die Erhaltung und Vermehrung dieses für sie wichtigsten der Stände bedacht, wußten dem Nationalvorurtheile hier zu begegnen, und ein sonst standesfreyer Mann verlor nichts dabey, wenn er nebenher, mit oder ohne Besitzgut, eines Herzogen, Grafen oder Dynasten, oder einer Kirche Vasall wurde; nur durfte er gleichwohl seinen Wohnsitz nicht auf dem Benefizgute nehmen, sondern mußte auf seinem Allode bleiben; auch durfte er selbst hier nicht eines Genossen oder Standesgleichen Vasall werden, ohne wenigstens in der Achtung zu sinken und seinen Schild zu erniedrigen. Im übrigen schloß die Standesfreyheit natürlich die Gerichtsbarkeit der Grafen nicht aus, aber diese übten solche nur als öffentliche Richter und als Beamten des Königs, und mit bedeutendem Unterschiede über den Standesfreyen und bloßen Freygebornen. Der erstere hat nicht nur (peinliche Fälle ausgenommen, die keinen Verzug litten) das wichtige Recht der Hausfreyheit ab introitu judicis publici, sondern auch der Vertretung seiner sämmtlichen Hausgenossen und Eingesessenen, selbst der Geburtsfreyen, wenn deren auf seinem Allode saßen, vor Gerichte, die Beamten des Königs, Grafen oder Missi dominici, mußten die Stellung vor Gerichte, es mochte den Standesfreyen oder seine Insassen betreffen, erst an diesen gesinnen, und nur nach dreymaliger Mahnung durften sie, wenn der Fall nicht dringend war, mit Gewalt solche bewirken, wenn sie verweigert wurde. Bei Fällen im Hause des Standesfreyen, wo kein fremder Kläger war oder nicht bei dem öffentlichen Richter geklagt wurde, entschied dieser selbst vermöge seiner häuslichen Gerichtsbarkeit, und über seine Knechte sogar auf Haut und Haar. Es findet sich kein Gesetz, welches den Herrn für den Todschlag seines Knechtes zur Strafe zöge, und selbst Karl der Große überläßt die Züchtigung der Knechte dem Gefühle des Herrn.

2.

Gang des südteutschen Handels im Mittelalter.

Bayern trieb schon frühzeitig im Mittelalter bedeutenden Handel. Im 10. Jahrhunderte lebte bereits zu Regensburg ein ungemein reicher Kaufmann Namens Adelhard. Wechsler in Kiow stellten im 11. Jahrhunderte Zahlungsanweisungen an Regensburger Bürger aus. In den Kreuzzügen waren Schiffer von Regensburg die allgemeinen Frachtleute der frommer Abenteurer. Die vornehmsten Einwohner der Stadt bestanden größtentheils aus adelichen Rittern, Münzherrn, Kaufleuten aller Art und wohlhabenden Bräuern.

Von Konstantinopel als dem Hauptsammelplatz aller Handelsstraßen ging bereits im 13. Jahrhunderte der Waarenzug über Breslau und Prag nach Regensburg, der Hauptstadt alles indischen und levantischen Handels für das ganze südliche Deutschland. In der Folge, als nach der Eroberung des Byzantinischen Reichs durch die kreuzfahrenden Franken und während der bürgerlichen Kriege der Großfursten von Kiow, die Genueser und Venetianer sich der wichtigsten Handelsgeschäfte in Konstantinopel bemächtigten und den Handelsweg zur See über Venedig nach Italien lenkten, erhob sich Augsburg, vorzüglich auf der Handelsstraße von Italien nach Füssen, noch mehr die Handelsstadt Nürnberg als das Thor des Südens nach dem Norden. Die Entdeckung eines neuen Weges nach Ostindien (1497) bereitete zuerst den Fall Nürnbergs, durch die neue Handelsschaft der Holländer im 17. Jahrhunderte erhielt endlich der Handel dieser Stadt den letzten tödtlichen Stoß; dagegen stieg Augsburg eine Zeitlang noch höher. Die entdeckten Zinnbergwerke in Böhmen eröffneten dem benachbarten Bayern einen höchst nützlichen Markt. (von Lang Bruchstück einer Bayerschen Handelsgeschichte. 1253 — 1294. München, Lindauer.)

Auflösung des Worträthsels in No. 17.

Laster.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 21. April.

Technologie und Mathematik.

Neueste Verhandlungen über das Frachtwesen, Fuhrwerke und Straßen, insbesondere Eisenbahnen, und Schifffahrtskanäle.

Mit einer Kupfertafel.

Im Auszuge aus mehreren zerstreuten Abhandlungen über diese Gegenstände, von K. A. Neumann, Prof. der Chemie und Technologie in Prag.

Schon in den ersten Zeiten des menschlichen Geschlechts muß das Bedürfniß entstanden seyn, Lasten von einem Orte zum andern zu bringen, welche für einzelne Menschen zu groß sind. Durch Vereinigung der Kräfte mehrerer Menschen mag dieses im Anfang durch Tragen bewirkt worden seyn, bald aber muß man gefunden haben, daß es schon Erleichterung gewährt, wenn eine Last bloß auf der Erde fortgeschoben oder fortgeschleift wird. Da hiebei aber der ganze Widerstand entgegen steht, womit die untere Seite der Last, oder einer Schleife, worauf sie ruht, von der Erde, Sand und Steinen, angegriffen wird, und die Theile der Kufen abgerieben oder abgerissen, und diese in kurzer Zeit unbrauchbar werden; so mußte man auch bald belehrt werden, daß es in vielen Fällen leichter sey, große Lasten von einer Seite auf die andere zu stürzen, als sie auf derselben Fläche fortzuschleppen. Vorzüglich mußte bei kreisrunden Körpern, Baumstämmen u. dgl. die Leichtigkeit auffallen, mit welcher sie wegen der gleichen Entfernung ihrer Außenseiten von ihrer Mitte, sich stürzen oder fortrollen ließen, und daraus von selbst der Begriff des Walzens und die Anwendung kreisrunder Körper zur Fortschaffung großer Lasten sich ergeben. Die daraus entstehenden Vortheile wurden bis auf unsre Zeiten im wesentlichen an unsern Wagen benutzt und sind nur noch zweckmäßig modifizirt worden.

Die erste Benutzung dieser Vortheile geschah ohne Zweifel auf die Art, wie Vitruvius im 6. Kap. d. 10. Buchs ein merkwürdiges Beispiel von dem Baumeister Ktesiphon erzählt, welcher bei dem berühmten Baue des Tempels der Diana zu Ephesus die 60 Fuß langen marmornen Säulen dadurch fortschafte, daß er die runden Säulenschäfte an beiden Enden in der Mitte anbohren, mit Axen versehen, und durch vorgespannte Zugthiere auf dieselbe Art fortwalzen ließ, welche noch gegenwärtig bei unsern Garten und Feldwalzen im Gebrauche ist. Andere Lasten, welche nicht rund waren, und deßhalb sich nicht stürzen oder wälzen ließen, wurden wahrscheinlich auf untergelegten Walzen eben so fortgeführt, wie auch zu unsern Zeiten der große Felsen, den die Kaiserin Katharina zum Monument Peters des Großen nach Petersburg schaffen ließ. Hierzu wurde der Boden vorläufig geebnet, und zur Verwahrung gegen Eindrücke mit starkem Zimmerholze belegt, und jedesmal die hintersten ausgelaufenen Walzen wieder vorwärts gebracht. Auch in dem herzoglichen Park bei Weimar sieht man ein großes Felsenstück, welches von dem bekannten Baumeister Steiner auf gleiche Art über eine Meile weit dahin geschafft wurde.

Zur Vermeidung des Aufenthalts, der vom Auslaufen und Vorwärtsbringen der Walzen entsteht, verfiel schon im grauen Alterthume Jemand auf den sinnreichen Gedanken, von den Walzen nur runde Klötze oder Scheiben abzuschneiden, solche in der Mitte zu durchbohren, und an runde Hölzer oder Axen zu stecken, welche an Gerüste befestigt waren, worauf die Last gelegt wurde, und auf diese Art die Last mit dem Gerüste auf den Scheiben zugleich fortzubringen. Auf diese Art entstand ursprünglich die einfachste Einrichtung der Wagen und Fuhrwerke; deren Erfindung, der großen Vortheile wegen, welche sie den Menschen gewähren, von den Griechen den Göttern zugeschrieben wurde.

Seitdem brachte die Erfahrung, daß man leichter fährt, wenn diese Scheiben groß und leicht sind, die Bauart der Wagenräder mit Naben, Speichen und Radfelgen, die endlich mit eisernen Schienen oder Reifen zusammengebunden wurden, zu Stande. Die übrige Einrichtung der Frachtwägen, nämlich die Leitern mit ihren Verbindungen und Stützen, um dazwischen zu laden und das Gepäcke zu verwahren, die Stange oder Deichsel sammt Wage und Widerhalt, um der Fahrt die gehörige Richtung zu geben, mehrere Zugthiere mit gleicher Arbeit zu belegen, und den Wagen bergab erhalten zu können, die Verbindung des Vorder- und Hintergestelles mit einer einfachen Stange (Reihe oder Langwiede), um den vier Rädern auf ungleichem Boden das gleiche Aufsitzen zu verschaffen, den Reihnagel, um ausweichen und umkehren zu können, u. d. gl. gehören eigentlich zur Regierung und Bedienung des Wagens, und kommen bei einer Vergleichung mit Schifffahrtskanälen, in keine besondere Betrachtung.

Der vielfältige Gebrauch der Räderfuhrwerke seit ihrer ersten Erfindung hat indessen nicht allein die Vortheile derselben, sondern auch viele Mängel an denselben zur Kenntniß gebracht, und nach Maßgabe unsrer Wünsche und Bedürfnisse auf Verbesserungen geführt, welche in frühern Zeiten entbehrt worden sind; von deren Geschichte wir hier nur einiges anführen wollen.

Die Egypter hatten schon frühzeitig Räderfuhrwerke; Palästina erhielt sie später. [1]) Die Alten hatten auch nicht bloß Wagen zur Fortschaffung todter Lasten, sondern auch bedeckte oder Staatswagen, zur Fortbringung der Menschen, nach Art derjenigen, welche noch jetzt Indianer, Chineser u. a. Völker haben, die wahrscheinlich zur Erfindung der eigentlichen Kutschen Veranlassung gaben.

Bis ins sechszehnte Jahrhundert n. Chr. Geb. war der Gebrauch der Wagen noch sehr eingeschränkt, die Wagengeleise sehr eng [2]), und es ist nicht bekannt, welche Verbesserungen bis dahin damit vorgenommen worden sind. Postwagen und Miethkutschen wurden zuerst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, und wie es scheint zuerst in Frankreich gebraucht. [3]) Die Erfindung der Schiebkarren schreiben die Franzosen dem berühmten Paskal zu [4]), aber wahrscheinlich hat man sie in Deutschland schon früher gehabt. In England und Holland machte man an diesem nützlichen Fuhrwerke sehr wichtige Verbesserungen. Man sah nämlich ein, daß es eine große Erleichterung sey, das Rad etwas groß und die Felgen desselben breiter als gewöhnlich zu machen. Dann geschieht das Schieben mehr parallel mit der Fläche des Bodens und nicht in der so nachtheiligen schiefen Richtung von oben nach unten; das größere Rad wird nicht von jeder Hervorragung eines unebenen Bodens so leicht aufgehalten, geht über Vertiefungen leichter hinweg, und schneidet nicht so tief in den Boden ein, und die breitern Felgen verhüten zugleich das Schwanken des Karrens.

In Hinsicht des mechanischen Baues sind alle Fuhrwerke seit dem Anfange des achtzehnten

---

[1]) Beckmanns Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. Bd. I. Leipzig. 1786. S. 392. f. f.

[2]) ibid. Bd. IV. S. 440.

[3]) L' art du menuisier - carrossier, par M. Roubo, le fils. Paris 1771 Fol. p. 459.

[4]) Rozier, cours complet d' Agriculture Tom. 11. Paris 1784. 4. p. 465.

Jahrhunderts sehr verbessert worden, aber fast das ganze Jahrhundert verstrich ohne Anwendung der aufgefundenen Grundsätze. Der Franzose Camus war einer der ersten, welcher solche Grundsätze aufstellte, [1]) die mit großem Nutzen bei Fuhrwerken angewandt werden könnten. Auf ihn folgten mehrere, welche die Wagen, vorzüglich was Räder, Aufhängungsart der Last u. d. gl. betrifft, vervollkommneten. Ellis [2]) Cusset [3]) und unter den Deutschen Mönnich [4]), Müller [5]) und Krönke [6]) haben sich viele Verdienste erworben.

Ehedem wurden immer nur hölzerne Achsen zu den Wagen gebraucht. Durch eine richtigere Kenntniß der Lehre von der Reibung geleitet, sah man ein, daß Axen von Eisen oder Stahl die Friktion beträchtlich verringern würden. Die Engländer waren die ersten, welche Anwendung hievon machten; sie ließen, um wirklich eine viel geringere Reibung zu erhalten, die eisernen Axen in messingenen Büchsen laufen, womit die Nabe des Rades gefüttert war. Man fand aber doch wieder, daß eiserne Axen bei Frostkälte leicht brechen, und deswegen kam vor einigen Jahren in England die Methode auf, die Axe aus drei Stücken zusammen zu setzen, wovon das mittlere aus Holz, und die beiden übrigen, welche die innere Fläche der Nabe berühren, von Eisen sind.

Man entdeckte ferner, daß zu schmale Felgen zu tief in den Weg einschneiden, und nicht allein den Weg verderben, sondern auch eine stärkere Friktion bewirken, wodurch die Fortbewegung des Fuhrwerks erschwert werden muß. Man ordnete daher schon vor längerer Zeit in England für Frachtwägen und schwere Fuhrwerke überhaupt breitere Felgen an. Nie durfte ihre Breite unter 6 Zoll betragen. In Frankreich ahmte man zuerst diese zweckmäßige Einrichtung nach, und in den österreichischen Staaten soll dieselbe auch schon veranlaßt seyn.

Dupuis erfand Räder mit doppelten Speichen und Felgen, die ungleich dauerhafter als gewöhnliche einfache Räder sind, und vorzüglich zur Bewegung schwerer Lasten in Frankreich immer mehr Beifall finden. [1])

Ein noch in den meisten europäischen Ländern herrschendes Uibel ist die ungleiche Spurweite der Räder. Durch die ungleichen Spurweiten werden die Wege sehr verdorben; jedes einzelne Fuhrwerk muß sich dann ein eignes Geleise eröffnen. In England ist wenigstens bei den Frachtwägen eine gleiche Spurweite bei Strafe anbefohlen. Krönke hält die beste Weite der Spur auf 5 Fuß und 4 bis 6 Zoll. Wiesen [2]) gab schon vor etlichen dreyßig Jahren eine Vorrichtung an, vermöge welcher die Spurweite nach Beschaffenheit der Wege verändert werden könnte.

In England verfertigte vor wenigen Jahren ein deutscher Wagenbauer, Namens Bauer, elastische Räder, deren Speichen nicht von Holz, sondern, von starkem gefirnißtem Leder und Stahl gemacht sind. [3]) Die Nabe schwebt mitten im Rade, und in einem Wagen mit solchen Rädern soll man ausnehmend sanft fahren.

---

[1]) Camus, Traitè de forces mouvantes. Paris 1724. 8 p. 386. f. f.

[2]) Ellis von Verbesserung der Fuhrwerke, wie man Wagen u. d. gl. weit vortheilhafter als sie zeither gewesen, einrichten kann; im allgem. Magazin der Natur, Kunst und Wissenschaften. Thl. III. Leipzig. 1754. S. 191. f. f.

[3]) Cussets Wagen mit vier Rädern, mit demselben sehr große Lasten fortzubringen; in der Sammlung nüzlicher Maschinen und Instrumente. Nürnberg.

[4]) B. F. Mönnich, über das Mechanische der Fuhrwerke, in den neuen ökonomischen Nachrichten der patriotischen Gesellschaft in Schlesien. Bd. III. Breslau 1782. 4.

[5]) J. N. Müller, Versuch einer systematischen Abhandlung über das Fuhrwesen. Göttingen 1787. 8.

[6]) C. Krönke, Versuch einer Theorie des Fuhrwerks, mit Anwendung auf den Straßenbau. Chemnitz 1801. 4.

[1]) Der deutsche Gewerbsfreund. Herausgegeben v. K. W. Kastner. Bd. I. Halle 1816. S. 302.

[2]) J. G. W. Wiesen, wie man an einen Reisewagen die Räder nach Beschaffenheit der Wege weit und enge stellen kann. 1772. 8.

[3]) Englische Miscellen. Bd. VIII. S. 147.

Ein Franzoſe machte vor ungefähr 30 Jahren den Vorſchlag, die Axe in den Naben der Räder feſt zu machen, ſo, daß ſie mit den Rädern zugleich umlief, und zwar in einer meſſingenen Büchſe, welche in die Bäume der Karre eingelaſſen war. Die mit einem ſolchen Fuhrwerke in Paris öffentlich angeſtellten Verſuche [1]) zeigten, wie leicht ein ſolches gegen ein ähnliches mit gewöhnlicher Axe und Nabe fortgezogen werden könnte. Zu Budiſſin in der Oberlauſitz baute man bald nachher ähnliche Karren, und benutzte ſie mit Vortheil. [2])

Dieſen Mechanismus der laufenden Axe benutzte der Oberſtallmeiſter von Stein in Weimar auch bei Reiſewagen, [3]) und verſah ſie noch mit einigen Frikzionsrollen. Er verſah damit eine Chaiſe, und ſtellte dann mehrere Verſuche damit an, die ausnehmend glückliche Reſultate gaben. Man ſparte über die Hälfte der Kraft durch den angebrachten Mechanismus. In der Folge ſind dieſe Wagen dadurch noch vervollkommnet worden, daß man die eiſernen Frikzionsrollen auf einem meſſingenen Ringe der beweglichen Axe laufen ließ. Von dieſer Erfindung hat man an den franzöſiſchen und engliſchen Schnellfahrern oder Geſchwindkutſchen mit Nutzen Gebrauch gemacht.

Die Frikzionsrollen ſuchte auch bei Laſtwagen mit gewöhnlichen Axen der Architekt Limprecht in Altona in Anwendung zu bringen. [4])

Stahlfedern ſind bisher bloß bei Kutſchen und Reiſewagen und zwar in der Hinſicht gebraucht worden, daß ſie die Stöße der Räder ſehr ſchwächen, und den fahrenden Perſonen größere Bequemlichkeit gewähren. Bei Frachtwägen hat man ſie noch nicht angewendet; da ſie aber auch den bisher nicht geachteten Vortheil gewähren, daß die Pferde leichter zu ziehen haben, ſo iſt zu hoffen, daß noch Vorrichtungen erfunden werden, wodurch ſie auch beim Transport großer Laſten, an Frachtwagen in Anwendung gebracht werden können, wozu die Verſuche des Engländers Edgeworth [5]) berechtigen.

So wie die Flußſchifffahrt durch die ſpätere Erfindung der Kanäle und Schleußen erweitert wurde, eben ſo wurde die Fahrt auf dem Lande ſchon von den Perſern und Römern durch gepflaſterte Straßen, und zu unſern Zeiten noch von den Engländern durch Unterlegung eiſerner Wagengeleiſe weſentlich verbeſſert, und zur leichtern Fortſchaffung großer Laſten geſchickter gemacht. Durch dieſe Mittel iſt man bereits dahin gelangt, Frachtwägen zu führen, welche das Gewicht der Zugthiere auf gemachten Straßen drei bis viermal, und auf Eiſengeleiſen fünfzehn bis zwanzigmal übertreffen.

Da jedoch die Schiffsladungen auf Kanälen achtzig bis hundertmal ſo ſchwer ſind als die Zugthiere, ſo wird die Waſſerfracht aller Orten, wo ſie möglich iſt, der Landfracht vorgezogen.

Indeſſen ſind aber auch die Baukoſten der Kanäle und Schleußen weit größer als der Straßen, und von der Art, daß ſie gewöhnlich nur von großen Geſellſchaften oder vom Vermögen ganzer Nazionen beſtritten werden können, und da überdieß die Waſſerfahrt in unſerm Klima ſowohl von der Kälte des Winters als von der Trockenheit des Sommers unterbrochen wird, auch wegen einer einzigen beſchädigten Stelle die Fahrt auf dem ganzen Kanale eingeſtellt werden muß, und überhaupt die Kanäle, wegen der nöthigen Speiſung und Haltung des Waſſers, vielmehr nachtheiligen Zufällen ausgeſetzt ſind, als die Landſtraßen, ſo fällt die Wichtigkeit der Frage in die Augen:

ob es nicht möglich ſey, die Vortheile der Frachtwägen und Straßen noch ſo weit zu vermehren, oder ihre Hinderniſſe ſo weit zu

[1]) Journal de Paris An. 1786.
[2]) Zittauer Wochenblatt, v. J. 1789.
[3]) Allgemeiner Anzeiger v. J. 1793 Bd. II. S. 346.
[4]) Journal für Fabrik Manuf. Handl. u. M. Band. XXXII. Leipzig. 1807. S. 104. f. f.
[5]) Gilberts Annalen der Phyſik. N. F. Bd. XXI. S. 322.

vermindern, daß die Landfracht, wo nicht der Wasserfahrt vorgezogen, doch in jedem Falle derselben gleich geachtet werden könne.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Beantwortung dieser wichtigen Frage sich nur nach einer nähern Betrachtung der bekannten Vortheile und Nachtheile oder der Hindernisse unsrer Frachtwägen ergeben könne, indem selbe der Rechnung unterzogen, ihre Größe aus zweckmäßigen Erfahrungen geschöpft, ihre Gränzen aufgesucht und die Bedingungen gefunden werden, unter welchen die Last, die von einem Zugthiere gezogen werden kann, ihr Maximum erreicht.

Schon so viele Gegenstände der Mechanik sind den vielseitigsten, und mehreren erschöpfenden mathematischen Untersuchungen unterworfen worden; es ist daher auffallend, daß einem so wichtigen Gegenstande als unsre Zuhrwerke sind, bisher nur wenige und überhaupt nur einseitige Betrachtungen zu Theil geworden sind. Alle mathematische Schriften enthalten darüber kaum das Wesentlichste; eine allseitige und erschöpfende Betrachtung aller Hindernisse, welche die bekannten Vortheile unsrer Frachtwägen in vielen Fällen aufheben, und wodurch zugleich gezeigt würde, worauf es beim Landfrachtwesen hauptsächlich ankomme, war noch immer zu wünschen; ja, man kann sagen, mehrere wichtige Hindernisse desselben, waren nicht bekannt, oder wenigstens nicht nach der Größe ihres Einflußes gewürdigt. Deßhalb hat sich der Herr Ritter von Gerstner ein großes Verdienst dadurch erworben, daß derselbe alle Gegenstände des Frachtwesens mit seinem bekannten Scharfsinne untersuchte, und dabei zugleich Mittel aufsuchte, durch welche allen Hindernissen desselben auf eine Art begegnet wird, und die Vortheile des Landfrachtwesens auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht werden, welcher alle bisherige Hoffnungen weit hinter sich läßt. Die Resultate dieser Untersuchungen sind in einer Schrift niedergelegt, welche den Titel führt:

Zwey Abhandlungen über Frachtwägen und Straßen, und über die Frage, ob, und in welchen Fällen der Bau schiffbarer Kanäle, Eisenwege oder gemachter Straßen vorzuziehen sey. Nach einer Untersuchung, ob die Moldau mit der Donau durch einen Schiffahrtskanal zu vereinigen sey, aufgesetzt von Franz Ritter von Gerstner ꝛc. ꝛc. Für die Abhandlungen der k. böhm. gelehrten Gesellschaft. Prag 1813.

Jeder, der das Kommerz aus einem höhern Gesichtspunkte betrachtet, jeder Staatsmann wird in der angeführten Schrift die streng mathematische Entwickelung der Resultate bewundern, und nützliche Belehrung daraus schöpfen. Für diejenigen hingegen, welche über die Fortschritte in Wissenschaften nur so weit belehrt zu werden wünschen, als zur Beurtheilung eines die ganze menschliche Gesellschaft interessirenden Gegenstandes nothwendig ist, wird folgender Auszug mit Weglassung der streng mathematischen Sätze, genügen.

Zuförderst widmet Herr Ritter von Gerstner sämmtlichen Hindernissen, welche dem Landfrachtwesen entgegen stehen, besondere Betrachtungen, deren Resultate im wesentlichen folgende sind:

Das erste Hinderniß ist die Reibung der Räder an ihren Axen. Durch die Axen, welche an dem Gestelle des Wagens befestigt sind, wird die Reibung, durch das Abdrehen, Schmieren und mit Eisenbeschlagen derselben, zwar vermindert, aber keineswegs so wie durch die ehemaligen Walzen behoben, eigentlich nur von dem Erdboden oder von der Peripherie der Räder an die Peripherie ihrer Axen übersetzt. Es wird nämlich die inwendige oder hohle Seite der Nabe des Rades an der auswendigen Seite der Axe noch eben so fortgeschoben und gerieben, wie es bei der Schleife auf dem Erdboden der Fall war.

Die Resultate der Untersuchung dieses Umstandes sind:

1) daß die Wägen leicht gehen, wenn große Räder und dünne Axen gebraucht werden,

2) daß dieser Widerstand bei großen Lasten und vollkommen polirten Flächen der Last proportionell, und für eiserne Axen insbesondere, den achten Theil der Last betrage, und demnach

3) wenn ein Wagen sammt der Ladung 80 Centner beträgt, und zur Fortbewegung auf unsern Straßen von 4 starken Pferden die Zugkraft nöthig habe, welche ungefähr auf 4 bis 5 Centner angeschlagen werden kann, der Reibungswiderstand an den Axen nur $^{2}/_{3}$ Centner betrage, das übrige der erforderlichen Zugkraft aber für die andern Hindernisse oder Widerstände gerechnet werden müsse.

Daß jedoch

4) auf ungleichen Straßen, wenn ein Geleise niedriger, das andere höher steht, sonach der Wagen eine geneigte Stellung annimmt, sich die Last des Wagens von einer Seite an die Nabe, von der andern an die Vorsteknägel legt, noch eine neue Reibung entsteht, die an und für sich aber nur den vierten Theil von derjenigen ausmachen kann, welche an den Axen statt findet.

Die zweyte Art des Widerstandes ist die Nachgiebigkeit des Bodens, worüber der Wagen geführt wird. Die runde Peripherie der Räder, welche dem Wagen die leichte Bewegung giebt, hat nämlich den merkwürdigen Nachtheil, daß der Wagen nur von einer sehr kleinen unbedeutenden Fläche unterstüzt, sonach der Punkt, wo die Räder die Straße berühren, von der Last des Wagens eingedrückt wird. Die Räder lassen deshalb Geleise zurück, welche nach Verhältniß der Ladung und der Nachgiebigkeit des Bodens tiefer werden, und in demselben Maße noch die Fahrt beschwerlicher machen.

Die Resultate der Untersuchung dieses Umstandes sind mit der Erfahrung übereinstimmend folgende:

1) Der Widerstand der Geleise nimmt in allen Fällen in einem größern Verhältnisse zu, als nach Maßgabe der Last; es ist demnach in Rücksicht auf diesen Widerstand vortheilhafter, die Fracht auf mehr Wägen zu vertheilen, als auf einen Wagen übermäßig viel zu laden.

2) Auf weichem Boden ist dieser Widerstand größer als auf hartem; weil die Räder tiefer einsinken.

3) Der Widerstand der Geleise nimmt ab, wenn der Durchmesser des Rades vermehrt wird; folglich fährt man abermals mit großen Rädern leichter als mit kleinern.

4) Der Widerstand der Geleise wird kleiner, wenn die Breite der Radschienen größer genommen wird; demnach sind breite Radfelgen vortheilhafter als schmale. Fuhrleute haben dem Grafen Rumford versichert, daß sie gegenwärtig in Frankreich nach der eingeführten größern Breite der Radschienen um den vierten Theil mehr laden können als vorher.

(Fortsezung folgt.)

Nüzliche Vorschläge.

Dem Taubstummen sollte die Lippensprache gelehret werden.

Also den Spaniern gehört die wohlthätige Erfindung, Taubstumme zu denkenden Erdnern und zu Erben des Himmels umzuschaffen. Denn, so viel man weiß, soll Petrus Pontius ein spanischer Benediktinermönch der Erste gewesen seyn, der zu Ende des 16. Hundertjahrs *) Taubstumme unterrichtet habe; dann ist das erste Werk, welches wir über diese Bildkunst kennen, von dem Spanier Juan Pabbo Bonnet unter der Aufschrift: Reduction de las letras y arte para ensennar a ablar los mudos.

*) „Man sagte bisher: das Jahrhundert — ganz wie „der die Natur und Förmlichkeit unserer Sprache, „welche erfordert, daß dem Grundworte — hier „Jahr — das bestimmende — hier hundert — vorangehe. Dem gemäß hören wir: Viertelsjahr, „aber nicht Jahrviertel u. s. w. sagt Wolke im „Anleit. zur deutschen Gesamtsprache, und er hat „ganz recht.“

En Madrid par Francesco Abarca de Angulo 1620 mit 8 Kupfern und einer Tabelle. Endlich will man dort zwey handschriftliche Urkunden über die Art Taubstumme zu unterrichten haben, die aus dem 16. Hundertjahre seyn sollen. Also erst seit 200 Jahren fieng man an, sich auch der unglücklichen Taubstummen anzunehmen; und freuen muß es den Freund des Guten und der Menschenbeglückung, freuen muß es Euch Ihr Edlen, beigetragen zu haben, Menschenelend zu mindern, und freuen muß es die bemitleidenswerthen Taubstummen, daß, mit Ausnahme nur noch sehr weniger Staaten in Europa, in allen übrigen sich doch wenigstens eine Lehr- und Erziehungsanstalt für Taubstumme findet. Oesterreich, wo so gern das Gute, Nützliche und Schöne feste, ausdauernde Wurzel schlägt und zum schönsten Fruchtbaume gedeihet, hat 4 Anstalten für unglückliche Taubstumme: eine zu Wien seit 1779, eine zu Prag seit 1786, eine in Ungarn zu Waisen seit 1802 und die neueste zu Linz seit 1812. Vergleichet man aber die früheste Art, Taubstumme zu bilden mit der spätern, besonders mit der heutigen: so wird man finden, daß man die bedeutenden Fortschritte in diesem Zweige der Pädagogik nicht verkenne. Man hat es dahin gebracht, die Gefühle des Taubstummen zu vermenschlichen; er kennt die Religion Jesu und handelt mit Besonnenheit darnach; er wird mit dem richtigen Gebrauche der Natur- und Kunstprodukte, so weit es seine Bestimmung fordert, bekannt; er spricht deutlich und verständlich; schreibet richtig und schön, liest und kann über das Gelesene verständig Rede und Antwort geben; rechnet richtig, so wohl auf der Tafel als im Kopfe, kurz, man hat ihn im vollen Sinne des Wortes zum Menschen gemacht, und bei seinem Austritte aus dem Institute in den Stand gesetzt, ein nützliches und brauchbares Glied der Gesellschaft zu werden. Jeder, der damit den rohen sich selbst überlassen gebliebenen Taubstummen vergleicht, wird gestehen müssen: wahrlich hier ist sehr viel geleistet! Und doch muß ich mit Überzeugung sagen: ein solcher Entstummter ist zwar durch diese erhaltene wichtige Vorzüge bedeutend veredelt worden, aber doch Das nicht, was er seyn könnte, seyn sollte. Der Entstummte tritt aus dem Institute, wird entweder Handwerker oder Künstler, oder Beamter *); er wird ein Mitglied der Gesellschaft, wo er das Seine zum allgemeinen und besondern Besten beizutragen verpflichtet ist; er soll seine Kenntnisse erweitern, d. h. sich fortbilden; er soll Geistesverkehr u. s. w. treiben. Der Entstummte höret aber nicht, folglich hat er kein Mittel den Sinn der Gegenrede zu erkennen, wie wird er Rede wechseln. — Redewechsel, dünket mich, ist eine Hauptbedingung zur Erweiterung und Berichtigung unsrer Erkenntnisse — wie wird er seine Gesellschaftspflichten erfüllen, und seine Fortbildung bezwecken? Wollte man auch sagen, es ist schriftlicher Redewechsel da. Gut. Aber wer hat immer Schreibmaterialien bei sich. Wer ist immer so gütig die Mühe des schriftlichen Redewechsels auf sich zu nehmen? Wer hat die Zeit und Geduld dazu? Und zu dem ist schriftlicher Redewechsel nur mit dem gebildeteren Theil der Menschen zu pflegen, gerade mit jenem, mit dem der Entstummte wenig oder gar nicht umzugehen Gelegenheit haben wird. „Er bediene sich der Geberdensprache und des Handalphabets.“ Alles recht. Aber Geberdensprache ist schon deswegen nicht geschickt seine Gesellschaftsbestimmung und seine Fortbildung zu bezwecken, weil in der ganzen Geberdensprache nichts vorkommet, welches mit dem mündlichen Ausdrucke unsrer Begriffe eine Aehnlichkeit hätte. Und wer wird sich die Mühe nehmen, diese Sprache zu lernen, wovon der Nutzen so einseitig und selten ist? Eben dieses gilt auch von dem Handalphabet. Welche Hindernisse hat ein Entstummter zu überwinden, wenn er sich so weit wie die oben in der Anmerkung Genannten, erheben will! —

Aus allen diesen Gründen muß der Freund der Taubstummen wünschen, daß ihm, nebst den gewöhnlichen Gegenständen noch etwas gelehret werde, welches diese Lücke ausfüllt. Dieses noch zu Lehrende ist die Kunst, aus den Bewegungen der Sprachglieder den Sinn nicht gehörter Worte zu erkennen und zu verstehen, oder kurz, die Lippensprache. Ich sollte nun den Beweis führen, daß dem Entstummten die Lippensprache gelehret werden könne; ich sollte die Lehrmittel für diese Sprache mittheilen; ich sollte endlich beweisen, daß sie die oben gerügte Lücke glücklich ausfüllen werde; aber ich darf hoffen, daß man mir dieses erläßt, wenn ich erinnere, daß man nur das Auge, welches bei Taubstummen äußerst scharfsehend ist, hier vornehmlich abzurichten brauchet; man wird mir glauben, wenn ich bemerke: leicht sind die Lehrmittel gefunden (denn der Entstummte weiset selbst darauf hin), und eben so leicht geregelt und ausgeübet; ohne Mühe wird jeder einsehen, daß der Entstummte durch diese Sprache mit jedem ohne Beschwerde Rede wechseln kann; daß er durch sie in die Klasse gewöhnlicher Menschen tritt, und so wie wir von jedem

*) Joseph Engel, ist ein geschickter Kupferstecher, und befindet sich itzt, nachdem er Italien durchreiset, in London. Daniel Scholz, hat voriges Jahr für eine Preiszeichnung von der Prager Akademie der zeichnenden Künste den goldenen auswärtigen Preis erhalten. Gabriel Krämer ist k. k. Gubernial-Kanzellist. Joseph Weber ist Gastwirth in Karlsbad; lauter gewesene Zöglinge des böhmischen Taubstummeninstituts.

lernet; dem gemäß seine Gesellschaftspflichten vollkommen ohne viele Umwege erfüllen, und seine Fortbildung ganz leicht erreichen kann. Wem dieses nicht genügen sollte, den lade ich ein, ins Institut zu kommen, wo ich ihn bei unsern Zöglingen durch die That selbst zu überzeugen gedenke.

Prag am 8. November 1815.

F. W. Suba.

Interessante, historische Notiz.

Die Hebräer.

Das sonderbarste unter allen Völkern der Erde sind die Hebräer, eine Menschenart aus lauter entgegengesetzten Eigenschaften zusammengesetzt, zugleich voll religiösen Vertrauens und doch kleinmüthig, — stolz und kriechend, — überall zu Hause und überall fremd, — voll Anhänglichkeit an ihre Sitten und nachläßig in ihrer Bewahrung, — stets in Bewegung und doch träge; — ein Volk, das in der alten Welt die ältesten Religionsbegriffe am reinsten aufbewahrte, ohne ihnen treu zu bleiben; aus seiner Mitte den edelsten Lehrer der Menschheit erzeugte, ohne ihn zu hören; sich selbst zu allen Zeiten das auserwählte Volk des Herrn nannte — ohne es je in Wahrheit zu verdienen; ein Volk, welches, wenn gleich zerrissen, gemißhandelt, durch unsägliche Unglücksfälle gedemüthigt, doch auch bis diesen Tag im Vertrauen auf einen Messias lebt, der da kommen soll, um den Thron Davids über alle Thronen der Erde zu erhöhen; ein hartnäckiges, unruhiges, furchtsames und doch kecken, seinen Grundsätzen nach bis zur Vernichtung unduldsames Volk, eine Reliquie der Vorzeit mit europäischem Anstriche; eine seltsame Nationalität, ausgestempelt zu dem, was sie ist, durch den tiefen Eindruck, den Moses hinterließ, durch die wunderbarsten Schicksale und vielfache Bedrückungen. (von Dreesch.)

Correspondenz. Prag. Januar 1816.

1.

Beers moralische Schriften.

Sie haben zwar mit Recht in Nr. 40 Ihres Hesperus 1815 unsers würdigen Beer Ausgabe der mosaischen Schriften empfohlen. Aber eben so empfehlens- und nachahmenswerth ist wohl das Benehmen unsers erleuchteten Konsistoriums, welches folgendes Schreiben an Herrn Beer erließ:

An den Lehrer der Moral der israelitischen Gymnasial- und Hauptschuljugend, Herrn Peter Beer.

So wie man die Nützlichkeit des von Denselben unter dem Titel: Die mosaischen Schriften ꝛc. verfaßten Werkes, hierorts nicht verkennt, so nimmt man keinen Anstand, dasselbe der unterstehenden Geistlichkeit durch die erzbischöflichen Kreisdechante bekannt zu machen, und dessen Gebrauch zu empfehlen, wo auch Denselben von dießfälliger Konsistorialentschließung hiemit die Nachricht gegeben wird.

Prag aus der erzbischöfl. Kanzley den 8. Juny 1815.

Franz Xaver Hain,
Präl. Domarchidiakon, Generalvikär und Offizial.
Freyherr von Bretfeld, Kanzler.

2.

Ludwig XVIII.

Wien. Januar. 1816.

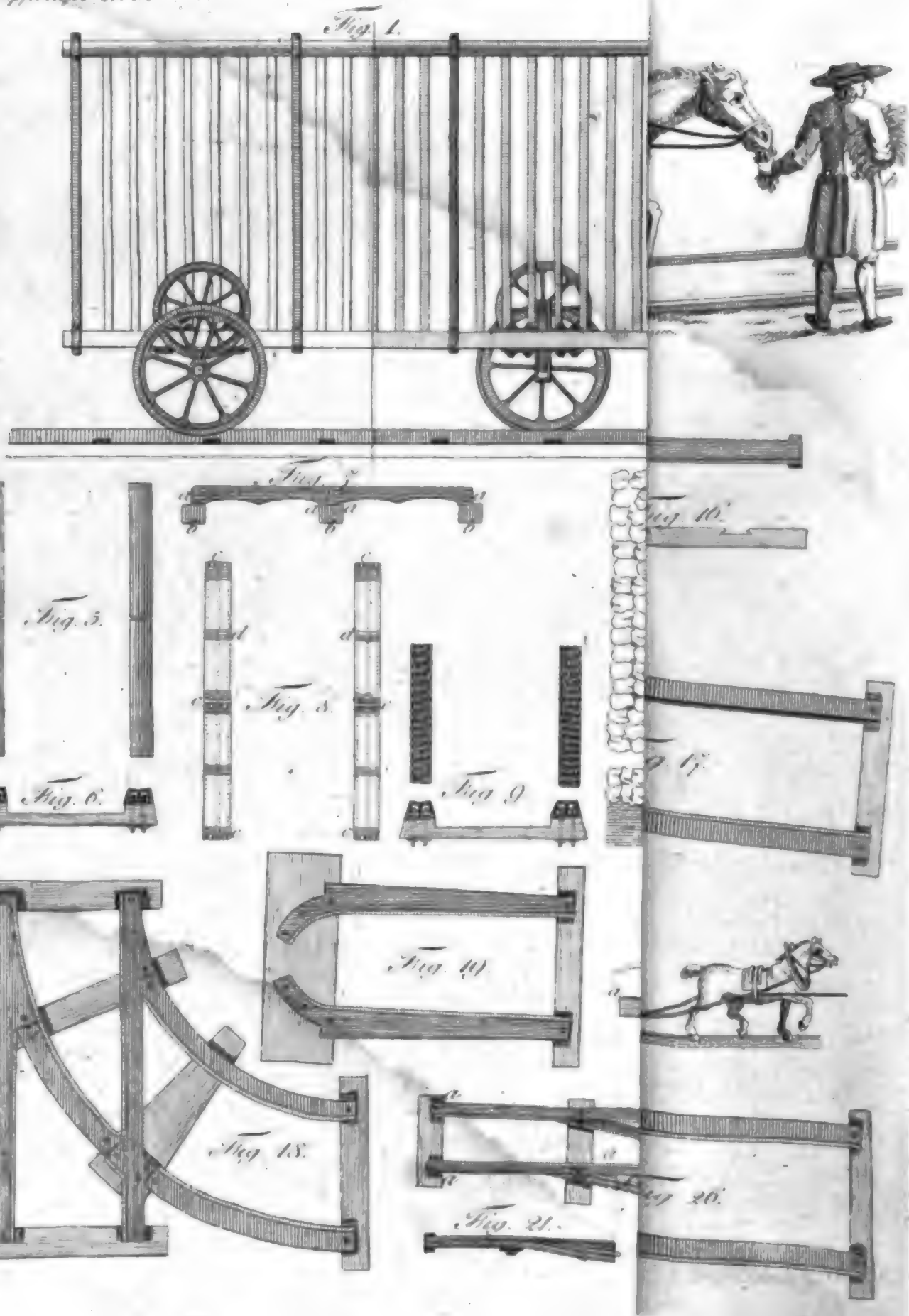
Unter dem Titel: Ludwig XVIII. König in Frankreich. Eine historische Darstellung seines Lebens und Wirkens. Nach gedruckten Materialien und chronologisch gerichtet von Flammenstern. Mit Ludwigs XVIII. Portraitfigur im Galla-Costüme — erschien hier diese Brochüre bei Georg Holzinger, welche auf wenigen Blättern einen, Zeitungslesern gewiß willkommenen biographischen Umriß von einem Monarchen liefert, der gegenwärtig so oft die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Hier zur Probe ein Zug:

Als ihm in Warschau 1803 Bonaparte durch einen Emissär Anträge zu Entsagung der Ansprüche auf den Thron Frankreichs machen ließ, antwortete er ihm:

„Ich verwechsle Herrn Buonaparte nicht mit seinen Vorgängern; ich schätze seine Tapferkeit, seine militärischen Talente, und weiß ihm Dank für manches Gute, das er meinem Volke erzigt. Allein nie werde ich meine Rechte aufgeben, treu dem Range, in welchem ich geboren bin. Als Enkel des heiligen Ludwigs werde ich selbst in Ketten mich achten; als Nachfolger Franz's I. will ich wenigstens sagen können, wie er: Wir haben Alles verloren, nur die Ehre nicht."

Digitized by Google

Kupfertafel N°. 3.



Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 22. Mai.

Nützliche Anstalten und Vorschläge.

Real-Papier-Geld in Virginien anwendbar bei uns?

Der Geldmangel in Virginien, und die große Entfernung der Plantagen von den Provinzialstädten brachte diesen Freystaat, noch vor der Zeit seiner itzigen Unabhängigkeit von England, auf den Gedanken, sein Hauptprodukt, den Tabak, zu einem wirklichen Gelde zu gebrauchen; dieses ist in Virginien allgemein gangbar und eben so wie Gold und Silber beliebt. Der Bürger bezahlt damit seine Abgaben an den Staat, der Staat bestreitet damit jede seiner Ausgaben, seine Beamten werden mittelst einer bestimmten Zentnerzahl Tabaks solarirt, der Soldat erhält damit seine Löhnung, der Verkäufer jeder andern Waare fordert für dieselbe gewisse Pfund Tabak, und so geschehen endlich aller Handel und jede Bezahlung an Gewerbsleute in diesem Gelde.

Wie sehr diese Einrichtung den Handel, besonders in diesem Artikel, befördere, den Pflanzer in Bezahlung seiner Abgaben erleichtere, und zugleich zum immer größern Anbau dieser Pflanze aufmuntere, kann sich jeder leicht vorstellen, indem der auf diesen Artikel Spekulirende nur nöthig hat, irgend eine andere Waare zu verkaufen, und dafür Tabaksgeld zu erhalten, für welches er alsdann, ohne selbst Magazin zu haben, ganze Schiffsladungen desselben an den europäischen Kaufmann aus seinem Portefeuille abgeben kann, welcher solches bei den Magazinen vorzeigt, und sich dafür die bestimmte Zentnerzahl Tabak à vista ausliefern läßt. Der von den Magazinen weit entfernt wohnende Pflänzer wählt sich die Zeit, wo er nichts zu thun hat, um sein jährliches Erzeugniß in diesem Artikel in die Magazine zu bringen, erhält dafür soviel Tabaksgeld, als er wirkliche Pfunde dahin einliefert, und braucht solches Geld alsdann, um seine Abgaben an den Staat zu bezahlen, und mit dem Rest seine andere Bedürfnisse zu bestreiten, ohne sich um dessen fernern Absatz zu bekümmern.

Da der Staat den in seine Magazine eingelieferten Tabak gleich ihm geliehenen Kapitalien ansieht, welche er sogleich, ohne jedoch Zinsen davon zu bezahlen, zu seinem Vortheil benutzen kann, und also denselben wie einen in einer Bank unverzinslich niedergelegten Fond an Geld, betrachtet, so kann dieses für ein Benefice für die Uibernahme dieser Waare gelten; außerdem, daß der, welcher auf diese Art seine Waare in die Hände des Staats niederlegt, ein Geringes für die Magazinkösten bezahlt.

Diese Einrichtung nützet dem Handel besonders noch dadurch, daß solche gleichsam das wirkliche Geld, als die Seele des Handels vermehrt.

Die Anwendung dieser Einrichtung zum Vortheil des europäischen Landmannes, und zur Beförderung des Fruchthandels ist leicht zu machen; wenn man nämlich in den Staaten Europa's ein gleiches Geld, unter dem Namen Fruchtgeld einführte, der Bauer aber, um solches zu erhalten, seine Früchte in die Staatsmagazine lie-

ferte. Verwandelte man die Geldabgabe des europäischen Landmanns von seinen Grundstücken in Abgaben von Waizen, Korn, Gerste, Spelz, Haser ꝛc., und ließe ihn seine Früchte in die an mehreren Orten zu errichtenden Staatsmagazine, zu jeder ihm beliebigen Zeit, liefern, für welche Lieferung er Fruchtscheine erhielte, welche, so wie in Virginien die Tabaksscheine, als Geld in allen Geschäften, jedoch nach den jede Woche bekannt zu machenden Preisen zirkulirten, so würde er im Stande seyn, mittelst derselben, gleich nach Martini für ein ganzes Jahr zum Voraus, weit leichter als jetzt monatlich ein Zwölftel in Geld, zu entrichten.

Der Einnehmer der herrschaftlichen Abgaben erhube auf diese Art die Staatsgefälle, ohne das Naturale selbst zu empfangen; er verrechnete die erhaltenen Fruchtscheine zur Generalkasse, welche solche wieder wie baares Geld ausgiebt, oder nach Willkühr gegen baares Geld an die Fruchtspekulanten verwechselt. Der Bauer würde durch die erhaltenen Fruchtscheine in den Stand gesetzt, seine Bedürfnisse zu bestreiten, oder sich für dieselbe, statt seine Früchte auf den Markt zu führen, von den Fruchthändlern, oder von den zum Auswechseln dieser Scheine sich gewiß bildenden Komptoirs, wirkliches Geld zu jeder Zeit zu verschaffen; derselbe würde dadurch nicht allein viele Zeit für seine andere Arbeiten gewinnen, sondern ersparte auch das kostspielige Fahren nach einem Markte, wo er öfters gezwungen wird seine Früchte für jeden ihm gebotenen Preis abzugeben, oder sich von Fruchtmäcklern auf andere Art übervortheilen zu lassen. Im Falle der Noth, oder wenn ihm die Preise zu wohlfeil scheinen, könnte er seine in Händen habende Fruchtscheine, an Verpfändungsanstalten abgeben, und sich dadurch Geld verschaffen, um Preise abwarten zu können.

Die Spekulazion an den Fruchthandel würde dadurch sehr erleichtert, weil jeder mehrere tausend Metzen Früchte in seinem Portefeuille tragen, und also ohne viele Mühe und ohne den schimpflichen Namen eines Kornwuchrers sich zuzuziehen, welcher allein viele von diesem Handel abhält, spekuliren könnte. Der Staat verschaffte sich den Absatz seiner ihm eingehenden Früchte dadurch, daß er seine Beamten zum größten Theil mit diesem Geld solarirte; diese hätten aber den augenscheinlichen Vortheil, daß dadurch ihr Gehalt mit dem Preise der nöthigsten Lebensbedürfnisse mehr gleich gesetzt würde, ohne daß sie die Beschwerde hätten das Naturale selbst beziehen zu müssen.

Diese Einrichtung zeigte zugleich die Möglichkeit, den Gedanken der ersten Gesetzgebung Frankreichs zu Anfang der Revolution, alle Staatsdiener mit Weizen zu solariren, im strengsten Sinne ausführen zu können. Da es übrigens keiner Schwierigkeit unterworfen ist, die Einrichtung der Administration der Magazine so zu treffen, daß der Staat bei Übernahme der bei ihm ausgeschüttet werdenden Früchte keinen Nachtheil habe, so will ich darüber nichts, sondern nur so viel bemerken, daß, um den möglichsten Abgang an den ausgeschütteten Früchten zu vermeiden, solche nicht gemessen, sondern gewogen werden, wobei zu bestimmen wäre, daß sie von vorzüglicher Qualität und ganz rein seyn müssen, um als Magazingut zu gelten. Doch könnten mehrere Klassen der Qualität angenommen, und die Qualität selbst auf das dargegen abzugebende Fruchtgeld bemerkt werden, wornach alsdann dieses Geld kursirte, und die Magazine die Auslieferung zu bewerkstelligen hätten. Das Wiegen der Früchte selbst bewirket, daß im Preise derselben kein großer Unterschied obwalten könnte. Daß die ältesten Früchte immer zuerst abgegeben werden müssen, wird eben so wenig einer Erinnerung bedürfen, als daß die Scheine au porteur zahlbar ausgestellt werden müssen. Dem obersten Verwalter eines solchen Magazins würden für mehrere 100,000 Pfund Fruchtscheine aller Gattungen von Früchten zum Ausgeben bei den Auslieferungen zugestellt, und diese müßten sich bei einem Magazinssturze entweder in seiner Kasse, oder statt derselben die Früchte in seinen Magazinen befinden. Zur Erleichterung des jedes Jahr wenigstens einmal vorzunehmenden Magazinsturzes aber müßten die Früchte in Fächern von einem be-

stimmten kubischen Gehalt verwahrt, diese alsdann nur gezählet, und nach demselben der ungefähre Vorrath an Früchten bemessen werden.

Da vorzusehen ist, daß jeder Landmann alle seine als Magazinsgut anerkannte Früchte in solche Magazine einliefern, und die darüber zu erhaltenden Scheine als Fruchtgeld nach den von der Magazinverwaltung jede Woche bekannt zu machenden Fruchtpreisen, abgeben würde, so setzten diese Magazine den Staat selbst in den Stand, den Fruchtpreis zu modifiziren, denselben zum Nachtheil des Landmanns nicht zu tief fallen, oder zum Nachtheil der andern Einwohner nicht zu hoch steigen zu lassen, und jeder hervorstehenden Theuerung durch Abgabe der ihm selbst zustehenden Früchte sogleich gebieten zu können.

Vaterlandskunde.

Versuch einer historischen, topographischen und ökonomischen Beschreibung der königlich-herzoglichen Herrschaft Bellye;

(Fortsetzung von Nr. 11.)

Topographische Beschreibung der Herrschaft Bellye.

Von der eben gegebnen gedrängten historischen Uibersicht, wende ich mich zu der topographischen Beschreibung dieser Herrschaft. Um dabei unnütze Wiederholungen zu vermeiden, übergehe ich die gleich im Anfange dieser Blätter angeführte Größe, Länge, Gränzen dieser Herrschaft, und schreite sogleich zu Bemerkungen über

Lage, Klima, — natürliche Beschaffenheit des Bodens.

Da beinahe mitten durch die Herrschaft eine Gebirgskette läuft, so erhält im Ganzen genommen ihre Oberfläche eine doppelte Obdachung, die eine Fläche neigt sich nördlich, die andere südlich.

Der Zusammenfluß zweyer so großen Flüsse, als die Drau und Donau, die vielen Sümpfe und Moräste, an einem Theile der Gränzen dieser Herrschaft die häufigen länger anhaltenden Uiberschwemmungen beweisen hinlänglich die tiefe Lage. Die starken sumpfigen Ausdünstungen müssen nothwendig die Luft mit allerley Theilen schwängern, welche auf die Gesundheit der Menschen, besonders jener, welche nicht von Jugend auf daran gewohnt sind, nicht sehr vortheilhaft wirken. Zum Glück giebt es weit mehrere Oerter, welche die reinste gesündeste Luft genießen, z. B. Nyarad, Satorißye, Villany, Monostor, Mitoar. Jenen widrigen atmosphärischen Einflüssen sind daher nur einige, und zwar einige südliche Theile der Herrschaft ausgesetzt, jene, welche über die Gebirge am rechten Ufer der Karaschißa gegen den Essegger Potter liegen, auf dieser südlichen Seite giebt es der Sümpfe mehrere, weil sie dem Austritte der Flüsse mehr ausgesetzt sind. Sie werden aber auch immer mehr vermindert, und da das Wasser dort sehr gesund ist, so trifft man unter den Eingebornen sehr viele alte Menschen an, so wie überhaupt die Sterblichkeit auf der ganzen Herrschaft sehr gering ist. Im Ganzen ist besonders im Frühjahr und Herbste das Klima feuchter, doch wegen seiner südlichen Lage im Sommer sehr warm, eben deßwegen aber auch für den Wein und Kukurutzbau sehr geeignet. Die vielen wässerigen Ausdünstungen stören besonders im Herbste und Frühjahre das Gleichgewicht der Luft, daher herrschen in dieser Gegend, so wie überhaupt in manchen Theilen Ungarns öfters heftige Winde.

Der Boden ist auf dem bei weitem größten Theile der Herrschaft sehr gut; die Fruchtbarkeit der Scholle bewährt sich durch den geilen Wuchs aller Pflanzen, besonders der wildwachsenden; Bäume, — Sträucher wachsen viel schneller, üppiger, als es in den obern Gegenden Ungarns der Fall ist; die Wälder erhalten in einer kürzern Zeit den Grad ihrer schlagbaren Vollkommenheit. Wenn der Landmann demnach über häufige Mißjahre klagt, so liegt der Grund weniger in Güte der Scholle, als in ökonomischen Behandlungs-

fehlern; wovon bei der ökonomischen Beschreibung noch ausführlicher geredet werden soll. Merkwürdig sind für diese Gegend die schnellen Witterungsveränderungen; einem beinahe unerträglich heißen Tage folgt oft eine kühle, zuweilen kalte Nacht; es beginnt der schönste, heiterste Tag, und ehe noch der Mittag herankömmt, herrscht eine stürmische nasse Witterung, und überrascht den Reisenden, so wie den thätigen Oekonomen wider alle seine Erwartung.

Größe.

Ihrer Größe nach gehört Bellye unter die größten ungarischen Herrschaften, indem sie einen Flächenraum von 15 □ Meilen einnimmt; in Böhmen, Mähren, Oesterreich, wird man kaum eine, oder die andere Herrschaft von solcher Ausdehnung finden. Die Bedeutenheit ihres Flächenraums im Verhältnisse zu vielen andern Herrschaften geht auch daraus hervor, daß sie den sechsten Theil des großen Baranyer Komitats ausmacht.

Gränzen.

Eben so wie bei ganzen Ländern ist es freylich auch für den Eigenthümer einer Herrschaft sehr erwünscht, aus mancherlei Rücksichten die Gränzen seiner Besitzungen wohl arondiert zu sehen; allein oft muß man gegen seinen Wunsch dem Eigenthumsrechte und andern relativen Umständen nachgeben; so ist es auch bei der Herrschaft Bellye. Die nördliche und westliche Seite bildet eine sehr irreguläre Linie. Während bei Keskend eine Spitze der Dardaer Herrschaft in die Bellyer hineinragt, geht wieder bei Honye und Habonya, das Bellyer Territorium in die Dardaer Herrschaft hinein, mehrerer größern und kleinern anderen Ausbügen nicht zu gedenken. Ivany und Besebek liegen ganz im Bellyer Hotter, und gehören doch zu der westlich angränzenden Herrschaft Darda. Sonst war auch Benge unter dieser Zahl; Se. königl. Hoheit der Herzog Albert haben aber dasselbe im Jahre 1797 um einen Kaufpreis von 41,000 fl. an sich gebracht. Eben so unangenehm ist es, daß das schöne und gute Villanyer Weingebirge, so wie Sz. Marton getrennt von der Herrschaft liegen, und von fremdem Grund und Boden umgeben sind.

Eine natürliche Gränze hat diese Herrschaft gegen Süden an der Drau, und gegen Osten an der Donau, die beide sie hier in schlangenförmigen Windungen begränzen, so daß die Mitte eines jeden dieser beiden Flüsse die eigentliche Gränze bildet.

Da die Benennungen der einzelnen Umgebungen zur besseren Orientirung oben angegeben worden sind, so beziehe ich mich darauf zur Vermeidung einer überflüssigen Wiederholung. Nur soviel verdient noch bemerkt zu werden, daß sich diese Herrschaft in der Nähe des so berühmten Franzenskanals *) befindet, der während der Regierung unsers glorreichen erhabenen Monarchen von einer eigends gebildeten Societät erbaut, und in mehrerer Hinsicht, besonders für Fruchthandel, wohlthätig geworden ist. Dieser Franzenskanal verbindet die Theiß mit der Donau, und fließt an der östlichen Seite der Herrschaft Bellye, dem Restaurationswalde Kalandos gegenüber in die Donau. Da ferner diese Herrschaft gegen Süden mit Essegg in Slavonien gränzt, so wird hier bloß bemerket, daß die Bellyer Herrschaft ihre Gränze bis in die Mitte der Drau ausdehnt, und selbst in dem Kronenwerke dieser Festung diesseits der Drau ein Wirthshaus besitzt, welches aber in dem gegenwärtigen Augenblicke aus dem Grunde keinen Werth hat, weil in dem Kronenwerke Pulvervorräthe aufbewahrt werden, welcher Umstand jeden Zugang zu diesem Wirthshause verbietet.

Berge — Thäler.

Große hohe Gebirge besitzt die Herrschaft keine; die auf der Herrschaft befindlichen wenigen Berge werden kaum 200 Klafter über die Donau erhoben seyn, was schon daraus hervorgeht, daß

*) Man sehe Hesperus Nr. 9.

sie alle zum Weinbau geeignet sind. Der vorzüglichste darunter ist jener bei Villany, von fremdem Territorio umgeben, auf welchem der berühmte rothe Villanyer Wein wächst, der dem Burgunder gleichgeschätzt, ja denselben noch übertreffen wird; er wird bereits in Wien als sehr gesund geschätzt und gesucht, er hat die vorzügliche Eigenschaft, was wenige ungarische Weine haben, daß er sich wässern läßt; man macht daraus auch einen Ausbruch, der äußerst schätzbar ist. Die Herrschaft selbst besitzet dort außer dem Zehend 65 Joch des besten Weingebirges in einem Körper, welcher aber erst durch den damaligen O. R. seit ein paar Jahren in eine bessere Kultur gesetzt, und bald eine starke Ausbeute des besten Weins liefern wird.

Auf diesem Villanyer Gebirge gräbt man auch Kalkbausteine und Marmor. Ferner gehören zu den Bergen der Herrschaft die Szabarer Anhöhen, welche das entlegene, und von der Herrschaft nördlich getrennte Dorf Szabar umgeben; daselbst wird ein guter weißer Wein gebaut, zugleich werden auf einer dieser Anhöhen Steine gegraben, die in die Klasse der Horn- oder Flintensteine gehören, sich aber wegen ihrer Härte nicht leicht genug bearbeiten lassen, übrigens liefern die Anhöhen gute Bausteine.

Von den Morästen aus lauft endlich längst dem Karaschitzakanal noch eine Bergkette bis Battina an die Donau, und theilet diese Herrschaft gewissermaßen in zwey gleiche Theile, nämlich in den nördlichen und südlichen. Dieß in der Herrschaft liegende Mittelgebirge erhält seine theilweise Benennung von denen an seinem nördlichen Fuße längst der Karaschitza gelegenen Oertern, obschon der Berg oft eine halbe Stunde davon entfernt ist. Auf der von dem herrschaftlichen Ingenieur Nagy verfertigten genauen Karte bezeichnet diese Bergkette die Aufschrift: Promontoria in jugo montium a Monostor usque ad Battina concatenatorum. Die Höhe dieser Bergkette ist ebenfalls nicht bedeutend; auch auf ihr wächst in einigen Gegenden ein guter Wein, und besonders bei Monostor. Wo diese Bergkette ihren Anfang nimmt, ist das Gebirge etwas flach, breit, und gewährt gegen Norden, Westen und Süden eine schöne Aussicht; man übersieht von diesem Punkte in einer der gesundesten Lagen beinahe $^{2}/_{3}$ Theile der Herrschaft. Gegen Osten ist die Aussicht wegen der fortlaufenden Bergketten beschränkt. Auf der Anhöhe bei Monostor wächst auf der nördlichen Seite ein für diese Gegend mittelmäßiger Wein; auf der südlichen Seite ist er um vieles besser. Da der Bergrücken etwas breit ist, so trift man daselbst auch einige Vertiefungen an, die mit Obstbäumen bepflanzt sind. Von gleicher Eigenschaft läuft nun das Gebirge bis gegen Baan, wo die südlich gelegene Seite ebenfalls einen bessern Wein liefert, als bei Monostor. Gegen die Kisfaluder und Bodolyer Seite gehen mehrere Rocheln, oder sogenannte Vertiefungen herab, durch welche das Wasser bei heftigem Regen herabstürzt, und viele Erdtheile mit sich fortreißt. In dem Kisfaluder Bergtheile kömmt man auf ein hübsches Thal, das den Namen Studenotza oder Kallugyer Thal führt. Hier befinden sich auf einer etwas getrennten Anhöhe noch Ruderа von einem Kloster, und in der Nähe ein Kirchhof, wohin sich auch noch heut zu Tage die alten Razen von Kisfalud begraben lassen. Man erzählt sich, daß das Kloster einst von Räubern ganz ausgeplündert, und seit dieser Zeit unbewohnt geblieben, und endlich von dem Zahne der Zeit zerstört worden sey. Unterdessen mögen wohl vielmehr die häufigen verwüstenden türkischen Einfälle dazu beigetragen haben; hier ist auch eine Quelle, welche das Kloster mit Wasser versah, man hält dasselbe für das beste der Herrschaft. Auf der südlichen Seite des Gebirgs, vis-a-vis von Roe Sepse, wachsen ebenfalls Weine, die der Güte des Villanyer Weines nicht viel nachgeben. Von Esibogad über Marrok und Darras bis Battina läuft das Gebirg etwas seitwärts, hier nimmt aber die Güte des Weines so sehr ab, daß der in der Nähe von Battina erzeugte wohl in die 3te Klasse gehört, demungeachtet aber noch immer ein guter Wein

genannt werden kann. Dieß ganze Mittelgebirg wird mit Wein, Obſt, und nur gegen Darras zu einem kleinen Theile mit Getreide bebauet. Es iſt ohne einen Steinbruch, bloß bei Monoſtor kömmt man in der Tiefe auf Sandſteine, und etwas Schutter.

(Fortſetzung folgt.)

Technologie und Mathematik.

Neueſte Verhandlungen über das Frachtweſen, Fuhrwerke und Straßen, insbeſondere Eiſenbahnen, und Schifffahrtskanäle.

(Fortſetzung von Nr. 21.)

Die dritte Art des Widerſtandes machen die Steine und Vertiefungen. Selbſt auf dem feſten Steinpflaſter verlieren die Wägen durch das Anſtoßen der Räder an Steine einen Theil von ihrer Bewegung, der von der Zugkraft wieder erſetzt werden muß. An jedem Stein oder in jeder Vertiefung zwiſchen zwey Steinen auf Steinpflaſter, erfährt der Wagen einen Stoß und eine merkliche Erſchütterung. Das Raſſeln und Poltern der Wägen auf den Gaſſen und Straßen, giebt dem Gehör ſehr merklich zu erkennen, welche bedeutende Kraft zur fortwährenden Unterhaltung dieſes Getöſes erforderlich ſeyn müſſe. Aus den Unterſuchungen über dieſen Umſtand ergiebt ſich:

1) Daß die Zugkraft der Laſt des beladenen Wagens proportionell iſt; daß deßhalb bekanntermaßen ſchwere Wägen mehr Zugkraft fordern als leichte.

2) Daß dieſe Zugkraft dem Quadrate der Geſchwindigkeit, mit welcher gefahren wird, proportionell iſt; deßhalb fordert eine doppelte Geſchwindigkeit auf derſelben Straße und für dieſelbe Laſt eine vierfache Kraft u. ſ. w. Es iſt alſo zuträglicher auf gepflaſterten Straßen langſam zu fahren, und dafür ſchwerer zu laden, als mit kleinern Ladungen ſchneller zu fahren.

3) Die Zugkraft wird größer, wenn die Entfernung von einem Steine zum andern ſehr kurz iſt, folglich wenn auf einer gegebenen Länge des Weges viele Steine vorkommen.

4) Endlich wird die Zugkraft auch durch ein großes Verhältniß der Breite der Vertiefungen zum Halbmeſſer des Rades vermehrt. Deßhalb ſind einige große oder tiefe Löcher in der Straße für die Zugkraft nachtheiliger als etliche kleine, und man fährt überhaupt über dieſelben keine mit großen Rädern leichter als mit kleinen.

Dieſe Sätze gelten nicht nur für ein feſtes Steinpflaſter, ſondern auch für einzelne frey liegende Steine, welche den Rädern in den Weg kommen und einen Stoß verurſachen.

Unbedeutende Höhen und Tiefen, welche keinen Stoß verurſachen, ſondern in Geſtalt einer geſtreckten Schlangenlinie ſanft an- und ablaufen, ſind für die Zugkraft weder zum Nachtheil noch zum Vortheil.

Der Zug über einen ſolchen Abhang iſt nämlich um eben ſo viel leichter als er bei dem Anſteigen ſchwerer iſt. Auch bei flachrunden Steinen findet daſſelbe ſtatt, indem die Schwerkraft der Bewegung über eine abhängende runde Oberfläche dem Wagen eben ſo viel Geſchwindigkeit giebt, als ſie beim Anſteigen über eine gleiche Höhe wieder entzieht. Und weil ferner die Kraft der Zugthiere durch kein ſo genau beſtimmtes Maß beſchränket wird, wie die Zugkraft eines Gewichtes, ſondern auf eine kurze Zeit ein wenig mehr angeſtrengt werden kann, wenn hierauf wieder eine eben ſo große Erleichterung folgt, ſo wird durch dieſe Abwechslung weder das Kraftvermögen der Thiere noch die gleichförmige Bewegung des Wagens merklich verändert.

Die vierte Art des Widerſtandes entſteht aus der Beſpannung oder der Richtung der Zugſtränge und durch die Ungleichheit der Räder. In dem Falle, daß die Laſt des Wagens auf alle Räder gleich vertheilt iſt, (welches bisher angenommen wurde) und auch alle Räder gleich groß ſind, ſo iſt dieſer Umſtand von keinem beſondern Einfluße. Aber bei den meiſten Wagen, insbeſondere bei unſern Stadtwägen findet dieſer Fall aus der Urſache nicht ſtatt, weil zum Umkehren in den Gaſſen und auf ſchmalen Straßen nöthig iſt, daß die vordern Räder unter dem Wagen durchgehen, ſonach kleiner ſeyn müſſen als die hintern Räder. Alle Wägen werden überdieß ſo beſpannt, daß die Richtung der Zugkraft nicht durch den Schwerpunkt des Wagens, ſondern unterhalb deſſelben durchgeht. Dieſer exzentriſche Angriff der Zugkraft hat zur Folge, daß der Frachtwagen nebſt ſeiner fortlaufenden Bewegung ſich noch um ſeinen Schwerpunkt würde drehen müſſen, wenn dieſe Bewegung nicht von der Straße gehindert würde. Hierdurch entſteht ein ungleicher Druck auf die Räder, wovon die Folgen nothwendig innerhalb folgende drey Fälle fallen müſſen.

1) Die vordern und hintern Räder sammt ihren Axen sind einander gleich, und es wird in diesem Falle ein Theil der Last von den vordern Rädern abgenommen und auf die hintern gelegt.

2) Die hintern Räder sind größer, und sollen auch eine größere Last tragen als die vordern, weshalb auch die hintern Axen verhältnißmäßig stärker seyn müssen.

3) Die Ladung, oder der Schwerpunkt des Wagens werde so weit zurückgesetzt, daß die vordern Räder gar nichts und die hintern die ganze Last zu tragen haben.

Für alle diese Fälle bestimmt Herr Ritter von Gerstner die Größe des dadurch entstehenden Widerstandes, sehr annähernd der Erfahrung, durch eine einfache Gleichung, welche ohne erheblichen Fehler, für die folgenden Berechnungen gebraucht werden kann.

Die fünfte Art des Widerstandes entsteht von der schiefen Fläche der Berge, wohin auch die tiefen Gruben in der Straße gerechnet werden können. Eine zu steile Straße erfordert zu viele Vorspannspferde, und auf einer durch große Umwege zu flach gelegten Straße wird zu viele Zeit verloren, wovon beides den Frachtkosten zur Last fällt. Die Untersuchung dieser Umstände zeigt:

1) Daß die Zugkraft für die Last klein werde, wenn die Steigung des Berges, oder die Reibung, der Widerstand der Steine und der Geleise klein sind. Demnach werden die Frachtkosten sowohl auf ebenem Lande als über Gebirge vermindert durch ebene und feste Straßen, kleine Reibung und große Räder.

2) Daß die Zugkraft auch vermindert wird, wenn die Richtung des Zugs (die Zugstränge) nicht parallel zur Straße, sondern aufwärts gerichtet ist. Die Größe des Winkels der Zugstränge mit der Straße wird durch Erfahrung gefunden, wenn man auf Straßen bergab denjenigen Neigungswinkel beobachtet, auf welchen der Wagen anfängt, von selbst zu laufen, ohne gehalten oder gezogen zu werden, oder wenn man auf horizontalen Straßen die Kraft mißt, die zum Zuge des Wagens nöthig ist. Dasselbe Verhältniß, in welchem die Zugkraft zum Gewicht des geladenen Wagens befunden wird, muß auch für die Richtung der Zugstränge angewendet, folglich die Wage so tief unter der Brust der Zugthiere eingehängt werden, damit das Verhältniß der Höhe zur Grundlinie dem Verhältniß der Zugkraft zur Last des Wagens gleich werde. — Gewöhnlich rechnet man auf ein Pferd 10 bis 12 Zentner Ladung; wird hiezu für das Gewicht des Wagens noch der dritte oder vierte Theil dieser Ladung zugerechnet, so wäre das Verhältniß der Höhe zur Länge wie 1 : 15 oder 1 : 16.

Diese Rechnung zeigt überhaupt, daß kleine oder gar keine Räder und schlechte Straßen eine höhere Richtung der Zuglinie fordern als ebene und feste Straßen, große Räder, dünne abgedrehte und gutgeschmierte Axen; sie wird durch die Erfahrung bestätigt, und erklärt die Maßregel einiger schweren Fuhrleute, welche die Stange oder Deichsel ihrer Frachtwägen sowohl oberhalb mit einem Nagel, als unterhalb mit einem Hacken versehen lassen, und die Wage der Stangenpferde auf gutem Wege oberhalb in den Nagel, und auf schlechten Wegen beim Zuge aus Gruben unterhalb in den Hacken einhängen.

3) Daß die Zugkraft, welche erforderlich ist, auch nach Berücksichtigung dieses Umstandes, der Summe der verschiedenen Widerstände gleich bleibe.

An diese Betrachtungen knüpft der Hr. Verf. Betrachtungen über die Zugkräfte der Pferde und der Größe des Widerstandes, den die Wagen auf unsern Straßen erfahren, sowohl nach eignen als nach den Erfahrungen anderer.

Da bekanntlich die Zugkräfte derjenigen Thiere welche zum Ziehen der Lasten verwendet werden, auch selbst bei Thieren einer Art, z. B. Pferden, nicht stets gleich, sondern nach Maßgabe ihrer Leibesbeschaffenheit, ihres Alters, und der Gewohnheit zu ziehen sehr verschieden sind, so läßt sich zwar überhaupt kein bestimmtes Maß für diese Kraft angeben, indessen zu einem allgemeinen Gebrauche doch ein solches Maß finden, welches für die vorliegenden Fälle als gültig angenommen werden kann. — Bekanntlich haben alle Thiere die Eigenschaft gemein, daß sie weniger Kraft anwenden können, wenn sie sich und ihren Widerstand (ihre Last) mit einer größern Geschwindigkeit bewegen müssen; alle gehen langsam, wenn sie eine große Last zu tragen oder zu ziehen haben, Läufer und Wettrenner werden deshalb von aller Last entledigt. Bei Bestimmung der Pferdekraft, welche in unsern Gegenden am gewöhnlichsten zum Fortschaffen der Frachtwägen angewendet wird, muß deshalb nothwendig auch auf ihre Geschwindigkeit Rücksicht genommen, und zu einem allgemeinen Gebrauche nur ein solches Maß gewählet werden, welches unter mehreren Erfahrungen das Mittel hält. Hiezu giebt dem Herrn Verf. die Berechnung der Treibgöpel, mittelst welcher die Erze aus Bergschachten heraufgezogen werden, ein sehr verläßiges Mittel, weil diese Maschinen seit Jahrhunderten gewöhnlich unter Aufsicht der Bergämter vorläufig mit

eignen Pferden versucht, und dann an Pferdehalter in Akkord gegeben werden. Eine sehr große Anzahl solcher Erfahrungen, die der Herr R. von Gerstner mit Rücksicht auf Reibung, Gewicht und Unbiegsamkeit der Seile u. s. w. berechnet hat, gaben das übereinstimmende mittlere Resultat, daß von einem Pferde, wenn dasselbe in jeder Zeitsekunde 4 Fuß zurücklegt, 100 wiener Pfunde, wenn es aber nur 3 Fuß zurücklegt, 125 Pfunde senkrecht heraufgezogen werden. Und obgleich das weitere Gesetz, nach welchem die Zugkraft der Pferde bei größeren Geschwindigkeiten abnimmt, und bei kleinerer zunimmt, unbekannt ist, so könne doch bei solchen Geschwindigkeiten, welche zwischen diese Erfahrungen fallen, oder denselben sehr nahe kommen, unbedenklich angenommen werden:

1) Daß die Kraftvermehrung der Geschwindigkeitsverminderung proportionell sey; oder, daß für einen Fuß, um welchen die Geschwindigkeit vermindert wird, dem Kraftvermögen 25 Pfund über 100 Pf. wiener Gewicht zugesetzt werden können; und

2) Daß auf ebenen Straßen ohne den Widerstand des Steinpflasters, die vortheilhafteste Geschwindigkeit der Pferde 4 Fuß, wo aber viele Steine und Stöße auf der Straße vorkommen, dieselbe unter 4 Fuß sey, und es demnach nothwendig sey, die Frachtwagen auf steinigten Straßen langsamer zu führen, als auf ebenen Wegen.

Die Größe des Widerstandes, den die Wagen auf unsern Straßen erfahren, ergiebt sich theils aus der allgemeinen Erfahrung, daß die Frachtwägen von unsern Gebirgsstraßen dort anfangen von selbst herabzulaufen, ohne noch merklich in die Haltketten zu fallen, wo der Abhang oder das Gefälle 1 ½ bis 2 Zolle auf jede Klafter beträgt, und man auf unsern Straßen gewöhnlich 40 bis 50 Zentner Ladung für 4 Frachtwagenpferde berechnet, noch mehr aber aus den direkten Erfahrungen des Grafen Rumford, der bei seinen Versuchen über die Vortheile der Räder mit breiten Felgen, die erforderlichen Zugkräfte auf verschiedenen Straßen mittelst einer Federwage gemessen hat. Durch diese Erfahrungen erfahren wir mit der Rechnung des Herrn Ritter von Gerstner übereinstimmend:

1) Daß durch eine Verdoppelung der Radschienenbreite die Zugkraft um $^1/_{17}$ oder beiläufig um $^1/_3$ vermindert werde;

2) daß der Widerstand der Pflastersteine sehr nahe dem Quadrate der Geschwindigkeit proportionell sey; und

3) daß bei einer Geschwindigkeit von 4 Fuß in jeder Sekunde, für gewöhnliche Wagen mit 2 Zoll breiten Radschienen, die Zugkraft auf dem Pflaster beinahe zweimal größer als die Reibung an den Axen angeschlagen werden könne. Endlich

4) Daß der Widerstand auf Erde, Sand und lockerm Schutter sich im Schritt und im Trabe von gleicher Größe zeigt, folglich die Geschwindigkeit des Wagens hierauf keinen Einfluß habe, und nur nach Maßgabe der größern Lockerheit des Sandes, Schutters und tiefern Erdreichs, worin die Räder tiefere Geleise ziehen, 4 bis 12 Prozent von dem Gewichte der Ladung und des Wagens betragen könne.

Alle diese auf die zweckmäßigsten Erfahrungen gegründeten Resultate führen zu der Uiberzeugung:

Daß unsre Landfracht durch mechanische Verbesserungen des Wagens, breitere Radschienen, größere Räder u. d. gl. zwar noch einigermaßen befördert werden könne, daß aber Hauptverbesserungen nur durch Herstellung guter Straßen zu bewirken sind.

Zu dieser Uiberzeugung sind unstreitig die Engländer früher als andere Nazionen gelangt, indem sie sehr zweckmäßig die Wagengeleise mit eisernen Schienen belegt, die sogenannten Eisenbahnen schon längst bei sich eingeführt haben. Das Roheisen, woraus diese Schienen gegossen werden, kann nach Verhältniß der Erze und ihres Satzes auf den Hochöfen den härtesten Steinen gleich gemacht werden. Wirklich werden auf solchen Schienen sehr belastete Wagen, selbst Kanalschiffe sammt Ladung mit einer ansehnlich geringern Zugkraft geführet als auf gewöhnlichen Straßen, wo Erdschollene Schutter und Steine von den darüber fahrenden Wagen zerdrückt werden, den Zug hindern, und die Frachtkosten, vermehren.

(Fortsetzung folgt.)

Anfragen. Bierbrauerei.

1. Welches sind die Kennzeichen eines guten Bieres? und worauf beruht seine Stärke und Kraft?
2. Warum sind die Biere gegenwärtig nicht mehr so kräftig als sie sonst besonders in Böhmen in Ruf waren?
3. Wie erforscht man die Stärke des Biers und die Verhältnisse derselben in mehreren Bieren?
4. Ist die eigne Regie oder Verpachtung der Bierbrauerei besser?

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 23. Mai.

Zoologie.

Skizzen aus dem Leben der merkwürdigsten Hunde.

(Fortsetzung S. Nr. 10.)

Geschichte des misantropischen Hundes auf der Wieden, in Wien.

Als die Franzosen das letztemal (1809) Wien feindlich besuchten, ward auch ein Hund das Opfer der Gefühllosigkeit einiger feindlichen Soldaten, welche dieses Thier in den unterirdischen Hauptkanal bei der Hauptstraße, in der Gegend des Wirthshauses zum Rößl gegenüber von der Paulaner-Kirche warfen.

Seit dieser Zeit, nämlich über 6 Jahre, ist dieses Geschöpf ein Bewohner dieser unterirdischen Kloaken geblieben, und seine Nahrung besteht höchst wahrscheinlich aus Ratzen, und was die Ausgüße der heimlichen Gemächer sonst anlockendes und genießbares liefern mögen.

Das charakteristische freundlich gesellige, und einschmeichelnde Eigene dieser Thierart, hat sich in diesem Geschöpf ganz verändert, und wenn es auf seinen Wanderungen in diesen unterirdischen Gewölbern zufällig bei einer Gitteröffnung, (wodurch das Regenwasser in diese Kanäle rinnt) zu der Zeit vorbei läuft, wo eben Menschen vorüber gehen: so verläßt es in aller Geschwindigkeit diese Gegend, und flüchtet sich bellend in entferntere, einsamere und ruhigere Orte dieses Aufenthalts; welches man aus dem dumpfen, nach und nach unvernehmlicher werdenden Ton des Gebelles dieses Bewohners der Finsterniß, deutlich vernehmen kann.

Wenn man diesen Hund zuweilen bellen hört; so sammeln sich gewöhnlich gleich viele Menschen an jenen Oeffnungen, der Gitter aus Mitleiden gegen dieses arme Geschöpf, dessen Natur sich wahrscheinlich an seine jetzige Lebensart so sehr verwöhnt hat, daß nach der Analogie zu schließen, schwer eine Entwöhnung und die Rückkehr zur frühern Weise zu bewirken seyn dürfte.

Der Berichterstatter hatte nämlich vor 18 Jahren auch einen Hund, von der Race der englischen Terrier Dogs, welche unter dem Namen der Rattenfänger auch nun bei uns bekannt sind. — Dieser Hund gewöhnte sich nach und nach an den Aufenthalt in einer großen unterirdischen in einem finstern Gehölz gelegenen Grotte, (wo es Mäuse und Ratten gab), wurde Menschenscheu, und man hatte oft Mühe ihn während 6 — 8 Wochen einmal zu sehen; denn die Grotte hatte in ihren innern Gemächern auch Wasser. — Er vermied die Menschen äußerst sorgfältig, weshalb sein Namen Watschmann (Wächter) mit Misantrop verwechselt wurde. Nur zuweilen beim Mondschein konnte man ihn außerhalb der Grotte im Freyen erblicken, und so lebte mein Misantrop ungefähr ein ganzes Jahr. Endlich bemühete ich mich ihn wieder zu fangen und zu zähmen, worauf er aber in eine Melancholie verfiel, und in wenig Tagen (wahrscheinlich durch die veränderte Lebensart) sein Leben endigte.

Ein Freund von mir, Mr. Home in England, brachte von einer Seereise vor 25 Jahren einige junge Hunde von St. Thomas mit, welche wild geboren worden waren, und die man nicht anders habhaft werden konnte, als bis man ihre Mütter, die sie vertheidigte, erschossen hatte. Die

se Hunde gehörten meines Erachtens ebenfalls zur Race der englischen Terrier Hunde, womit man eigentlich in England die Füchse jaget, und bei einer Landung auf gedachter Insel mußte sich wahrscheinlich ein Paar dieser Hunde verlaufen haben, oder eine tragende Hündin vergessen worden seyn. Das Klima hatte die merkwürdige Eigenschaft bei diesen Hunden hervorgebracht, daß, wenn man sie an der Haut über dem Rücken aufheben wollte, diese Rücken- und Halshaut sich über einen halben Fuß ausdehnen ließ. Dem Sir Joseph Banks wurden diese Hunde zum Geschenk gemacht.

Vaterlandskunde.

Versuch einer historischen, topographischen und ökonomischen Beschreibung der königlich herzoglichen Herrschaft Bellye;

(Fortsetzung von Nr. 22.)

Topographische Beschreibung der Herrschaft Bellye.

Gewässer.

Die 2 schon öfter erwähnten Hauptströme, die am südlichen und östlichen Theile der Herrschaft eine natürliche Gränze bilden, sind: die Donau, welche über Wien und Pesth herab dem schwarzen Meere zueilt, und die Drau, welche hinter Essegg vor Almas sich noch auf Bellyer Grunde mit der Donau vereinige. Beyde Flüsse werden mit großen Schiffen, Kellhammer genannt, befahren, und sind sehr wichtig in kommerzieller Hinsicht, indem allerley Produkte auf- und abgeführt werden; allein der merkwürdigste Fluß auf der Herrschaft bleibt immer die Karaschitza, auch Krascha genannt. Er entspringt auf fremdem Territorio, auf einer nordwestlich gelegenen Kameralherrschaft, in der Gegend von Petsvar und Fünfkirchen, betritt von da noch ungefähr 4 Stunden bei Villany das herrschaftliche Gebiet, verläßt es auf seinem Laufe von M. Bolly, und betritt es zum zweytenmale bei Lucs, da ändert er seinen südlichen Lauf, und dreht sich östlich; nach dieser Krümmung floß er nun in einem uferlosen Flußbette oft 1000 — 2000 Klafter breit über Lucs, Baranyavar, Baan nach Battina an die Donau, bildete auf seinem Laufe Teiche und Moräste, überschwemmte Wiesen, Aecker, Wälder, setzte oft Dörfer und Mühlen in Gefahr. Er schlich langsam seinem Ziele zu, und bildete dadurch viel stehendes Wasser, säuerte die Wiesen aus, und verwandelten die nahen, unter seinem Niveau gelegenen Gegenden in lauter Sümpfe, welche eine für die Gesundheit so schädliche Ausdünstung hervorbringen mußten. Diese in vieler Hinsicht nachtheilige Beschaffenheit der Karaschitza bewog die verewigte Erzherzogin Christina, und Ihren erlauchtesten Gemahl Herzog Albert königl. Hoheit im Jahr 1787 auf Abhülfe derselben zu denken; man nivellirte den Fluß, verfertigte Mappen, machte Pläne und Uiberschläge zu einem Kanal bis zum Jahre 1794, wo man Hand anlegte, und dieses große und nützliche Werk begann. Es wurden von dem Augenblick an keine Kosten, keine Beschwerden gescheut, diesen eben so vortheilhaften als merkwürdigen Kanal zu Stande zu bringen. Nach vielen numerären und technischen Anstrengungen gelang es dem hohen Unternehmer im Jahre 1803 das uferlose Wasser das erstemal durch diesen bis Darras geführten Kanal fließen zu sehen, seit welcher Zeit dieser Fluß den ihm angewiesenen Weg nicht verließ. Nun war für die Karaschitza freylich die erste Bahn gebrochen, allein damit noch nicht alles geschehen. Das Aufwerfen und Befestigen der Dämme, ihre Unterhaltung, die Verfertigung von Brücken und Schleußen, die Grabung eines Saugkanals zur Austrocknung der zu beiden Seiten bestandenen Sümpfe, machten immer noch in der Folge kostspielige Anstrengungen nöthig, so, daß sich die Kosten dieses Werks bis zum Jahre 1814 schon über 275,248 fl. klingender Münze beliefen. (Doch ist diese Summe schon aus dem Grunde bis jetzt zu gering angesetzt und berechnet, weil man die Robot dabey als nichts anschlug, und den Nachtheil nicht berechnete, der aus der zurückgebliebenen Kultur der Herrschaft

wegen Mangel an Roboten hervorgieng, da man viele tausend Metzen Körner weniger erzeugte, als es sonst hätte seyn können, was aber der konsequente rationelle Landwirth auch in Anschlag bringen muß, wenn die Rechnung nicht mangelhaft seyn soll; so wie auch die entgangenen Interessen des verwendeten Kapitals während der Zeit des Kanalbaues nicht zu übersehen sind; bei diesen geheimen Fehlern der Kostenberechnung kann man immer annehmen, daß die Kosten des Karaschitza-Kanals bis itzt wenigstens 400,000 fl. klingender Münze betragen.) Die Ausführung eines so großen und seltenen Unternehmens lohnte auch mit dem wohlthätigsten und vortheilhaftesten Erfolge. Schon itzt ist der bei weitem größte Theil der Moräste verschwunden, welche die Luft durch ihre so schädliche Ausdünstung verunreinigen; schon sind die unbrauchbaren Sümpfe und Moräste in schöne Wiesen und fruchtbare Felder verwandelt; schon wird die auf Mühlen wirkende Kraft des Wassers nützlich, und ein neuer Vortheil bietet sich dar, wenn man diesen Kanal auch noch zur Holzflöße und kleinen Schifffahrt, so wie im Plane des gegenwärtigen Herrn Oberregenten liegt, vorrichtet, wie denn auch bereits heuer schon eine Holzflöße gelungen ist. So gewann die Bellyer Population, das Klima in Sanitätsrücksichten; so gewann die Herrschaft und der Unterthan in ökonomischer Hinsicht, und in kurzem dürfte dieser Kanal auch besonders für die Herrschaft in Beziehung ihres Holz-, Wein- und Getreideverschleißes von sehr wichtigem Erfolge seyn.

Dieser ewig denkwürdige Kanal ist 16 Klftr. breit, und 22,000 Klafter lang, wurde größtentheils von Soldaten ausgegraben, die sich bei der erhaltenen Fleisch- und Brodportion, so wie bei der Bezahlung nach Kubikklaftern sehr wohl befanden. Der Mangel an Menschenhänden machte diese Aushülfe nöthig, sonst wäre dieses schöne Werk erst später zu Stande gebracht worden. Der Unpartheyische wird übrigens, ohne der Güte der Anlage zu nahe treten zu wollen, zugeben, daß zum vollkommen berechneten Endzwecke derselben, und selbst zu ihrer ungestörten Erhaltung noch mancherley Veränderungen und Verbesserungen vorzunehmen sind, welche seit zwey Jahren bereits eingeleitet wurden. Ich werde bei Gelegenheit hierüber weiter unten sprechen. Hier bemerke ich blos noch, daß dieser herrschaftliche Kanal 5 Mühlen treibt, und zwar 2 in Villany, wovon die eine unterschlächtig mit 3 Gängen, die andere oberschlächtig mit 4, nach dem Antrage aber künftig mit 6 Gängen ist; unter Lucs eine unterschlächtige mit 5 Gängen; bei Kisfalud eine unterschlächtige mit 4 Gängen; endlich bei Darras eine unterschlächtige mit 3 Gängen. Ferner gehen über diesen Kanal 8 Brücken, nämlich bei Villany, Lucs, Benge, Baranyavar, Baan, Kisfalud, bei Darras 2 und endlich eine bei Esibogad; wovon die Herrschaft eine Mauth bezieht. Noch ist der unterirdische steinerne Kanal, oder Schlauch merkwürdig, welcher bei Baan unter den Karaschitzer Kanal durchgeht. Er hält eine Klafter im Durchmesser und führt den auf der rechten Seite zur Entwässerung angelegten Saugkanal auf die linke Seite des Karaschitzer Kanals, um dort die Entwässerung als Saugkanal fortzusetzen, und das gesammelte Sumpfwasser endlich an die alte Donau abzugeben. Um aber die gänzliche Entwässerung zu erzielen, so wie der möglichen Wassergefahr zu begegnen, müssen noch andere, zum Theil auch bereits eingeleitete Vorkehrungen getroffen werden, wovon später die Rede seyn wird.

Die übrigen auf der Herrschaft befindlichen Bäche, die aber meistens ober- oder unterschlächtige Mühlen treiben, sind folgende: der Nyarader kleine Bach entspringt auf der nördlichen Herrschaft Bolly, betritt unweit Nyarad den diesherrschaftlichen Hotter, und fließt südöstlich gegen Satorystye, wo dieser Bach einen bei Töfös ebenfalls auf der Bellyer Herrschaft entspringenden, über Maisch in schlangenförmigen Windungen fließenden kleinen Bach aufnimmt, und von dieser Vereinigung den Namen Borsa führt; nun fließen sie gemeinschaftlich, indem sie Udvard rechts lassen, über Dallnok in Szelsky

Fok, der sich in der Nähe von Tsip befindet, und mit der Donau in Verbindung steht.

Endlich gibt es noch drey kleine Bäche, die ziemlich nahe an einander in dem Bodolyer Mittelgebirge entspringen, und beinahe in paralleler Richtung südlich gegen Szusa fließen, und sich in Sümpfe verlieren, die an die Donau stoßen.

Eigentliche Teiche gibt es auf der Herrschaft nur zwey, nämlich bei Darras und Utska, beide werden von dem Karaschitza Kanal gespeiset. In der Nähe dieser 2 Oerter theilt er sich in zwey Arme, und fließt durch ein altes natürliches Flußbette, der eine Arm in die alte, der andere in die neue Donau.

Die besten Quellen sind bei Kisfalu, im schon erwähnten Thale bei Studenoy, und die B. Marther Quelle. Gutes Wasser hat Bellye, Szölös u. s. w., weniger gut ist es blos in Baranyavar, Jschipp und Battina.

Sumpfstrecken ziehen sich in Menge von sehr ungleicher Breite an der Donau und Drau, im Falle diese austreten, herab, und nehmen dann beinahe den vierten Theil der Herrschaft ein, sonst bildeten sich auch zu beiden Seiten der Karaschitza große und kleine Sümpfe, die aber durch den erwähnten merkwürdigen Kanal größtentheils in brauchbares Land verwandelt worden sind, und nach den neuesten Anordnungen es bald ganz seyn werden, so daß nun das Innere der Herrschaft frey von allen Sümpfen ist, und daher ganz gesund liegt.

Straßen — Posten.

Die Haupt- und Poststraße, welche eben gebaut wird, geht über Mohacz durch die ganze Länge der Herrschaft über Udvard durch den Wald Buziglicza nach Baranyavar, wo sich eine Post befindet; von da geht diese Poststraße über Monostor, Laskofeld (eine Poststazion auf Dardaër Herrschaft) Darda, Bellye, nach Essek. Noch ist zwar diese Straße nicht ganz beendigt, doch glaubt man, daß dieß, wenn anders nicht ganz widrige Umstände eintreffen, innerhalb 2 Jahren der Fall seyn wird. Von Baranyavar führt eine 2te Poststraße nach Siklosch und Fünfkirchen. Eine 3te Poststraße führt über Szölös nach Battina über die Donau nach Besdan. Diese zwey letzten Poststraßen sind jedoch keine Chausseen, sondern bloß gemeine Wege. Die übrigen sogenannten Vorspannswege gehen von Battina nach Dallyok, Seeberkeny und Fünfkirchen; von Bellye über Siklos nach Fünfkirchen.

Da von Straßen die Rede ist, so verdient der von Maria Theresia und Joseph 2ten 1776 über die am linken Drau-Ufer Essegg gegenüber befindlichen Sümpfe aufgeworfene Damm, eine sehr rühmliche Erwähnung. Dieser 2330 Kstr. lange, 10 Kstr. unten, oben aber 5 ½ Kstr. breite und 10 Schuh hohe Damm, der sich ganz auf herrschaftlichem Territorio befindet, macht die Communikation nach Essegg möglich. Ohne das Daseyn dieses befahrbaren Dammes, der zu beiden Seiten mit einer hübschen Weidenallee bepflanzt ist, würde es im Frühjahr und Herbste, wo die Sümpfe mit Wasser angefüllt sind, und einen förmlichen See bilden, nicht anders, als mit der sehr beschwerlichen durch Rohrwerk gehenden Plättenfahrt, wie es vorhin der Fall war, möglich seyn, aus hiesiger Gegend nach Slawonien hinüber zu kommen. Dieser Damm hat zugleich eine hölzerne Brücke nahe bei Bellye, sie ist aber nicht hinreichend alles Wasser schnell genug durchzulassen. Die nachtheiligen Folgen dieser nur auf einer Stelle der weiten Sumpfs-Länge angebrachten Brücke äußerten sich auch dadurch, daß mehrere ihrer Joche unterwaschen und schon eingesunken sind, so, daß man sie gegenwärtig nur mit Gefahr passiren kann. Es soll im Antrage seyn, nach ihrer Wiederherstellung eine zweyte bey Essegg anzulegen, um nicht die ganze Wassermasse beym Ausflusse auf einen Punkt wirken zu lassen, sondern den Druck zu vertheilen; dadurch würde die jedesmal ausgebreitete Uiberschwemmung, und die Nachtheile dieser Sümpflage sehr gemindert werden können. Die nach Beendigung dieses Dammes etwa hundert Schritte weiter über die Drau

führende Brücke ist von Holz, breit genug, und wohl gebaut. Am Ende des Dammes gegen Essegg zwischen dem Damme und der Drau-Brücke befindet sich ein Monument, das aus Dankbarkeit für diesen wohlthätigen Bau der großen Maria Theresia und Joseph II. im Jahre 1780 gesetzt wurde.

Einwohner-Stämme.

Man trifft auf der Herrschaft 4 verschiedene Nazionen: Ungarn, Deutsche, Raitzen und Chokazen. *) So wie die Juden in Ungarn häufig sind, so erblickt man doch hier nur wenige.

Sprache.

Die Einwohner der Herrschaft Bellye sprechen ungarisch, deutsch und illyrisch oder slawisch; von der illyrischen Sprache sind zwey Mundarten vorhanden, durch welche sich die Raizen von den Chokazen unterscheiden. Ob eine oder die andere Sprache vorherrschend ist, läßt sich auch gerade nicht behaupten, besonders da die Menschen hier mehrere Sprachen reden, sie scheinen vielmehr von ziemlich gleicher Mischung zu seyn; der gebildetere Theil spricht größtentheils nebst ungarisch, deutsch und lateinisch.

Religion.

Was die Religion anbelangt, so bekennen sich mehr als 3 Viertheile zur katholischen Kirche; die übrigen sind entweder Protestanten, theils Lutheraner, theils Reformirte, oder sie sind auch unirte Griechen, welch letztere man auch Altgläuber nennt. Anhänger der evangelischen Sekte, so wie Juden, gibt es wenige. Alle genießen seit dem Toleranzpatent Joseph II. freye Religionsübung, und haben selbst aller Orten schöne Kirchen, mit prächtigen Thürmen und Geläuten. Die Katholiken haben Pfarrer, die Protestanten ihre Pastoren, die Griechen ihre Popen. Die Evangelischen und Reformirten halten gemeinschaftliche Religionsübungen, manchmal nehmen sie auch nicht Anstand, dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen. Die Juden haben wegen ihrer geringen Anzahl keinen Tempel auf der Herrschaft, sondern gehen in die der Darbaer Judengemeinde gehörige Synagoge.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Woher dieser Name? Was soll er eigentlich andeuten? D. H.

Technologie und Mathematik.

Neueste Verhandlungen über das Frachtwesen, Fuhrwerke und Straßen, insbesondere Eisenbahnen, und Schifffahrtskanäle.

(Fortsetzung von Nr. 22.)

Die Vortheile der Eisenstraßen in Vergleichung mit den Landstraßen können offenbar nur aus genauen Versuchen ermessen werden. Da diese jedoch in öffentlichen Schriften noch gänzlich mangelten, so hat Hr. Ritter von Gerstner sich selbst bemüht, über die auf metallenen Geleisen nöthige Zugkraft Erfahrungen zu erlangen. Er ließ nämlich einen hölzernen Wagen mit vier Rädern von Messing und hiezu eine mit Eisen schienen belegte 12 Klaftern lange Bahn, beide nach einem zwölfmal verjüngten Maßstabe verfertigen, und stellte damit die nöthigen Versuche an. Und weil hiebei die Zugkraft des Wagens außer dem Widerstand der Räder an der Bahn, welcher hier eigentlich nur auszumitteln war, auch die Reibung an den Axen zu überwältigen hat, so wurde diese zuvor allein ausgemittelt, und von der ganzen Zugkraft des Wagens abgesondert, um den Widerstand der Bahn allein zu erhalten.

Aus allen darüber angestellten Versuchen ergab sich: daß auf Eisenstraßen der Widerstand größtentheils nur von der Reibung abhängt, und es demnach vorzüglich darauf ankomme, diesen Reibungswiderstand und somit auch die Frachtkosten zu vermindern.

Das erste Mittel zur Verminderung dieses Reibungswiderstandes ist auf horizontalen Straßen unstreitig die Vergrößerung der Räder; aber bei der Fahrt über Berge sind die großen Räder wieder durch ihr größeres Gewicht nachtheilig, und außerdem ist auch noch das eigne Gewicht der Pferde zu berücksichtigen, indem diese nebst der Last des Wagens offenbar, auch ihr eignes Gewicht hinauf schieben müssen.

Herr Ritter von Gerstner hat sich noch um andere Mittel bemüht, und vorläufig die Regeln aufgesucht, wodurch überhaupt die Frachtkosten über Berge auf das Minimum herabgebracht werden, um sodann diesen Grundsätzen gemäß auch die Größe der Räder bestimmen zu können. Folgende praktische Sätze sind die Resultate dieser Untersuchungen.

Erstens, weil auf Eisenstraßen die Widerstandsgröße des Wagens überhaupt sehr viel kleiner ist, als auf gewöhnlichen gepflasterten oder beschutterten Straßen, so müssen dieselben mit einer viel kleinern Steigung als die gewöhnlichen Landstraßen angelegt werden. — Wenn der gesammte Widerstand eines 100 Zentner schweren Wagens auf ebener Straße = 0,868 Zentner, die Zugkraft eines Pferdes = 1 Zent. und dessen Gewicht = 5 Zentner angenommen werden, so findet Hr. Ritter von Gerstner die vortheilhafteste Steigung für eine Eisenstraße auf eine Klafter nur 2 — 5 Zolle. Wenn aber, wie derselbe in der Folge zeigt, der gesammte Widerstand eines 100 Zentner schweren Wagens, durch eine besondere mechanische Einrichtung desselben, viel kleiner als 0,868 Zentner, und für jede andere Last nach Verhältniß kleiner gemacht werden kann, so würde die vortheilhafteste Steigung noch weniger als 4 Zolle auf 3 Klaftern betragen, oder die Gebirgsstraße würde dreymal länger als gewöhnlich anzulegen seyn.

Zweytens. Für lange Straßen über abwechselnde Berge und Ebenen pflegen die Fuhrleute ihre Ladung nach Maßgabe der vorkommenden Steigungen einzurichten, über die ganze Straße ohne Vorspann zu fahren und die leichtere Fahrt auf ebenen Strecken den Pferden gleichsam zur Erholung zu lassen. Bei dieser Voraussetzung kann die mittlere Kraft eines Pferdes = 1 Zentner und die Bewegung als beinahe gleichförmig angenommen werden, die vorkommende Bergstraße würde aber, wenn z. B. die Höhe des vorkommenden Berges 250 Fuß, die Länge der ganzen Straße 3 Meilen beträge, nur mit einer Steigung von 1 Zoll auf die Klafter anzulegen seyn; denn die vorher gefundene Steigung von 4 Zollen auf jede Klafter wurde nur für eine Bergstraße allein ohne Verbindung mit einem vorhandenen ebenen Wege berechnet.

Demnach wird in allen Fällen, wo nebst Gebirgen noch ebene Strecken vorkommen und die Zugthiere bei den vorkommenden Bergen nicht vermehrt werden sollen, die vortheilhafteste Steigung geringer als 4 Zoll auf die Klafter seyn müssen.

Nach diesen vorläufigen Untersuchungen über die von der schiefen Fläche und dem eignen Gewicht der Zugthiere abhängigen Resultate, bestimmt Herr Ritter v. Gerstner die vortheilhafteste Größe der Räder auf Eisenbahnen.

Daß auf Eisenstraßen der größte Theil des Widerstandes nur der Reibung an den Axen beizumessen sey, und dieser Widerstand vermindert werde, wenn dünnere Axen und größere Räder angewendet werden, ist bereits bemerkt worden. Weil jedoch die Räder und ihre Axen die ganze Last des beladenen Wagens tragen müssen, so hat die Natur hierüber Grenzen gesetzt, die Herr Ritter von Gerstner ebenfalls untersucht.

Aus dem Umstande, daß der Zusammenhang des Eisens nur viermal, dessen Schwere aber neunmal größer ist, als die des Buchenholzes, folgert Hr. R. v. Gerstner, daß in allen Fällen, wo nebst der Stärke des Zusammenhanges auch die Leichtigkeit des Körpers berücksichtigt werden muß, das Holz dem Eisen vorzuziehen sey, und in dieser Hinsicht auch bei unsern Wägen, durch deren Gewicht die Fahrt über Berge schwerer wird, dem Holze vor dem Eisen der bekannte Vorzug gebühre. Weil jedoch die Radfelgen über die Jahre des Holzes, verhauen, zur Aufnahme der Speichen verbohret, verdippelt und deshalb viel dicker und stärker gemacht werden müssen, als es die Festigkeit des Holzes an und für sich fordern würde; da überdieß die hölzernen Räder zur Verbindung ihrer Bestandtheile, und zur Verhütung ihrer baldigen Abnutzung starke eiserne Reifen und Beschläge nöthig haben, so pflegen unsre gewöhnlichen Räder noch schwerer auszufallen als eiserne von gleichem Tragungsvermögen. Hiezu kommt noch, daß die Räder auf Eisengeleisen keine Stöße wie die hölzernen auf dem Steinpflaster auszuhalten haben, daß sie demnach von Eisen gegossen, folglich mit geringerer Mühe und mit einer innigern Verbindung der Bestandtheile hergestellt werden können, als hölzerne Räder. Alle diese Rücksichten bewähren die Anwendung der eisernen Räder sowohl als der eisernen Axen auf Eisenwegen. Und da auf einer gegebenen Eisenbahn die Breite der Berührung, folglich auch die Dicke der Radkränze für große und kleine Räder dieselbe bleibt, so kann das Gewicht der eisernen Räder dem Quadrat ihrer Durchmesser proportionell angenommen werden. Wenn demnach das Gewicht eines Rades g von 36 Zoll im Durchmesser = 36. 36. g. gesetzt wird, so wird das Gewicht eines andern Rades von x Zollen Durchmesser = x x g seyn.

Ferner folgt aus dem Umstande, daß die Eisenwege, mit sehr kleinen Steigungen angelegt werden müssen, daß die Geschwindigkeit der Pferde sehr wenig von der mittlern (4 Fuß in einer Sekunde) verschieden seyn, und daß die Fahrt über Anhöhen zwar mit einer größern Bespannung, aber doch sehr nahe mit derselben Geschwindigkeit zurückgelegt werde. Demnach richten sich auch

die Frachtkosten nach der nöthigen Anzahl Zugpferde. Selten gestattet indessen die Natur eine lange Straße über Ebenen und Gebirge vom Anfang bis zu Ende durchaus mit einer gleichförmigen Steigung anzulegen; deshalb fordert die Oekonomie der Frachtkosten, daß bei einer solchen Anstalt von größerer Bedeutung die ganze Länge des Weges in Stazionen oder abgesonderte Strecken abgetheilt, und jede einzelne Strecke mit einer gleichförmigen Steigung versehen werde. Dann können auf jeder Stazion die nöthigen Pferde bereit gehalten, und jedem Wagen nur so viel Pferde vorgespannt werden, als die Fracht und die vorkommende Steigung fordert.

Diese beiden Umstände bestimmen sonach sowohl den Durchmesser als auch das Gewicht der Räder, und die darüber angestellten Untersuchungen geben zum Resultate: Die Räder werden um so größer, je mehr Last auf einem Wagen geführt wird, und je größer das Verhältniß der ganzen Länge des Weges zu den Höhen ist, welche darauf vorkommen.

Auf horizontalen Strecken, wo nur der geringe Widerstand der Reibung allein vorhanden ist, werden gewöhnlich mehrere Wagen hinter ein Pferd gespannt; in welchem Falle das Gewicht der Räder an allen Wagen von dem Verhältnisse der Länge des Weges zu den darauf vorkommenden Höhen bestimmt wird.

In den k. k. Staaten werden die Straßen mit einer Steigung von 4 Zollen auf die Klafter angelegt, und die aus den vorhergegangenen Betrachtungen gezogenen Resultate geben bei der Rechnung für das vortheilhafteste Gewicht aller vier Räder eines Wagens = 9 Zentner; womit das Gewicht unsrer Frachtwägenräder sehr nahe übereinkommt, worüber also die Erfahrung der Fuhrleute sehr richtig entschieden hat.

Aus diesen Betrachtungen folgert Hr. Ritter von Gerstner nun weiter die Größe der Durchmesser der Räder und die der Last, welche durch die Zugkraft eines Pferdes in allen Fällen auf Eisenbahnen fortgeschafft werden kann, und findet als allgemeines Resultat: Daß die Last, welche ein Pferd zu führen vermag, groß, (180 Zentner) oder der Frachtlohn für einen Zentner und eine Meile klein werde, wenn die vorkommenden Höhen klein, folglich die Straßen sehr eben sind.

Aber unter den angegebenen Umständen werden die Räder sehr groß, und erhalten ein sehr großes Gewicht, wodurch die Beschwerlichkeit des Zuges, vorzüglich über Berge vermehrt wird. An einem Beispiele wird gezeigt, daß, wenn für die Last zwei beladener Wägen 180 Zentner angenommen werde, dann die Räder ein Gewicht von 46 Zentner erhalten, und für das Gewicht des leeren Wagens ohne Räder $\frac{1}{9}$ der ganzen Last oder 20 Zentner gerechnet werden müsse, sodann die Räder sammt dem leeren Wagen 65 Zentner wiegen, und für die eigentliche Fracht nur 115 Zentner bleiben; das Gewicht der Wagen also beinahe die Hälfte von der Last betrage, und die eigentlichen Frachtkosten deshalb in demselben Verhältnisse höher kommen.

Aus allen diesen den Umständen angemessenen Resultaten erhellet die Nothwendigkeit noch auf andere Mittel zu denken, wie das Frachtquantum vermehrt werden könne, ohne das Gewicht der Räder eben so sehr vermehren zu müssen.

Die sogenannten Friktionsräder sind schon mehrmal zur Verbesserung der Wägen in Vorschlag gebracht, aber deshalb nicht angewendet worden, weil die Reibung an den Axen der Räder für die gewöhnlichen Wagen und Straßen der unbedeutendste Theil des Widerstandes ist. Auf Eisenwegen fällt dieser Grund zwar weg, aber es ist doch auch einleuchtend, daß durch eine Vermehrung der Räder nicht nur der Bau des Wagens seine Einfachheit verlieren, sondern auch sein Gewicht durch die hinzukommenden Theile noch mehr vermehrt, und dem Zuge nachtheilig werden könne. Es würde also darauf ankommen, sowohl eine einfache Bauart des Wagens anzugeben, als auch für die hinzukommenden Bestandtheile solche Verhältnisse auszumitteln, daß die Ladung in einem größern Verhältnisse als das Gewicht des Wagens vermehrt werde. Herr Ritter von Gerstner hat die Lösung dieser Aufgabe zu einem besondern Gegenstand seiner Versuche gemacht.

Die Entwickelung aller zur Lösung dieser Aufgabe angestellten Betrachtungen hier so vollständig darzustellen, daß Mathematiker die Urschrift des würdigen Herrn Verfassers nachzulesen, überhoben würden, liegt außer dem Plane dieser Zeitschrift. Für die Leser desselben genüge es, die wichtigsten Resultate auszuheben, und zur Erläuterung derselben, eine Abbildung des vom Hrn. Ritter von Gerstner zur Erreichung des Zwecks erfundenen Wagens nebst einer kurzen Beschreibung seiner wesentlichsten Theile, mitzutheilen.

Bei gewöhnlichen Einrichtungen zur Verminderung der Reibung durch sogenannte Friktionsräder, werden sehr beschwerte Axen auf zwey Rollen gelegt. Da aber die Axen der Wagenräder den Druck der ganzen Last des Wagens nur von oben, den viel kleinern, vom Zug der Pferde, aber nur an der vordern Seite zu erleiden haben, so fand es Hr. R. v. Gerstner sowohl der einfachern Bauart, als auch für die bessere Unterstützung der Last zuträglicher, statt der gewöhnlichen zwey Rol-

len, worauf sehr beschwerte Axen gelegt zu werden pflegen, hier nur eine, aber beste größere Rolle anzuwenden, und das Ablaufen des untern Rades von dem obern (welches die gewöhnlichen zwey Friktionsrollen ersetzt), durch eine bloße Gabel zu verhindern, dergestalt, daß durch eine solche Einrichtung eigentlich eine Verdoppelung der Räder entsteht.

Die erste Hälfte der ersten Figur zeigt die Ansicht, die zweyte Hälfte giebt das Profil des Wagens der Länge nach.

In der zweyten Figur ist der Wagen der Breite nach ebenfalls in der ersten Hälfte der äußern Ansicht, in der zweyten aber dem Profil nach dargestellt.

Die dritte Figur stellt die beiden Räder mit ihren durch die Hälfte des Wagens gehenden Axen dar, die an ihren Enden von Gabeln in der bestimmten Lage gehalten werden.

Die Beantwortung der Frage: welche Last durch ein Pferd mittelst solcher Wagen (mit doppelten Rädern) auf Eisenbahnen fortgeführt werden kann, fordert vorläufig die Untersuchung derjenigen Widerstände, die den Zug derselben insbesondere hindern, woraus sodann die Bestimmung einer angemessenen Stärke der Räder und ihrer Größe hervorgehen kann.

Als den wichtigsten Widerstand, der hiebei statt findet, zeigen unmittelbare Versuche: den Widerstand von der schiefen Fläche, über welche der beladene Wagen hinaufgeführt werden muß, und als allgemeines Resultat ergiebt sich: daß die Last, welche durch eine bestimmte Zugkraft (durch ein Pferd) fortgeführt werden kann, durch das Verhältniß der Höhe zur Länge des Weges und darnach auch das Verhältniß des Gewichts und der Größe der Räder bestimmt werde.

Auf horizontalen Eisenbahnen kann, wie der Hr. R. von Gerstner an einigen Beispielen zeigt, die Last, welche durch die Kraft eines Pferdes fortgezogen werden kann, außerordentlich groß seyn, unter gehörigen Voraussetzungen sogar mehrere tausend Zentner betragen; und auch in Fällen, in welchen die Höhe und Länge des Weges von der Natur gegeben sind, gegen die bisher erbauten Kanäle, allerorten der größere Vortheil auf die Seite der Landfracht ausfallen.

Bei dem mittäglichen Kanal (Canal du Midi) in Frankreich ist die ganze Länge des Kanals = 125631 Toisen, und die Höhe des Scheidepunkts über dem mittelländischen Meer = 100 Toisen; dieses Verhältniß giebt die Last, welche von einem Pferde auf den horizontalen Strecken des Eisenweges so wie auf dem horizontalen Wasserstande des Kanals geführt werden kann, = 2242 Zentner, bedeutend größer, als die gewöhnlichen 800 bis 900 Zentner (oder mit Zuschlag der leeren Schiffe 1000 bis 1200 Zentner) welche auf diesem Kanal mit zwey Pferden geführt werden.

Der holsteinische Kanal ist 170,400 Fuß lang und übersteigt eine Höhe von 42 Fuß; demnach ist die Last für ein Pferd 3763 Zentner, folglich eben so groß als die Last, welche auf diesem Kanal auf einem Schiffe von 4 oder 6 Pferden geführt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwey Logogryphen.

An Fräulein G.

1.

Mit Glanz und Macht und Herrlichkeit umgeben
Einst herrscht' ich über Land und Meer.
Der Waffen Uibermacht nahm mir das Leben,
Ich bin nicht mehr.
Im ganzen weiten Reiche der Natur
Gab es von meiner Art zwey Wesen immer nur.
Zwey Sylben sind es auch, die meinen Namen bilden.
Wird aber von der letzteren
Die erste Hälfte zweymal mir gegeben:
So kehr' ich schnell ins Leben,
Und liege wohl, doch freylich nicht gemacht zum Küssen,
Ein treuer Sklav' zu Ihren Füssen.

2.

Zweyfüßig komme ich zu Ihnen
Bald über Land, bald über Meer,
Doch stets aus weiter Ferne her,
Um bald als köstliche Arzney
Und bald als Bon-bon nur zu dienen.
Darum bin ich denn auch Gottlob!
Trotz dem pedantischen Geschrey
Von Gift und Mord, das Mancher gegen mich erhob,
Bey Atheisten, wie bey Frommen
In jeder Stunde sehr willkommen.
Zumal liebt mich das schönere Geschlecht mit wahrer
Zärtlichkeit;
Doch manche auch nur dann, wenn man voll Grausamkeit
Mein erstes und mein letztes mir genommen.

D. S.

(Die Auflösung folgt.)

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 24. Mai.

Vaterlandskunde.

Guilleaumes fragmentarische Beschreibung des Großfürstenthums Siebenbürgen.

11tes Fragment.

Die Pest.

(S. Hesperus Nr. 17.)

Kaum von den Schrecknissen der Pest befreyet, sind wir denselben schon von Neuem ausgesetzt. Siebenbürgens Boden hat sie zwar noch nicht betreten, allein sie wüthet nicht nur neuerdings in der Wallachey und Moldau, sondern ist auch bereits im Banater Gränz-Militär-Bezirke ausgebrochen. Selbst in Szegedin sollen bereits 15 Häuser gesperrt seyn. Unter solchen Umständen möchte es nicht gleichgültig seyn, folgenden im Jahre 1813 von der siebenbürgischen Landesregierung erlassenen Unterricht zur Kenntniß des Publikums zu bringen.

Kenntniß der Pest, und Vorsichten, welche, wenn dieses Uibel in den nachbärlichen Provinzen grassirt, oder sich in das Großfürstenthum Siebenbürgen eingeschlichen hat, zu beobachten sind.

Einleitung.

Die Mittel der rationellen Polizey, um der Pestseuche vorzubeugen, und sie von den Gränzen unsers Vaterlandes abzuhalten, sind von der Art, daß ihre Anordnung und Befolgung eine richtige und vollständige Kenntniß dieses tödtlichen Uibels voraussetzen.

Daraus folgt, daß man, bevor dieselben aufgezählt werden, vorher die Natur der Pestkrankheit und ihre Kennzeichen kennen lernen muß; wir geben sie in den acht folgenden Kapiteln.

Erstes Kapitel.

Die Kenntniß der Pest.

Die Pest ist das heftigste hitzige Fieber. Ihr Gang ist unordentlich, sie hat kein solches eigenes und allen Kranken gemeinschaftliches Kennzeichen, mittelst dessen der Arzt, nach Anhörung des Kranken, oder seiner Hausgenossen, ohne allen Zweifel versichern könnte, der Kranke sey mit keiner andern Krankheit als der Pest behaftet; sondern das Kennzeichen, welches wir haben, geht aus der Folgreihe und dem Zusammentreffen der Hauptsymptome, welche aber weder alle zusammentreffen, noch bei allen Kranken die nämlichen sind, hervor.

Es giebt drey solche Symptome, bey deren Anwesenheit, begleitet mit dem schnellsten Fortschreiten der Krankheit, man nicht zweifeln darf, daß sie die Pest sey.

1) Die Beule. Sie ist eine entzündete Geschwulst, welche im Anfange der Krankheit entsteht, tief liegt, schmerzt, nach Befund der Kräfte oder Beschaffenheit der Krankheit mehr oder weniger mit Schmerzen wächst, bald ohne Eiterung verschwindet, öfters aber in einen Abscess ausartet.

Sie entsteht zuweilen während dem Fieberschauder als dem Anfange aller Pest, oft wenige Stunden nach demselben; zuweilen nach 24, am seltensten aber nach 48 Stunden fühlen die Kranken klopfende aber stechende Schmerzen in der Gegend der Scham, oder unter den Achseln oder hinter den Ohren, an welchen Theilen die Beule ihren Sitz nimmt. In diesem Stadium ist der Keim der Beule gering und tief liegend, so, daß sie nur die Form und die Größe einer Erbse hat, und nicht anders als durch ihre Schmerzen entdeckt werden kann; dann dehnt sie sich aus und kömmt einer Bohne gleich; endlich aber erreicht sie die Größe eines Hühner-Eyes.

Die Schambeulen, welche man bei den meisten Kranken antrifft, haben ihren Sitz zwey oder drey Querfinger unter der Zusammenfügung der Oberschenkel.

Die Beulen unter den Achseln entstehen 3 Querfinger unter der Achselhöhe; die Beulen aber hinter den Ohren entstehen dorten, wo die Parotyden ihren Sitz haben. Auch entstehen sie in allen mit Drüsen versehenen Theilen des Körpers, aber selten als Beulen.

Am gewöhnlichsten sind die Schamgeschwülste, seltener die Parotyden, und am seltensten die Geschwüre unter den Achseln.

Die Anzahl der Beulen bei einem Kranken ist unbestimmt; man hat auch deren mehr als drey beobachtet; oft eine unter der Achsel, eine andere an der Scham; das Geschwülst hinter den Ohren ist oft mit einer Beule unter einer der beyden Achseln oder an der Scham begleitet.

Kein Kranker, welcher den vierten Tag überlebt hat, es sey nun daß er sterbe oder genese, ist ohne Beulen.

2) Der Karbunkel ist ein Pestgeschwülst von hochrother Farbe, welches aus einer von Hitze begleiteten Blase entsteht, äußerst schnell fortschreitet, die Haut und das darunter liegende Fett erhebt und brandartig zerfrißt. Wenn der Karbunkel an einer Stelle des Körpers entsteht, wird dessen Sitz durch einen brennenden Schmerz, von einer Härte der Haut begleitet, verrathen; schnell läßt sich dann ein Flecken sehen, die Oberhaut löst sich auf, und auf einem harten schmerzenden und gerötheten Grunde erscheinen ein oder mehrere kleine Bläschen, welche mit einer schwärzlichen Flüßigkeit angefüllt sind, und oft die Größe einer Haselnuß erreichen. Wenn sie zerplatzen, so erblickt man einen schwärzlichen Grund, welcher, wenn die Kräfte des Kranken erschöpft sind, die nämliche Farbe behält; ist aber der Kranke noch bei Kräften, dann erhebt er sich, schmerzet, wird roth, milchweis, und aus dem nämlichen Grunde oder Mahlzeichen als Mittelpunkt, schlängelt sich die Schwärze in dem unterliegenden Fleische so lange herum, bis die belebende Natur sie entfernt, das todte Fleisch mittelst eines purpurfarbenen Ringes in eine runde nasse Grube verwandelt, und von dem lebendigen absondert. Nachdem sich dieses ereignet hat, nimmt die Trennung des todten brandigen Fleisches den Anfang, und nach vier, acht oder zehn Tagen fällt es ab, und hinterläßt ein einfaches tiefes und hohles Geschwür, welches wie gewöhnlich geheilt wird.

An jeder Stelle des Körpers können Karbunkeln entstehen; die schlimmsten sind diejenigen, welche unter den Knie- Kehlen bei der Flachse des Achillео und an den Brüsten entstehen; selten erscheinen sie als Beulen, am besten ist es, wenn sie erst am vierten Tage zum Vorschein kommen; gewöhnlich kommen sie dorten hervor, wo die Hitze am größten ist. Wenn der Kranke stirbt, verändert sich der purpurne Kreis in eine Bleyfarbe; ist aber Hoffnung des Aufkommens, dann dehnt sich die Entzündung und der Brand aus.

Die Beulen können ohne Karbunkeln entstehen, aber Karbunkeln ohne Beulen oder ohne eine Anlage zu denselben gibt es nicht; die Anzahl der Karbunkeln ist unbestimmt, oft ist der Kranke nur mit einem oft auch mit mehreren behaftet.

3) Die Petetschen sind mehrere kleine rothe Flecken, welche am vierten, siebenten oder neunten Tage, nachdem die Beulen und Karbun-

keln schon vorhanden sind, dazu kommen, 24 oder 48 Stunden bleiben, dann nach und nach verschwinden und einen günstigen Ausgang der Krankheit versprechen.

Wenn die Petetschen getrennt, breit, von der Größe einer Linse oder eines Pfefferkorns, zuerst blaulich, nachher schwarz sind, verkündigen sie größtentheils den Tod.

Die schlimmsten sind diejenigen, denen weder Beule noch Karbunkel vorgehet, und diese kommen größtentheils am ersten oder zweyten Tage der Krankheit, zum Vorschein. Die Symptome, welche hier angeführt worden sind, kommen zwar auch bei den gewöhnlichen Fieberkrankheiten aber später vor; in der Pest aber erscheinen sie so eilig, daß ein großer Theil der Kranken kaum den vierten Tag überlebt, und der Uibrige den siebenten Tag schwerlich erreicht.

Die Erfahrung lehret auch, daß an solchen Oertern, welche mit der Pest angesteckt sind, alle gemeinen Krankheiten in die Pest ausarten, ihre Natur annehmen, und dorten selten gemeine einfache Krankheiten angetroffen werden.

Da also die Pest manchen andern Krankheiten ähnelt, so ist es kein Wunder, wenn Ungeübte getäuscht werden, und die Pest mit dem einfachen Faulfieber, mit der Dissenterie u. d. gl. verwechseln; daher die Widersprüche unter den Aerzten beim Ausbruche einer Pestseuche über die Beschaffenheit derselben.

Um also die Anwesenheit der grassirenden Pest an einem Orte mit Gewißheit zu erheben, muß man folgender Weise vorgehen.

Wenn es ausgemacht ist, daß die Pest in einem Nachbar-Lande herrscht, also die Möglichkeit besteht, daß der Krankheitsstoff entweder von Menschen, oder durch irgend einen andern Zunder hereingebracht worden sey, und wenn einer dieser Ankömmlinge oder sonst Jemand, welcher mit denselben einen Umgang gepflogen hat, von einem Schauder, mit darauf gefolgter Hitze, Herabsinken der Kräfte, Dumpfheit des Hauptes, Beängstigung und Niedergeschlagenheit des Gemüthes ergriffen wird, und wenn bei den Kranken, welche am ersten, zweyten oder dritten Tag starben, vor oder nach dem Tode, breite getrennte Petetschen zum Vorschein kommen, und zu gleicher Zeit mehrere mit den nämlichen Symptomen schnell oder doch vor dem vierten Tage gestorben sind, dann müssen wir die Krankheit als höchst verdächtig ansprechen.

Wenn aber der Kranke bei dem Anfalle selbst, oder nach demselben über Schmerzen an der Scham, unter den Achseln oder hinter den Ohren klagt, wenn sich eine Härte, oder Geschwulst an einer dieser Stellen zeigt, so ist die Gewißheit noch größer.

Wenn endlich bei einem Kranken, zu den übrigen Anzeigen ein Karbunkel kommt, so ist kein Zweifel, daß die grassirende Krankheit die Pest sey.

Die Pestkrankheit, welche einen günstigen Ausgang verspricht, ist folgender Maßen beschaffen: Sie fängt mit keinem geringen Schauer an, auf welchen eine anhaltende dem Stande der Gesundheit ähnliche Wärme folgt, dann kommen Müdigkeit, Schwere des Hauptes mit Schmerzen und eine Stumpfheit des Geistes, alle in einem geringen Grade und fast ohne Durst, die Kranken athmen am ersten und zweyten Tage, ohne besondere Beschwerde, und behalten immer das Vermögen den Körper und die Glieder zu bewegen, so, daß sie bei einem höheren Grade der Krankheit, sich unruhig herumwerfen; am vierten Tage der Krankheit, auch wohl manchmal eher, spüren sie eine offenbare Erleichterung; die Müdigkeit verschwindet, die Wärme verbreitet sich gleicher Weise in dem ganzen Körper, der Schweiß, oder doch eine vermehrte Transspiration bricht aus, und die Krankheit nimmt den Karakter eines einfachen anhaltenden Fiebers an. Oft aber verschlimmern sich das Fieber und alle Zufälle von Neuem, welche wieder wie im obigen Falle um den siebenten

gänzlich nachlassen, den Schweiß der Haut allein ausgenommen.

Die Krankheit hat aber den Karakter der Tödtlichkeit, wenn sie den Kranken plötzlich und gleichsam aus einem Hinterhalte überfällt, von einem starken Froste begleitet ist, und die darauf folgende Hitze an Gluth gränzt, dann dazu ein oftmaliger Durst, eine große Müdigkeit des Körpers, Herabsetzung der Kräfte, ein empfindlicher Schmerz an den Lenden und in dem Rücken, Aengstlichkeit um die Herzgrube, Widerwillen der Speisen, und besonders des Fleisches, Eckel, Erbrechen und zuweilen der Durchfall folgen.

Den Kranken ergreift Dumpfheit, Kleinmuth und die Furcht vor dem Tode; sein Gesicht ist starr, seine Augen traurig und glänzend, seine Stimme ist schwach und verworren, und der Puls sowohl in Hinsicht auf Schnelligkeit als Stärke ungleich, der Harn ist blaß und verursacht bei Einigen einen Schmerz, bei andern ein Brennen. Diese Symptome, wenn sie beim Ausbrechen der Beule, des Karbunkels oder der Petetschen nicht nachlassen, vielmehr sich vermehren, dann ist der Zustand höchst gefährlich, vorzüglich wenn Schlaflosigkeit oder die Schlafsucht und Irrereden, auch vor dem Tode Ohnmachten und konvulsivisches Zittern hinzukömmt.

(Fortsetzung folgt.)

Vaterlandskunde.

Versuch einer historischen, topographischen und ökonomischen Beschreibung der königlich-herzoglichen Herrschaft Bellye.

(Fortsetzung von Nr. 23.)

Topographische Beschreibung der Herrschaft Bellye.

Sitten und Charakter.

Geht man in die älteren Zeiten zurück, so standen die Bewohner dieser Gegend vor ungefähr 100 Jahren eben nicht in dem besten Lichte; Diebe, Räuber und Mörder füllten diese Gegenden; Dörfer und Waldungen waren voll solchen gefährlichen Gesindels, so, daß man nicht leicht anders durch diese Gegenden kommen konnte, als wenn sich mehrere in eine Art Karavane vereinigten, um durch diese unsichern Wege von einem Orte zu dem andern zu gelangen. Durch Lichtung der Wälder, Anlegung ordentlicher Straßen, durch neue größere Ansiedlungen, durch Anlegung ganzer Dörfer, durch Anstrengungen von Seite des Komitats und der Herrschaft, welche die Bewohner ganzer Ortschaften vertreiben mußte, und durch sehr strenge Strafmittel ist es doch wenigstens gelungen, diese Gegenden von ganzen Räuberbanden und Diebsrotten zu befreyen, so, daß sich gegenwärtig nur noch einzelne Fälle ereignen, die größtentheils von Vagabunden, und den in dem sogenannten Ried (sumpfigen Gegenden) sich aufhaltenden Gulás (Hornviehhirten), Esikós (Pferdehirten), Kanaß (Schweinhirten) und ihren Knechten verübt werden. Im Ganzen genommen sind aber die gegenwärtigen Einwohner ruhige arbeitsame Leute; — nur die Raizen leben mehr, wie man zu sagen pflegt, aus der Hand in den Mund, sorgen für keinen größeren Erwerb, um in weniger ergiebigen Jahren, etwas zum Zusetzen zu haben; daher kömmt es auch, daß sie durch ihre Faulheit, mit der sie gewöhnlich auch noch den Trunk vereinigen, nach und nach ihre Besitzungen verschulden, so, daß sie genöthigt sind, ihren erwerbsamen Gläubigern, den Deutschen dieselben zu überlassen; die Folge davon ist die allmählige Verminderung der Raizen, und die dagegen immer größere Ausbreitung der arbeitsamen Deutschen. Bey dieser Trägheit ist es wohl begreiflich, daß, ungeachtet des günstigen Bodens und Klima die Menschen, besonders im Frühjahre oft nicht einmal den nöthigen Saamen zur Saat haben, sie strömen daher Dorfweise zur Herrschaft, um von ihr Vorschüsse zu erhalten. Die Ursachen davon sind Gegenstand der ökonomischen Bemerkungen, wohin ich dießfalls auch verweise. — Die Chokazen und Raizen haben sehr strenge Fasten-Regeln, und essen daher in

der Fasten nicht nur kein Fleisch, sondern auch nichts was davon kömmt, keine Eyer, Butter. — Sie halten das Brechen der Fasten für eine größere Sünde als das Stehlen. Was die Chokazen insbesondere anbelangt, so heurathet kein junges Mädchen einen noch so jungen, wenn auch kinderlosen Wittwer, daher so viele unverheurathet bleiben.

Uibrigens sind die Raizen und Ungarn im Ganzen genommen, so wie in dem tiefern Ungarn überhaupt, noch sehr wenig kultivirt, aber dennoch merkt man auf der Herrschaft auch hierin schon einen Unterschied gegen manche andere Gegenden. Seit kurzem erst fangen die Raizen an, ihre Kinder schreiben, lesen und rechnen lernen zu lassen, die wenigsten ältern Menschen besitzen diese Geschicklichkeit. Da sich hier noch wegen Mangel an Fabriken, Manufakturen, keine Künstler einfinden, und ansiedeln, da sie keinen Kommerz mit andern gebildeteren Gegenden, oder Nationen haben, da überhaupt in Beziehung auf Bildung in vielen Theilen Ungarns noch so viel zu thun übrig bleibt; so ist auch hier noch roher Sinn zu Hause, obgleich es an natürlichen Talenten nicht fehlt. Uibrigens sind die Unterthanen ihrer Obrigkeit sehr anhänglich, und setzen volles Vertrauen auf sie. Mit Recht sind sie stolz Unterthanen einer Herrschaft zu seyn, die sie väterlich unterstützt, und eben so billig, als mäßig behandelt, und immer mehr bestrebt ist, mit gutem Beispiele von guter Kultur auf ihr Bestes zu wirken.

Bildungs-Anstalten.

Ungeachtet man noch gegenwärtig viel ungebildeten Sinn findet, so wird man darüber doch nicht staunen, wenn man die itzigen Zeiten nur mit jenen vor 70 — 80 Jahren vergleicht. Die ganze Gegend war mit Räubern und Dieben angefüllt, der Mensch lebte beinahe wie das Vieh, wohnte in Hütten halb unter der Erde, von Schul- und Religionsunterricht hatte man gar keinen Begriff; wenn auch hin und wieder eine Pfarrey, eine Schule bestand, so waren doch beide von zu wenigem Belange, um auf so unkultivirte und demoralisirte Menschen zu wirken. Erst, als unter Maria Theresia und den ihr nachfolgenden Besitzern der Herrschaft auf Vermehrung der Schulen und Kirchen, auf Errichtung von Pfarreyen durch sehr nahmhafte Beyträge gedacht wurde, verlor sich im Vereine mit andern politisch-ökonomischen Operazionen, der halbwilde Mensch, legte einen großen Theil der Rohheit ab, wurde für Moralität empfänglich gemacht, und der erste Grund zur menschlichen Aufklärung gelegt. Auf diese Art steht er nun im Vergleiche mit den frühern Zeiten auf einer viel höhern Stufe menschlicher Bildung; es befinden sich bereits 11 katholische Pfarreyen, die mit ihren Filialen in 17 Kirchen ihren Gottesdienst halten. Außerdem giebt es noch 9 protestantische und 8 griechische Bethäuser; die sehr würdige Geistlichkeit der verschiedenen Religionen bemüht sich auf die Bildung und Aufklärung vortheilhaft einzuwirken. In diesem edeln Bemühen werden sie von den durch die verschiedenen Religionspartheyen auf der Herrschaft gestifteten 39 Schulen, unterstützt, wodurch es ihnen doch möglich wird, die ersten Elementar-Kenntnisse, und die nöthigsten Begriffe über Religion und Moralität zu erhalten.

Beschäftigung.

Die Hauptbeschäftigung der hiesigen Bewohner, ist der Ackerbau, Weinbau und Viehzucht, das meiste wird aber dabei der günstigen Einwirkung der Natur überlassen, für die Kultur ist noch ein weites Feld offen. Einige von den Raizen geben sich auch mit dem Schweinhandel ab, eigentlich aber sind es Fremde, welche die hiesigen Früchte der Landwirthschaft aufkaufen, und nach den Oberländern verführen. Die Einwohner selbst sind also nur unmittelbare Produzenten, die den Verschleiß andern überlassen. Die nöthige Leinwand verfertiget das weibliche Geschlecht in jeder Familie für den eigenen Bedarf selbst, und außer Pelzen und Kepernik's sind die Bedürfnisse sehr gering, denn jeder erzeugt sich beinahe alles, was er braucht. Einige wenige Schuster und Schneider sind hinreichend, die ganze Arbeit auf der

Herrschaft zu bestreiten. Die übrigen Handwerker erhalten sich nur, in wiefern sie der Landwirth zu seinen ökonomischen Zwecken benützen kann, z. B. Schmiede, Schlosser, Wagner, Tischler, Binder ꝛc. Maurer und Zimmerleute sind mehr für den Gebrauch der Herrschaft. Ein hoher Grad von Industrie läßt sich nur von einer fortschreitenden Bildung und Kultur des ganzen Landes erwarten; unterdessen läßt sich nicht läugnen, daß auch in dieser Rücksicht schon sehr viel geschehen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Nützliche Vorschläge.

Böhmens Naturgeschichte kann nur durch Mitwirkung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Prag begründet und vervollkommnet werden.

Von N. Adamek.

Böhmens Naturreichthum, machte schon seit langer Zeit den Wunsch allgemein rege, einen Sammelplatz seiner bis izt bekannten und vorhandenen Naturprodukte zu bestimmen, zur Belehrung und zum Gebrauch für jeden Wißbegierigen. — Welches Land kann wohl in mineralogischer Hinsicht, sowohl in Zahl der Individuen, als in der mannigfaltigsten Abänderung einzelner Arten, mit Böhmen das Gleichgewicht halten? — Man durchgehe, um eine kurze Uibersicht von denen Böhmen eigenthümlichen Fossilien zu erhalten, die Fundorte derselben in Neuß Mineralogie, und demohngeachtet ist dort noch nicht die Hälfte verzeichnet. Welche Mannigfaltigkeiten, Eigenheiten, und Verschiedenheit von allen andern Ländern stellen uns nicht Schmidt und Pohl im Pflanzenreiche auf, — welche Nachträge werden noch folgen müssen! — Selbst in der Zoologie wurde durch die Uibersichten der vorhandenen Individuen, eines Schmidt und Preißler zu wenig geleistet, als daß nicht Vervollständigung gewünscht werden sollte. — Dieser Mangel — wurde auch bereits seit mehreren Jahren immer mehr und mehr fühlbar, man machte Vorschläge zur Erweiterung der Naturkunde Böhmens selbst in dieser Zeitschrift, und glaubte dieß am besten durch einen eigenen Verein zu bewirken; es leuchtete die Entstehung einer neuen naturhistorischen Gesellschaft aus allen Aeußerungen hervor, von welcher man sich sehr viel verspricht. — Wozu aber bedürfen wir einen neuen Verein? — Haben wir nicht eine königl. Gesellschaft der Wissenschaften, deren größtes Bestreben die Verbreitung und Erweiterung der Naturkunde Böhmens war, und ist? — Haben wir dieser Gesellschaft, welche durch Solidität sich stets rühmlichst auszeichnete, nicht fast alles, was in der Naturkunde Böhmens geleistet wurde, zu verdanken?

Wer machte uns auf alles in dieser Wissenschaft für Böhmen geleistete, durch Aussetzung von Preisfragen aufmerksam? Wer setzte Preise für naturhistorische Beschreibungen einzelner Regionen Böhmens aus? — Daß diese Bearbeitungen nicht nach Wunsche der Gesellschaft ausfielen, hieran war die noch zu seichte zu wenig ausgebreitete Kenntniß der damal lebenden Naturfreunde Schuld, diese Wissenschaft lag noch in der Wiege, obschon ein Born, Fürstenberg und Mayer alles aufboten, sie gemeinnüziger zu machen. Wer ließ einen Jirasek, Hänke, Gruber und Gerstner zur Untersuchung der naturhistorisch-physikalischen Gegenstände nach unsern Südeten reisen? und wer unterstützte den Bergrath Neuß, wenn auch nicht gänzlich, doch der Gesellschaftskasse angemessen, um eine mineralogische Topegraphie Böhmens unternehmen zu können. Wer beförderte die naturhistorischen Schriften eines Schmidt, Jirasek, Lindacker, Wondratschek, Preißler, Mikan, Pohl u. s. w.

Sollte wohl eine so Erlauchte preiswürdige Gesellschaft nicht auch izt alles aufbieten, um die Naturkunde Böhmens fest zu begründen, damit man über so viele Zweifel endlich ins Reine komme?

Nur unter dem Schuze der Gesellschaft, welche wieder den Schuz des Staates genießt, läßt sich etwas Gründliches, und Dauerhaftes erwarten. — Sie hat ein angemessenes, geräumiges Lokale, in ihrem Versammlungssaale des Universitätsgebäudes. — Sie hat bereits mehrere für unser Vaterland interessante Sammlungen, z. B. jene der Gebirgsarten des ganzen Bunzlauer und Leitmeritzer Kreises, welche Neuß sammelte; jene des Riesengebürges von Gruber; — die größte Zahl der von Hänke, Schmidt, und Mayer gesammelten und beschriebenen Pflanzen Böhmens, — alles dieses macht schon einen wichtigen Anfang zu einem vaterländischen naturhistorischen Museum. Die vorhandenen Amphibien, Fische, Schaalthiere und Zoophyten will ich hier nur noch erwähnen, obschon der größte Theil als unserm Vaterlande nicht eigenthümlich, besonders aufgestellet werden müßte.

Wie leicht ließen sich diese Naturprodukte Böhmens vermehren, wie bald eine gänzliche Uibersicht derselben erlangen? — wenn an sämmtliche Naturkundige Böhmens von Seite der k. Gesellschaft ein Aufruf

zur Darbringung ihrer naturhiſtoriſchen Gegenſtände ergienge, wenn Belehrungen zur Einſammlung derſelben vertheilt würden! — Würde wohl ein Graf Chotek, Hartmann, Pötting, Milleſimo, Baron Hochberg, die Doktoren Reuß, Pohl, Stolz, Schaller, Berger, Prof. Neumann, Bergmeiſter Lindacker, Prehm, u. ſ. w., dann die in ganz Böhmen vertheilten Hrn. Bergwerksvorſteher, — nicht alles was nur in mineralogiſcher Hinſicht gewünſcht wird, — leiſten? dürfte wohl ein Graf Sternberg, Chotek, Waldſtein, Baron Hochberg, — Prof. Mikan, Pohl, Skalnik, Jauſch, J. Preißler, Nowak, Lindacker, Sieber, Opitz, Hackel, Klinger, Berchtold, Konrad, Prechel, Sikora, Steinmann, Göttlich, Seidel u. ſ. w. — es ablehnen, Ihre botaniſchen Schätze auf den Altar der Wiſſenſchaften, dem Gemeinbeſten zu opfern?

Würde die Zoologie nicht ihre Vermehrung durch Preißler, Mikan, Ilg, Sieber u. ſ. w. erhalten?

Ich ſollte glauben, daß durch eine Maßregel dieſer Art eine beſondere Aneiferung entſtehen würde, wodurch die Wiſſenſchaft in Böhmen viel gewönne, und ſeine reichen Naturſchätze in eine Hauptſammlung zuſammen gebracht werden könnten. — Vielleicht dürfte auf Anerſuchen der Geſellſchaft ſich Se. Exzellenz Graf Hartmann entſchließen, die auf den k. k. Kameralherrſchaften durch erlaſſene Inſtrukzionen von denen Forſtbeamten bereits eingelieferten Pflanzen der Geſellſchaft zu überlaſſen.

Von Seite der k. Geſellſchaft müßte die Veranſtaltung getroffen werden, damit dieſe Sammlung einem Ihrer Mitglieder übergeben würde, welches hinreichende naturhiſtoriſche Kenntniſſe beſitzet, über die eingeſandten Pflanzen ein gehöriges Urtheil zu fällen und der Geſellſchaft hierüber Bericht zu erſtatten, welches ferner bereitwillig wäre, darüber die Aufſicht zu führen, und unter Dafürhaftung, die vorhandenen Gegenſtände benutzen zu laſſen, und wenn es ſich um Zweifel-Aufklärung handelt, gehörigen Aufſchluß zu geben.

So, und nur auf dieſe Art könnte der Wunſch ſo vieler patriotiſch geſinnter Naturfreunde unſers Vaterlandes, in Ausübung kommen, — hiedurch würden die Geber auch ſicher geſtellt, daß ſie eine Theilung des Eingeſandten ſtatt fände. — Die Geſellſchaft könnte jährlich einen Bericht, ja eine kritiſche Überſicht über die neu erhaltenen Vermehrungen der Sammlung dem Publikum mittheilen, und ich zweifle ob in 5 Jahren bei dem itzt regen Eifer unſrer Naturfreunde viel zu leiſten noch übrig bleiben ſollte. Möchte dieß itzt geſagte doch nicht leerer Wunſch bleiben.

Prag im Dezember 1815.

Mittheilungen der k. k. Mähriſch-Schleſiſchen Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn.

Nachricht an die Mitglieder des meteorologiſchen Vereins.

(Man ſehe Heſperus Nr. 19.)

Die in Druck gelegten Bögen zur Aufzeichnung der täglichen Witterungs- dann Baro- und Thermometer-Beobachtungen ſind in der Johann Georg Gaſtlſchen Buchhandlung zu Brünn und Olmütz das Buch à 24 Bogen für 2 fl. W. W. zu haben. *)

Welches den Herrn Mitgliedern des meteorologiſchen Vereins und jedem Freunde der Witterungskunde hiemit bekannt gemacht wird.

Von der k. k. Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde.

Brünn den 8. Februar 1816.

Debatten und Berichtigungen.

Berichtigungen zu Andrees geographiſch-ſtatiſtiſcher Beſchreibung von Oeſtreich.

1. Comitats-Sebrien in Ungarn.

Die ganze Note S. 435 muß geſtrichen werden, denn ſie enthält faſt ſo viele Unwahrheiten als Worte. Zu Sebrien haben, außer dem Comitats-Magiſtrat, gewöhnlich nur 6 Aſſeſſores den Zutritt, welche jedesmal dazu namentlich deputirt werden müſſen, und nur dieſe erhalten 2 fl. Diäten, die übrigen Aſſeſſores oder Jurati, wenn ſie auch erſcheinen, bekommen gar nichts eben ſo wenig, wie die Magiſtratuales.

Daraus iſt auf die Glaubwürdigkeit des Verf. der Darſtellung der ungriſchen Conſtitution zu ſchließen. Die ungariſche Nation verdient eine gerechtere Würdigung, als ihr ſo manche Schriftſteller, ja Profeſſoren in Lehrvorträgen widerfahren laſſen.

---

*) Für Böhmen bietet der Unterfertigte ſeine Dienſte an, um dieſe Bogen zu verſchaffen.

J. G. Calve,
Buchhändler in Prag.

2. Slaven.

Das gefällte Urtheil über dieselben paßt nur auf die Rußniaken und Polen; Böhmen und Mähren kenne ich nicht. Die Slaven im Thuroczer, Zabolcser, Bekesser, Csanader, Bacser Comitate verdienen eine weit mildere Charakteristik. *)

Correspondenz. Wien 25. Januar.

Das Perpetuum mobile zu Kloster-Neuburg.

(Siehe Hesperus Nr. 58. 1815.)

Die bei Mößle erschienene, so überaus viel verheißende Ankündigung desselben unter dem Titel des lebendigen Rades, machte anfänglich außerordentliches Aufsehen, und fast alle Gespräche drehten sich vor 3 — 4 Monaten um dieses lebendige Rad, von dem itzt keine Rede mehr ist. Der Erfinder der Maschine ist eines Färbermeisters Sohn aus Oberöstreich, Namens Gerber, der zu Münzbach studirte und sich von Jugend auf gern mit Mechanik abgab. Er wohnt bei seinem Vetter, einem Tischlermeister in Kloster-Neuburg; in dessen Behausung ist auch die Maschine in einem Gewölbe aufgestellt. Herr Gerber lebt sehr eingezogen, verläßt fast seine Wohnung nicht, und ist mit Studiren, oder, da er selbst ein geschickter Tischler ist, mit Verfertigung der Bestandtheile seiner Maschinen beschäftigt, die er mit dem lebendigen Rade in Verbindung setzen will. Er soll bei der Hofstelle um ein Privilegium exclusivum auf 15 Jahre eingekommen seyn, oder aber für die Entdeckung des Geheimnisses eine große Summe verlangt, bis itzt aber noch keinen Bescheid erhalten haben.

Die Maschine selbst besteht aus einem ungemein großen Cylinder, und kommt einem abgestutzten etwa 500 Eimer haltenden Faß nahe. Er ist mit ganz gewöhnlichen, etwa Zoll dicken Laden, welche die Kreisfläche bilden, belegt. An den beiden Axen desselben sind zu beiden Seiten ganz gewöhnliche Mahlmühlen, mit Getriebe, Beutelkasten, Mühlstein u. s. w. mit derselben in Verbindung gesetzt. Sein Inneres soll mit mehr als 100 Centner Steinen behängt seyn, und durch die berechnete, gleichmäßige Vertheilung ihres Gewichts, die ununterbrochene Bewirkung bewirkt werden. Indessen fast Jedermann zweifelt an der Ausführbarkeit. Gesezt auch, in thesi wäre alles richtig, so wissen wir ja aus Erfahrung, auf welche Hindernisse man nachher in praxi stößt. Einen auffallenden Beleg giebt die ebenfalls in Kloster Neuburg vor einigen Jahren erbaute Thermolampe. Dem Eigenthümer derselben, Herrn Wazlawek bewies Herr Winzler mit der Beredsamkeit eines Demosthenes, daß er für sich nichts Einträglicheres, für den Staat nichts Nützlicheres unternehmen könne, als den Bau dieser Thermolampe. Winzler selbst war so sehr von dem unbezweifelten Gelingen dieses Unternehmens überzeugt, daß er über ihren Eingang einen Vulkan stellen, und unterhalb desselben eine Marmortafel mit der imposanten Inschrift einmauern ließ: Vulcanus artificis oeconomiæ Combustibilium dicatus, opus in hac forma primum et unicum in tellure exstructum per Zach. Winzler sumptibus Ant. Waczlawek. Gleichwohl fängt itzt Hr. Wazlawek, nachdem sein ganzes Vermögen und noch mehr drauf gieng, wieder an im Kleinen Kerzen zu ziehen.

*) Wiederholt fordere ich jeden Sachkenner nicht nur um Fortsetzung dieser Berichtigungen, sondern auch um Erörterungen über die strittigen Punkte in diesem Journal auf. D. H.

Der Epigrammatist.

Wie ist man doch in dieser Welt geschoren!
Jüngst kleid' ich einen Einfall ein;
Da schreyt ein Kenner der Auctoren:
„Der kommt aus Griechenland!" mir in die Ohren.
Ey was! — erwiedert' ich — er ist ja kaum geboren;
Wie kann er schon so weit gewesen seyn!

(Mimigardia 1813.)

Riegler.

Auflösung der zwey Logogryphen in Nr. 23.

1.

Doge — Dogge!

2.

Kaffee — Affe.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 25. Mai.

Böhmische Kirchengeschichte.

Einzug

der Jesuiten Johann Flaxius und Rudolph Neomenius in die Stadt Gitschin im Jahre 1622 am 22. Dezember — und ein Blick auf den damaligen Religionszustand sowohl in dieser Stadt als der umliegenden Gegend. —

Aus Balbins schon bekanntem Gitschiner Manuskripte ausgezogen und bearbeitet von Franz Aloysius Wacek, bischöfl. Vikariats-Sekretär, des theolog. Doctorats Licenciat. und Pfarrer von Kopidlno, 1815.

Anmerkung. Es liefert dieses Fragment einen Beitrag zur Charakteristik Alberts von Waldstein, Herzogs von Friedland und der Jesuiten; und zugleich zur böhmischen Kirchengeschichte aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts. —

I. Abschnitt.

Einzug der Jesuiten in Gitschin; erste Begründung ihres daſigen Kollegiums.

Ich habe schon früher in dieser Zeitschrift erwähnt: das ehemalige Jesuitenkollegium zu Gitschin sey von dem Friedländer, als Dynasten der Stadt, gestiftet.a) Gleich nachdem er zum Besitze der Herrschaft Kumburg, zu welcher Gitschin gehört, gelangt war, b) faßte er den schönen Entschluß, in dieser Stadt ein Gymnasium zu begründen, wobei er die Väter aus der Gesellschaft Jesu, als die damaligen besten Jugendbildner zu Lehrern bestimmte. So wie er daher, nach der siegreichen Schlacht am weißen Berge 1620, durch die sich, wie durch einen Zauberschlag, der Zustand der Dinge in Böhmen plötzlich änderte, nur zu einiger Ruhe gelangt war, sann er auf die Ausführung. Er zog nach Prag, übernahm von dieser Stadt das Militärkommando, c) und behielt, weil der kaum gedämpfte Aufruhr noch Gährungsstoff genug zurückgelassen, darin das folgende Jahr 1621 den ganzen Sommer und Winter hindurch eine starke Besatzung, und erhielt dadurch Ruhe und Ordnung aufrecht. c) —

Täglich besuchte er das Jesuitenkollegium zum heil. Clemens; hier eröffnete er dessen Rektor, Valentin Coronius, sein Vorhaben wegen des zu Gitschin zu stiftenden Convents für seine Ordensverwandten; hier besprach er sich mit ihm

a) Siehe Hesperus 1814 Nr. 63. —

a) Im Jänner des Jahres 1621. —

b) Balbin nennt ihn Supremus Pragensis, Prazſkỳ Nejwyššj. — quasi bellicum Urbis Pragensis Gubernatorem dicere. — Manuscrip. Gicziense pag. 12.

c) Pragae cum legione sua fortissima aestiva et hyberna habebat, et ne quis oboriretur tumultus, recente adhuc rebellionis et cladis memoria, servabat. — Ibidem pag. 12. —

über die Art und Weise, wie dieser sein sehnlicher Wunsch recht bald auszuführen wäre. a)

Sehr erwünscht war dem Vorsteher des Clementinischen Kollegiums der Vorschlag des Fürsten von Waldstein; er zeigte sich also willig, auf dessen Gesuch eine Reise nach Gitschin zu machen, um diese Stadt als den zukünftigen neuen Sitz seiner Ordensverwandten, in Augenschein zu nehmen. — Im Februar des Jahres 1622 brach Coronius mit seinem Ordensbruder P. Jakob Bescovius auf; P. Johann Drachovius, Daniel Hluschowsky und Bartholomäus Hauserus, ebenfalls Jesuiten, geleiteten sie bis Gitschin, und giengen dann weiter nach Mähren zu dem ihnen angewiesenen Bestimmungsort. —

Gitschin, (wie Balbin dessen damaligen Zustand beschreibt) ist eine mit Mauern eingeschlossene Stadt von etwa 300 Häusern; die Gegend, in der sie liegt, ist schön und fruchtbar; der Boden trägt reichlich Weizen; sie hat Ueberfluß an Holz, Fischen und allerlei Vieh; Gitschins Wochenmärkte werden sehr stark besucht; alle Nahrungsmittel sind da wohlfeil zu haben; alles starke Reizmittel für die umliegende Jugend sich daselbst den Studien zu widmen. b)

Dem Coronius gefiel der Ort, gefielen die Umgebungen und sonstige Verhältnisse der Stadt, die er für die vorhabende Stiftung des Fürsten von Waldstein sehr günstig fand. a)

Im nämlichen Jahre am 3. August besuchte er mit dem Ordensvisitator Johann Argentus noch einmal Gitschin; beide nahmen den vollständigen Lokalbefund gehörig auf, und erstatteten darüber an ihre Ordensoberen nach Rom Bericht. —

Obgleich die angränzenden Städte Jungbunzlau und Königgrätz, die damals schon viel volkreicher waren, und die auch ihre schöne, günstige Lage empfahl, für die Anlegung eines Jesuitenkollegiums und die Eröffnung ihrer Schulen in manchem Betracht viel angemessener schienen: gab man doch der Stadt Gitschin, andrer ihr eigenthümlichen Vortheile wegen, den Vorzug; — und jetzt drang Fürst Waldstein alles Ernstes darauf, daß unverzüglich einige Glieder des Ordens nach Gitschin abgeschickt würden, denen er, so lange es nöthig seyn sollte, sein Schloß zur Wohnung großmüthig anwies. b) —

Auf zwey geistliche Männer aus dem klementinischen Kollegium zu Prag, mit Namen Johann Flaxius und Rudolph Neomenius, fiel die Wahl, um den ersten festen Sitz in Gitschin zu nehmen. — Am 21. Dezember 1622 brachen sie auf, nachdem der Fürst für alle Reisebedürfnisse hinlänglich gesorgt hatte, und gelangten an diesem Tage bis Bunzlau. — Hier brachten sie anderen Tags in aller Frühe dem Allerhöchsten ihr Opfer, und flehten die heilige Jungfrau um ihren Schutz an, um sonder aller Gefahr und unangefochten ihren neuen Bestimmungsort erreichen zu können. —

---

a) Ibi, ut erat Societati peramicus, cum Patribus nostris vetere amicitia renovata, cum quotidie ad Collegium adiret, R. P. Coronio, Collegii ad S. Clementem Rectori, de fundando in ditione sua et Giczinensi Civitate Collegio mentem suam et quid moliretur, aperuit. — Ibidem pag. 12. —

b) Haec civitas intra muros fertur habere ad 300 aedes. Provincia illa feracissima tritici, pisce, carne, lignis abundat; maximus concursus die fori hebdomadarii; victualia vili pretio, quae conditio est magnum allectamentum Studiosorum. — Ibidem pag. 15. — — —

a) Placuere omnia, quae viderant, at longe magis spes illae, quas Illustrissimus Fundator faciebat. Ibidem pag. 14. —

b) Der Stiftsbrief ist vom J. 1624, den 15. Octob. beim Dobner in seinem Waldsteinischen Diplomatarium S. 351 — 357 und in unserm Manuskript S. 46. — 56. —

Unsicher waren nämlich in jener Zeit alle Wege; ganze Horden zügelloser Krieger streiften im Lande herum, die aller Orten unzählige Frevel verübten; Rauben, Plündern, Morden der Reisenden war das unselige Handwerk, das diese Unholde trieben. „So viel als es auf den Wegen Soldaten gab, spricht Balbin seufzend von der damaligen Zeit, so viel gab es auch Räuber.“ a)

Den reisenden Jesuiten war dieß alles bekannt; noch vor Anbruch des Tages beeilten sie sich besonders einen Wald ungefährdet zurückzulegen, der ihnen der gefährlichste schien. b)

Fruchtlos war aber ihr Bemühen. Denn als sie sich in der Morgendämmerung mitten im Walde befanden, stürzen aus einem Dickicht bewaffnete Räuber hervor, und heißen mit gebieterischer Stimme den Kutscher Halt machen. Furcht und Schrecken ergriff die Ordensmänner; ohne Rettung glaubten sie sich verloren. Schon wollten die Räuber an die Reisenden Hand anlegen, — als die zwey Soldaten, die ihnen der Fürst von Waldstein zum Schutz mitgegeben, und die bisher von den Räubern unbemerkt geblieben, mit wohrhaftem Heldenmuth auf sie losstürzen, und obwohl diese ihnen an Zahl geringer, doch wacker kämpfend sie in die Flucht schlagen. —

So sehr als dieser Vorfall die Jesuiten in jenem ahndungsreichen Zeitalter, wo man aus jedem Ereignisse immer gleich die Zukunft deutete, mit bangen Gefühlen erfüllen mochte, so erheiterte der glückliche Ausgang desselben doch wieder ihre Gemüther, und mit Freuden schloßen sie daraus, daß, wenn auch Ihrer auf dem neuen Bestimmungsorte viele und große Beschwerden harren, sie diese endlich doch glorreich besiegen würden. —

Es war schon spät an der Zeit, als sie mit diesen und ähnlichen Betrachtungen beschäftigt, sich Gitschin näherten. Eine kleine Strecke vor der Stadt begegneten sie Wenzeln Stablowsky, einem mährischen Ritter und Oberverwalter aller Herrschaften Alberts von Waldstein, der ihnen, zufolge des ihm zugekommenen Auftrags, entgegenritt, und sie im Namen seines Herrn bewillkommte. In seinem Geleite gelangen sie bis zum Stadtthore, und finden dieses zu ihrem Befremden gesperrt. Eine Maaßregel, die aber blos den auf Raub ausgehenden militärischen Landstreichern galt, welche sich zuweilen hordenweise hinein gewagt, und gräßliche Unthaten verübt hatten. Sogar Stadtmauern konnten ihren Anfällen nicht wehren; man mußte noch hohe Wälle aufwerfen, und sie mit Pallisaden versehen (Ericium ligneum nennt sie Balbin), um sich vor ihnen zu sichern. — Einer der Thorwächter, mit Namen Johann Kaurzimsky, von dem Balbin diese Erzählung gehört zu haben bezeuget, wird beordert, sich zu dem Stadtbürgermeister Mathäus Kopidlensko zu verfügen, um die bei ihm aufbewahrten Stadtschlüssel zu holen. Dieser, ein Pikardit, ward, als er vernahm, daß die Jesuiten angelangt, so bestürzt, daß er erblaßte, seinen Händen Alles entsank, und sein Körper sich convulsivisch zu bewegen anfing, bis er denn endlich, nach einem aus der gepreßten Brust geholten tiefen Seufzer, wehmüthig sprach: „Endlich, ihr Gitschi„ner! ist sichtbar unser Verderben; „der Untergang unseres Glaubens „ist da. Ach! warum lebte ich doch „so lange, um diese Pest noch in mei„nen alten Tagen sehen zu müs„sen!“ — a)

---

a) Infestas eo tempore vias licentia militaris faciebat; — erantque in itineribus quot milites tot praedones. — Ibidem. —

b) Aus dem Ganzen erhellet, daß es jener Wald war, der von Brandeis oder Altbunzlau gegen Předměřitz führt, und ehemals als eine Raub-Herberge berüchtigt war, von dem sich jetzt noch die dasigen Anwohner mancherlei Raubgeschichten erzählen. — —

a) Is ubi primum Iesuitas advenire audivit, ita consternatus est, ut lingui animo videretur; defluxere omnia, quae manu tenebat, ipsaeque

Dieſe Prophezeyung traf gänzlich ein, ſagt unſer Manuſkript a); wir aber fügen hinzu, daß die Worte dieſes Greiſes, obgleich Ketzer, ſowohl Lob als Tadel jenes Ordens ausdrücken. — Lob lieget darin: weil er dadurch deutlich zu verſtehen giebt, daß der Religionsunterricht der Convertenten aus dem Jeſuitenorden eine ſolche Uiberzeugungskraft hatte, daß die Bekehrung der Irrgläubigen darauf meiſtens erfolgen mußte; Tadel aber, weil ſich der Mann vor ihrem Erſcheinen ſo ſehr entſetzet, und eben hiedurch andeutet, daß es ihm bekannt ſey, daß die Bekehrungsmethode dieſes Regularclerus nicht immer die zweckmäßigſte und billigſte war. Und wirklich finden ſich in unſerm Manuſkripte mehrere Beweiſe, daß der Schrecken dieſes Mannes nicht ganz ohne Grund war, daß Zwang und Gewalt keine geringe Rolle in den Bekehrungsakten dieſer Ordensmänner ſpielen. — So leſen wir im Balbin gleich bei der Gelegenheit, wo er einige Akatholiken anführt, die ſeine Ordensverwandte zum katholiſchen Glauben bekehret: „Noch mehrere würden dieſen Glauben „angenommen haben, wäre eine ſcharfe Verordnung von dem durchlauchtigen Fürſten ergangen, „kraft deren ſie nach vorläufigem Unterrichte dieſen „Glauben hätten annehmen müſſen.“ b) Eine noch ſtärkere Stelle findet ſich auf der 30ſten Seite, wo es heißt: „daß der Fürſt die Heterodoxen, wie „es einige Jeſuiten wünſchten, durch Hinwegnah„me ihrer Güter, durch die Landesverweiſung und „andere Strafen nicht zum Catholicismus gezwun„gen, war wohl von ihm ſehr weislich gehan„delt.“ a)

Der Ritter Stablowſky, dem der ausgeſchickte Bothe nicht bald genug zurückkehrte, ward des Wartens überdrüßig; auch mochte er ſich ſchämen, die Väter zu einer geſperrten Stadt geführet zu haben; er befahl demnach einigen von ſeinen Heiduken, das Stadtthor zu erſteigen und es zu erbrechen. Dieß geſchah, und die Väter wurden nun in den fürſtlichen Pallaſt geführt, und dort bewirthet.

Balbin erzählt: dieſer Vorfall habe ſowohl ſeinen Ordensverwandten als auch dem Fürſten Waldſtein, wie er ihn erfuhr, Stoff zu mancherlei Scherz gegeben: daß nämlich die Jeſuiten auf eine ächt militäriſche Art, und mit bewaffneter Hand die Stadt Gitſchin eingenommen hätten; Zweifels ohne ſey es dann der beſiegten Ketzerey ſehr übel gegangen. b) —

Den anderen Tag ward den Vätern von dem pikardiſchen Stadtmagiſtrate, der ſich äußerlich gegen ſie ſehr höflich bezeugte, die Pfarrkirche übergeben, ohngeachtet ſich dagegen der lutheriſche Prediger geſträubt hatte. Es dürfte uns befremden, wie der Gitſchiner Senat, der ſich ſämmtlich zum Lutherthum bekannte, ſich in dieſe Anordnung des Fürſten ſo willig gefüget? Aber er fand wohl damals Urſache genug, ſeinen Willen zu ehren, und ſeinen Befehlen nicht entgegen zu handeln; er kannte

---

adeo manus, tam alte ducto gemitu, ea capite rotato, ut Picarditicum enthusiasmum agnoscerem: „Jam tandem, inquit, o Giczinenses! planissime perimus, jam fidei nostrae interitus adest! O in quae tempora senex servatus sum, ut hanc pestem denique viderem!“ — Ibidem pag. 20.

a) Vera vaticinatum ostendit eventus. Ibidem pag. 20. —

b) Plures accessissent, si serium Illustrissimi Principis decretum emanaret, quo Catholici post bonam instructionem fieri juberentur. — Ibidem pag. 21. —

a) Quod vero Fundator (ut quidam nostri optare videbantur) bonorum ereptione, exilio, aliisque poenis in haereticos saevire distulerit, id sine dubio prudentiae tribuendum. — Ibidem pag. 30. —

b) Benigna postea risus materia, — quod militariter et armata manu Giczinenses portas et ipsum Giczinium occupassent; vae! sine dubio victae haeresi foret! — Ibidem pag. 21.

seine Macht, seinen großen Einfluß am kais. Hofe; kannte seine strenge Denkungsart, wonach er die Nichtachtung seines Willens nicht ungeahndet hingehen lasse. Human war also sein Benehmen gegen die Väter aus der Gesellschaft Jesu, und folglich sehr abstechend gegen die sonstige harte Behandlung, die er sich gegen die Orthodoxen erlaubte. — Dieß erhellet daraus, daß die wenigen Katholiken aus den angränzenden Dörfern, als sie von der guten Aufnahme der Jesuiten in Gitschin hörten, dies für ein Wunder ansahen; da keine Ortschaft die Bekenner der katholischen Kirche vermessener behandelt habe, als die Stadt Gitschin. a) —

Dieß mag auch die Haupturſache seyn, warum daselbst alles zum Lutherthum schwor. Denn am kommenden Geburtsfeste des Herrn erschienen nur fünf Personen aus dem fürstlichen Hause zum Empfange der heil. Kommunion; aus den Bürgern bekannten sich beiläufig nur viere zur katholischen Kirche, und doch giebt Balbin der Stadt Gitschin damals schon, wie wir oben gehört, einen Umfang von beinahe 300 Häusern. b) —

Einen einleuchtenden Beweis, wie lange schon die Anwohner dieser Gegend der neuen Irrlehre zugethan waren, giebt uns der Umstand, daß, als sie vernahmen, es werde am kommenden Frohnleichnahmsfeste ein feyerlicher Umgang, der an diesem Tage in der katholischen Kirche üblich ist, in Gitschin gehalten werden, sie haufenweise in diese Stadt hinströmten, um diesem schönen kirchlichen Akte, den die meisten von ihnen noch nie gesehen, beiwohnen zu können. c) — Die dabei gehaltene schöne Ordnung, der Gesang salbungsvoller Lieder, der sich dazwischen mischende festliche Klang der Trommeten erhöhten den Effekt dieser erhabenen Feyer; rissen die meisten aus den neugierigen Zuschauern zur Bewunderung hin, und flößten ihnen für den katholischen Cultus Liebe und Verehrung ein. — Vornehmlich entlockten die Reihen der Knaben, welche die Cherube und Seraphe vorstellten, und in abwechselnden lateinischen und böhmischen Strophen dem Hochwürdigen Lob sangen, Vielen Thränen. —

Uns stößt hiebei nur die einzige Bedenklichkeit auf, wie die Jesuiten, wenn, wie der Gewährsmann dieser Nachrichten, Bohuslaw Balbin versichert, die Zahl der Katholiken in der Stadt Gitschin und der umliegenden Gegend so äußerst gering war, — diesen feyerlichen Zug bewerkstelligen konnten. Wir wollen gerne zugeben, daß eben die menschlichen Rücksichten, die, wie er bezeugt, viele von dem Uibertritte zur katholischen Religion abhielten, einige mögen bewogen haben, sich in die festlichen Reihen zu stellen; nichts desto weniger bleibt es immer nicht recht erklärbar, wie man unter den Umständen, wie er sie uns selbst kennen lehrt, diesen Zug so festlich einrichten konnte, zumal die Protestanten ähnlichen feyerlichen Umgängen der Katholiken, obwohl, wie wir meynen, ganz mit Unrecht, immer abhold waren, und es noch sind. —

(Fortsetzung folgt.)

---

a) Quod vicinis Catholicis miraculo est, qui affirmant, nullum circa positum populum insolentius adversus Orthodoxos egisse. — Ibidem pag. 21. —

b) Auch in der Stadt Lomnitz gab es damals nur 40 Katholiken. —

c) Praecipua Solemnitas cum pietate in supplicatione Corporis Christi post immemorabile tempus reducta illuxit. — Ibidem pag. 22.

Technologie und Mathematik.

Neueste Verhandlungen über das Frachtwesen, Fuhrwerke und Straßen, insbesondere Eisenbahnen, und Schifffahrtskanäle.

(Fortsetzung von Nr. 23.)

In England berechnete Hogreve im Jahre 1794 die gesammte Länge aller Kanäle auf 1000 englische Meilen, oder 5,280,000 englische Fuß, worauf

1200 Schleußen zu 6 bis 8 Fuß Fallhöhe angelegt sind. Die gesammte Fallhöhe zu 9000 Fuß gesetzt, wird die Last für ein Pferd = 1532 Zentner erhalten; welche, wenn auch hievon für das Gewicht der Wagen ohne Räder 332 Zentner abgerechnet werden, im Überreste von 1200 Zentner doch noch immer mehr als dreimal so groß bleibt, als die bekannten 400 österr. Zentner, welche auf den englischen Kanälen gewöhnlich von einem Pferde geführt werden.

Um jedoch die möglichste Genauigkeit zu erreichen, müssen außer den Widerständen, welche die schiefe Fläche und das Gewicht der Räder verursachen, auch diejenigen nicht vernachläßigt werden, welche an diesem Wagen mit doppelten Rädern andere Umstände noch herbeiführen. Sie sind: a) die Reibung an der obern Axe; b) die an den Axen unter der Mitte des Wagens, und c) der Widerstand der obern Räder auf der untern. Auch diese hat Herr R. v. Gerstner den genauesten Untersuchungen unterzogen und die gefundenen Resultate in einer Tabelle aufgestellt, aus welcher in allen Fällen zu entnehmen ist, welche Last nach dem vorkommenden Verhältniß der Höhe zur Länge des Weges durch ein Pferd mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit fortgezogen werden kann, die auf horizontalen Eisenwegen noch über 900 Zentner beträgt, folglich bedeutend größer ist, als die Schifffahrt auf dem horizontalen Wasserstand gewährt.

Solche große Zugeslasten kommen jedoch nur auf horizontalen Strecken zum Vorschein, wo nämlich die Straßen beinahe so eben und horizontal angelegt werden können, wie es die Fläche des stehenden Wassers auf Schifffahrtskanälen ist; wo aber bedeutende Höhen mit einer großen Steigung überfahren werden sollen, dort sind die Vortheile der Eisenwege (so wie der Kanäle wegen des Aufenthalts in den Schleußen) gering, und kaum im Stande die Vortheile der gemachten Straßen zu übertreffen. Die Ursache liegt in dem Umstande, weil der Widerstand, der die Schwere auf schiefen Flächen der Zugkraft entgegengesetzt, bedeutend größer ist als der Widerstand des Wagens auf horizontalen Straßen.

In einigen Beispielen wird hierauf gezeigt, wie groß die Last seyn könne, welche durch die Zugkraft eines Pferdes auf schiefen Flächen mittelst dieses Wagens hinauf geführt werden kann, oder wie viel Pferde zu einer Last, die auf horizontalen Strecken durch ein Pferd fortgezogen wird, nach Verhältniß der vorkommenden Steigung, erfordert werden, und zugleich welche Umstände dabei noch zu berücksichtigen und welche Vorkehrungen zu treffen sind, um auch hiebei noch die möglichste Ersparung an Zugkraft zu bewirken.

Die großen und schweren Räder, welche für sehr große Lastwägen erfordert werden, können bei ihrer Bearbeitung mancherlei Schwierigkeiten verursachen, und da selbst das Eisenmetall dem Druck so großer Lasten von 800 oder 900 Zentner vielleicht nicht genugsamen Widerstand leisten, sonach jeder zeitweilige Stillstand nachtheilige Eindrücke hinterlassen könnte, so würde auch dieser Umstand die Räder und Eisenschienen zu frühe unbrauchbar machen. Obwohl über solche Gegenstände offenbar nur Erfahrungen im Großen entscheiden können, so bemerkt Hr. R. v. Gerstner doch vorläufig, daß es vortheilhaft seyn werde, die Frachten so weit als möglich ins Große zu treiben, indem das Übermaß, welches bei der Berechnung der Axen, Naben, und dem Gewichte der Räder, der Sicherheit halber, beigelegt worden sey, bei großen Frachtwagen nach Verhältniß der Last größer ist, sonach mehr vermindert, und dagegen die Ladung mehr vermehrt werden kann als bei kleinen; obwohl es in allen Fällen immer rathsam seyn dürfte, große Lasten auf mehrere Wägen, und die ganze Länge des Weges in mehrere Stazionen zu vertheilen, jede einzelne Strecke mit einer gleichförmigen Steigung zu versehen, dann auf horizontalen Strecken mehrere Wagen hinter einander von einem Pferde ziehen zu lassen, bei Steigungen hingegen, mehrere Pferde vor einen Wagen zu spannen, und auf jeder Stazion die nöthigen Pferde bereit zu halten.

Endlich bestimmt Herr R. v. Gerstner auch noch die vortheilhafteste Steigung für Eisenwege, weit geringer als bei gewöhnlichen Straßen, auf eine Klafter Länge beinahe ein Zoll Höhe, und, weil bei der Berechnung der Frachtkosten nur das Gewicht der geladenen Last allein in Rechnung kommen, der Wagen sammt Pferden nur als ein mechanisches Werkzeug von den Pferden mitgeführt werden muß, so werden zum Schluß auch noch Bestimmungen dieses Umstandes gegeben; nach den Regeln und Verhältnissen, nach welchen sich das Tragungsvermögen der Hölzer richtet, und zwar für alle wichtige Theile des Wagens. Das Resultat dieser Untersuchung ist im allgemeinen: daß wenn gewöhnlich das Gewicht der leeren Frachtwägen ohne Räder auf den achten Theil der Ladung geschätzt wird, diese aber bei der Fahrt über Steine viele und starke Stöße zu leiden haben, es sich von selbst ergebe, daß weil Stöße auf Eisenwegen nicht statt finden, dieselben Frachtwägen auf Eisengeleisen eine schwerere Ladung vertragen, und ohne zu weit zu gehen, ihr Gewicht auf den zehnten Theil der Ladung angeschlagen werden könne, daher auch um so mehr Frachtwägen, die im Verhältniß zu ihrer Ladung ohnehin schon viel weniger wiegen als die Kanalschiffe, noch um so viel leichter zu machen, und dafür die Ladungen um denselben Betrag zu vermehren sind.

Das bis hieher vorgetragene begreift den Inhalt der ersten Abhandlung des Hrn. Ritters v. Gerstner,

welcher gewiß jede billige Forderung befriedigen wird. Ein allgemeineres Interesse dürfte aber der Inhalt der zweyten Abhandlung verdienen, welche begreift eine

Erläuterung der Fälle, in welchen Schiffahrtskanäle, Eisenwege oder gemachte Straßen zur Beförderung der Frachten zuträglich sind.

Die Veranlassung zu dieser Untersuchung entsprang aus dem hohen Interesse, welches die Schifffahrt in unsern Zeiten gewonnen hat, daß sie nicht nur auf Seen und großen Flüssen sondern auch auf dem festen Lande, durch Grabung künstlicher Kanäle bewerkstelliget, und selbst über Gebirge mittelst der bekannten Schleußen fortgesetzt wird, und aus dem Umstande, daß die aufgeklärtesten Nazionen wetteifern, ihr Zeitalter durch Kunstwerke dieser Art auszuzeichnen, daß man keine Kosten scheuet, um der Handlung, den Fabriken, dem Bergbaue, und dem Verkehr mit mancherlei Landwirthschaftsprodukten die Vortheile dieser Wasserfracht zu verschaffen.

Für diejenigen Länder, wo die Baukosten ausgelegt und die Kanäle schon vollendet sind, scheint die Frage:

ob die Kanäle zur Verminderung der Frachtkosten das einzige oder zweckmäßigste Mittel sind,

entweder schon entschieden oder doch schon ihr Interesse verloren zu haben; um so wichtiger ist ihre Beantwortung aber für jene Länder, wo solche Anstalten wegen mancherlei Schwierigkeiten noch unterblieben und glücklicheren Zeiten vorbehalten werden mußten.

Das Vaterland des Hrn. Verf., Böhmen, befindet sich in diesem Falle. Schon im vierzehnten Jahrhundert unter K. Karl IV. ist die Vereinigung der Moldau mit der Donau durch einen Schifffahrtskanal in Antrag gekommen, und seit jener Zeit von vielen Wasserbauverständigen untersucht, von Einigen als ausführbar angerathen, von Andern als bedenklich geschildert, von allen aber als sehr kostbar angegeben, und deßhalb bisher immer unterlassen worden.

Eine Untersuchung aller bisherigen Vorschläge zu dieser Wasserverbindung, zu welcher im Jahre 1807 die böhmische hydrotechnische Gesellschaft den Hrn. Ritter von Gerstner aufforderte, gab die nähere Veranlassung zu diesen allgemeinen Betrachtungen, welche derselbe in dieser Abhandlung mitgetheilt hat, die eigentlich ein Auszug aus dem hierüber an die genannte Gesellschaft abgestatteten Bericht ist.

Bei dieser Untersuchung wurden von dem Hrn. Verf. folgende ein vaterländisches Interesse habende Thatsachen erhoben:

1. Auf der kürzesten Entfernung der Moldau von der Donau, welche Walcher zu dieser Verbindung vorgeschlagen hat, und nur 5 deutsche Meilen beträgt, findet sich das Gebirge, wodurch Böhmen von Niederösterreich getrennt wird, welches auf seiner niedrigsten Ebene, welche zu einem Übergang oder zur Wasserscheidung (Point de Portage) dienen kann, bei Gloßau 1700 nied. öst. Fuß über der Donau bei Linz, und 784 Fuß über der Moldau bei Joachimsmühle unter Hohenfurt erhaben ist. Wird nun der Fall einer Schleuße wie gewöhnlich zu 8 Fuß berechnet, so wären für die erste Höhe 212, für die zweyte 98, also zusammen 310 Schleußen erforderlich.

2. Auf einer andern von Vogemonte vorgeschlagenen Strecke, die Malsching in Böhmen mit der Aüst in Oberösterreich zu verbinden, würde die Entfernung 10 deutsche Meilen betragen, die Gebirgshöhe zwar von der Donauseite um 40 bis 50 Klafter niedriger, dagegen aber von der böhmischen Seite um eben so viel höher; die Verbindung folglich noch weit kostspieliger werden.

3. Auf einer dritten ebenfalls von Vogemonte vorgeschlagenen Strecke, soll die Luschnitz oder Lauschitz durch den Zwettelbach mit dem Kompfluß in Niederösterreich verbunden werden, die Länge des Kanals 36 deutsche Meilen und die Höhe des Theilungspunktes 230 Klafter über der Wasserfläche der Donau bei Krems, und 152 Klafter über der Moldau bei Thein, beide Höhen also zusammen 382 Klafter betragen; wozu 286 Schleußen erforderlich wären.

Aus diesen Thatsachen zieht nun der Hr. Verf. folgende Resultate.

Werden die Baukosten einer Schleuße zu 10,000 fl. angeschlagen, und dazu noch die Kosten für größere und kleinere Brücken zur Ableitung der Gebirgsbäche unter dem Kanal, und der Kommunikationsbrücken für abgeschnittene Fahrwege über dem Kanal, dann der Aufwand auf Anlegung mehrerer Teiche (Reservoirs), Wasserleitungen, Ablösung der Feld- und Wiesengründe, des Wassers und der Mühlen nebst mancherlei zufälligen Ereignissen, gerechnet; so erhellt, daß der gesammte Bau nach dem ersten Vorschlage nicht unter 5, und nachdem letzten nicht unter 10 Millionen Konventionsgulden ausgeführt seyn würde.

Wenn ferner die Zinsen von dem Anlagekapital zu 5 vom Hundert, und noch eben so viel auf die jährliche Unterhaltung so vieler Schleußen, Brücken, Dämme, ꝛc. ꝛc. sonach zur Bestreitung des gesammten jährlichen Aufwandes 10 Prozente von dem Anlagekapital gerechnet werden, so müßten im ersten Fall 500,000 fl. im letzten aber 1 Million Konventionsgulden von der

analfracht abgegeben, und bei der Verwaltung des Kanals in die Einnahme gebracht werden.

Und sollen nun von der auf diesem Kanale zu verführenden Fracht (die nach zuverläßiger Voraussetzung nicht mehr als 500,000 Zentner beträgt,) Zinsen und Unterhaltungskosten einkommen, so müßte auf jeden Zentner 1 Konventionsgulden Abgabe gelegt, und sonach die Wassermaut für 1 Zentner und 1 Meile auf 12 Kreuzer gesetzt werden; während der gewöhnliche Frachtpreis auf diesen Strecken für 1 Zentner und 1 Meile bisher nur zwischen 4 und 5 Kreuzer betrug; es würde also die auf den Kanal zu legende Abgabe drittehalb bis dreymal soviel betragen, als die Kosten der Landfracht.

Demnach fällt in die Augen, daß von der Anlegung eines solchen Kanals kein Vortheil und keine Verminderung der Frachtkosten erwartet werden könne, so niedrig auch immer der Betrag der alleinigen Schiffzugkosten auf einen Zentner ausfallen, oder nach der Erfahrung von andern Kanälen berechnet werden möchte.

Nach diesem gegebenen Beispiele, welches einen Fall erläutert, in welchem eine Wasserverbindung nicht allein keinen Vortheil sondern offenbaren Nachtheil bringen würde, vergleicht der Hr. Ritter v. Gerstner das Maximum der Wasserfracht mit dem der Landfracht, nach den in der ersten Abhandlung aufgestellten Resultaten, um hieraus eine Erläuterung der Fälle abzuleiten, in welchen beide anwendbar, oder eine der andern vorzuziehen seyn möchte.

Die Hauptvortheile der Wasserfracht beruhen auf der leichten Beweglichkeit der Theile des Wassers, auf der horizontalen Ebene seiner Oberfläche, und dann auf der Leichtigkeit, mit welcher Schiffe in Schleußen ohne Anwendung einer besondern Zugkraft vom Wasser selbst gehoben, und über Berge hinweg geführt werden.

Über die Beweglichkeit der Wassertheile bemerkt der Hr. Verf., daß dieselbe im Winter ganz verloren gehe, wodurch die Schifffahrt in den nördlichen Ländern jährlich durch mehrere Monate unterbrochen wird, dasselbe bei der Trocknis des Sommers, wo alle Kanäle Wassermangel leiden, geschieht, im Gegentheil auf den Landstraßen zu jeder Jahreszeit, im Sommer und Winter gefahren werden kann, und selbst Ausbesserungen die Fahrt nicht aufhalten, weil den beschädigten Stellen leicht ausgewichen werden kann, in dieser Hinsicht also die Landfracht schon einige wesentliche Vortheile vor der Wasserfahrt besitze.

Die Beweglichkeit der Wassertheile ist bei hinlänglicher Wärme zwar sehr groß, aber doch nicht von der Art, daß die Schiffe ohne allen Widerstand auf dem Wasser bewegt werden könnten. Die Schiffe sinken nämlich in das Wasser um so tiefer ein, je schwerer sie beladen werden, und dann ist nach Maßgabe des Raumes, den sie im Wasser einnehmen, auch ihre Bewegung beschwerlicher. Die Wassertheile, welche vor dem Schiffe in der Fahrstraße liegen, müssen auf die Seite geschafft werden, und dagegen muß rückwärts der vom Schiffe verlassene Raum sich wieder mit Wasser anfüllen. Hierdurch entsteht vor dem Schiffe ein Aufstau oder eine Erhöhung, und hinter dem Schiffe eine Erniedrigung des Wassers (mou et remou), welche beide um so größer und sichtbarer sind, je schneller das Schiff gezogen wird. Von dieser ungleichen Höhe des Wasserstandes wird das Schiff offenbar zurückgedrückt. Um sonach das Wasser mit dem Schiffe in die nöthige Bewegung zu setzen, und den Druck von der ungleichen Höhe des Wasserstandes zu gewältigen, ist die Anwendung einer Kraft nöthig, welche in hydrodynamischen Schriften mit dem Namen Widerstand des Wassers (resistence de l'eau, resistentia aquae) bezeichnet wird.

Das genaue Maß dieses Widerstandes für jede Gestalt der schwimmenden Körper kann zwar nicht genau angegeben, jedoch nach unzähligen Versuchen angenommen werden, daß der Widerstand ähnlicher Körper ihrer Querschnittsfläche im Wasser und dem Quadrate ihrer Geschwindigkeit proportionell sey.

Auf den englischen Kanälen zwischen Oxford und Lichfield und dem zwischen Liverpool und Leed's beträgt nach Hogreves Bericht, die ganze Last, welche mit Inbegriff des Schiffes von einem Pferde gezogen wird, 580 Zentner, wofür Hr. R. v. Gerstner aber zur Vergleichung mit der Landfracht 600 n. öst. Zentner, nämlich 200 für das Schiff und 400 für die Ladung annimmt.

Der Weg, den auf denselben Kanälen die Pferde mit den Kanalschiffen zurücklegen, beträgt in 2 Stunden 5 englische Meilen oder 4240 n. öst. Klaftern, in jeder Sekunde also = 3,53 n. öst. Fuß, demnach weniger als die Geschwindigkeit unsrer Treibmaschinen und Frachtwagenpferde; der Hr. Ritter v. Gerstner nimmt jedoch die Geschwindigkeit der Kanalschiffe und Frachtwägen einander gleich an.

(Fortsetzung folgt.)

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 26. Mai.

Geschichte und Biographie.

Markus Graf von Ezobor.

Die Geschichte beweiset durch nicht wenige Beispiele, die überwiegende Gewalt großer Seelen auf untergeordnete Geister. Aber auch von ihr ähnlichen Gemüthern ja selbst vom Feinde wird sie erkannt, und nicht selten ihr gehuldigt. Allmächtig ist der unerschütterlich feste Wille des Mannes, durch ihn unwiderstehlich die Kraft, mit der er Thaten vollbringt, und Hindernisse besieget, denen gemeine Naturen erliegen.

So zeigten sich viele unserer Väter, darum geschah auch Großes durch Sie, so sind wir bei weitem nicht mehr — darum geschieht auch in der Regel nur das Gemeinere, und nur die neueste Zeit stellte uns wieder Heroen, würdig der Vorzeit, auf. Was ein großer kräftiger Entschluß vermöge, mag folgender Zug aus dem Leben eines Mannes beweisen, *) dessen altes, glanzerfülltes, um König und Vaterland wohl verdientes Geschlecht, in seinem ihm durchaus unähnlichen Enkel, ungeachtet und unbedauert, in finsterer selbst verschuldeter Armuth, zu unserer Zeit erlosch.

Markus Graf von Ezobor, Herr der Herrschaften Hollitsch und Sassin in Ungarn, Göding und Pawlowitz in Mähren, war am Hofe Kaiser Joseph des I., in dessen Nähe er sich als Kammerherr gewöhnlich aufzuhalten pflegte, und sich durch Glanz und Pracht auszeichnete. Unermeßlich reich, dabei ein Mann von der feinsten Bildung, voll Geist, Witz und manchen für sein Zeitalter seltenen Kenntnissen, begabt mit einer äußerst glücklichen Gestalt, die Majestät, Würde, und Anmuth vereinigte, und jene trefflichen Eigenschaften des Geistes nur noch bemerkbarer und einnehmender machte, war er die Zierde jedes gesellschaftlichen Zirkels, von Jedermann geschätzt, von Vielen gesucht. Bei dem genauen Umgange mit Allem, was durch Geburt, Würde, Ansehn oder Talent ausgezeichnet war, hatte er sich viele zu Freunden gemacht, und selbst die Gunst des Kaisers in hohem Grade erworben.

Im vollen Sonnenscheine eines sorgenfreyen vergnügten Lebens, schien der Graf als auserwähltes Schooskind des Glücks den Gipfel desselben zu haben, als sich plötzlich ein Verfall ereignete, der ihn um Ehre, Freyheit, und vielleicht selbst das Leben zu bringen drohte, und aus dem er sich bloß durch einen kühnen unerschrockenen Entschluß, mit seiner Gegenwart des Geistes, glücklich herauszuziehen vermochte.

Karl der XIIte, jener abenteuerliche Schwedenkönig, war nämlich auf seinem für König August von Pohlen unheilbringendem Zuge siegreich bis vor die Thore Dresdens gerückt und hatte dort ein festes Lager bezogen. Nichts hatte bis dahin den nordischen Aar in seinem raschen Fluge aufhalten können; herrschen wollte er,

*) Zugleich kann er zur Berichtigung Voltair's dienen, der diesen Gegenstand in seiner Geschichte Karl des XII. obwohl nur flüchtig, doch der Wahrheit ungetreu behandelt.

auch über seines Gleichen, und Gehorsam sich erzwingen durch die Kraft seines Armes. Rauh, unbeugsam, und aufbrausend wie sein Gemüth, war auch sein Betragen gegen die europäischen Mächte, mit denen er theils in offener Fehde, theils in lästigen Freundschaftsverhältnissen stand, durch die mancherley Forderungen, die er an sie machte. Unter diesen letzteren, befand sich der Kaiser in einer ziemlich bedenklichen Lage. Mit den Türken und Mißvergnügten Vollauf beschäftiget, entblößt von Truppen und Geld, hart an seinen Gränzen ein siegtrunkener König, der erste Feldherr seiner Zeit, dessen zweifelhafte Freundschaft sich bei der Sonderbarkeit seines Charakters jeden Augenblick in furchtbare Feindschaft verwandeln konnte; dabei ohne Mittel zu kräftigem Widerstand, blieb dem Kaiser nichts übrig, als den oft ungestümmen Forderungen Karl's nachzugeben, und alles sorgfältig zu verhüten, was dessen Zorn reizen könnte.

So standen die Verhältnisse zwischen beiden Monarchen, als der Baron von Strahlheim, schwedischer Gesandter zu Wien, seinem König zu Ehren ein großes Gastmahl gab, zu dem nebst vielen andern Großen auch Graf Czobor geladen war. Den hohen Ton seines Herrn annehmend, ließ der Gesandte hie und da ein Wort fallen, das von unserem Grafen und vermuthlich auch manchem andern der anwesenden Gäste schwer ertragen wurde. Dennoch überwand er sich, und stimmte mit in die Gesundheiten des schwedischen Monarchen, die Baron Strahlheim ausbrachte. Bald darauf erhob Czobor den Becher, ließ den Kaiser hoch leben, und bemerkte nicht ohne innigem Ingrimm, daß der Schwede der einzige war, der nicht Bescheid that. Nun war kein Haltens mehr, augenblicklich stellte der Graf den Gesandten hierüber zur Rede. Dieser antwortete mit Stolz; der Streit erhitzte sich, und endlich sprang der Graf auf, und gab dem Schweden eine derbe Ohrfeige. Alles gerieth hierüber in Aufruhr, die beiden Gegner zogen die Degen, und nur mit Mühe gelang es den Anwesenden, die Wüthenden auseinander zu bringen, und den Grafen nach Hause zu schaffen.

Der Baron von Strahlheim hatte nichts eiligeres zu thun, als den Vorfall seinem Monarchen zu melden, und Karl der XIIte, der die Beleidigung auf sich bezog, weil der Gesandte in seinem Berichte, dem Grafen Czobor vermuthlich Worte in den Mund gelegt haben mochte, die den König persönlich trafen, forderte mit seiner gewohnten ungestümmen Hitze, auffallende Genugthuung. Der Kaiser von dem wahren Hergang der Sache unterrichtet, ward durch diese Forderung nicht wenig in Verlegenheit gesetzt. Allein die Umstände waren gebieterisch, mit Karln durfte er es auf keinen Fall verderben, es ergieng daher an Czobor der Befehl, dem schwedischen Gesandten vor Zeugen Abbitte zu thun, und das Hoflager während des in der Nähe tobenden Ungewitters zu meiden. Zu dem ersteren wollte sich Graf Czobor keineswegs entschließen, reiste jedoch, um dem letzteren Befehle Folge zu leisten, augenblicklich auf seine Herrschaft Holitsch.

Allein hiemit war der rachsüchtige Gesandte ganz und gar nicht zufrieden, und bewirkte von seinem Könige eine sehr drohende Erklärung an den Kaiser, worin derselbe sagte, daß nachdem Se. Majestät einen ihrer Unterthanen, der sich so gröblich gegen ihn vergangen hatte, nicht zu strafen wüßten, er es schon wissen werde, und daher ihn ausgeliefert haben wolle. Mit tödtlichem Schrekken erfüllte diese Drohung alle Freunde Czobors, mit herzlichem Mitleiden den Kaiser, der den Grafen verloren gab, und nicht ohne Schmerz den Befehl zu seiner Verhaftung und Auslieferung ertheilte.

Dieser war indeß durch seine Freunde von allem unterrichtet, und hatte den Rath erhalten, augenblicklich zu entfliehn, welches ihm zu erleichtern, mit der Ausfertigung des Verhaftsbefehles so lange als möglich gezaudert wurde.

Schon war Graf Czobor hiezu bereit, seine beste Habe zusammengerafft, die nöthigen Anstalten getroffen, da fuhr es ihm plötzlich durch die Seele: der Gefahr muthig entgegen zu gehn, sey rühmlicher als ihr schimpflich zu entfliehn, und sein Entschluß war gefaßt. Karl, dachte er, sey

zwar aufbrausend und toll, doch auch muthig und tapfer, und selbst eines kühnen Unternehmens fähig, werde er diese Eigenschaften auch an einem anderen schätzen. Zu ihm beschloß der Graf geraden Weges zu reisen, vor ihm persönlich sich zu stellen, und zu rechtfertigen. Gewagt war auf jeden Fall der Schritt, übel konnte er ausfallen, ließ Karl sich von seiner Hitze übereilen, und hörte wohl gar seine Rechtfertigung nicht an; auf jedes Ereigniß mußte man daher gefaßt seyn. Schnell entwarf Ezobor seinen letzten Willen, machte alle nöthigen Anordnungen auf den Fall seines Todes, oder wenigstens einer längeren Abwesenheit, gelobte auf dem Berge, den er eben aus dem Fenster erblickt hatte, als er jenen muthigen Vorsatz faßte, eine Kirche zu bauen, falls er glücklich zurück käme, schwang sich auf sein Roß, und trat die Reise nach dem schwedischen Lager, bloß von ein paar getreuen Dienern begleitet, mit möglichster Schnelle an.

Bald darauf erschien das Kommando, dem der Auftrag geworden war, den Grafen zu verhaften, doch zu spät, und mußte unverrichteter Sache zur unaussprechlicher Freude aller Freunde Ezobors abziehn. In höchster Erbitterung berichtete Strahlheim seinem Könige, man habe am kaiserlichen Hofe lange darüber debattirt, ob man den Grafen Ezobor Sr. Majestät ausliefern soll oder nicht. Dieser müsse indeß hievon Wind bekommen haben, und sey entflohn, so daß die zu seiner Verhaftung genommenen Maßregeln unwirksam geblieben seyen. Karl war durch diese Nachricht in die äußerste Wuth versetzt; fürchterlich schwor er, sich zu rächen; denn nichts hielt er für gewisser, als daß man Ezoborn mit Fleiß Zeit zur Flucht gelassen habe.

Indessen war dieser im schwedischen Lager angekommen, und dem König ward gemeldet, Graf Ezobor bitte vorgelassen zu werden. Augenblicklich ließ er ihn kommen, heftig fuhr er ihn an, und warf ihm in den härtesten Ausdrücken eines aufbrausenden Temperamentes sein Vergehn vor. Mit ruhiger Ergebung ließ dieser den König austoben, und erklärte dann mit männlicher Fassung: freywillig habe er sich gestellt, entfliehn hätte er können, doch nicht wollen, in der sicheren Ueberzeugung, der König sey gerecht, höre jeden an, und werde auch ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Zu diesem Beweise sey er erböthig, daß die Anklage des Gesandten falsch, und er bei Sr. Majestät verläumdet sey. Seines Herrn hätte er sich angenommen, den der Gesandte verunglimpft habe, dieß sey jeder rechtliche Unterthan seinem Monarchen schuldig. Nie sey es ihm in den Sinn gekommen den König beleidigen zu wollen, sein Streit mit dem Gesandten sey daher bloß Privatsache, und diese auszugleichen, sey er bereit ihm jede Genugthuung zu geben, die er verlangen würde.

Mit Aufmerksamkeit hörte ihm der König zu, ernst, doch nicht mehr so rauh entließ er ihn, jedoch mit dem Befehl, das Lager ohne seine ausdrückliche Erlaubniß nicht zu verlassen.

Mehrere Tage vergiengen, ohne daß sich der König um seinen Gefangenen zu bekümmern schien, während dieser zwar etwas beruhiget doch nicht ohne Sorgen, mit den Schweden Bekanntschaften anknüpfte, und durch sein einnehmendes Betragen, manchen Freund gewann. Sinnend, was denn endlich der Ausgang seiner Geschichte seyn und wie lange sein Aufenthalt unter den Schweden dauern würde, oder was denn der König mit ihm vorhaben könne, traf ihn eines Tages der Bothe, der ihn augenblicklich zu Karln beschied. Vermuthend, daß sein Schicksal nun endlich entschieden würde, nahm Ezobor seine ganze Standhaftigkeit zusammen, ward jedoch nicht wenig überrascht, als er bei dem Eintritt in das königliche Zelt den Baron Strahlheim erblickte. Der Baron ward bei Ezobors Eintritt äußerst betroffen; denn eben hatte er Karln die Saumseligkeit des kaiserlichen Hofes bei diesem Geschäft, ja wohl gar dessen Einverständniß mit der Flucht des Grafen neuerdings vorgestellt, und des Königs Unwillen auf das höchste gegen den Kaiser zu reizen gesucht. Sehr gut war es ihm gelungen, seinen ohnedieß leicht aufwallenden Monarchen in Harnisch zu jagen, doch nicht ganz nach seiner Absicht, denn Karl merkte wohl, daß der Baron von

Strahlheim nicht aus ganz uneigennützigen Absichten spreche.

Kaum war Graf Czobor eingetreten, so trug ihm der König auf, sich nun in Gegenwart des Barons zu vertheidigen, und las ihm die Depesche Strahlheims vor, die seine Anklage enthielt. Der Beschuldigte, der sich indeß gefaßt hatte, vertheidigte sich mit vieler Gewandtheit, machte den König auf manche kleine Umstände aufmerksam, die der Gesandte nicht läugnen konnte, erbot sich nochmals zur Genugthuung für die persönliche Beleidigung, bat aber auch um dieselbe für die seinem Monarchen angethane Unehre, berief sich auf Thatsachen, daß er des Königs mit keiner unanständigen Silbe erwähnt habe, und wußte, theils durch die Macht der Wahrheit, theils durch seine Unerschrockenheit und die Geschicklichkeit, mit der er jeden Umstand und besonders seine freywillige Stellung zu seinem Vortheil geltend machte, den Gesandten so in die Enge zu treiben, daß der scharfsichtige König bald einsah, wie falsch der Bericht Strahlheims gewesen sey, und daß er eine durch Hochmuth und Unvorsichtigkeit sich zugezogene Beleidigung, zur Sache seines Königs habe machen wollen.

Nun gieng das Ungewitter über diesen los. Ungestüm warf er ihm sein Betragen vor, überhäufte ihn mit Vorwürfen und entließ ihn endlich mit dem Befehl, augenblicklich auf seinen Posten abzureisen. Czoborn dagegen erklärte der König, daß er mit seiner Rechtfertigung vollkommen zufrieden sey, ihn als einen wackeren Mann schätze, und nun nach Hause abzureisen erlaube. Als dieser in seinem Quartier ankam, erschien bald darauf ein Offizier, der ihm einen Säbel und ein paar Pistolen, im Namen des Königs zum Andenken überreichte.

Freudig eilte der Graf nach Hause, um die Seinigen, die in banger Erwartung auf Nachrichten von ihm harrten, zu beruhigen, und legte in drey Monaten darauf, obwohl auf einem andern Orte, den Grundstein zu der Kirche, die noch heut zu Tage unter dem Namen von Skt. Helena bekannt ist, und von den nach Schoßberg vorüberziehenden Wallfahrtern fleißig besucht wird. Das Geschenk des Schwedenkönigs aber, das zwar an sich von keinem großen Werthe war, aber durch die sonderbaren Umstände, die es begleiteten, besonders merkwürdig wurde, erhielt eine ausgezeichnete Stelle in der Waffenkammer, und ward stets von ihm und seinen Nachkommen in großen Ehren gehalten, und den Merkwürdigkeiten des Schlosses Holitsch beigezählt.

So ward durch Muth und Geistesgegenwart, ein Vorfall friedlich und ehrenvoll geendet, der sonst unberechenbare, vielleicht für ganze Nazionen bejammernswerthe Folgen hätte nach sich ziehn können; wie so manches Beispiel in der Geschichte lehret, daß noch viel geringfügigere Ursachen, die erste Veranlassung zu Erdumwälzenden Revoluzionen wurden.

Freyherr von M***g.

Technologie und Mathematik.

Neueste Verhandlungen über das Frachtwesen, Fuhrwerke und Straßen, insbesondere Eisenbahnen und Schifffahrtskanäle.

(Fortsetzung von Nr. 25.)

Da diese Erfahrungen über Kanalfrachten von einer Nazion gemacht sind, welche sich in der Schifffahrt vor allen Nationen der Erde ausgezeichnet hat, so können wir dieses Resultat für das größte und zweckmäßigste ansehen, was die Kanalschifffahrt gewähren kann.

Auf gemachten und vollkommen horizontalen Straßen kann für ein Pferd mit Inbegriff des Wagens 20 bis 25 Zentner oder 15 bis 20 Zentner Ladung angeschlagen werden; also ein 20 bis 25mal kleineres Quantum, als dasjenige, was mit einem Pferde auf Kanälen geführet wird.

Auf den englischen Eisenwegen beträgt die Ladung für ein Pferd 70 bis 80 Zentner, oder sammt dem Gewicht des Wagens 90 bis 100 Zentner. Dieses Gewicht ist mithin viermal größer als mit gewöhnlichen

Frachtwägen, aber nur erst der fünfte oder sechste Theil von der Kanalfracht.

Wenn an den Wagen doppelte Räder angewendet werden, wie solche in der vorhergehenden Abhandlung beschrieben worden sind, so kann selbst bei einer Steigung der Eisenstraße, welche die der bekanntesten Kanäle noch übersteigt, das Maximum der durch ein Pferd zu führenden Fracht noch mehr betragen, als dasjenige, welches auf Kanälen fortgeschafft werden kann. Überhaupt da mit leichten Frachtwägen nebst der Reibung nur die Luft, mit den schweren Kanalschiffen aber das achthundertmal schwerere Wasser aus dem Wege geschaffet werden muß, so scheint für sich selbst einzuleuchten, daß die Leichtigkeit und Beweglichkeit der Wagen so groß gemacht werden könne, daß ihre Zugkraft mit der Zugkraft der Kanalschiffe eine vortheilhafte Vergleichung auszuhalten vermag.

Der horizontale Stand, den die Natur der Oberfläche des stehenden Wassers giebt, ist ohne Widerspruch der vollkommenste, welcher auf Eisengeleisen in demselben Grade durch Menschenhände nie zu erreichen seyn wird. Dieser horizontale Stand wird jedoch von der Anhäufung des Wassers vor dem Schiffe, und von der Niederung des Wassers hinter dem Schiffe (mou et remou) merklich gestört. Dagegen lehrt die Erfahrung von den eisernen Geleisen, daß selbe durch oft wiederholtes Fahren mit schweren Wägen endlich sehr glatt, und gegen Eindrücke minder empfänglich werden, wodurch sowohl die Reibung als auch der Widerstand an der Bahn merklich vermindert wird. Über die kleinen wellenförmigen Unebenheiten, die sich gleich bei der Anlegung oder durch Nachgiebigkeit der Theile auf den Eisenwegen ergeben dürften, ist in der ersten Abhandlung bemerkt worden, daß sie die Zugkraft weder hindern noch befördern, weil die Bewegung des Wagens über solche kleine Erhöhungen von der sogenannten Trägheitskraft unterstützt, und die dabei verlorene Geschwindigkeit auf der nächstfolgenden abhängenden Seite wieder ersetzt wird.

Über den Vortheil, welcher für die Kanalschiffe durch Schleußen bei dem Hinauf- und Herabsteigen der Frachten über Anhöhen bewirket wird, ist zu bemerken: daß die dabei vorfallende Zeitversäumniß sich mit den Vorspannkosten bei der Landfracht ausgleiche. Wollte man hiebei auch erinnern, daß die Zugpferde bei ihrem Stillstand an den Schleußen ausruhen, und dadurch zur Fortsetzung ihres Zuges für die Kanalfahrt mehr Kraft erhalten; so steht dem doch die oben angeführte Erfahrung bei den englischen Kanälen entgegen, welche zeigt, daß die Geschwindigkeit der Kanalschiffe nicht größer, sondern vielmehr kleiner ist, als die Geschwindigkeit der Lastwägen auf ebenen Landstraßen. Die Kraftvermehrung, welche von der kurzen Ruhe bei den Schleußen entstehen kann, wird nämlich schon bei der Einfahrt und Ausfahrt aus den Schleußen erschöpft. Denn es ist bekannt, daß alle Schleußenkammern zur Ersparung der Baukosten und des Speisewassers enger als der übrige Kanal, und meistens nur so breit angelegt werden, daß nur ein Schiff darin Raum findet. Weil nun durch den kleinen Spielraum, der zwischen dem Schiff und den Wänden der Schleuße noch übrig ist, so viel Wasser, als der Raum des Schiffes beträgt, bei der Einfahrt aus der Schleußenkammer herausgetrieben wird, und bei der Ausfahrt wieder zurücktreten muß, so wird im ersten Fall der Wasserstand vor dem Schiffe mehr erhöhet, und im zweyten Fall hinter dem Schiffe mehr erniedriget als auf dem übrigen Kanale. Selbst die Trägheit einer so großen Schiffslast, welche sich beim Übergang des Schiffes von der Ruhe zur Bewegung äußert, kommt den ermüdeten Zugpferden zwar bei der Einfahrt in die Schleußen zu Hülfe, stellet sich aber bei der Ausfahrt in demselben Maße entgegen. Hieraus erhellet deutlich, warum sowohl die Einfahrt als auch die Ausfahrt aus den Schleußen schwerer und mit mehr Anstrengung der Zugkraft als auf dem übrigen Kanale verbunden ist.

Nebst den Schleußen werden auch die Kanalbrücken über Bäche und zu niedrige Thäler, und die unterirdischen Kanäle zur Verminderung der Baukosten nur so breit gemacht, daß nur ein Schiff durchkommen kann. In allen diesen Fällen ist die Schifffahrt beschwerlicher und langsamer als auf den übrigen breiteren Kanalstrecken. Die Eisenwege sind von allen diesen Beschwerlichkeiten nicht nur frey, sondern sie gewähren auch noch viele Vortheile, die von Kanälen nicht zu erhalten sind.

Die Vortheile der Eisenwege sind nämlich:

Erstens, daß die Frachtwägen auf Eisenschienen durch das ganze Jahr fahren können, weder vom Frost des Winters noch von der Trockniß des Sommers aufgehalten werden, und daß selbst die vorfallenden Reparaturen ohne Hinderniß für die Frachtwägen hergestellet werden können.

Zweytens. Die Frachtwägen auf Eisengeleisen brauchen bergab gar keine Zugpferde, sondern nur einen Mann zur Besorgung der Premse; dagegen müssen die Kanalschiffe sowohl bergauf als bergab von Pferden gezogen werden, weil der horizontale Stand des Wassers nicht gestattet, die Kraft der Schwere zur Beförderung des Transports zu benutzen. In Gegenden, wo die Beschaffenheit der Gebirge erlaubt, dem Weg eine solche Steigung zu geben, daß die auf horizontalen Strecken nöthige Zugkraft dadurch nur verdoppelt wird, ist dieser Vortheil so wichtig, daß die ganzen Vorspannkosten hiedurch wieder zurück ersetzt werden; weil bei der Rückfracht eben so viele Pferde erspart werden, als für die Fahrt bergauf vorzuspannen nöthig waren. Dagegen kann der Aufenthalt in Schleußen durch nichts ersetzt werden.

Drittens. Zur Bedienung des Kanalschiffes sind nebst dem Zugpferde noch zwey oder drey Personen nöthig, wovon eine das Zugpferd, die übrigen das Schiff zu leiten haben. Bei der Landfracht wird die Leitung des Wagens schon vom Geleise besorgt, und es ist nur ein Knecht für etliche Wägen zur Besorgung der Pferde nöthig; welcher auch bergab mehrere Wägen erhalten kann, wenn dieselben zusammen gehänget, und entweder durch Segel eingehalten, oder durch Hebel und Gewichte gepremset werden.

Viertens. Weil die Zugpferde vor den Frachtwägen auf der Mitte der Straße gehen, so braucht die Anlage der Eisenwege nur einen schmalen Strich Landes, und diesen nur von geringem Werthe, weil Straßen am besten über trockne und magere Gründe gelegt werden. Dagegen fordern die Schifffahrtskanäle, theils zur Verminderung des Widerstandes vom Wasser, theils auch für die flachen Böschungen der Ufer und für die Pferdsteige neben dem Kanale eine sechs- bis zehnmal größere Breite; wodurch die Grundablösung kostbarer und der fruchtbringende Boden für die Landwirthschaft vermindert wird. Dieser Verlust ist um so bedeutender, als die Kanäle des Wassers wegen immer über die niedrigsten und fruchtbarsten Feld- und Wiesengründe geführet werden. Durch eine sehr mäßige ökonomische Rechnung läßt sich zeigen, daß in Fällen, wo die jährliche Fracht nicht über eine Million Zentner beträgt, auf den unfruchtbar gemachten Kanalgründen mehr Feldfrüchte und Futterkräuter wachsen würden, als an die gesammten darüber gehenden Zugpferde verfüttert werden.

Fünftens. Die geringere Breite der Eisenwege macht ihre Baukosten in demselben Verhältnisse kleiner. Diese Bemerkung trifft vorzüglich die kostbarsten Werke des Kanalbaues, nämlich die Wasserbrücken, welche für die Pferdsteige neben dem Kanal, und wegen Wasserhältigkeit der Ufer wenigstens die doppelte Breite der Eisenwege nöthig haben, und deßhalb auch doppelte Baukosten verursachen.

Sechstens. In Betreff der Schleußen ist schon bemerket worden, daß diese Kosten bei den Eisenwegen ganz entfallen. Dasselbe gilt auch von allen übrigen Bauwerken, welche bei Kanälen nur des Wassers wegen gemacht werden, nämlich von Sammlungsteichen (Reservoirs), Zuleitungsgräben, Ablösung des Wassers, Übersetzung der bestehenden Mühlwerke u. dgl. Auch die häufigen kleinen Brücken für die durchschnittenen Landwege sind bei Eisenwegen überflüßig, weil die Eisenschienen nur eine unbedeutende bewegliche Bedeckung nöthig haben, indem der zwischen beiden Geleisen ausgefüllte Pferdsteig Festigkeit genug besitzt, um gewöhnliche Landfuhren darüber gehen zu lassen, welches der ausgegrabene Wasserkanal nicht gestattet.

Siebentens. Kleine Anhöhen, wodurch die Beschwerlichkeit des Zugs auf Eisengeleisen nur um den dritten Theil oder um die Hälfte der nöthigen Zugeskraft vermehret, und von der entgegengesetzten Seite wieder vermindert wird, brauchen hier gar nicht in Anschlag zu kommen; weil die Zugpferde auf eine kurze Zeit um diesen Betrag mehr angestrenget werden können, wenn sie dagegen wieder eine eben so große Erleichterung zur Erholung erhalten. Bei den Bergwerksmaschinen, von welchen die Bestimmung der Pferdekraft abgeleitet worden, ist derselbe Fall vorhanden. Hiedurch kann der Weg in ebenen Gegenden oft beträchtlich abgekürzt, die Fahrt beschleunigt, und der Bauaufwand vermindert werden. Im Gegentheil ist man bei Kanälen des horizontalen Wasserstandes wegen genöthigt, alle solche Anhöhen mit beträchtlichen Kosten entweder zu durchgraben, oder zu umgehen.

Aus diesen angeführten Vergleichungen erhellet, daß die Bausumme für einen Schifffahrtskanal wenigstens dreymal höher steigen müsse, als für einen Eisenweg; welches noch von der Erfahrung bestätigt wird, indem eine Klafter Eisenweg in England auf 1 bis 1 ½ Pfund Sterling, und eine Klafter Schifffahrtskanal auf 4 bis 5 Pfund Sterling berechnet wird.

Nach diesen Aufklärungen wird es nicht schwer seyn, die Fälle zu bestimmen, in welchen Schifffahrtskanäle oder Eisenwege einander vorzuziehen sind. Es sey nämlich die Fracht, welche zu verführen steht, = F, der ganzjährige Kanalaufwand, welcher zur Verzinsung des Anlagskapitals und auf die Unterhaltung für jede Meile nöthig ist, = A; derselbe Aufwand bei dem Eisenweg = a. Die Pferdezugkosten sammt Knechten, welche im Durchschnitt für eine Meile und ein Pferd ausfallen, auf dem Kanale = P, und auf dem Eisenweg = p. Die Mauthabgabe, womit ein Zentner belegt werden muß, wird, offenbar erhalten, wenn die Unterhaltungskosten A, a mit dem ganzjährigen Frachtquantum F dividirt werden. Demnach sind die Transportkosten für einen Zentner und eine Meile auf dem Kanal $= P + \frac{A}{F}$ und auf dem Eisenweg $= p + \frac{a}{F}$. Werden diese einander gleich gesetzt, so wird $F = \frac{A - a}{p - P}$; oder das jährliche Frachtquantum, bei welchem Schifffahrtskanäle und Eisenwege gleiche Vortheile gewähren, wird erhalten.

wenn der Unterschied des jährlichen Aufwandes auf eine Meile mit dem Unterschiede der Zugkosten für 1 Zentner und 1 Meile dividirt wird.

Herr Ritter v. Gerstner nimmt hierauf die Baukosten einer Klafter Kanal nach Hogreve's Bericht auf 4 ¼ Pf. Sterl., sonach kostet eine deutsche Meile 18000 Pf. Sterl.

Das Drittel dessen giebt die Baukosten für eine Meile Eisenweg. Rechnen wir den nöthigen jährlichen Aufwand auf Zinse und Unterhaltungskosten zu zehn Prozent vom Anlagkapital, oder in runden Zahlen auf 1 Gulden Konv. Geld von jedem Pfund Sterling, so ist

A = 18,000 fl. und
a = 6000 fl.

Für dieselben Jahre, von welchen diese Bau- und Unterhaltungskosten genommen wurden (1770 — 1790), dürften die Kosten eines Zugpferdes sammt der nöthigen Mannschaft zur Bedienung des Schiffes und übrigen Auslagen täglich auf 4 fl. zu berechnen seyn, und weil auf Eisenwegen ein Paar Schiffleute entfallen, und die Fahrt bergab ohne Zugpferde bewerkstelliget wird, so dürften wir dieselben Kosten nur zu 3 fl. anschlagen.

Wird nun angenommen, daß die Schiffe und Wagen täglich 5 Meilen zurücklegen, und daß von einem Pferd auf dem Kanale 400 Zentner geführet werden, so ist $P = \frac{4}{5.400} = \frac{1}{500}$ und $p = \frac{3}{5.75} = \frac{4}{500}$; folglich $p - P = \frac{3}{500}$; sonach $F = \frac{A - a}{p - P} = 2{,}000000$ Zentner. Also ist ein jährliches Frachtquantum von zwey Millionen Zentner nöthig, wenn der Kanal dieselben Vortheile wie die in England gewöhnliche Landfracht auf Eisenwegen leisten soll. Auf dem englischen Kanal zwischen Liverpool und Leeds wurde das jährliche Frachtquantum auf 6 Millionen Tonnen, jede zu 2000 Pfund (über 10 Millionen n. öst. Zentner) angeschlagen. Hieraus erhellet, daß dieser Kanal zu seiner Zeit sehr zweckmäßig angelegt worden, und in Vergleichung mit der in England gewöhnlichen Fracht auf Eisenwegen einen entschiedenen Vorzug behaupte.

In dem obenangeführten Fall zwischen Hohenfurt und Linz sind die Kanal- und Schleußenbaukosten für eine Länge von 5 Meilen auf 5,000,000 fl. berechnet worden. Werden hievon 3,000,000 fl. für die Schleußen abgerechnet, und von dem Ueberreste ⅓ oder höchstens ⅔ für die Baukosten des Eisenweges genommen, so würde derselbe auf 800,000 fl. zu stehen kommen. Hievon 10 Prozente für den nöthigen Aufwand auf Zinse und Konservation berechnet, geben für eine Meile A = 100,000 fl. u. a = 16,000 fl. Setzen wir noch, wie zuvor $p - P = \frac{3}{500}$, so wird $F = \frac{A - a}{p - P} = 14{,}000{,}000$. Demnach würde ein jährliches Frachtquantum von 14 Millionen Zentner erst im Stande seyn, die Frachtkosten nur so weit herabzubringen, als es durch die Fracht auf in England gewöhnlichen Eisenwegen geschieht. In diesem Falle würde jedoch noch Jedermann dieselben Vortheile lieber mit einem Aufwand von 800,000 fl. auf dem Eisenweg als mit 5,000,000 fl. auf dem Kanal zu erzielen suchen.

In diesen Beispielen ist die Fracht für ein Pferd auf horizontalen Eisenwegen nur zu 75 Zentner angenommen worden; die vorhergehende Abhandlung hat jedoch gelehrt, daß die Last, welche ein Pferd auf horizontalen Eisenwegen führen kann, über 900 Zentner steigen könne, wenn die Wägen die angegebene Einrichtung mit Friktionsrädern erhalten. Wenn indessen hievon nur 300 Zentner angenommen wird, so giebt die angeführte Rechnung schon für den Kanal und für den Eisenweg gleiche Frachtpreise; weil $P = \frac{4}{400}$ und $p = \frac{3}{300}$ einander gleich sind. Dieser Fall findet überhaupt statt, wenn die Ladung auf dem Kanal sich zur Ladung für dieselben Zugpferde auf den Eisenweg verhält, wie die täglichen Kosten der Zugpferde und Schiffknechte auf dem Kanal zu denselben Kosten auf dem Eisenweg.

Dieselbe Rechnung, welche hier zur Vergleichung der Schifffahrtskanäle mit Eisenwegen angeführet worden, läßt sich auch bei der Vergleichung der Eisenwege mit gemachten Straßen anwenden. Setzen wir nämlich die jährl. Zinsen der Anlagskapitale und die Konservationskosten für eine Meile Eisenweg A = 8000 fl., für eine Meile gepflasterter Straße a = 4000 fl. und rechnen wir die Ladung für ein Pferd auf einem horizontalen Eisenweg zu 300 Zentner, auf einer horizontalen guten Straße zu 20 Zentner, so ist $p = \frac{3}{5.20}$ und $P = \frac{3}{5.300}$; folglich $F = \frac{A - a}{p - P} = \frac{4000.500}{14} = 142857$ Zentner, oder im Durchschnitte auf jeden Tag im Jahre beinahe 400 Zentner. Wo demnach nicht bedeutend mehr als täglich 400 Zentner abzusenden und zu verführen sind, dort könnte

kein Kanal und kein Eisenweg, sondern nur eine gemachte Straße mit Vortheil statt finden.

Diese Betrachtungen über Schifffahrtskanäle, Eisenwege und gemachte Straßen, schließt der Hr. Verf., haben die Verminderung der Transportkosten für die Handlung zum Gegenstand, und dienen eigentlich dazu, um die Fälle anzugeben, in welchen eine gemachte Straße dem Eisenwege, und dieser dem Schifffahrtskanale vorzuziehen ist. Es giebt jedoch noch mehrere Rücksichten, welche bei Anlegung der Kanäle genommen worden sind, und welche die angeführte Rechnung ändern. Der Kanal von Languedok in Frankreich ist nicht so sehr der Handlung wegen als vielmehr zur Erleichterung der Kriege gegen Spanien erbauet worden. Eben so hat der römische General Drusus in Holland von seinen Soldaten die Yssel-graben lassen, um die nördlichen deutschen Provinzen mit mehr Vortheil bekriegen zu können. Die neuen Kanäle in den niederländischen Provinzen sind beynächtlich zur Entwässerung der Ländereyen angelegt, und werden für den Handlungsverkehr nur gelegenheitlich benützt. Da in solchen Fällen von den Frachten nur ein kleiner Beytrag zu den Bau- und Unterhaltungskosten gefordert wird, so ergiebt sich auch für die Fracht eine vortheilhaftere Rechnung. Nur in England sind die neuern Kanäle bloß aus Handlungsrücksichten erbauet, dagegen aber zur Verminderung der Baukosten auch schmäler als die ältern Kanäle angelegt worden. Dieses Land hat keine so hohen Gebirge als Böhmen und der größere Theil von Europa; dort sind auf 1000 englische Meilen nur 1200 Schleußen, folglich im Durchschnitt auf einer deutschen Meile nur fünf bis sechs Schleußen anzutreffen; dagegen wären in dem oben angeführten Falle zwischen Linz und Hohenfurt auf eine Meile 62 Schleußen nöthig. Das große Kommerz, welches in England auf einem sehr kleinen Flächenraum vorhanden ist, giebt auf jeder Straße außerordentlich viele Frachten. Der Seehandel, worauf diese Insel ihren Wohlstand gründet, hat die allgemeine Richtung für das Seewesen und eine Vorliebe der Nazion für die Schifffahrt gebildet; man findet leichter Matrosen und Schiffe als Fuhrleute und Frachtwägen. Unter solchen Umständen sind zwar in England an Orten, wo sich keine Gelegenheit zu Schifffahrtskanälen vorgefunden hat, die Wege zuerst mit abgezimmerten Holze, und dann mit eisernen Schienen belegt, und auf solche Art die Erfindungen der eisernen Wege und der Rollwägen gemacht worden; aber dieselben Umstände machen auch begreiflich, warum diese Erfindung dort nicht zu dem Grade der Vollkommenheit gebracht wurde, dessen sie empfänglich ist: obgleich auch hierüber neuere Nachrichten erzählen, daß gegenwärtig in England noch längst der Kanäle Eisenwege gebauet werden, um sich nach Umständen bey einen oder anderen zu seinem größeren Vortheile bedienen zu können.

Diese Darstellung des Gegenstandes scheint demnach hinlängliche Gründe zu enthalten, um die Bewohner des hohen festen Landes darüber zu trösten, daß ihnen die Natur zu Schifffahrtskanälen nicht dieselbe Gelegenheit gegeben hat wie dem niedrigen Küstenlande, und auch um zu überzeugen, daß zu einem vortheilhaften Kommerze nicht unumgänglich nothwendig sey, das feste trockene Land gegen seine Natur in Wasserland umzuschaffen, und des horizontalen Wasserstandes wegen mit ungeheuren Kosten Berge zu durchgraben, und tiefe Thäler und Flüsse mit Brücken zu überspannen, um Schiffe über Maßbäume hinwegsegeln zu sehen. Solche Schauspiele, die gegenwärtig als Denkmäler der Kunst des Zeitalters betrachtet werden, dürften sich keine längere Dauer als die römischen Wasserleitungen zu versprechen haben, weil die Nachwelt bei einer Veränderung der Umstände zur Überzeugung kömmt, daß der Vortheil, den solche Bauwerke gewähren, nicht mehr der Unterhaltungskosten werth ist, sonach dem Verfall überlassen werden müsse. Gegen solche Betrachtungen wird zwar noch eingewendet, daß der Geldaufwand auf dergleichen Werke für die Nazion eigentlich keine Ausgabe sey, weil das verwendete Geld im Lande bleibt, von andern Unterthanen desselben Staates wieder eingenommen wird, und eigentlich nur den wünschenswerthen Geldumlauf befördert. Aber ohne dasjenige anzuführen, was die Steuerpflichtigen gegen diese Meinung zu erinnern haben möchten, so ist doch sicher die Zeit und die Arbeit, welche die Staatsunterthanen auf solche Unternehmungen verwenden müssen, unwiederbringlich ausgegeben.

Europa dürfte nach so langen verheerenden Kriegen sehr viel zu bauen finden, und deßhalb nöthig haben, die menschlichen Arbeiten mit sparsamer Hand abzumessen, um sie auf mehrere Gegenstände vertheilen zu können; und das Zeitalter, worin mit Wenigem viel geleistet wurde, dürfte auch von den Nachkommen mehr Dank und Ruhm als vom Gegentheil zu erwarten haben.

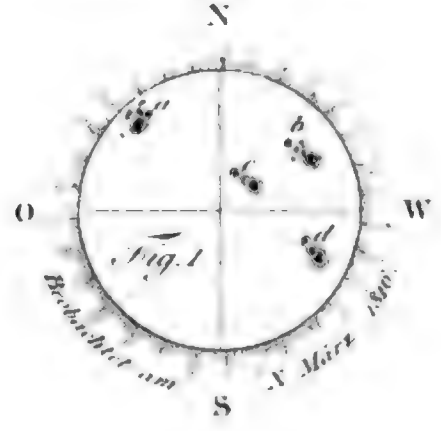
(Fortsetzung folgt.)

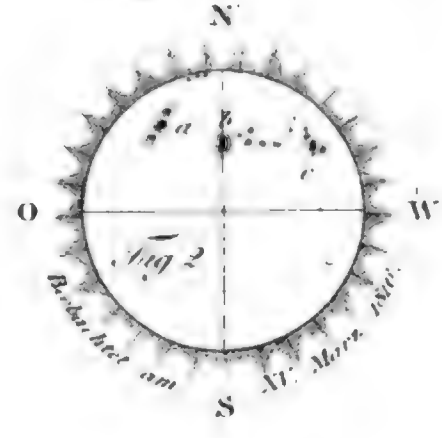
Druckfehler in Nr. 18.

S. 140 1te Spalte Z. 12 v. oben Sollen statt Sollten.
— — — — — 2 v. unten nach statt noch.
— 141 — — — 8 v. o. dennoch statt demnach.
— — — — — 8 v. u. ergänzen statt erzeugen.
— — 2te — — 9 v. o. truchiger statt loser.
— — — — — 13 v. u. Colahuna statt Colahuna.

Kupfertafel No. 4

Sonnenflecken.





Zu Hesperus außerordentliche Beylage 1810. No. 4

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 27. Juny.

Vaterlandskunde.

Statistische Beschreibung des Myslenicer Kreises.

a) Flächeninhalt, Länge, Breite und Lage des Kreises.

Der Flächeninhalt besteht in 62 ½ □ Meilen; 4082 Seelen auf eine □ Meile. Die größte Länge von Myslenice bis Biala ist 10 Meilen. Die größte Breite im Kreuz von der Weichsel bei Samborek bis nach Sieniawa an der ungarischen Gränze beträgt 7 österreichische Meilen, und die Diagonal-Breite von Skawina bis an die schlesische Gränze bei Petroczyn, der Straße nach, 17 Meilen.

Das Land ist flach, längst der Weichsel von Raysko bis Polanka und längst der Sola von Czaniec bis Grojec beiläufig 3 □ Meilen.

Der Rest des Kreises ist Flözgebirge, und das höhere Gebirg läuft längst der Gränze des Neusandecer Kreises und Ungarn von Myslenice bis Biala.

b) Flüße und Bäche.

Der Hauptgränzfluß ist die Weichsel. Die Sola entspringt im Kreise hinter Soll, und fällt bei Dwory in die Weichsel. Die Skawa entspringt hinter dem Dorfe gleichen Namens, Wysoker Herrschaft, und fällt bei Wobolske, in die Weichsel. Die Raaba kommt hinter Roba wyznia aus dem ungarischen Gränzwald, vermischt sich hinter Kabien und Krzczonow mit dem Bache Krzczonowka, und fließt bei Osieczany in den Bochnier Kreis. Die Kozlaraba entspringt bei Przyborow und fließt bei Zywice in die Sola. Diese Gebirgsgewässer hemmen sehr oft die Communication, sind bei großem Wasser schiffbar, wo dann Holz und Salz auf denselben in die Weichsel transportirt wird. Die Bäche: Siezoek, Biatka, Lekawka, Wieprzowka, Skawinka, Krzczanowka, Krzebunka und Wysinka führen die Namen der Ortschaften ihres Ursprungs.

c) Brücken

befinden sich keine gemauerte. Schiffbrücken sind bei Wadowice über die Skawa, bei Kobiernice und Babice über die Sola; außerdem giebt es mehrere hölzerne Brücken.

d) Gränzen.

Der Kreis gränzt nach Osten mit dem Bochniaer und Neusandecer Kreise; nach Süden mit dem Neusandecer Kreise und Arvaer Komitat. Nach Westen mit dem Trentschiner Komitat, und österreichisch Schlesien, eigentlich mit dem Teschner Kreise. Nach Norden mit preußisch Schlesien, namentlich mit dem Fürstenthume Anhalt Pleß, dann mit dem bisherigen Herzogthume Warschau.

e) Verschiedene politische und andre Behörden des Kreises.

Außer dem Kreisamte und der Kreiskasse zu Myslenice befindet sich daselbst noch ein Tabaks-Kommissariat und Revisor. Werbbezirks Kommanden zu Myslenice und Kenty; Verpflegsmagazinsämter zu Myslenice und Wadowice. Salinen Verschleißniederlagen zu Kalwarya, Oswiecsym und Dwory. Straßenbau-Kommissariate zu Myslenice, Kenty, Zywiec (oder Seybusch). Gränz-Kommissariate zu Myslenice, Wadowice und Kenty. Haupteinbruchszollämter, zu Babice, Mogilany und Podwilk. Gränzzollämter, zu Skawina, Spytkowice. Wegmauthämter, zu Myslenice, Wadowice, Kenty, Biala, Andrychau, Zywiec, Mogilany und Babice. Postämter, zu Myslenice, Izdebnik, Mogilany, Wadowice und Kenty. Tabaks-Revisoriat zu My-

sienice und Andrychau. Lotto-Collecturen zu Biala, Kenty und Wadowice. Navigations-Ingenieur zu Oswiencim.

f) Merkwürdigkeiten an Gebäuden, Denkmälern, Ruinen, Bibliotheken, Kunstwerken sind keine im Kreise; nur zu Zywiec befindet sich ein botanischer Garten und Treibhaus. In Absicht auf Maschinerie sind die zu Biala vorhandenen Tuchspinner-, Scheer- und Krempel-Maschinen bemerkungswerth.

g) Volksmenge im Jahre 1815.

Dominien	Ortschaften	Städte: königliche	Städte: municipal	Marktflecken	Dörfer	Häuser: christliche	Häuser: jüdische	Häuser: Zusammen	Wohnparthegen: christliche	Wohnparthegen: jüdische	Wohnparthegen: Zusammen
150	335	3	7	2	321	35915	164	36079	60289	632	60921

Bauernansässigkeiten	Geistliche	Adeliche	Beamte und Honoratioren	Bürger u. Professionisten	Bauern	Häusler und Gärtler	Zeitlich Befreyte	Anwendbare	Minder Anw.	Nachwachs: Von der Geb. bis 14 Jahr.	Nachwachs: Von 15 bis 17 Jahren.	weibliches Geschl.	Summa der ganzen Population	Hierunter befinden sich Juden: männlich	Hierunter befinden sich Juden: weiblich	Hierunter befinden sich Juden: Summa der Juden
16671	189	347	217	1259	16671	329	10	238	39114	50970	7559	136283	255181	1439	1439	2878

h) Vorzüglichste Herrschaften und Ortschaften.

Wieprz und Zywiec hat 28 Dörfer; Eigenthümer Andreas Graf Wielopolski, der größtentheils zu Zywiec seinen Wohnsitz hat.

Landskron, hat 21 D.; Eigenth. Herzogin Carignan, beständig in Sachsen und Paris abwesend.

Myslenice, hat 12 D.; Eigenth. Ebendieselbe.

Godygowice, hat 18 D.; Eigenth. Gräfin Borzecka, zu Lemberg beständig.

Bestwine, Zywiec, Gianier, hat 17 D.; Eigenth. Herzog Albert zu Wien.

Slemien, hat 11 D.; Eigenth. Ignaz Graf Wielopolski, beständig auf seinen Gütern im Herzogthum Warschau zu Bobrek.

Zator, hat 9 D.; Eigenth. Gräfin Tyszkiewicz zu Wien beständig.

Cameralherrschaft Makow, hat 10 Dörfer.

Stadt Kenty enthält . .	401	Häus. und 3283	Seel.
Dorf u. Herrsch. Ugsol enth.	384	— — 2571	—
detto detto Wieprz und Andrychau enthält . .	373	— — 2847	—
Stadt Zywiec enthält .	373	— — 2673	—
detto Biala enthält . .	362	— — 3611	—
Dorf Pcim Myslenicer-Herrsch.	357	— — 2549	—
detto Siedzina Makower H.	337	— — 2358	—
Stadt Andrychau enthält	333	— — 2963	—
Dorf Bulowice nämlicher Herrschaft enthält . .	323	— — 2274	—
detto Zawoja Makower Herrschaft enthält	328	— — 3504	—
Stadt Wadowice enthält	315	— — 2014	—
Dorf Sulkowice Landskroner Herrschaft enthält .	302	— — 2119	—

Diese Dominien und Ortschaften gehören mit der Konskription zu den beiden Werbbezirken in Myslenice und Kenty. Die Juden stehen unter der Haupt-Judengemeinde zu Oswiecim, dann der Filialien zu Zator und Komorowice.

i) Areale, Viehstand, Mühlen, ökonomische Production, und andere Verhältnisse.

Flächeninhalt der Aecker, Wiesen, Gärten, Hutweiden und Waldungen				Viehstand							
An Ackergründen	469924	Joch,	1117/8 □Klf.								
„ Wiesengärten	30540	„	— —								
„ Hutw. u. Gest.	83436	„	3041/8 —								
„ Waldungen	152897	„	330 1/2 —	Pferden	Hengste	Stuten	Wallachen	Zusammen	Ochsen	Kühe	Schafe
Zusammen .	536798	Joch,	1521/2 □Klf.	202	94	1911	11067	13274	10751	74546	24622

Mahlmühlen					Brett-	Getränk-Erzeugung			
Wasser-	Wind-	Mühl-	von	von		Bier		Brand-	Meth
Mühlen		gänge	Stein	Holz	Mühlen	einfaches	doppeltes	wein	
129	6	186	24	125					
Hievon haben beständiges Wasser						Fässer à 40 Garnz		Garnz	
67	—	121	21	52					
Zufälliges Wasser									
62	—	65	3	59	40	1662	8447	286648	47194

Aussaat

An Weizen	3565	Korez,	1 Garnz
— Korn	23422	—	19 1/8 —
— Gerste	7659	—	10 —
— Haber	70769	—	9/8 —
— Halde	407	—	31 —
— Hirse	102	—	6 —
— Erbsen	384	—	24 1/8 —
— Linsen	10	—	28 —
— Bohnen	157	—	4 3/8 —
— Wicke	85	—	22 3/8 —
— Hanf	738	Centn.	8 3/8 —
— Flachs	2007	—	15 —
— Erdäpfel	37653	Korez	11 3/8 —

Erndtung nach dem dreijährigen Durchschnitt.

An Weizen	5073	Korez,	3 3/8 Gar.
— Korn	40358	—	10 1/8 —
— Gerste	18178	—	21 1/8 —
— Haber	127090	—	11 3/8 —
— Halde	507	—	8 1/8 —
— Hirse	396	—	17 —
— Erbsen	709	—	13 3/8 —
— Linsen	22	—	5 —
— Bohnen	220	—	3 1/8 —
— Wicke	206	—	2 —
— Hanf	7382	Cent.	40 1/8 15
— Flachs	7821	—	— —
— Erdäpfel	128709	Korez,	10 3/8 Gar.
— Heu	9237	Fuhren.	
— Holz	60000	Klafter.	

Markts-Mitteldurchschnitts-Preise vor dem Anbau des heurigen Jahres 1815.

Weizen	Korn	Gerste	Haber	Heu	Stroh	Hirse	Halden	Erbsen	Erdäpfel
Korez				Centner		Korez			
fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.
35 33	28 42	20 55	9 28	2 43	2 2	44 12	33 21	26 42	6 47

hartes	weiches	Weizen	Gersten	Hirsen	Halden	Weizen	Korn	doppeltes	einfaches	guter	ordinärer	Butter	Inslicht	Rindfleisch	aspänn. Wagen	Handlanger
Holz		Graupen				Mehl		Bier		Brandw.			Pfund		täglich an Taglohn	
hartes		die galizische Quart														
fl. kr	fl. kr	Kreuzer								fl. kr.	kr.	fl. kr.	kr.		fl.	kr.
11 47	9 11	36	16	24	20	15	11	6	6	1 20	56	1 8	59	14	3	1½ 1

Wirthschaftsverwaltung und Erwerbsquellen des Kreises.

Da der Kreis größtentheils aus kleinen Herrschaften mit einzelnen Dörfern besteht: so werden die Güter fast allgemein von den Eigenthümern selbst verwaltet; in Pacht befinden sich die Herrschaften Wilkowice, Andrychau mit Inwald, Kalwarya, und die Religionsfondsgüter Rzorzow, Bakow, Conczazny. Die Herrschaften Westwina mit Zywiec und Czaniec werden durch die herzogliche Direkzion, so wie die Herrschaften Myslenice und Landskron durch herzogliche Verwalter besorgt.

Das Erdreich ist in den Ebenen zwischen der Weichsel und Sola feuchtbar, es gedeihet Korn und Weizen ohngefähr zwischen 4 und 7 Körnern in gewöhnlichen Jahren, nur mittelmäßig ist der Ertrag im anfangenden niedrigen Gebirge, und zwar zwischen 3 und 5 Körnern; im Gebirge aber wird bloß Haber gebaut, der selten dem Landmanne über den Samen 1 bis 1 ½ Körner gewinnen läßt, auch blos des Strohes halber angebaut wird. Erdäpfel werden überall mit gesegnetem Erfolg gebaut.

Die Waldungen bestehen in ⅔ Laub und ⅓ Nadelholz. Sie liefern an Brennholz gegen 60,000 Klaftern; häufiges Schiffsbau- und Bauholz wurde vormahin aus dem Gebirge bis Danzig durch die Weichsel mit großem Gewinne geflößt. Die Dominien

Wieprz ad Żywiec, Rajcza, Rycerka, Soll, Kamieśnica, Przyborow und Bystra hatten ihren großen Ertrag davon, der gegenwärtig blos auf Bau- und Brennholz, nach Krakau beschränkt ist. In den Makower Kameral-Waldungen, werden Faßtaufeln bis 50,000 Schock jährlich für die Salinen nach Wieliczka erzeugt.

In dem hohen Gebirge an der ungarisch und schlesischen Gränze gibt es auch Wagenschmierbrennereyen. Die Viehzucht wird nicht besonders betrieben; es gibt keine Stüttereyen, und die im Gebirge unterhalten werdenden Schafe, werden im Herbste nach Mähren und Schlesien heerdeweis zu mehreren 100 Stück verkauft; zu Mogilany, Kossowa, Chorowice und Landskron befinden sich gegen 300 Stück spanische Schafe. Die Bienenzucht ist von gar keinem Belang, es dürften kaum 2000 Stück Bienenstöcke im Kreise vorfindig seyn. Wildbahn wird keine gehegt, und es wird blos die wilde Jagd, jedoch mit wenigem Erfolg betrieben. Bergwerke, Hammerwerke, Mineralwässer, Steinkohlen, Torf und Schwefel, sind nirgends vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

2.

Vaterlandskunde.

Beitrag zur Geschichte der Invalidenversorgung in Oestreichs Erbstaaten.

Vom Herausgeber *).

Dem Verdienste seine Kronen!

Erfreuend und ehrenvoll hat sich das moralische Gefühl der Dankbarkeit und Wohlthätigkeit so vieler edler Staatsbürger gegen die Invaliden des österreichischen Kaiserstaats ausgesprochen! Große Summen sind zusammengeflossen und noch dauert die Regsamkeit fort, mit der man mittel- und unmittelbar für dieses Versorgungsinstitut zu wirken sucht. Ein schönes unvergeßliches Denkmal der Zeit, würdig neben der dankbaren Sorgfalt Josephs des II. zu stehen, der diesem ehrwürdigen Stand zuerst Invalidenhäuser gebaut und ihm zweckmäßige Versorgung zu geben gestrebt. Die mitleidsvollen Beweggründe zu solchen Thathandlungen sind dem besseren Menschen so nahe und natürlich, daß sie nur brauchen durch Wort, That und Beispiel geweckt zu werden, um den wärmsten Antheil zu finden. Wir sind durch unsre öffentlichen Blätter auf den ersten durch Wort und That bezeichneten Erwecker dieses edlen Gefühles gekommen und glauben es dem Manne und der Sache schuldig zu seyn, That und Namen, der Vergessenheit zu entziehen; um so mehr, als die Idee so glänzenden Erfolg hatte, daß darüber der Urheber nicht nur vergessen ward, sondern sich auch Andre als solche darstellten.

In der wiener Zeitung Nr. 108 den 9. September 1813 fanden wir nachstehende Regierungsanzeige:

Der wegen seiner patriotischen Denkungsart rühmlich bekannte Besitzer der Herrschaften Brunn am Walde und Nagelsdorf, Joseph Michael v. Ehrenfels, hat angebothen, zwei in dem gegenwärtigen Kriege invalid gewordene Soldaten lebenslänglich zu versorgen, und er hat ihnen, nebst freyer Wohnung, ärztlicher Hilfe und Medikamenten, die gesammte Invalidenbekleidung und Wäsche, den Invalidengehalt, 4 Klafter Holz, an Korn 6, an Weitzen 3, an Erdäpfeln 4 Metzen jährlich, dann ein Stück Land für ihren Gemüsebedarf, endlich nebstdei jedem täglich 1 Seidel guten Wein, zugesichert.

Von einem Privaten ein großmüthiger und einer der bedeutendsten Beiträge in der Geschichte der Invalidenversorgung.

Dieser edle Antrag war in diesem Krieg der erste, der zu Gunsten der Invaliden erschien. Wir forschten nun der Sache weiter nach, und erfuhren: daß dieser Antrag mit einer herzerhebenden Einbegleitungsschrift Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter Grafen Saurau überreicht, sogleich in Wien und bei allen gutgesinnten Patrioten große zur Nachahmung anregende Wirkung gehabt.

Merkwürdig ist es: daß dieser Antrag sammt Einbegleitung enthusiastisch unter dem Te Deum, welches bei St. Stephan über den entscheidenden Sieg bei Kulm abgesungen wurde, verfaßt und sogleich überreicht worden. Ein solches mit Gott und Dank angefangenes Werk mußte Frucht bringen. — In der Einbegleitung wurde gesagt: daß sich die Dankbarkeit derer, die sich im Schooße des Vaterlandes so muthvoll vertheidiget finden, am würdigsten dadurch ausspreche, daß sie mitleidig jener gedenkt, die in Tagen der Gefahr als Verstümmelte fallen. Die vielen und schlachtenvollen Kriege hätten alle Staaten unvorbereitet gefunden, ihre Invaliden würdig zu versorgen. Diese süsse Pflicht müsse sich dem besseren Menschen aufdringen, wenn er Oestreichs Krieger, wie jene Spartaner bei Termopylä siegen

---

*) Ich hoffe noch mehrere solcher wichtigen Beiträge zu geben und fordere Jeden zur Mittheilung ausgezeichneter ähnlicher Gesinnungen und Handlungen auf. Das Vaterland muß seine ächten Söhne kennen lernen. D. H.

und fallen sieht: Wanderer sag's zu Sparta, daß seinen Befehlen gehorsam wir alle erschlagen hier liegen, kann man auf das Grab von Tausenden schreiben! — Eine so reine Idee brauche in diesen Zeiten und unter unsern Mitbürgern nur geweckt zu werden — und tausende, wo nicht Alle sind dankbar versorgt, u. s. w. Von dieser Einbegleitungsschrift ließ der Verfasser mehrere Abschriften nehmen und in den besten Zirkeln Wiens zirkuliren. Die Gefahr, und der diese Gefahr entfernende Sieg machten empfänglich, und so wurde zu guter Zeit der Same ausgestreut, von dem wir bereits so schöne vaterländische Früchte haben. Es wäre nicht edel, wenn wir die schönste und lebhafteste Veranlassung hiezu nicht dankbar aufbewahrten, und so lasse sich der reine thätige Menschen- und Jovialitätsfreund dieses bescheidene Gedächtnißblümchen gefallen! Selten vereinigen sich Vermögen und Geist, noch seltner werden sie vereint zu solch humanen Staatszwecken angewendet.

Correspondenz und Neuigkeiten.

1.

I. Einige Aufschlüsse über den Tugend-Verein und deutschen Bund.

Vorgeschriebener Eid des Bundes.

Vorwort.

Herr geheimer Rath Schmalz hat behauptet, es gebe eine politische Verbindung in Deutschland. Hr. G. St. R. Niebuhr läugnet es.

Der nachfolgende, aus guter Quelle mitgetheilte Eid beweist: daß eine solche Verbindung vorhanden ist.

Im Namen des dreieinigen Gottes!

Was wir mit vereinter Kraft gegründet, das wollen wir mit inniger Treue erhalten, die Freiheit des deutschen Vaterlandes. Darauf reichen wir uns die deutschen Rechte, und geben uns das heilige deutsche Wort! Blut und Leben für das gemeinsame Vaterland, Blut und Leben für den angestammten deutschen Fürsten! Heil und Segen ihm und seinen Erben. Wir treten als Brüder zusammen, nicht rosten zu lassen das gelobte Schwerdt, treu seines Winkes gewärtig und seines Worts.

Was Lycurg und Leonidas, was Scävola und Regulus unsterblich macht, dazu fühlen auch wir die Kraft im deutschen Herzen! Wir alle, die wir uns nicht kennen, sind eins, und auch ich habe dem großen Bunde der Deutschen geschworen. Plutarch soll mich lehren, wie große Männer lebten und wandelten; Tacitus mir zeigen, wie der Feind selbst den alten Germanen verehrte, der es für untilgbare Schmach hielt, seinen Fürsten im Treffen überlebt zu haben, und die Freiheit seines Stammes. An dem zweifachen Winkelmaß in der mir gelehrten Stellung werde ich meinen Bruder erkennen; Liebe, Glaube, Hoffnung und deutsche Treue werden uns verewigen.

Ich verspreche dem Bruder ꝛc.

welcher mich zum Gliede dieser großen Kette aufnahm, die schriftlichen Verpflichtungen der Brüder zu übersenden, welche ich des deutschen Bundes würdig befinden und ihm zuführen werde; eben so die Verpflichtungen aller Brüder, welche durch Brüder aufgenommen, die ich aufnahm, oder deren Aufnahme ich veranlaßte, durch die Aufgenommenen der Brüder, die ich selbst aufnahm. Diese Verpflichtungen werde ich ihm noch an demselben Tage übermachen, da ich sie erhalte, wenn er solches nicht ausdrücklich anders bestimmt. Hierauf habe ich ihm mein deutsches Wort gegeben.

Der Bund hat mir durch diesen Bruder, der mich geprüft und der Aufnahme würdig befunden, die Zusicherung gegeben, daß er Mittel besitze oder finden werde, mich, so viel es in menschlicher Macht steht, von jedem Kummer zu befreien, der mich drückt, und mir die Erfüllung aller meiner billigen, vernünftigen und verdienten Wünsche verheißen. —

Darum will ich dem Bruder ꝛc.

binnen 7 Tagen alles offen und herzlich anzeigen, was mich beunruhigt, was mich kränkt, und wornach ich strebe, ihm aber auch zugleich den Plan meines künftigen, und das Bild meines verflossenen Lebens eben so offen und ungeschmückt vorlegen, damit er überzeugt werde, daß der Bund keinem Unwürdigen seine Unterstützung gewährt. Diesen Vorsatz will ich gleichfalls allen von mir aufzunehmenden Brüdern für sich und ihre Aufzunehmenden als Versprechen auflegen, und ihre Pläne gleichfalls an demselben Tage, als sie mir selbige zustellen, dem Bruder ꝛc.

zur weitern Beförderung einhändigen und übersenden.

Ehe der Mond dreimal seine Scheibe füllt, hat er mir Antwort auf meine Erklärungen und Wünsche im Namen des Bundes, und ehe ein Jahr seinen Kreislauf

vollendet, Erfüllung meiner billigen, vernünftigen und verdienten Wünsche verheißen, und die Stellung auf den Platz, wo ich meinem Fürsten und meinem Vaterlande am nützlichsten, nach Maßgabe meiner Kräfte, dienen, und welcher meinen dem Bunde vorgelegten Wünschen am angemessensten ist.

Wir haben beide das Versprochene und Verheißene, und männliches Schweigen mit einem deutschen Handschlage bekräftigt, und mit dem Kuße des Bundes durch die uns heilige Zahl, und wollen das beide treu halten, so wahr uns Gott helfe zur ewigen Seligkeit. Amen.

2.

Eine sogenannte Société des poignards hat es meines Wissens nie gegeben, wohl aber kenne ich einen Verein, welcher sich zu Zeiten der großen fremden Schmach hochherzig verband, der Welschen Übermuth zu züchtigen, das Vaterland von Räuberhorden zu befreien, und die undeutsch gewordenen Deutschen zu ihrer heiligen Pflicht zurückzubringen. Und ob es gleich noch zu früh war, so zeigten sie doch den Weg, den man wandeln sollte, um aus der Sklaverey zu kommen. Die Namen Oels, Schill und Hofer werden ewig in der Geschichte glänzen. Die kühnsten Unternehmungen mißglückten; der Verein zagte nicht, wurde immer größer, doch geheim. Ihr Schwur war: Bei der ewigen Wahrheit, Blut und Leben im Vereine der Tugend für das weinende Vaterland, Frieden und Menschheit, Fluch und Untergang allen Feinden des Vaterlandes. Die Kühnsten darunter trugen einen verborgenen dreieckigen Dolch, dessen Griff das heilige Kreuz darstellte, um im Nothfall zu rechter Zeit der Schmach entgehen zu können, welche eilf ihrer Brüder in Wesel erduldeten. Das Vaterland erwachte und der Verein that seine Schuldigkeit. Man sagt: er hätte dem ehemaligen zusammengeflickten . . König von Westphalen oft vielen Kummer verursacht, deßwegen derselbe auch ein äußeres Zeichen, welches die Brüder trugen, in seinen Staaten verbieten ließ. Der Verein besteht übrigens noch allenthalben, tritt aber nur dann in Thätigkeit, wenn sich die Welschen mausig machen. *)

Der schwarze Becker.

II

Nagy-Enyed in Siebenbürgen.

Der Chirurgus F** H** sezirte den Leichnam eines Selbstmörders, zog die Haut ab, ließ sie durch einen Klausenburger Weißgärber gehörig zubereiten und schenkte sie dann in die Bibliothek des reformirten Collegiums zu Nagy Enyed. Der Vorfall ist in dessen allerhöchsten Orts angezeigt worden und darüber mit Recht das größte Mißfallen zu erkennen gegeben worden.

*) Allgem. Anzeiger der Deutschen. Nr. 22, 1816. S. 223.

III.

Patriotismus.

Rossy's Denkbuch für Fürst und Vaterland.

Zufällige Umstände verhinderten, eines Unternehmens in diesen Blättern zu gedenken, das seinem Urheber die größte Ehre macht und bereits die wohlthätigsten Folgen hatte.

Herr Joseph Rossy (welchem die Leser des Hesperus so wie des ehemaligen patriotischen Tageblatts mehrere schätzbare Beiträge verdanken) hatte die glückliche Idee dem glorreichen, errungenen, endlichen Frieden ein interessantes Denkmal dadurch zu stiften, daß er eine Beschreibung aller Feierlichkeiten, welche derselbe in allen Theilen der Monarchie veranlaßt, so wie einzelne darauf Bezug habende patriotische Handlungen, in einem Werke zusammen gab, und dasselbe zugleich mit dem Verzeichniß aller über den Gegenstand erschienenen Schriften, Gedichte ꝛc. ausstattete. Er gab ihm den sehr passenden Titel: Denkbuch für Fürst und Vaterland, und widmete schön und edel den ganzen reinen Erlös zur Unterstützung der armen 1813 bei Kulm verunglückten Einwohner, welche für uns Alle ein blutiges Opfer wurden, denen wir daher Alle eine große Schuld abzutragen haben. Gelang dem Feinde der Durchbruch bei Kulm, weich' eine andre Geschichte schrieben wir itzt!

Dieses Denkbuch ist nun in 2 Bänden bei Wallishauser in Wien (Neuburgergasse Nr. 1177) erschienen, mit Beifall von der hohen Stelle aufgenommen und die Beförderung des Werks allen Magistraten und Dominien anempfohlen worden. Der erste Band enthält zugleich eine chronologische historische Darstellung der Kriegsereignisse vom Beitritt der Coalition bis zum Pariser Frieden, die Beschreibung der Rückreise Sr. Majestät des Kaisers von Paris bis Wien. Er kostet broschirt mit Kupfern 6 fl. 18 kr. und ohne Kupfer 3 fl. 18 kr. Der zweite 47 Bogen starke Band kostet mit 6 Kupfern broschirt 6 fl. 24 kr. ohne Kupfer 5 fl. 24 kr.

Der erste Band allein brachte nach Abzug aller Unkosten einen reinen Ertrag von 5300 fl. W. W. und 35 Dukaten in Gold ein, welche die hohe Behörde zur Vertheilung für jene Unglücklichen erhielt.

So ward dieses Denkbuch zugleich ein wahres Hilfsbuch und außerdem muß es so Viele, welche sich

durch regen Eifer und Freigebigkeit bei den Friedensfesten auszeichneten, freuen, hier ihre Namen zur frohen Erinnerung der Kinder und Kindeskinder aufgezeichnet zu finden.

Ehre sei dem wackern Unternehmer, Dank seinen großmüthigen Unterstützern. Segen wird über sie beide von Böhmens Bergen herab erfleht!

IV.

Wien 8. März.

Mycotheca und Mycographia austriaca.

Die Leser kennen schon (man vergleiche Hesperus 1813 Nr. 29 und 1814 Nr. 23) Herrn Professor Wittmann als eifrigen Beförderer der Botanik auf mehr als auf einem Wege. Er unternimmt izt in Gesellschaft des Herrn Hayne und des Herrn Hofkammer- und Kabinetsbossirers Jaich, abermals ein verdienstvolles Werk, eine Mycotheca austriaca d. i. eine vollständige, naturgetreue Wachs-Darstellung der Schwämme des östreichischen Kaiserstaats, mit besonderer Rücksicht auf ihre Charakteristik und alle Perioden ihrer Entwicklung. Sie erscheint Lieferungsweise. Jede Lieferung stellt 4 Schwämme dar und kostet im Pränumerationswege 50 fl. W. W. Dieser Preis kann dem Nichtkenner theuer scheinen. Indessen habe ich die erste Lieferung vor mir und muß bekennen, daß ich nicht begreife, wie ein solches wahrhaftes, eine der vorzüglichsten Organisationen so täuschend bleibend darstellendes Kunstwerk so wohlfeil gegeben werden könne. Man hat ein sauberes Kästchen von nicht gar einem Kubikschuh Inhalt vor sich. Ein Seitenschieber öffnet es. Man räumt das Werg der Emballage behutsam weg und findet in Papier wohlverwahrt 4 Exemplare auf sauber schwarzgebeizten Fußgestellen befestigt mittelst letzterer gut und fast zwischen 2 Paar Falzen so eingeschoben, daß sie ohne alle Beschädigung weit versendet werden können. Diese erste Lieferung stellt vortrefflich dar: 1) Agaricus Gymnopus radicatus. 2) Lycoperdon berista. 3) Agar Coprinus plicatus. 4) Daedalea quercina. Diese Namen liefet man am Fußgestell. Die gedruckte Beschreibung wird in lateinischer, deutscher, französischer, italiänischer und polnischer Sprache, nach Auswahl der Abonnenten abgefaßt, die Schwämme nach Persoon charakterisiren, die berühmtesten Schriftsteller, welche von ihnen gehandelt, citiren, sie selbst nach dem Leben schildern, ihren Stand- und Fundort, so wie ihren Nutzen und Schaden, und solche verwandte Species angeben, mit welchen leicht eine Verwechslung statt finden könnte. Die ununterbrochene Ausgabe dieses Werks ist durch eine beträchtliche Vorarbeit der Unternehmer sicher gestellt und beginnt mit dem Februar. Monatlich erscheint eine Lieferung, bei deren Empfang man auf die folgende bei Hrn. Professor Wittmann im fürstl. Esterhazyschen, sogenannten rothen Hause Nr. 173 in der Alstervorstadt pränumeriret; so wie man die Probemuster bei Hrn. Jaich auf der alten Wieden in der Panigelgasse Nr. 82 in Augenschein nehmen kann. Mit der Versendung selbst befassen sich die Verfasser nicht, sondern dieserhalb muß man sich an irgend eine Wiener Handlung wenden.

Unabhängig von der Mycotheca erscheint drei Monate später die Mycographia austriaca d. i. die bildliche Darstellung der Schwämme des Oestreichischen Kaiserstaates in colorirten Tafeln auf Subscription. Der dazu gehörige beschreibende Text wird zur Selbstübung auf Excursionen in Taschen-Format abgefaßt und erscheint anfänglich in deutscher und lateinischer Sprache, später, wenn die Kosten gedeckt werden, auch in andern, nach Auswahl der Subscribenten. Jede Lieferung in Folio enthält 16 colorirte Schwamm-Arten. Jede Species kostet mit Text (der indessen auch besonders zu haben ist) 1 fl. W. W.*). Hundert bilden einen Jahrgang. Auf 600 ist das Ganze berechnet.

Bei der Mycotheca bedürfen die Unternehmer wenigstens 24 Abnehmer, wenn es zu Stande kommen soll, die sich ohne Zweifel in Europa (denn die vollständige Oestreichische Schwamm-Flora kann wohl gewissermaßen für eine Europäische gelten) finden werden; da die Unternehmer seit der kurzen Zeit der Ankündigung in Wien, bei Abwesenheit des allerhöchsten Hofes, schon 5 Abnehmer zählen, darunter den Erzherzog Kronprinzen und Ihre Majestät die Kaiserinn Maria Louise, Herzogin von Parma.

Die Originalzeichnungen zur Gravirung auf Stein hat Hr. Hayne nach der Natur entworfen, was wohl um so nothwendiger war, als die vielfältigen, bisherigen Abbildungen von Schäfer, Bolton, Bouillard, Sowerby die Wissenschaft nicht so förderten. Eben so wird auch die Coloririung von den Unternehmern selbst nach der Natur besorgt.

Anmerkung des Herausgebers. Mit vielem Vergnügen empfehle ich dieses vaterländische, wissenschaftliche Unternehmen zur allgemeinsten Unterstützung. Ich bin bereit Pränumeration und Subscription anzunehmen und lade alle Freunde und Liebhaber ein, bei mir die erste Lieferung der Mycotheca in Augenschein zu nehmen und deren Schönheit zu bewundern. Für Böhmen erbietet sich zur Besorgung und nimmt Pränumeration an J. G. Calve Buchhändler in Prag.

*) Nach spätern Briefen ist der Preis jeder Lieferung auf 6 fl. bestimmt.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 28. Juny.

Technologie und Mathematik.

Neueste Verhandlungen über das Frachtwesen, Fuhrwerke und Straßen, insbesondere Eisenbahnen und Schifffahrtskanäle.

(Fortsetzung von Nr. 26.)

An diese Betrachtungen, über die wichtigsten Hindernisse und Erleichterungsmittel des Frachtwesens, schließen sich an: eines englischen Gelehrten Betrachtungen und Versuche über einen an Fuhrwerken noch besonders zu berücksichtigenden Umstand, über den Einfluß elastischer Federn, auf welche bei Wagen die Last gehängt werden kann *).

Herr R. L. Edgeworth, Mitglied der Londoner Societät, hatte schon im Jahr 1797 in den Schriften der Dubliner Gesellschaft der Wissenschaften Versuche bekannt gemacht, durch die er zu beweisen suchte, daß das Aufhängen eines Wagens in Stahlfedern den Pferden das Ziehen derselben bei gleichen Gewichten erleichtere. Da indeß sein damaliger Versuchwagen in die Runde lief, so war es nicht ganz ausgemacht, daß die Schwungkraft nicht einigen Einfluß an den Resultaten gehabt habe. Er wiederholte daher mit Hilfe eines seiner Söhne (William) seine Versuche mit einem Apparate, der den Wagen in eine geradlinigte Bewegung versetzte. Hier die Beschreibung dieses Apparats und der Versuche, welche mit ihm angestellt wurden.

*) Von Herrn Prof. Gilbert frei bearbeitet nach einem Auszuge aus Edgeworths lehrreichem Werke: Versuch über die Konstruktion der Wege und der Räderfuhrwerke aller Art, welches im Jahr 1814 in London erschienen ist. M. s. Gilberts Annalen der Physik. N. F. Bd. XXI. S. 322—333.

1) Beschreibung des Apparats.

Die Kraft, welche seinen kleinen Wagen in Bewegung setzte, bestand aus einem Gewichte, das mit ihnen durch eine Schnur verbunden wurde, und 25 Fuß tief senkrecht herabsinken konnte; die Schnur ging über eine, sich mit Freiheit drehende Rolle, und ein Windfang (volant) machte, daß das Gewicht gleichförmig herabsank. Bei diesem Sinken setzte es mittelst der Schnur, auf einer 75 Fuß langen horizontalen Ebene, das Modell eines Wagens mit hölzernen Rädern in Bewegung, das nach einem 8mal kleinern Maßstabe, als die wirklichen Wagen, (zu 1 ½ Zoll der Fuß) gemacht war. Der Durchmesser der Räder betrug 7 Zoll, und sie liefen auf geraden und polirten Axen.

Das Gestell hatte einen 18 Zoll langen Baum (longe), der sich bis zu einer Länge von 3 Fuß entwickeln ließ, und auf ihm erhob sich ein 2 ½ Fuß hoher, viereckiger (carré) hölzerner Rahm, an dessen oberem Theile ein Gewicht von 28 Pfund angehängt werden konnte, das sich nach Belieben bis an den Baum herablassen, oder in 15 Zoll Höhe über demselben erhalten ließ. Oben auf diesem Rahm waren überdem zwei Rapierklingen von guter Sohlinger Fabrik, mit ihren dicken Enden befestigt, und an sie ließ sich dasselbe Gewicht von 28 Pfund so aufhängen, daß es sich, wenn diese Stahlfedern sich bogen, in senkrechter Richtung herab und wieder herauf bewegen konnte. Diese Stahlfedern ließen sich nöthigenfalls von dem Rahmen, an welchem sie befestigt waren, abnehmen. Ein Pendel, welches halbe Sekunden angab, diente die Zeit zu messen; und der Windfang reguirte die Geschwindigkeit so genau, daß sich Resultate mit einer Genauigkeit von einer halben Sekunde erhalten und vergleichen ließen.

2) Versuche über den Einfluß der Stahlfedern.

Um den Einfluß der Stahlfedern durch Versuche mit dem beschriebenen Apparate kennen zu lernen, bestimmte

man zuförderst die Gewichte, welche nöthig waren, den Wagen leer und mit 28 Pfund belastet, erst unmittelbar an ihm und dann an den Stahlfedern hängend, in Bewegung zu setzen. Bei allen diesen Versuchen waren auf der bretternen Ebene hinter einander 30 Hölzer, jedes 1/10 Zoll hoch, angebracht, über welche die Räder weggehen mußten.

Versuch 1. Um die Rolle, welche die Schnur nach der Richtung der Basis des Apparats zu dem Windfang trug, mit einer Geschwindigkeit von 2 englischen Meilen in der Stunde (oder 2,75 pariser Fuß in 1 Sekunde) in Bewegung zu setzen, wurde ein Gewicht von 1 1/2 Pfund erfordert. —

Um den leeren Wagen (diese Rolle mit eingeschlossen) mit derselben Geschwindigkeit über den bretternen Boden und die dreißig Hindernisse fortzubewegen, mußte das Gewicht bis auf 4 1/2 Pfund vermehrt werden. —

Als der kleine Wagen mit 28 Pfund belastet war, mußte man zu diesem Gewichte noch 6 Pfund hinzufügen, um ihn mit derselben Geschwindigkeit über die Hindernisse fortzubringen. — Als aber die Last an den Stahlfedern hing, brauchte man, um dieselbe Geschwindigkeit zu erlangen, das Gewicht, welches dem leeren Wagen diese Geschwindigkeit gegeben hatte, nur um 4 1/2 Pfund zu vermehren.

Versuch 2. Um die Geschwindigkeit des Wagens in allen 3 Fällen bis auf 3 3/4 englische Meilen in 1 Stunde (oder 5,16 paris. Fuß in 1 Sekunde) zu bringen, während die Hindernisse dieselben blieben, wurde erfordert, als der Wagen leer war, ein Gewicht von 7 1/2 Pfund; und dieses Gewicht mußte vermehrt werden, als der Wagen selbst mit 28 Pfund belastet war, um 7 1/2 Pfund; als man aber diese Last an die Springfedern hing, nur um 5 Pfund.

Versuch 3. Es wurde darnach die Geschwindigkeit des Wagens bis auf 5 1/4 engl. Meilen in 1 Stunde (oder 7,56 paris. Fuß in 1 Sekunde) vermehrt; und nun erforderte, um über dieselben Hindernisse fortzugehen, der leere Wagen ein Gewicht von 10 Pfund, und bei einer Belastung mit 28 Pfund eine Vermehrung desselben, als die Last unmittelbar auf dem Wagen stand, von 12 Pfund, als sie dagegen an Stahlfedern hing, nur von 6 Pfund.

Versuch 4. Als alle Hindernisse von der Ebene weggenommen waren, setzten den Wagen mit derselben Geschwindigkeit von 5 1/2 englischen Meilen in 1 Stunde in Bewegung; ein Gewicht von 6 Pfund als er leer war, und noch 6 Pfund mehr als der Wagen selbst mit 28 Pfund belastet wurde, dagegen nur 5 1/2 Pfund mehr als diese Last an den Stahlfedern hing.

Diese Versuche beweisen nicht nur augenscheinlich, daß das Ziehen des Wagens erleichtert wird, wenn man die Last in Stahlfedern hängt; sondern sie belehren uns auch, daß die Stahlfedern beinahe den ganzen Widerstand vernichten, welchen der Theil der Last, der auf ihnen ruht, auf steinigen Straßen oder holperigem Pflaster zu überwinden haben würde, wenn keine Stahlfedern vorhanden wären. Denn es wurde, um dem Modell des Wagens eine Geschwindigkeit von 5 1/2 engl. Meilen in 1 Stunde zu geben, auf einer Ebene ohne Hindernisse, als die Last nicht in Stahlfedern hing, eine Gewichtsvermehrung von 6 Pfund erfordert, und als die Last in Stahlfedern hing, reichte dieselbe Vermehrung des Gewichtes hin, den Wagen mit eben der Geschwindigkeit über 30 Hindernisse fortzubringen.

Es scheint nach diesen Versuchen, daß die vortheilhafte Wirkung der Stahlfedern in eben dem Maße zunimmt, als die Geschwindigkeit des Wagens größer wird. Denn je nachdem die Geschwindigkeit 2 1/2 oder 3 1/2 oder 5 1/2 engl. Meilen in 1 Stunde betrug, gewann man durch die Stahlfedern in dem Verhältnisse von 4 : 3, oder von 3 : 2, oder ungefähr von 2 : 1.

3) Versuche mit langen und hohen Wagen.

Das Modell eines Wagens, welches zu diesen Versuchen diente, war so eingerichtet, daß die Dimensionen des Baums sich verändern ließen, bei unverändertem Gewichte desselben; auch ließ sich ihm etwas Elastizität erhalten, oder völlige Steifheit geben.

Versuch 5. Man gab dem Baum eine Länge von 1 1/2 Fuß, von einer Axe zur andern, und stellte eine Last von 28 Pfund auf die Mitte dieses Baums. Bei dieser Vorrichtung wurde, um dem Wagen eine Geschwindigkeit von 5 1/2 engl. Meilen in 1 Stunde zu geben, ein Gewicht von 12 Pfund erfordert. — Darauf wurde die des Wagens verdoppelt, indem man die beiden Axen 3 Fuß von einander entfernte. Als die Last von 28 Pfund wieder auf die Mitte gebracht war, fand sich, daß genau dasselbe Gewicht von 12 Pfund nöthig war, um dem Wagen dieselbe Geschwindigkeit zu ertheilen.

Dieser Versuch ist so oft wiederholt worden, daß man sich auf das Resultat verlassen kann, obgleich es in geradem Widerspruch mit der Meinung aller Fuhrleute steht, von dem Kärrner im Fuhrmannshemde an, bis zu dem elegantesten Kutscher. Ein so allgemein verbreitetes Vorurtheil muß sich auf irgend etwas gründen; wahrscheinlich hat man bemerkt, daß bei einem kürzern Gestell die Räder leichter aus dem Geleise herauskommen, ihre Spur leichter verändern, auf einem kleinern Raume sich bewegen und leichter durch das Gedränge auf den Straßen hindurchkommen, als bei Wagen, die ein längeres Gestell haben. Wo diese Vorzüge von Werth sind,

da kommt es auf etwas leichteres oder schwereres Ziehen nicht an.

Versuch 6. Über den vermeinten Vorzug hoher Wagen gaben folgende Versuche Belehrung: Als die Last auf die Mitte des Gestells, 15 Zoll über den Baum angebracht war, um einerlei Geschwindigkeit hervorzubringen, wurde erfordert, ohne Stahlfedern ein Gewicht von 13 Pfund, und als die Last an Stahlfedern hing, ein Gewicht von 6 ¼ Pfund. Als die Last auf dem Baume stand, wurden im ersten Fall 12, im zweiten 6 Pfund Gewicht erfordert.

Es scheint nach diesen Versuchen, daß man verliere, wenn man den Schwerpunkt des Wagens höher hinauf bringt, wenn der Wagen nicht in Federn hängt, im Verhältnisse von 26 : 24, hängt er aber in Federn, nur in dem Verhältnisse von 25 : 24. In beiden Fällen ist es nachtheilig, die Last höher anzubringen.

Ob hohe oder niedrige, lange oder kurze Wagen sich leichter ziehen lassen, sagt Hr. Edgeworth, ist ein Gegenstand des Streits, worüber vom Pair von England bis zum Postillion herab disputirt wird. Haben wir nur aber nachgewiesen, daß der geringe Unterschied, welcher hier Statt findet, zum Vortheil der niedrigen Wagen ist, so läßt sich mit Recht annehmen, daß blos die Unterthanen Sr. Majestät, welche sich der Gefahr aussetzen wollen den Hals zu brechen, es nöthig haben, sich 10 Fuß hoch in ihren Wagen über das Pflaster zu erheben, indeß eine Höhe von 5 Fuß zu allen Bedürfnissen der Reise und zum leichtesten Ziehen der Pferde vollkommen ausreicht.

Noch eine hierher gehörige Frage ist folgende: Wenn in einem Wagen die Last hoch gestellt ist, und es haben entweder blos die Vorderräder oder blos die Hinterräder Hindernisse zu übersteigen, in welchen von beiden Fällen wird dazu die mehrste Kraft erfordert? und es ist nicht ein bloßer Schein, daß im ersten Fall dazu weit mehr Kraft als in dem letztern nöthig sey? Folgender Versuch gab Herrn Edgeworth hierüber Auskunft:

Versuch 7. Es wurde die Spur der Hinterräder so vergrößert, daß die Räder des Vorder- und des Hinter-Wagens nicht mehr in einerlei Geleise hintereinander gingen, und 4 verschiedene ½ Zoll hohe Hindernisse wurden auf der breiternen Ebene so befestigt, daß nebenbei blos die Vorderräder oder blos die Hinterräder über sie weggehen mußten. Als die Last auf dem Baum stand, wurden, um dem Wagen eine Geschwindigkeit von 2 ¾ engl. Meilen in 1 Stunde zu geben, 3 ¼ Pfund Gewicht erfordert, es möchten die Vorderräder oder die Hinterräder allein über die Hindernisse wegzugehen haben. Als aber die Last 15 Zoll über dem Baume stand, und die Vorderräder allein über die Hindernisse fort mußten, waren dazu nöthig 5 ½ Pfund Gewicht; gingen dagegen die Hinterräder allein über die Hindernisse fort, so reichten 3 ½ Pfund Gewicht dazu aus.

Es erklärt sich daraus, daß, wenn der Schwerpunkt sich in der Höhe befindet, und die Vorderräder über ein Hinderniß weggehen, er einen Kreisbogen rückwärts beschreibt, in einer Richtung, welche der des Wagens fast entgegengesetzt ist. Das Moment der Bewegung des Wagens wird also vermindert, während zugleich seine Kraft der Trägheit aufs neue nach senkrechter Richtung überwunden werden muß, damit es über das Hinderniß fortkomme. — Wenn dagegen der Hinterwagen über das Hinderniß weggeht, und der Schwerpunkt des Wagens liegt hoch, so beschreibt dieser einen Kreisbogen vorwärts, ungefähr in der Richtung, in welcher sich der Wagen bewegt; seinem Moment wird daher nicht sehr entgegen gewirkt. — Steht die Last in der Mitte des Baums, so niedrig als er selbst, so beschreibt sie beim Fortgehn sowohl der Vorder- als der Hinter-Räder über ein Hinderniß, einen Kreisbogen, der eine beinahe senkrechte Lage hat, und dieses hat fast gar keinen Einfluß auf das Moment des Wagens. Die Kraft, welche ihn in Bewegung setzt, braucht daher die Last in senkrechter Richtung nur die Hälfte der Höhe des Hindernisses durchlaufen zu machen, und seine Trägheit nur in der Hälfte des Raums zu überwinden, welche der Vorderwagen oder der Hinterwagen von unten nach oben durchlaufen, indem sie über ein Hinderniß weggehn.

Wiederholung der Versuche mit Stahlfedern.

Herr Will. Edgeworth hat viele dieser Versuche nochmals wiederholt, mit einem Apparate, den er für Bewegungen im Kreise eingerichtet hatte und bei dem, der im Kreise laufende Wagen nur ein einziges Rad hatte. Die Resultate dieser Versuche bestätigten die früheren. Die folgenden Versuche mit demselben verdienen hier erwähnt zu werden.

Das Rad war beladen und ging über die Hindernisse weg mit einer Geschwindigkeit von 7 ½ englischen Meilen in 1 Stunde, welches die Geschwindigkeit der englischen Postkutschen ist. Ohne Stahlfedern wurden 22 Viertelpfunde als Kraft erfordert; wurde dagegen die Last von einer Stahlfeder getragen, so reichten 5 Viertelpfunde hin, ihr dieselbe Geschwindigkeit zu geben. — Die gemeine Meinung stimmt hier mit dem Resultate des genauen Versuches überein; denn man schätzt, daß Stahlfedern, in denen der Wagen hängt, auf 4 Pferde

ins ersparen. Der Vortheil wird um, so größer seyn, je holpriger die Wege sind.

Nur unsere Wagenkasten hingen bis jetzt in Federn, das ganze Gestell des Wagens entbehrte diesen Vorzug. Vor Kurzem hat man aber, wie Hr. Edgeworth anführt, Konstruktionen von Equipagen erdacht, in welchen fast die ganze Last auf sehr leichten Stahlfedern von einer sinnreichen Gestalt ruht; er lobt besonders einige elliptische und schwirgenförmige (á sauterelle), beschreibt sie aber nicht genauer. In einigen dieser Wagen hat man den Baum ganz weggelassen, welches er aber für gefährlich und mit großen Nachtheilen verbunden hält. Dagegen findet er es vortheilhaft, den Baum so elastisch als möglich zu lassen.

Folgendes ist die Theorie, durch welche er den Nutzen erklärt, den es hat, wenn man bei Wagen die Last auf Stahlfedern ruhen läßt. Wenn die Räder eines Wagens über ein Hinderniß fortgehn, so muß die Last, ruht sie nicht auf Stahlfedern, augenblicklich gehoben werden von dem Vorder- oder Hinterwagen; wird sie dagegen von Stahlfedern getragen, so äußert sich die Wirkung des Ansteigens der Räder über ein Hinderniß hinweg nicht unmittelbar auf die Last, sondern der Anfang der Wirkung ist, daß die Stahlfedern, sich biegend, nachgeben der ansteigenden Kraft des Rades und der Kraft der Trägheit der auf ihnen ruhenden Masse; und dieses Spiel der Stahlfedern gibt der bewegenden Kraft Zeit, um allmählig einen Widerstand zu überwinden, den sie hätte in einem Augenblicke überwältigen müssen, wäre zwischen ihr und der Last kein elastischer Körper gewesen. Diese Wirkung ist also nur ein besonderer Fall eines allgemeinen Grundgesetzes in der Mechanik.

Der außerordentliche Vortheil, den Stahlfedern dem Fuhrwerk bringen würden, welches bestimmt ist, mehr oder minder schwere Lasten fortzubewegen, hat Hrn. Edgeworth veranlaßt, darauf zu sinnen, ihren Gebrauch auf die gemeinen Wagen und Karren mit aller Oekonomie auszudehnen, welche künstliche Konstruktionen erfordern. Er gibt die Zeichnung eines zweirädrigen Karrens, dessen Kasten an seinen Enden aufliegt auf den Enden zweier Schwungbäume (brancards) von biegsamen Holze, welche in der Hälfte ihrer Länge auf der Axe aufsitzen, und die Stelle von Stahlfedern vertreten. Er hat diesen Karren in allen Verrichtungen des Landbaues, wozu man solches Fuhrwerk anwendet, mit Nutzen gebraucht, und rieth sehr ihn allgemein einzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Böhmische Kirchengeschichte.

Einzug

der Jesuiten Johann Florius und Rudolph Neomenius in die Stadt Gitschin im Jahre 1622 am 22. Dezember — und ein Blick auf den damaligen Religionszustand sowohl in dieser Stadt als der umliegenden Gegend. —

(Fortsetzung von Nr. 25.)

Die Jesuiten Florius und Neomenius blieben im fürstlichen Schlosse seit ihrer Ankunft in Gitschin bis zu dem 25. August des folgenden Jahres (1623), an welchem Tage sie ein anderes Haus bezogen, das in der Nähe der Stadtkirche lag, und für fünf Geistliche eine bequeme Wohnung darbot *). Am 3. Novemb. des benannten Jahres, nachdem kurz zuvor noch ein dritter Geistlicher aus ihrem Orden sich zu ihnen zugesellt hatte, eröffneten sie die zwei ersten lateinischen Schulen, und zählten 150 Schüler. Bald darauf bestand die Gitschiner Jesuitenresidenz, aus fünf Personen, unter denen das Manuskript den Valentin Coronius als Superior nennet. Der Fürst von Waldstein schickte noch in diesem Jahre seinen Architecten, den edlen Johann Babtist Marini, einen Mapländer, aus Prag, wo er eben den prächtigen Waldsteinischen Pallast auf der Kleinseite baute, nach der Stadt Gitschin, um zum Baue des Collegiums alles Nöthige vorzukehren. Dieser verfügte sich dahin am 23. Juli, bestieg hierauf mit dem Superior Coronius und seinem Ordensbruder Kuczera den Stadtthurm, um von Gitschin eine freye Ansicht zu haben, und zur Anlegung des Jesuitensitzes den schönsten und günstigsten Platz, wie es der Fürst wünschte, wählen zu können. Die benannten zwei Jesuiten drangen auf die Wahl des knapp an der südwestlichen Stadtmauer und dem Welischer Thore liegenden Platzes, wo izt auch ihr ehemaliges Collegium steht. Marini machte dagegen gegründete Einwendungen und sagte: kein Ort sey wegen seiner niedrigen und feuchten Lage und des mangelnden Lichts, das die ringsherumstehenden hohen Gebäude rauben, für die Errichtung eines Convents und Gymnasiums weniger

---

*) Die Stadtkirche St. Jakobi stand ehemals da, wo heute die Jesuitenkirche des heil. Ignatius steht. Erst als der Fürst diese den Jesuiten eingeräumt hatte, baute er eine neue, izt noch bestehende Stadtkirche zum heil. Jakob neben dem Schlosse.

geeignet, als dieser. — Wirklich macht es auch dem Geschmacke dieser Jesuiten wenig Ehre, daß sie, nachdem ihnen der Fürst die Wahl des Orts für ihr Collegium ganz freygestellt, und auch sein Schloß davon nicht ausgenommen hatte, einen solchen gewählt, der fast in der ganzen Stadt dazu der unangemessenste war. — So groß war die Bescheidenheit dieser Ordensmänner, oder vielmehr ihr Starrsinn, sagen unsere Annalen, daß der fürstliche Stifter ihrem Willen, obwohl sehr ungerne, nachgeben mußte *). Als man ihm aber hinterbrachte, daß sie die Stadtkirche ansprechen, und sie in ihre Conventskirche umwandeln wollen, bedeutete er ihnen in zwei Briefen vom 23. und 25. Septemb 1623 aus Deutschbrod: Ihre Hoffnung seye ganz vergebens; nie werde er ihnen die Stadtkirche abtreten, wohl aber eine neue vom Grund aus aufbauen. — Auch hierin gab er von den Bitten der Jesuiten unaufhörlich bestürmt, doch endlich nach. —

Viele Briefe, sagt Balbin, und alle in böhmischer Sprache, hat der Fürst von Waldstein in den Jahren 1623—24—25 an den Jesuitenrector Coronius erlassen, die zu seiner Zeit noch im Archiv des Collegiums erlagen, und aus denen er in seinem Manuskripte einige Auszüge mittheilt, damit, sind seine Worte, hieraus allen Lesern erhelle, wie der Fürst unter blutigen, schrecklichen Kriegen immer des Collegiums eingedenk gelebet, immer für sein Bestes gesorgt und sich immer mehr und mehr bemüht habe, dieser seiner Stiftung die größte Dauer und den höchsten Glanz zu geben. — Da er sich keines Sekretärs bediente, schrieb er die Titelabdresse auf dem Umschlage der Briefe immer mit eigener Hand: Reverendo in Christo Patri Valentino Coronio Sacerdoti Societatis Iesu, Domino et Amico mihi in Christo plurimum dilecto; — und ihr Inhalt zeiget es klar, daß er an allem Antheil nahm. So erinnert er in einem Briefe, datirt zu Prag am 26. Mai 1623, die Väter, daß sie das Dorf Horzeniowes, welches er ihnen zur Nutznießung anbietet, in Besitz nähmen; und in einem anderen an eben dem Ort den 2. Juny geschrieben, meldet er: „Er habe zur Kenntniß genommen, daß sie Horzeniowes für zwei Dörfer des Herrn von Trczka eintauschen wollen; er lobet diesen ihren Entschluß; beschwört sie aber bei allem, was ihnen heilig ist, (omni devotione et execratione obtestatur) sich ja nicht von Gitschin wegzubegeben, sonst werde er den Plan zu ihrer Stiftung gänzlich aufgeben." — Mit strengen Worten ermahnt er sie hierüber auch noch in einem anderen Schreiben von Wien vom 7. Juni: „Es handelt „sich hier, sagt er, um den katholischen Glauben, an dem „sie zu Verräthern würden, wenn sie Gitschin verließen." **) — Er seye fest entschlossen, daselbst ein Bisthum, ein bischöfliches Alumnat, ein ansehnliches Seminarium für Studirende zu stiften, welche letztere ihrer Aufsicht und Obsorge anheim fallen werden. Auch einige Hospitäler wolle er daselbst begründen. **) Er ermahnet also unsere Väter, hierüber mit dem Hochwürdigsten Herrn Kotwo, für den das Bisthum bestimmt seye, bis er nach Gitschin kommen werde, Rath zu pflegen, und alles, was sie darüber ausmachen werden, zu Papier zu bringen. Im Postskript des Briefes erinnert er sie, mit dem Bruche der Steine zum Erbaue des Collegiums allmählich den Anfang zu machen, um sie im Winter an Ort und Stelle führen zu können. Schließlich bittet er, ja für die Zusammenbringung einer zahlreichen Schuljugend und ihren zweckmäßigen Unterricht thätigst zu sorgen. —

Von Kolin am 1. Septemb. 1623 schickte er abermal an die Jesuiten ein Schreiben, worin er sagt: Die Ursache, daß er ihre Stiftung noch nicht schriftlich bekräftiget habe, liege darin, weil er durch den noch immer anhaltenden Krieg verhindert, das Verzeichniß seiner Güter dem Kaiser noch nicht habe einreichen können. Zugleich tadelt er die Väter, als ein großer Kenner der Oekonomie (utpote omnis oeconomiae peritissimus) daß sie großes Vieh vor dem Winter eingekauft haben, in welcher Zeit es wenig Nutzen abwirft; er räth daher es zu verkaufen, und falls es auf seinen Gütern aufgekauft worden, dahin wieder zurückzugeben; das dafür gelöste Geld hätten seine Oberbeamten zurückzustellen. In diesem Briefe ermahnt er sie wieder, 100 Zöglinge in den Schulen zusammenzubringen, was fast in einem jeden Schreiben der Fall ist. —

Im Briefe, datirt am 6. Septemb. zu Kolin, empfiehlt er dem Rektor Coronius seine Anverwandten, die Baronen Albert Berthold, und Georg Adam von Waldstein. Man solle ihnen vier Speisen reichen; Bier so viel als nöthig ist; des Weins be-

*) Inclinabat Fundator, ut vel arcem, vel e regione arcis locum totius Civitatis lucidissimum ac laetissimum, atque in foro situm caperemus; sed tanta fuit Nostrorum modestia, aut ut aliis placet, pervicacia, ut licet aegre, obsequi, et quando ita vellemus, Fundator permittere cogeretur. — Ibidem pag. 36. —

*) „Agi de fide Catholica, cujus causam, si abeant, prodere videbuntur." — Ibidem pag. 38. —

**) S. Hesperus 1814. Nro. 60.

dürfe die Jugend nicht. *) Den Kontrakt wegen ihres Unterhalts soll man mit dem Gitschiner Bürger nach dem Werthe der Reichsthaler abschließen; denn weil der Werth des Geldes in dieser Zeit sehr wandelbar ist; nehmlich die ist cursirende Scheidemünze (damals lange Münze genannt) am Werthe bald zu bald abnimmt: **) dürfte es sich fügen, daß hiedurch dem armen Bürger ein Schaden erwüchse. —

In einem Briefe vom 19. Sept. aus Deutschbrod befiehlt er unter andern alle Knaben in Gitschin zu beschreiben, und die kein Handwerk lernen, zum Schulbesuche zu zwingen. — Gleich den Tag darauf, den 20. Septemb. schrieb er abermal an diese Ordensmänner; und weil damals in ihrer Gegend ansteckende Krankheiten grassirten, machte er ihnen einige Verhaltungsregeln bekannt, um der Ansteckung zu entgehen. ***) —

Im Jahre 1624 besuchte Waldstein sein Gitschin, und so lange als er daselbst verweilte, kam er täglich in das unansehnliche Haus, das indessen die Jesuiten bewohnten. Es war freilich, sagt Balbin, diese ihre Behausung ihres schlechten Zustandes wegen des Besuches eines solchen Fürsten nicht werth ****). — —

Jedem reichte er bei diesem seinem Besuche die Hand, und redete alle sehr freundschaftlich an, als ob er einer aus unsrer Mitte wäre. Vornehmlich entwarf er mit dem Rektor Coronius den Plan wegen der Stiftung eines Seminariums, worin die Schuljugend erzogen würde, den er auch im folgenden Jahre ins Werk gesetzt hat. Es scheint uns die Mühe zu lohnen, hierorts seine liebreichen Gesinnungen gegen die Armen noch durch einen Brief zu beurkunden, den Balbin in böhmischer Sprache im Archiv seines Conventes vorfand, und lateinisch übersetzte, und den wir hier unseren Lesern mittheilen wollen.

Reverende in Christo Pater!

Pax Christi!

Oblitus eram Pragae Vos admonere, ut cum Iarossio certi aliquid statuatis de fundatione Domus pro quinquaginta capitibus pauperum et aegrotorum, atque unde reditus in eos stabilis possit assignari, diligenter consideretis. Nolo ego ad hanc fundationem et domus hospitalis aedificationem ullum alium quidquam, nec subditos meos, praeter me unum conferre; nolo adjuvari ab ullo, de meo fundari illam domum hospitalem cupio. — Rogo vos, ut cum Iarossio sententiam vestram conferatis, et unde reditus peti possint, scripto comprehendatis, idque scriptum mihi Giczinium venienti ostendetis; idem facietis de domo pauperum Studiosorum, et sententiam vestram scripto separato explicabitis: quo loco hospitalis domus mendicorum, item alia domus pauperum Studiosorum, item alia domus Convictorum, qui apud vos studebunt, adificandae sint, diligenter perpendite; sequar sententiam vestram; cum architecto etiam, quem ad vos cras mittam, consilia conferte. — Mei Patrueles, (scilicet Waldsteinii et Sedlniczkii *) discant vocalem musicam, et sacris quotidie ministrent. — Quod Giczinenses attinet, jam mandatum expedivi, ut si qui civium pertinaciam ponere nolint, post Pascha jus civitatis amittant, aliumque sibi quaerant locum. Valete.

Konopisstio, 31. Dec. 1624.

Wohlehrwürdiger Vater in Christo!

Friede des Herrn!

Ich habe neulich zu Prag vergessen, euch zu erinnern, daß Ihr mit dem Jarosch Bukowsky (einem Ritter und seinem Oberbeamten) etwas Bestimmtes wegen der Stiftung eines Armen- und Krankenhauses für 50 Personen festsetzen, und woher sichere Einkünfte hiezu herzunehmen wären, wohlbedacht angeben möget. Mein Wille ist es nicht, daß zu dieser Stiftung und Errichtung eines Hospitals jemand anderer, auch meine Unterthanen nicht, etwas beitrage; von Niemanden will ich dabei unterstützt seyn; aus Eigenem will ich sie errichten. Ich bitte euch, berathet euch hierüber mit

*) Habeant quatuor ferculs, cerevisiae quantum satis est; vino pueri non egent. — Ibidem pag. 40. —

**) Man nannte die schlechte Scheidemünze unter Ferdinand II. etwas seltsam lange Münze, (Longa moneta Balb.) weil man nehmlich lange zählen mußte, wenn man in derselben einen guten Dukaten oder Thaler einwechseln wollte. — Siehe Adauct Voigts Beschreibung der böhm. Münzen Theil 4.

***) Ne corripiantur Nostri, cautelas quasdam summo in nos affectu perscribit. — Ibid. pag. 40. —

****) Domum nostram, etsi illa male materiata, et indigna Principis accessu videretur, quotidie adibat. — Ibi. pag. 58. —

*) Die ersteren sind schon oben genannt: Die Sedlniczky waren mährische Baronen und dienten Flaminius und Ferdinand. —

dem Jarosch, und schreibet es nieder, woher man die Einkünfte hiezu hernehmen könnte, welche Schrift Ihr mir, bis ich nach Gitschin komme, vorlegen werdet. — Das nämliche thuet in Betreff des Armenhauses für Studirende; euere Meinung darüber will ich insbesondere hören. — Ueberleget euch bedächtlich, an welchem Orte das Hospital für Bettler, ein anderes für die arme studirende Jugend, und auch das Convict für die Schuljugend aufzuführen wären; ich werde mich dabei nach euerem Gutachten benehmen. Besprechet euch über diese Angelegenheit auch mit dem Baumeister, den ich Morgen zu euch abschicken werde. Meine Vetter, die Waldsteine und Sedlnitzky, sollen die Singkunst lernen, und täglich beim Altare ministriren. — Was die Gitschiner anbelangt, folgte ich schon den Befehl aus, daß, wenn einige von Ihnen noch ferner bei ihrem Starrsinne verharren, sie nach Ostern ihres Bürgerrechts werden verlustigt, und aus der Stadt fortgeschafft werden. Lebet wohl!

Konopischt am 31. Decemb. 1624. —

(Fortsetzung folgt.)

Vaterlandskunde.

Versuch einer historischen, topographischen und ökonomischen Beschreibung der königlich-herzoglichen Herrschaft Bellye.

(Fortsetzung von Nr. 24.)

Topographische Beschreibung der Herrschaft Bellye.

Gebäude — Kleidung — Nahrung — Krankheiten.

In Verbesserung seiner Kleidung, Wohnung und anderer Bequemlichkeiten des Lebens äußert sich die Neigung des Menschen zu einem größern physischen Wohlseyn, und mithin auch das Bestreben sich durch einen größeren Kreis ein größeres Einkommen als nothwendiges Mittel dazu zu verschaffen, um jene Neigung befriedigen zu können. Damit fängt nun die erste Kultur an, die nach und nach immer mehr um sich greift, wüste Gegenden in fruchtbringende Aecker, und Menschenleere Plätze in schöne Dörfer verwandelt. Vor 100 Jahren wohnte man in elenden Hütten unter der Erde, seit 50 Jahren baut man dürftige Leimhütten aus der Erde heraus, und seit 10—20 Jahren denkt man auch auf Verzierung und Verschönerung der Gebäude; die kleinen, engen, niedrigen ohne Rauchfang, blos mit kleinen Fenstern versehenen, und es treten an ihre Stelle fleißiger gebaute größere höhere Häuser, mit Rauchfängen und besser gearbeiteten Rohrdächern versehen; man legt mehrere und größere Fenster an, brettert seinen Fußboden, putzt Zimmer, und Außenseite mit Kalk, und umschließt sich mit engem Zaun. So bildet sich der Geschmack, so bildet sich die Kunstfertigkeit der Menschen, und der Reisende darf in seinem Urtheile über die Gegenwart, die Vorzeit nicht vergessen.

Die Wände der Gebäude weiß man hier auf eine besondere Art zu verfertigen, man stampft sie nämlich von guter Leimerde zwischen zwei Brettern, rückt diese nach und nach immer höher, bis man die bestimmte Höhe mit einer Wand erreicht, das macht man dann mit allen übrigen innern und äußern Wänden des Gebäudes; ist man damit fertig, werden erst Thüre und Fenster ausgeschnitten, das Dach aufgesetzt, der Boden und die übrigen Theile verfertiget. Die innere Einrichtung ist übrigens so wie die ganze Lebensart der Menschen noch sehr einfach, doch aber reinlich und ordentlich. Der Stall ist gewöhnlich mit dem Gebäude in Verbindung; sonst haben sie nicht leicht etwas von bedeutenden Gebäuden außer Tscharaken, (eine eigends gebaute Hütte zur Schweinmastung) Scheuern hat der Bauer keine, es wird alles in Schöber aufgestellt, und im Freyen von Pferden ausgetreten.

Die Dorfschaften haben auch hier, wie die meisten ungarischen Dörfer das eigene, daß sie in einer ziemlich geraden Linie gebaut sind, in der Mitte befindet sich gewöhnlich eine Kirche, die größtentheils schön gebaut, und deren Thürme besonders mit Blech gedeckt sind.

Die Kleidung des männlichen Geschlechts besteht größtentheils in einem Keperink (eine Art weißtuchenen Mantels), in ein paar weiten leinenen Pantalonhosen, und an den Füssen aus Leder mit Schnüren selbst verfertigten Sandalen; im Sommer tragen sie blos ihre leinenen Beinkleider, und das Hemd, das über jenes heraus hängt, und umgürtelt ist. Die Deutschen tragen gewöhnlich kurze, weißwollene Hosen, schwarzblaue Strümpfe und Schuhe; zur Kopfbedeckung dient ein runder niedriger Hut; gewöhnlich hängt sich der Mann eine Tasche über die Schulter, worin er seinen Nahrungsproviant mit sich führt; im Winter schützt er sich gegen die Kälte durch einen großen schweren Pelz, den er Bunda nennt. — Das weibliche Geschlecht, besonders die Razinnen und Ungarinnen, hat im Winter meistens dunkelblaue lange bis an die Knie reichende Pelze mit Fuchsaufschlag, und trägt dabei roth juchtene Tschismen, in wärmeren Tagen pflegt es blos das Hemde mit einem leinenen kurzen Rock anzulegen, in heißen Tagen traget es ein umgürtetes Hemd allein, das mit allerlei Bändern

geziert ist; zum Theile haben sie die Haare fliegend herabhangen, oder sie binden sie auf dem Scheitel in einen Zopf oder in eine Rundung, die einem Vogelneste ähnlich ist, umwinden dasselbe mit einer goldenen Borte, und heften sie mit großen Nadeln fest. Weiber tragen auch runde Hauben mit Seitenlappen, die sie unterm Kinn mit einem Bande zusammen binden.

Gekünstelte, zusammengesetzte Speisen, darf man unter der gemeinen Klasse nicht suchen; man lebt von Brod, Zwiebeln, Fischen und Wasser; der Reichere hat seinen Speck und trinkt Wein; Fleisch ißt man höchstens an Sonn- und Feyertagen; im Herbste genießt man häufig Obst, das man auch für den Winter dörret; der Edelmann hingegen, der Vermöglichere, der Beamte lebt sehr gut; alle Speisen sind sehr nahrungsreich, das Fleisch aller Gattung ist sehr fett und saftig, die Mehlspeisen sehr sättigend, das Obst sehr süß, die Weine sehr hitzig; daher Oberländern, oder Menschen, welche diese kraftvolle Nahrungsmittel nicht gewohnt sind, eine strenge Diät zu empfehlen ist, indem man sich sehr leicht überladet, und ein Fieber zuzieht. Allgemein genießt man hier die Speisen stark mit Paprika *) gewürzt, besonders Fische, die auch der gemeine Mann sehr liebt, und sich auch leicht verschaffen kann, weil sie hier häufig gefangen werden. Eigentlich epidemische Krankheiten giebt es hier außer dem in Ungarn gewöhnlichen Tschönior keine, und dieser äußert sich in einem Ekel vor Speisen, verbunden mit einem Fieber, und einer Art Gliedersteifheit, bisweilen zeigen sich auch kleine harte Geschwülste, die am Körper hin und wieder hervorbrechen. Sehr nahrhafte fette Speisen, hitzige Getränke, nachtheilig sumpfige Ausdünstung, und eigentlich Erkühlung durch die schnelle Abwechslung von Hitze und Kälte in dieser Gegend sind wohl die Veranlassung dazu. Häufig leiden hier die Menschen zur Zeit der Obstreife an der Ruhr, sie überladen sich öfter mit unreifem Obste, und ziehen sich eine Krankheit zu, die sie gewöhnlich das Leben kostet; des wilden feuchten Klimas wegen, gibt es hier, wie in allen südlichen Ländern, nicht leicht einen Brustkranken.

Von ärztlicher Hilfe will man bei dem gemeinen Volke nicht viel wissen, man hängt an Vorurtheilen, und glaubt sich durch Brandwein zu kuriren; der Deutsche jedoch sucht den Arzt und auch der Ungar fängt an dieß zu thun. Es ist von der Herrschaft ein eigener Arzt bestellt, und bezahlt. Da auch viele, besonders in guten Weinjahren dem Trunke ergeben sind, so treten öfters körperliche Verwundungen ein, zu deren Verbande man doch schon allgemein einen Arzt herbeiruft, weil es eine äußere Kur ist.

*) ungarischen rothen Pfeffer.

Production.

Wenn sich an die Naturproduction auch noch allgemein ein höherer Grad von Industrie schlöße, so müßte diese Herrschaft einem Paradiese gleichen, denn sie besitzt einen natürlichen Schatz in der Fruchtbarkeit ihres Bodens, in vielen Quellen bedeutender Einkünfte, einen prächtigen Himmelsstrich, und eine reizendlohnende Gegend.

Folgendes stellt ungefähr die hiesigen Produkte dar:

1stens aus dem Pflanzenreiche:

Getreide: unter diesem zeichnen sich der Weizen und der Kukuruz aus, auch baut man Gerste, Haber und Korn, jedoch letzteres verhältnißmäßig wenig; mehr baut man hier Halbfrucht, d. i. Gemisch von Korn und Weizen.

Hülsenfrüchte werden hier wenige gebaut, nur hin und wieder findet man ein einzelnes Feld mit Linsen oder Erbsen; auch baut man Bohnen und seit kurzem auch Wicken.

Wurzelgewächse sind in dieser Gegend nicht sehr häufig, die Deutschen bauen Erdäpfel, und auch die Ungarn fangen schon damit an; die verschiedenen Rübengattungen werden nur in geringer Quantität zum Hausbedarf erzeugt.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachricht.

Prag den 22. Jänner 1816.

Itzt Skelett-Sammlung.

Durch einen Aufruf an Freunde der Naturkunde Böhmens und durch angestrengten eigenen Fleiß, brachte Herr Itz, M. Dr. und Professor der Anatomie, allhier eine sehr schöne Skelettensammlung von beinahe 900 Exemplaren zusammen. So viel mir bekannt ist, hatte bis itzt keine andere Provinz einen ähnlichen Schatz aufzuweisen. Leider itzt ist sie nicht mehr in Prags Ringmauern! Herr Prof. Itz hat sie der Wiener k. k. Universität geschenkt, und dafür von Sr. Majestät eine Belohnung von 600 fl. erhalten, von der er jedoch 60 fl. Taxen zu entrichten hat.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 29. Juny.

Berichtigung der Nachricht von einer Somnambüle im ersten Hefte des Hesperus von diesem Jahrgange *).

(Man sehe Nr. 2.)

Dieser Artikel betrifft eine Erscheinung, welche theils als seltne merkwürdige Krankheit, theils als ungewöhnliche Aeußerung der Kräfte der Natur, mit dem Anscheine des Wundervollen, zu unserer Zeit allgemeines Aufsehen oder auch Aergerniß erregt, und eben so viel Bewunderer und Gläubige als Ungläubige gefunden hat. Da aber der unbekannte Einsender desselben, nach seinem eigenen Geständnisse, nicht als Augenzeuge sondern nur von Hörensagen erzählt, so scheint er keinen eigentlichen Beruf gehabt zu haben, das wißbegierige Publikum von diesem Gegenstande zu unterhalten: wenn er nicht vielleicht zur Absicht hatte die Aerzte dieser Kranken, als unbefangene unterrichtete Beobachter aufzufordern, zur Berichtigung der Sagen des Gerüchtes, als dessen Organ er auftrat, und zu seiner und des Publikums Belehrung über die eigentliche Beschaffenheit der Sache.

Der untengenannte fühlt sich daher als Augenzeuge und einer der Aerzte der Kranken um so mehr berufen dieser Aufforderung zu entsprechen, als er durch die Buchstaben D. G. in der erwähnten Nachricht bezeichnet zu seyn scheint; aber nur insofern es nöthig ist, um falschen Vorstellungen über den gegenwärtigen Fall, und über diesen berichtigten Gegenstand überhaupt zu steuern. Die ausführliche Darstellung dieser in anthropologischer und psychologischer, vorzüglich aber in physiologischer und heilkundiger Hinsicht interessanten Beobachtung gehört eigentlich vor Aeskulaps Forum, wo sie auch zu seiner Zeit bei ihrer Vollendung statt haben soll.

Die Kranke, um die es sich hier handelt, ist ein wohlerzogenes Mädchen, die Tochter würdiger Eltern, die ihren Vater, an dem sie mit ganzer Seele hing, im Jahre 1814, da sie 14 Jahr alt war, verlor. Dieser Verlust ließ einen unauslöschlichen Eindruck in ihrem Gemüthe zurück, der ihren sonst muntern, lebhaften Charakter in einen sanften, sinnigen, in sich verschlossenen umwandelte. Sie erklärte öfters, wenn der Vater gelebt hätte, wäre sie nicht in diese Krankheit verfallen, ihre Seele sey ihm in die Ewigkeit gefolgt, seit seinem Tode habe sie einen Zug nach dem Uiberirdischen gefühlt, ein Vorgefühl des Himmlischen habe sie beschäftigt ꝛc. Ich wiederhole diese Aeußerungen, weil sie den Zustand eines aus sich hinausstrebenden Gemüthes bezeichnen, welcher in Rücksicht der Entstehung dieser Krankheit bemerkt zu werden verdient. Der

*) Ich würde mich ungemein freuen, wenn jede Berichtigung so gründlich, so human, mit solcher Bezeicherung für Aufklärung und Wissenschaft und so vortrefflich geschrieben, wie die vorliegende ausfiele. Es ist ein Hauptverdienst der Journale, leicht und schnell, solche im Umlaufe seyende, falsche oder halbwahre Nachrichten durch Kritik zu läutern und in reiner Wahrheit darzustellen. Eben daher müssen sie aufgenommen werden. Jeder Berichtiger verdient sich den Dank des Publikums.

D. H.

Zustand aber, von dem hier die Rede ist, fing im Herbste des Jahres 1814 mit gewöhnlichen Krämpfen an, welche sich allmählich zu periodischen Anfällen, und zu jenen wunderbaren Erscheinungen ausbildeten, bekannt unter den Benennungen, Somnambulism, Clairvoiance, oder auch hysterische Catalepsie, welche in ältern Zeiten, wenn sie beobachtet wurden, göttlicher Eingebung, der Verzückung, der Besessenheit durch den Teufel oder der Hexerey zugeschrieben waren. Diese Zufälle nahmen im Sommer des J. 1815 wieder ab, und verschwanden endlich im nächsten Winter ganz. Aerztlichen Lesern muß die Bemerkung sehr wichtig seyn, daß während dieses Herganges die organische Entwicklung des Mädchens vollendet ward.

In der merkwürdigsten Epoche war der Gang der Paroxysmen folgender: Abend gegen 5—6 Uhr zwang Müdigkeit, oft auch Uibelkeit, die Kranke zu Bette zu gehn, bald darauf sank sie in kurzen Schlummer, aus dem sie nach wenigen Minuten zu einem neuen veränderten Leben erwachte: es war eine wahre Metamorphose. Die Augen öffneten sich zwar, aber zum Sehen untauglich; denn sie waren starr, mit unbeweglicher Pupille. Nach ihrer Aussage war sie gewöhnlich von einem grauen, bald lichteren, bald trüberen Nebel, manchmal auch von farbigen Wolken umgeben, in welchen ihr Bilder der Phantasie, meistens das Bild ihres Vaters, den sie dann anrief, erschienen. Versuche bewiesen, daß sie keine Gegenstände sah; um so mehr trat der Sinn des Gefühls hervor, wie man weiter unten sehen wird. Temperament, Gemüth und Geist, selbst die Gesichtszüge schienen verwandelt. Die Ideenadsociation des sonst stillen, schüchternen, in sich verschlossenen Mädchens hatte das Gepräge einer außerordentlichen Lebhaftigkeit und Genialität. Schnell wechselten oft die Affecte der Zu- und Abneigung, der Traurigkeit oder Fröhlichkeit; aber immer war ihr Gemüth geöffnet, sie duzte alle Menschen und mußte von allen geduzt werden: jede Idee, jede Empfindung wurde ausgedrückt, und nichts Geheimes durfte in ihrer Seele bleiben für jene, so ihr Zutrauen besaßen; ihr Wille hatte dabei eine unwiderstehliche Gewalt. Ihre Physiognomie war ungemein belebt, begeistert und edel — zum Unterschiede vom Wahnsinn: auch war zu viel Ordnung und Zusammenhang in ihren Ideen, wenige Ausnahme abgerechnet, um ihren Zustand für periodischen Wahnsinn zu erklären. Mitunter wechselten krampfige Zufälle verschiedener oft schrecklicher Art, und sehr außerordentliche an's wunderbare gränzende Erscheinungen, mit ihren Monologen und Gesprächen. Eine ungleiche Vertheilung der Wärme (heisser Kopf, eiskalte Extremitäten) begleitete den Paroxysm so beständig, daß die Rückkehr einer thauigen Wärme in die Hände ein gewisses Zeichen seines Aufhörens abgab. Der Uibergang in den natürlichen Zustand geschah längstens in zwei Stunden wieder durch einen kurzen Schlummer, der nichts als das Gefühl von Müdigkeit zurück ließ. Die Kranke wußte dann nichts von dem Vorgefallenen, und glaubte blos geschlafen zu haben. Während des Paroxysm aber hatte sie das vollkommen klare, und deutliche Bewußtseyn des gewöhnlichen Lebens: eine Erscheinung, die für das Merkmal des wahren Somnambulism, und für einen unwidersprechlichen Beweis gehalten wird, daß dieses Schlafwachen weniger eine krankhafte Erscheinung, als eine durch Krankheit bedungene Steigerung oder Potenzirung des gewöhnlichen Lebenszustandes ist, da dieser auf solche Art von dem ersteren umfaßt, und demselben untergeordnet erscheint.

Wer hier Täuschung und Gaukeley argwöhnen könnte, müßte nie verstellte Krankheiten gesehen haben, und den Charakter dieses Mädchens nicht kennen: wer sie kennt und einen einzigen Paroxysm beobachtet hat, von dem wird jeder Schatten von Argwohn entfernt bleiben. Auch haben nebst mir zwei aufgeklärte, erfahrne Aerzte, D. B** und D. S** diese Erscheinungen beobachtet, und werden sie bestätigen.

Während dieser Verwandlung soll nun die Kranke, nach der früher eingesendeten Nachricht, die Gabe der Sprachen wie die Apostel, und eine angeborne musikalische Kunstfertigkeit besessen haben: aber das Wahre, der kleine Keim dieser großen Unrichtigkeit besteht darin, daß ihre Seelenfähigkeiten überhaupt erhöht waren, da sie geläufiger,

lebhafter und eindringender sprach als im gewöhnlichen Zustande; es ist daher kein Wunder, wenn ihr dann auch das Französische, von dem sie etwas versteht, leichter ankam, als sonst: überhaupt stand ihr Gedächtniß ihr mehr zu Gebothe; denn sie rezitirte oft mit Leichtigkeit lange Gedichte und Stellen aus Schriftstellern, die sie sonst nicht so auswendig wußte. Aus derselben Ursache entsprang ihre Gelehrigkeit für die Guitarre und die Leichtigkeit selbst Töne und Akkorde zu finden — weit entfernt von dem Wunder mit Kunstfertigkeit alles vorgespielte nachspielen zu können. Ich bemerke hier gelegenheitlich, daß die Töne der Guitarre äußerst angenehm auf sie wirkten, und wenige Akkorde sie oft in Anfällen von Krampf und Beängstigung wie Zauber zur sanftesten Ruhe umstimmten, oder in eine Art süßer Extase zu versetzen schienen; die Töne des Pianoforte aber ihr Ohr so verletzten, daß sie schon beim ersten Tone schmerzhaft aufschrie, und ihre Züge zum äußersten Widerwillen verzog.

Es ist wahr, daß sie einige wichtige Abänderungen in dem Verlaufe ihrer Krankheit voraus bestimmte: am auffallendsten jene vom 23. August. Dieser Tag schwebte ihr lange schon ein paar Monate vorher, als ein sehr wichtiger vor, und wurde oft von ihr mit Aengstlichkeit und im Zweifel genannt, ob er gut oder böse seyn sollte; die ängstliche Erwartung dieses Tages theilte sich ihren Verwandten mit, bis sie endlich erklärte, daß von diesem Tage an ihre Anfälle nicht mehr täglich kommen würden. Was auch pünktlich eintraf. Ob aber ihre Anfälle ganz aufhören sollen, und wann, ob sie genesen werde, wußte sie nicht zu bestimmen; auch Heilmittel gab sie nie an, ausgenommen das Anbrennen einer Feder, als einziges Erleichterungsmittel für sie, bei Anwandlung von Ohnmacht; in einer frühern Epoche äußerte sie, würde sie nicht nur ihre eigene Krankheit und die zweckmäßige Heilart, sondern auch die Krankheiten anderer mit den passenden Heilmitteln zu bestimmen vermocht haben, wenn ihre Aufmerksamkeit darauf wäre geleitet worden; sie habe den Drang dazu gefühlt, es sey ihr peinlich gewesen, daß man sie nicht angehört, nicht gefragt habe: — man hielt nämlich im Kreise ihrer Bekannt- und Verwandtschaft alle diese sonder- und wunderbaren Aeußerungen, da man von einem ähnlichen Zustande nie etwas gehört hatte, für Fiebertraum; auch die Kranke hatte früher nie einen Begriff von den Erscheinungen des Somnambulism und Magnetismus, weder durch Lectüre noch durch Erzählung erhalten, wovon ich mich mittelst sorgfältiger Erkundigung überzeugte: um so merkwürdiger ist dieser von selbst entstandene Heilinstinkt, wenn ich so sagen darf, wenn er auch nicht ausgebildet und entwickelt ward, weil er als etwas gemeinsames bei den meisten Somnambulisten und Clairvoianten beobachtet wird.

Ob ihre Prophezeyungen, z. B. von Napoleons Schicksal und Angaben außer ihrem Gesichtskreise befindlicher Dinge wahr oder falsch waren, läßt sich nicht bestimmen, da niemand aus obiger Ursache darauf achtete, und etwas zuverlässiges zu erzählen wußte. Merkwürdig und der Aufmerksamkeit der Denker werth ist demungeachtet auch dieser Hang zur Divination, welcher ebenfalls dem Somnambulism eigen zu seyn scheint, und vielleicht einen tiefern Grund hat, auch wenn die Prophezeyungen unbestätigte Spiele der Phantasie bleiben. Das Zutrauen zu sich selbst, zukünftige oder entfernte Dinge zu wissen, scheint früher als diese Eigenschaft selbst, hervorzutreten; dann mengt sich wenigstens oft die wie andere Seelenfähigkeiten erhöhte Einbildungskraft ein, und schiebt ihre Bilder der noch unbekannten Wirklichkeit unter. Als Wirkungen dieser Exaltation müssen auch angesehen werden, der mystische Gang nach der Eiche, und der Werth, den die Kranke in Bezug auf ihre Gesundheit auf ein Blatt davon legte, so wie auf einen goldnen Ring, dessen Form sie selbst angab; ferner die drei schönen allegorischen Gestalten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, welche am 22. August dem Vorabend jenes kritischen Tages ihr erschienen, und die düstere Erscheinung jener Hand, welche Buchstaben an die Wand schrieb, deren anfänglicher Goldglanz sich bald in trauriges Schwarz verwandelte. Diese Aeußerungen ähneln jenen allegorischen Ahndungs-

träumen, Producten, Empfindung und Einbildungskraft spannender Verhältnisse, welche gewiß manchem der Leser aus eigener Erfahrung von wichtigen Epochen ihres Lebens her bekannt seyn werden.

Das außerordentliche, was ich als Augenzeuge dieser Erscheinungen bestätigen kann, (ich konnte den Zustand zwar erst beobachten, als die wichtigste Epoche desselben beinahe schon vorüber war) besteht darin, daß die Kranke — zwar nicht mit allen Theilen ihres Körpers sah (wie der Einsender der Nachricht angibt), daß sie aber wohl öfters Gedrucktes und Geschriebenes durch Berührung der Finger, ohne Gebrauch der Augen zu lesen vermochte. Die Augenlieder waren zwar nicht geschlossen, aber der starre Blick, die Unbeweglichkeit der Pupille und die Indifferenz einer beliebigen Scheidewand zwischen Aug und Getaste überzeugten bald Jedermann von der Entbehrlichkeit des Gesichtes. Auf eben diese Art bestimmte sie mit Leichtigkeit die Farben aller Stoffe und Blumen, und eine leichte Berührung war hinlänglich, um alle Bekannten wieder zu erkennen, wenn sie auch noch so leise auftraten, und keinen Laut von sich gaben. Eben so bestimmte sie sehr oft auf die Minute den willkührlich verrückten Stand der Zeiger einer Taschenuhr, indem sie mit den Fingerspitzen auf dem Glase umherstreifte.

Diese Modifikation, veränderte Polarität oder Steigerung des allgemeinen Gefühls sprach sich auch aus durch die merkwürdige Empfänglichkeit der Kranken für den Metallreiz, während der Anfälle: die Berührung des Goldes war ihr besonders angenehm, etwas weniger jene des Silbers, Kupfer war beinahe indifferent, Zinn wirkte etwas unangenehm. Berührte man sie aber mit Eisen an welchem Theile immer, so klagte sie über Brennen und rieb die berührte Stelle, als ob sie etwas widrig anklebendes abreiben wollte. Hielt man Eisen z. B. einen Schlüssel in Schuhweite an eine unbedeckte Stelle ihres Körpers, oder streifte mit demselben in dieser Ferne einem Theile entlang herab, so beunruhigte es sie, und machte den widrigen Eindruck nach ihrer Erklärung, wie Berührung von Spinnenweben. Ließ man sie mit dem Finger Sublimat (eine ätzende Queckſilberbereitung) berühren, so ward Brennen und schmerzhaftes Ziehen fast durch den ganzen Arm bewirkt. Der rothe Queckſilberpräzipitat that dasselbe in einem mindern Grade; das versüßte Queckſilber machte beinahe keinen Eindruck.

Der Einsender der Nachricht verspricht seine Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens zu beugen, wenn die Hälfte von dem was er erzählt, wahr ist; er wird nach dieser Berichtigung finden, daß es sich ungefähr so verhält; demungeachtet braucht er seiner Vernunft keine Gewalt anzuthun: denn die Natur that nichts unvernünftiges, und ein neuentdecktes Naturphänomen kann höchstens scheinbar mit der Vernunft im Widerspruche seyn. Bald muß die Vernunft sich nach der Natur bequemen. Uibrigens ist derselbe hoff' ich überzeugt, daß in der Natur unendlich mehr ist, als in unser aller Vernunft. Von Zeit zu Zeit ist es dem menschlichen Verstande vergönnt, ein wenig den Schleier zu lüpfen, der ihre unendliche Tiefe bedeckt: zu den neuesten Blicken in ihre Geheimnisse gehören die Entdeckung des Oxygens, des Galvanismus, und die genauere Kenntniß des Nervensystems und seiner Gesetze, besonders des Unterschiedes des Gangliensystems vom Cerebralsystem. An die letztere scheint sich die Uiberzeugung anreihen zu wollen, — der man sich nun kaum mehr entziehen kann, oder man müßte nicht Schritt halten mit den Beobachtungen der Zeit — die Uiberzeugung von der Realität des Somnambulismus oder der sogenannten Clairvoiance, als einer Folge der veränderten, gesteigerten, erweiterten Leitungsfähigkeit des Nervensystems, des Organs der Wirksamkeit der Lebenskraft: dieser Zustand mag nun künstlich (durch das sogenannte Magnetisiren) hervorgerufen worden, oder wie in gegenwärtigem und einigen andern bekannten Fällen, von selbst hervorgetreten seyn.

Es bleibt noch übrig zu rügen, daß der Einsender die Kranke so deutlich bezeichnet, und dennoch ihre Eigenschaften durch die Worte „sie sey ein gutmüthiges ganz gewöhnliches Mädchen ohne ausgezeichnete Talente und Bildung" in ein un-

günſtigeres Licht ſtellt, als ſie wirklich verdient. Es iſt hier nicht der Ort ihrem Charakter und ihrer Bildung eine Lobrede zu halten; genug daß jedem andern Mädchen ihres Alters, welchem Verſtand, feines Gefühl und Erziehung nicht abgeſprochen werden können, ſie getroſt an die Seite treten darf.

Steph. Gegenbauer,
D. Med., Stadt- und Landesphyſikus, und
Direktor des John'ſchen Inſtituts in Teplitz.

Technologie und Mathematik.

Neueſte Verhandlungen über das Frachtweſen, Fuhrwerke und Straßen, insbeſondere Eiſenbahnen und Schifffahrtskanäle.

(Fortſetzung von Nr. 28.)

Wir glauben den Leſern dieſer Zeitſchrift einen angenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn wir dieſen gedrängten Darſtellungen der neueſten Unterſuchungen über die Hinderniſſe und Erleichterungsmittel des Frachtweſens mit Räderfuhrwerken noch dasjenige beifügen, was bisher in Deutſchland über die Erfindung, Einrichtung und Anwendung der Stabwege, Ringelwege, Eiſenwege oder Eiſenbahnen der Engländer bekannt geworden iſt, indem ſie dadurch in Stand geſetzt werden, zu beurtheilen, wie viel die Bemühungen des H. M. v. Gerſtner um die Erleichterung des Transports ſchon weiter geführt haben.

In den vor uns habenden Nachrichten finden wir keine beſtimmte Auskunft, von wem die erſte Idee zu ſolchen Eiſenbahnen herrührt, alle ſtimmen aber darin überein, daß die erſten Straßen dieſer Art nur von Holz gemacht wurden, denen ähnlich, welche beim Bergbau unter dem Namen der Geſtängfahrt ſchon lange im Gebrauch ſind.

Da man jedoch bald fand, daß die Feuchtigkeit dem Holze leicht ſchadete, daß es ſich warf, häufige Ausbeſſerungen erforderlich waren, und die Straßen bald unbrauchbar wurden, ſo ſahe man ſich nach mehrern unnützen Verſuchen genöthigt ſie aufzugeben, und Schienen von Eiſen anzuwenden.

In der Folge ſind dieſe Eiſenbahnen in England ſehr gemein geworden; in Deutſchland hat man zwar ſchon vor einigen Jahren in der Grafſchaft Mark bei Hattingen auch davon Gebrauch gemacht, es ſcheint aber noch immer ein großes Vorurtheil ihrer Verbreitung im Wege zu ſtehen.

In England ſcheinen die erſten Ringelwege *) in Derbyſhire von den Kohlenwerken an die Kanäle angelegt worden, jedoch nur von Holz geweſen zu ſeyn. Ein Hr. Outran auf Butterly-hall in Dertyſhire ſoll ſie zu ihrer Vollkommenheit gebracht haben; nach ihm legte Hr. Wilkes aus — — — S. 42. Meaſham bei Loughborough einen fünf Meilen langen Ringelweg an, und lud eine Kommiſſion von der Societät der Künſte und Manufakturen in London ein, um einigen Verſuchen beizuwohnen, die er darauf machte; worüber dieſelbe im Auguſt 1799 an den Landwirthſchafts-Ausſchuß des Unterhauſes einen ſehr günſtigen Bericht erſtattete. Eine Parlamentsbill verordnete hierauf die Errichtung einer ſolchen Eiſenbahn zwiſchen Wandsworth und Croydon, in der Grafſchaft Surrey, welche in der Folge ſo weit fortgeſetzt wurde, daß dadurch eine Gemeinſchaft zwiſchen Portsmouth, London und Wolwich entſtand, auf welcher in jeder Jahreszeit, ſelbſt im ſtrengſten Winter, wenn alle Kanäle mit Eis belegt ſind, Vorräthe aus den Magazinen in Wolwich der Flotte in Spithead ſehr leicht in einem Tage zugeführt werden können.

In England findet man vorzüglich Eiſenbahnen in gebürgigten Gegenden, bei Eiſen-Hütten und Steinkohlengruben, zur Zuführung der Materialien und Abführung der Fabrikprodukte, wo ſie ſeit beinahe zwanzig Jahren die Kanäle erſetzen. Dieſer häufige Gebrauch veranlaßte natürlich mancherlei Verbeſſerungen an denſelben, alle ſcheinen jedoch in England den Grad der Vollkommenheit noch nicht erreicht zu haben, deſſen ſie durch die beſonders verbeſſerte Einrichtung des Wagens fähig ſind. Hier das weſentlichſte der engliſchen Einrichtungen.

Die 4te Figur zeigt einen Kohlenwagen auf einer hölzernen Ringelbahn.

Wenn der Weg ſorgfältig eben und an den Abhängen ſanft abhängig gemacht iſt, ſo werden die Stäbe, welche in Ermangelung des Eichenholzes gewöhnlich von Birkenholz, und ohngefähr drittehalb Zoll breit ſind, auf den Weg gelegt, ſo daß ſie, in der Entfernung der Breite der Wagenräder, parallel fortlaufen. Befeſtigt werden ſie durch Querſtücke von Holz, welche in ihre untere Seite eingreifen, und mit Erde bedeckt ſind, damit das Pferd

*) Engliſche Miscellen. Tübingen 1801. Bd. 11. S. 127.

nicht dagegen anstoße. Die Räder des Wagens waren ehemals auch von Holz, später aber von gegossenem Eisen.

A zeigt den Rumpf des mit Steinkohlen, B beladenen Wagens, welcher von einem einzigen Pferd C vermittelst der Seile a, a, gezogen und von einem einzigen Menschen geführt oder getrieben wird; dessen gewöhnlichste Beschäftigung unterwegs darin besteht, daß er sein Pferd mit einem Bissen Heu lockt, welches er unter seinem Arm 6 hervornimmt; die Menge des für einen Tag hinreichenden Heues wird in dem Heukorb oder Futtersack D aufgehoben. Der Rumpf des Wagens hat die Gestalt einer umgekehrten abgeschnittenen Spitzsäule, besteht aus ziemlich starken kiefernen Latten, mit starken Stücken von Eichen- oder Eschenholz am Boden, welche Sohlen heißen, — an den Ecken und Seiten, welche Seitenstücke heißen, — und an der Spitze, welche Oberstücke heißen, welche bisweilen durch Ansätze erhöht werden, damit der Wagen gelegentlich eine größere Menge fassen könne.

Der andere Theil des Wagens steht oben über dem Boden hervor; daher ruht der größere Theil der Ladung auf den Vorderrädern, und folglich wird der Wagen, wenn er in Bewegung ist, mit geringerer Kraft gezogen, als wenn der andere Theil gar nicht herüber ragte. Der Zug wird auch dadurch gemindert, daß die vordern Räder beträchtlich größer sind, als die hintern.

E ist der sogenannte Convoy, oder Leitung, (Premse); sie besteht aus einem gekrümmten Stück Ellernholz, dessen Ende c von unbestimmter Dicke, in dem eisernen Ring d durch kleine Keile gehalten wird, welche in dem Behältniß e aufbewahrt werden; damit es das Rad nicht berühre, hängt sein Ende f in einer Schlinge von Leder g, welche an das hintere Eckstück befestigt ist. Es dient zur Leitung der Bewegung des Wagens im Hinabfahren von Hügeln, und macht die Bewegung gleichförmig, welche außerdem beschleunigt werden würde, wenn keine solche Leitung statt fände; der Fuhrmann nimmt das Ende aus der Schlinge, läßt es auf das Rad hinab, tritt in ausgespreizter Stellung mit einem Fuß auf das Ende f, mit dem andern Fuß auf die Wagensohle, und druckt mehr oder weniger, nach Beschaffenheit des Abhangs der Fahrt; die Convoy wirkt als ein Hebel der zweiten Art, dessen Ruhepunkt in dem eisernen Ring d ist.

Wenn die Führer sehr steile Fährten hinabgehen, so nehmen sie immer ihre Pferde vorn weg, und befestigen sie hinter ihre Wagen; denn sie würden unfehlbar getödtet werden, wenn die Leitung, welches oft geschieht, zerbrechen, oder wenn irgend ein anderer Zufall dazu Anlaß geben sollte, daß ihre Wagen mit allen Kräften fortliefen.

Wenn der Wagen an die Remise kommt, so läßt der Führer das Bodenbrett hinab, welches an der einen Seite Angeln, an der andern eine Haspe hat; und die Kohlen laufen in eine Oeffnung in der Fahrt unter den Wagen hinunter, welche ein Behältniß hat, welches über die Oeffnung der Remise auf das Wasser hervorragt, unter welcher die sogenannten Kiele, oder Fahrzeuge stehen, welche die Kohlen aufnehmen; bisweilen, wenn keine Fahrzeuge bei der Remise sind, werden die Wagen in die Remisen ausgeladen, und die Kohlen werden von dort auf Schubkarren in die Kiele gebracht.

Die Einrichtung der ersten Eisenbahnen besteht nach der Angabe eines H. Innachan Wendhuse aus Ashbyrdela-Zouch, in der Grafschaft Leicester, in Folgendem.*).

Der Stab, oder die Platte, worauf die Wagenräder laufen, wird aus gegossenem Eisen verfertigt; und der obere Theil, oder die Oberfläche ist hohl. Die Weite des Stabs, oder der Platte, kann vergrößert oder verringert werden, so wie es für die Größe der Wagenräder am schicklichsten seyn mag, welche auf den besonderen Straßen hinrollen, wo die Stäbe oder Platten gebraucht werden.

Die Art und Weise, wie die aus Eisen gegossenen Stäbe oder Platten angebracht und befestigt werden, besteht darin, daß sie in gehörigen Entfernungen auf Träger gelegt werden, welche man auf eine dauerhafte Art in der Erde fest macht, und die Stäbe oder Platten an diese Träger mit eisernen Schrauben oder scharfen Keilen befestigt.

Die Träger für die Stäbe oder Platten können aus Bauholz, Stein, gegossenem Eisen, oder hölzernen Pfählen gemacht werden; und wenn die Stäbe oder Platten an diesen Trägern vermittelst eiserner Schrauben oder scharfer Keile befestigt sind, und die Straße mit der Oberfläche der oberen oder äußeren Ränder der Stäbe oder Platten, entweder mit Stein, oder Kies, oder Holz, oder mit andern Zuthaten zum Straßenbau, gleich gemacht worden ist, so werden die Stäbe oder Platten unbeweglich seyn; und die Räder der darauf gebrachten Wagen werden mit Leichtigkeit darüber herrollen, und wegen der hohlen Gestalt, und bei der Art von Befestigung der gedachten Stäbe oder Platten, kann keine Erschütterung, welche sie bekommen können, es müßte denn boshafter Weise vorsetzlich Gewalt gebraucht werden, sie beschädigen oder zerbrechen.

Diese Stäbe oder Platten können eben so gut bei besonderen, als bei öffentlichen oder andern Straßen mit großem Vortheil gebraucht werden. Die beigefügten Abbildungen zeigen die aus Eisen gegossenen Stäbe oder

*) Magazin aller neuen Erfindungen. Bd. IV. Heft 3. Leipzig.

platten, nebſt der Art ihrer Anlegung oder Befeſtigung, wovon das Folgende eine Erläuterung geben wird.

Fig. 5 zeigt die obere Fläche der Stäbe oder Platten, auf welchen die Wagenräder laufen ſollen.

Fig. 6. zeigt den Aufriß oder die Endanſicht der Platten oder Stäbe, und ebenfalls die Höhlung ihrer obern Fläche, und ihre Geſtalt an den Enden und Seiten, und wie ſie an den Trägern befeſtigt ſind.

Fig. 7. zeigt die Seitenanſicht der Stäbe, nebſt den Trägern unter ihnen. Die mit a, a, a, a, bezeichneten Theile zeigen die Enden der Füſſe, oder die metallenen Grundlagen, welche auf den Trägern ruhen. Die Buchſtaben b, b, b, bei Fig. 6 und 7 zeigen die Träger, auf welchen die vorhergenannten Grundlagen oder Füſſe ruhen.

Fig. 8. zeigt den Durchſchnitt der Grundfläche oder untern Seite der Stäbe oder Platten, mit Bemerkung des Zurücktretens in den Füſſen der Stäbe, wie bei cc, cc, cc. Dieſes Zurücktreten iſt abſichtlich angebracht, um die eiſernen Schrauben oder ſcharfen Keile aufzunehmen, welche zu dem doppelten Zweck dienen, nemlich die aus Eiſen gegoſſenen Stäbe oder Platten in einer geraden Linie mit einander zu erhalten und zu ſichern, und ſie auf ihren zugehörigen Trägern gehörig zu befeſtigen. —

d, d, d, d, zeigt die gegoſſenen Stützen zwiſchen den Seiten der Stäbe oder Platten, welche ſie an den untern Rädern umklammern.

Fig. 9. zeigt die obere Fläche einer gewürfelten oder ſchachförmigen Platte, welche ſich am beſten und ſchicklichſten in Tafeln legen läßt, und wo die Wege zuſammenſtoßen, oder einander kreuzen, weil ſie verhindert, daß die Pferde mit den Füſſen nicht gleiten, und welche daher ganz beſonders nützlich bei ſolchen Straßen oder harten Fahrten ſeyn wird, welche einen Abgang haben.

Fig. 10. zeigt die Oberfläche der eiſernen Stücke oder Platten, welche auf einem Wege oder auf einer Straße befeſtigt werden, wenn der Weg oder die Straße mit Stein gepflaſtert iſt.

Fig. 11. zeigt die eiſernen Stäbe auf einer gemeinen oder öffentlichen Straße, welche aus den gewöhnlichen Zuthaten von Kies und Steinen, oft aus andern Zuthaten beim Straßenbau gemacht iſt, mit dem Unterſchied, daß, um die Stäbe oder Platten von dem Kies, Sand und andern Dingen, ſo frei wie möglich zu erhalten, ein Streif von Steinen auf jede Seite des Stabs oder der Platte gelegt wird, von welchem aber Gebrauch gemacht werden mag, oder nicht, wie man es am zuträglichſten finden dürfte.

Ohngeachtet dieſer Vorrichtung geſchahe es aber doch ſehr oft, daß dieſe hohlen Stäbe oder vielmehr Rinnen durch darauf fallende Steine und Unreinigkeiten verſtopft wurden, und weil ſie nicht hoch genug über die Fahrten ſteigen, um die Pferdebahn bekieſen zu können, ſo war man genöthigt, ſie an einzelne Steine oder Pflöcke zu befeſtigen, wodurch ihre Stärke ſehr vermindert wurde. Uiberhaupt war auf dieſe Art die Stärke des Stabs auf eine ganz falſche Art angebracht, deshalb und weil weniger Fläche auch weniger Reibung verurſacht, kam Hr. Benjamin Dyatt auf den Gedanken den Stäben eine länglich runde oder eyförmige Geſtalt zu geben, und wendete dieſe zuerſt bei der im Oktober 1800 angefangenen und im Julius 1801 geendigten, ¼ Meilen langen Eiſenbahn bei Penrhyn an.

Bei dieſer Einrichtung hat das Rad einen hohlen Rand, welcher nach ſeiner Geſtalt ſo eingerichtet iſt, ſo wie auch die Räder an ihren Axen auf eine ſolche Art befeſtigt ſind, daß ſie mit der größten Leichtigkeit ſich in die ſchärfſten Krümmungen, welche erfordert werden können, bewegen.

Fig. 12. gibt die Anſicht dieſes Stabs, aus welcher erhellet, daß ſich kein Schmutz darauf erhalten kann, daß er ſtärker ſeyn muß als jede andre Geſtalt, von dem nämlichen Gewicht, um ſowohl dem ſenkrechten als auch dem ſchiefen Druck zu widerſtehen, daß er ſehr wenige Reibung verurſachen muß, dem Pferde keine Gefahr durch ſcharfe Kanten verurſacht, und daß er auf die Schwellen gelegt werden kann, ſo daß eine hinreichende Menge von Kies zu ihrer Bedeckung Platz findet. Ein ſolcher Stab iſt 4 Fuß und 6 Zoll lang und wiegt 36 Pfund.

Fig. 13. zeigt die Art von Karren, welche auf dieſem Wege gebraucht werden.

Die folgenden beſtimmten Angaben zeigen die gewöhnlichſte Art der Verfertigung der Eiſenbahnen *).

Fig. 14. zeigt die eiſerne Fahrt oder das Lagerſtück, welches am gewöhnlichſten gebraucht wird; es dient für jede Seite des Weges, ſeine Länge beträgt 6 Fuß. Die Breite der Oberfläche, auf welcher die Wagenräder hinrollen, beträgt 8 Zoll, und die Dicke beträgt einen halben Zoll. Der Rand erhebt ſich um 2 Zoll über die Fläche, welche man die Bahn nennen kann, um dem engliſchen Wort Frod nachzukommen; der Rand hat einen halben Zoll Dicke bei ſeiner Verbindung mit der Bahn; man vermindert ihn ohngefähr um eine Linie gegen die Spitze wegen der größern Leichtigkeit beim Formen und Gießen der Stücke. Die Löcher zu den Nägeln

*) Magazin aller neuen Erfindungen. Leipzig. Bd. V. Hft. 1.

müſſen, wenn man ſie in der Bahn anbringt, in dem Modell des Gießers erweitert werden, um die Knüpfe aufzunehmen. Dieſe Löcher werden in der Entfernung eines Zolles von jedem Ende angebracht. Bei einigen Lagerſtücken werden hinter den Rändern an jedem Ende Löcher angebracht, um den Nagel aufzunehmen.

Fig. 15. zeigt die Anſicht nach dem Durchſchnitt dieſer Lagerſtücke.

Das Gewicht eines jeden Lagerſtücks beträgt 47 bis 50 Pfund. Der Tiſchler muß bei Verfertigung der hölzernen Form ſehr darauf Bedacht nehmen, daß er an den beiden Enden 4 1/8 Zoll Breite läßt. Wenn man dieſen Umſtand vernachläßigt, ſo bereitet man ſich viele Mühe und Schwierigkeiten, wenn man die Wege legen will.

Die vorher genannten Abmeſſungen gehören für die Wege in der Nähe der Eiſenwerke und Kohlengruben, ſo wie in den Bergwerken. Wenn man aber beträchtlichere Laſten wegſchaffen will als diejenigen ſind, welche an dieſen Orten gewöhnlich vorkommen, ſo muß man die Lagerſtücke auf 4 oder 4 1/2 Fuß verkürzen, die Ränder um einen halben Zoll mehr erhöhen, und die Dicke um den achten Theil eines Zolls verſtärken.

Fig. 16. zeigt den Aufriß einer Unterlage von Holz, auf welche die eiſernen Lagerſtücke gelegt werden. An mehrern Stellen befeſtigt man die Enden auf Holzſtücke von aller Art, ohne ihre Oberfläche zur Aufnahme der Lagerſtücke einzuſchneiden, aber bei ſorgfältig gearbeiteten Wagen beobachtet man folgendes Verfahren. Die Unterlagen haben 3 Fuß 4 Zoll Länge; man verfertigt ſie aus Eichenholz von 4 bis 5 Zoll Breite, und 3 1/2 Zoll Dicke; die Fahrt oder das Lagerſtück wird in die Unterlage eingeſchnitten, ſo daß 24 Zoll im Lichten von einem Rand zum andern gelaſſen werden, welches ein Wagen-Geleis von beinah 1/4 Zoll für das Spiel der Räder bei Wagen in gerader Linie gibt; wenn ſich aber der Weg plözlich wendet, ſo wird ein Spielraum von anderthalb Zollen erfordert. Wenn die Lagerſtücke ſich mit gekrümmten Fahrten vereinigen, ſo macht man das Ende, welches an die Fahrt ſtößt, um einen Zoll breiter als das andre Ende, welches ſich mit den Lagerſtücken des geraden Wegs vereinigt.

(Beſchluß folgt.)

Korreſpondenznachrichten.

1.

K. Böhmiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. Herr Dr. Pohl und Profeſſor Büttner.

Am 7. Jäner l. J. hat die hieſige k. k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften Herrn Johann Emanuel Pohl, M. D. und Mitglied vieler gelehrten Geſellſchaften wegen Bearbeitung der Flora boemica und einer herausgegebenen Überſicht der Mineralien *), dann Herrn Adam Büttner Profeſſor der Mathematik und Adjunkt an der hieſigen k. k. Sternwarte wegen ſei en ausgezeichneten mathematiſchen Kenn n ſſen zu ihr n wirklichen Mitgliedern ernannt. Erſterer richtet bereits die Naturalienſammlung der Geſellſchaft ein.

Dieſe Geſellſchaft hat auch den Plan zu einer Topographie Böheims in jeder ſcientifiſch-artiſtiſchen Hinſicht, entworfen. Ein herrlicher Gedanke! dem ich das ſchnellſte und beſte Gedeihen wünſche, weil er, wenn er zur gänzlichen Ausführung gelangt, unſerem Vaterlande große Ehre bringen kann.

2.

Profeſſor Link.

Herr Profeſſor Link von Breslau iſt bereits in Berlin als Profeſſor der Botanik angeſtellt, und ſo Wildenows Stelle auf das würdigſte durch einen Mann erſetzt, der durch ſeine Reiſen, ſeine intereſſanten Beobachtungen und Entdeckungen, durch ſeinen philoſophiſchen Geiſt und ſeine Werke berühmt genug iſt. Er wird ein botaniſches Journal herausgeben, wozu ich ihm recht viele kenntnißreiche Mitarbeiter wünſche.

---

*) Syſtematiſcher Überblick der Reihen-Folge einfacher Foſſilien. Nebſt Beyfügung der üblichſten, deutſchen und franzöſiſchen Synonyme und eines vollſtändigen alphabetiſchen Regiſters, zur Anordnung orykognoſtiſcher Foſſilien-Sammlungen, dargeſtellt von Dr. J. E. Pohl. Prag 1816. 4. — Man hat hier das neueſte Wernerſche Syſtem beiſammen, was Vielen willkommen ſeyn wird.

D. H.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 30. Juny.

Vaterlandskunde.

I.

Kurz gefaßter historischer Uiberblick der Collegien des Ordens der frommen Schulen, welche sich in Böhmen, Mähren, und dem östreichischen Antheil von Schlesien befinden.

Der Zweck dieses Aufsatzes ist, das Entstehen der Piaristen-Collegien und Residenzen in chronologischer Ordnung aufzuführen, das Andenken der verehrten Stifter ins Gedächtniß zurückzurufen, und was in jedem derselben gelehrt wird, zu bemerken. Als Leitfaden der chronologischen Ordnung dienten die jährlich gedruckten Familiae domorum Scholarum piarum Provinciae Bohemiae et Moraviae. Die k. k. theresianische Ritterakademie zu Wien macht aus mehreren Gründen von der chronologischen Ordnung der Stiftung der Collegien eine Ausnahme, weßwegen sie auch den ersten Platz behauptet.

I.

K. K. Theresianische Ritterakademie zu Wien.

Se. k. k. Majestät, unser gnädigster Landesvater geruhten die theresianische Ritterakademie im Jahr 1804 der Verwaltung des böhmisch-mährischen Piaristen Provinzial anzuvertrauen, welcher die nöthigen Lehrer und Präfekten aus der böhmisch-mährischen Piaristen-Provinz dort anstellt. Den Plan und die Einrichtung dieser k. Akademie näher auseinander zu setzen, erfordert einen eigenen Aufsatz; wird nur bemerkt, daß in derselben alles gelehrt wird, was der Staatsmann als Vorbildung zum künftigen Berufe bedarf. Es befinden sich dort gegenwärtig nebst vielen andern Individuen, 52 Mitglieder des Piaristen-Ordens.

II.

Collegium zu Nikolsburg in Mähren.

Dieses Collegium ist das erste des Piaristen-Ordens in ganz Deutschland und im östreichischen Staate. Es wurde noch zu Lebszeiten des Ordensstifters vom unvergeßlichen Fürsten Kardinal von Dietrichstein in den Jahren 1631 und 1632 gestiftet. Es besitzt eine Bibliothek und einen mathematisch-physikalischen Apparat. An dieses Collegium stößt eine sehr regelmäßig und geschmackvoll gebaute Kirche, welche dem h. Johann dem Täufer geweihet ist. Nebst einem Gymnasium und den Hauptschulklassen wurde in dem J. 1807 vom Hochwürdigsten Herrn Joh. Nep. Liesnek, infulirten Probsten zu Staatz in Oestreich ein öffentliches philosophisches Lehrinstitut gestiftet. Es wirken dieses Jahr dort 23 Ordensmitglieder. Es befindet sich auch in diesem Collegio ein Seminarium für 10 der Musik kundige Knaben; diese Zahl vermehrte der würdigste Hr. Probst Liesnek um 4 Stiftlinge, welche insbesondere Staatzer Eingebohrne seyn müssen.

III.

Collegium zu Straßnitz in Mähren.

Das in Straßnitz befindliche Collegium des Piaristenordens stiftete der Grundherr Franz

v. Magnis, erster Graf von Straßnitz im J. 1633. Nebst den Gegenständen der deutschen Hauptschule werden auch in demselben die fünf untern lateinischen Klassen gelehret. Das Gebäude, welches gegenwärtig von den Mitgliedern des Ordens bewohnt wird, ist in neueren Zeiten hergestellt, nur noch Reste von dem alten rückwärts des Collegiums sind sichtbar. Mit dem Collegium hängt eine prachtvolle Kirche zusammen. Die gesammten Lehrfächer werden in diesem Jahre von 13 Individuen versehen.

IV.

Collegium zu Leipnik in Mähren *).

Dieses Collegium mit der Kirche stiftete anfänglich auf 20 Ordensmitglieder der Kardinal Fürst Franz von Dietrichstein im J. 1631, sein Nachfolger und Bruders Sohn Fürst Maximilian aber dotirte es nach seinem Tode noch reichlicher, so daß die Zahl der Geistlichen vermehrt werden konnte. In diesem Collegio befindet sich das Noviziat, in welchem die Ordenszöglinge in allem, was sie als Lehrer und Erzieher zu wissen brauchen, unterrichtet werden. Unter allen Vorstehern dieses Noviziates kann Corin Schultheiß auf den Dank des ganzen Ordens, und seiner zahlreichen Zöglinge auch jenseits des Grabes rechnen. Er verwaltete dieses wichtige und mühvolle Amt durch einen Zeitraum von 23 Jahren mit einem rastlosen Eifer. Mit einer gehaltreichen Bibliothek, und vielen Kenntnissen ausgerüstet, wußte er mit warmem Antheile seinen Zöglingen die reinste Liebe zu den Wissenschaften einzuflößen. Jede empfehlungswürdige Nachricht von seinen Zöglingen, denen er auch in der Ferne durch lehrreiche Briefe mit Rath an die Hand ging, gab ihm neues Leben und Muth, auch im Greisen-Alter unermüdet am Wohle des Ordens zu arbeiten. Seine gewählte Bibliothek bleibt jedem folgenden Vorsteher des Noviziats zum Gebrauch. In diesem Jahre leben nebst 11 Novizen 9 Priester allda.

*) Man vergleiche des Herrn Prowondra wichtigen Aufsatz über dieses Noviziat. Hesperus Nr. 4 und 5. 1810. D. H.

V.

Collegium zu Leitomischl in Böhmen.

Die prachtvolle Kirche und das Collegium wurde im Jahre 1640 von der Frebonia Helena Eusebia Gräfin v. Pernstein gestiftet. Erstere wurde im Jahre 1720 v. Wenzel Grafen v. Trautmannsdorf viel erweitert. Gleich nach der Stiftung dieses Collegiums entstand hier ein zahlreiches Gymnasium, welches auch itzt noch unter die ansehnlichern im Königreiche Böhmen gehört. Außerdem werden die Gegenstände der Hauptschule gelehrt, und seit der Errichtung der bischöflichen Diöcesan-Lehranstalten der Philosophie und Theologie die philosophischen Wissenschaften in zwey Jahrgängen vorgetragen. In diesem Collegio befindet sich nebst der Bibliothek auch ein neu angeschaffter physikalischer Apparat. Zur Besetzung aller Lehrkanzeln befinden sich dieses Jahr 12 Ordensmitglieder allda.

VI.

Collegium zu Schlan in Böhmen.

Bernard Graf v. Martinitz erbaute im J. 1658 ein Gymnasium nebst einer Kirche für die Priester der frommen Schulen. Dieses Gymnasium wurde im J. 1780 in eine Hauptschule verwandelt, und bei Errichtung der neuern Lehranstalten erhielt das Collegium abermal das Gymnasium nebst einer Hauptschule. In diesem Collegio werden die Lehrkanzeln von 10 Ordensindividuen versehen.

VII.

Collegium zu Schlackenwerth in Böhmen.

Für eine bessere Erziehung der Jugend dieser Gegend sorgte die Frau Anna Magdalena Herzogin von Sachsenlauenburg, indem sie ein Collegium und Gymnasium stiftete, und solches dem

Orden der Piaristen anvertraute, welche auch im Jahre 1666 Besitz davon nahmen. Das Gymnasium wurde im Jahre 1780 in eine Hauptnormalschule verwandelt, jedoch vor einigen Jahren wieder hergestellt. Es befinden sich in diesem Collegio 11 Ordensmitglieder, welche den Unterricht in den deutschen und Gymnasial-Schulen ertheilen.

VIII.

Collegium zu Kremsir in Mähren.

Das Collegium sammt dem Seminario, welches letztere stets zwei Vorsteher aus dem Orden der frommen Schulen hat, ist im Jahre 1687 vom Fürstbischof von Ollmütz Carl von Lichtenstein gestiftet worden. Das Collegium versieht die deutsche Hauptschule und das Gymnasium mit Professoren, deren dieses Jahr 13 gezählt werden. An dasselbe stößt eine geschmackvolle Kirche. Im Seminario werden 12 Stiftlinge unterhalten, welche der Musik kündig seyn müssen. Die zahlreiche schöne Bibliothek im Fürst-Erzbischöflichen Schlosse steht den Mitgliedern des Ordens zum Gebrauche offen.

IX.

Collegium zu Jungbunzlau in Böhmen.

Das ehemalige schöne Collegium der Geistlichen der frommen Schulen, welches im J. 1688 nebst einer prächtigen Kirche von dem Reichsgrafen Jakob Hermann Czernin v. Chudenicz gestiftet wurde *), ist im J. 1784 zu einem andern Gebrauche verwendet worden. Die Ordensglieder sammt der Hauptschule und dem Gymnasium wurden nach Jungbunzlau übersetzt, und ihnen das ehemalige Minoritenkloster übergeben, das im J. 1345 von dem Herrn Benesch und Johann v. Michelsberg gestiftet wurde. Zur Zeit der hussitischen Unruhen ist dieses Kloster im J. 1421 zerstört worden. Erst K. Ferdinand II. hat es im J. 1625 wieder hergestellt und erstens den Karmelitern, bald darauf aber den Minoriten wieder zurückgestellt, welche es bis zum J. 1784 behielten, in welchem Jahre es dem Orden der frommen Schulen statt Kosmonos eingeräumt ward. Das Gymnasium und die deutschen Schulen werden dieses Jahr von 13 Ordensmitgliedern gelehrt.

*) Wo? Vermuthlich in Kosmonos?

Dch.

X.

Collegium zu Altwasser in Mähren.

Dieses Collegium ist vom Fürsten Karl von Lichtenstein Bischoff zu Ollmütz zwischen den Jahren 1690 und 1695 gestiftet worden. Bei demselben befindet sich eine schöne Kirche. Ehemals wurden hier die untern lateinischen Klassen gelehret, aber seit dem J. 1774 wurden sie zu einer deutschen Hauptschule bestimmt. Hier ist ein Theil des Noviziats der Zöglinge des Ordens. In diesem Collegio befanden sich ehedem emeritirte Ordensmitglieder, nun aber befinden sich dort nebst 5 Novizen und einem Laybruder, 7 Priester, die theils zur Bildung der Novizen, theils zur Seelsorge verwendet werden.

XI.

Collegium zu Freyberg in Mähren.

Der Stifter des vorigen Collegiums Fürst Bischof Carl von Lichtenstein hat sich auch durch die Gründung des Collegiums zu Freyberg im J. 1694 verewigt. Es bestand hier bis zum J. 1774 ein Gymnasium, welches im nämlichen Jahre in eine deutsche Hauptschule umgewandelt wurde. Mit dem erneuerten Studienplan ist das Gymnasium abermals restituirt, und die deutsche Hauptschule beibehalten worden. Beides ist mit 10 Ordensmännern besetzt.

XII.

Collegium zu Beneschau in Böhmen.

Das Collegium zu Beneschau wurde von dem Grafen Franz Karl Przehorzowsky

Reichsgrafen von Quaſſegowitz im J. 1703 angelegt, und iſt bald darauf, nachdem dieſe Herrſchaft an den Grafen von Wrtby käuflich gekommen iſt, vom Joh. Joſ. Reichsgrafen v. Wrtby ſammt einer niedlichen Kirche völlig zu Stande gebracht, und mit einem förmlichen Stiftungsbriefe verſehen worden. Seit der Stiftung bis 1780 war hier ein Gymnaſium, von dem J. 1780 bis itzt werden nur die drei Normalklaſſen gelehrt. Im Schuljahr 180⅘ wurde hier ein Noviziat errichtet, und dieſes Jahr leben nebſt 6 Novizen noch ſieben Prieſter allhier.

(Fortſetzung folgt.)

2.

Marton vásár den 30. Jäner 1816.

Fortſetzung der Überſicht der Barſcher Geſpanſchaft.

(Man ſehe Nr. 45 1815.)

Als Diogenes mit der brennenden Lampe am hellen Tage zwiſchen der größten Verſammlung von Menſchen einen Menſchen ſuchte, bewies er, daß es in ſeinem Kopfe nicht richtig ſey. Denn es war ein ungeſelliges Ungeheuer, wie er, das er ſuchte, und natürlich nicht finden konnte. Sein geblendeter Stolz ließ ihn nicht den Menſchen, wie er mit aller Stärke und Schwäche aus der Hand der Natur entſprang, ſehen, aber er thürmte über ihn die feindſelige Nacht des unverſchuldeten Unrechtes. Wir werden uns daher hüten in ſeinem Geiſte die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten des gemeinen Volkes der Barſcher Geſpanſchaft von ihrer Geburt bis zum Grabe zu verfolgen.

Wenn dem gemeinen Mann ein Kind geboren wird, das iſt ein Tag der Freude. Dieſe verkündet die Wehmutter bei den gebetenen Gevattern mit einer Flaſche Branntwein, welcher mit Honig und Saffran und nach Umſtänden mit Gewürz verſehet iſt. Ein ähnliches Geſchenk erhalten die Anverwandten im Orte, und zum Theil die beſſeren Bekannten. Der Vater verkündet dann jedem begegnenden Freunde, er ſey mit einem Freudengut von Gott geſegnet worden. Sonderbar iſt es, wenn die Mutter zur Geburt arbeitet, ſo liegt ſie nicht im Bette, aber mitten im Zimmer auf der Erde über etwas Stroh mit einem Leintuch halb zugedeckt, weil auch Chriſtus auf der Erde und Stroh geboren ward. Geht die Geburt hart vor ſich, ſo kann dieſen Zauber niemand löſen als — wer ſoll ihn löſen? Die Wehmutter vielleicht? — Fy ja doch — der Mann. Er muß aus ſeiner Unterhoſe (Gatyá) die Schnur herausziehen, mit dieſer ſein Weib mitten um den Leib binden, dreimal über ſie wegſpringen, und dreimal rechts um ſie herum gehen, dann iſt es gut. Probatum est, ſteht ja bei manchem bezipfelten Recipe, das wie Rattengift wirket, und der Glaube macht ſelig. Aber natürlich kann man ſich dabei von den hohen Einſichten der ländlichen Juno lucinia nicht überzeugen. Und wer iſt daran Schuld? Gefährlicher wie dieſes iſt für die Gebährende der Gebrauch des Branntweins.

Nach der Taufe folgt ein mäßiges Gaſtmal, wobei der Honigbranntwein nicht fehlen darf. Acht Tage lebt nun die Wöchnerin von den Geſchenken ihrer Gevatterin und Bekannten, und ihr Mann hat die beſten Täge, denn er verzehrt die Kuchen und Speiſen, die ſein Weib nicht bezwingen kann. Nach der Vorſegnung kömmt nun die Bewirthung der Gevatterleute und Anverwandten an die Reihe. Jeder thut ſein möglichſtes dabei, und ſchickt noch Kuchen und Branntwein an ungebetene Freunde. Der junge Menſch wächſt nun heran, meiſtens ſich ſelbſt überlaſſen. Das landwirthſchaftliche Gewerbe ſieht und lernt er im Hauſe. Aber es gibt wenige von gemeinem Volke, die aus einem Betbuche leſen, noch wenigere, die ſchreiben können. Der Ländmann hat ſo wenige Begriffe, daß er das Leſen aus einem Buche das Beten nennet, und glaubt, daß man betet, wenn man aus welch immer für einem Buche lieſt.

Die Tracht iſt ungriſch, nur muß der Mann das Hemd ſo kurz haben, daß er beim Bücken, den bloßen Rücken zeigt. Die Haare hängen ihm rückwärts bis an die Schultern abgeſchnitten. Der Hut iſt ſo klein, daß er nur etwas mehr als die Kopfplatte bedeckt, und die Krempe kaum vier Finger breit. Das weibliche Geſchlecht erſcheint, beſonders das Unvermählte auch mitten im Winter aufgeſchürzt mit bloßen Waden, und Schürze und das Hemd reichen kaum etwas über die Knie. Eine Haube iſt das Zeichen einer Verheuratheten oder Geſchwächten, die Ledige trägt bloßes Haar in einem mit Bändern geflochtenen Zopf, der auf dem Rücken mit einer Bandſchleife herunter hängt. Die adeliche Jungfrau trägt in der Ordnung auch keine Haube, aber die gemeinere von Adel läßt ihre Haare beim Kopf mit vielen Bändern gebunden über den Rücken frey flattern.

Der heranwachſende Jüngling ſieht ſich um eine Geliebte herum, die er heimlich bei Nacht beſucht, und bei der er wenigſtens alle Wochen dreimal ſchläft, und man hört doch nie eine üble Folge von dieſer Gewohnheit. — Am Tage des Verſprechens erheben am Abend die ledigen Freundinnen der Braut die Freudengeſänge. — Das Zeichen der Verlobung iſt dieſes: der Jüngling ſendet ein gefärbtes leinenes, baumwollenes oder ſeidenes Halstuch ſeiner Geliebten, und dieſe ſchickt ihm ein ähnliches Geſchenk. Das iſt ſo viel wie das Wechſeln mit Ringen. —

Die Eltern gründen dann unter sich die Heurath ihrer Kinder, und die Braut bekömmt zur Morgengabe Bettgewande, eine hölzerne Truhe mit ihren Kleidern, unter welchen der Pelz (Koßuch) nicht fehlen darf, dann eine Kuh. — Heurathet der Jüngling in ein anderes Haus, so muß er ein aufgezäumtes Pferd mitbringen.

Nach den hochzeitlichen Kirchengebräuchen wird getanzt und nach Vermögen geschmaußt. Dann wird die Morgengabe der Braut mit einem Wagen, dessen Pferde auf den Köpfen Tücher und Bänder herunter hängen haben, feyerlich mit Musik abgeholt. Das Bettgewand ist am Wagen zur Schau ausgebreitet, und die Brautmutter und Kranzjungfer mit den Anverwandten beider Neuvermählten singen und jauchzen während dem Zuge. Die erste Nacht bringt das junge Paar in einer kalten mit einem Schloß von außen zugemachten Kammer zu, wovon den Schlüßel der Vater des Bräutigams zu sich nimmt. Früh wird das junge Paar mit Gesängen, Musik und Jauchzen aufgeweckt. Die schaamrothe Neuvermählte wird in den Kreis ihrer Anverwandtinen geführt, wo ihr die Brautmutter die Haube unter Begleitung der Musik aufsetzet, und die sie nun, so oft sie außer ihrem Zimmer oder vor jemand Fremden erscheint, immer, als das ehrwürdige Zeichen ihrer Bestimmung, Mutter zu werden, aufhaben muß.

Steeger.

Technologie und Mathematik.

Neueste Verhandlungen über das Frachtwesen, Fuhrwerke und Straßen, insbesondere Eisenbahnen, und Schifffahrtskanäle.

(Beschluß von Nr. 29.)

Fig. 17. zeigt die Einrichtung der krummen Fahrten, um einen Weg unter einem rechten Winkel zu wenden. Diese Fahrten erfordern drei Unterlagen zwischen den Enden; ihre Bahn ist 4 Zoll breit; und wegen der Wendung ist die Fahrt um anderthalb Zoll schmäler gelassen als der gerade Weg; die Größe der inneren Fahrt wird mit einem Halbmesser von 3 Fuß 2 Zoll entworfen, und besteht aus 4 Stücken; die äußere Fahrt wird mit einem Halbmesser von 4 Fuß 6 Linien entworfen, und besteht ebenfalls aus 4 Stücken.

Wenn man links wenden will, und umgekehrt, und wenn man zu gleicher Zeit den geraden Weg fortsetzen will, so bekommen die Lagerstücke und die Fahrten, die bei Fig. 18. angezeigte Gestalt; die Bahn hat in dem rechten Stück drei und einen halben Zoll Breite, und das runde Stück hat vier Zoll. Die Ansicht dieser Figur ist hinreichend, um sich die Zusammenfügung dieses Theils der Straße zu erklären, welcher aus zwei Lagerstücken mit Knien und aus drei kreisförmigen Fahrten besteht.

Fig. 19. zeigt wie die ersten Fahrten oder Lagerstücke auf die Enden der Wege gelegt werden, wo die Wagen den Anfang machen, die Straße zu berühren. Damit die metallenen Räder leicht in die Fahrten eintreten können, so liegt das krumme Ende auf einer starken und ziemlich breiten Bohle, welche die Stelle der Unterlage vertritt; die Bahn hat an diesem Ende fünf und einen halben Zoll Breite, und die Fahrt ist hier verhältnißmäßig enger zwischen dem Rand, um das Eintreten der Wagen zu erleichtern.

Fig. 20. zeigt die Art, wie die Wagen neben einander an solchen Stellen hinfahren können, wo die Wirthschaftlichkeit keine doppelten Wege anzulegen verstattet. Die Bahn der Lagerstücke und der Fahrt muß vier Zoll Breite haben, um den Weg zwischen den Rändern verengen zu können, als bei den geraden Straßen. Die Figur zeigt, wie zwei Wagen einander ausweichen und von neuem wieder auf den Weg gebracht werden können. Die beiden ersten Bogenstücke a a an den beiden Enden haben sechs Fuß Länge, und gehen bis auf vier Fuß in gerader Linie; von dort erweitert sich die Fahrt bis zu dem großen Ende, wo sie 7 ½ Zoll Breite hat. Die Fahrten b b sind zweiarmig gegossen, der rechte Arm hat 7 Fuß 3 Zoll Länge. Das dritte Lagerstück auf jeder Seite, c c, darf nur 6 Fuß Länge haben.

Die Ränder sind an den äußern Lagerstücken der Abtheilung c c doppelt; denn da die mittlere Fahrt meistens ohne Rand ist, so kann sie nur 2 ½ Zoll in der Mitte haben. — Die Abtheilung zwischen c und d zur Linken besteht aus vier gewöhnlichen Lagerstücken. Die mittlere Abtheilung besteht aus vier Lagerstücken, welche einen doppelten Weg bilden. Diese Abtheilung muß aus vier bis fünf Längen zusammengesetzt werden, nach der Anzahl der Wägen, welche man zugleich abgehen lassen will. Auf der Kupfertafel ist nur eine einzige Länge angezeigt.

Um zu verhindern, daß die metallnen Räder der Wagen nicht gegen die Spitzen e e der Lagerstücke b b stossen, muß man den Boden auf dieser Seite des Wegs in einer Länge von drei bis vier Paaren von Lagerstücken erhöhen. Wenn man den Arm eines Wegs hinzu fügen will, ohne die gewöhnliche Anordnung zu verändern, so ändert man das Lagerstück f der Abtheilung a gegen jenes, welches bei Fig. 21 angezeigt ist. Dieses Lagerstück ist mit einem Rand oder mit einer Zunge g versehen, welche auf einem Mittelpunkt beweglich ist, und sich zur Rechten und zur Linken dreht, nach der Richtung, welche man der Bahn geben will; der Nagel h verhindert, daß diese Zunge nicht aus der Richtung kommt; der

Führer öffnet oder ſchließt die Zunge nach der Richtung, welche er ſeinem Wagen geben will.

Die Unterlagen, auf welchen die Lagerſtücke des doppelten Weges ruhen, haben vier Riegel von einem halben Zoll im Durchmeſſer, welche in die Ränder treten, und welche die Lagerſtücke in gehörigen Entfernungen halten; man ſieht eine ſolche Unterlage bei Fig 22.

Die Eisenbahnen vereinigen ſich an mehreren Stellen mit den Anfahrten der Magazine, u. ſ. f. von welchen die mit Waaren beladenen Wägen abgehen, um ihre Fahrt anzufangen. Weil dieſe Bretter etwas höher liegen als die Fläche des Weges, ſo ſind die Lagerſtücke Fig. 23 mit zwei kreisförmigen Stücken verſehen, welche ſich gegen das Ende erheben, um auf der Anfahrt aufliegen zu können, wo die Bahn in die Bohlen eingeſchnitten iſt. Die kreisförmigen Stücke ſind mit innern Rändern a verſehen, welche mit Löchern durchbohrt ſind, um ſie auf der Anfahrt deſto leichter befeſtigen zu können.

Fig. 24. zwei Lagerſtücke mit Oehren; die Ränder greifen in einander vermittelſt der an jedem Ende angebrachten Einſchnitte, wie man in dem Aufriß Fig. 25 ſieht. Dieſe Art der Zuſammenfügung der Lagerſtücke iſt wenig gebräuchlich.

Wenn der Weg eine ſanfte Wendung bekommen ſoll, ſo verfertigt man Lagerſtücke, wie die bei Fig. 26 angezeigten. Der Halbmeſſer dieſer Krümmung wird ohngefähr 300 Fuß betragen müſſen, um eine geringe Abweichung von 9 Zoll von der geraden Linie auf eine Länge von 15 Fuß hervor zu bringen. Die lange Seite des Lagerſtücks zur Linken hat ſechs Fuß; die kurzen Seiten des nämlichen Lagerſtücks haben 5 Fuß, 11,94 Zoll. Das Lagerſtück zur Rechten hat 5 Fuß 11,46 Zoll auf einer Seite, bei 5 Fuß 11,37 auf der andern. Wenn man nur einige ſolche Lagerſtücke zu legen hat, ſo iſt dieſe große Genauigkeit nicht nothwendig; aber in dem entgegengeſetzten Fall werden, wenn man nicht Achtung darauf giebt, die Fugen ſich öffnen, und es wird ein häufiges Reiben entſtehen, welches man vermeiden könnte.

Man muß immer bedenken, daß der Boden der ſich wendenden Wege um zwei oder drittehalb Zoll höher ſeyn muß, als das Innere des Weges; hierdurch vermindert die Schwere des Wagens das Reiben der Räder auf den innern Rand des Weges.

Wenn man einen Weg einrichten will, welcher ſich um 18 Zoll bei 15 Fuß von der geraden Linie abwendet, — welches einen Halbmeſſer von ungefähr 150 Fuß vorausſetzt, ſo müſſen ſich die Lagerſtücke von 0,37 Zoll in der Mitte krümmen; die lange Seite des äußern Lagerſtücks wird 6 Fuß haben; und ſeine kurze Seite hat 5 Fuß, 11,88 Zoll. Die langen Seiten des innern Lagerſtücks werden 5 Fuß, 10,93 Zoll haben, und ſeine kurze Seite hat 5 Fuß, 10,81 Zoll. Für eine Krümmung von 18 Zoll auf 15 Fuß, zu welcher ein Halbmeſſer von 225 Fuß gehört, müſſen die Lagerſtücke um 0,24 Zoll gegen die Mitte gekrümmt ſeyn. Die lange Seite des äußeren Lagerſtücks wird 6 Fuß haben; ſeine kurze Seite hat 5 Fuß, 11,92 Zoll; die lange Seite des innern Lagerſtücks wird 5 Fuß, 11,29 Zoll haben; ſeine kurze Seite hat 5 Fuß, 11,21 Zoll.

Für einen Weg, welcher ſich um 6 Zoll bei 15 Fuß wendet, welches einen Halbmeſſer von 450 Fuß erfordert, müſſen ſich die Lagerſtücke um 0,12 Zoll wenden; die lange Seite des äußern Lagerſtücks wird 6 Fuß, ſeine kurze Seite wird 5 Fuß, 11,96 Zoll haben; die lange Seite des innern Lagerſtücks hat 5 Fuß, 11,64 Zoll; ſeine kurze Seite hat 5 Fuß, 11,6 Zoll.

Um noch deutlicher zu erklären, was unter einer Krümmung von 6, 9, 12 oder 18 Zoll auf 15 Fuß zu verſtehen iſt, ſo darf man nur die Augen auf Fig. 22 werfen, wo jede Entfernung von a bis b, von b bis c, und von c bis d, auf 15 Fuß, und jede Entfernung zwiſchen eb, ec, ed, u. ſ. f. gleich 6, 9, 12 oder 18 Zoll angenommen wird. So benehmen ſich die engliſchen Ingenieurs, welchen die Verfertigung dieſer Wege aufgetragen iſt, bei ihren Entwürfen.

Die Wägen, welche auf dieſen Straßen gebraucht werden, ſind von verſchiedenen Dimenſionen, nach Beſchaffenheit der Waaren oder der Materialien, womit man ſie beladet. Das einzige, was bei ihrer Verfertigung unerläßlich nothwendig iſt, beſteht darin, daß ihre metallnen Räder niemals mehr als anderthalb bis zwei Zoll Breite haben, um für die Breite der Bahnen zu paſſen; die Höhe beträgt gewöhnlich 14 bis 18 Zoll.

Übrigens werden ſolche Riegel- oder Eiſenwege auch da angebracht, wo der Wagen nicht durch Zugthiere, ſondern durch eine mechaniſche Kraft in Bewegung geſetzt wird. So befindet ſich in Burwell eine Maſchine, welche beladene Kohlenwagen auf einer ſchiefen Ebene herabläßt, und die ledigen Wagen wieder herauf zieht.*) Beides geſchieht durch eine und dieſelbe Kraft. Die Länge des Riegelweges, auf welchem der Wagen läuft, iſt ungefähr 864 Ruthen oder Yards. Der Wagen reitt in drittehalb Minuten hinab, und kommt in derſelben Zeit wieder herauf. Auf dieſe Art geht in nicht mehr als ſieben Minuten ein beladener Wagen mit Leichtigkeit und Sicherheit hinauf und wieder herab, die Kohlen werden eingeladen und wieder ausgeſchüttet. Die antreibende und widerſtehende Kraft der Bewegung liegt in einem Bleygewichte, welches 16 ½ Zentner wiegt, und welches der Wagen im Abſteigen 144 Yards hebt und im Aufſteigen wieder herabläßt. Das Seil, wodurch der Wagen gezogen und herabgelaſſen wird, wenn

*) Engliſche Miſcellen. B. 11. S. 197. Tübingen, 1801. 8.

bei sich um die Achse eines großen Rades, in dessen Mitte hiezu ein tiefer Einschnitt gemacht ist, welches dem Seile nicht mehr Raum zugesteht, als nöthig ist, um über sich selbst aufzulaufen, so daß es sich unmöglich verwirren kann. Nahe bei der Achse des großen Aufwinderades befindet sich eine schräge Reihe Zähne von gegossenem Eisen, wie an einer Säge, welche in eine ähnliche Zackung auf dem Rande eines kleinern Rades eingreifen. Um dieses letztere läuft das Seil des Bleigewichts, und wird folglich nur einmal herumgetrieben, während das erhebende und verzögernde Rad sechsmal herum läuft, welches dasselbe Verhältniß ist, in welchem die Erhöhung des Bleigewichts zu der Erniedrigung des Wagens steht: indem eins zu sechs sich eben so verhält, wie 144 zu 864. Damit das Seil durch das Schleifen auf der Erde nicht beschädigt werden möge, so sind Walzen mit eisernen Angeln in messingenen Dillen in der Mitte des Riegelweges, doch niedrig genug befestiget, um dem Wagen keinen Einhalt zu thun, welcher über sie hinweggeht, indem das Seil über den glatten Walzen gleitet.

Natur und Kunst in Wien.

(Fortsetzung.)

Von A. Ritter von Flammenstern.

35.

Hüte aus der Saamenwolle der Seidenpflanze.

Vor einigen Tagen übersendete mir der Kunstliebende Herr Certillerie, Major von Lehenpey — hier besonders durch den Umfang seiner chemischen Kenntnisse, durch seine zahlreiche, höchst interessante Mineralien-Sammlung ꝛc. rühmlichst bekannt, geschätzt und ausgezeichnet — einen runden Hut, den er durch den hiesigen Hutmacher Abraham Schneider (auf der neuen Wieden No. 417) aus:

1/3 Hasen-Haaren, und

2/3 der Saamen-Wolle (Haarkronen) von der Seidenpflanze *) verfertigen ließ.

Der Hut ist leicht wie Flaumfedern, kastorähnlich, glänzend schwarz und dem Ansehen nach von gediegener Güte.

Zwar ist die Nutzanwendung der Saamenwolle der Asclepias Syriaca zu Hüten nicht mehr neu, schon im Jahre 1746 empfahl Hr. Gleditsch die Nutzung der Samen-Wolle von der Seidenpflanze zu Hüten und andern Dingen. Kaum hatte Gleditsch seine Ansichten ausgesprochen, als sie auch von den französischen Hutmachern adoptirt wurden. Sie mischten die Saamenwolle mit Biberhaaren und lieferten treffliche Hüte. 1757 erhielt der französische Baretmacher Larouviére sogar ein Privilegium zur Verarbeitung der Seidenpflanze zu Flanel u. dgl. m. Auch die Deutschen machten Versuche mit dieser Wolle zu Hüten und zwar ohne Zusatz von Haaren, die ihnen glückten. Ich erinnere mich deren einen zu Mannheim in den Jahren 1796—97 gesehen zu haben. Auch Papier von besonderer Güte hat man aus dieser Wolle erzeugt. Aber leider, so wie manches neu erstandene Gute aus Lauheit der Zeitgenossen nach und nach wieder in dem Strome der Vergessenheit unterzugehen pflegt, scheint auch die Nutzanwendung dieser Saamenwolle nicht mehr allgemein gehörig gewürdigt zu werden, daher der Pflanzenseiden-Hut des Hrn. M. von Lehenpey als eine Merkwürdigkeit, welche die öffentliche Aufmerksamkeit anspricht, zu betrachten ist

Hüte aus dem Wollengrase (Lina Grostis) mit Zusatz weniger Hasenhaare, hat nach Busch Rath Schäffer 1787, sehr brauchbar verfertigen lassen, und Giggenberger in Erding bei München lieferte treffliche Hüte aus 2 Theilen Hasenhaaren und 1 Theil Pappelwolle *).

36.

Wohlfeile Lichter.

Der Impuls Helmberg's bewog meinen Freund Müller während seines verjährigen Aufenthaltes zu Baaden in den Umgebungen von Rauhenstein

*) Die Seidenpflanze, Asclepias Syriaca ꝛc. ist eigentlich in Sibirien und Nordamerika zu Hause, kömmt aber auch in unsern Gegenden gut fort. Sie hat starke kriechende Wurzeln, oft einen Stamm von 4—5 Schuh, dicke eyrunde Blätter, blaßpurpurrothe Blumenbüschel, große eyrunde Schoten, die mit flachem, und mit einer weichen langen Haarkrone (Saamen-Wolle) gezierten Saamen angefüllet sind.

*) Man vergleiche hiermit einige sehr interessente Nachrichten und Fragen, welche von Herrn Petri in Nr. 38. 1812 der Oekon. Neuigkeiten vorkommen. Der Kenntnißreiche Verfasser der so lehrreichen Notizen über österreichische Fabrik-Gegenstände, welche in mehreren Nummern dieser Blätter vorkommen, würde uns noch mehr sagen können, wozu ich ihn hiemit ersuche.

T. H.

durch Bauerjungen gegen 10 Pfund Fichtenharz sammeln zu lassen, und nach Hielmberg's bekannter Angabe, diese Masse mit 15 Pfund Unschlitt zusammenzuschmelzen, und Lichter daraus zu gießen. Die hieraus erzielten 24 3/4 Pf. Lichter sind von vorzüglicher Güte, weißer wie Wachs und brennen ohne Dampf und Geruch. Eine dieser Kerzen, die ich mit einer gleichschweren hier erkauften Unschlittkerze anzündete, brannte um 19 Minuten länger als letztere. Mein Freund sagte mir, sie kämen ihm, um 1/3 wohlfeiler zu stehen als die gewöhnlichen Unschlittkerzen. Man muß sich wundern, daß, da doch Hielmsberg schon im Jahre 1792 die Erzeugungsart dieser Kerzen, und ihre Vortheile bekannt machte, in unsern Ländern, die Strichweise so reich an Nadelwäldern sind, besonders bei den gegenwärtigen ungewöhnlichen Preisen der doch so schlechten Unschlittkerzen, niemand auf den Gedanken gerieth, sich mit deren Verfertigung im Großen zu beschäftigen.

Für jene, die sich mit der ganzen Manipulation vertraut machen wollen, folgt hier aus Blumhof und den Aiman. der Erfind. das eigentliche Verfahren, dem auch Freund Müller seiner Angabe nach — buchstäblich gefolgt ist.

„Das Fichtenharz wird entweder im Sommer oder Winter gesammelt, am besten ist es aber, wenn im Frühjahr an den Fichten mit einer Art 3 oder 4 Kerben der Länge nach durch das Holz in die Borke gehauen werden, worin sich das Harz sammelt. Dieses bekommt man noch klarer und besser, wenn die Borke vom Holze ganz abgenommen wird, wo alles Harz durch die Wärme der Sonne im Sommer heraus dringt, und sich rund herum, wo die Borke abgenommen ist, sammelt. Dieses ist die allerbeste und dienlichste Art, weil alsdann die Lichter so wie Wachslichter werden. Ist das Harz eingesammelt: so wird es so lange im Wasser gekocht, bis alles wohl geschmolzen ist; dann seihet man es durch eine grobe Leinwand, um das Harz von Rinde und anderm Schmutz zu reinigen, und wenn das Wasser kalt zu werden anfängt, so sinkt das Harz zu Boden, da es dann herausgenommen und sehr genau in kleine Kugeln geknetet wird, damit kein Wasser darin bleibe. Sobald es auf diese Weise zubereitet ist, fängt man das Gießen auf die gewöhnliche Art an, nämlich, wenn die Dochte zubereitet, in Talg eingetaucht, und auf den Spieß angestrichen sind. Will man die Dochte vorher in starken Branntwein eintauchen, wenn sie gesponnen sind, und sie nachher wohl trocknen: so brennen die Lichter heller, welches ebenfalls bei Talglichtern anwendbar ist. Wenn dieses geschehen, so setzet man eine Lichtform in einen Kübel, worinn kochend heißes Wasser gegossen wird, um die Form recht warm zu halten, worinn die Dochte 3 bis 4 Mal eingetaucht werden. Unterdessen die Dochte mit Talg übergossen werden, schmilzt man das Harz in einem Kessel, und wenn es etwas über die Hälfte geschmolzen ist, wird das Talg hineingelegt, welches etwas mehr als die Hälfte gegen das Harz seyn muß. Je mehr Talg man nimmt, desto besser werden die Lichter und erreichen alsdann die weißen Wachslichter, sowohl im Ansehn, als auch im Gebrauch. Denn auf eine ganz gemeine Proportion kommts hier nicht an, weil Talg und Harz sich sehr wohl mit einander vermischen lassen: doch scheinen 7 Pfund Talg gegen 4 Pfund Harz hinlänglich zu seyn, welches auf eines jeden Gefallen ankommt. Sobald das Talg zum Harz hinzugegossen ist, welches nicht auf einmal geschehen darf, wird es beständig mit einem hölzernen Spachtel oder Stabe umgerührt, weil das Harz langsam zergeht; man läßt es frisch kochen, und wenn die Mischung sich gegen den Rand aufzuschwellen anfängt, so wird Talg hinzugegossen und das Gefäß vom Feuer gehoben, bis die Mischung niedergesunken, wo es wieder aufs Feuer gebracht und so lange gekocht wird, bis es zu brausen anfängt, wo wieder ein wenig Talg zugelegt wird. Man fährt mit diesem Kochen so lange fort, bis das Harz ganz geschmolzen, welches man daran erkennt, daß es in einem Klumpen auf dem Boden liegt. Wenn es geschmolzen, dann kann man mehr Talg hinzuthun, und auch denjenigen Talg, welcher in der Form ist, und in welchem vorher die Dochte eingetaucht wurden, abschwämmen, ihr zur Mischung hinzugießen, und alles vom frischen wieder aufkochen. Hierauf gießt man einen Theil der Mischung durch einen warmen Durchschlag in die Form, worauf das Gießen auf eben die Weise vor sich gehet, als wenn Talglichter gegossen werden, und wenn etwas herausgegossen ist, so wird von der Mischung in den Durchschlag nachgefüllt, das Gefäß muß aber beständig auf dem Feuer stehen, wohl umgerührt und die Form mit kochheißem Wasser sowohl im Kübel, worinn sie steht, als in der Form selbst, unterhalten werden, denn sonst sinkt das Harz zu Boden. Hat man klares und reines Harz, so werden die Lichter völlig wie weiße Wachslichter, wovon man sie kaum unterscheiden kann, und besitzen die besondere Eigenschaft, daß der Docht, wenn er geputzt wird, nicht wie die Talglichter dampft. Sie brennen auch sparsamer als gewöhnliche Lichter, und können mit einer sehr großen Ersparung von Talg mit gleichem Nutzen gebraucht werden" *).

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Man vergleiche hiermit Herrn Doctor Meinders Bemerkungen und Versuche über Anfertigung der Spanlichter. Nr. 39 und 40 1812 dieser Blätter. D. H.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 31. Juny.

Debatten und Berichtigungen.

(Schreiben an den Herausgeber.)

Herrn Zipsers technische Nachrichten über Nieder-Ungarn betreffend.

(Hesperus Nr. 55 1814.)

Im November-Hefte des so beliebten Hesperus vom vorigen Jahr, ist wieder S. 435 und 436 ein Fragment des Herrn Zipsers von Neusohl erschienen. Folgende Zeilen, welche ich im Hesperus gütigst aufzunehmen bitte, haben keinen andern Zweck, als Hr. Zipser zu bestimmen, seine Notizen mit mehr Einsicht zu sammeln, und sie dann mit mehr Bestimmtheit auszuarbeiten, ehe er sie in Ihrem so geschätzten Nationalblatt erscheinen läßt. — Wie verwirrt ist die Beschreibung vom Kastengebläse des Rohnitzer Hochofens! Man sollte glauben, daß durch die beiderseitige Reibung der eisernen Platte mit dem am Vordertheile des Druckschemmels befindlichen kleinen Rade, die Bewegung hervorgebracht werde, wo doch im Gegentheile dieses Reiben des Frictions-Rades, welches Hr. Zipser nicht zu kennen scheint, mit obiger an dem untern Ende der Rahme angebrachten Platte, vielmehr eine Folge der Bewegung ist, wobei eine Reibung nicht beseitigt werden kann.

Bei der beschriebenen Quetschmaschine ist die gemachte Notize in so weit zu berichtigen, als blos eine Walze, die mit pyramidalen einzölligen Erhöhungen nach der ganzen Länge gleichsam in Form eines breiten Drillings gezähnt, eben mittelst dieser Hervorragungen auf eine einen halben Zoll entfernte eiserne Platte drückt, und den dazwischen kommenden, in seiner größten Ausdehnung einen halben Zoll übersteigenden Eisenstein zermalmt oder zerquetscht.

Bei dem Walzwerke beliebt es Hr. Zipser die Walzen nicht nach ihrem technischen, allgemein gebräuchlichen Namen Walzen, sondern nach ihren geometrischen Ausdehnungen Zylinder zu benennen, um darzuthun, daß er wisse, zu welchen geometrischen Körpern die Walzen gehören, ohne zu bedenken, daß man bei einer Beschreibung die bestimmtesten und nächsten, nicht aber allgemeine, mehreren Maschintheilen zukommende Ausdrücke wählen müsse, um die Ideen so wenig als möglich irre zu führen.

Diese Walzen nun, deren zwei und zwar vertical übereinander sind, erhalten ihre Bewegung durch eine mit der Welle des Schwungrades verbundene Spindel, wobei die obere Walze zwar unmittelbar auf der untern Walze aufruht, und beim Umdrehen in verkehrter Richtung sich ebenfalls um ihre Axe dreht, jedoch deswegen nicht nach Hrn. Zipser auf der untern Walze oder Zylinder frei aufruht, weil sie da bei der Umdrehung der untern Walze durch die centrifugale Kraft ohnfehlbar herausgeschleudert würde; sondern durch oberhalb verkehrt angebrachte Zapfenlager in willkührliche Abstände durch die oberwärts angebrachten Schrauben gestellt, gezwungen ist, in ihrer senkrechten Richtung zu verbleiben.

Das technisch sogenannte Flammeisen wird nun im hellroth glühenden Zustande in die Tangente der beiden Walzen da, wo sie sich berühren, ge-

bracht, und durch obige Kraft bereits breiter gestreckt, nicht aber durch die gegenüberstehenden Männer durchgezogen, welche bloß da sind, der eine, um das durchgezogene Flammeisen rückwärts mit einer Zange aufzufangen, der vordere, um das Flammeisen wiederholt in den Berührungspunkt der beiden Walzen zu bringen. Weiterhin scheint der Verf. die Zapfen der Walzen mit den Walzen selbst zu verwechseln, weil er sie als öfters gebrochen angiebt, wiewohl man kein Beispiel diesfalls, wohl aber von den Zapfen hat, wovon er die Ursache einzig richtig angegeben hat.

Die Schraubschneidmaschine betreffend, da das davon gesagte beinahe soviel als Nichts ist, kömmt nur zu bemerken, daß durch den Ausdruck: die beiden Räder, die neben einem mittlern Rade stehn: auf 3; durch die weitere Beschreibung aber: bald in die Zähne des rechten, bald in jene des linken Rades fallen; auf 4 Räder zu schließen sey. Das Eigentliche an der Sache ist, daß das Zapfenlager des mittleren Rades beweglich, und in Verbindung mit dem Fallbocke ist, welcher durch das Hin- und herfallen den Zapfen des Rades selbst mitreißt, und somit das Rad zum Eingreifen bald in die Zähne des rechten, bald in jene des linken Rades zwingt, welche 3 Räder alle in einer geraden Linie, und in demselben Horizonte liegen. — Hr. Zipser erwähnt von dem ehemaligen Geheimnisse der kremnitzer Spindelschraubmaschine. Diese Geheimnißkrämerey dürfte bei Reisenden wie Hr. Zipser ist, ganz überflüßig seyn; dieß beweist die Beschreibung der eben itzt genannten Maschinen, nach welcher kein Mechaniker es wagen könnte, eine so beschriebene Maschine nachzumodeln, noch mehr aber beweist dieses das Lob, welches er den Feilen ertheilt, die unter der da befindlichen Grobfeilhauermaschine gehauen werden. Nach seinem Ausdrucke sind die Feilen so gehaut, wie sie kaum die geschickteste Menschen-Hand hervorbringen kann; und doch sind diese Feilen beinahe unbrauchbar, weswegen auch diese Maschine wahrscheinlich gänzlich abgebaut wird. Wenn diese Maschine das Resultat der geschicktesten Menschen-Hand übertrifft, so wäre ich sehr begierig, das Resultat einer ungeschickten Hand, im Sinne des Hrn. Zipsers zu sehen. Auch läßt er die Feilen bei obiger Maschine auf eisernen Unterlagen hauen, und vergaß das Bley beizusetzen, worauf die Feilen beim Hauen liegen müssen.

Nun weiter zur Beschreibung des sogenannten Pieskower Hammers. Was will denn der Ausdruck andeuten: Ein volles Schaufelrad? Hat dieses Bezug auf die Struktur des Rades, oder auf die volle Anzahl der Schaufeln nach dem buchstäblichen Sinne? Ist dieß der Fall, so ist ein Wasser-Rad bei einigen fehlenden Schaufeln deswegen kein leeres Rad, weil dieß nur zufällig ist, und durch den Umtrieb leicht entsteht. Ist aber der erste Fall, so muß nach der Struktur des Rades dasselbe nach dem gewöhnlichen technischen Namen, nicht aber Voll benannt werden. — Aus der weitern Beschreibung geht jedoch hervor, was Hr. Zipser unter einem vollen Schauffel-Rade verstanden hat. Es ist dies ein Mittelschlechtiges Stock- oder Straub-Rad, welches aus massiven Klötzern ganz massiv gearbeitet ist. Hr. Zipser bemerkt nur wieder dabei, lächerlich genug des Triumphs wegen, den er dabei durchscheinen läßt, mit einem Blicke gleichsam die ganze Kunst durchforscht zu haben, indem er dieses Rad nur aus gewöhnlichen, aber ganz massiv ausgekeilten Rad-Kreutzen bestehen läßt. Derselbe muß daher dieses Rad nur in seiner Einbildung, aber nicht in der Radstube gesehen haben.

Hr. Zipser übertrifft sich in der weitern Beschreibung der aus 4 Stücken zusammengesetzten Wellen, die er mit 2 oder 4 Nägeln fest geschlagen angiebt. Jeder, der die heftigen hüpfenden Bewegungen einer Hammer-Welle, beim Abgleiten der Wellenflasche vom Schwanzringe des Hammerstiels kennt, wird diese Angabe zu würdigen, oder eigentlich unter aller Kritik, gar nicht zu würdigen wissen, weil diese Bemerkung des Hrn. Zipsers wahrscheinlich in der Stunde seiner größten Zerstreuung gemacht wurde.

Doch nicht nur in mechanischer, sondern auch in topographischer und chemischer Hinsicht sündigte Hr. Zipser bereits in frühern Heften des geschätzten Hesperus. So gibt er, nur um Eins zu er-

wähnen, die rohnitzer Eisensteingruben zu Walaszka und Biszstra an. Ersterer Ort ist ein zur Lipscher Kameralherrschaft gehöriges Dorf, Biszstra aber ein Hammerwerk und Filial von Rohnitz; in beiden Oertern, selbst in den nächsten Umgebungen ist keine Spur einer Eisensteingrube; es hätte denn Hr. Zipser die bei Walaszka vorkommende unbedeutende Lehmgrube für eine Eisensteingrube, und in Biszstra die Halden der Frischschlacken für Eisensteinhalden verkannt, wie dies bei seiner lebhaften Einbildungskraft leicht möglich war.

Eben so ist der literärische Schluß geartet, den Hr. Zipser als Patriot bei Beschreibung der Loschonzer Bierbräuerey mit Steinkohlen, gleichsam nur hinwirft: Ob denn die Steinkohlen, da sie so gute Dienste beim Bräuen des Biers leisten, nicht auch bei Eisenwerkern zur Ersparung der Holzkohlen angewendet werden könnten? Wenn es nun gleich richtig ist, daß Steinkohlen bei so manchen Manipulationszweigen der Eisenwerke ganz füglich gebraucht werden könnten, so ist doch der Schluß von Bier auf Eisen höchst inconsequent, weil beim Bräuen die Steinkohlen nur als Heizmittel dienen, während selbe bei der Eisenmanipulation mit ihren chemischen Bestandtheilen auch chemisch einwirken müssen.

Häufige Geschäfte hinderten mich die gemachten Reisebemerkungen des Hrn. Zipsers früher, als ich wohl gewünscht hätte, zu berichtigen; ich entledige mich nun meiner, mir selbst aufgelegten Pflicht, indem ich der Wahrheit ihren schuldigen Tribut zolle.

Schemnitz am 17. Dez. 1815.

K. M.

Vaterlandskunde.

Kurz gefaßter historischer Uiberblick der Collegien des Ordens der frommen Schulen, welche sich in Böhmen, Mähren, und dem östreichischen Antheil von Schlesien befinden.

(Fortsetzung von Nr. 30.)

XIII.

Collegium zu Reichenau in Böhmen.

Das Collegium zu Reichenau wurde von dem Herrn Herrn Norbert Leopold Liebsteinsky Grafen von Kolowrat im J. 1715 gestiftet. Es wurden hier von Anbeginne der Stiftung die Gymnasialwissenschaften gelehret, allein bei derselben Reducirung im J. 1784 wurde auch Reichenau des Gymnasiums verlustig, und behielt blos die Normalschule. Unter der glorreichen Regierung des Kaiser Franz des I. wurde im Schuljahre 1804—5 abermals das Gymnasium eröffnet, und durch eifriges Bestreben des verdienten Exprovinzial Franz Xav. Frise in den vollkommensten Zustand gesetzt. Dieser um die Piaristen-Provinz sehr verdiente Mann schenkte dem Collegium nicht nur seine zahlreiche und gewählte Bibliothek, sondern forderte auf alle seine Freunde auf, diese neu zu errichtende Büchersammlung eifrig zu vermehren. Es geschah, und der rastlose Mann hatte den Genuß noch in den letzten Stunden seines thatenreichen Lebens sich über ihren ansehnlichen Zuwachs zu freuen. Es leben allhier 8 Ordensmitglieder.

XIV.

Collegium zu Weißwasser in Schlesien.

Das Piaristencollegium zu Weißwasser wurde von Jakob Ernest des heil. römisch. Reichs Grafen von Lichtenstein, nachmaligen Bischof zu Salzburg im J. 1726 gestiftet. Schon im J. 1728 lehrten die Ordensmänner die vier untern lateinischen Grammatikalklassen nebst den deutschen Schulen allhier. Im J. 1750 wurden in das neu errichtete Seminarium die ersten vier Zöglinge aufgenommen, welche der Musik kündig seyn mußten. Nun werden an diesem Collegium nicht nur die Lehrstellen an der deutschen Hauptschule, sondern auch am Gymnasium von 12 Ordensmitgliedern besetzt.

XV.

Collegium zu Freudenthal in Schlesien.

Der gute Fortgang der errichteten Schulen zu Weißwasser bestimmte den Durchlauchtigsten Chur-

fürsten Franz Ludwig aus dem Pfalzgräflichen Hause Neuburg, Hoch- und Deutschmeister, Erzbischof zu Mainz, Bischof zu Worms und Breslau u. s. w. auch zu Freudenthal im J. 1731 ein Collegium des Ordens der frommen Schulen zu stiften. Anfangs wurden hier nur die vier Grammatikalklassen, aber seit dem J. 1757 bis 1773 auch die Poesie und Rhetorik gelehret. Die Schreib- und Rechenschule wurde auch gleich Anfangs gegründet, und besteht noch bis itzt. Seit dem J. 1814 werden hier abermals die Grammatikalklassen gelehret. Es leben hier 7 Ordensmitglieder.

XVI.

Collegium zu Prag in Böhmen.

Mit welchen Schwierigkeiten sich das Collegium zu Prag aus eigenen Mitteln gründete, kann man in Jaroslaus Schallers Beschreibung von Prag nachlesen. Nur durch die rühmlichsten Empfehlungen des k. k. Repräsentationspräsidenten Wenzeslaus Retolitzky Freiherrn von Eisenberg, und der Grafen Eugen von Wrbna, von Chotek, Franz Leopold von Buquoi, Philipp Grafen von Gallas, Joseph von Wrtby ertheilte die K. K. Marie Thereſie im J. 1752 den 4. März den Piaristen das Dekret, sich in der Hauptstadt Prag seßhaft zu machen, und die Gegenstände der mindern Schulen nebst den Anfangsgründen der Geometrie zu lehren. Die ersten Geistlichen bezogen das Manhartische Haus auf der Altstadt, bis sie im J. 1757 mehrere Brandstellen auf der Neustadt erkauften, und dort ein Collegium ganz neu erbauten. Im J. 1766 am 1. Oktob. bezogen benannte Geistliche dieses Gebäude, und lehrten darin die Gegenstände der mindern Schulen bis zum J. 1777, in welchem Jahre ihnen das ehemalige Neustädter Jesuiten Gymnasium anvertraut wurde. Im J. 1814 am 8. November eröffneten sie das ganz neu auf Kosten des Staates gebaute Gymnasium, und man sieht mit Sehnsucht dem Bau des zu errichtenden Convicts und der Kirche entgegen, da die Grundfesten bereits gelegt sind. Zur Besetzung der Gymnasial- und deutschen Schulenklassen sind in diesem Jahre 13 Ordensmitglieder verwendet worden.

XVII.

Collegium zu Budweis in Böhmen.

Das Collegium, welches die Ordensmitglieder zu Budweis bewohnen, war ursprünglich ein von Przemisl Ottocar II. gestiftetes Dominikanerkloster. Sie bezogen es im J. 1785, da das auf die Veranstaltung des Stadt-Magistrats von der hiesigen Gemeinde im J. 1762 stattlich erbaute Piaristenkollegium zur bischöflichen Residenz eingeräumt werden mußte. Es wurden hier seit der Gründung die Gymnasialwissenschaften, wie auch die Lehrgegenstände der deutschen Schulen vorgetragen. Bei Errichtung der philosophischen Diöcesan Lehranstalten im J. 1804 wurde zwar die Besetzung der philosophischen Lehrkanzeln zu Budweis dem Hrn. Abt zu Hohenfurth durch eine allerhöchste Verordnung aufgetragen, allein dieselben wurden vom J. 1804 bis 1815 einschließend mit Professoren des Piaristenordens besetzt. Erst dieses Jahr lehren die Stiftsmitglieder von Hohenfurth die philosophischen Wissenschaften. Zur Besetzung des Gymnasiums und der deutschen Schulen werden im gegenwärtigen Schuljahre 14 Individuen aus dem Orden der Piaristen verwendet.

XVIII.

Collegium zu Hayda in Böhmen.

Durch den milden Beitrag des Reichsgrafen Joseph Kinsky aufgemuntert hat die sämmtliche Bürgerschaft im J. 1763 das Collegium der Priester der frommen Schulen gestiftet. Nebst den deutschen Lehrgegenständen wird hier die Jugend vorzüglich im Zeichnen, in der französischen Sprache, und in der scrittura doppia des ausgebreiteten Handels der hiesigen Einwohner wegen unterrichtet. Zur Ertheilung dieses Unterrichts wurden dieses Jahr vom Ordensvorsteher 5 Lehrer angestellt.

XIX.

Collegium zu Trübau in Mähren.

Das Collegium zu Mährisch-Trübau hat sein Entstehen einem Bürger vom nämlichen Orte Namens Zecha im J. 1763 zu verdanken. Schon im J. 1765 lehrten hier vier Ordensmitglieder die Gegenstände deutscher Klassen. Im J. 1804 wurde das Haus auf Anordnung des Grundherrn Fürsten Aloys von Lichtenstein erweitert, so daß nun auch die Gymnasialstudien betrieben werden. Zur Besetzung der lateinischen und deutschen Schulen werden dieses Jahr 11 Individuen verwendet.

XX.

Collegium zu Brüx in Böhmen.

Das Collegium zu Brüx hat sein Entstehen einem Bürger Namens Anton Elias und der sämmtlichen Stadtgemeinde zu verdanken. Im J. 1768 nahmen die Ordensgeistlichen Besitz, und lehrten nicht nur die deutschen Schulen, sondern sie erhielten auch bald darauf die Befugniß eines Gymnasiums. Als aber im J. 1782 das Kloster der Ordensfrauen St. Auguſti-

ni aufgelöst wurde, ward dieses Kloster sammt der Kirche den Piaristen übergeben. Im J. 1804—5 wurde hier eine philosophische Lehranstalt errichtet, an welcher auch ein physikalischer Apparat vorfindig ist. Dieses Jahr leben hier 9 Ordensindividuen.

XXI.

Collegium zu Duppau in Böhmen.

Zu Duppau stiftete der edle Herr Anton Joseph v. Klement k. k. Kontroler im J. 1770 ein Collegium für die Geistlichen der Gesellschaft Jesu, welches nach der Auflösung derselben im J. 1774 dem Piaristenorden übergeben wurde. Diese Ordenspriester lehren hier die Gegenstände einer Hauptnormalschule, wie auch jene des Gymnasiums. Dazu werden dieses Jahr 8 Mitglieder verwendet.

XXII.

Collegium zu Caaden in Böhmen.

Zu Caaden belebte lange die Bürger ein lebendiger Iifer für die Erziehung ihrer Jugend bestens zu sorgen. Zu diesem Ende machten sie Beiträge, und stifteten gemeinschaftlich ein Piaristencollegium sammt einem Gymnasium. Dazu wurde das ehemalige Ursuliner Frauenkloster verwendet und eingerichtet. Im Jahre 1803—4 lehrten schon 3 Ordensgeistliche die untern lateinischen Klassen, welche die folgenden Jahre an der Zahl so weit vermehret wurden, daß sie nun auch die Humanitätswissenschaften lehren, und folglich den ganzen Gymnasial-Kurs. Dieses Jahr lehren 7 Individuen allda.

XXIII.

Collegium zu Brünn in Mähren.

Gleich nach der Errichtung der philosophischen Lehranstalt zu Nikolsburg wendete der für die gute Sache eifernde Hr. Fürst-Bischof Vinzenz Joseph Graf v. Schrattenbach alles an, um nebst der theologischen Lehranstalt auch die philosophischen Lehrkanzeln unter seinen Augen zu haben. Se. Majestät geruhten daher im J. 1803 das philosophische Lehrinstitut für Brünn zu dekretiren. Die Besetzung der Lehrkanzeln wurde einstweilen dem k. k. Rath und Ordens-Provinzial Peter Brukner aufgetragen, die Unterhaltung aber für die fünf benöthigten Professoren haben die HH. Prälaten der Stifter St. Thomas, Raygern und Neureusch so lange zu besorgen, bis sie die Lehrkanzeln mit Professoren aus ihrer Mitte besetzen werden. Die Eröffnung dieses Lehrinstituts wurde am 16. Nov. 1808 feyerlich begangen. Weil die Wohnungen der Professoren, wie auch die Vorlesungs-Säle im Minoritengebäude, dessen vorderer Theil der Lehranstalt abgetreten und auf Kosten des Staats den PP. Minoriten nicht nur verzimmert, sondern auch für die Lehranstalt eingerichtet wurde, noch nicht fertig waren, widmete der H. Fürst-Erzbischof und Kardinal Anton Theodor Graf Colloredo einstweilen den ihm zuständigen sogenannten Bischofhof diesem schönen Institute zum Gebrauche. Erst im 13. Juli 1809 bezogen die Professores ihre Wohnungen im Minoritengebäude, die Vorlesungen aber wurden während der feindlichen Invasion ruhig bis zum Schluße des Jahres im benannten Erzbischöflichen Gebäude fortgesetzt.

An dieser Lehranstalt befindet sich ein ganz neu aus dem k. k. Studienfond angeschaffter physikalischer Apparat, der jährlich durch die wohlthätige Mitwirkung des k. k. Mährisch-Schlesischen Landesgubernium zur Beförderung der Naturwissenschaften vermehret wird. Dieser Apparat wurde durch Schenkungen mehrerer literärischer Freunde des zuerst hier angestellten Professors der Physik Gaffinn Hallaschka und durch dessen viele eigene Arbeiten ansehnlich erweitert *). Um das Studium der Naturwissenschaften noch mehr zu erweitern, errichtete er durch wohlthätige Beiträge unterstützt, in dem an der westlichen Seite des Fürstbischöflichen Alumnats frey stehenden Thurme ein Privat-Observatorium, dessen astronomische Längen- und Breiten-Bestimmung weiter un-

*) Dieser unermüdet eifrige Naturforscher steht noch bei uns in Brünn im schätzbarsten Andenken; so wie er selbst dankbar rühmt, was er beim Antritt seines Lehramts anfänglich der Unterstützung eines Herzogenraths 1) (mittelst seines schönen physikalischen Apparats, izt im Besiz des Ritters von Herring), der Freundschaft und Belehrung eines Hauptmann Knittelmaiers 2) und Doctor Schindlers 3) und weiterhin der hiesigen kais. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde schuldig zu seyn glaubt; indessen er nicht aufhört, sich um leztere verdient und auch den Lesern dieser Blätter interessante Mittheilungen zu machen.

D. H.

1) Man sehe von diesem das 8te Stück dieser Zeitschrift 1810. D. H.

2) Man sehe N. 8. und 12. von diesem Jahre. D. H.

3) Izt an der Spize des Meteorologischen Vereins. Man sehe Nr. 3. 19. 24. von diesem Jahre. D. H.

ten beigefügt werden wird. Die Herstellung dieses Observatoriums begann im J. 1813, und am 12. Novemb. desselben Jahres wurde schon auf selbem beobachtet. Die Beschreibung der astronomischen Instrumente, deren sich gedachter (nach sechsjährigem Lehramte in Brünn) 1814 an die Karl-Ferdinandeische Universität zu Prag durch Hofstudienkommissionsdekret beförderter Professor bediente, werden wir in der Sammlung der astronomischen Abhandlungen vom Ritter und Doctor Triesneker lesen.

Die nördliche Breite bestimmte Prof. Hallaschka mit seinem 73zölligen Spiegelsextanten von Baumann aus 165 Circummeridian-Höhen der Sonne, und fand sie = 49° 11′ 33″ 6. Da der Thurm etwas Nordöstlich vom Spielberge liegt, so sieht man leicht ein, wie schön dieses Mittel aus so vielen Beobachtungen mit der Liesganek'schen Breitenbestimmung des Spielbergs = 49° 11′ 23″ nördlich übereinstimmt. Zur Bestimmung der geographischen Länge stellte gedachter Professor folgende Beobachtungen an, als:

1. Die Bedeckung des μ im Wallfische vom Monde am 1. Jänner 1814.
2. Die Bedeckung des 33 im Fischen vom Monde am 8. Juli 1814.
3. Sonnenfinsterniß am 17. Juli 1814.
4. Austritt des II. Jupitersatrabanten am 9. Mai 1814.
5. Austritt des I. Jupitersatrabanten am 23. Mai 1814.
6. Austritt des II. Jupitersatrabanten am 10. Juni 1814.

Diese Beobachtungen für die geographische Länge des Observationsortes können in dem Astronomischen Jahrbuche von Berlin für das Jahr 1817 und 1818 und in der Wiener Sammlung astronomischer Beobachtungen 1814 herausgegeben vom Doctor und Ritter Triesneker nachgeschlagen werden. Aus der Bedeckung des μ im Wallfische ergab sich die Meridiandifferenz zwischen Wien und Brünn = + 53″. 5 in Zeit, welche klaut eines Briefes von dem eben genannten Astronomen vom 18. Febr. 1814 an den Prof. Hallaschka in Brünn) mit den Liesganekschen Längenbestimmungen des Spielberges ziemlich harmonirt. Den Resultaten der übrigen Beobachtungen sieht man bald entgegen. Solche Früchte brachte die zweckmäßige Verwendung der freundschaftlichen Beiträge, welche zu diesem Observatorium gemacht wurden. Die Lehranstalt selbst ist sehr häufig besucht, man zählt gewöhnlich in beiden Jahrgängen gegen 200 Schüler *).

*) Schade, daß die Frequenz nicht überall angegeben ist. D. H.

XXIV.

Residenz zu Auspitz in Mähren.

Diese Residenz wurde im J. 1756 von den Einwohnern gestiftet. Sechs Ordensmitglieder lehrten bis zum Jahre 1774 die lateinischen Schulen, seitdem aber versahn sie nur die deutschen Klassen. Seit dem Jahre 1807 werden hier die Gegenstände der vier lateinischen Grammatikalklassen und Normalschule gelehrt; dieses Jahr von 5 Ordensgeistlichen.

XXV.

Residenz zu Brandeis in Böhmen.

Im Jahre 1759 wurde mit Genehmhaltung Ihrer Maj. K. K. Marie Theresie durch einen milden Beitrag der Brandeiser Bürgerin Magdalena Budinska diese Residenz gestiftet. Das nun bewohnte Gebäude ist erst im Jahre 1786 käuflich an den Orden gebracht worden. In dieser Residenz wird nur die dritte und vierte deutsche Klasse gelehrt. Dazu werden dieses Jahr 3 Ordensmitglieder verwendet.

XXVI.

Residenz in Gaya in Mähren.

Die Residenz zu Gaya hat ihre Stiftung dem dortigen Stadtprimator Johann Franz Philipp, und der Wittwe Carolina Jurowsky im Jahre 1756 zu verdanken; obgleich ihr Bau erst zur Hälfte vollendet ist. Seit 1760 bis 1777 wurden die lateinischen vier Grammatikalklassen, seit diesem Jahre aber die deutschen Schulen eingeführt. Zu Lehrern sind dieses Jahr drei Individuen bestimmt.

XXVII.

Residenz zu Beraun in Böhmen.

Diese Residenz wurde von der Jungfrau Ludmilla Rudolph im Jahre 1770 gestiftet. Damit die Jugend dieses Ortes nebst der ersten und zweiten Normalklasse ihre Kenntnisse im Rechnen, Schreiben und Lesen erweitere, wird in dieser Residenz die dritte Hauptklasse gelehrt. Es leben hier zwei Ordensmitglieder.

Anmerkung des Herausgebers. Es wäre nun noch ein dritter Aufsatz zu wünschen, in welchem 1) die Aufstellung auch der in den übrigen Oestreichischen Provinzen befindlichen Piaristen-Collegien erzählt würde, und die in auswärtigen Ländern noch hinzukämen. 2) Die Geschichte des Ordens von seinem Ursprunge an bis izt, wozu das polnische vor einigen Jahren in War-

ſchau herausgekommene Werk gute Dienſte leiſten würde, in gedrängter doch klarer und lehrreicher Uibersicht gegeben, 3) eine Gallerie der ausgezeichneten Männer dieſes Ordens aufgeſtellt, 4) deſſen Geiſt und Verdienſte überhaupt entwickelt, und 5) freimüthig auseinandergeſetzt würde, was ſeinen Inſtitutionen und Gliedern noch abgeht, um ihrem ehrwürdigen Zwecke völlig zu entſprechen, nebſt ausführbaren Vorſchlägen, wie ihm ſelbſt, dem Bedürfniß des Staats und Publikums am beſten geholfen werden könnte. Gerade itzt dürfte dieß ein Wort ſeiner Zeit ſeyn.

D. H.

Correſpondenznachrichten.

Wien am 18. April 1815.

Das Pferde-Wettrennen auf der Simmeringer Haide.

Geſtern gaben die Cavaliere: Oberſt Fürſt Wenzel Lichtenſtein, Fürſt Lichnovsky, Major Graf Clam, Graf Sczczeny, Graf Franz Palfy, Graf Fries, Mr. Gordon und Graf Pickler ſich ſelbſt und dem hieſigen Publikum das Vergnügen eines Pferde-Wettrennens. Die Tendenz deſſelben beſchränkte ſich jedoch blos auf Unterhaltung, und hatte nicht den höhern Zweck der in dieſen Blättern gewürdigten Gräfl. Hunjady'ſchen Pferde-Wettrennen *): Vervollkommnung der Pferde-Zucht.

Das Terrain ward auf der Simmeringer Haide gewählt, und ein Cirkus von 8000 Schritten in Umfang abgeſteckt, welche Bahn zwei Mal durchritten werden mußte. Am Punkt des Auslaufens der Pferde waren zwei Gallerien errichtet, jene Rechts, auf Koſten der Cavaliere für die Damen, der Auftritt gegen Freibillete, und jene Links von einem Spekulanten aus Simmering gegen Bezahlung zu 30 kr. und 1 fl.

Die Unternehmer des Ganzen waren Fürſt Wenzel Lichtenſtein und Graf Pickler. Ihre Pferde von Jokey's geritten, begannen daher auch zuerſt den Wettlauf. Die Wette galt 1000 Dukaten im Golde. Des Fürſten Pferd war eine weichſelbraune Stute, jenes des Grafen Pickler ein Schimmelhengſt, beide engliſcher Race. Nach engliſcher Sitte wurden bevor die Jokey's gewogen, das Gewicht ausgeglichen ꝛc. Gleich bei dem Austritt zeigte der Jokey des Grafen Pickler mehr Gewandtheit als ſein Concurrent. Er wußte die Kraft des Pferdes bis zu dem entſcheidenden Moment zu ſchonen, die Luftſtrömung zu theilen ꝛc. und bildete ſo zu ſagen mit dem Pferde vereint im Fluge einen Centaurea der fabelhaften Vorzeit. Es gelang ihm auch (nach meiner Uhr) in 9 Minuten 59 Sekunden, mit einem Vorſprung von 60 Schritten früher als ſein Gegner, ans Ziel zu kommen. Fürſt Lichtenſtein verlor demnach die Wette oder eigentlich das Pferd ſelbſt, indem er es bereits Tags zuvor dem Grafen Bathiany mit der Bedingung, es noch am folgenden Tag um die Wette concurriren laſſen zu können, um 1000 Dukaten im Golde — den Preis des Gewinns — verkauft hatte. Da jedoch dieſes Pferd ſich im Wettlaufe überknöchelte und daher krumm ans Ziel gelangte, ſo frägt es ſich: ob wenn die Beſchädigung von Bedeutung iſt, der Kauf nicht rückgängig wird?

Fürſt Lichtenſtein wettete nun auf ein zweites Pferd, gegen eines des Grafen Sczczeny und gewann die Wette, die diesmal 500 Dukaten galt. Hierauf traten die übrigen Anfangs benannten Cavaliere wettend mit ihren ebenfalls durch Jokey's geritten Pferden in die Schranken. Die Wetten galten 500, 300, und 100 Ducaten. Unter dieſen Wetten iſt die Bemerkenswertheſte jene des Grafen Franz Palfy mit dem Mr. Gordon. Graf Palfy wettete: daß ein vorgeführtes ungariſches Reitpferd (ſeinem Oberjäger gehörig) vor dem beſten Engländer des Mr. Gordon den Preis erringen würde. Man beſtimmte 500 Dukaten, die Jokey's ritten aus, und der Ungar kam um 18 Schritte früher ans Ziel als der ausgewählte beſte Engländer.

Schade daß die ganze Unterhaltung nicht recht planmäßig eingeleitet ſchien. Um die Mittagsſtunde erwartete ſchon das zahlreich verſammelte Publikum, dem Verſprechen nach, die Eröffnung des Wettrennens, allein es fieng erſt um 3/4 auf zwei Uhr an. So war früher ſchon der Punkt beſtimmt, von wo ausgeritten werden ſollte, und doch geſchah der erſte Austritt nicht von dieſem bezeichneten Punkt, ſondern gegen 400 Schritt auf der Rennbahn mehr rechts, die folgenden aber wieder nach der frühern Bezeichnung. Ein Mißgriff war es auch, daß immer ein und die nämlichen Jokey's ritten, dieſe brauchten natürlich nach jedem Ritte eine bedeutende Zeit zur Erholung, daher kam es auch, daß man zu 5 Ritten 3 Stunden Zeit nöthig hatte. Welche Langeweile dieſes Publikum fühlen mußte, ſpricht ſich wohl von ſelbſt aus. Einer meiner Freunde, der beritten war, benutzte dieſe Longueurs, um die Equipagen und ſonſtige Fuhrwerke abzuzählen, die von der Linie bis nach Simmering, und von da bis zum Neugebäude ſtanden und Schaulustige herbeigeführt hatten, er zählte 2051.

---

*) Man ſehe die ausführliche, intereſſante Nachricht: Heſperus Nr. 46, 1815.

2.

Wien 12. Februar 1816.

Eiserne Brücke zu Baden.

Seiner Zeit meldete ich Ihnen, daß über die Schwechat in Baden eine eiserne Brücke, die erste in den Oestreichischen Staaten geschlagen worden; erbaut von Egger, (ein Tyroler, der zuerst als Baumeister der Bohlendächer auftrat *) oder richtiger von ihm angegeben, aber nicht ausgeführt, denn er starb schon im Sommer 1814 zu Prag. Bekannt ist das bei ihrer Einweihung erfolgte Unglück, ihr Einsturz beim ersten Gebrauch und die dadurch erfolgte größere, oder mindere Beschädigung von ungefähr hundert Personen. Die Sache machte viel Aufsehen. Es entstanden sogleich zwei Hauptpartheien, deren eine die Schuld des Unfalls auf die Construction, die andre auf die schlechte Beschaffenheit des Horzowitzer Gußeisens schob. Die wachsame Regierung veranlaßte sogleich eine partheilose, gründliche Untersuchung, deren Resultate ich Ihnen nun mittheile:

1. Fand man den Bogen der Brücke viel zu flach gespannt.

2. Die einzelnen Bestandtheile derselben waren viel zu schwach, um eine Last von 1000 Centnern, worauf sie berechnet war, zu tragen **).

3. Der Einsturz der Brücke ist nicht dem schlechten Material, sondern der fehlerhaften Bauart beizumessen. Denn es zeigte sich bei der Untersuchung, daß das dazu gewählte Eisen, das beste und geeignetste Gußeisen war. Zwar will man bei einigen Stücken Hohlgüße bemerkt haben, die bei großen Massen immer entstehen, welche aber hätten nach genauer Prüfung ausgeschieden werden sollen. Vielmehr ist es nur der Güte des Eisens zuzuschreiben, daß die Brücke nicht gleich bei ihrer Aufstellung zusammenstürzte.

*) Ohnerachtet Glück und Zufall Herrn Egger begünstigten, mehrere Große zu gewinnen und dadurch in den Stand gesetzt zu werden, mehrere Bohlendächer mit Aufsehen auszuführen; so dürfte doch wohl das Verdienst, das erste Bohlendach in der Monarchie, ohne je eins gesehen zu haben, blos nach der gedruckten Anleitung gebaut zu haben, dem gräfl. Salmischen Direktor Conrad von Hetzendorf zu Raiz in Mähren gebühren, welcher vor etwa 15 Jahren auf der dem Brünner Augustiner Stift gehörigen Herrschaft Neu-Hwiedolitz das erste baute. D. H.

**) Er soll sich statt der Cylinder, flacher Schienen bedient und davon als Vortheile erwartet haben 1) eine sicherere und leichtere Aneinanderfügung, 2) gefahrlose Ersetzung bei zufälligen Beschädigungen, 3) geringern Eisen-Aufwand. In der That soll nach dieser Methode das ganze dazu erforderliche Eisen nicht mehr als 390 Centner betragen haben, da man außerdem 2000 Centner gebraucht hätte.

3.

Eine Frau erhenkt sich vor Freude.

Hr. J. G. schmachtete mehrere Jahre mit Weib und Kindern in großer Dürftigkeit. Auf einmal wird ihm die unerwartete Freude zu Theil, nicht allein die gesuchte, aber kaum gehoffte Anstellung als Kanzleidiener bei *** erhalten zu haben, sondern auch mit allen Emolumenten, die je mit dieser Stelle verbunden waren, beglückt zu werden. Hoch erfreut eilt er nach Hause, um seinem braven Weibe El. G., die erst vor Kurzem das Wochenbett verlassen hatte, die frohe Nachricht mitzutheilen. Schon tritt er auch sein Amt an — alle seine Wünsche sind erfüllt — zum erstenmale kömmt er Abends als Amtsdiener zu seiner Familie nach Hause. — Wo ist die Mutter? — Ach! Vater! sagte das kleine Mädchen, die Mutter war sehr unruhig; sie suchte lange, ich weiß nicht was, endlich zog sie einen Strick aus dem Koffer hervor und gieng damit fort. — Man sucht — und ach, Jammer! man findet die arme Frau — todt! — O! ihr Sterblichen! traut nicht dem Glück! — es giebt mit der einen, und nimmt mit der andern Hand.

Druckfehler, welche man zu verbessern bittet.

In der Erinnerung und Bitte des Herausgebers Hesperus 1815 Nr. 57, erste Seite muß es heißen: Entziffern mancher Worte, anstatt Entziffern meiner Worte.

Im Jahrgang 1815 Seite 475 ist in der Anmerk. zur ersten Spalte in der vorletzten Zeile nach werden wird ausgelassen. Seite 490 2te Spalte in der Tabelle muß es heißen Cocculus indicus statt Cocculus nidicus.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser

1816. Nro. 32. July.

Interessante, kleine Begebenheiten.

Napoleon und Wieland *).

Weimar den 13. Oktober 1808. Nachmittags 5 Uhr.

Natürlicherweise wissen Sie, was alle Welt weiß, und woven alle öffentlichen Tageblätter voll sind, daß die Stadt Erfurt seit dem Ende des vorigen Monats die Scene einer der außerordentlichsten Begebenheiten unsrer wundervollen Zeit ist — einer Zusammenkunft von zwey Kaisern, vier Königen, acht regierenden und nicht regierenden Herzogen, und einer unzählbaren Menge deutscher, französischer und russischer Matadors und Magnaten, um, wo möglich, aller Fehde ein Ende zu machen, und Asträa mit ihrem ganzen wohlthätigen Gefolge vom Himmel auf die Erde zu komplimentiren. So etwas wenigstens mußte es seyn, wiewohl freilich, außer den beiden Hauptpersonen, und ihren vertrautesten Ministern, kein Mensch — selbst die Könige nicht ausgenommen — wußten, was eigentlich der Gegenstand und Zweck einer so brillanten und brillianten, nie erhörten Zusammenkunft war.

Am 6. d. M. kamen alle diese Majestäten, Hoheiten, Durchlauchten und Excellenzen nach Weimar, wo zu ihrem Empfang, wie leicht zu erachten, alles unter und über sich gieng. Der französische Kaiser hatte, um die Fête vollständiger und außerordentlicher zu machen, auch seine Comediens ordinaires von Erfurt herüber kommen lassen, und auf ein großes Treibjagen und ein großes Diner an drey Tafeln, folgte la mort de Cesar, von Voltaire, und auf diesen ein glänzender Ball. Ich, der sich von jeher, so viel ich nur immer vermochte, von den Erdengöttern fern hielt, hatte mir (Trotz meiner Begierde den außerordentlichsten Mann unsrer, und, meines Wissens aller Zeiten in der Nähe zu sehen) — vorgenommen, nicht bei Hofe zu erscheinen, weil ich mirs zum Gesetz gemacht habe, von meinem seit mehreren Jahren unvermerkt erhaltenen Vorrecht vor andern meines Standes und Berufs, niemals einen eigenmächtigen Gebrauch zu machen. Diesmal ging ich sogar so weit, daß ich eine Einladung beim Ball zu erscheinen, die ich schon früh morgens von der Herzogin erhalten hatte, unter Vorschützung meiner Gesundheit, welche solche Abweichungen von meiner gewöhnlichen Lebensart nicht mehr ertragen könne, abgelehnt hatte. Aber N. fragte zweimal nach mir und schien verwundert, da er mich im Schauspiel in einer seinem Sitze ziemlich nahen Loge gesehen hatte, mich nicht beim Ball zu sehen. — Dieß ließ mir die Herzogin wissen ꝛc. und nun war kein anderer Rath, als mich in den Hofwagen, der geschickt wurde, zu setzen und — in meinem gewöhnlichen accoutrement, . . . eine Culotte auf dem Kopfe, ungepudert, ohne Degen und in Tuchstiefeln (übrigens anständig kostümirt) im Tanzsaal zu erscheinen. Es war gegen halb 11 Uhr. Kaum war ich etliche Minuten da gewesen, so kam N. von einer andern Seite des Saals auf mich zu; die Herzogin präsentirte mich ihm selbst, und er sagte mir sehr leutselig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf ins Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen und (wie man zu sagen pflegt) wegzuhaben, in einem höhern Grad besessen, als N. Er sah, daß ich meiner leidigen Celebrität zu Trotz, ein schlichter, anspruchloser, alter Mann war, und da er (wie es scheint) auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher wußte, seine Absicht zu erhalten. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, sanftern und anspruchlosern Menschen gesehen. Keine Spur, daß

*) Diese Probe aus der „Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland, herausgegeben von L. Wieland. 2 Bände. Wien Gerold. 1815" gibt einen Beweis von dem interessanten Inhalt dieser Briefe und reizt zu näherer Bekanntschaft an.

der Mann, der mit mir sprach, ein großer Monarch zu seyn sich bewußt war. Er unterhielt sich mit mir, wie ein alter Bekannter seines Gleichen, und (was noch keinem andern meines Gleichen wiederfahren war) an anderthalb Stunden lang in Einem fort und ganz allein, zu großem Erstaunen aller Anwesenden, unter welchen es zwar an Neugierigen nicht fehlte, die sich aber doch aus Respekt zu weit entfernt halten mußten, um von allem dem, was er mit mir redete, mehr als einzelne Worte aufschnappen zu können; daher denn auch von dem, was er mich gefragt und ich geantwortet haben soll, und wovon allerlei Sagen im Publiko herumgehen, kein wahres Wort ist. Da ich ein sehr ungeübter, schwerzüngiger, französischer Orateur bin, so war es glücklich für mich, daß er gerade in der Laune viel zu sprechen war, und die frais de la conversation fast allein auf sich nahm. — Es war nahe an 12 Uhr, da ich endlich zu fühlen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nahm mir also eine Freiheit heraus, deren sich schwerlich ein anderer Deutscher oder Franzose unterstanden hätte. Ich bat Se. Majestät mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. Allez donc, sagte er mit freundlichem Ton und Miene, allez, bon soir.

Meine Fürstin erräth ohne Zweifel, daß ich sehr vergnügt nach Hause kam, diesen seltenen Erdensohn so nahe, so lange und in einem so milden Lichte gesehen zu haben. Dem ungeachtet that ich nicht, was zehn tausend andere an meiner Stelle für Schuldigkeit gehalten, oder auch aus vermeinter Klugheit gethan hätten. Ich erschien am folgenden Tage nicht in seinem Vorzimmer und that wohl daran.

Der folgende Freitag und Samstag verstrich unter Geschäften und Zerstreuungen, die mich an kein Briefschreiben denken ließen. Dafür hatte ich den ganzen Sonntag dazu bestimmt, meiner Fürstin von allen diesen Ereignissen Rapport abzustatten. Allein die Götter haben's anders beschlossen.

Kontinuirt den 11ten.

Sonntag Morgens erhielt ich eine Einladung von dem Fürsten Primas und meinem Herzog, unverzüglich nach Erfurt zu kommen und bei dem erstern zu Mittag zu speisen. Hier machte ich, entre autres, eine sehr oberflächliche Bekanntschaft avec S. A. S. le prince de Benevent, autrement le ministre Talleyrand. Die Götter wollten aber nicht, daß wir einander näher kommen sollten, denn er war nicht zu Hause, als ich ihm am folgenden Tage aufwarten wollte. Abends sah und hörte ich meinen Gräuel an Voltaires Mahomed und an der unnatürlichen, monotonischen Declamation und der mehr als tragischen Wuth, womit die Acteurs die leidenschaftlichen Scenen spielten und wodurch sie ihre französischen Zuhörer (mit wenigen Ausnahmen) in Extase setzten. Moi je croyois voir et entendre des possedés, des vrais Demoniaques, et je souffrais mort et martire. Nach dem Schauspiel brachte ich den Rest des Abends bis Mitternacht bei der Präsidentin v. Reck in großer, sehr vermischter, aber sehr interessanter Gesellschaft zu. Hier machte ich die persönliche Bekanntschaft des einzigen in meinen Augen wirklich großen Schauspielers unter den Comédies ordinaires de sa Majesté, den ich zu Weimar im Tod Cäsars als Brutus sah, und der mich dort hatte besuchen wollen, aber nicht angenommen werden konnte. Je parle du celèbre Talma que V. A. connait peut-être par Elle-même. C'est un des français plus aimables et le plus modestes, que j'ai vu en toute ma vie, trés instruit, rempli d'esprit, et de bon sens et du goût.

Montag Morgens erhielt ich eine Invitation, mich um halb 10 Uhr nach Hof zu verfügen, um Se. Majestät frühstücken zu sehen. Ich stellte mich zur rechten Zeit ein, und das Vorzimmer füllte sich in kurzem mit deutschen und französischen Altessen, Excellenzen und cordons de toute couleur; welche alle eingeladen waren, diesem kaiserlichen Monodrama (dem Dejeuné nämlich) entweder als Zuschauer beizuwohnen, oder unmittelbar vor demselben eine Audienz zu erhalten. Wir wurden aber avertirt, beide Kaiser befänden sich im Kabinet des französischen in Konferenz. Der Punkt, worüber sie einig werden sollten, schien Schwierigkeiten zu finden, die man nicht erwartet hatte. Kurz, wir antischambrirten sammt und sonders, ein paar schöne Herzoginnen von Würtemberg so gut, wie wir andere, bis 12 Uhr, ohne daß die Thore des Paradieses aufgehen wollten. Die gemeinsame Noth der langen Weile nöthigte die Anwesenden Hülfe bei einander zu suchen, und so gebrach es mir denn nicht an mannigfaltiger Unterhaltung, wenn man die in einer kaiserlichen Antischamber vorfallenden Versuche dieser Art so nennen kann. Mir ging es dabei vielleicht am leidlichsten. Die immer höflichen und artigen Franzosen empressirten sich, sehr artig gegen mich zu seyn und ihre Altesse und Excellenz mit meiner Celebrität au Niveau zu setzen, — und nach und nach folgten die deutschen Altessen und Excellenzen diesem rühmlichen Beispiele ꝛc. Um meiner verehrten Fürstin nicht, wider meine Absicht, eine zu große Portion der vorzimmerlichen Langenweile, die ich seit 30 und mehr Jahren in so reichlichem Maße nicht genossen hatte, mitzutheilen, überhüpfe ich, vermittelst der übrigen Etcetera, alles, was ich noch aus diesen drey merkwürdigen Stunden meines Erdenlebens erzäh-

ten konnte. Genug um halb 1 Uhr ward ich endlich mit ein paar andern, mir Unbekannten, in das Kabinet hereingewinkt. Seine Majestät saßen in der Mitte des Zimmers an einer kleinen, mit fünf oder sechs Schüsseln besetzten table-ronde, allein versteht sich, und ließen sich ein dejeuné à la fourchette, welches für ein Mittagsmahl gelten konnte, mit einem ihrem vermuthlichen Hunger proportionirten Appetit belieben. Hastiger kann wohl kein getulischer Löwe, der seit drey Tagen gefastet hat, sein dejeuné verzehren. Dazwischen wurden eben so hastig ein halb Dutzend Gläser Wein, halb mit Wasser vermischt, ausgeleert. Wir andern homunciones, etwa sechs an der Zahl, standen im Kreise um die Tafel herum und der Kaiser, der (entre nous) ganz andere Dinge im Kopfe zu haben, und nicht bei ganz sonderlicher Laune zu seyn schien, addressirte von Zeit zu Zeit bald an diesen, bald an jenen, an mich vier- oder fünfmal, eine unbedeutende kurze Frage. Sein Bruder, der König von Westphalen, war einer von den Umstehenden und blieb zurück, nachdem wir übrigen entlassen waren. Il avoit l'air de ne pas s'amuser infiniment du role qu'il jouoit. — Ich hatte nöthig, die anderthalbstündige Konversation unter vier Augen, womit N. am letzten Donnerstag mich begünstigt hatte, in mein Gedächtniß zu rufen, um mich in der gehörigen Stimmung und Unbefangenheit zu erhalten — zumal, da der gesegnete Appetit des Kaisers auch den meinigen nicht wenig stimulirt hatte. Ich würde indessen nicht die Wahrheit sagen, wenn ich sagte, daß er nicht so freundlich und graziös gegen mich gewesen wäre, als ich es in diesem Augenblicke nur wünschen konnte. Gewiß ist übrigens, daß er schon seit Sonntag (dem 9.) nicht mehr in der heitern und erfreulichen Stimmung war, worin er sich Donnerstag und Freitag zu Weimar befunden hatte — was auch die Ursache davon seyn mochte.

Am 11. kehrte ich von Erfurt zurück, kam aber, weil ich bis gegen Mittag auf die Postpferde hatte harren müssen, erst um halb drey an. An diesem und dem folgenden Tage war, allerlei Abhandlungen wegen, wieder nicht ans Briefschreiben zu denken. Ich vertröstete mich selbst auf den Donnerstag; oder da ich mich eben an den Schreibtisch setzen wollte, siehe, da wurde ich, sehr unerwarteter Weise, von einem, mit dem kaiserlichen Wappen besiegelten Brief in großmächtigem Format von dem Minister Secretaire d' Etat Maret, überrascht, welchen ich meiner Fürstin hier (zur beliebigen Vergleichung des heutigen französischen diplomatischen Styls mit dem an deutschen Höfen in ähnlichen Fällen üblichen Kanzleystyl) in Abschrift mittheile, mit flehentlicher Bitte, ihn ja nicht aus ihrer Hand kommen, oder Abschrift davon nehmen zu lassen. Denn ich möchte ihn um Alles nicht in irgend einem deutschen oder französischem Blatt durch meine Schuld abgedruckt lesen. Hier, theuerste Fürstin, haben Sie nun in beliebter Kürze die Veranlassungen meines langen Stillschweigens auf Ihre letzte Zuschrift. Wie vieles hätte ich Ihnen noch zu schreiben und zu antworten! Aber dieser Brief muß heute noch auf die Post, und es bleibt mir nur noch so viel Raum und Zeit übrig, Ihnen meine innige Freude über das gerettete Leben Ihres lieben Enkelsohns zu B. zu bezeugen. Sie ist meiner Theilnahme an den Sorgen gleich, die Ihnen die ersten Nachrichten machen mußten. — Leben Sie wohl, Verehrteste! und bleiben huldreich gewogen

Ihrem ganz eigenen ꝛc.

Geschichte.

Gregor VII. und sein Zeitalter zu Ende des XI. Jahrhunderts.

1.

Eine große Zeit; groß nicht eigentlich durch neue, wundervolle, schnell bedeutend hervorspringende Begebenheiten, durch urplötzlich allgemein aufschreckende Ereignisse: aber groß durch das Reifen und Vollendetwerden begonnener Plane: groß durch die allgewaltige Erschütterung der europäischen Menschheit durch eines Menschen Geist; durch den Umschwung und die neue Belebung aller Dinge und Verhältnisse: groß dadurch, daß von eines Mannes Wort die Thronen der Regenten wankten, die Völker zittern und vom alten Völkerstamm weichen; daß durch eines Priesters Willen vom Gestade des Atlantischen Meers, bis hinein ins heilige Land, wo der Stifter unsers Glaubens lehrte, kämpfte und starb, und wo der erste der Apostel, Petrus, zuerst im eifrigen Wort seines Geistes Gluth ausgoß, vom Norden Europa's, von England, bis tief in den Süden, bis an Afrika's Steppen, neue Ordnungen und neue Gesetze entstanden, neues Dichten und Trachten anhub; groß darin, daß in einem Sterblichen von niedrigen Eltern die hohe Idee einer Weltherrschaft des Stuhls Petri entstand, welcher Stuhl sich aus dem Umkreis von Fischern und Zimmerleuten durch sich selbst und Andrer Hülfe aufgebaut, und so fest gegründet hatte, daß selbst die Macht der Hölle, ihn umzustürzen, wie man glaubte, nicht vermochte: groß endlich dadurch, daß im Solne eines Zimmermanns, einem Mönch, der Gedanke aufging, daß von der alten Roma aus abermals die Sonne sich erheben sollte über aller Menschen Denken und Meinen. Und

wenn dazu kommt, daß die Völker aufstehn zum Todeskampf oder zum Sieg für Recht und Freiheit, zum Schutz der Kronen ihrer Kaiser und Fürsten, daß sich in diesem Kampf des Kaisers und des Papstes, des Reichsoberhaupts und der Fürsten, die Menschheit, und in ihr die Staaten, und in ihnen die Familien spalten für den Glauben, oder für die Freiheit, wenn Völker gegen Regenten streiten, und der Vater wider die Kinder, und alles in der Schwebe ist; das Glück bald hier Einen zum Allgebieter der Christenheit erhebt, und das Unglück denselben wieder zur Verbannung hinabstürzt; das Geschick dort einem Jüngling die Krone des Königs giebt, und ihn als Mann fast zum Betteln zwingt: da sind die Zeiten wahrhaftig groß und gewaltig zu nennen.*)

II.

Das Ziel und der Endpunkt von Gregors Denken und Handeln war die Freiheit der Kirche in allen Dingen, die Erhebung ihrer Gewalt über alle andere Gewalt, der Sieg des Altars über den Thron, der Sieg der Sache Gottes über die Sache der Menschen, der Triumph der Kirche über den Staat, oder wie man es nennen mag, dadurch aber Verbesserung der Kirche. Zwey Wege gingen zu diesem Ziel, einer des Friedens, und einer des Kampfes; auf beiden aber galt es Unterwerfung des Theils, welcher die Kirche bisher nicht für frei gehalten, und über den Altar mitgeboten hatte. Dieß war die weltliche Macht, und vorzüglich deren Oberhaupt, der Kaiser in Deutschland.

Folgende Gedanken standen stets lebendig in Gregors Seele: „Die Kirche Gottes muß frei seyn vom Einfluß irdischer Menschengewalt: der Altar ist nur für den, der unsterblich Petro nachfolget: das Herrscherschwerdt ist nur unter diesem, ist nur von diesem, weil es eine menschliche Sache ist: der Altar, der Stuhl Petri ist nur unter Gott und nur von Gott. Die Kirche ist jetzt sündlich, weil sie nicht frei ist, weil sie an die Welt und an weltliche Menschen gekettet ist: ihre Diener sind nicht die rechten, weil sie von den Menschen der Welt gesetzt, und nur durch diese sind, was sie sind. Darum sind in den Geweihten Christi, welche die Aufseher der Gemeinden heißen, sündliche Begierden und Leidenschaften; darum streben sie nur nach Irdischem, weil sie an die Welt gebunden, des Irdischen bedürfen; darum ist unter denen, in welchen der Friede Gottes seyn soll, Zwist und Hader, Stolz, Habsucht und Neid; darum ist durch sie die Kirche übel bestellt, weil sie in der Welt weltliches üben, unter dem Kaiser thun, was dem Kaiser gefällt, als Diener des Staats, und pflichtig dem Regenten, der Kirche entfremdet werden. Die Religion liegt in schwerem Kampfe: das Herz der Menschen ist kalt für das göttliche Wort: hier und da der Glaube zertreten. Also die Kirche muß frei werden, und dieses durch ihr Haupt, durch den ersten der Christenheit, durch die Sonne des Glaubens, den Papst. Der Papst sitzt an Gottes Statt, denn er lenkt sein Reich auf Erden. Ohne den Papst besteht kein Reich; es zerfällt, wie ein schwankendes und zerschellendes Schiff. Wie Sachen der Welt Sachen des Kaisers sind, so sind Sachen Gottes, Sachen des Papstes. Also muß dieser die Diener des Altars losreissen von den Banden weltlicher Macht. Ein Anderes ist der Staat, ein Anderes die Kirche. Wie der seligmachende Glaube ein Einziger ist, so ist auch die Kirche eine Einzige, so ist der Papst, deren Haupt ein Einziger; so sind, deren Glieder, die Diener, die Einen, die Einzigen. Ist nun die Kirche in sich, so muß sie auch seyn nur durch sich. Wie nichts Geistiges sichtbar und erscheinlich ist ohne das Irdische, wie die Seele nicht wirksam ohne den Körper, wie von diesen beiden nicht eines ohne Mittel der Erhaltung: so ist die Religion nicht ohne die Kirche, diese nicht ohne Besitz eines sie sichernden Vermögens. Der Geist nährt sich durchs Irdische, im Körper; die Kirche also auch nur durch Land und Gut. Daß sie solches erhalte, daß es ihr bleibe und bewahrt werde, ist das Obliegen dessen, der das oberste Schwerdt hält, des Kaisers. Darum sind der Kaiser und die weltlichen Großen nothwendig für die Kirche, die nur ist durch den Papst, wie dieser durch Gott. Soll also die Kirche und die Welt wohl stehen, so muß Priesterthum und Königthum einig seyn, und nach Einem streben: nach Eintracht und dem Frieden der Welt. Die Welt wird gelenkt durch zwey Lichter, durch die Sonne das größere, und den Mond das kleine. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne: die königliche Macht, wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des Stuhls weit größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papst unterthan, und Gehorsam schuldig, weil der Papst durch Gott ist, so ist unter ihm Alles; Weltliches und Geistliches muß alles vor seinen Richterstuhl gelangen: er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden. Die Kirche ist der göttliche Richterstuhl, und giebt Gott Rechenschaft für die Fehler der Menschen. Sie lehrt den Weg des Rechten, sie ist der Finger Gottes. Also der Papst ist Statthalter Christi, und über Alle. Darum ist sein Amt ein hohes, gewichtvolles schweres Amt. Denn so steht geschrieben: Du bist Petrus, und auf diesen Fels will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht

*) Voigts Hildebrand. Weimar. 1815. S. 187.

überwältigen. Und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn: und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los seyn." Das sprach Christus zu Petrus. Durch Petrus besteht die Römische Kirche, also in ihr auch die Gewalt der Schlüssel. Auf Petrus ist die Gemeinde Christi gebaut. Diese Gemeinde ist in Allen, die seinen Namen bekennen, die sich Christen nennen: demnach sind alle einzelnen Gemeinden Glieder der Gemeinde Petri, das ist, der Römischen Kirche. So ist diese die Mutter aller Kirchen der Christenheit, und alle Kirchen sind ihr unterthan, wie Töchter der Mutter. Aller Sorgen nimmt sie auf sich; von Allen kann sie Ehrfurcht, Achtung und Gehorsam fordern. Sie, die Mutter aller, gebietet daher Allen und jedem einzelnen Glied in Allem; darunter sind auch Kaiser, Könige, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte. Darum und Kraft der Gewalt der Schlüssel, kann sie diese ein- und absetzen: sie giebt ihnen die Macht nicht für vergänglichen Ruhm, sondern fürs Heil Vieler. Sie müssen daher demüthig gehorchen. Setzen sie auf sündlichem Pfade: so soll die heilige Mutter sie umlenken, und zum Bessern wenden: thut diese solches nicht, so sündigt diese durch sie. Wer aber auf sie, diese Mutter, baut, sie pflegt, ihr folgt, sie schätzt, der hat durch sie Schutz und Wohlthat. Welchen Widerstand, auch der, welcher an Christi Statt auf Erden sitzet, in seinem Werke finden mag, er muß dawider streben, harren und dulden, wie Christus geduldet. Die Welt ist jetzt im Argen, das Zeitalter ein eisernes, die Kirche in aller Welt in schwerer Bedrängniß: ihre Diener leben sündlich, und müssen sich bessern und bekehren. Vom Haupte der Kirche aus muß die Besserung und Erneuerung gehen, dieses muß allem Bösen Kampf und Vertilgung ankündigen, den Frieden der Welt zu gründen; Allen, die um Recht und Tugend bedrängt sind, beistehen, Verfolgung und Bedrängniß darf es von diesem heiligen Zwecke nicht abführen, vielmehr wer der Kirche dräut, Gewalt anthut, sie bedrängt, ist kein Kind derselben, ist des Teufels, von ihr ausgestoßen, von aller menschlichen Gemeinschaft zu entfernen. Also die Kirche muß frei seyn, und alle in ihr unbescholten und rein; das zu bewirken, ist des Papstes erstes Streben. Und sie wird es seyn."

(S. 197.)

III.

Brief Gregors an die Erzbischöffe und Bischöffe von Frankreich im September 1074 über die Angelegenheiten in Frankreich *).

Schon ein langer Ablauf der Zeit ist's, seit das Reich der Franken, sonst so hoch berühmt und mächtig, vom Gipfel seines Ruhmes herabzufallen angefangen hat, und in zunehmender Verschlechterung der Sitten, der ausgezeichnetsten Tugenden entbehrt. Aber in diesen Tagen scheint der hohe Stand seiner Ehre, und alle große Zierde mit einem Male zu versinken: denn kein Gesetz findet Achtung; alles Recht ist zertreten: was schandbar, grausam und jammervoll heißt, geschieht dort ungestraft, und ist bei völliger Zügellosigkeit in gewöhnlichem Gebrauch. Kein Unrecht wird durch des Königs Gewalt, durch Gesetz oder Reichsverwaltung gezähmt und gestraft. So rotten sich die Feinde zusammen, mit Waffen und Mannschaft ihr Unrecht zu rächen. Daß unter solchen Stürmen, Mord, Raub, Brand und Alles, was der Krieg erzeugt, seinen Anfang genommen, hat uns sehr geschmerzt. Alle, jetzt in Schlechtigkeit, wie durch eine pestartige Krankheit verfallen, üben ohne irgend ein Hinderniß die schaudervollsten und verfluchungswerthesten Thaten; nichts menschliches oder göttliches wird geachtet: Meineid, Tempelraub und Unzucht und Umtriebe werden für Kleinigkeiten genommen, und was sonst nirgends in der Welt gefunden wird, daß Bürger und Verwandte, selbst Brüder aus Habgier einander gefangen setzen, und ihre Güter erpressen, und sie im äußersten Elende verschmachten lassen, das ist hier zu finden. Pilgrimme, die nach dem Hause der Apostel zu Rom gehen, fängt man auf, und wirft sie in Kerker, zu härteren Martern, als ein Heide sie übt, und fordert von ihnen zur Lösung mehr, als sie haben. Von dem Allem ist Euer König, den man nicht König, sondern Tyrann nennen muß, auf des Teufels Anrath, Haupt und Ursache, denn sein ganzes Leben besudelt er mit Schandthaten und Schmach. Den übernommenen Herrscherstab führt er armselig, elend und unnütz; dem ihm untergebenen Volke läßt er die Zügel zu jeglichem Frevel; und zu Allem, was gottlos gesagt und gethan werden kann, giebt er durch Thaten und Wollen das Beispiel. Ihm ists nicht genug, durch Plünderung der Kirchen, durch Ehebruch, durch den verwerfendsten Straßenraub, durch Eidbruch und jeglichen Betrug, weßhalb wir ihn oft getadelt, den Zorn Gottes verdient zu haben: er hat selbst Kaufleuten, die aus weiten Landen

*) Welcher Stoff zu Parallelen mit unsrer Zeit!

ber zu einer Messe nach Frankreich gekommen sind — was von einem König selbst die Fabel nicht sagt, — wie ein gemeiner Räuber, eine unendliche Geldsumme abgenommen: also daß der, welcher der Vertheidiger der Gesetze und Rechte seyn soll, ein Gaudieb wird. Weil man nun, wie wir glauben, dem Gerichte des obersten Richters nicht entgehen kann, so bitten und ermahnen wir Euch, meine Brüder, hütet Euch, daß nicht über Euch der prophetische Fluch komme: Verflucht sey, der sein Schwerdt aufhält, daß es nicht Blut vergieße: d. h. wie Ihr selbst versteht: wer das Wort der Predigt vom Tadel fleischlicher Menschen zurückhält. Ihr seyd selbst in Schuld, daß Ihr Euch seinen verworfenen Thaten mit priesterlicher Strenge nicht widersetzt, und ohne Zweifel durch Einstimmung seine Schlechtigkeit begünstigt. Euch selbst dient dieses Alles zur größten Gefahr. Wenn Ihr wähnt, gegen Recht und schuldige Treue zu handeln, indem ihr ihn von Vergehungen zurückhaltet, so trügt Euch Euer Glaube; denn das ist festere Treue, einen aus dem Schiffbruche seiner Seele, auch wider dessen Willen zu retten, als ihn im Strudel der Sünden durch schädliche Einstimmung umkommen zu lassen. Von Furcht zu sprechen, ist thöricht; denn wenn Ihr Euch zur Vertheidigung des Rechtes vereinigt, und rüstig anschicket, so werdet Ihr so nachdrücklich handeln können, daß Ihr ohne alle Besorgniß ihn von seinem gewohnten Hange zu schlechten Dingen ablenken, und Eure Seelen retten könnet: obgleich auch Furcht und Gefahr Euch von freiem Wirken im Euern Amte des Priesterthumes nicht schrecken sollte. Also bitten und ermahnen wir Euch, Kraft apostolischer Autorität, haltet zusammen, vereiniget Euch, für Vaterland, Euren Namen und Euer Heil zu sorgen. Mit gemeinsamem Rathe und Einer Gesinnung sprecht den König an, ermahnet ihn über seine und des Reiches Gefahr und Verderben, legt ihm vor Augen, wie lasterhaft seine Thaten und Rathschläge sind, und bemühet Euch, durch jegliche Ermahnung ihn abzuführen. Er soll den Kaufleuten den Raub vergüten, und seine Fehler bessern .... Will er Euch nicht hören, beharrt er in der Verstockung seines Herzens, so verkündet ihm, wie aus unserem Munde, er solle der apostolischen Absolution nicht länger entgehn; demnach will ich Euch ermahnet und verpflichtet haben, trennt Euch dann von allem Gehorsam und aller Gemeinschaft mit ihm, untersagt öffentlich, daß in ganz Frankreich irgend ein heiliges Geschäft vorgenommen werde. Und sollte er auch bei solcher Züchtigung nicht in sich gehen, so wollen wir frei und offen gestehen, daß wir auf jede Weise, mit Gottes Hülfe, ihm seine Verwaltung zu nehmen suchen werden. Aber wahrlich, wenn ich Euch in diesem so nothwendigen Werke feige und lau fände, so würde ich nicht weiter zweifeln, daß er im Vertrauen auf Euch auf seinem Sinne beharret: und dann würde ich Euch selbst als Mitschuldige und Theilnehmer seiner Verbrechen, des Bischofsamtes berauben, und mit demselben Rachepfeile treffen müssen. Gott und mein eigenes Gewissen ist mein Zeuge, daß ich zu dem allen, weder durch Bitten noch durch Belohnung bewogen bin: sondern daß nur inniger Schmerz, ein so berühmtes Reich, und eine so unendliche Volkszahl durch Schuld eines einzigen verruchten Menschen zum Verderben eilen zu sehen, uns gerührt hat. Das konnten und durften wir nicht verschweigen." — (S. 321.)

Geographie und Statistik des Auslandes.

Interessante geographisch-statistische Notiz.

Canada.

In den letzten 20 Jahren führte es eine große Menge Weizen nach Großbritannien aus. — Die vereinigten Staaten ziehen den Handel mit Canada dadurch an sich, daß sie wohlfeiler, insgemein auch schlechtere Waare verkaufen und gewinnen sehr bei diesem Handel. 1807 waren 42000 Pfund Thee aus den vereinigten Staaten und nur 4500 ℔. aus England eingeführt. Kaffee in demselben Jahr aus England und seinen Colonien 19528 ℔., Chokolade aus den vereinigten Staaten 8070 ℔. —

Das Thermometer im Sommer bisweilen 103° F.; im Winter 36° unter 0; mittlere Hitze im Sommer 75—80. Der St. Lorenzo friert selten ganz zu, wegen des schnellen Stromes an einigen durch die Inseln beengten Stellen; doch wird das sich anhäufende Treibeis den Fischern oft sehr gefährlich. Der Schnee fällt gewöhnlich im November und Dezember und sehr hoch; dann fast immer anhaltend heitrer Himmel und trockne Luft; daher gesunde Winter.

Die Canadier haben nicht, wie die Bewohner der vereinigten Staaten den Trieb zur Aufsuchung neuer Anpflanzungen, von der Heimath sich zu entfernen. Jene thun es hierin allen Nationen zuvor. Sie rücken auch häufig, oft ohne Anfrage, über die Gränze ein. Die englische Regierung läßt es geschehen, weil sie in 2—3 Jahren mehr Land bebauen, als die Canadier in einem Jahrhundert. Außer diesen wird Ober-Canada hauptsächlich durch Schottländer, auch Irländer bevölkert. In den letzten 40 Jahren hat im Ganzen die Bevölkerung ums Dreifache zugenommen. 1758 war die Totalsumme der Einwohner 115000. Sie sank während des Kriegs und unmittelbar darauf

durch Auswanderung auf 76,275. Jetzt beträgt sie in Unter-Canada wenigstens 200000 und in Ober-Canada 60000.

Die französischen Canadier, die in Unter-Canada $^{9}/_{10}$ der Bevölkerung ausmachen, sind ein sittsames, verständiges, genügsames, wenig vorwärts strebendes, mit seiner itzigen Lage zufriedenes Volk. Die englische Verfassung paßt indessen nicht recht für sie; sie haben bei weitem noch nicht die erforderliche politische Aufklärung und Ernsthaftigkeit des Engländers.

Keine Religion, selbst nicht die Jüdische, schließt vom Recht aus, im Hause der Gemeinen zu sitzen, welches aus 50 Mitgliedern besteht; das gesetzgebende Collegium aus 15. Von jenen können manche nicht lesen, schreiben, rechnen. Die Criminalgesetze sind ganz englisch, die Civilgesetze die alten französischen.

Die Ausgaben der Regierung für die Unterhaltung der Geistlichkeit und des Militärs nur allein in Unter-Canada betragen 500000 ℔.

Der Preis fast aller Produkte ist in den letzten 60 Jahren fast auf das Dreyfache gestiegen.

Verarbeitetes Pelzwerk ist in England viel wohlfeiler, als das in Canada verfertigte, wegen Ungeschicklichkeit der Canadischen Kürschner. Ein Londner macht drei Muffe aus dem Pelzwerk, was der Canadier zu einer verbraucht.

Der Handel wird den Canadiern dadurch mit erschwert, daß die Geistlichen die Zinsen für unerlaubt erklären; daher bleibt viel Geld ungenutzt liegen. Um so mehr, da die dortigen, selbst brittischen Kaufleute, so oft falliren, daß, seitdem die Engländer das Land besitzen, etwa fünf von hunderten ehrlich bezahlt haben.

Die Vornehmen, auch unter den Franzosen, haben schon meist die Englische Weise angenommen, nehmen um 4 Uhr die Mahlzeit, die vor 60 Jahren auf Mittag fiel.

Unter der französischen Herrschaft war in ganz Canada keine Druckerei; erst seit ein halb Dutzend Jahren sind Zeitungen und Journale entstanden.

Die katholische, sehr zu rühmende Geistlichkeit besteht aus 180, die protestantische aus 12 Personen.

Die wenigen Indianer in Unter-Canada sind zwar, auch durch Vermischung mit französischem Blut, sehr verändert; größtentheils aber doch noch vor allem andern der Jagd und Fischerei geneigt. Ihrer sind etwa noch 2000; bei der Ueberlassung an England waren 671400. Es giebt unter ihnen, einige sehr verständige, auch den Pelzhandel zu ihrem Vortheil, mit Einsicht treibende Individuen.

Unter den Naturprodukten ist bemerkenswerth 1) der Colibri, der die Krähen im Fluge anpackt und mit seinem spitzen Schnabel tödtet. 2) eine Art Baumwollenpflanze, die jung ein gutes Gericht, wie Spargel giebt, so wie der süße Saft, den sie des Nachts ausschwitzt, recht guten Syrup und Zucker. Die Wolle ihrer Samenkapsel wird zur Ausfüllung von Matrazen und Kissen gebraucht. 3) Eisenerze, woran das Land sehr reich ist und die das beste, dem schwedischen gleichkommende Eisen liefern. 4) die Hasen, welche im Winter weiß werden.

Schlitten mit einem Pferde und zwei Personen machen bisweilen in 12 Stunden 90 englische Meilen.

Zur Winterfischerei bauen die Canadier Häuser auf das Eis, zum Theil von Eis, zum Theil mit Oefen versehen; holen aus den aufgehauenen Stellen die Fische mit Netzen und Angeln heraus, die in wenigen Minuten erstarren, aber in kaltes Wasser gelegt nach etlichen Tagen wieder aufleben. Bricht das Eis unter den Pferden auf den Seen ein, so zieht man ihnen mittelst dazu vorher schon ihnen angelegter Stricke den Hals zusammen, daß sie ruhig werden, schwimmen und so leichter herausgezogen werden können.

Englische und schottische Schiffe bringen Steinkohlen als Ballast nach Canada und verkaufen sie, selbst die besten viel wohlfeiler als in London.

Montreal hat 12000 Einwohner. Die vornehmsten Mitglieder der Nordwestkompagnie wohnen da. Auch wird von hieraus die Handlung mit den vereinigten Staaten vornemlich getrieben. Es hat lieblichere Umgebungen als Quebek, auch ist da wohlfeiler zu leben und die Gesellschaft die beste in ganz Canada. (Lambert. Gray.)

Correspondenz und Neuigkeiten.

Preisfragen der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem, deren Beantwortung vor dem 1. Jänner 1817 einlaufen muß.

1.

Was weiß man von dem Auslaufen des Saftes einiger Bäume und Sträucher im Frühjahr, wie z. B. der Weinrebe, der Pappel, der Eiche, des Ahorns und andrer? Was läßt sich darüber durch ferneres Beobachten lernen? welche Folgerungen kann man daraus über die Ursache des Ansteigens des Saftes in den Bäumen und Pflanzen ableiten? und welche für die Baumzucht nützliche Belehrungen lassen sich aus den Fortschritten der Wissenschaft in Hinsicht dieses Gegenstandes ziehen?

2.

Welches iſt der Urſprung des Kohlenſtoffs in den Pflanzen? Wird er durch die Vegetation ſelbſt, ganz oder theilweiſe erzeugt, wie die Verſuche des Hrn. von Crell zu beweiſen ſcheinen, und wie einige Phyſiker annehmen? — Und wenn dieſem ſo wäre, wie wird dieſe Erzeugung bewirkt? — Oder iſt dem nicht ſo, auf welche Weiſe abſorbiren die Pflanzen den Kohlenſtoff? Geſchieht die Verſchluckung, nachdem der Kohlenſtoff mit Sauerſtoff in Verbindung getreten und in kohlenſaures Gas verwandelt iſt, oder auf welche Weiſe ſonſt? Die Geſellſchaft wünſcht dieſe Frage durch Verſuche entſchieden zu ſehen; theoretiſche Betrachtungen über dieſen Gegenſtand werden für keine Beantwortung angeſehen werden.

3.

Woher rührt das Eiſen, welches ſich bei der Zerlegung einiger Pflanzen findet? Läßt es ſich in jedem Fall kleinen Eiſentheilen zuſchreiben, welche die Pflanzen mit ihrer Nahrung eingeſogen haben? Oder läßt ſich evident durch Beobachtungen darthun, daß es, wenigſtens in einigen Fällen, durch die Vegetation ſelbſt erzeugt wird? Und welches Licht verbreiten dieſe Beobachtungen über andere Zweige der Phyſik?

4.

Welches ſind die Eigenſchaften und Charaktere der gewöhnlichſten fetten oder ausgepreßten Oele? Läßt ſich durch eine genaue phyſikaliſche und chemiſche Kenntniß derſelben beſtimmen, warum eine Art dieſer Oele ſich mehr als eine andere für verſchiedene Zwecke eignet, z. B. zur Nahrung, zum Erleuchten, zur Malerei u. d. m. Und läßt ſich zu Folge einer ſolchen Unterſuchung angeben, welche minder bekannte Oelpflanzen man mit Vortheil bauen würde?

5. Zur Beantwortung auf unbeſtimmte Zeit.

Obſchon das Begraben von Todten in Kirchen und neben bewohnten Oertern von ſehr ſchädlichen Folgen dadurch ſeyn kann, daß ſich Gasarten, welche durch die Fäulniß hervorgebracht werden, in der Atmoſphäre umher verbreiten, ſo iſt nichts deſto weniger gewiß, daß die Gefahr durch die Zerſetzung, welche ein großer Theil dieſer luftförmigen Ausflüße gleich nach ihrer Erzeugung leidet, gar ſehr vermindert wird. Es wird daher gefragt: „Durch welche Mittel es ſich möge bewirken laſſen, daß alle dieſe entſtehenden Gasarten in der Erde zerſetzt werden, ohne in die Luft aufzuſteigen, um auf dieſe Art für die Lebenden alle Gefahr abzuwenden, welche aus dem Begraben neben bewohnten Oertern entſtehen kann?“ Man verlangt insbeſondere zu wiſſen, auf welche Art die luftförmigen Ausflüße der Leichen zerſetzt werden, und was dazu die mehr oder weniger verſchloßnen Särge und der in unſerem Erdreiche enthaltene Kohlenſtoff beitragen können?

Die Geſellſchaft wünſcht möglichſte Kürze in den Preisabhandlungen, Weglaſſung von allem Unweſentlichen, Klarheit und genaue Abſonderung des wohl bewieſenen von dem, was nur Hypotheſe iſt. Alle Mitglieder können mit concurriren; nur müſſen ihre Aufſätze und die Deviſen mit einem L. bezeichnet ſeyn. Man kann holländiſch, franzöſiſch, lateiniſch oder deutſch antworten; nur muß man mit lateiniſchen Buchſtaben ſchreiben. Keine Abhandlung wird zugelaſſen werden, der es anzuſehen iſt, daß die Handſchrift von dem Verfaſſer ſelbſt herrührt, und ſelbſt die zugeſprochene Medaille kann nicht ausgehändigt werden, wenn man die Hand des Verfaſſers in der eingereichten Abhandlung entdeckt. Die Abhandlungen werden mit den verſiegelten Deviſenzetteln eingeſchickt an den Herrn M. von Marum, Sekretär der Geſellſchaft. — Der Preis auf jede Frage iſt eine Medaille mit dem Namen des gekrönten Verfaſſers und die Jahrzahl der Preisertheilung im Rande, oder eine Geldſumme von 500 holländ. Gulden, wenn der Verf. dieſe vorzieht. Wer einen Preis oder ein Acceſſit erhält, iſt verpflichtet, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Geſellſchaft ſeinen Aufſatz weder einzeln, noch ſonſt wo drucken zu laſſen. (Gilberts Annalen d. Phyſik 3. 815. St. 10.)

Die Braut im Sarge.

Horch, der Sang erklingt, in Blumenfülle,
Sich dem Blick die bleiche Roſe beut,
Die des ew'gen Vaters heil'ger Wille
Früh zu ſeines Himmels Zier geweiht.
Scheidend auf das Antlitz hehrer Stille
Schaut die Sonne dieſer Sterblichkeit,
Und das Schneegewand der Grabeshülle
Deckt ſie wie der Unſchuld Frühlingskleid.

Weile nicht, o Schmerz, am düſtern Hügel!
Segnend ſchwang auf der Vollendung Flügel
Sich zum Thron der Liebe ſie hinan;
Troſt und Balſam für die Todeswunde
Sey das Wort von ihrem blaſſen Munde:
„Was der Vater thut, iſt wohlgethan.“

F. v. Matthiſ.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 33. July.

Skizzen aus dem Leben merkwürdiger Hunde aller Racen und Zeiten.

Von A. Rittig v. Flammenstern.

(Fortsetzung von Nr. 10.)

21.

Der Hund des Aubri-de-Mont-Didier.

So wie man zu Paris, Guilbert, Pixerecour's historisch-romantisches Drama: „Der Hund des Aubri de Mont-Didier, oder der Wald bey Bondy," mit immer steigendem Beifall aufnahm und besonders Aubri's Hund, oder wie ihn die Pariser nennen: „Der Hund von Montargis" (weil noch vor wenig Jahren am Schlosse von Montargis der seltene Vorfall in erhabener Arbeit abgebildet zu sehen war) allgemeine Bewunderung erregte, so wurde auch hier in Wien dieses Drama nach Castellis nur zu getreuer Uibersetzung mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und bei der ersten Vorstellung sogar der debütirende Hund herausgerufen. Daß er nicht erschien, versteht sich von selbst.

Bei der dramatischen Bearbeitung des Stoffes, tritt der seltene Fall ein, daß in der Dichtung sowohl die Handlung des Hundes als das Motiv der Mordthat mehr Wahrscheinlichkeit erhielt, als in der wirklichen Begebenheit, so wie sie uns die Berichte liefern.

Der Dichter läßt Aubri's Hund vor der Mordthat durch Macair'n an einen Baum binden; dann fällt Aubri von Macair's Hand. Nun erst reißt sich der Hund los und eilt zum Gasthofe zurück. Es ist tiefe Nacht; alles im Schlafe; die Thüre verschlossen. Der Hund kömmt heftig *) gegen die Thüre gerannt, bellt Hülfe heischend, und als sich nichts regt, zieht er mit der Pfote die Klingel. **) Die Wirthin erwacht, erkennt vom Fenster Aubri's Hund, halb angekleidet öfnet sie die Thüre und tritt Unglück ahnend mit einer Laterne vor; der Hund bellt immer heftiger, sie am Rocke zerrend; sie setzt die Laterne hin. Nun faßt der Hund die Laterne in die Schnauze und eilt damit zur Mordstätte seines Herrn, wohin ihm auch die Wirthin folgt. Später erscheint der Hund noch ein mal im Hintergrunde des Podiums, Macair'n verfolgend ***), bald darauf verlautet aber, daß des Mörders Freund zur Verheimlichung der That den Hund erschlagen habe. Das Geständniß des Mordes wird Macair'n durch Uiberraschung entlockt.

Wie ganz anders erzählt uns die wahre Geschichte des Hundes seltene Treue, wundersame Anhänglichkeit, Dankbarkeit und überströmendes Rachgefühl.

*) Ganz gelassen — in der Vorstellung auf dem Theater an der Wien, der ich beiwohnte. D. H.

**) Er sprang auf der Bühne wirklich hinauf, als wollte er läuten. Schwerlich aber geschah dieß von ihm selbst. D. H.

***) In der wirklichen Vorstellung nur gelassen hinter ihm drein trabend. Hier besonders muß es in der Abrichtung noch weiter gebracht werden, will man die Illusion nicht stören. D. H.

Folgendes ist die wahre Geschichte wörtlich nach dem vor mir liegenden französischen Original übersetzt:

Aubri-de-Mont-Didier war Gardereiter König Carl's V. († 1380.) Beim Ballspiel traf sich's, daß er mit einem Bogenschützen des Königs, Namens: Macaire in heftigen Streit gerieth, und diesen schwer beleidigte. Da Aubri als herzhafter Mann bekannt war, so wählte Macaire nicht das damals jedem Beleidigten zugestandene Recht: der Herausforderung zur offenen Fehde auf Leben und Tod, sondern als feiger Schurke: den Meuchelmord.

Aubri mußte einige Zeit nach diesem Vorfall den Wald von Bondy passiren. Macaire hatte dieß erfahren, und lauerte im Rückwege auf ihn, brach plötzlich hinter einem Baume vor, und ermordete den unglücklichen Aubri mit mehreren Dolchstichen. Hätte Aubri wie gewöhnlich, sagt unser Chroniker, seine treue Dogge bei sich gehabt, nimmermehr wäre dieser Mord so meuchlings geschehen.

Dieser Hund hatte Aubri'n schon einmal das Leben gerettet. Sein feuriges Pferd wurde am Gave-Strom scheu, und schleuderte den Reiter in die Fluthen; kühn sprang die Dogge nach, und zerrte den halbentseelten Aubri ans Ufer.

Zu Aubri's Unglücke hatte er die Dogge so abgerichtet, daß sie auf dem Rückwege immer, nach der Entfernung, eine geraume Strecke voraus eilte, um seine Angehörigen von seiner Ankunft vorläufig zu benachrichtigen. Auch dießmal war sie schon lange in Aubris Behausung angelangt, eilte aber, da Aubri gegen Mitternacht noch nicht erschienen war, in den Wald zurück.

Aubri's Gattin schickte bei Anbruch des Tages, Unglück ahndend, nach allen Richtungen, woher Aubri kommen konnte, Menschen aus; allein weder von Aubri noch von seinem Hunde war eine Spur zu finden.

Mehrere Tage gingen so vorüber. Niemand konnte sich Aubri's Verschwinden erklären, da kam die Dogge eines Morgens zu Aubri's innigstem Freunde, dem Ritter von Ardillére, hager, abgezehrt und ausgehungert. Ardillére ließ ihm reichlich zu essen geben, aber so wie sie sich gesättiget hatte, hielt keine Liebkosung sie zurück, und fort war sie. Nach 4 Tagen kam sie wieder; abgefüttert floh sie ins Freye. So trieb sie es über einen Monat lang.

Bemerkenswerth ist es, daß die Dogge nie zu Aubri's Gattin kam, sondern immer nur zu Ardillére. Diesem fiel endlich das öftere Wiederkommen des Hundes auf. Als daher eines Tages die Dogge wieder kam, und wie gewöhnlich nach gefülltem Magen sich entfernte, folgte er ihr von weitem nach; schon hatte er ihr folgend eine ziemliche Strecke im Walde von Bondy zurückgelegt, als sie sich plötzlich auf die Erde warf, mit den Pfoten zu scharren anfieng, und anhaltend heulte. Ardillére merkte sich die Gegend, und kam des Abends mit einigen Arbeitern und mehrern seiner Freunde, die er von dem seltenen Benehmen des Hundes benachrichtigt hatte, zu der Stelle, auf welcher die Dogge wie unbeweglich lag. Er ließ nachgraben, und man denke sich aller Erstaunen, als man auf einen Leichnam stieß, den man, so blutig und entstellt, ja schon halbverweßt er auch schon war, doch gleich für Aubri de Mont-Didier erkannte. Ardillére ließ die theuern Ueberreste seines Freundes nach Paris bringen, und zeigte den Fall der Justizbehörde an. Die Dogge blieb nun an Ardiller's Seite.

Aubris unglückliches Ende machte in Paris gewaltiges Aufsehen, man forschte dem Thäter nach, aber auch die leiseste Spur war von ihm nicht zu entdecken.

Macaire lebte indessen in der vollkommensten Sorglosigkeit.

Nicht ganz drey Wochen nach Aubris aufgefundenem Leichnam gieng Macaire in den Straßen von Paris spazieren, auf einmal wurde er durch das Ineinanderfahren mehrerer Wagen aufgehalten. Er stand gerade vor Ardillére's Wohnung, als mit einem Male die Dogge wie wüthend aus der Thüre stürzte, sich auf Macaire'n warf und ihn zerfleischt haben würde, wenn man ihm nicht schnelle Hülfe geleistet hätte. Ardillére schöpfte gegen Macaire'n Verdacht, um so mehr da ihm der Streit beim Ballspiele be-

kannt war, er ſuchte begleitet von der Dogge, Macaire'n auch anderwärts zu begegnen, immer ſtürzte ſich die Dogge wie wüthend auf den Mörder.

Bald verbreitete ſich die Kunde von dem ſeltenen Haſſe der Dogge in ganz Paris; man bezeichnete ipt ohne Umſtände öffentlich Macaire'n als Mörder des unglücklichen Aubris: Selbſt am Hofe fand die Sage Eingang. König Karl V. ließ ſich genau von allen Umſtänden unterrichten, und dann Macaire'n vorrufen. Der weiſe Karl, ſagt mein Referent, ſuchte Macaire'n das Geſtändniß abzulocken; er verſprach ihm vollkommene Verzeihung, allein unerſchütterlich feſt beharrte Macaire auf ſeiner Unſchuld. „Gut, „ſagte dann der König, biſt du wirklich un„ſchuldig, ſo mogſt du im Gottes Ur„theile, im Kampfe auf Leben und „Tod mit der Dogge, deine Unſchuld „erweiſen."

Im Angeſichte der Kirche Notre-Dame, auf der in der Seine vorliegenden Inſel gleichen Namens, im Raume der Turnierſchranken mußte Macaire ſich durch den Kampf mit der Dogge reinigen. Dies ſeltene Schauſpiel zog eine Menge Volk herbey. Macaire erhielt als Vertheidigungswaffe gegen die Dogge nichts als einen derben Knotenſtock, und der Dogge wurde eine bodenloſe Tonne zum allenfalſigen Rückzug hingeſtellt.

Beide Kämpfer betraten nun die Schranken. Kaum war die Dogge losgelaſſen, als ſie ſich auch ſchon mit Wuth Macaire'n entgegenſtürzte; doch dieſer verſetzte ihr einen fürchterlichen Streich über den Schenkel, ſo daß der Stock ein Stück Haut davon abriß. Die Dogge ſich verwundet fühlend, zog ſich mehrere Schritte zurück, mehr aber, um den Angriff mit erneuerter Kraft zu beginnen. Macaire führte nun gegen die verſtürzende Dogge einen mörderlichen Streich, um ihr den Kopf zu zerſchmettern, durch eine ſchnelle Bewegung entgieng ſie dieſem, ſchlüpfte unter dem emporgehobenen Arm ihres Feindes durch, und packte ihn ſo feſt an der Gurgel, daß man um ihn lebend zu erhalten, ſie nur mit vieler Mühe losmachen konnte.

Beſtürzt und vernichtet durch das Reſultat dieſes ſogenannten Gottes-Urtheils, geſtand nun Macaire, wie daß ihn Feindſchaft dazu bewogen habe, Aubri'n meuchelmörderiſch zu ermorden. Wenige Tage nachher erhielt er durch Henkershand den Tod.

König Karl V. ließ zur Verewigung der That, auf der Straße durch den Wald von Bondy unweit von Aubri's Ermordung eine kleine Denkſäule aufſtellen, mit einem Gemälde das Faktum darſtellend und mit folgender Aufſchrift in lateiniſcher Sprache: „Unbeſonnene Sterbliche, „die ihr ungeſcheut die heiligſten Geſetze verletzt, „lernt von dem unvernünftigen Thiere: Dankbar„keit. Und wenn ihr Böſes thun wollt, ſo zittert „ſelbſt vor eurem Schatten."

Guilbert Pixerecourt ſetzt in ſeiner Bearbeitung die Zeit des Ereigniſſes in das 15te Jahrhundert. Wir ſehen aus obigem, daß ſie ins 14te Jahrhundert fällt, denn Karl V. ſtarb ſchon 1380. Wollte Guilbert hiedurch blos die von ihm erſonnene Bewaffnung der Gardeſchützen (Macaire war Bogenſchütze in der königlichen Garde) mit Feuergewehren wahrſcheinlich machen, ſo iſt dieß auch verfehlt; die Feuerwaffe der Infanterie wurde unter dem Namen Muskete erſt um das Jahr 1521, mithin im 16. Jahrhundert und das zuerſt bei dem deutſchen Heere Kaiſer Karl V. eingeführet.

Der Dichter nennt den Hund: Dragon; (man ſehe Droden's Retter. Heſper. Nr. 31.) die Geſchichte erwähnt ſeines Namens nicht.

Der Hund, welcher hier im Schauſpielhaus an der Wien ſeit 26. September 1815 debutirt, iſt ein pudelartiger Baſtard aus der Klaſſe der Hirtenhunde. (Man ſehe am Schluße dieſer Skizze: die Stammtafel der Hunde.) Ein Arbeiter in Schönbrunn hat ihn für die Bühne dreſſirt; für dieſe gewiß ſehr mühevolle Abrichtung erhielt er 200 fl. W. W. Eine Auslage, die ſich reichlich rentiret, indem nur allein die 4 erſten Vorſtellungen der Kaſſa 10,000 fl. W. W. eintrugen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correspondenz und Neuigkeiten.

Die Schneefahrt durch den Böhmerwald.

Fragmente aus Briefen.

Die 3 Weihnachts-Feyertage 1815 wollte ich benützen, einen Freund in Baiern zu besuchen; weil ich nichts versäumte. Ich fuhr den 23. Dezember 1815. Sonnabend Mittag bis Winterberg, übernachtete dort beim Oberjäger; früh 3½ Uhr saß ich wieder zu Schlitten, und durchfuhr so ganz allein einen Theil des berühmten Böhmerwaldes. Um 5 Uhr Morgens war ich schon in Kuschwartha, wo ich futterte, und mich bei der dortigen Gränzmauth meldete. — Von da war ich in 1½ Stunde in Freiung. In der baierischen Gränzmauth Philippsrieth (bei den 2 Häusern, da nur 2 Häuser dort stehen) hielt ich an; sie liegt eine gute halbe Stunde von der kais. Mein Paß ward revidirt, und mein Name, Charakter, woher? wohin? warum? in ein Protokoll getragen, das, wie ich hörte, von Zeit zu Zeit an die nächste Polizeibehörde, von dieser an die Centralbehörde nach München geschickt wird. Hier zahlt man auch zugleich die Wegmauth mit einemmale bis an den Ort seiner Bestimmung, wo man die mitgegebene Mauthanweisung bei der Behörde abgiebt; unterwegs wird man aber dann nirgends mehr mit Bezahlung von Mauthgeldern aufgehalten. Mit Vergnügen gab ich 11 kr. gut Geld Weggeld bis Freiung, wohin man 2 starke Meilen rechnet; denn nie habe ich einen herrlicheren Weg gesehen. Uiber das Straßenwesen ist nur Eine Stimme in Baiern. Auch sollen die Unterthanen die Wohlthat genießen, keine Wegmauth bezahlen zu dürfen, in 1¼ Stunden machte ich die 2 starken Meilen. Freiung, ist nicht sehr groß, desto lebhafter aber wegen der Nähe der Gränze und bei der stark befahrenen Kommerzialstraße. Der königl. baierische Mauthaufschläger war äußerst höflich, so wie ich dieß auch dem Mautheinnehmer an der Gränze nachrühmen muß. Der Aufschläger ist zugleich Wirth; ich gab ihm meine Mauthanweisung; er übersah meinen Paß, und meinte, wenn ich wo anders, als nach Schönau hin wolle, ich es gleich hier anmelden müsse, denn sonst würde ich mir nur selbst die unangenehmen Folgen zuzuschreiben haben. Ich gab ihm die Absicht meiner Reise an, und bat ihn um einen Bothen nach der Kaiserhütte. Ich solle mich eine Stunde gedulden, antwortete er; itzt ist Alles in der Kirche; und kein Bothe, außer sehr theuer zu bekommen; hernach, weil Viele aus der dortigen Gegend hier seyen, würde ich um ein Leichtes Jemanden erhalten, der mir den Weg zeigte. Die Zeit verstrich mir recht angenehm im Gespräch mit einem königl. Förster von Kreuzberg. „Wir sind vom König recht gut bezahlt, dafür aber dienen wir ihm treu. Ich möchte keinem rathen, nur das geringste Unrechte anzufangen: gleich kömmt von der Generalforstadministration ein Cirkular, worin ein solcher Jemand öffentlich benannt ist; es müssen dann Alle zu ihrem einschlagenden Forstamte, wo es publizirt, und von Jedem unterschrieben werden muß. Da nimmt man sich in Acht; man hat es aber auch nicht nöthig, denn wir haben zu leben." ——— Um 11 Uhr ist die Kirche aus; um diese Stunde wird allgemein zu Mittag gespeist. — Mein Wegweiser, der von den Schönbrunner Häusern war, setzte sich hinter mich, und so fuhren wir gegen Schönau. — Mein Glück war, daß ich einen sogenannten baierschen Rennschlitten hatte, sonst wäre ich nicht fortgekommen; denn da giebt es keine andere Wege, als Fußsteige zu befahren, auf denen man mit keinen andern Schlitten durchkommt. Ich erstaunte über den hier liegenden tiefen Schnee, denn bei uns hatte ihn ein Westwind, der zugleich Regen brachte, ganz vertilgt; und hier lag er wohl eine halbe Klafter tief. — Von der letzten Anhöhe wies mir mein Begleiter die Kaiserhütte unten in der Ebene, und verließ mich. Es war 12 Uhr vorbei, als ich hinkam, noch saß Alles bei Tische. Die Freude meines Freundes über meine so unvermuthete Erscheinung, kann ich dir nicht beschreiben! — Mit Fragen und Erzählen ging der Nachmittag hin, und auch so der Abend. Nachts erhob sich ein starker Westwind, mit Schnee begleitet. Mit kürzern oder längern Unterbrechungen dauerte dieser bis Dienstag Mittag fort. Nachmittag fuhr ich in die neue Kaiserhütte, wo wieder zu arbeiten angefangen wurde. Am andern Tag, am Mittwoche früh machte ich mich auf den Weg, da ich versprochen hatte, an diesem Tage wieder zu Hause einzutreffen. — Ich nahm für dich den beiliegenden rosenrothen Quarz mit, den ich dort fand. Er bricht zu Hurkenthal in Böhmen, an der baierschen Gränze, Herrschaft Stubenbach (dem Fürst Schwarzenberg gehörig) in ganzen, mächtigen Lagern, und der dortige Glasmeister Christoph Aberle auf der sogenannten böhmischen Hütte, wo auch zugleich eine Spiegelfabrik etablirt ist, verwendet ihn zur Glasfabrikation. — Mein Freund hatte die Freundschaft, mich bis Freiung zu begleiten, was mir um so angenehmer war, da er mir mit seinem Schneesteiger Bahn brach; denn der Schnee lag so tief, und der Wind hatte ihn an vielen Stellen so hoch zusammengethürmt, daß ich ohne Hülfe eines Schneesteigers gar nicht durchgekommen wäre. So nennt man nämlich hier Pferde, die besonders abgerichtet sind, bei tiefem Schnee zu gehen, die Bahn, oder die Wag zu halten, und die weder ungeduldig, noch hitzig werden dürfen. Langsamen, ruhigen Schrittes schreitet ein solches Thier gelassen auf dem verwehten, verschneiten Weg weiter; ein muthiges, hitziges Pferd ist in ½ Stunde

gewöhnlich so erweitert, erschöpft, daß es auf sogenannten Zugschlitten (Art großer Handschlitten, die ein Mann zieht) geworfen und fortgefahren werden muß, wie das dort oft der Fall ist. Ich hätte sicher das nämliche Schicksal gehabt, wenn ich allein, oder voran gefahren wäre. Nach fast 4 Stunden kommen wir nach Freiung, von wo ich am Sonntage vorher in fast einer Stunde nach Schönau hinübergefahren war; so sehr hielt uns der Schnee auf. — Dort widerrieth mir Jedermann weiter zu fahren, da wegen der Menge des Schnees, und besonders der Windwehen nicht durchzukommen sey. Von da bis Kuschwartha würde ich es wohl zwingen; aber von dort sey es ganz unmöglich. Auf der baierschen Seite sind nämlich, so wie ein großer Schnee fällt, auf der Stelle alle Wege ausgesteckt, daß man nicht irren kann, auch hin und wieder die ärgsten Stellen ausgeschaufelt. Aber auf der kaiserl. Seite sieht man nichts davon, und wahrlich ich that sehr klug, umzukehren, denn erstlich wäre sicherlich mein Pferd, des Schneesteigens ungewohnt, auf dem Wege wo liegen geblieben; und dann, wäre ich doch auch bis Kuschwartha gekommen, gezwungen gewesen, dort liegen zu bleiben; denn am Freitage war dort noch so viel Schnee, daß der Jude aus B** Brandweinhausspächter R**, der von Passau kam, 30 fl. nur fürs Ausschaufeln zahlen mußte, und auf dem Wege von Kuschwartha bis Winterberg, den ich in 1½ Stunde zurückgelegt hatte, fast den ganzen Tag, von Früh Morgens sehr zeitlich, (es war Mondschein) bis gegen 2 Uhr Mittag zubrachte, und erst bei Nacht nach B** kam. — Bei so bewandten Umständen ließ mich mein Freund nun durchaus nicht weiter, besonders da ich allein war; und selbst die Unmöglichkeit einsehend, meinen Weg fortzusetzen, entschloß ich mich, seinem Rathe zu folgen, und mit ihm umzukehren. — Zu Hause machte er mir nun den Vorschlag: bis nach Neujahr bei ihm zu bleiben; dann würde er seine 6 Paar Ochsen, und 4 Paar Pferde nach Böhmen um Kalkstein schicken, die den Weg bahnen, und denen ich sodann folgen könnte. — Jedoch meine Vorstellungen sobald als möglich wieder zu Hause eintreffen zu müssen; daß ich versprochen, Mittwoch bestimmt zurückzukommen, dieser Tag nun schon vorüber wäre, u. s. w. bewogen ihn, mich Morgen (Donnerstags) reisen zu lassen; jedoch würde er mich begleiten, und mir einen Weg weisen, der noch am ehesten fahrbar seyn müßte, da er größtentheils durch Waldungen gehe. Er wollte mich gegen Außergefild führen, vor diesem Ort aber beim Walde sich rechts nach Pollaun wenden, von hier nach Kaltenbach zum Glasmeister Mater, von wo ich nicht mehr weit nach Winterberg hätte. — — Nun noch einige Bemerkungen, die, wenigstens mir, etwas neues waren. Alle Häuser sind von Holz; sogar die Seitenwände mit Schindeln bedeckt. Die Dächer sind äußerst flach. — Nur die schweren Fuhrmannspferde werden im Stalle mit Halftern angehängt; den übrigen legt man handbreite, mit Tuch gefütterte, mit Schnalle und Ring versehene lederne Halsbänder um den Hals, an welche die Thiere gebunden werden. — Alles junge Rindvieh, Ochsen, die noch nicht arbeiten, Kühe, die noch nicht melken, sind den ganzen Sommer über im Walde, ohne unter Dach zu kommen. Der dabei angestellte Waldhüther wird wöchentlich mit Lebensmitteln versehen, und hat einige Hütten in verschiedenen Gegenden des Waldes zu seinem Aufenthalt. Dieses Vieh führt überhaupt den Namen Waldstiere; solcher Waldstiere hatte mein Freund an ungefähr 30. — Diese Thiere werden zuweilen von Bären beunruhigt, deren es dort noch giebt; — ja oft streiten sie miteinander. Ein gewisser Ort im Böhmerwalde heißt noch „Tummelplatz", da hier einstens ein starker Streit zwischen einigen Waldstieren, und einem verzweiflungsvoll angreifenden Bär vorfiel. Lange kämpften sie zusammen, bis der Bär doch endlich unterlag. — 14 Tage, ehe ich nach Schönau kam, hatte H. und das dortige königl. Forstpersonal auf 2 Bären Jagd gemacht, aber nichts bekommen; sie hielten sich geraume Zeit in meines Freundes Waldungen auf. —

Auch das Gesindwesen ist herrlich eingerichtet. Jeder Dienstbothe, so wie er in Dienst tritt, muß seinem neuen Dienstherrn sein Dienstbüchel übergeben. Dieses enthält zuerst eine genaue Personalbeschreibung des Besitzers, von der Polizeybehörde unterschrieben. Sodann die Bestimmung dieses Büchels, worin es heißt: Kein Dienstbothe darf in Dienst angenommen werden, der nicht sein Dienstbüchel hat. Dieses hat er sogleich seinem Dienstherrn zu übergeben, der in die dazu gedruckte Tabelle in die gehörige Rubrik die Zeit des Dienstantritts, nach erfolgtem Austritt auch die Zeit, wann solcher erfolgt, seinen Namen, Wohnort, Profession oder Charakter; wie sich der Dienstbothe betragen habe, u. s. w. eintragen muß. Eben so steht darauf, wie viel Blätter dieses Büchel enthalte, was es mit Stempel koste, und wo es zu haben sey. Alles dieses, in Punkten abgesendert, so wie die übrige tabellarische Einrichtung des Büchels ist gedruckt. Auf diese Art weiß Jeder, wo früher der neue Dienstbothe, und wie er gedient habe. —

Am andern Tage, (Donnerstags), früh nach 7 Uhr, fuhren wir ab; mein Freund mit seinem Schneesteiger voran, ich hinterdrein. Wir rechneten um 1 Uhr in Kaltenbach in der Meierhütte zu sein, von wo ich in kleinen 2 Stunden in Winterberg, und von dort noch denselben Tag zu Hause sein konnte. Aber leider hatten wir die Rechnung ohne Wirth gemacht — Eine Stunde nach uns fuhr ein Langendorfer Jude weg, der nichts als 1 Ctr. Roßhaare, und 1 Eimer baierisches Bier aufgeladen hatte. — Wir kamen gleich in den Wald, wo der neue Schnee beiläufig ½ Schuh

hoch über den abgefahrenen Weg lag. Kamen die Pferde von ungefähr von der Bahn, so stacken sie bis an den Bauch im Schnee. Einigemal waren wir gezwungen, den befahrenen Weg zu verlassen, der durch vom letzten Winde umgeworfene Bäume oft versperrt war. Da sanken dann die Pferde bis über den Bauch in den Schnee; ja, meines war einmal so tief drin, daß sein Kreuz mit Schnee bedeckt war. Wir fuhren beständig durch meines Freundes Forsten; nun verließen wir Baiern, und kamen in die Herrschaft Stubenbacher Waldungen. Links liefen noch die königl. baierschen Wälder fort. Im Vorbeifahren wies mir mein Freund die Stelle, wo das Jahr vorher 2 Weiber im tiefen Schnee stecken geblieben und erfroren waren. Am gefährlichsten waren die Bäche zu passiren, und da konnte man zugleich abnehmen, daß der Schnee 1 ½ Klftr. hoch liege. Das Wasser war nicht gefroren, und bildete Schluchten, die des Schnees wegen 1 ½ — 2 Klftr. tief und eben so breit waren. Kamen hier die Pferde von der Bahn, so konnten sie sich kaum mehr herausarbeiten. — Nun ging es lang ziemlich eben fort, (bis nun waren wir beständig bergan gefahren); izt etwas bergab. Hier hatten wir wieder ein Wasser zu passiren; jenseits gings einige Klafter jäh hinan, und wir kamen beim sogenannten Pürschling vorbei. Hier wohnt ein Schwarzenberg'scher Jäger und Heeger. Bei diesem Wasser fiel mein Pferd plözlich so in den Schnee hinein, daß nichts mehr davon zu sehen war! — Wir konnten nur langsamen Schritt fahren, denn immer tiefer ward der Schnee, und was uns eine schlimme Vorbedeutung gab, war, daß es nun wieder anfing zu schneien, und sich ein starker Wind erhob. Hinter dem Pürschling hatten wir bald den höchsten Punkt für diesmal erreicht; aber das Stöberwetter wurde immer heftiger. Nun ging es wieder bergab, der Wald wurde lichter, und bald sahen wir dessen Ende vor uns. In demselben Verhältnisse ward auch der Schnee tiefer, der Wind immer stärker, das Gestöber, der frisch fallende Schnee stets heftiger. — Vor uns lag ein Dorf; zu diesem führte eine ziemlich elende Brücke über eine sehr tiefe, breite, mit Felsenwänden eingeschlossene Schlucht; vielleicht das Bette eines Wassers (möglich, daß dieß die berühmte Wottawa war, auf der jährl. viele 1000 Klafter Holz geschwemmt werden.) Mit wahrhaftem Schrecken erblickte ich jene Brücke, die, wie ich glaubte, wir passiren müßten. Mir war nichts natürlicher, als daß uns der Wind, sammt Roß und Schlitten, in den Abgrund stürzen würde. 20 Schritte davon kamen wir bei einer Säule, gelb und schwarz angestrichen vorbei, welche die Inschrift enthielt: daß diesen Weg mit mauthbaren Waaren zu bewandeln verbothen sey. Hier brechten wir uns plözlich rechts, — aber da war nun von einer Bahn gar keine Spur mehr. Bisher war der Weg doch noch durch eine handbreite, kleine Furche, zu erkennen, die sich wegen des Schattens von weiten etwas dunkler ausnahm; aber izt war gar nichts mehr zu sehen; mit jedem Schritte der Schnee tiefer, der Wind heftiger; der Schnee fiel von oben immer dichter herab, und der Wind hüllte uns beständig in dichte Schneewolken, die er an jedem Gegenstande hoch aufthürmte. Es ging wieder bergan, bei einigen Häusern vorbei; hier war der Schnee so hoch zusammengefegt, daß wir beinahe am Dache gleich wegfuhren. Doch alles dieß war nur noch Vorspiel, Kleinigkeit. — Wie wir den Berg hinan waren, konnte selbst meines Freundes Schneesteiger keinen Weg mehr treffen. Nun mußte sein Knecht, der bald bei ihm, bald bei mir hintenauf saß, voraus, und den Weg suchen. So lange diesem der Schnee nur bis an die Knie reichte, war er auf dem Wege; ein Schritt davon, lag er bis an Gürtel, oft bis unter den Armen drin, und wir mußten ihn dann wieder herausziehen. Aber lang hielt es nicht aus, und nun mußte der fromme Schneider wieder sich selbst Bahn brechen. Windwehen, einige Klafter hoch, hatten wir oft zu passiren, wo von den Pferden nur kaum noch die Ohrenspitzen zu sehen waren. Einige Dörfer passirten wir noch, wo wir fast über die Dächer wegfuhren. Oft verfielen die Pferde so in den Schnee, daß wir sie ausspannen, die Schlitten selbst wieder auf den Weg ziehen, mußten. Ja einmal, nachdem er mehrmals schon versunken war, saß der arme Schneider hinten so fest, daß er kaum mehr von der Stelle konnte. Alles Zureden seines Herrn half nichts; beständig schüttelte er mit dem Kopf, die hintere Hälfte war gar nicht zu sehen; mit den vordern Füssen scharrte und hieb er im Schnee. Der Knecht mußte ihn abermals ausspannen, vor ihm den Schnee niedertreten, und so kam er endlich mit vieler Mühe weiter. Mein Russe bäumte sich beim Anblick jeder Schneewehe, und nur mit Mühe brachte ich ihn hinüber, meistens mußte ich ihn führen. — Wir konnten kaum ein Auge aufmachen, so heftig und empfindlich jagte uns der Wind den Schnee theils aus der Luft, theils von der Erde ins Gesicht. — Endlich und endlich kamen wir nach Pollaun, um 3 Uhr, von wo noch 3 Stunden nach Kaltenbach sind. Wie wir abstiegen, und uns ansahen, mußte einer dem andern ins Gesicht lachen, denn wir waren ganz eingeschneit, ganz eingefroren. Überall am Bart, an den Haaren, am Kinn sogar hingen oft fingerlange Eiszapfen; an den Augenbraunen und Wimpern hing Eis. — Die armen Pferde sahen nicht besser aus. Am ganzen Leib hingen Eistrotteln; am Schwanz ein langer Eiszapfen. Hier futterten wir, während wir bei einem Glas Bier dem erstaunten Wirth unsere Schneeabenteuer erzählten, der gar nicht begreifen konnte, wie wir hierher gerathen wären. — Endlich hörte es auf zu schneien, desto unbändiger hauste der Wind, der den auf der Erde liegenden Schnee herumpeitschte. — Wir hielten Kriegsrath wegen des weitern Weges; Alles widerrieth

uns nach Kaltenbach; selbst mein Freund versicherte mich, es würde, nach dem Überstandenen zu urtheilen, dorthin ganz unmöglich seyn. Erstens kämen wir, bis die Pferde abgefuttert sind, vor 4 Uhr gar nicht weg; dann hätten wir eine gute halbe Stunde zu fahren, bis wir den Wald erreichen würden; bis dahin aber müßte der Schnee so tief liegen, und angeweht seyn, daß wir vielleicht auch 3 — 4 Stunden brauchen könnten, diese halbe Stunde zurückzulegen; es würde Nacht seyn, bis wir den Wald erreichten. Demohngeachtet gingen wir selbst hinaus, uns davon zu überzeugen, und leider hatten wir nur zu sehr Ursache von unserm Vorhaben abzustehen, denn hier durchzukommen, schien uns nicht möglich; alles vorhergehende war gegen diesen Weg und diesen Schnee nichts. Es blieb uns nun nichts mehr übrig, als von Pollauw nach Langendorf zu fahren; wenn wir nicht umkehren, und wieder nach Schönau zurück wollten. — Wir entschließen uns nach Langendorf zu fahren. Um 4 Uhr fuhren wir ab; von Dorf zu Dorf bis an den Wald mußten wir Bothen mitnehmen, denn der gewöhnliche Weg war gar nicht zu finden, gar kein Gegenstand fast vom andern zu unterscheiden. Gleich beim ersten Dorf etwa 1 Stunde von Pollauw sahen wir von der Windseite her nichts von den Häusern, als die Schornsteine; aller Schnee von der ganzen Gegend schien hier beieinander zu seyn; alle Wiesen und Felder waren entblößt durch den Wind, der den Schnee in Hohlwegen, von Mauern, Gestrippen, Zäunen, Häusern wieder um so reichlicher zusammen geweht hatte. — Aber ich fürchte mit meinen Schneeabentheuern langweilig zu werden; denn wahrhaftig, beschreiben läßt sich so etwas schwer; ist kömmt mir Alles nur wie ein Traum vor, und ich glaube oft selbst dieses oder jenes müsse übertrieben seyn. Aber da ist es mir doch noch so gut im Gedächtnisse, wie wir da über Bäume wegfuhren, dort eine Windwehe passiren mußten, die bis übers Dach eines Hauses reichte, von dem wir gerade wieder über eine andere Schneewehe fast senkrecht einige Klafter tief auf die bloße Erde herunterfuhren, um sogleich wieder eine eben so hohe als jähe zu ersteigen; wie sich mein Russe kerzengerade aufstellte, und rückwärts zu stürzen drohte; wie er stamrfte; ich ihn führen mußte, 2mal fiel, und eine Strecke fortgezogen wurde; wie wir einmal sogar über eine hohe Steinmauer fahren mußten, u. s. w. — Endlich gelangten wir in den Wald, und nun hatten wir ziemlich gewonnen. Aber aus dem Walde heraus hatten wir wieder mit anderm Ungemach zu kämpfen. Da war kaum noch vom Schnee eine Spur. Eis und Steine bedeckten den Weg, der wegen der eintretenden Dunkelheit kaum mehr zu erkennen war. Hier mußte der Knecht immer heraus und oft den Weg mit den Händen suchen. Im nächsten Orte nahmen wir uns eine ziemliche Quantität Buchenspäne mit, mit denen wir uns bis Unterreichenstein leuchteten. Von hier bis Langendorf nahmen wir eine Laterne mit. Es war 10 Uhr, als wir in letzterem Orte ankamen. — Um sich nur eine kleine Vorstellung des Weges zu machen, will ich anführen, daß mein Freund mehr als einmal diesen Weg von Schönau bis Langendorf, versteht sich bei gutem Schlittenwege in 4 Stunden; ja einmal sogar in 3 ½ Stunden machte, während wir von Früh 7 ½ Uhr bis Abends um 10 Uhr brauchten. — Von der erwähnten Säule außer dem Walde bis Pollauw, geht man gewöhnlich eine Stunde; wir fuhren länger als 4 Stunden. — In Langendorf war meine erste Sorge, mich wegen des Weges nach B. um einen Bothen zu bekümmern. Man rieth mir den Weg über Schlin, als den nächsten, und Freitag früh machte ich mich dahin auf den Weg; aber um Mittag war ich wieder — in Langendorf, denn dort kam ich gar nicht weiter. Ungefähr auf dem halben Weg, wollte mein Bothe schon gar nicht mehr mit. Mit vieler Mühe brachte ich ihn noch bis ins nächste Dorf, von wo er zurückging, denn alles Versprechen konnte ihn nicht bewegen, mich weiter zu begleiten. Es ist freilich wahr, solche Schneewehen, solche Berge, hatte ich selbst nicht vermuthet, wie ich sie hier vorfand. Kaum im Sommer ist dieses Gebirg zu passiren, nun denke man sich den ungeheuern Schnee, der die tiefesten Abgründe, Schluchten bedeckte. In diesem Dorfe, etwa 2 Stunden oder 3 von Schlin entfernt, konnte ich nun keine Seele finden, die mir den Weg zeigen mochte. Einstimmig erklärten Alle, es sey nicht möglich, übers Gebirge bei diesem Winde zu kommen. Ich mußte also umkehren, und mich wenigstens damit trösten, das Meinige gethan zu haben, so bald als möglich wieder nach Hause zu kommen; denn mein längeres Außenbleiben, als ich versprochen, setzte mich in große Unruhe. — Den Nachmittag benutzte ich dadurch, den ¼ Stunde von Langendorf liegenden Holz- und Flößplatz zu besuchen, wobei mich mein Freund und der dortige Aktuar Butschegel begleiteten. Da fließt nämlich die Wottawa vorbei, auf der bis hieher jährlich etliche und 30,000 Klafter Holz geschwemmt, hier ausgelandet, und mit günstigem Wasser eben so viel seit vorigem Frühjahre hiergestandenes Holz von hier wieder weiter in die Moldau bis Prag getriftet wird. Ich fand hier 37,000 Klft. schönes Holz, das nun schon 1 Jahr hier steht, und im April gewöhnlich seine Reise nach Prag antritt, und sogleich wieder von eben soviel ersetzt wird. Ich forderte H. Butschegel auf, über diese so wichtige Floßanstalt einen Aufsatz für die öffentliche Bekanntmachung zu liefern, um so eher, da er die volle Einsicht im Archiv habe, und über Alles gründliche Auskunft geben könne. Dieß versprach er auch. Die hierzu nöthigen Anstalten, Maschinen, u. s. w. befinden sich 4 — 6 Stunden von hier im Umkreise. Im Bräuhause, wo ich den geschickten und thätigen Oberjäger Janowsky, traf, fand ich auch seinen Nationalkalen-

der, von dem mit großem Beifall gesprochen wurde. — Daß ich bei Herrn Direktor Radnitzky in Langendorf äußerst freundschaftlich aufgenommen wurde, hätte ich bald vergessen. Der arme Mann lag schwer am Stein und Sand darnieder; aber um so bewunderungswürdiger war die außerordentliche Geduld, mit der er die öfters großen Schmerzen ertrug. Nie kam eine gemeine Rede über seine Lippen; mit der größten Ruhe und Besonnenheit sprach er von Allem; nur wenn der Schmerz zu heftig kam, biß er die Zähne übereinander, und wartet, geduldig, bis er vorüber war. Ich gestehe, daß diese Geduld, dieser Muth, mit dem er sich in seine Lage fügte, ihn mir so achtungswürdig gleich beim ersten Anblick machte, daß ich doppelten Antheil nahm. Da sah man nichts von einer, auch noch so kleinen Laune; ja er suchte selbst jede Gelegenheit auf, Alle um sich herum aufzuheitern. — Ein nicht mehr junger Jäger von der Herrschaft ist Tag und Nacht bei ihm; — der nimmt nun einen großen Antheil, und sucht durch die prompteste Bedienung, ihm seine Lage etwas zu erleichtern. Eilst tritt er mit einem erbärmlichen Gesichte ans Krankenlager, und sagt im gutmüthigsten Tone von der Welt: „ja ja, das ist eine böse Krankheit; ich habe schon viel über sie nachgedacht: es ist dieselbe Sache, als wenn unsere Brunnenröhren verstopft sind, da gibts auch immer Lärm und Spektakeln; — nun aber gar bei Ihnen!" — — Dieser Brunnenröhren-Vergleich wirkte so auf den armen Kranken, daß er fast vor Lachen erstickt wäre; lange konnte er den Jäger ohne Lachen nicht ansehen; die geringste Erwähnung des Wortes, Brunnen, Wasserleitung u. s. w. brachte ihn beständig wieder zum Lachen; und keiner trat ins Zimmer, dem er nicht die Sache unter lautem Gelächter wieder erzählte. Beim größten Schmerz denkt er an die Brunnenröhren, und setzt hinzu: „ach, wäre mir nur auch so geschwind geholfen! — Er ist allgemein geschätzt und bedauert; — mir scheint er herrliche Kenntnisse zu besitzen. Mit vieler Wärme sprach er von deinen Journalen. — Abends wurde ein langes und breites über den einzuschlagenden Weg deliberirt; und das Ende vom Liede war: mir bliebe nur der Weg nach Winterberg übrig; wobei ich freilich gute 4 Stunden umfahren müßte. — Butschegel hatte die Güte, mir einen ordentl. Bothen bis Bergreichenstein zu verschaffen, und so fuhr ich endlich Sonnabends früh neuerdings nach B** ab, nachdem ich von Allen abermals, besonders von meinem Freunde den herzlichsten Abschied genommen hatte. — Die ganze Nacht hatte es geregnet, der Wind wüthete noch immer gleich heftig fort; die letzte Spur von Schnee war bei Langendorf verschwunden. Bald glitt mein leichter Schlitten über das glatteste Eis, bald konnte ihn das Pferd kaum im Kothe erziehen. Einigemal nahm uns der Wind die Hüte weg. — Ehe mir aber noch nach Oberbergriesenstein kommen, will ich dir noch kürzlich erzählen, daß der Jude, der bald nach uns auch Schönau verließ, erst am Freitage Abends ganz allein, ohne Schlitten in Langendorf eintraf. — Mit Mühe kam er bis zum Pirschtling, wo er schon keine Spur mehr von uns im Schnee fand, und nicht weiter konnte; daher den Schlitten zurückschickte; er selbst aber mußte dort über Nacht bleiben, und nur mit Mühe bei der größten Anstrengung war es ihm möglich, am zweiten Tage Abends zu Hause anzukommen. — Mein armer Freund hatte von dieser Schlittenfahrt einen heftigen Husten und Schnupfen davon getragen; mir hat es, Gott sey Dank, nichts geschadet. — In 1 Stunde war ich in Oberbergreichenstein, nahm einen frischen Bothen, und setzte meinen Weg nach Winterberg fort. Auf diesem Weg hatte ich nun mit einem Uibel mehr zu kämpfen, mit Wasser. Ungefähr 1 ½ Stunde vor Großstikau verfiel sich mein Pferd einmal plötzlich in einem tiefen Hohlweg so in Schnee, daß es nicht von der Stelle kann; ich springe ab, um zu helfen, und sieh wie gefesselt im Schnee bis an Gürtel, im Wasser bis an die Knie. Mit vieler Mühe brachte ich endlich meine Füsse wieder heraus, und zog endlich auch das arme Thier aus seiner großen Verlegenheit. Daß mein Körper, besonders der untere Theil nun eben nicht sehr von übermäßiger Wärme geplagt wurde, ist leicht zu erachten. — Das andere kalte Bad wartete meiner in Großstikau selbst; hier war ein Bach, der sonst gewöhnlich nicht über 1 Klftr. breit ist, zu passiren; izt war er beträchtlich tiefer und breiter. Aber nichts konnte das Pferd bewegen, ins Wasser zu gehen. Mir blieb nun nichts übrig, als das Thier beim Zügel zu nehmen, und selbst ins Wasser zu führen. Ein paar große Steine dienten mir als Brücke, aber leider waren sie glatt, ich glitt aus, — und stand bis über die Knie in dem eiskalten Wasser. Nun besann ich mich nicht lange; kälter konnte ich nicht werden, und führte das Thier durch. — Nach ungefähr einer halben Stunde ward es mir aber so kalt, daß ich kaum mehr sitzen konnte, und ich fürchtete im Ernst, für meine Füsse üble Folgen. Aber zum drittenmal noch badete ich mich. Vor Winterberg kam ich in einen etwas breiten Hohlweg, wo 2 einspännige Schlitten mit Getreide beladen auf dem etwas höhern Wege, wo den Pferden das Wasser und Schnee nicht bis ganz an die Knie ging, fest saßen, und lange nicht von der Stelle konnten. Da mußte ich nun abermals recht tüchtig meine Füsse kalt baden, wobei ich aber doch noch die angenehme Bemerkung machen konnte, daß trotz der frühern Bäder meine Füsse doch noch nicht alles Gefühl verlohren hatten, denn izt fror es mich ganz erbärmlich. So naß als erstarrt kam ich endlich um 5 Uhr in Winterberg an. Wie wohl that mir die warme Stube. — Der so erbärmliche Schlittenweg bestimmte mich, mir hier einen Sattel zu nehmen, und nachdem das müde Pferd gefuttert war, ritt ich nach 6 Uhr, trotz dem heftigsten Winde von Regen und Schnee begleitet, und aller Widerrede meiner Bekannten, ab, und langte endlich und endlich um 10 ½ Uhr in B** zwar ganz naß und erstarrt, doch übrigens gesund an.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 34. July.

Geschichte und Biographie.

Die Herrn von Pardubicz und Stará a).

Biographisch-genealogische Skizze

von

Franz Aloysius Macek,

Bischöfl. Vicariats-Sekretär und Pfarrer von Kopidlno.

Reliquias, veterumque vides monumenta virorum. — Virgil. Aeneid. Lib. VIII.

Nicht wenige berühmte adeliche Geschlechter glänzen in den Annalen Böhmens durch vortreffliche Männer, die sich um Staat und Kirche hoch verdient machten, und deren Name heute nicht mehr genannt wird. Erloschen sind sie; keine Spur mehr von ihrem Daseyn, wenn nicht die gerechte, dankbare Geschichte ihr Andenken erhalten hätte.

Solches Loos traf auch die Herren von Pardubicz und Stará — einen uralten, ehemals sehr ausgebreiteten und ruhmvollen Stamm b). — Schon im Jahre 1042, als Kaiser Heinrich III. zu Halle in Sachsen ein großes Turnier gab, a) erscheint auf demselben als Mitkämpfer Waňko von Pardubicz, der zur Verwunderung des ganzen daselbst versammelten Reichsadels seine Tapferkeit erprobte. Aus besonderer Gunst ward ihm gestattet, zweimal die Lanze zu brechen. Diese Ritter führten im Wappen ein halbes weißes Pferd im rothen Felde, zu dessen Aufnahme Einem von ihren Ahnen, mit Namen Geschek, eine recht abentheuerliche Begebenheit Anlaß gegeben b). Friedr. Barbarossa belagerte 1159 Mayland, das sich gegen ihn aufgelehnt hatte. Viele aus dem böhmischen Adel waren mit ihrem Könige Wladislaw bei dieser Belagerung zugegen. Diese befeuert vom alten Heldengeist bestiegen in einer Nacht die Mauern der Stadt, und drangen bis in ihre Mitte vor. Alles schreckt auf, und ruft zu den Waffen. Unsre Helden gelangen wacker kämpfend bis auf den Marktplatz, wo sie sich im Getümmel einiger Rosse bemächtigen, und nun mit den Städtern einen regelmäßigen Kampf wagen. Als sie aber glaubten, ihren Muth hinlänglich bewiesen zu haben, und der herbeiströmenden Volksmenge sich nicht mehr gewachsen fühlten, kehren sie um, sprengen das Thor, und gelangen wohlbehal-

a) Stará auch Starý Hrad, deutsch Altenburg, gegenwärtig Gräfl. Schlikische, an Kopidlno nordwestlich angränzende Herrschaft.

b) „Jen rod byl prwé welikých a wzácných.“ Paprocký S. 373.

a) Balbinus de vita Arnesti. Lib. I. C. 1. Ueber welches aber, im Vorbeigehen gesagt, viele kritische Gelehrte gegründete Zweifel erheben.

b) Dieses ihr Wappen ist noch auf dem Rathhause der Stadt Pardubicz — ihrer ehemaligen Besitzung zu sehen. Und auf dem sogenannten grünen Thore daselbst liest man noch die Aufschrift:

Ernestus primus tulit haec insignia. Prägae Antistes, quae nunc urbs tua, Caesar, habet.

ten wieder in ihr Lager. — Nur Geschek (Johann) aus dem edlen Geschlechte der Pardubicz, noch immer im Kampfe begriffen, verweilt im Thore, und als auch er zu den Seinigen einlenken will, wird auf den Thürmer gerufen, das Seil, an dem ein eisernes Schutzgitter hing zu zerhauen. Krachend fällt es hinab auf das Roß unsers Ritters und spaltet es in zwei Hälften. Der Ritter ohne die Geistesgegenwart zu verlieren faßt die eine und ruft den Mayländern zu: „Ich schenke euch diese Hälfte" — die andere trägt er ins Lager. Eine drollige, in und um Pardubicz herum herrschende Sage will sogar: er sey auf dem halben Pferde ins Lager zurück geritten a). — Der König Wladislaw sieht den zurückkehrenden muthigen Ritter, und ruft ihm entgegen: „Dieß soll dir und deinem Geschlechte zur Trophäe dienen! dieses Zeichen ritterlichen Muthes soll für immer deinen Schild zieren!" Und den folgenden Tag schlug er den wackern Geschek zum Ritter. —

Diese Begebenheit, die wohl Balbin oder jemand vor ihm mit etwas abenteuerlichen Farben aufgeputzt haben mag, erklärt übrigens recht gut, wie die Herren von Pardubicz zur ritterlichen Würde gekommen seyn mögen. Muth und Tapferkeit waren in jener Zeit Haupt-Verdienst; — nur der Degen adelte.

Von jetzt an wuchs der Stamm der Pardubiczer zusehends an Ansehen und Macht, und als er sich dann in mehrere Aeste getheilt hatte, diente zum Anzeichen ihres Unterschieds das verschiedentlich gefärbte halbe Roß ihres Schildes b). Vornähmlich besaßen sie in der Gegend um Pardubicz viele und ansehnliche Güter, von denen Albrecht von Kumburg im Jahre 1377 das Schloß Blatnik, den Marktflecken Bohdanecz nebst mehreren Dörfern an das ehemalige Kloster Opatowic verkaufte, und dem ungeachtet noch einer der größten Grundbesitzer blieb a).

Ihnen gehörte auch die gegenwärtig gräflich Schlikische Herrschaft Altenburg (Starà), zu deren Besitz sie in den drei ersten Decennien des vierzehnten Jahrhunderts gelangt seyn mochten; denn im Jahre 1341 erscheint schon in Böhmens Annalen ein Ernest von Pardubicz als Herr dieser Herrschaft b), welche im Jahre 1312 noch den Tempelherrn gehört hatte.

Dieser Ernest, seiner Zeit der ansehnlichste Ritter, gehörte mit in den ausgewählten Zirkel von gebildeten und würdigen Männern, die Karl der IV. um sich zu versammeln pflegte. Die Ritterschaft gehörte damals noch, wie bekannt, zum höchsten Adel; dessen eine Klasse, die Baronen, die höchsten Civilämter verwalteten, indeß die andern, die Ritter, nur Kriegsdienste thaten c). Mehrere Abstufungen hatte der sogenannte Ehrstand in jener Zeit nicht, und es erklärt sich daraus, warum man im 13ten und 14ten Jahrhunderte die Ritterschaft in Böhmen bereits so reich und mächtig findet. Erst später — nach den Zeiten des Kaisers Siegmund — (1437), als der Adel sich in mehrere Klassen trennte, und der Fürsten- und Grafentitel überhand nahm; als die Ritter sich dergestalt mehrten, daß öfters ihre ganze Besitzung nur in einer unbedeutenden Meyerey bestand, sank ihr Ansehen gewaltig, und sie wurden kaum anders, als Diener des höhern Adels betrachtet.

---

a) Daß der Ritter die eine Hälfte des Pferdes ins Lager getragen, — kann man wohl dingehen lassen; da uns unser Geschichtschreiber Hayek in seinen Annalen beim Jahre 803 versichert, daß es für Dombka, Gemahlin des Pabienus, nur ein Spiel war, eine fette Kuh eine Wurfweite zu tragen. — Da sehe man einen weiblichen Hercules in Böhmen!!! —

b) Sprossen dieses Stammes sind auch die Freyherrn von Malowec, wie es ihr Wappen ausweiset.

a) Paprockys von Glagol Diadochos.

b) Balbini vita Arnesti. Lib. I. c. 13.

c) Balbin meint nicht mit Unrecht, daß eben darum, weil die Ritter nur immer im Felde gedient, und ursprünglich an der Verwaltung der Staatsämter keinen Antheil genommen haben, ihre Geschichte so dunkel und lückenhaft sey, weil sie sich nämlich nicht so leicht, wie die der Staatsbeamten aufzeichnen ließ. — — De vita Arnesti, pag. 11. —

Ernest glänzte vor allen Rittern am Hofe, und erwarb sich die Liebe seines großen Monarchen, ohne deßhalb Herz- und Willenloser Höfling zu seyn, der, wie Schiller sagt: seine persönliche Würde hinwirft, um der Freund seines Fürsten zu seyn. — Eine von Karl dem IV. 1350 herausgegebene goldene Bulle, die er für das Augustiner Convent in Glatz ausfertigen ließ, beweiset noch izt, wie sehr er unsern Ritter geschätzt und geliebt habe. Zum Lohne für seine treue ämtliche Vorsichtigkeit, und der bewährten Reinheit des Glaubens (Propter circumspectionis industriam et constantem fidei puritatem, heißt es in der Bulle) übergab ihm Karl die Burggrafenstelle von Glatz, und ernannte ihn (im J. 1335) zum Hauptmann (Castellan, böhmisch Staroſta) des gleichnamigen Distrikts.

Ueberaus viel Klugheit bewies Ernest vornämlich in dem großen Zwiste, der zwischen König Johann und seinem Sohn Karl so lange Jahre fortwährte; und obwohl er sich vorzüglich dem Dienste des Letzteren, als dem Besseren, geweiht: erwarb er sich demungeachtet auch bei dem argwöhnischen und stürmischen Johann Achtung und Liebe. — Es gehörte keine geringe Kunst dazu, sich mit so entgegengesetzten Charakteren zu vertragen, ohne die Selbstständigkeit des eigenen aufzuopfern; dem Ehrsüchtigen zu gefallen, ohne ihm blind zu huldigen; dem Eitlen gefällig zu werden, ohne ihm zu schmeicheln. Lange nach seinem Tode lebte Ernest noch im Andenken Karls. In der schon erwähnten Bulle sagt er es deutlich, daß er seinen Sohn, den Erzbischof Ernest I. und seine Brüder vornämlich wegen ihres Vaters liebe und schätze.

Ernest hielt sich am liebsten auf seiner Herrschaft Altenburg (Staré) auf, nach welcher er sich, ungeachtet er mehrere Güter besaß, am liebsten nannte a), und auf welcher er auch 1341 starb. Sein durch mehrere Unterschriften der benachbarten Güterbesitzer bekräftigtes Testament ist erhalten. Diese 474 Jahr alte Urkunde verdient schon, deshalb hier ein Plätzchen.

„Es sey männiglich kund und zu wissen gethan, denen diese Schrift zu Gesichte gelangt, daß „ich Ernest von Staré, obwohl etwas kränklich am Körper, doch gesund am Geiste, und beim „völligen Gebrauche meiner Vernunft, meinen lieben Sohn, den Herrn Ernest, Dechant an der „Trager Kirche, wann mich immer Gott von dieser Welt abrufen mag, zum Vollstrecker meines „Testaments einsetze; und diesem jetzt gedachten „meinem Sohne gebe ich namentlich mein Schloß „und die Veste Pardubitz, sammt der neuen „Stadt und den Dörfern: Ostrzessan, Bukowina, Czerna, Lhota, Bibaſſka und „Lhota von Przewoz sammt allem Erbe, Wäldern, Mühlen, Wässern, Teichen, Wiesen und allem Zugehör, als auch andere Burgen, Aecker, „Städte, Meyereyen, und übrigen erblichen Bestzungen, wo sie sich immer befinden, nicht minder „alle andere bewegliche und unbewegliche Güter, „worin sie immer bestehen mögen. Auch übergebe „und empfehle ich ihm die Waisen nach meinem seligen Bruder Theodor, ehemaligen Besitzer von „Hostinna a), als auch meine Gemahlin die „Frau Adelizka und meine Kinder; und ernenne und erkläre ihn durch diese Urkunde zu ihrem Vormund und Besitzer. Ueberdieß ertheile „ich meiner Gemahlin Adelheide zum lebenslänglichen Genuß die Burgveste in Staré nebst „der Stadt Liban und den Dörfern: Hrzmin, „Wazice und Sedlischt, wie auch alle Mühlen, Wässer, Wiesen, Weiden und alle angebaute „und unangebaute Fluren, wenn sie zur besagten „Veste Staré, der Stadt Liban und den benannten Dörfern gehören. Füge jedoch hinzu, „daß erwähnter mein Sohn, der Herr Domdechant „Ernest, sowohl diese Güter, als auch meine Gemahlin und seine Mutter in Schutz und Obhut zu

a) Parlubicium arx et civitas huic stirpi appellationem dedit, quamvis Ernesti pater esse de Staré maluerit appellari. Balbin dvi Montis Sion Historia — Auctuar: II. —

a) Das Hostinna zwischen Böhmisch Brod und Kaurzim.

„nehmen habe; ohne dessen Rath und Einstimmung „meine öfters bemeldete Gemahlin von den Gütern „nichts entfremden, und überhaupt ohne ihn über „sie nicht schalten und walten solle. Zur dessen „Kraft und Beurkundung sind nachstehende Siegel, „und zwar das meinige, als auch die meiner edlen „Herrn Nachbarn: des Boczek von Kopidlno, „des Soppa von Nemoczewes, des Bo„hunko von Lopucz, des Buczek von Mar„quartícz, und des Sdesso von Striewacz „gegenwärtigem Testamente angehängt worden a).—

Geschehen und gegeben in Stará A. D. 1341 am 29. Dezember.

(Fortsetzung folgt.)

Anfragen. Die Juden betreffend.

1. Neun Thore der Judenstadt in Prag.

In Prag bestehet, wie bekannt, eine besondere Judenstadt, welche neun Thore hat, die auch izt im Jahre 1816 Abends um 10 Uhr gesperrt werden; und obgleich eine Hauptwache von 8 bis 10 Mann Soldaten, in Kriegszeiten aber Bürgermiliz, in die Judenstadt täglich aufziehen, und des Abends mehrere Posten ausgestellt werden, so werden demnach zu mehrerer Vorsorge von Seiten der Judenschaft, diese Thore von jüdischen Nachtwächtern bewacht.

In den alten, finstern und intoleranten Zeiten, mag diese Thorsperre einen doppelten Zweck gehabt haben, und zwar a) von Seiten der Christen, die so eifersüchtig auf ihre Religion waren, daß kein Uneingeweihter es wagen durfte eine ihrer religiösen Ceremonien, ja nicht einmal eine Procession oder ein Leichenbegängniß mit anzusehen, ohne oft bis auf den Tod gemißhandelt zu werden [1]), und es daher den Juden streng verboten war, an Sonn und Feyertagen aus der Judenstadt zu gehen [2]). Auch b) von Seiten der Juden war in den damaligen Zeiten diese Thorsperre nothwendig, weil sie Uiberfälle und Plünderungen von Seiten des Pöbels der Christen, bei den unbedeutendsten Veranlassungen, alle Augenblicke befürchten mußten, denen sie auch wirklich ausgesetzt waren, und zur Schande der Menschheit an Gut und Blut oft sehr hart fühlen mußten [3]).

Diese Thorsperre nun, deren Grund und Veranlassung unbändiger Fanatismus und krasse Barbarei war, kann keineswegs in gegenwärtige humane Zeiten passen, wo die religiösen Ceremonien der Christen mit so großem Anstand und so vieler Würde vollzogen werden, daß sie jedem, auch selbst der christlichen Religion nicht zugethanen Menschen, Hochachtung und Ehrfurcht einflößen und sein Herz zu Gott erheben. Auch hat der größte Theil der izigen Juden, Dank sey es einer Seits der humanen Behandlung fast aller europäischen Regierungen, und anderer Seits den eingeführten deutschen Schulen bei dieser Nazion, einen ganz andern Begriff von der christlichen Religion und ihrem Stifter, als in jenen fanatischen und intoleranten Zeiten, wo der Jude aus dem Betragen der Christen gegen andere Glaubensgenossen, gezwungen war zu schließen, daß diese Religion, Anfeindung und blutige Verfolgung aller Andersdenkenden, zu ihrem Grundprincip habe [4]). Daher ward auch unter der Regierung

---

a) Das Siegel des Boczko von Kopidlno, sagt Balbin im Leben des Erzbischofs Ernest, ist ein alter Pfeil, so wie ihn die Herren von Krawarz in Mähren, und die Mrazky in Böhmen führen.

Das Siegel des Buczko von Marquartícz sind einige Hörner, so wie sie die Herren von Dubsky im Schilde haben.

Das Siegel des Sdesso von Strzewacz scheint einen Steinbock, oder Gemse, oder ein diesen ähnliches Thier zu führen. Die übrigen drei, i. e. das erste, dritte und vierte konnte man des Alters wegen nicht mehr unterscheiden.

1) Quomodo credent ei quem non audierunt? Quomodo autem audient sine praedicante? (Ad Romanos x, 14.)

2) Welches ihnen zwar in den spätern Zeiten, gegen Erlegung von 17 kr. und Lösung eines Passierzettels erlaubt ward.

3) Man sehe Hajek, Balbin und andere Geschichtschreiber Böhmens.

4) Freilich könnte diese Achtung bei der jüdischen Nazion noch allgemeiner werden, wenn auch von Seiten der Schul- und Volkslehrer der Christen, im Geiste des wahren Christenthums, dem gemeinen Manne und der Jugend, mehr Achtung und Liebe gegen die Juden, einem Volke, aus dessen Mitte der Stifter der christlichen Religion hervorgieng, und welches er mit Achtung und Liebe zu behandeln befahl, eingeflößt würde.

Josephs des Unvergeßlichen, diese Einschränkung der Juden, an Sonn- u. Feyertagen außer der Judenstadt nicht zu erscheinen, aufgehoben, und sowohl in Wien, als an mehrern Orten, besuchen Juden katholische Kirchen, und wohnen dem Gottesdienste bei, ohne daß je einer derselben sich das mindeste unanständige Betragen hätte zur Schuld kommen lassen.

Aus Furcht der Juden vor einem Überfalle der Christen, kann diese nächtliche Einsperrung um so weniger noch in gegenwärtigen Zeiten fortdauern. Denn a) haben die seit geraumer Zeit bestehenden Toleranzgesetze, alle Religionspartheien einander ziemlich genähert, und zu dem wird die Polizei in unserm Staate so gut verwaltet, daß ein Aufstand einer Kirchenparthei gegen eine andere, nicht einmal in das Reich der Träume gehören kann [1]). b) Sind vor einigen Jahren erst, mittelst Hofdekret, verschiedene Straßen außer der Judenstadt, um und nahe an derselben, der Judenschaft angewiesen worden, um daselbst wohnen, und selbst Häuser ankaufen zu können. c) Stehet es den Fabrikanten, Großhändlern und dem Lehrpersonale an der israelitisch-deutschen Hauptschule frei, mit Ausnahme einiger weniger Plätze, allenthalben unter den Christen zu wohnen. Von dieser hochherrlichen Bewilligung, machen auch eine große Anzahl jüdischer Familien, schon lange Zeit Gebrauch, und wohnen außer der Judenstadt zerstreut unter den Christen, nicht nur ganz furchtlos vor einem Überfall, sondern in der größten Vertraulichkeit und brüderlichen Eintracht, friedlich und ruhig mit ihren christlichen Nachbaren beisammen. Und — es ist nicht zu läugnen, daß die meisten jener Familien, welche diese Begünstigung genießen, sich in sittlicher Bildung überhaupt, besonders in Ansehung ihrer Sprache, Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung, so wie in ihrem äußern Betragen, ja selbst in Ablegung mancher schädlichen Vorurtheile, vor ihren in der Judenstadt in allzugroßer Masse zusammengedrängt wohnenden Glaubensgenossen, zu ihrem Vortheile merklich auszeichnen [2]).

Der stärkste Beweis von dem Zutrauen der heutigen Juden zu den heutigen Christen, ist der große Andrang der Juden ihrer beschränkten Lage in der Judenstadt zu entkommen, und Wohnungen auf andern Plätzen sich zu miethen.

Es wünscht daher Referent die Beantwortung der Frage, woher es doch kommen mag, daß diese sowohl den christlichen als jüdischen Einwohnern Prags keineswegs zur Ehre gereichenden, sondern als ein Überbleibsel barbarischer Zeiten sich darstellenden neun Thore in der Judenstadt, noch immer bestehen, da sie doch die eben angeführten Ursachen nicht mehr zum Grunde haben können? — Freilich wird mancher Nichtjude diese Thore als ein Denkmal der Demüthigung und Beschämung der Juden ansehen. Diese Ansicht aber wird wahrlich ihm in Hinsicht seiner religiösen als moralischen Begriffe, in den Augen seiner humanen, aufgeklärten und im Sinne des ächten Christenthums, als Religion der Liebe, denkenden und handelnden Glaubensgenossen, keineswegs zur Ehre gereichen. Mancher Jude hingegen, wird diese Thorsperre und Bewachung als ein Ehrendenkmal und Privilegium, seiner, wo nicht positiven doch auf das wenigste negativen Selbstvertheidigung betrachten, und bei anzutragender Wegräumung dieser Thore, etwa sich darauf berufen. Dieses lächerliche Privilegium bringt Ref. folgende Anekdote in Erinnerung. Als er vor mehrern Jahren durch einen Ort in Mähren reiste, ward eben ein Verurtheilter zum Richtplatze gefahren, und auf dem Karren neben dem Kutscher saß ein Jude in seiner ausgezeichneten altjüdischen Tracht. Ref. fragte, warum der Jude auf dem Karren sitze, und erhielt zur Antwort: dieß sey ein uraltes Privilegium dieser Gemeinde.

---

[1]) Von Ausnahmen kann hier die Rede nicht seyn. Denn Pöbel und Zeloten, die Befriedigung ihrer zügellosen Leidenschaften unter dem heiligen Gewand der Religion zu verbergen suchen, können so wenig als das Unkraut auch vom besten Acker ganz ausgetiliget werden. Wohl uns, daß durch Aufklärung in der Religion und treffliche Polizeianstalten diese Parthei auf ein unbedeutendes Häuflein zusammengeschmolzen ist, welches sein Haupt empor zu heben sich nicht getrauet, ob es gleich, wie die Pest im Finstern, noch immer herumschleicht.

[2]) Ein Beweis, daß die Kostzählung von der solidarischen Verbindung der Juden, und ihre Vereinzelung, unter gewissen Modifikazionen, die hier auseinander zu setzen, der Raum nicht gestattet, ein untrügliches Mittel sey, sie von ihrem, nicht mit unrecht verschrienen Separatism zurück zu bringen, und ihre Amalgamirung mit der Gesammtmasse des Staats, sowohl in moralischer als bürgerlicher Hinsicht, mit Gewißheit zu bewirken. Wohlthätige Vorbereitung zur Aufhebung des in so vieler Hin- und Rücksicht schädlichen Comunwesens bei den Juden, welches sehr füglich ein Staat im Staate zu nennen ist, gibt schon das Patent vom 3. August 1797, die Judenschaft in Böhmen betreffend, durch Aufhebung der jüdischen Gemeinden auf dem Lande (und in Prag?!—) so wie durch Wegräumung manches Rabbinalunfugs. Aber — noch ist der so weisen als wohlthätigen Regierung Oesterreichs in diesem Fache sehr vieles vorbehalten. —

2. Geringe Frequenz der Synagogen.

In Prag existiren neun große und mehr als dreißig kleine Synagogen oder Bethäuser der Juden. Ref. ließ es sich angelegen seyn, diese Synagogen öfters zu besuchen, und fand selbst am Sabbath, und ohngeachtet, daß in den meisten dieser Bethäuser Oefen angebracht sind, die im Winter geheizt werden, dieselben fast ganz leer. Selten, außer den hohen Festtagen, trifft man von Mannspersonen mehr als 20 bis 30 und vom Frauenzimmer kaum 5 bis 6 Individuen daselbst an. Da nun, wie bekannt, die Judenschaft in Prag, so wie in den neuern Zeiten fast aller Orten, in zwei Partheien, nämlich in so genannte Orthodoxen und Liberalen sich theilt, und bei beiden der Besuch der öffentlichen Gottesverehrung, aus Gründen, die hier auseinander zu setzen, allzuweitläufig wäre, Gesetz seyn muß: so wünscht Einsender dieses von beiden Partheyen die Frage beantwortet, woher die so äußerst schlechte Frequenz der Synagogen entstehen mag? Es ist den Statuten des Hesperus gemäß und von der Humanität der Redaktion zu erwarten, daß die daselbst eingehenden dießfälligen Beantwortungen, in dieser Zeitschrift Aufnahme finden werden.

3. Jüdische Denk-Münze.

Schaller erzählt in seiner Topographie Prags [1]) 3. Band, S. 741, daß im Jahre 1744 den Juden in Böhmen, von Seiten der Regierung aufgetragen wurde, dieses Land zu räumen, aber im folgenden Jahre, wäre auf Verwendung vieler auswärtigen Fürsten diese Verordnung aufgehoben worden. Auf dieses Ereigniß hätte die Judenschaft in Böhmen, eine Denkmünze prägen lassen, und zwar mit den grammatikalischen Schnitzern: auf dem Avers, Exilio minato, und auf dem Revers, Decreto abolito. So viel Mühe Einsender dieses, durch mehrere Jahre sich gegeben hat, eine Münze dieses Gepräges zu sehen, oder von jemanden die Bestätigung dieser Angabe zu vernehmen, so wenig ist es ihm bis jetzt gelungen. Er bittet daher die Herren Numismatiker und sonst Jedermann, der um diese Münze Wissenschaft haben sollte, um eine gütige Nachricht durch den Hesperus, ob und wo er dieselbe gesehen, oder außer der Angabe Schallers davon gelesen habe, und wo möglich ob und wo dieselbe zu verkaufen stehe.

Berichtigungen Schallers über die Judenschaft in Prag.

Hier glaubt Ref. Gelegenheit zu haben, einige Unrichtigkeiten dieses Topographen, seinen Aufsatz die Judenschaft in Prag betreffend zu berichtigen, so wie manches, welches seit der Herausgabe des schallerischen Werkes, bei der prager Judenschaft sich geändert hat, aufzuführen.

Im Eingange dieses Aufsatzes, sagt Herr Schaller: „Die Judenstadt zählt 273 Häuser, welche größen Theils aus Holz gebauet sind.“ Kein einziges Haus in der prager Judenstadt ist aus Holz, sondern sie sind alle von Steinen gebauet, und größten Theils, vorzüglich in den Hauptstraßen drei Stockwerke hoch aufgeführt.

Seite 743 sagt derselbe: „Allem Ansehen nach, hat die hiesige Judengemeinde unter dem K. Ferdinand II. die Privilegien einer förmlichen Stadt erhalten, und ist zugleich mit einem förmlichen Magistrate versehen worden. Heut zu Tage besteht dieser Magistrat, dem vom Kaiser Joseph eingeführten System zufolge, aus einem Monathalten, weil alle Monate ein neuer gewählt wird, den man auch den Primator nennt, aus 6 Aeltesten und 6 Gemeindeältesten, denen das Recht zustehet in Politicis das Recht zu sprechen, und die unter den Juden entstandenen Streitigkeiten, das Criminale ausgenommen, als worinn selbe dem Stadtmagistrate unterliegen, beizulegen. Einem Christen stehet es frei, einen Juden bei seinem, oder dem jüdischen Magistrate zu klagen; ein Jude aber ist verpflichtet, seine jüdische Gegenparthey bei dem jüdischen Magistrate anzuklagen, und der sachfällige Theil, kann alsdann nicht mehr an den christlichen Magistrat, sondern bloß an das k. Appellazionsgericht sich appellando verwenden.“

Hier kommt zu berichtigen a), daß der Vorstand der Judengemeinde in Prag nie den Titel Magistrat geführt, sondern bloß Judenälteste sich selbst nannten, und auch von andern genannt wurden; b), daß die Monathalten (Monathalter), nicht alle Monate gewählt, sondern daß die 12 Aeltesten auf Lebenslang gewählt, und nur im Präsidio einander allmonatlich ablösten. Auch ward der Monathalter nicht Primator genannt, sondern es ward außer den 12 Gemeindeältesten ein permanenter Primator besonders gewählt. Vielweniger ist c) es an dem, daß man noch im Jahre 1796 oder allenfalls früher im Jahre 1784, das Recht über das Mein und Dein zu sprechen, den Judenältesten zugestanden habe: denn viel früher, bereits unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, war schon, sowohl den Gemeindeältesten als auch den Rabbinen, die Autonomie auch in Geldsachen benommen. — Gegenwärtig bestehet dieses Vorsteheramt, welches bloß das Oekonomische der Gemeinde zu verwalten hat, und die dießfälligen Geschäfte unter sich vertheilet, aus vier Individuen. d) Sie werden alle drei Jahre von und aus den Hausbesitzern gewählt, sollen, nach angeführtem Patente von 1797

[1]) Beschreibung der königl. Haupt- und Residenzstadt Prag ꝛc. Verfaßt von Jaroslaus Schaller. Prag 1796. 3 Bände.

vor der hochertigen Bestätigung ihrer Wahl, mit Zeugnissen über erhaltenen deutschen Schulunterricht sich ausweisen, und derjenige der Philosophie gehört hat, den Vorzug haben.

Nicht minder fehlt H. S. auch in dem, was er von den Rabbinen anführt. „Dieses Gericht" sagt er S. 744, bestehet (im Jahre 1796?) insgemein aus einem Ober- und vier andern Rabbinen, welche auch Juristen genennt werden. Diese machen den geistlichen Rath aus, und leiten die sämmtliche jüdische Nazion in Böhmen, sowohl im Betreff der Religion als auch des Gottesdienstes (?) mittelst der 16 Kreisrabbinen, die bloß nach Willkühr der Gemeinden gewählt werden, und eben darum keine bestimmte Anzahl ausmachen (?!) . . — Unabgesehen von dem Unverständlichen und sich Widersprechenden in dieser Angabe ist sie auch vorzüglich in dem unrichtig, daß die prager Rabbiner, oder so genannt seyn wollenden Oberjuristen, die ganze böhmische Judenschaft in Sachen der Religion leiten. Denn dieses zwar bis izt noch bestehende Rabbinertriumvirat, dem bloß der Ausspruch über das Ceremonielle, eigentlich nur über das Erlaubte und Nichterlaubte der Speisen, oder das sogenannte Koscher und Trefe — wohl gemerkt, für jene die es darum befragen — gebührt, hat auf die Landesjudenschaft nicht den mindesten Einfluß: die prager Rabbiner waren niemals, und sind um desto weniger izt, weder von der Regierung noch von der Judenschaft selbst, als eine höhere Instanz in jüdischen Religionssachen anerkannt, sondern sie sind bloß für Prag das nämliche, was auf dem Lande jeder Kreis- oder Lokalrabbiner ist.

Hier ist zu bemerken, daß gemäß des oft bemeldeten Patents vom 3. August 1797, vom Jahre 1801 an, niemand zum Rabbiner gewählt werden soll, der nicht auch die philosophischen Wissenschaften, das Naturrecht und die Ethik, auf einer erbländischen Universität mit gutem Fortgange gehört hat, und darüber glaubwürdige Zeugnisse beibringt. Aber leider! sind diese und ähnliche spätere höchste Verordnungen dieser Art, als das einzige Mittel zur allgemeinen vortheilhaften Umbildung dieser Nazion, obgleich bereits neunzehn Jahre bestehend, noch immer bloße pia desideria, indem noch bis izt keiner der Rabbiner, weder in Prag noch auf dem Lande, dieser so wohlthätigen als einflußreichen Willensmeinung unsers so wohlmeinenden Monarchen Genüge geleistet hat. —

Unter den in der prager Judenstadt sich auszeichnenden Gebäuden, zählt Hr. S. auch das jüdische Hauptschulgebäude auf, und zwar mit dem Zusatze: „das an dieser Schule, selbst in dem Religionsunterrichte, mehr auf die lautere Lehre des mosaischen Gesetzes, als auf die abergläubische Satzungen des Talmuds, Kymchis, u. s. w. gesehen werde." — Hier hat Hr. S. abermals einen doppelten Mißgriff gethan. Denn a) ward seit der Entstehung dieser Schule im Jahre 1782, und werden bis izt noch darin bloß jene Gegenstände vorgetragen, welche an allen übrigen deutschen Hauptschulen in dem k. k. österreichischen Staate vorgeschrieben sind. Keineswegs aber, wird auch gegenwärtig an diesem Institute der jüdischen Jugend eine förmliche Religionslehre im eignen Sinne dieses Wortes, weder nach dem reinen Mosaismus, noch nach dem Talmudismus vorgetragen. Das im Jahre 1812 an dieser Hauptschule, so wie in allen übrigen deutschen Schulen der Israeliten eingeführte Buch Bne-zoin, ist, wie schon der Titel deutlich sagt, bloß ein religiös-moralisches Lehrbuch. — Wohl ist unumgänglich nothwendig, daß die Religionslehre nach dem reinen Mosaismus, mit dem deutschen Schulunterrichte bei der jüdischen Nazion vereiniget werden möge. Uiber das Werden und Wie — ein andersmal. — b) Legt er dem Kymchy*) abergläubische Satzungen unter, da doch dieser Rabbi David Kymchy nach dem Urtheile aller Kenner der hebräischen Literatur, unter jene wenigen jüdischen Bibelkommentatoren gehört, die sich mehr auf Erklärung des Wortsinns als auf allegorische, metaphysische, talmudische oder kabbalistische Deutungen der Bibel verlegten. Vielleicht ward etwa dem Hrn. S. der Name Jarchy**) mit jenem des Kymchy verwechselt.

Uiber die einzige in den k. k. österreichischen Staaten bestehende jüdische Hauptschule in Prag, so wie über die Berichtigung mehreres im gedachten schallerischen Aufsatze aufgeführten, besonders des daselbst erzählten Märchens, eines auf dem jüdischen Begräbnißplatze sich befinden sollenden Leichensteins aus dem fünften Jahrhunderte, als auch der bereits 1400 Jahr alt seyn sollenden, sogenannten ältern Schule oder Synagog, soll das Wissenswürdige bald in einem besondern Aufsatze in diesem Blatte vorgetragen werden.

---

*) Ein jüdischer Exegete, lebte im dreizehnten Jahrhundert.

**) Lebte im zwölften Jahrhunderte und kommentirte die Bibel größten Theils nach dem Talmud und dem Midrasch.

Auf die Einweihung der neuen katholischen Kirche zu Carlsruhe.

(Am 26. Dezember 1814.)

Oeffne dich, erhabne Tempelhalle,
Oeffne dich in deiner Herrlichkeit,
Die im feyerlichen Jubelschalle
Heut das Chor der ersten Hymnen weiht;
Fromme Schauer, wie in Gottes Nähe,
Fühlen wir in dir zum erstenmal,
Und aus deiner blauen Wölbung Höhe
Blicket segnend seines Himmels Strahl.

Preis und Dank sey heut bei dieser Feyer
Seiner Milde, seiner Vatermacht
Mit der Andacht frommem Feuer
Ihm, dem Ewigherrschenden, gebracht;
Seinen Tempel sehen wir begründet,
Seiner Gnade, seiner Allmacht Ruhm,
Werde hier den Sterblichen verkündet
Hier, in seinem reinen Heiligthum.

Auf! erhebt ihn dankend zu verehren,
Eure Brust, von Feuergluth geschwellt,
Hier, hier beuget vor dem Gott der Sphären,
Sich im Staube noch die Enkelwelt.
Wenn die Väter schon im Sturm der Jahre
Nachtende Vergangenheit umhüllt,
Glänzt ihr noch vom prangenden Altare
Mild und tröstend des Versöhners Bild.

Sey gegrüßt, o Tempel! dessen Stille,
Bald der Orgel feyerlicher Klang,
Kühn durchbraust in seiner Wunderfülle
Und der Chöre tönender Gesang,
Wo so oft im festen Bruderbunde
Sich der Christen fromme Schaar vereint,
Wo das hohe Fest der Todesstunde
Des Erlösers ihrem Blick erscheint.

Oft wird hier der Segenswunsch erklingen,
Von des Gott geweihten Priesters Mund;
Hier wird er mit Ewigkeit umschlingen,
Segenreich der Gatten heil'gen Bund;
Hier ergießet er in hoher Weihe
Auf der Kinder Haupt die Lebensfluth,
Hier bewährten sie auf's neue
Ihren Glauben in des Opfers Blut.

Oeffne dich, erhabne Tempelhalle,
Oeffne dich in deiner Herrlichkeit,
Die im feyerlichen Jubelschalle
Heut das Chor der ersten Hymnen weiht.
Frommer Glaube hat dich fest begründet,
Seiner Ewigkeit sich selbst bewußt,
Und der Väter Herz von Gluth entzündet
Hebe flammend noch der Enkel Brust.

Franz von Maltitz.

Interessante mineralogische Notiz.

Der Laumonit *).

Bisher war nur ein Geburtsort dieses seiner Verwitterbarkeit wegen besonders merkwürdigen Fossils bekannt, das Bleibergwerk von Huelgoet in Bretagne. Nach Graf Bournon findet es sich aber auch unter den Zeolithen von den Färöer Inseln, mit Analcien zu Paisley in Renfrewshire, zu Portrusch in der Grafschaft Antrim, in einem Mandelgestein im Venetianischen. Auch erhielt derselbe den Laumonit mit Prehnit auf einer Druse, die aus China seyn sollten. Auch wissen wir nun, daß er zu Schemnitz in Ungarn mit Kalkspat vorkommt. Auch findet er sich auf Kalkspat mit Schwefelkies von Kongsberg in Norwegen. Haüy gibt zu seiner Kernkristallisation das Rectangulär-Axtieder an. Bournon aber nimmt als seine primitive Kristallisation das schiefe und geschobne 4seitige Prisma an, mit Seitenkanten von 92° 30′ und 87° 30′, die Endflächen gegen die Kanten von 92° 30 unter 55° und 125° geneigt, welches sich nach sämmtlichen Seiten und einer durch die Axe und die längere Diagonale der Endflächen gelegte Ebne spalten lasse. (Transactions.)

Berichtigung.

In der außerordentlichen Beilage Nr. 2 dieser Zeitschrift 2te Spalte Pagina 11, 24 und 25ste Zeile von oben bitte zu lesen statt: so weit sie also zu dem Nationalvermögen gehören „so weit sie also nicht zu dem Nationalvermögen gehören."

---

*) Seinen Namen hat er von Gillet-Laumont. Mehr von ihm findet man im Magazin der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin. 2. Heft. 1. S 78.

D. H.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 35. July.

Vaterlandskunde.

Wenige Worte über die Fleischtheuerung.

(Man vergleiche Hesperus 1810 Heft 9. 10. und 11., 1811 Heft 1. und 6. dann Oekon. Neuigk. 1811. Nr. 16. 32. u. 36.)

Unter so vielen Klagen, die man nun allgemein hie und da führen höret, ist gemeiniglich die allgemeinste, über die Fleischtheuerung. Allgemein selbst von gebildeten, also des Denkens fähigen Männern wird die Ursache in den ungarischen Wirthen gesucht und ihnen vorgeworfen, daß sie ihrem Vortheile fröhnend, die Rindviehzucht, der Schafzucht aufgeopfert haben. (Man sehe unter andern des sel. Commercienrath Rößlers Aeußerung. Nr. 68 1812 dieser Blätter.)

Kurz wäre darauf zu antworten, daß nemlich das Eigenthumsrecht, und das Interesse des Staates erheische, daß niemand in seinem rechtlichen Erwerbszweige gehindert werde, daß jedem Landwirthe frei stehe, jenen Industriezweig zu dem vorzüglichsten Zweck seiner Bemühungen zu erwählen, der ihm — vielleicht einzig, lohnet. Wenn nun die Landwirthe bei Hornvieh-Mastung verloren, bei der Schafzucht gewonnen haben: so war es natürlich, daß sich der Landwirth darauf verlegte, und die Regierung ist keinesweges befugt, dieß zu hemmen.

Obwohl ich geradeweg läugne, daß die Hornviehzucht seit 30 Jahren abgenommen habe, so will ich doch so antworten, als wenn jener Vorwurf in seiner völligen Richtigkeit wäre.

Vorausgesetzt, daß diejenigen Herren, die dieß zu Gesicht bekommen möchten, die Menge Viehes aus der Seltenheit der menschlichen Hände in Ungarn und folglich auch sich begreiflich machen werden, daß in den Sommermonaten mit Aufwand von Riesenkräften die Feldarbeit in jenen Gegenden, woher sie ihre wohlfeile Leckerbissen hergetrieben haben möchten, kaum erzwungen werden könnte, und also an gar keine Idee vom Stallfüttern zu denken sey; so werden sie 1stens zugeben müssen, daß es in dem flachen Ungarn Gegenden gibt, die man die Niederungen nennt, und wo nie, auch itzt keine Schafe gehalten werden, 2tens gewiß nicht durch Erfahrungen es bestreiten können, wenn ich dann behaupte, daß in den trockenen Ebenen, wo itzt auch Schafe gehalten werden; itzt im Umlauf von 10 Jahren, wenigstens um 200 Prozent mehr Fleisch erzeugt wird. Denn, damit ein Paar 12 Centner schwere Ochsen für die wiener-Bänke (30—40000 St. im Durchschnitt pr. 12 Centner das Paar) erzeugt werden, müssen sie im Mutterleibe schon, und dann bis zur Mastung, und endlich während der Mastung — also durch volle 10 Jahre Sommer und Winter so genähret werden, daß ich füglich 4 Sommer, und 3 Winter hindurch 100 Kappen Lämmer erziehe, und als 4jährige Kappen verkaufend, während 4 Jahren (den Kappen auf 25 Pfund rechnend) 25 Centner Fleisch erzeugt habe, wo der andere in 10 Jahren 12 Centner, also in 4 Jahren erst 4 ⅘ Centner zu erzeugen im Stande war. Wenn ich also den Vorwurf im ganzen Umfange annehme, so habe ich gezeigt, daß man itzt in einem Theile von Ungarn mehr als doppelt so viel Fleisch (freilich nicht bloßes Rindfleisch) er-

zeuge. Und doch ist das Schöpsene auch theuer? kein Stück bleibt ungekauft, und unverzehrt.

Es mögen also andere Ursachen vorhanden seyn, welche diese vermeinte Theuerung verursachen. Historisch und statistisch folgen wir der Zeit, wo diese Theurung anfing und zunahm

Kaiser Joseph höchst sel. Andenkens verfügte mit den Banater, und andern Cammeral-Gütern, veräußerte sie an Privat-Landwirthe, so manche ließ er ansiedeln. Zu Ende seiner Regierung führte er den Türkenkrieg; die großen in Ungarn stehenden Armeen verzehrten viel — viel Vieh, aber das starke durch das Land bestrittene Fuhrwerk brachte eine noch größere Menge Ochsen um. (Wer erinnert sich nicht an die Fuhrwesens-Divisionen mit Ochsen bespannt, die nur dienten, die Wölfe und Geier im Banat zu füttern?) In eben diesem Maaße ist das Vieh an der jenseitigen türkischen Grenze aufgerieben worden. Und das Fleisch stieg auf den Preis von 7 kr. Convenzions-Münze, oder 25 kr. nach dem heutigen Kurse à 364.

Kaiser Leopold höchst sel. Andenkens hat gewünscht der Hauptstadt das Fleisch für 7 kr. zu erhalten, der Preis des Viehes stieg, denn jeder hatte noch seinen Viehstand nicht ergänzt.

Es seye mir erlaubt hier eine statistische Bemerkung zu machen. Ungarn war nie im Stande die Menge Viehes selbst zu erzeugen, welches es jährlich fett gemacht wieder verkauft hatte. Aber verjährte Gewohnheit war es, gekauftes Vieh fett zu machen, und so den Bedarf zu decken. Die Armenier, deren Befreundte in den türkischen Provinzen zerstreut wohnten, pachteten Pusten, öde Terrains, von 10—15 tausend Jochen. Sie lieferten den türkischen Verwandten österreichische Produkte, und ließen mit Ochsen, die in Pantln, das heißt, zu 210 Stücken meistens ankamen, sich bezahlen. Still und unbemerkt, also auch nicht beneidet war dieser Tauschhandel. Schon im frühern Frühjahr bekam jedweder 4—5—6 Pantln. Auf dem üppigen Gras wurden die jüngern Thiere bald ansehnlich. Die Fleischhauer sowohl, als die kleinern Landwirthe des mehr bevölkerten Ungarns fanden hier enorme Vorräthe Viehes, und da dazumahl (unter Maria Theresiens und Joseph I. Jahren) sie dies Vieh à 35—bis 45 fl. das Paar erkaufen konnten, so konnte man bei ihnen paarweis gestemmertes Vieh à 60—65 fl. bekommen. Das verkaufte Vieh ersetzten sie immer mit neuen Pantln, machten den Sommer sich hinlängliches Winterfutter, und was nicht im Sommer verkauft worden, wurde den Winter noch gemästet. Dies war die gemeine Fleischfabrik. Natürlich war es also, daß, da so viele Pusten angesiedelt worden, andererseits sowohl in Ungarn der Viehstand, als in den türkischen Provinzen durch 3 Jahre sehr vermindert worden, daß einige Stockung und Theurung in der Viehmastungsmethode eingetreten ist.

Wie gesagt, wollte Kaiser Leopold in seiner Hauptstadt das Pfund Fleisch à 7 kr. erhalten. Er ließ anfänglich die Fleischhauer für erlittenen Schaden entschädigen. Bald darauf kam die so schädliche Fleischregie an die Tagesordnung. Vier reiche Männer erhielten Vorschuß, und das exclusive Recht Wien mit Rindfleisch zu versehen, aber zugleich die Erlaubniß ein gewisses Quantum Vieh aus dem Ausland einzutreiben.

Ich will gar nicht erinnern, daß eine Waare, sobald sie die Regierung kauft, oder kaufen macht, schon de facto theuer werden muß: ich sage nur, daß diese vier Herren eine Menge junger Leute in die Fremde geschickt haben, die, damit sie von den Barbaren, wohin sie giengen, doch einigermaßen geachtet werden sollten, die Consularuniform, roth mit grünen Aufschlägen und goldenen Litzen zu tragen die Erlaubniß erhielten, außerdem nebst ihrer Bestallung pr. Stück Ochs 2 oder 3 fl. bekamen. Diese jungen — Herren giengen hin, wo die Armenier in der Stille eingekauft hatten, und (ich will es nicht entscheiden, wegen vergrößerndem Leihkauf oder vermehrendem Prämium à 2 fl.) nun gieng das Verkaufen und Lizitiren so heftig an, daß ein Paar Ochsen, die letzten Monate 1791 (ich war dazumahl in Sutsava) um 16 Dukaten zu kaufen waren, nach Erscheinung dieser uniformirten Käufer auf 32—36 Duk. im Preis stieg. Die Regiecomp. stürzte zusammen, der Vorschuß war verloren, die Millionen ins Ausland gewandert, die Theurung vermehrt,

die wenigen Armenier, und viehmastender ungarischer Landwirthe so manche zu Grunde gerichtet, aber alle durch den gänzlichen Verlust der Mastungsunkösten, und eines Theiles des im Viehe inliegenden Kapitals stark erschreckt.

Man hoffte nemlich, daß, wenn Wien bis zur Hälfte Mai mit ausländischem Vieh verpfleget werden könnte, die Regie die Menge gemästeten Viehes um jeden Preis den Ungarn abdrücken, und so am Schaden des zur Krone Oesterreichs gehörigen Unterthans jenes zurück gewinnen könne, was an das Ausland, und eben an die ohnehin so sparsamen Türken vergütet worden.

Jeder Viehmäster erkundigte sich, um die Ursachen seines Verlustes, und erblickte die Regie auch mit Anbeginn des zweiten Winters. Man fieng an, nur das aus dem Pflug ausgemerzte Vieh zu mästen: — und es entstand Mangel an Rossfleisch.

Da die Regierung nach der Aufhebung jener Compagnie noch immer, um das Fleisch unter dem Werthe mit Aufopferung mancher Summchen ausbauen zu können, Maaßregeln für nothwendig achtete, so folgten nothwendig nachstehende Erscheinungen.

1stens. War das Rindfleisch die allerwohlfeilste Nahrung. Der Handwerker, der seinen Gesellen und Jungen weiland die Kost gekend, höchstens zweimal wöchentlich Fleisch gab, fand es sehr wirthschaftlich täglich pr. Kopf ein halb Pfund Fleisch und wöchentlich zweimal Gebratenes aufzutischen; so thaten es alle Handwerker. Diese auf das Land wandernd, machten diesen Meistern es zur schuldigen Nothwendigkeit auch diese Verköstigungsweise einzuführen. Schon aus diesem einzelnen Grund entstand ein fast dreyfacher Verbrauch des Fleisches.

2tens. Die Theurung, welche obengedachte uniformirte Käufer verursachten, machte, daß jene Armenier, welche noch Pusten behielten, ihren Bedarf in nemlichem Verhältniß theurer einkaufen, folglich auch den übrigen Vieh bedürftigen Landwirthen theurer verkaufen mußten.

3tens. Da das Eintreiben fremden Viehes für die Fleischbänke, auf Rechnung des Aerario fortdauerte, so ward die Aussicht, ob man bei dem Viehmästen noch belohnt werde, sehr précaire, und man fing an, die ordnungsmäßige jährlich wieder kommende Viehmastung aus der Ordnung des Landwirthschaftssystemes auszumustern, nur überführte, ausgemerzte Zugochsen wurden eventuel, und die nur so weit gemästet, als es ihre Verkäuflichkeit forderte.

4tens. Machte die ausschließliche Existenz der Papiermünze die Anschaffung des Viehes auch beschwerlicher. In den türkischen Provinzen muß der Einkäufer mit klingender Münze kaufen, verkaufen darf er, sub nullitate contractus, nicht anders als gegen Papiermünze. Man sollte nur ein paarmal Zeuge seyn, welch ein Geldkaufen und suchen in Pest nach einem Pester oder Waitzner Markt entstehet, wie dieses aus Noth erzwungene Geldkaufen den Kurs dann erhöht, wie die Wucherer den kleinen Verdienst, den der Viehmäster sich erworben zu haben glaubte, sich so ganz aneignen.

5tens. Am meisten hindert die Viehmäster in ihren Spekulazionen, welche immer mit 6—7 Monaten erst ausgeführt werden, nichts mit einiger Wahrscheinlichkeit berechnen zu können, nachdem die Sotzungen sowohl in Oesterreich als in Ungarn öfter als vorher, nun schon monatlich gemacht werden. Würden sie nur im Mai und 1sten Dezember statt finden, so würden die Viehmäster einigen Anlehnungspunkt ihrer Berechnungen machen können.

6stens. Diese Umstände alle machten, daß viele Einöden, Pusten in stark bewohnte Ortschaften sich umgeändert, bei manchen Wirthschaften, wo vorher 3—4—800 Stück Ochsen die gedeihlichste Weide, das herrlichste Heu das Jahr hindurch, Ueberfluß in Hinsicht der Mastung verzehrten, nun Heerden von 12 bis 20000 Schafen den Nationalreichthum vermehren, und Hilfe für wirklichen Fleischmangel leisten. Die Landtägige Konskripzion von Anno 1805 giebt das Resultat, daß seit der Josephinischen Konskription die Zahl der Ortschaften in Ungarn um 356 sich vermehrt habe. Sie machten zugleich, daß viele dieser Ortschaften, da sie sich vergrößerten, eben die fettesten Weidgänge zu Ackerland aufgerissen, überhaupt in jenen Gegenden, wo die Gegenwart der Armeen während des Türkenkriegs Theurung

verursachte, mit vermehrter Industrie, auch größere Consumtion des Erzeugten entstand.

Demnach behaupte ich, und glaube, daß der Beweis gar nicht unmöglich sey, daß itzt, da ich dies schreibe, die Hornviehzucht, im Vergleich gegen das Jahr 1785 stark zugenommen; daß die Erzeugung des schöpsenen, und schweinenen Fleisches auf das Doppelte vermehret worden, daß aber die Mastung des groben Hornviehes sehr herabgekommen sey, das ist was ich zulasse, und selbst behaupte.

Aber wer kann es dem ungarischen Landwirthe verargen, daß er trotz einem buchhalterischen Beamten berechnet, was nütze und lohne, was ihn zum Bettler machen würde? welche rechtliche Regierung, und als so eine preisen wir alle die Oesterreichische, würde, und könnte eine Klasse Produzenten zwingen, daß sie auf eigenen Verlust sich bemühe und bestrebe, für jene Herren, die sich an Leckerbissen gewöhnt haben, die Tafel zu besorgen?

Die Mittel, wie man diesen Herren doch einigermaßen willfahren könnte, ist eine sehr schwere Aufgabe, schwerer durch die Calamitäten, welche in Ungarn Ao. 1815, 1816 eingetreten sind. Die seit 3 Jahren im Hornviehe theilweis herrschende Seuche, die große Sterblichkeit der Schafe ꝛc. sind leider, nur Vorboten eines noch größeren Fleischmangels.

Der Einfall, das Rindfleisch (doch nur vom 6 Centner schweren Ochsen) die Wintermonate auf 1 fl. W. W. und die Sommermonate auf 45 kr. W. W. für künftige 3 Jahre festzusetzen, so närrisch, und denen Gourmands abominable er auch erscheinen würde, so glaube ich doch, daß vor der Hand zwei Zwecke durch dessen Ausführung erreicht würden. Erstens, daß die heutigen Schneider- und Schlosserjungen entweder nach alter Sitte die Kost erhielten, und allenfalls auch mit dem nun verachteten Schöpsenen zufrieden seyn würden; 2tens daß die vom Viehmästen abgeschreckten Landwirthe es bald ausmitteln würden jährlich die 40—50000 Stück, sehr fett gemästeter Ochsen auf das beste herzustellen. Nicht nur wegen des verminderten Consumo würde die Menge des Fleisches wieder in Vorschein kommen, sondern auch die nun auf 6 und mehr Centner zu mästenden, also ganz feisten Ochsen das Paar soviel ausgeben, als in diesem Dez. und Jar. 3 Stück kaum wägen.

Ich war ein Ochsenmäster, nun bin ich Viehzüchter, und möchte ohne meiner Viehzucht um ein Stück wehe zu thun, mit einiger Wahrscheinlichkeit einer guten Aussicht, abermahls ein Ochsenmäster werden. Ob die mit Branntweinbrennereien verbundene, und itzt in Ungarn stark überhandnehmende Ochsenmastung dem Fleischmangel steuern könne; ob auf entfernte Märkte dieses mit Branntweinspielich gemästete, jenem, welches bei trockenem Heu auch mit Gersten- oder Kukurutzschrott durch 4 bis 5 Monate ernährt wird, die Concurrenz halten könne, will ich nicht entscheiden. Aber es ist auch nichts unnützer, als darüber Worte zu wechseln. Die Convenienzien der Käufer und Verkäufer in ihrem freien Lauf gelassen, werden alles dies ohnehin schon reguliren. Den vorzüglichen Regulator wird aber, wie es alle Völker Oesterreichs sehnlich hoffen, wohl die väterliche Obsorge unsers allgemeinen Vaters Franz bald ins Werk setzen, indem er dem österreichischen Vermögensmesser den wenigen Agioteurs zu Trotze, einen sichtbaren und festen, unwandelbaren Werth verschaffen wird. S. A. V.

Einige Bemerkungen des Herausgebers.

1. Vor allen Dingen handelt es sich um die Wahrheit des Vordersatzes. Ist denn wirklich das Rindfleisch zu theuer? Und was heißt theures Rindfleisch? Wenn' dasselbe 7 kr. stand als das Korn 1 fl. kostete: wie sollte itzt wohl sein Preis seyn? Ich bin der Meinung: wann es einmal wirklich zu theuer geworden seyn und so anhaltend bleiben oder steigen wird, dann ist auch die Aussicht da, es in wenigen Jahren wieder wohlfeiler zu haben. Denn dann wird es den Landwirth reizen und lohnen mit der Rindviehzucht auf den Verkauf zu spekuliren, wobei die Concurrenz Alles ins Gleichgewicht setzen wird.
2. Weit wichtiger scheint mir die Betrachtung, daß jährlich gegen 6 Millionen Conv. Silbergeld für Vieh und vornemlich für Rindvieh, das wir von Rechtswegen selbst erziehen sollten und könnten, ins Ausland gehen *).

*) Man sehe meine geograph. statist. Beschreibung von Oestreich. Weimar 1813, S. 242.

Welch ein Verlust für unsre Handels-Bilance! Und das in einem Ackerbauenden Staate!

3. Noch wichtiger aber scheint mir die aus diesem Zustande der Dinge hervorgehende nachtheilige Rückwirkung auf die Korner-Production. Diese hält, wie mir scheint, nicht mit der Consumtion gleichen Schritt und darinn suche ich, noch unabhängig von den Geldverhältnissen die wahre Ursache der Getreidetheurung. Die Mehrheit der Landwirthe, eigentlich der Bauern, producirt auf dem viele Jahre benutzten und entkräfteten Boden nicht die Zahl Körner, die er geben könnte, würde ihm, was ihm so viele Erndten geraubt, durch hinreichenden Dünger ersetzt. Dieser fehlt, weil zu wenig oder zu schlechtes Vieh da ist. Also erweiterte bessere Viehzucht — und wir brauchen kein Fleisch vom Auslande, und produciren zugleich mehr Körner.

4. Diese erweiterte Viehzucht ist aber nicht denkbar, ohne hinreichendem Futterbau. Hier ist meines Erachtens der wahre Sitz des Uibels. Reichlich Futter nährt vieles und tüchtiges Vieh, schafft Dünger und Fleisch im Uiberfluß. Jener sichert reichlichere Erndten, dieses bewahret Millionen im Lande und sichert einen angemessenen Preis, bei welchem sich Producent und Consument gleich zufrieden stellen können.

2.

Reissende Thiere in Böhmen.

(Ein Gegenstück zu Herrn Guilleaumes Raubthieren in Siebenbürgen. S. Hesperus Nr. 28. 1815.)

Ein Gegenstück zu den reissenden Thieren Siebenbürgens.

Selten höret man izt von wilden reissenden Thieren, die sich nach Böhmen über dessen Gränzgebirge verirrten. Nur wenige Gegenden z. B. der Blansker Berg im Budweiser, das sogenannte Teufelsgebirg im Prachiner Kreise, waren noch zu Riegger's Zeiten (1795) als ihre Sammelplätze gefürchtet. Man sehe seine statistische Skizze Böhmens (2. Heft). Aber ehemals war es anders. Wölfe, Bären, Luchse ꝛc. hausten bei uns wie jezt noch in Preußen, Polen, Rußland. Hier einige Belege noch aus dem 15ten Jahrhunderte.

I.

Auf dem Gut Morgenstern Bunzlauer Kreises, — gegenwärtig dem Grafen Franz Anton Desours gehörig — giebt es ein so genanntes Albrechtsdorfer Revier, das noch bis zum Jahre 1732 öfters von Bären heimgesucht ward. Ein dort angestellter Förster, Wenzel Meschida, ging am 10ten Juli jenes Jahres ins Gebirg auf das Pürschen, um einen Hirsch zu schießen. Als die Sonne schon untergangen war, erblickt er einen auf ihn losrennenden Bären. Er schießt; der Bär stürzt nach einigen Sätzen mit grüßlichem Gebrülle. Es war ein Weibchen. Hoch freut sich der Förster über den wohlgelungenen Schuß; aber in dem nemlichen Augenblick rennt auf ihn von der linken Seite ein anderer Bär los. Es war das Männchen. Ohne die Besonnenheit zu verlieren, aber die leere Kugelbüchse nicht mehr zu laden vermögend, klettert er, um sich vor dem Unthier zu retten, im Nu auf eine Fichte. Im hohen Gebirge hangen, wie bekannt, die Aeste dieses Baumes bis zur Erde herab; leicht ist er also zu besteigen. Der Bär, darob ergrimmt, ihm wüthend nach. Der Förster mit der Linken an einem Aste sich haltend, wehrt sich mit der Rechten durch eine kleine Axt und haut ihm glücklich die rechte Vordertazze ab. Die dortigen ämsigen Jäger tragen in der Kuppel statt des Hirschfängers eine kleine Axt, um sich damit dürres Holz zum Nachtfeuer abzuhauen. Der Bär, über diesen Verlust noch mehr ergrimmt, fängt nun an die Erde um die Wurzeln der Fichte aufzuscharren, um dann die Fichte umzureissen. Aber er ermattet über die schwierige Arbeit. Der Schmerz der Wunde wird fühlbarer; er zieht endlich brummend ab. —

Während des gefährlichen Kampfes hörte der Förster gerade über sich ein dumpfes Gebrumme; er blickt in die Höhe und stuzt, als er in den Aesten über seinem Haupte zwei junge Bären gewahrt. Unwillkürlich fährt er sie an: „Seyd ihr Teufel oder Hexen?“ Nie hatte er an letztere geglaubt. Jezt klärte sich es auf, warum das Weibchen, wie es den Förster ansichtig wurde, so wüthend auf ihn losrannte, und warum der Bär so lange und so hartnäckig den Jäger auf dieser Fichte angriff. — Diese Jungen, für welche die Mutter so viel gewagt, machten einige Male eine Bewegung, als wollten sie ihr zu Hilfe kommen. Aber es gebrach an Kraft und Muth. —

In dieser kritischen Lage ward der Förster genöthigt, gegen seinen obern und untern Feind eine wehrhafte Stellung so lange zu behaupten, bis der letztere, wie erwähnt abzog. Hierauf stieg er von der Fichte herab, und lud seine Kugelbüchse von neuem. Indessen war die volle Nacht angebrochen, bei dem ohnedem großen Dunkel des Waldes mußte er für heute die Erlegung der Jungen aufgeben. Darüber wandelt ihn die Lust an, sie lebendig zu fangen. Er wußte, daß einige Holzmacher nicht ferne übernachteten; er begab sich zu ihnen, ließ durch einen derselben seine Jagdhunde holen, und traf für den kommenden Tag alle weitern Anstalten. —

Früh mit Tagesanbruch geht er, von einem wackern Waldheger, Michael Gbier, begleitet, auf den

Schauplatz seines gestrigen Waldabenteuers. Die jungen Bären hatten die Fichte verlassen und befanden sich auf einer andern ungefähr 30 Schuh von jener entfernten. Man reizte sie auf allerlei Weise, um sie zum Herabsteigen zu bringen; aber alle Versuche waren vergebens. Endlich schoß der Förster einen herunter, worauf der andere mit Murren herab kroch. Der Waldheger, ein großer starker Mann, auf den jungen schon lauernd, griff ihm mit seiner Linken nach dem Halse; weil er ihn aber zu weit rückwärts nach dem Rücken zu erwischte, gewann jener Luft, und biß ihn in die Hand. Der Heger strekt ihn darauf durch einen Schlag mit einem Handbeil todt zu Boden. —

Der alte an der Vorderpfote verwundete Bär ist nie wieder zum Vorschein gekommen *). —

II.

Schrecklichere Folgen hatte der Besuch eines Wolfes im Jahre 1798 auf dem Gräfl. Schlikischen Kopidlner Gebiete. Zwischen den Dörfern Zidowicz und Slawosticz ist die Flur oder Gemeinweide Kostrziec. In ihrer Nähe graste eine Chalupnerin von Wrsecz, Anna Nawratil mit ihrer kleinen achtjährigen Tochter, als sie einen ungeheueren Wolf aus dem Kostrzicer Walde auf sich losrennen sehen. Wie ein Sturmwind braust es vor ihm her; das arme Weib dies Unthier schon kennend, erblaßt vor Schrecken, ruft jedoch ihrer Tochter zu, daß sie sich jählings in der Gerste auf die Erde hinstrecken solle. Der Isegrimm, auf der Flur ein einjähriges Füllen erblickend, richtet gegen dieses seinen Lauf, hat es bald mit seinem furchtbaren Rachen am Halse gepackt, zerreißt ihm, wie gewöhnlich die Kehlader; im kurzen stürzt es todt nieder. Nachdem er einen Theil der Beute verzehrt hatte, lauft er plötzlich wieder fort, und neben dem Felde, wo die zwei Weibspersonen, halbtodt hingestreckt lagen, vorbei und lenket gegen das Dorf Slawosticz ein. —

In dieser Gegend grasete ebenfalls eine Chalupnerin aus der benannten Gemeinde, deren kleines Kind, einen Steinwurf weit von ihr am Raine einer Wiese schlafend da lag. So wie es das Ungeheuer erblickt, macht es einige gewaltige Sätze, — und geschehen war es um den unschuldigen Säugling. Auf die gräßlichste Weise wurde es zerfleischt, und aufgefressen *).

Die bedauernswürdige Mutter, die durch das Schnauben des dahinstürmenden grimmigen Thiers bei ihrem Grasen aufgeschreckt wurde, sieht mit Entsetzen, was ihrem Kinde geschieht. Voll Verzweiflung schreit sie auf, und rennt auf das Ungethüm los, um wo möglich, ihm ihr Kind noch aus seinem Rachen zu reissen. Aber verschlungen hatte bereits der Isegrimm die köstliche Beute; und als er die verzweifelnde, erbärmlich schreiende Mutter auf sich loskommen sieht, ergreift er vor ihr die Flucht, als wenn er ihre Rache für die verübte Unthat fürchtete und eilt gegen das Dorf Luzan auf der Gitschiner Herrschaft, wo man ihn bemerkte, und von wo aus er sich wahrscheinlich gegen das Riesengebirge gewendet **). —

Kopidlno am 27. Jänner 1816.

F. A. Wacek.

*) Der Sohn des wackern Försters, Herr Anton Mescheida, gegenwärtig Waldbereiter auf der Gräfl. Markolinischen Herrschaft Geyersberg, ein biederer, würdiger Mann, bewahrt noch eine schöne Abbildung auf, auf welcher das Abenteuer seines Vaters dargestellt ist. Ich selbst habe sie einigemal mit Vergnügen betrachtet, und was ich hier berichte, von ihm selbst erzählen gehört. —

*) Es ist bekannt, daß der Wolf den Menschen scheut, und ihn nur in großer Hungersnoth anfällt; jedoch hat er einmal das Menschenfleisch gekostet, so ist er sehr begierig darnach. Dieß war wohl auch bei diesem Wolfe der Fall, der, wie man hier erzählt, auf seinem ferneren Zug noch ein junges Mädchen zerrissen. —

**) Noch vor 30 Jahren ward die Herrschaft Kopidlno von diesem reissenden Thiere oft beunruhigt; man findet noch hie und da Gruben (böhm. Wlčj gámy, Wolfsgruben genannt) die man zu ihrem Fange angelegt hatte. —

Chemie und Technologie.

Uiber die Beleuchtung durch Steinkohlen-Gas.

(Als Antwort auf den Vorschlag und Wunsch. Nr. 44. 1815.)

Die unerschöpflichen Steinkohlen-Vorräthe in Großbrittanien sind ein Hauptgrundpfeiler des brittischen National-Wohlstands. Die Steinkohlen gehören zu den Erdharzigen Körpern und bestehen, wie diese alle aus Kohle in ungleichem Verhältniß mit Erden und Salzen verbunden, welche letztere sich nach der Verbrennung in der Asche wiederfinden. Das Verhältniß dieser Be-

Digitized by Google

standtheile zu einander ist sehr ungleich in den verschiedenen Steinkohlen, und je nach Beschaffenheit derselben sind sie mehr und weniger brennbar. Sie gehen dadurch in verschiedenen Stufen oder Graden von der entzündbarsten Steinkohle, der sogenannten Kennelkohle bis zu der schlechtesten schon sehr erdigen oder steinartigen über, die zwar, wie z. B. der Brandschiefer immer noch entzündbar ist, aber den Namen einer Kohle kaum mehr verdient.

Wenn Steinkohlen mit gehörigem Zusatze im Freien gebrannt werden, so geben sie eine mehr oder weniger helle Flamme, die nichts anders als ein besonderes, sich im Zustand der Verbrennung befindliches, Gas ist. Außerdem treibt die Wärme aus der Steinkohle einen mit ammoniacalischen Salzen geschwängerten Wasserdunst, ferner eine schwarze, dichte und klebrige dem Theer ähnliche Flüßigkeit und endlich einige nicht brennbare gasartige Flüßigkeiten aus. Daraus entstehen die steten Veränderungen in Größe und Farbe der Flamme, die bald erscheint, bald von dichtem Rauche verdunkelt, wieder verschwindet.

Werden aber Steinkohlen, statt in freier Luft in einem verschlossenen Gefäße erhizt und gleichsam destillirt, so können die verschiedenen Bestandtheile, aus welchen sie bestehen, alle einzeln und abgesondert erhalten werden.

1) Das flüßige Erdharz wird in Theergestalt erscheinen; 2) wird sich eine ansehnliche Menge einer mit Oel und ammoniacalischen Salzen geschwängerten und wäßrigen Flüßigkeit absondern; 3) wird sich in Gasgestalt, mit andern nicht brennbaren Gasarten vermischt, viel gekohltes Wasserstoffgas entwickeln. 4) Die feste feuerbeständige Masse der Steinkohlen endlich bleibt im Destillir-Gefäß in Kohlen-Gestalt, als sogenanntes Coak oder Coke zurück.

Die vier verschiedenen Erzeugnisse lassen sich nun auch in besondern Gefäßen von einander abgesondert und einzeln sammeln. Besonders aber kann das dritte oder das kohlenhaltige Wasserstoffgas, von den übrigen nicht entzündbaren Gasarten, womit es anfänglich gemischt ist, getrennt, dann nach Belieben durch Röhren geleitet werden, die sich in kleinen Oeffnungen endigen. Hier kann man es bei seinem Ausströmen anzünden, und es wird nun als Lichtflamme brennen und erleuchten. Auf diese Weise kann man sich mittelst Steinkohlen ein reines, reiches und dauerhaftes Licht verschaffen, wozu sonst ein mehr oder minder kostbarer, zum Theil vom Ausland zu beziehender Brennstoff gebraucht würde, nemlich Wachs, Inschlitt oder Oel.

Diese ganze wichtige Erfindung ward in England schon im Jahre 1739 gemacht, ohne weiters benuzt zu werden.

Dem Engländer, Hrn. Murdoch, gebührt die Ehre der frühesten Anwendung des aus der Steinkohle erhaltenen Gases für die Beleuchtung gemacht zu haben. Er beschäftigte sich 1792 mit Versuchen über die Gasarten. Er bemerkte, daß jene, die durch Destillirung der Steinkohle, des Torfs und anderer Brennstoffe erhalten wurden, beim Anzünden eine helle Flamme lieferten, und er faßte den Gedanken, diese Beleuchtungsart statt der gewöhnlichen mit Kerzen und Lampen zu benutzen; er erfand eine Geräthschaft, wodurch das Gas bei 70 Fuß von der Retorte weggeführt und in verschiedenartigen Strahlen, die ein helles Licht gaben, ausgeströmt ward; er versuchte sogar, dieses Licht tragbar zu machen, indem er das Gas in Blasen und kleinen tragbaren Gazometern (Gasbehältern) sammelte. 1797 wiederholte er diese Versuche, vervollkommnete seine Geräthschaften und bei den Friedensfesten von 1802 ward die Manufactur von Soho auf diese Weise erleuchtet.

Um eben diese Zeit, (im Winter 1802), beleuchtete zu Paris ein französischer Ingenieur-Officier, Herr Lebon sein ganzes Haus gleichfalls durch die Verbrennung gekohlten Wasserstoffgases, welches nicht aus Schwefelkohle, sondern aus Holz entwickelt war. Fast um dieselbe Zeit machte Hr. Winzler seine thermolampischen Versuche auf ähnliche Art, die er theils in einer eignen Schrift beschrieben, und deren theils diese Blätter gedacht haben. Man sehe den 1sten Jahrgang dieser Zeitschrift, Heft 10., wo S. 85—107 von mir die merkwürdigen Verkohlungs-Versuche im Großen auf der Fürstl. Salmischen Herrschaft Blansko beschrieben worden. In Nr. 53 1812 dieser Blätter findet man Nachricht von Winzlers großer Thermolampe bei Kloster Neuburg.

In den Jahren 1803 und 1804 stellte Hr. Windsor im Londner Lyzeum mit dieser Beleuchtungsart, die er verschiedentlich abwechselte, Versuche im Großen an. Er begieng dabei den Fehler, welcher der Erfindung selbst Nachtheil brachte, den Ruhm und das Verdienst derselben zu übertreiben. Im Jahre 1804 nahm er ein Patent, um sie zu seinem Vortheil zu benutzen; aber er wußte sich das Zutrauen des Publikums nicht zu verschaffen.

Im Jahre 1805 ließ Hr. Northern v. Leeds im Monthly Magazine das besondere Verfahren bekannt machen, dessen er sich für die Gewinnung des Steinkohlengases und für dessen Benuzung statt der gewöhnlichen leuchtenden Brennstoffe bediente, und kurz nachher erhielt der Ingenieur Hr. Clegg von Manchester die silberne Schaumünze der Gesellschaft der Künste in London für die Bekanntmachung seines Verfahrens bei Beleuchtung der Manufacturen durch kohlenartiges Wasserstoffgas.

Im Jahre 1808 überreichte Hr. Murdoch der königlichen Gesellschaft in London eine Denkschrift über die Anwendung des Gaslichtes zur Beleuchtung, und er

empfing dafür die durch den Grafen von Rumford gestiftete Schaumünze zur Belohnung des besten Werkes über die Oekonomie der Wärme und des Brennstoffes. Die Resultate der Anwendung des Verfahrens des Hrn. Murdoch, in der größten aller brittischen Baumwollen-Spinnereien, jener der Herren Philipps und Lee zu Manchester, wurden vor geraumer Zeit bekannt gemacht *). Die Gasverbrennung ersetzte darin zwei tausend fünfhundert Talglichter und für den Aufwand von 650 Pf Sterling ward die nemliche Lichtmasse erhalten, die auf frühere gewohnte Weise 3000 kostete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Interessante mineralogische Notizen.

1.

Das Erdpechlager in Trinidad.

Das Erdpech bildet eine bedeutende Fläche und hat viele Aushölungen und Spalten, die mit Wasser ausgefüllt sind. Aus der Erdpechmasse ragen mit langem Grase bewachsene Inseln hervor, auf denen mancherlei Geflügel nistet. Das Erdpech hatte im Oktober 1807, als Rugent die Insel besuchte, eine aschgraue Farbe und eine solche Konsistenz, daß man mit Sicherheit darauf stehen kann, ob es gleich Eindrücke vom Fuß annimmt. Nach den verschiedenen Jahreszeiten ist die Konsistenz variabel. Nach Hatchetts Analyse enthält es nur 32—56 Prozent reines Bitumen. Indessen gibt es auch viel reinere, vom aufgeschwemmten Lande nicht verunreinigte Massen. Ein großer Gebirgszug, der sich von Morgen nach Abend zieht, soll aus Gneus, Glimmerschiefer mit vielem Quarz und aus dichtem, grauen Kalkstein bestehen. Steinkohlenflöze hat man nicht gefunden. (Transactions of geolog Society.)

2.

Schwefel zu Montserrat.

Die sehr gebirgige Insel Montserrat besteht größtentheils aus einem Porphyr mit grauer Grundmasse, in welcher Kristalle von Feldspat und Hornblende liegen. Am Ende einer Ravine ist ein kleines, von Bergen eingeschlossenes Amphitheater, wo sich das Schwefelwerk findet, doch ohne daß an vulkanische Erscheinungen zu denken ist. Die ganze Fläche ist 3—400 Ellen lang und halb so breit. Die Oberfläche des Grundes ist mit Bruchstücken und Massen von einem Gesteine bedeckt, welches in einem so hohen Grade zersetzt ist, daß es bei einem leisen Drucke zerfällt. Die Masse ist weiß und vermuthlich durch schwefelsaure Dämpfe zerstörter Porphyr. Zwischen den losen Steinen sind viele Risse und Spalten, aus denen sehr starke Schwefeldämpfe hervorbrechen und deren Ränder mit Schwefelkristallen besetzt sind. Die Temperatur der Dämpfe ist so hoch, daß in der Nähe der Spalten fließendes Wasser siedet. Die mehrsten Inseln des westlichen Archipels, zumal die am höchsten erhobnen haben ähnliche Schwefelstellen. Einige, namentlich Guadeloupe, St. Lucien, St. Vincent haben wahre, zuweilen sich regende Vulkane. (Transactions.)

*) Sie findet sich u. A. in Hermbstädts Bulletin. B. 5 S. 249, der sie aus den Philosoph Transactions genommen, woraus ich in Nr. 76 dieser Blätter 1813 eine kleine Notiz gab.

D. H.

3.

Steinkohlengebirge zu Shropshire.

Kirwin rechnet dasselbe zur ältern Formation. Es ruht auf einer Art von todtliegenden, einem oft glimmerichen Gemenge von Sand, Kalkstein und Thon, in welchem unter Muschelversteinerungen auch das sogenannte Dudley-Fossil (Entomolithus paradoxus) vorkommt. An das Steinkohlengebirge gränzt Rothliegendes und in der Nähe kommen Grünsteine und Porphyr und Mandelsteine vor. Sollte es also vielleicht zu der Flöz-Porphyr und Mandelstein-Bildung gehören, die in Deutschland in den Gegenden von Ilefeld, Halle, Zwickau, Oberstein vorkommt? (Transactions.)

4.

Gebirgslagen von Hampshire und Dorsetshire.

Feuersteingrand, Quarzsand, Mergel, kalkigter Sandstein, Muschelkalk u. Nonjenstein, wechseln ab, besonders die letztern drei. (Transactions.)

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 36. July.

Staatswissenschaft.

Reflexion in Bezug der staatswirthschaftlichen Aphorismen, im Hesperus Nr. 1. 1816.

Diese 60 staatswirthschaftlichen Aphorismen, deren Zahl ins Unendliche berechnet werden könnte, ohne daß hiedurch die Grundsätze der Staatswirthschaft erschöpft würden, sind weder neu, noch Original 1 *), sondern aus der Staatswirthschaftslehre von Jakob Krause ausgezogen. Sie tragen folglich eben dieselben Gebrechen 2 *), welche sich Jakob Krause und sein Lehrer Adam Smith zu Schulden kommen ließ, nämlich, die Staatsbürger mit einer scharfen Scheere in zwey Hälften zu schneiden, deren eine Hälfte Produktion und deren andere Unproduktion Arbeiter heißen. In welche letzte Klasse denn unbarmherzig der Regent selbst, als auch alle Staatsbeamte, Soldaten, und ein großer Theil von Gelehrten und Künstlern aus ihrem thätigen Leben, geworfen werden. Doch über die mangelhafte Klassifikation der Staatsbürger, die sich Adam Smith zu Schulden kommen ließ, belehrt uns treflich Adam Müller, in seinen Elementen der Staatskunst, wie nicht minder zeigt er den Rechnungsfehler, den solche materielle Staatskünstler begehn, da sie einen wesentlichen Reichthum, und Schatz der Nation, übergehen, und nicht in Anschlag bringen, (oder vielleicht leider selbst nicht anerkennen); ich meine das geistige Kapital der Nation, welches der Inbegriff ist, der allgemeinen Vernunft, und Verstandesausbildung, der gleichzeitig lebenden Generation, eines Volkes, als Nation sich ausscheidend 3 *). Dieses geistige Kapital tritt in Raum und Zeit nach aussen, in den derzeitigen Künsten, Wissenschaften, und überhaupt in allem Thun einer Nation, in jedem gegebenen Momente sichtbar gestaltet heraus, und übertrifft in seinen Produkten, und Kraftäußerungen bei weitem, alle Manufakturreien; da ja eigentlich die gesammte Arbeit, die sogenannten produktiven Arbeiter, von der Vorarbeit der geistigen Arbeiter abhängt, welche aus ihrer geistigen Vorrathskammer nemlich der Vernunft, die bloß verständigen Handlanger, mit Weisheit versehn müssen, die sodann besorgt sind, ihren Kram um schnödes Metall umzusetzen, so aufgehäuft Nationalreichthum 4 *) heißet, und den Anziehungs- und Wendepunkt bezeichnen soll, an welchen die Menschheit haftet, und um welche alles Thun der Völker sich drehen soll 5 *). Ist denn keine Hoffnung auf der Welt, daß die Menschen wieder bald, wenigstens im Gedanken das Daseyn eines geistigen Kapitals zulassen möchten? Werden sie denn nie begreifen, wie dieser geistige Schatz hundertfältige Zinsen auf Erden tragend, aus der großen geistigen Wechselstube ausfließend, doch wieder sogleich reponirt werden muß, und so in der sichtbaren Welt, nach menschlichem Kurs nur die Valuta (als Religion), unser geistiges Arbeiten in Umlauf bringet, welche Valuta aber immer auf den Moment hinweiset einer einstigen Realisirung in Baarem, wo alsdann alles in Eins zusammenfließen wird, und geistig und physisches Kapital, produktiv und unproduktive Arbeiter, Ein und Dasselbe in alle Ewigkeit seyn

erden. — Aber o Himmel! wie weit ist noch dahin, bis die Menschen das Gesagte, nur im Bilde erfassen werden? und wie weit noch von da, bis zu wirklicher werkthätiger Belebung des mit Liebe erfaßten Bildes? — Heut zu Tage möchten die Menschen, wenn sie nur könnten, alles, was nur auf ein geistiges Prinzip in unserer Körperwelt entfernt hindeutet, vernichten, und wo sie ein solches Daseyn nicht gänzlich annihiliren können, wissen sie dasselbe im Verstande herunter zu ziehen und ihren leiblichen Bedürfnissen dienstbar zu machen; so z. B. muß der Eisenmagnet, sich als Schiffsknecht bedingen lassen, und die Kräfte des animalischen Magnetismus, müssen bloß dazu da seyn, um irgend eine verhärtete Leber zu erweichen, oder die Menstruation eines histerischen Frauenzimmers in Ordnung zu bringen. Und endlich die heilige Religion, muß, wo irdische Eisenschlösser die Goldkästen, und den aufgehäuften Reichthum, vor willkührlichem Einbruch nicht hinlänglich schützen: als Talisman in schlängelnden Windungen einen Knoten bilden, und die Pforte zum Thronsaal des Plutus, verwehren, durch welche Pforte eben die klugen Kinder der Welt, nach Gutdünken eingehen können, indem sie durch ein Zauberwort, dem Talisman seine wachbare Kraft zu benehmen wissen, und den Knoten mit leichter Hand lösen, oder auch nicht selten, wenn sie nicht gleich das rechte Zauberwort finden, so den Bann lösen kann, wird durch einen derben Gewaltschlag der mystische Schlangenring, zertrümmert, und der Eingang in die Pforte Jedermann aufgethan. Von beiden Fällen weiß die Geschichte Beispiele anzugeben, besonders ist der letzte Fall durch die französische Revolution in die Augen springend. Wie schwer es gehalten, diesen zertrümmerten Ring nur einigermassen wieder zusammen zu bringen, ist Jedermann bekannt 6 *). Ich glaube nicht besser meine Abhandlung zu schließen, als wenn ich aus des unvergeßlichen Novalis Schriften, herausschreibe, was selber in Bezug der Idee vom Staat sagt: „Je geistvoller und lebendiger die Glieder sind: „desto lebendiger, persönlicher ist der „Staat. Aus jedem ächten Staatsbürger leuchtet der Genius des Staates heraus, so wie in „einer religiösen Gemeinschaft ein persönlicher Gott „gleichsam in tausend Gestalten sich offenbart. Der „Staat und Gott, so wie jedes geistiges Wesen, „erscheint nicht einzeln, sondern in tausend manigfältigen Gestalten." — „Das Volk ist eine Idee, „wir sollen ein Volk werden." — „Für das große Ich, ist das gewöhnliche Du und Ich nur „Suplement; jedes Du ist ein Suplement zum „großen Ich, wir sind gar nicht Ich, wir können und sollen aber Ich werden, wir sind Keime „zum Ich werden. Wir sollen alle, in „einem Du, in ein zweites sich verwandeln, nur dadurch erheben wir „uns selbst zum großen Ich, das Eins „und Alles ist." 7 *) — Ich muß also den mächtigsten Hebel zum Flor eines Staates in die wahre Religiosität setzen, aber nicht in die bürgerliche und moralische Ehre 8 *) wie der Herr Verfasser der 60 staatswirthschaftlichen Aphorismen, als Beschluß und Schlußstein, in seiner 60sten Numer aufzählt.

Anmerkungen des Herausgebers.

Ad 1) Sie sind auch für beides nicht ausgegeben worden, und sind es doch sicher für einen großen Theil der Leser. Es ist eine der größten Wohlthaten, welche durch Journale erreicht werden kann und soll, die gemeinnützigen Resultate gelehrter Forscher in jedem Fache menschlichen Wissens, aus der Schule ins Leben zu bringen, und in allerlei aussprechenden Formen in Umlauf zu setzen. — So viel zur Rechtfertigung der Aufnahme jenes Aufsatzes überhaupt. Und nun bitte ich den verehrten Herrn Verfasser mir irgend ein Werk, oder auch nur Journal zu nennen, wo jene eigentlich Smithischen Ansichten so kurz und doch so klar und bestimmt, auf etwas mehr als 5 Seiten, als Lehrsätze aufgestellt worden? Wo ist dieß namentlich bei uns geschehen? Sollten wohl diese Begriffe und Wahrheiten, schon bei uns so allgemein, auch nur unter der Majorität der Gebildeteren verbreitet seyn? Sollte nicht vielmehr für den größten Theil unsrer Staatsbeamten, Handelsleute, Fabrikanten, Güterbesitzer und anderer Staatsbürger diese präcise Darstellung, Bedürfniß, ja selbst den mit ihnen Vertrauten, als Gedächtniß-Hülfe und Leitfaden bei Referaten und andern staatswirthschaft-

lichen Operationen willkommen seyn? Endlich ist in diesen wenigen Sätzen so viel Denk-, Unterhaltungs- und Diskussionsstoff der allerinteressantesten Art hineingelegt, daß durch ihre Aufnahme an der Spitze eines neuen Jahrganges eines Blatts, in welchem Jeder das Recht hat interessant zu reden und in welchem sich abwechselnd einige achtzig Stimmen bisher vernehmen ließen, gewiß der Herausgeber seiner Pflicht wohl nachgekommen ist, wie schon obige Reflexion beweiset. Und der Herausgeber würde glauben etwas sehr Wichtiges bewirkt zu haben, wenn jene aufgestellten Begriffe und Sätze die Veranlassung würden, daß unsre besten Köpfe sie einer strengen Prüfung, mit eingewebten, interessanten factischen Erläuterungen unterwürfen. — Daß die Zahl dieser Aphorismen noch unendlich ohne Erschöpfung der Sache vermehrt werden könnte, soll doch kein Vorwurf oder eine ernstliche Forderung für ein Journal seyn? In einem solchen wird man doch kein vollendetes System der Staatswissenschaft erwarten? Es kam hier nur auf eine Auswahl einiger grade itzt interessanter Ansichten und NB. nur aus einem Theil des großen Gebiets der Staatswissenschaft, nämlich der Staatswirthschaft an.

Ad 2) Das kann wohl nicht seyn, da in jenen Aphorismen nirgends der Schnitt oder die Klassifikation vorkommt, deren erwähnt wird. Es ist nicht einmal gesagt, daß es nur zweierlei Arbeiter productive und unproductive gebe. Selbst das Wort unproduktiv kommt nicht vor. Und wenn jene Eintheilung geschehen wäre, warum sollte sie sich im materiellen Sinn (und von diesem ist ja nur die Rede) nicht rechtfertigen lassen? Oder man müßte zuerst den §. 2 aufgestellten Begriff der Production angreifen.

Ad 3) Schon vor Adam Müller ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß die geistigen Kräfte im Staat nicht nur von sehr hohem, sondern von weit höherm Werthe sind, als die materiellen. Und welcher Obscurant dürfte wohl heut zu Tage noch das Gegentheil behaupten und damit Anträge vertheidigen, dem Lichte den Eingang zu sperren und das Volk in der Dummheit zu erhalten? Es versteht sich also von selbst, daß in der Staatswissenschaftslehre das Kapitel von der geistigen Kraft das erste und wichtigste sey. Aber in die Staatswirthschaftslehre, die es mit materiellen Kräften zu thun hat, gehört es nicht, außer insofern man fast nichts in der Welt, ohne mehr oder wenigern Einfluß auch der Verstandeskräfte zu verrichten pflegt. So unpassend eine Abhandlung über die Seelenlehre in einem Lehrbuche der Landwirthschaft seyn würde, (obgleich bekanntlich die Natur der Seelen der in der Oekonomie Manipulirenden auf die Betreibung der letztern vom wichtigsten Einfluß ist); so wenig gehört, meines Erachtens die Lehre vom geistigen Kapital oder gar von der Religion in die Staatswirthschaft (obgleich in ihr nichts bedeutendes ohne Vernunftgebrauch gerichtet werden kann, und ohne wahre Religion nichts gerichtet werden sollte.)

Ad 4) In den Aphorismen §. 3 ist ein etwas anderer Begriff vom Nationalreichthum gegeben.

Ad 5) Wer hat dieses als ein Soll gelehrt, gepredigt, nämlich im übeln Sinn? Es existirt aber als ein Ist wirklich so und das schon mehrere tausend Jahre, nämlich im bessern Sinn; wonach gewiß der religiösen Denkart des Herrn Verf. zusagend, der biblische Spruch erfüllt wird: Du sollst im Schweiß deines Angesichts dein Brod essen — und — wer da essen will, soll arbeiten. Nicht also schnödes Metall, sondern Arbeit, nützliche Thätigkeit ist der Drehpunkt der Völker, weil es nach der ganzen bestehenden Einrichtung der Natur und Staaten, kein andres Mittel gibt, die Bedürfnisse zu befriedigen.

„Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten ruhen!" Auch dieser biblische Ausspruch beweiset, daß materielle Arbeit unsre Hauptbestimmung hienieden sey, so lange wir durch eine materielle Welt bedingt und beschränkt sind.

Ad 6) Ich muß gestehen, daß ich den Sinn dieser ganzen Darstellung von den Worten der 5ten Anmerkung an nicht recht zu fassen vermag, und daß ich gewünscht, der Herr Verfasser hätte das, was er sagen wollen, mit eben der Klarheit und Bestimmtheit vorgetragen, die er in den Aphorismen nicht vermissen wird. Verstehe ich anders den Herrn Verfasser recht, so läuft sein Räsonnement auf eine Klage über übertriebne Anhänglichkeit ans Irdische und über Vernachlässigung von Religion und Sittlichkeit hinaus, und er scheint durch die Worte „heut zu Tage" diese Uebel, als grade für unser Zeitalter charakteristisch aufzustellen. Hierinn könnte ich nicht beistimmen. Meine Ansicht der Welt ist heiterer. Ich glaube zu allen Zeiten machten die rohen, materiellen Menschen die Mehrheit aus; glaube aber, daß im Ganzen die Rohheit sich gemindert hat und itzt weit mehrere Menschen das Geistige zu fassen, und sich zu demselben zu erheben wissen, als zu irgend einer Vorzeit — nur freilich, wie es nicht anders seyn kann, in unendlich vielen Graden und Modifikationen nach Fassungskraft, Bildungsstufe, nach Einfluß der Umgebungen, Umstände, Verhältnisse. Ich glaube sogar, daß der Einfluß des Geistigen in den Individuen viel selbstständiger und reeller geworden.

Sonst war Alles mehr nach einer Form gemodelt. Und diese Form galt nicht selten für das Wesen, welches man darüber vergaß. Jetzt erscheint viel weniger Form, am allerwenigsten nach einem Leisten, und das mag Manche vielleicht auch unsern Herrn Verf. auf die Besorgniß bringen, daß auch der Geist fehle. Mich dünkt das Gegentheil. Aber man thut nicht mehr mit ihm so groß, man trägt ihn nicht mehr so zur Schau, wie ehedem. Man macht wenige Worte, legt weniger Werth auf bloße Paraden; denkt und handelt aber mehr, handelt im Stillen viel Schönes, viel Großes, wie wir ja der Beispiele, nur der Bekannten, zu Tausenden haben. Nie war wohl der Sinn ächter Humanität und Religiosität weiter und allgemeiner verbreitet, als in unsern Tagen. Nie hat man Anomalien dagegen mit lauterem Abscheu aufgenommen und lebhafter dagegen gekämpft! Fanatismus, Aberglauben, Schwärmerei, Mysticismus machten ohnmächtige Versuche, der stillen, ruhigen, leidenschaftlosen Vernunft (die immer weiß, was sie will, und die nur immer das Beste will) die Herrschaft zu entreissen.

Ad 7) Dasselbe sagt die Bibel viel einfacher und klarer.

Ad 8) Aber setzt denn nicht wahre bürgerliche und moralische Ehre, wahre Religiosität voraus? Kann ohne diese jene ertheilt werden? Soll nicht jede unsrer Gesinnungen, jede Handlung ächter Religiosität entsprechen? Aber soll man immer Gott und Religion im Munde führen und sie so entweihen oder damit Gleisnerei treiben? Beides ist in den Tempeln und allen unmittelbar das höchste Wesen angehenden Akten an seiner Stelle. Eben so sind Gesetze, bürgerliche und moralische Ehre in menschlichen Einrichtungen und gegenseitigen menschlichen Verhältnissen an ihrem Platz. Es gibt vielleicht kein größeres Verbrechen in der bürgerlichen Gesellschaft, als daß man noch keine Einrichtung zu treffen gewußt, vermöge welche Jeder bei Allen als der geltend gemacht wird, der er ist und nicht als der, welcher er zu seyn scheint.

Naturkunde. Physik.

Wie löscht Wasser das Feuer?

Als mir vor einiger Zeit im allgemeinen Anzeiger der Deutschen, Jahr 1815 Nr. 176 die Frage: warum Wasser das Feuer lösche, zu Gesichte kam, war der erste Gedanke in mir, daß diese alltägliche Erscheinung schon manchem denkenden Nichtchemiker möge aufgefallen seyn, und daß er darüber eine hinreichende Erklärung möge gewünscht haben. Ich zweifelte gar nicht im geringsten, daß irgend ein ausgezeichneter Chemiker die Sache nicht für zu unbedeutend ansehen, und dem Anfrager und allen Lesern des allg. Anzeigers der Deutschen die Sache gehörig erörtern werde. Als ich jedoch die Lösung der Frage Nr. 202 August 1815 — las, war sie mir nicht genügend; ich will daher versuchen, diese allerdings auffallende Erscheinung nach meinen Ansichten zu erklären. Um jedoch die Sache verständlich zu machen, müssen erst gewisse Begriffe und Thatsachen, für Solche, welche mit der Chemie nicht vertraut sind, erörtert werden, weil die gegebene Frage nur durch chemische Grundsätze gehörig und richtig beantwortet werden kann.

Das erste, was wir hiebei kennen lernen müssen, ist die atmosphärische Luft, oder jenes Mittel, welches unsern Erdball auf eine gewisse Höhe hinauf überall umgiebt, in welchem Mittel wir leben, welches wir einathmen, und dadurch unser Leben fristen, und welches, wie wir unten sehen werden, zum Verbrennen (im gewöhnlichen Sinne) der Körper höchst nothwendig ist.

Die Atmosphäre ist ein Gemenge, welches in 100 Theilen 78 Theile Azot oder Stickgas, 21 Theile Oxygen, Sauerstoff oder Lebensluft, und 1 Theil Kohlensäure enthält. Diese Bestandtheile finden sich überall in der Atmosphäre in gleichem Verhältnisse, sie heißen daher beständige; als Gemengtheile sind Wasserdunst und andere in ihr auflösliche Theile von den Ausdünstungen der Körper in ihr enthalten, welche letztere aber nicht beständig, bald in größerer bald in geringerer Menge vorhanden sind, und also hier nicht in Betracht kommen können.

Der Sauerstoff, das Oxygen, in der Atmosphäre ist aber der eigentliche zum Athemhohlen und zum Verbrennen taugliche, oder besser zu sagen, beide Prozesse unterhaltende, ernährende Bestandtheil der Atmosphäre.

Das Verbrennen nach dem Sinne im gewöhnlichen Leben *) besteht in einer Verbindung des Sauerstoffes mit einem oder mehrern brennbaren (oxydirbaren) Stoffen, mit Licht- und Wärme-Entwicklung begleitet. Die Sache wird leicht einzusehen seyn, wenn man sich an die Thatsache erinnert, daß ein brennender Körper in eingeschlossener atmosphärischer Luft z. B. unter einer Glasglocke, eine zeitlang fortbrennt, dann aber von selbst erlöscht. Er brennt nämlich so lange fort, so lan-

*) Denn in chemischer, wissenschaftlicher Hinsicht ist der Begriff ein anderer; oder eigentlich zu sagen, jede chemische Verbindung ist ein Verbrennungsprozeß zu nennen, weil dabei immer Ausgleichung entgegengesetzter Elektrizitäten statt hat.

ge noch Sauerstoff oder Oxygen da ist, mit dem er sich verbinden kann; ist kein Oxygen mehr da, so erlöscht der brennende Körper von selbst.

Ein anderer wichtiger Umstand, welcher zum Brennen nothwendig ist, ist eine gewisse, bestimmte Dichtigkeit der atmosphärischen Luft; denn wird ein brennender Körper unter die Luftpumpe gebracht, und die Luft durch wiederholtes Auspumpen sehr verdünnt, so erlöscht er ebenfalls.

Ich muß ferner daran erinnern, daß das Wasser bei einer gewissen, niedrigen Temperatur, die man Gefrierpunkt nennt, fest wird, Eis bildet, und bei einer andern, höhern, flüßig, als Wasser erscheint; ferner weiß jedermann, daß bei dem Kochen das Wasser als Dunst, also als luftförmiger Körper entweicht; wir kennen daher das Wasser in einem dreifachen Zustande (Aggregatszustande) fest, tropfbar flüßig, und luftig. Ferner haben Versuche gelehrt, daß z. B. ein Pfund Eis, um flüßiges Wasser zu werden, gerade so viel Wärme braucht, als dieselbe Menge Wassers, erfordert haben würde, um von dem Gefrierpunkte bis zur Hitze von 60° Reaum. erwärmt zu werden: endlich haben Versuche gezeigt, daß eine gegebene Menge Wasser um von dem Siedpunkte desselben so weit erhitzt zu werden, bis es Dunst wird, 5mal so viel Wärme braucht, als eben dieselbe Menge Wasser gebraucht haben würde, um von der Temperatur des Gefrierpunktes bis zu jener von 60° R. gebracht zu werden. In dem eben Gesagten liegt die Ursache, warum Wasserdämpfe viel mehr die Hand verbrennen als kochendes Wasser.

Daraus sehen wir, daß ein Körper, wenn er aus dem festen in den flüßigen, oder aus dem flüßigen in den luftigen Aggregatszustand übergehen soll, er mehr Wärme in sich aufnehmen müsse. Diese Wärme nun entzieht er den Körpern, mit welchen er in Berührung ist, oder was eben so viel ist, er macht sie kälter; dieses ist die Ursache, warum Wasser, um nur ein Beispiel zu geben, wenn man Salpeter darinn löset, kälter wird, als es vorher war. Umgekehrt sehen wir, daß Körper, wenn sie aus dem luftigen Aggregatszustande in den flüßigen, oder aus dem flüßigen in den festen übergehen, Wärme frey machen. Ich will nur auf ein Beispiel aufmerksam machen. Wenn es im Winter recht kalt ist, daß Flüße und Teiche zufrieren, so dampft das Wasser am Rande der Eisdecke: welches Dampfen daher rührt, daß bei dem Gefrieren des Wassers Wärme frey wird, welche einen ihr entsprechenden Theil Wasser in Dunst verwandelt. Eben so bekannt ist es, daß bei großer Kälte die Eisdecke auf Flüssen, Seen und Teichen mit großem Getöse zerspringt. Dieses Zerspringen hat ebenfalls seinen Grund in der durch gefrierendes Wasser frey werdenden Wärme, welche die Luft unter der Eisdecke mehr ausdehnt, und dadurch das Zerspringen derselben bewirkt.

In den neueren Zeiten ist es den Chemikern gelungen, die Natur des Wassers genau kennen zu lernen. Durch die Zersetzung desselben in seine Bestandtheile, und durch die Wiederherstellung desselben aus seinen Bestandtheilen weiß man nun zuverlässig, daß es aus Oxygen und Hydrogen oder Sauerstoff und Wasserstoff, (letzterer wurde in frühern Zeiten auch brennbare Luft genannt) zusammen gesetzt sey, welche beide luftig sind, und durch Verbrennen Wasser geben; das Wasser ist also ein schon verbrannter Körper, und als solcher nicht mehr geeignet das Brennen zu unterhalten, es sey denn, er werde wieder in seine Bestandtheile zerlegt.

Diese Erörterungen mußten nothwendigerweise vorausgeschickt werden, weil sich auf diese Thatsachen die Erklärung, wie Wasser das Feuer lösche, gründet; wir wollen uns nun zur Sache selbst wenden.

Wir haben eben gesehen, daß der freye Zutritt des Oxygens aus der atmosphärischen Luft zum Brennen unumgänglich nöthwendig sey, daraus folgt, daß alles dasjenige, was im Stande ist, den freyen Zutritt des Oxygens zum brennenden Körper zu verhindern, auch im Stande seyn wird, das schon entstandene Brennen zu verhindern, zu unterdrücken und unmöglich zu machen, oder was eben so viel ist, das Feuer zu löschen. Wird nun das Wasser in einem Strome auf den brennenden Körper gegossen, so bildet es um ihn herum eine Schichte, welche dem Oxygen den Zutritt versperrt; selbst ist es auch nicht flüßig zu brennen, weil es ein schon verbrannter Körper ist, nothwendigerweise muß also das Feuer erlöschen, und dies ist eine und zwar mittelbare Ursache, warum Wasser das Feuer löscht.

Es wurde oben gezeigt, daß das Wasser bei einer gewissen, bestimmten Temperatur in einen luftförmigen Zustand übergehe, oder in Wasserdampf verwandelt werde. Wenn aber das Wasser, so wie jeder andere flüßige Körper in den luftigen Aggregatszustand übergeht, so nimmt es einen viel größern Raum ein, als es vorher im flüßigen oder festen Zustande eingenommen hat; die Luft muß also durch den Wasserdampf auf einige Zeit sehr verdünnt werden. Nun haben wir aber eben auch schon gesehen, daß das Brennen in sehr verdünnter Luft nicht vor sich gehen könne; der Wasserdunst selbst ist auch nicht brennbar, nicht einmal das Brennen begünstigend, eine nothwendige Folge davon muß also das Erlöschen des Feuers seyn, und so bewirkt das Wasser durch Verwandlung in Wasserdunst unmittelbar die Löschung des Feuers durch die Verdünnung der atmosphärischen Luft.

Die Temperatur eines brennenden Körpers ist sehr hoch, die Naturforscher haben diese Temperatur die Glüh-

Hitze genannt, und nur bei dieser hohen Temperatur ist das Verbrennen desselben möglich: kommt aber ein anderer Körper, der im Stande ist, ihm Wärme zu entziehen, mit ihm in Berührung, so wird dieser hinzugebrachte Körper die Glühtemperatur des Brennenden herabstimmen, und so das Brennen löschen. Es ist eine alltägliche Erscheinung und Jedermann hinlänglich bekannt, daß, wenn z. B. glühendes Eisen oder heiß gemachte Steine in kaltes Wasser gebracht werden, diese heißen Körper so lange Wärme an das Wasser abgeben, bis beide gleich heiß werden, d. h. der glühende Körper tritt an das Wasser so lange Wärme ab, und das Wasser nimmt von dem glühenden Körper so lange Wärme in sich auf, bis beide eine gleiche Temperatur haben und dieses nennt man die Mittheilung der Wärme. In so fern also das Wasser als ein kälterer Körper dem Brennenden Hitze entzieht, in so fern hindert es das Glühen desselben, und in so fern löscht es auch das Feuer. Endlich wurde oben schon gezeigt, daß flüssiges Wasser, um in Wasserdunst verwandelt zu werden, viel Wärme in sich aufnehmen, oder mit einem eigenen Ausdrucke, Wärme binden müsse. Wenn nun das Wasser auf den brennenden Körper gegossen in Wasserdunst verwandelt wird, so entzieht es ihm eine große Menge Hitze, wodurch eine solche Herabstimmung der Temperatur herbeigeführt wird, daß der im Verbrennen begriffene Körper diesen Prozeß nicht weiter unterhalten kann. Das Wasser löscht also das Feuer auch, indem es dem brennenden Körper Wärme entzieht, welche es mit sich bindet, das heißt, indem es Kälte erzeugt.

Diese sind ganz kurz die Punkte, welche man berücksichtigen muß, um sich die feuerlöschende Kraft des Wassers zu erklären. Hieraus ergeben sich einige Vorsichtsmaßregeln, welche bei Feuersbrünsten Berücksichtigung verdienen:

Erstlich, daß man das Wasser nicht in Gestalt eines Regens, sondern in einem Strome anwende; weil das Wasser, wenn es in kleinen Mengen, oder sehr fein zertheilt als Wasserstaub (man verzeihe das Wort) mit dem Feuer in Berührung kommt, wirklich in seine Bestandtheile, in Wasserstoff und Sauerstoff zerlegt wird, und ist die Flamme bedeutend vermehrt. Dieses sehen wir bei den Schmieden, welche, wenn sie ein lebhafteres, kräftigeres Feuer hervorbringen wollen, die Kohlen in etwas befeuchten; dies ist die Ursache, warum die Steinkohlen vor ihrer Anwendung zum Brennen befeuchtet werden müssen; dies ist die Ursache, warum bei einigen Eisenschmelzhütten Wasserstaub unmittelbar in den Hochofen hineingeleitet wird, und das Brennen mächtig vermehrt.

Zweitens, daß man das Löschwasser nicht in die Flamme, sondern unmittelbar an den brennenden Körper anbringe, weil das Wasser nur in diesem Falle den beabsichtigten Zweck erfüllen kann.

Hier kann ich nicht umhin, etwas Weniges über einige geheim gehaltene Löschungsmittel zu sagen. Im Allgemeinen sind alle jene Körper ein gutes Feuerlöschungsmittel, welche im Wasser leicht löslich, und welche in das Feuer gebracht nicht flüchtig sind, im Gegentheil erstarren und um den brennenden Körper herum eine Kruste bilden. Dieses leistet eine Auflösung von Alaun, von Glaubersalz, ein mit Dünger angeschwängertes Wasser, oder nur gewöhnliches Thonwasser, welches letztere ein ganz vorzügliches Feuerlöschungsmittel ist, überdieß noch das Vortreffliche hat, daß es überall leicht zu haben ist, (man braucht nur gewöhnlichen Töpferthon mit Wasser zusammen zu rühren) und endlich was eine große Empfehlung desselben ist, weil es nichts kostet. Wäre man in der traurigen Lage, daß kein Wasser in der Nachbarschaft zu haben wäre, so trachte man nur den brennenden Körper mit Dünger, Mist, oder mit Erde zu bedecken, um den Zutritt des Sauerstoffes zu verhindern.

Möchten diese wenigen Andeutungen hinreichen, manchen Zweifler zu beruhigen, und bei vorkommenden Feuersgefahren Manchen ein Fingerzeig seyn, um die nöthigen Maßregeln zu ergreifen.

Adolph Pleischl,
Doktor der Medizin, und Assistent bei der Lehrkanzel der Chemie an der Universität zu Prag.

Chemie und Technologie.

Über die Beleuchtung durch Steinkohlen-Gas.

(Als Antwort auf den Vorschlag und Wunsch Nr. 44. 1815.)

(Beschluß von Nr. 35.)

Der berühmte Buchhändler und Buchdrucker, Hr. Ackermann in London, beleuchtet seit vier Jahren alle seine Werkstätten, Magazine und Zimmer mit der Thermolampe. Eine von ihm selbst gestellte, sehr genaue und vollständige Rechnung über die Kosten dieser Beleuchtung zeigt, daß sie ihm auf 40 Pf. Sterling und 5 Schilling zu stehen kommt, und daß er dabei eine jährliche Ersparniß von 119 Pf. Sterling und 15 Schilling macht. Er fügt hinzu: „Dies ist die treue und

einfache Darstellung meines gegenwärtigen Beleuchtungssystems; das Resultat desselben verhält sich zu jenem unserer alten Beleuchtungsweise, wie der helle Sonnenschein im Sommer zu einem düstern Novembertag. Dazu kommt, daß wir der Luftverderbniß durch Steinkohlendampf, Lampen- und Kerzenrauch enthoben sind, und daß während die durch Oel- und Talgtropfen verursachten Beschädigungen an Papier, Büchern und Kupfern jährlich wohl bei 50 Pf. Sterling Schaden brachten, die Thermolampe deren gar keinen verursacht. Meine Arbeiter betrachten sie als einen Segen des Himmels, und wenn die nämliche Lichthelle, die wir dabei genießen, durch Argand'sche Lampen oder Kerzen müßte erhalten werden, so würde dieß mindestens 350 Pf. Sterling jährlich kosten." Dieses Zeugniß des Hrn. Akermann ist am 13 März 1815 ausgestellt.

Der Eigenthümer einer Stahl-Manufaktur in Birmingham, Hr. Soak, ein kluger und verständiger Mann, der nichts weniger als Enthusiast ist, sondern alles genau berechnet, erzählt die Vortheile, die er bei der neuen Beleuchtungsweise findet, und beschreibt zugleich den einfachen Apparat, dessen er sich bedient, folgendermaßen:

„Meine Geräthschaft ist anders nichts, als ein kleiner Topf von Außeisen, der ungefähr acht Gallonen, (1528 französische Kubikzolle) hält. Er hat einen eisernen Deckel, den ich, nachdem der Topf mit Steinkohlen gefüllt ist, mit Sand verkütte. Das Gas lasse ich, nachdem es durch das Wasser gegangen ist, in den Gazometer oder Sammler gelangen, der bei 400 Gallonen faßt, und mittelst alter aneinander gefügter Flintenläufe wird das Gas in meiner ganzen Werkstätte herumgeführt. Der Eisentopf faßt 25 Pf. Steinkohle; er bedarf kaum so viel, um die ersteren zu erhitzen. Dies kostet ungefähr 4 Pence, (oder 8 französische Sols), täglich, und liefert im Winter 18 bis 20 Lichter, die mich 3 Schilling an Kerzen kosteten."

Dazu kommt noch eine zweite, wesentlichere Ersparniß. Die Baumwolle und das Oel zum Behuf der Löthlampen kosteten jährlich 30 Pf. Sterling. Nun findet sich aber, daß in allen Künsten, bei denen zu Hervorbringung einer mäßigen Hitze die Flamme des Blaseröhrchens, oder Kohlen gebraucht werden, die Gasflamme ungleich vorzüglich ist, sowohl in Hinsicht auf Beschleunigung als auf Reinlichkeit der Arbeit. Die Flamme ist lebhafter und stets zur Hand; man darf nur einen Hahn umdrehen, während man sonst mehr oder weniger Zeit warten muß.

Unter den Londner Manufakturisten, die den Hrn. Akermann in der Beleuchtungsart ihrer Werkstätte nachahmen, befinden sich auch die Herrn Lloyd, die sich seit fünf Jahren der Thermolampe zur Beleuchtung sowohl als zum Löthen bedienen, und sie in letzterer Hinsicht der gewöhnlichen Lampen- oder Kerzenflamme weit vorziehen. Sie gebrauchen solche auch meist Alle ungereinigt, und so wie dieselbe aus dem Gassammler hervorgeht.

Diese Nachrichten mag der Auszug eines von einem französischen Naturforscher am 16. Juny 1815 aus London geschriebenen Briefes schließen. „Ich will mein Schreiben, sagt er, nicht enden, ohne einer Erscheinung zu gedenken, welche die Aufmerksamkeit aller Ausländer auf sich zieht: Ich meine die Beleuchtung durch Wasserstoffgas. Eine schönere Beleuchtung ist unmöglich. Bald wird ganz London solche besitzen, und gewiß wird sie in kurzer Zeit auch auf dem festen Lande Eingang finden. Man hat angefangen, den Lichtstrahlen allerlei zierliche Gestalten von Sonnen, Rädern u. s. w. zu geben. Einige lassen sie aus antiken Candelabern hervorgehen, und so oft man durch Cheap-side oder Fleet-street geht, nimmt man irgend eine neue Anwendung derselben wahr. Die Verbindung mit Reverberir-Mitteln, wie Pauls Circular-Horizontal Reflector, müßte außerordentliche Wirkung hervorbringen.

Diese Nachrichten sind gezogen aus folgendem so eben erschienenen Werke: Accum praktische Abhandlung über das Gaslicht, enthaltend eine vollständige Beschreibung des Apparats und der Maschinerie, um Straßen, Häuser und Manufakturen damit zu beleuchten. Aus d. Engl. und mit Anmerk. und neuen Kupf. vermehrt von Lampadius. Mit 9 Kupfern. Weimar 1816.

In demselben findet man gründliche und vollständige Belehrung.

Libussa.

Von Franz Freyherrn von Maltitz.

Auf seinem Sterbebette ruht
In ernster Scheidestunde,
Der Böhmenfürst; des Auges Gluth
Ringt in der Nächte Bunde; *)
Des Todes drohende Gestalt
Naht sich dem Heldengreise,
Und nur ein banges Seufzen hallt,
In seiner Diener Kreise.

---

*) Hier waltet vermuthlich irgend ein Fehler des Copisten ob. D. S.

Und, wild verwirrt das goldne Haar,
Der bittern Schmerzen Beute,
Libuſſens Haupt geſunken war
An ihres Vaters Seite.
Bang ſchaut ſie der Vernichtung Bild.
Wagt kaum mit irren Blicken
An ihre Bruſt, von Schmerz erfüllt,
Die kalte Hand zu drücken.

Doch ſieh, es weht zum letztenmal,
Durch der Zerſtörung Trümmer
Der Geiſt; es glänzt des Auges Strahl
Wie Morgenſonnen Schimmer;
Zerriſſen flieht der ſchwarze Flor.
Wie in der Jugend Flammen
Rafft ſich der greiſe Fürſt empor,
Drängt ſeine Kraft zuſammen.

„Noch einmal ſchaut mein letzter Blick"
Spricht er, „vom Grabesrande,
Auf mein geliebtes Volk zurück.
Ihr, die mit ew'gem Bande
Die feſte Treue mir verband,
Hört eures Fürſten Willen,
Und ſchwört in ſeine kalte Hand
Ihn heilig zu erfüllen.

Zwar hat das Schickſal keinen Sohn
Dem Mächtigen gegeben,
Den ſterbend er auf ſeinen Thron
Vermöchte zu erheben;
Doch eine theure Tochter ward,
Libuſſa, ward vergönnet,
Von deren holder Gegenwart
Mein Herz ſo ſchwer ſich trennet.

Sie, die des Himmels Huld geſchmückt
Mit jeder Herrſchergabe,
Sie ſey es, die mein Volk beglückt,
Sie krön' ich heut am Grabe.
Begeiſtert oft als Seherin
Schaut ſie der Zukunft Fernen,
Sie zier ich heut als Herrſcherin
Mit dieſer Krone Sternen.

Drum eilt, Getreue meiner Wahl,
Als Fürſtin ſie zu grüßen."
Und, huldigend, der Diener Zahl
Sinkt zu der Jungfrau Füſſen.
Noch ſcheint der Greis die letzte Spur
Der Freude zu genießen,
Da aus Libuſſens Augen nur
Des Schmerzes Thränen fließen.

Und lächelnd noch der Vater ſchaut
Auf ihre reine Stirne,
Als Todesnebel ihn umgraut.
Es ſchwinden die Geſtirne,
Der Augen und des Lichts beraubt,
Sinkt er der Nacht entgegen;
Auf der geliebten Tochter Haupt
Erſtarrt die Hand im Segen.

Und von des Schickſals grauſem Schluß
Im Innerſten vernichtet,
An dieſem ſchmerzenreichen Tag
Zu langer Qual gerichtet,
Fühlt ſie ſich fürchterlich allein,
Die Fürſtin, auf dem Throne;
Es netzt der Thränen Perlenſchein
Die ſchwer erkaufte Krone.

Und in der Trauer Grabgewand
Hüllt ſie die ſchönen Glieder;
Doch winkt der Scepter ihrer Hand
Dem Volke Heil hernieder.
Und Böhmen blüht ein Paradies
In ihrer Sonne Morgen;
Was ihr der Vater hinterließ
Pflegt ſie mit Mutterſorgen.

Und weit erſchallt der Jungfrau Ruhm,
Wie donnernde Poſaunen,
Es glänzt ihr Schloß ein Heiligthum;
Es naht mit frohem Staunen,
In blühn'der Auen Segenskranz,
Der Wanderer ſeinen Höhen;
Und weicht entzückt vom Himmelsglanz,
Wenn er ſie ſelbſt geſehen.

Und Königsſöhne fern und nah,
Zu ihrer Veſte ziehen,
Der Moldau heller Spiegel ſah,
Die blanken Helme glühen.
Ein jeder hofft die ſchönſte Braut,
Der Liebe zu erringen;
Doch keinem, der ſich ſtolz vertraut,
Will hier der Sieg gelingen.

„Nein, „ſprach ſie," laßt mich fromm nur
Nur leben meinen Pflichten,
Nur meinem Volke Mutter ſeyn,
Dies Herz nur ſoll mich richten.
Im Kranz der Jungfrau laßt mich frey,
Des Lebens Bahn durchwallen,
Von meinem Haupt ſoll friſch und neu
Er auf die Bahre fallen."

(Die Fortſetzung folgt.)

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 37. August.

Kleine Begebenheiten und Erzählungen.

Stradella oder die Macht der Musik,

gewidmet

den Schätzern der Tonkunst, Herrn Johann Hannak, Administrationsdirektor der Güter Sr. K. Hoheit des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen und dem Herrn Martin Rzehock, Herzogl. Kammeralverwalter zu Teschen,

zum Beweise seiner Hochschätzung und Dankbarkeit

vom Verfasser.

Die Mythen der Alten erzählen uns von dem Thracischen Wundermanne, dessen Leyer die Wuth reissender Thiere zähmte; die älteste Urkunde des Menschengeschlechts schildert uns den königlichen Sänger, der mit den Tönen seiner Harfe Sauls Unmuth beschwichtigt, aber seinen Sinn nicht zu ändern vermag. Was noch in keinem Denkbuch der Geschichte vorkam, will ich jetzt dem gefühlvollen Arnaud nacherzählen, und zeigen, wie der Zauber der Musik, die Hand eines Banditen entwaffnete, der lange Zeit, fest und besonnen sich zum Morde bereitet hatte.

Der berühmte Stradella, ein edler Venetianer, vereinte mit meisterhafter Gewalt über sein Instrument, den Zauber der schönsten Stimme und tiefes Ergreifen aller Gemüther durch die Wahrheit, Neuheit und Empfindungsfülle seiner Compositionen. Daher galt er in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für Italiens Zierde und die Inselstadt war stolz darauf, daß Stradella in ihrer Mitte geboren sey.

Kein Fremder von Geschmack verließ ihre Kanäle, ohne Stradella gehört, ohne ihn als den Meister der Kunst anerkannt zu haben, um seinen Ruhm durch ganz Europa zu verbreiten. Was Wunder, wenn die ersten Familien Venedigs, um die Gunst buhlten, ihre Kinder nur durch ihn in die göttliche Tonkunst eingeweihet zu sehen! Hortensia, der letzte Sprößling einer alten Familie, ward seine Schülerin. Aber, so wie sie, lohnte ihm keine andre die Mühe. Talent im hohen Grade, angeborner Sinn für Rythmus, ein feines Stimm-Organ und das zarteste Gefühl für jede, auch die feinste Nüance des Ausdrucks machten ihm die Lehrstunde zur angenehmsten Unterhaltung und bewirkten schnelle, unerwartete Fortschritte. Unabhängig von diesen höhern Gaben hatte ihr die Natur noch eine außerordentliche Schönheit verliehen, die einen zahlreichen Kreis von Verehrern um sie sammelte, unter welchen ein venetianischer Nobile mit seiner Hand ihr ein glänzendes Loos bot. Willkommner Antrag für einen ehrgrizigen Vater, der die ehemals reiche, mächtige Familie Montejo, welche den Factionen unterlegen hatte, in Dunkel und Armuth erlöschen sah! Er lebte wieder auf, sah den alten Glanz wiederkehren; sein Auge funkelte vor Freude; seine Zunge schilderte beredt Hortensien die frohe Zukunft; ihr Schweigen galt für den Beifall. Indeß hatten die fünf bedeutenden Landgüter und die Senator-Würde so wenig

wie die Persönlichkeit des nicht häßlichen Nobile einen Eindruck auf sie gemacht. Viel näher ihrem Herzen war Stradella. Er war ihr Lehrer, er war ein liebenswürdiger, ein schöner Mann. Die Kunst weckte, vermittelte, beseelte einstimmige Gefühle.

Der ideale Text der zärtlichsten Canzonetten ward unwillkührlich individualisirt. Die Phantasie verlor ihre Rechte; die Empfindung gab weit mehr, stellte lebendiges sympathetisches Gefühl in den schönsten körperlichen Formen dar, mit eben so viel Feinheit und Innigkeit als Mannigfaltigkeit in den Nüancen ausgedrückt. Täglich erneuerte sich dieser gegenseitige Erguß und Genuß, erhöhet durch die Zauberreize der Musik, die allen Stufen der Leidenschaft von der zärtlichsten bis zur feurigsten Stimmung um so verführerischer folgte, da ihrer Sprache jeder Ausdruck erlaubt war, gegen den sich in den gewöhnlichen Zeichen bei Hortensien das jungfräuliche Gefühl, bei Stradella Bescheidenheit und Furcht vor dem Abstand seiner Geburt sträubte.

Hortensie verrieth sich durch das Zittern ihrer Stimme bei Stellen, welche ihre geheimen Gefühle bezeichneten; durch die erstaunenswürdigen Fortschritte in der Kunst; durch ihre Vorliebe für Stradellas Compositionen. Die Liebe ist scharfsichtig, Stradella ermuthigte sich zu Hoffnungen. Wornach sich sein Herz sehnte, hatte er nicht verborgen.

Einst fügte es der glückliche Zufall, daß die Liebenden ohne Zeugen die Lehrstunde hielten. Hortensie in der Frische des Morgens, im anmuthigen Gesicht noch die beseligenden Eindrücke lieblicher Traumbilder, das einfache Hauskleid mehr als je sich den Umrissen ihrer reizenden Gestalt treu anschmiegend, — Frühlingsglanz auf allen Rasen-Teppichen, allen Blumen-Beeten — nur Orangen-Blüten-Duft zum Athmen!

Stradella ergriffen, entzückt legt Hortensiens Lieblings-Duett, die gelungenste seiner Arbeiten auf. Jo amo beginnt der Text, tönen die Kehlen aus dem Innersten, sprechen die beredter, sich suchenden, sich findenden Augen, stammelt die Zunge Stradellas zu den Füßen der Angebeteten bekennt seine Vermessenheit, aber auch nur die eine Wahl zwischen Liebe und Tod. Hortensie überrascht will reden, aber die Lippen beben; will zürnen, aber die Augen versagen. Ueberwältigt vom Gefühl, die Hände benezt von Stradellas Thränen, lispelt sie mit schüchterner Stimme: „Stradella! wie unglücklich sind wir!" Nun verstummen Beide, nie war ein Schweigen beredter. Seliger Augenblick des reinen Erkennens, des unverschleierten Geständnisses! Erquickendster Sonnenstrahl und Beiden Leben!

Aber die Gewitterwolke stand nicht fern. Der Trauungs-Tag mit dem Venetianer war bestimmt. Die lezte Nacht zuvor raubt der Gram über ihr Geschick Hortensien den Schlaf. Im Zwielicht der matt brennenden Lampe und des halbverschleierten Mondes wirft sie sich vor der Madonna nieder, fleht sie innbrünstig um Hilfe, um ein Wunder an. Da tritt plözlich, festen, aber leisen Schritts Stradella ein.

„Hortensie! „ruft er" willst du dich „verkaufen? willst du meinen Tod? Verachte diese „kalte Hand, diesen Tand, diese Reichthümer! „Verachte das leichtsinnige Urtheil der gemeinen „Menge! Folge deinem Herzen, meiner Liebe! „Die Kunst wird uns schüzen!"

Hortensie schwärmt noch von Erhörung, sieht das Wunder gethan und folgt der bereiten Gondel. Die Liebenden landen, vertrauen sich ein Paar sichern Maulthieren und, ehe es tagt, haben sie das Gebiet der Republik im Rücken.

Indessen weidete sich Montejes Ehrgeiz an den mannichfaltigen Situationen der glänzenden Rolle, die er künftig zu spielen gedachte; an der Wiederkehr einer lange vermißten Apulenz und gedachte die Anstalten zur Feyer des Tages zu ordnen. Da meldet die Zofe der Tochter Flucht; da tritt bald nachher prächtig geschmückt der Bräutigam ein, voll Selbstgefälligkeit und Vertrauen auf sein ersonnenes, unfehlbares Mittel, Hortensiens kaltes Herz zu bleiben und zum erstenmal für sich zu erwärmen. Ein kostbarer Blumenstrauß von Edelsteinen aller Farben

sollte durch Kunst und Werth die Natur ersetzen und besiegen. Wer schildert die Ausbrüche der Wuth, der Verzweiflung?

Selige Tage lebten unsre Liebende in Rom, wo der Altar den Bund ihrer Herzen heiligte. Vergessen wurde Venedig, Freunde, der erzürnte Vater, der betrogene Bräutigam. Der Ruf war Stradella vorangegangen; sein Name war seine beste Empfehlung. Man war stolz auf seinen Besitz; er ward geehrt und hatte sein reichliches Auskommen. Wer dachte da an Gefahr? Man wiegte sich in sorgloser Sicherheit, und Herzen wie diese, konnten nicht ahnden, was Rachsucht sey und vermöge.

Das Haupt der Venetianischen Banditen, der berüchtigte Calabrese Minuzzio wird vorgeladen. Die Fama nannte ihn Morte cesta auch Stocco Maestro, dadurch seine nie fehlende Faust zu bezeichnen, Beinamen, deren Treffendes hundert Schlachtopfer bewährten. Zwei hundert Zechinen sind der gebotene Preis, Schwur des Schweigens die erste Bedingung, mit Auswahl und Geleit des verwegensten, aber treusten Zunftgenossen nach Rom zu eilen, der gemessenste Befehl. „Dort findet ihr „Stradella, den Beleidiger meiner Ehre. Zur „nahenden Charwoche wird er ein von ihm compo„nirtes Oratorium in der Kirche Johann zum „Lateran aufführen. Wie er sie verläßt, scheide „auch die Seele aus seinem Körper! Nicht eher „entfernt ihr euch von Rom, als bis sein Leichnam „sicher begraben ist!"

Die Drangabe wird geleistet, die Bravi schwören und sind zu rechter Zeit an Ort und Stelle. Nur allzugut war der Senator von seinen Kundschaftern unterrichtet worden. Stradella eilte am bestimmten Tage mit seiner holden Gattin zur Kirche. Die ersten Tonkünstler, Neider und Bewunderer waren versammelt; der hohe Adel und Pabst Clemens XI. selbst war anwesend. Die Erwartung war außerordentlich. Man wußte, daß sich Stradella diesmal selbst übertroffen. Der Geist Händels, Haydns, Mozarts, Beethovens und Cherubinis schien vereint auf ihn geruht zu haben. Schon die Ouverture spannte durch die Wahl der Tonart, durch Neuheit und Wechsel der Gedanken die allgemeine Aufmerksamkeit. Aber mit vorzüglicher Partheilichkeit hatte Stradella den höchsten Zauber der Kunst für seine Stimme aufgespart. So hatte er noch nie gesungen. Solche liebliche Modulationen hatte noch nie seine Kehle entwickelt. Die innigste Rührung hatte ihn selbst ergriffen; der schöne Text begeisterte sein frommes Gefühl; die Thräne heiliger Andacht zitterte im edlen, seelenvollen Auge; Hortensias entzückter Blick lächelte ihm durch den Schleyer Beifall; itzt hob sich, wie auf Engels-Fittichen Gesang und Harmonie mit allmähligem Schwung Himmel an und Aller Herzen, der Erde entrückt, fühlten sich selig in höhern Regionen. — Der Enthusiasmus wird allgemein; lauter Jubel zollt ihm höchste Bewunderung.

Minuzzio und sein Gefährte Nicolo befanden sich in seltsamer Stimmung. Wohl waren sie gegenwärtig, wohl hatten sie ihren Mann aufs Korn genommen und glaubten ihrer Sache gewiß zu seyn. Doch erschütterte sie solche rauschende Theilnahme und schon zuvor hatte ihr Ohr sich unwillkürlich nie gehabten Eindrücken mit einer Unruhe hingegeben, die Jeder dem Andern zu verbergen suchte.

„Nun kenne ich ihn ganz" murmelte Minuzzio dem Genossen, „doch auch du Nicolo „fasse ihn genau, damit ihn einer von uns bei„den desto sichrer treffe."

„Sichrer? Das sagst du, der Meister, „wohl zum erstenmal in deinem Leben. Oder „ist es Spott? Dann schwöre ich dir bei mei„nem Namenspatron, du kommst mir nicht zu„vor!"

Minuzzio gestand mit grinsendem Lächeln, er wisse sich nicht zu entsinnen, je einen schönern Mann geopfert zu haben.

Nicolo meinte, das sey Nebensache, noch schöner wären zweihundert Zechinen.

Indessen ging die Pause nach dem ersten Akt zu Ende.

Stradella eröffnete den zweiten mit seiner Lieblings-Arie. Er schien hier erst die Reize

seiner Stimme recht zu entwickeln. In Mollönen flötete die Klage des Schmerzes durch das erbebende Ohr in Aller Herzen. Thränen beneben Schleier und Busentuch betender Schönen. Man wagt kaum zu athmen; unwillkürlich entführt ein leises Schluchzen den gerührten Zuhörern.

Auch Minuzzio und Nicolo fühlen sich ergriffen. Einen solchen Schwanengesang hatten sie noch nie gehört. Wie trafen ihr, nur an Gassenhauer gewöhntes Ohr, diese Töne, diese Stimme, gehoben durch das herrliche Orchester! Sie starren hin, wie sich selbst entrückt. Das nie erweichte Eisen der Brust dieser Teufel schmilzt. Eine andre Welt schließt sich in ihrem Innern auf. Ein neues, nie gekanntes Gefühl regt sich zum erstenmal, das selige Gefühl des Mitleidens. Sie fühlen sich so sonderbar bewegt. Umsonst widerstreben sie der falschen Scham, sich gegenseitig ihren wunderbaren Zustand zu verbergen.

M. Nicolo! Dieser Mensch singt wie ein Engel.

N. Fratello mio! wie ein Engel.

M. Er hat mich ganz bezaubert.

N. Es geht mir nicht anders.

M. Corpo di Dio! So war mir in meinem Leben nicht zu Muthe. Verflucht! Ich sage dir, mich dauert der Mann.

N. O che canto excellente! Minuzzio, ich nehme mein Wort zurück, ich will gern umsonst nach Rom spaziert seyn, ich überlasse ihn dir. Nicht, als weigerte ich mich; aber ich habe die Musik zu gern, mein Vater war ein Schulmeister.

M. Schäme dich, Nicolo! Obwohl er mich selbst jammert, aber muß seyn. Denke an die Zechinen, an unsern Eid — doch horch!

So eben gieng Stradella aus dem schmelzenden Moll-Adagio zum Finale in das entzückendste Dur Allegro über, modulirte wundergleich, wie ein Gott, mit seinen Zaubertönen, Frohsinn und Wonne in alle Gemüther, und das einfallende Chor vollendete die allgemeine Ekstase, die sich endlich in den lautesten Jubel des Beifalls auflöste.

Er lebe! Das war nur der eine Gedanke beider Banditen. „Lieber ein Dutzend Dummköpfe!" rief Minuzzio außer sich.

„Hast Recht" entgegnete Nicolo. — Sie umarmten, herzten sich und — o Wunder! o Zaubermacht der Musik! — gaben sich das Wort, Stradella unangetastet zu lassen *).

Dieser, ohne alle Ahndung so naher Todesgefahr und der Rettung daraus durch seinen himmlischen Gesang, verläßt unter den schmeichelhaftesten Lobsprüchen mit seiner Gattin die Kirche. Als sie den Seitenweg in ein ziemlich dunkles Gäßchen eingeschlagen, um sich ihrer Wohnung zu nähern, vertreten ihnen Minuzzio und Nicolo den Weg.

„Stradella, wunderbarer Mensch!" spricht Minuzzio und wirft ihm den Dolch vor die Füße — „du hast gesiegt, deine Kunst rettete dir das „Leben. Wisse, ich, (mit Stolz) der wohlbekannte „Minuzzio und mein Kammerad, wir sind in „Venedig gedungen, dich hier zu morden. Dein „Gesang erwarb dir heute unsre Freundschaft und „nie trifft unser Dolch den Freund. Aber höre „unsre Warnung, verlasse eiligst Rom, fliehe so „weit du kannst, um der Rache deines unversöhnlichen Feindes zu entrinnen. Adio!" **)

---

*) Nur Italiäner treiben das Banditen-Handwerk methodisch, aber auch nur Italiäner sind einer solchen Empfänglichkeit für die Einwirkungen der Musik fähig.

**) Stradella rettete durch sein Oratorium sich das Leben. Pergolesi ward das Opfer eines ähnlichen Arbeit. Pabst Ganganelli, ein großer Freund der Kirchenmusik, forderte die damals in Rom anwesenden ersten Künstler zu einer möglichst vortrefflichen Komposition des Stabat mater auf. Mehrere Kunstvolle, reich instrumentirte Arbeiten wurden vorgelegt. Pergolesi erschien zuletzt mit seinem vierstimmigen Stabat mater und äußerst einfacher Begleitung, noch ist als Meisterstück bewundert. Die hohe Einfachheit und Wahrheit des Ausdrucks errang ihm den Preis und die Gunst des Pabstes. Aber denselben Abend fiel er noch vor seiner Hausthüre unter den Dolchen der Mörder, ein Opfer des Kunstneides.

Beide verschwanden und ließen Stradella und seine Gattin im höchsten Erstaunen zurück.

„So nahe dem Tode?“ rief endlich Hortensia aus und drückte den Gemahl an ihr Herz „ihm schon geweiht und der Genius der Kunst erhält dich „mir zum zweitenmal!“

Sie flüchteten schnell nach Turin, warfen sich der Herzogin von Savoyen zu Füßen und flehten um ihren Schutz. Die seltene Schönheit der Bittenden, der Ruf des Talents, mehr aber noch war das eigne Herz der liebenswürdigen Fürstin ihr Fürsprecher. Sie ernannte ihn zu ihrem Kapellmeister. Noch mehr — sie suchte die Aussöhnung mit Hortensiens Vater zu vermitteln. Aber ihre wohlwollenden Bemühungen scheiterten an der Rachsucht des stolzen Venetianers, die durch den mißlungenen Erfolg des ersten Mordanschlags nur um so stärker gereizt worden war. Durch Gnadenbezeugungen und Geschenke die Fülle mußte sie das liebende Paar zu entschädigen.

Dieß lebte glückliche Tage, als einst in Stradellas Seele der Wunsch lebhaft ward, den Hafen von Genua zu besuchen und sich wieder einmal an dem erhabenen Schauspiel der weiten See zu laben. Die zweite Nacht nach ihrer Ankunft waren sie kaum eingeschlummert, als lärmende Stimmen im Vorzimmer sie aufschreckten. Wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie unter Fackelschein vier vermummte Männer mit entblößten Dolchen auf sich eindringen sehen? Hortensia erkennt ihren Vater: „Hier meine Brust, nur verschone Stradella!“ Vergeblich die Bitte, vergeblich Stradellas Widerstand; er fällt, noch mit seinem Leichnam die ohnmächtige Gattin schützen wollend. Auch sie erliegt unter den Dolchstichen des Nobile.

Teschen im August 1815.

Roman Rudolf Holzmann.

Geschichte und Biographie.

Die Herren von Pardubicz und Stará.

(Fortsetzung von Nr. 34.)

Nach dem Absterben der Wittwe Adelheid fiel Altenburg als Erbe dem Dombechant zu, der inzwischen zum Prager Erzbißthum gelangt war, und diese hohe Würde ruhmvoll bekleidete. Wem kann wohl in unsrer Vaterlandsgeschichte der erste Name des Erzbischoffs Ernest I. unbekannt seyn? Da die Geschichte dieses würdigen Metropoliten als eines der größten Männer seiner Zeit gedenkt; so werden einige Züge aus seinem schönen Leben hier nicht am unrechten Orte stehen.

Ernest, (nach Lupacius und Crugerius, zu Chotaun a) in Böhmen geboren) legte den Grund zu seiner Bildung in der Stadt Glah, in der sein Vater, wie gesagt, das Burggrafenamt verwaltete. Hier kam er in das damals in gutem Rufe stehende Erziehungshaus der Johanniter. Die vielen Wohlthaten, welche diese von unserm Ernest, als Oberhirten der böhmischen Kirche erhielten, zeigen es wohl klar, wie sehr er den zweckmäßigen Unterricht seiner ersten Erzieher gewürdigt habe. Durst nach Kenntnissen trieb ihn von Glaz nach Braunau, b) und Prag, — zwei damals berühmte Musensitze in Böhmen, — und von da eilte er dann auf die Akademien zu Bologna und Padua, damals die ersten in Europa. Volle 14 Jahre hatte er hier den Wissenschaften gewidmet, und von da den Ruf seiner Gelehrsamkeit in alle Länder verbreitet. Die von ihm hinterlassenen Schriften, c) sein in der ganzen Römischen Welt verherrlichter Name, die vielen wichtigen, mit ausnehmender Klugheit von ihm betriebenen Staatsgeschäfte beurkunden uns im Ernesten sattsam den Mann, den die Geschichte in ihm dargestellt hat. Petrarcha schrieb einem seiner Freunde: „Ernest wäre so herrlich gebildet, besäße eine so große „Würde im Handeln, daß er ihm zu Athen geboren zu „seyn scheine; und der Italiener Villani bezeuget von

---

a) Dieses ist auch der Geburtsort des heil. Prokop.

b) Eine vom Karl IV. geliebte Stadt, die er sein Verona zu nennen pflegte.

c) Unser berühmte Prochaska fällt von ihnen, vorzüglich von seinem Mariale das Urtheil: „Liber, sacra et profana eruditione refertus, stiloque scriptus florido, et supra saeculi saporem eleganti.“ — Commentarius de liberal. artium in Bohemia et Moravia fatis. —

„ihm, er wäre ein Prälat von großem Ansehen, und so „wohl in Staatssachen, als in den Waffen sehr erfahren gewesen.“ — „Prelato di grande autoritá, esperto delle cose del mondo, e prò e andito in facti d' arme.“ Nachdem Ernest seine Studien vollendet hatte, begab er sich nach Avignon, damals der päbstliche Sitz. Hier bildete er sich ganz nach den feinen französischen Sitten zu einem Hofmanne; glänzte durch seine ausgezeichneten Talente, und erwarb sich die Gunst des päbstlichen Hofs, durch dessen Anempfehlung er bald eine Kanonikalstelle an der Prager Domkirche erlangte, — kurz darauf einstimmig zum Domdechant gewählt, und nicht lange darauf zum Erzbischof von Böhmen erhoben wurde. (1342) — Zwar schützte er seine Unvermögenheit vor, diese geistliche Ehrenstelle nach Würde zu bekleiden; aber man gab ihm zur Antwort: „Je unfähiger er sich dafür erkläre, um so würdiger sey er derselben.“ — Und das bewies er durch die That. Den wohlthätigen wahrhaft evangelischen Geist, mit dem er seine Kirche geleitet, zeigen namentlich die vortrefflichen Statute, die er auf der in Prag gehaltenen Synode verfaßt hat. Bildung des christlichen Volkes, Veredlung seiner Sitten, und die Bewirkung aller hiezu dienlichen Mittel lagen diesem Metropoliten unabläßig am Herzen; daher er unermeßliche Kosten auf gute Bücher und ihre Abschrift verwendete, und sie dann den Kirchen in seiner Erzdiözese austheilen ließ. Merkwürdig sind die Schlußworte jener Statute: „Es giebt, sagt er, keine Entschuldigung „für einen Seelsorger, dessen Schäflein „ein Wolf aufreißt, und der davon nichts „weiß.“ —

Daher sein unermüdetes Wachen über das ihm anvertraute gläubige Volk; daher aber auch sein frommer Sinn und die thätige Menschenliebe, die allen seinen Pflegeempfohlnen als das schönste Licht vorleuchtete. a) Es giebt viele Denkmäler dieses seines frommen Sinnes und seiner thätigen Menschenliebe. Auch die Stadt Liban, die auf der Herrschaft Altenburg liegt, erfreute sich von ihm einer solchen wohlthätigen Stiftung. Ernest fundirte an diesem Orte ein Spital, und dotirte es so reichlich, daß alle diejenigen, die zum Genuße dieser Wohlthat zugelassen wurden, darin vollkommene Pflege und Unterhalt fanden. — Wie lange dieses Armenhaus bestand, ist nicht bekannt. Man findet von ihm keine andere Spur, als daß man ein Feld, das ihm ehemals angehörte, noch heut zu Tage das Spitalfeld nennt.

Auf eben dieser Herrschaft Altenburg widmete er (1349) zwei Dörfer: Hrzmin (izt Rimenin) und Wazicz zur Fundirung einer theologischen Lehrkanzel an der Metropolitankirche zu Prag, wie es eine Urkunde, die der selige Hr. Bibliothekär Ungar in den Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen 6. Band. S. 215 zuerst bekannt gemacht hat, besaget. a) Laut dieser Urkunde besaß Ernest die Herrschaft Altenburg gemeinschaftlich mit seinen Brüdern Bohuslaw und Smilo, (In quibus bonis habemus communionem cum ipsis, heißt es daselbst,) die auch zu der Errichtung der benannten Lehrkanzel ihre Einwilligung gaben, wofür sie der gewissenhafte Ernest lebenslänglich mit zwei Ortschaften des Prager Erzbißthums, nemlich mit Czerczicz und Kobelnik entschädigte. Unter dem schweren Druck, den das Prager Domkapitel durch einen langen Zeitraum von den Hussiten erlitt, ging wahrscheinlich diese schöne Ernestische Stiftung zu Grunde, und Hrzmin und Wazicz fiel durch einen uns unbekannten Wechsel der Dinge wieder an Altenburg zurück b).

Einem Mann, wie Ernest, konnte die Gunst Karls des IV. nicht fehlen, der so gerne mit würdigen und gebildeten Männern umgieng. Ihn wählte er zum Rathgeber bei seinen Regierungsgeschäften; nichts geschah, ohne sich zuvor mit diesem seinem Lieblinge berathen zu haben. Balbin, Ernestens Biograph, erzählet: „Alles, was Karl Großes und Vortreffliches gethan, hätten wir meistens unserm Ernest zu danken.“ c)

---

a) Communis b. Papae (Benedicti XII.) vox fuit: Non habere Alemaniam totam talem Praelatum. — Balb. de Vita Ernesti. —

a) Die Einkünfte von diesen zwei Dörfern betrugen damals gegen 500 fl. Hrzmin zahlte 20 ½ Schock Groschen und 6 kleine Pfennige, Wazicz 3 Schock 16 Groschen.

b) In dem Verzeichniße der Besitzungen, die ehemals dem Prager Domkapitel gehörten, und das Thomas Pessina von Czechorod in seinem Phosphorus S. 684—35 anführt, erscheint auch wirklich Hrzminin, welches eben das auf der Herrschaft Altenburg ist.

c) „Hic pius princeps sic adhaerebat Arnesto, ut minima maximaque ejus consilio gereret, hunc unum admiraretur, sanctimonia et prudentia viri captus, eique conscientiae suae rationes omnes perlibenter aperiret, ut quidquid deinde Carolus egregium et divinum ultra caeteros Principes egit

Das schöne Verhältniß, in welchem Ernest zu Kaiser Karl gestanden, kann man am besten aus folgender Begebenheit entnehmen.

Karl wollte seinem noch jungen Sohn Wenzl den böhmischen Thron sichern. Man war aber in Böhmen nicht gewohnt, die Thronfolger zu krönen, so lange die Könige lebten; er befürchtete also für diese seine Neuerung Schwierigkeiten. Karl rief daher die Vornehmsten des Königreichs zusammen, — die indessen, so wie er ihnen sein Vorhaben kund machte, hiezu gleich ihre Einwilligung gaben. Nur Ernest, der Prager Erzbischof, machte Einwendungen und sprach: „Eine königliche Krone ist keine leere Würde. Sie ist vielmehr „eine große Last, und das Heil des ganzen Volkes hängt „von ihr ab; sowohl allgemeine Noth, als das Elend „einzelner Bürger werden dem Könige zugeschrieben. „Alles müssen die Könige einstens vor Gott verantworten; daher pflegt man nicht Kindern, sondern Männern, die ihre Pflicht kennen, „die Krone aufzusetzen." In zu großem Ansehen, stand der Prälat, als daß der Kaiser diese Rede übel genommen hätte. Er gab zur Antwort: „Alles „dieß ist mir bekannt, Ernest, und ich habe es größtentheils von Ihnen selbst gelernt. Ich will aber Sorge tragen, daß es auch Wenzeln, meinem Sohne, „bekannt werde. Daher habe ich bereits geschickte, fromme, weise und in der Regierungskunst wohl erfahrne „Männer, an deren Spitze Sie seyn werden, ausersehen, „welche dem Prinzen mit ihren Rathschlägen an die Hand „gehen, und ihn die Kunst zu herrschen lehren sollen. „Wir suchen bei dieser Krönung nichts anders, als dem „Reiche den Frieden, und dem königlichen Stamme die „Thronfolge zu versichern. Ihnen ist bekannt, Ernest, „nichts sey für ein Reich gefährlicher, als eine zweifelhafte Thronfolge; nichts einem Vater angenehmer, als „seinen Sohn auf dem Throne zu sehen; nichts dem Bürger zuträglicher, als von der Furcht eines Zwischenreichs „befreyt zu seyn." a)

Durch die Verdienste, welche sich Ernest um Kirche und Staat erworben, stieg er endlich bis zur Fürsten- und Cardinalwürde empor; und man ging sogar damit um, ihn auf den päbstlichen Stuhl zu erheben, wie es seine Biographen, Wilhelm von Hasenburg, Dechant der Wischehrader Collegiatkirche, und Balbin bezeugen. Dieser Mann, der ein Vater der Armen und Stifter so vieler wohlthätigen Institute war; den, wie oft gedachter Balbin spricht, die Wunder, die er wirkte, berühmt, aber berühmter noch seine Tugenden machten: a) dieser Mann that auch alles, um seine Unterthanen auf der Herrschaft Altenburg zu beglücken, gesegnet und wohlthätig war für sie seine Regierung. Seine Milde und Gerechtigkeit war für sie ein mächtiges Schild, unter dem sie allen Schutz und Zufriedenheit fanden; diese Milde versüßte ihnen aber auch gegenseitig wieder alle die Pflichten, die sie ihm als ihrem Grundherrn zu leisten hatten. Sie liebten ihn wie ihren Vater, thaten aber auch wieder alles, was treue dankbare Söhne für einen guten Vater thun sollen.

Mit wahrem Wohlgefallen verweilt der Historikes bei einem solchen Charakter. b)

(Beschluß folgt.)

(egit autem plurima, et nescio, an non plerisque Regibus invidenda) uni Arnesto accepta referre possimus." — Vita Arnesti.

Siehe auch Pelzels Karl der Vierte. I. Th. S. 104. —

a) Sieh Pelzels Kaiser Karl IV. 2. Theil, S. 728, aus welchem Werke man überhaupt alles das, was Ernest unter Kaiser Karl Großes gethan, umständlicher ersieht, wie auch aus Balbins Vita Arnesti. —

Interessante mineralogische Notiz.

Devonshire und Cornwall.

Eine Hauptbergkette zieht sich von Ostnordost gegen Westsüdwest 115—118 engl. Meilen lang. Ihr mittle-

---

a) „Miraculis clarus, virtutibus clarior." Balb. de Vita Arnesti. — Das Erstere ist wohl nur in dem Sinne zu nehmen, als man von einem ausgezeichneten Mann, der große, ungewöhnliche Dinge gethan, zu sagen pflegt: Er habe Wunder gewirkt. — Daß es aber Balbin in dem eigentlichsten Sinne genommen, und Ernesten zum Thaumaturgen gemacht habe, braucht man jenen nicht zu erinnern, welche die Lebensbeschreibung dieses Erzbischofs bei ihm gelesen — und die überhaupt wissen, wie dieser sonst vortreffliche Schriftsteller in seinen Werken überall Wunder auf Wunder häufet, und über den ganz natürlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung hinwegsehend, überall übernatürliche Einwirkung sieht.

b) Von ihm kann man in der That sagen, was der würdige mährische Pastor Kaspar Stolhag von einem berühmten Waldstein sagte:

Huic Pallas mentem dederat, Venus aurea formam,
Divitias Juno, Jupiter ingenium. —

rer und höchſter Theil beſteht aus Granit. Eine große Ausdehnung hat die Grauwackenformation. An der Südſeite der Hauptkette nimmt ſie ohne bedeutende Unterbrechung einen Raum von etwa 40 Meilen von Morgen nach Abend ein. Grünſtein kommt darin eingelagert vor. Nächſt der Grauwacke zeigt ſich Serpentin in bedeutender Ausdehnung. Zugleich mit dieſem Gabbro, *) als kryſtalliniſches Gemenge von Feldſpat und Diallage. Glimmerſchiefer und Seifenſtein bilden untergeordnete Lager im Serpentine. Der letztre kömmt nördlich von Kinance Cove vor, welche 1 ¼ engl. Meilen von Lizard Point liegt.

Zu den merkwürdigſten geologiſchen Erſcheinungen in Devonſhire und Cornwall gehören die Granitgänge in der Grauwacke, die ſich aber nur da finden, wo beide Gebirgsarten mit einander in Berührung kommen. Dieſe Gänge laufen zuſammenhängend mit dem Granit von demſelben aus, und ſtreichen durchgehends von Norden nach Süden in einer entgegengeſetzten Richtung wie die Erzgänge. Selten führen ſie Metalle und unter dieſen nur Zinn **) Sie verſchmälern ſich nicht etwa in weiterer Entfernung von ihrer Hauptmaſſe, ſondern erweitern und veräſteln ſich mehrmals.

Die Haupterzlagerſtätten ſind ſehr reich. Von den mehrſten Metallen hat dieſe Gegend etwas aufzuweiſen; nur Platin, Queckſilber, Molybdan, Tellur, Tantal und Cerium beſitzt ſie nicht. Die edlen Gänge ſtreichen von Oſtſüdoſt nach Weſtnordweſt, ein Streichen, worin ſich die verſchiedenartigſten Erzgänge in England und Schottland gleich bleiben. Am weiteſten in das Feld ſetzen die Kupfergänge; am wenigſten die Zinngänge; das Mittel halten diejenigen, welche Kupfer und Zinn zugleich führen. Die Kupfergänge ſetzen beinahe ausſchließlich in Grauwacke, die Zinngänge nur in Granit auf. Außer dieſen edeln Gängen kommen taube vor, deren Ausfüllungsmaſſe aus Thon und Mergel beſteht. Dieſe ſtreichen von Norden nach Süden, ſetzen außerordentlich weit ins Feld, haben eine ſehr verſchiedene Mächtigkeit und durchſetzen die edeln Gänge, die zuweilen durch ſie verworfen werden.

Außer den Zinnſeifenwerken waren 1800 in Cornwall 99 Gruben im Betrieb. Von dieſen bauten 45 auf Kupfer, 28 auf Zinn, 18 auf Kupfer und Zinn, 2 auf Blei, 1 auf Blei und Silber, 1 auf Kupfer und Silber, 1 auf Silber, 1 auf Kupfer und Kobalt, 1 auf Zinn und Kobalt, 1 auf Spiesglanz. Mehrere Braunſteingruben waren damals nicht im Betriebe. (Transactions)

*) Eine ausführlichere Nachricht über denſelben findet man Heſperus Nr. 33, 1813. D. H.

**) Wie im Erzgebirge und vielleicht ein neuerer Gewalt? D. H.

An Fortuna.

Frei nach Horaz.

O Göttinn, die du Antium regiereſt,
Die du den Menſchen von des Abgrunds Raub
Zu prangenden Triumphen herrlich führeſt,
Bald in Leichenfeſt die Feyer umgewandt.
An dich nur wendet ſich mit bangem Flehen
Der arme Landmann in der Arbeit Laſt,
An dich, Gebieterin des Meers, ergehen
Des Schiffers Bitten, welcher ohne Raſt
Durch Rhodus Fluthen aus Bithynien eilet,
Zu dir der Thrazier, der fliehend nimmer weilet,
Die Städte, Völker und ſelbſt Latiums wilder Stand,
Die Könige, die Frauen der Barbaren.
Der purpurtragende Tyran, die Schaaren
Der Knechte fürchten deiner Allmacht Hand,
Wir flehn zu dir, daß du des Staates Säule
Nicht niederwerf'ſt mit ſtürzender Gewalt,
Damit das Volk nicht zu den Waffen eile,
Und von Empörungswuth die Stadt erſchallt.
Die eherne Nothwendigkeit geleitet
Mit ihrem Richterſchwerdt im droh'nden Klang,
Mit ihrem Eiſenſtab, der Schrecken wild verbreitet,
Mit glüh'ndem Bleie deinen ernſten Gang.

Dir folgt die Hoffnung, dir die ſeltne Treu, umgeben
Vom ſchimmernden Gewand der Herrlichkeit,
Wann du den Glücklichen dem Elend übergeben,
Verweigert ſie ihm nicht ihr friedliches Geleit,
Doch Volksgunſt flieht ihn und der Liebe Glück,
Und wenn der Wein aus ſeinem Faß geſchwunden,
Ziehn ſich betrügeriſch die Freunde auch zurück,
Eh ſie den Druck der Armuth mit empfunden,
Beſchütze Cäſarn, der zu den Geſtaden
Britanniens jetzt eilt mit ſeinem ſtarken Heer,
Das furchtbar iſt des Morgenlandes Staaten,
Und furchtbar für das Volk am rothen Meer.
Schmach brachten uns des Bürgerkrieges Wunden.
Tief ſanken wir in jener Schreckenszeit,
Nichts unentheiligtes wird mehr gefunden,
Kein Tempel, den die Jugend nicht entweiht.
O möchteſt du das Schwerdt von frechen Händen
So oft getaucht in unſrer Brüder Blut,
Mit neuem Glanz, geführt von edlerm Muth
Zum Siege wider den Araber wenden.

Franz v. Matthiſſon.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 38. August.

Philosophie, Moral, Erziehung.

Erläuternde Anmerkungen über einige in Knittelmayers Nekrolog berührte Gegenstände.

(Man sehe Nr. 2.)

1) Ueber die künftige Vereinigung der Seele mit einem neuen Organe.

Es sey mir erlaubt, der aufgestellten Hypothese unsers verewigten Freundes einige gleichartige alte und neue Hypothesen an die Seite zu setzen. Ihre Uibereinstimmung kann wenigstens zeigen, wie sich denkende Köpfe aus verschiedenen Jahrhunderten in ihren Vermuthungen und Voraussetzungen oft so nahe begegnen; zugleich aber auch, wie natürlich es dem menschlichen Geiste ist, sich hier die Art seiner künftigen Existenz als eine der jetzigen analoge, mithin sich selbst als sinnlich-vernünftiges, mit der sichtbaren Welt noch immer in Verbindung stehendes Wesen zu denken.

Daß die Hypothese von der Vereinigung der Seele mit einem ätherischen oder himmlischen Organe nicht zu kühn sey, lehrt schon der Ausspruch des Apostels Paulus: „Es wird ausgesäet ein verweslicher Leib, und wird auferstehen, ein unverweslicher; es wird ausgesäet ein irdischer Leib und wird auferstehen ein himmlischer.“ — Wie, wo und wann aber dieses edlere Organ mit der Seele vereinigt werden wird, davon wissen wir freilich nichts. Allein es ist auch hier nicht die Rede vom Wissen, sondern von einer auf Wahrscheinlichkeit gegründeten Vermuthung. So wie nun unser verklärter Freund, der jetzt im Licht erkennt, was er hier nur dunkel ahnete, die Vermuthung hegte, die Seele werde im Aether, d. h. in der reinsten, vom Lichtstoff durchdrungenen Himmelsluft mit einem neuen ätherischen Organe vereinigt werden, so nehmen einige andere Selbstdenker, in noch näherer Uibereinstimmung mit jenem Ausspruche des Apostels an, daß die Seele gleich nach dem Tode des Körpers, mittelst der ihr eigenthümlichen, nur moment angebundenen Lebenskraft, mit den feinsten, unsichtbaren Grundstoffen der sich auflösenden edlern Theile der jetzigen Organisation eine neue organische Verbindung eingehe.

Nach der Meinung der neuen Platoniker aber, bedarf die Seele weder dieser aus der Desorganisation entspringenden neuen Organisation, noch eines sich im Aether anzueignenden neuen Organes. Die Seele, sagen sie, ist schon hier mit einem unsichtbaren und unzerstörbaren Organe vereint, welchem die sichtbaren Theile des Körpers bloß zu einer Hülle oder Umkleidung dienen. Plato scheint dasselbe zu meinen, wenn er in dem Timäus die Substanzen, die mit der Seele vereinigt sind, und durch ihre Veränderungen Vergnügen oder Schmerz erwecken, von den übrigen Theilen des menschlichen Körpers unterscheidet. Das aus den ersten bestehende eigentliche Seelenorgan ist ihm ein ätherisches feuriges Wesen, welches den Körper in allen seinen Nerven durchströmt. Die übrigen Theile sind Ursitze des sichtbaren Körpers, und haben, wenn sie von jenem ätherischen

Wesen nichts in sich enthalten, keine Empfindung, wie z. B. die Haare, Knochen und Knorpel. Unter den neuern Philosophen stellt Platner in seinen philosophischen Aphorismen und noch ausführlicher in seiner Abhandlung de principio vitali dieselbe Meinung auf. Er theilt den menschlichen Körper in das Seelenorgan und in die thierische Masse der festen und flüssigen Theile. Ersteres ist ihm, das in den Nerven und Gehirnfiebern wirksame, selbstthätige Prinzip der Empfindung und Bewegung, welches von einigen Nervengeist, Nervenäther, elektrischer Nervenstrom, auch physische Lebenskraft genannt wird. Er geht noch weiter, indem er dieses Organ in ein gedoppeltes eintheilt. Er sagt: „Das erste wesentliche „und edlere Seelenorgan erweckt in der Seele die„jenigen Ideen oder Weltvorstellungen, welche sich „unmittelbar auf den wesentlichen Trieb nach geistiger Thätigkeit und auf die edlere Bestimmung „des menschlichen Daseyns beziehen. Dieses hat „seinen Sitz in den Gesicht-, Gehör- und Gefühl„Nerven des Betastsinns, und in den Werkzeugen „der Phantasie, in wiefern sie sich auf diese Sinne „bezieht, und Vorstellungen enthält, welche mittel oder unmittelbar von denselben abhangen. Das „zweite unedlere und zufällige Seelenorgan, welches in den Geruch-, Geschmack- und gemeinen „Gefühlnerven und in dem Werkzeuge der Phantasie, in wiefern sie sich auf diese Sinne bezieht, „enthalten ist, erweckt in der Seele jene undeutlichen, aus der großen Vielheit dunkler Gefühle „zusammengeflossenen Vorstellungen von dem Zustande des thierischen Körpers, und die davon abhangenden angenehmen und unangenehmen Empfindungen. Die durch dieses Organ erweckten „Vorstellungen sind keine Weltvorstellungen, und „beziehen sich nicht auf die edlere Bestimmung des „Menschen, sondern allein auf die Erhaltung eines „thierischen Körpers, welcher in den physischen „Verhältnissen dieses Lebens zur Erhaltung des ersten Seelenorgans, und also zu der wesentlichen „Wirksamkeit der Seele selbst nothwendig war.“ Eben diese Unterscheidung eines zweifachen Seelenorgans steht auch bei den neuen Platonikern, welche den Lehrsätzen des Plato und Aristoteles von der Mischung des Geistigen und Thierischen in der menschlichen Natur nur eine lebhaftere Einkleidung geben, in großem Ansehen. Sie nehmen mit dem zweifachen Organ auch zwei Seelen an, eine vernünftige und eine sinnliche. Das Organ der sinnlichen, welches durch den ganzen Körper verbreitet ist, und aus Luft, Blut- und Nahrungsmitteln erzeugt wird, ist der Grund aller thierischen Empfindungen und Gemüthsbewegungen. Aber das Organ der vernünftigen Seele, welches sich nach einigen im Gehirn, nach andern im Herzen befindet, ist ein ätherisches, himmlisches Wesen, unzerstörbar, wie die Seele, welche es umschließt. Dieß sind auch die Lehrsätze der ältern Griechen. Platons Gespräche, besonders der Phädon sind voll von dem Einfluß dieser Ideen. Wer denkt hierbey nicht an die bedeutungsvollen Schmetterlingsflügel der allegorischen Psyche. — (Ein Name, der im Griechischen beides, Seele und Schmetterling bedeutet.)

In unsern Tagen hat der Hofrath Sömmering ein Werk über das Organ der Seele herausgegeben, welches der berühmte Professor Kant mit einer Abhandlung über den Sitz der Seele (oder vielmehr über das vergebliche Bemühen diesen Sitz auszumitteln) begleitet hat. Ich erwähne hier dieser Abhandlung, damit die Leser nicht verkennen, daß ich die Hypothese unsers verklärten Wahrheitforschers bloß mit Hypothesen begleiten wollte. Wenn wir nun dadurch auch dem Geheimnisse der Vereinigung des Geistes und Körpers nicht auf die Spur kommen, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß in unserm jetzigen Zustande in den Nerven und in dem Gehirne das Medium liegt, welches Geist und Körper verbindet. Diese Verbindung aber durch Nervenäther, oder durch zweifache Seelenorgane ausmitteln zu wollen, ist ein eben so vergebliches Bemühn, als den Sitz der Seele in der Zirbeldrüse (welche der humoristische Jean Paul die Loge zum hohen Lichte nennt,) oder mit Sömmering in der Gehirnhöhlen-Feuchtigkeit zu suchen. Übrigens können wir uns aber auch nicht vorstellen, wie die Seele als eine bloß geistige

Kraft, ohne ein mit ihr verbundenes Organ in irgend einem Verhältnisse zur Außenwelt stehen, von den räumlichen Erscheinungen derselben afficirt werden, und zum Bewußtseyn ihres eigenen Daseyns und Wirkens gelangen könne. Wenn wir also nicht alle Gemeinschaft und gegenseitige Einwirkung der Geister und Körperwelt aufheben wollen; so sind wir genöthigt, mit unserm verewigten Freunde, auch für die künftigen Perioden unsers Daseyns die Verbindung der Seele mit einem ihrer höhern Wirksamkeit angemessenen Organe vorauszusetzen.

---

2) Wahl und Leitung der Lectüre für Jünglinge und Jungfrauen.

Wie viele Reflexionen, die sich hier unwillkührlich aufdringen, muß ich unterdrücken, um jener heitern erfreulichen Vergangenheit kein dunkles, betrübendes Bild der Gegenwart zur Seite zu stellen. — Holder, gemüthlicher Genius des vorigen Jahrhunderts! o warum hast du die schöne Mitte desselben für bildungsbeflissene Jünglinge und Jungfrauen nicht zu einem Jahrhundert, oder wenn dieses nicht hinreicht, bis zu dem hellen Zeitpunkte verlängert, der eine höhere Reife der Humanität herbeiführen, und für kommende Geschlechter das werden wird, was jene schöne Epoche für uns und unsere Jugend noch jetzt seyn könnte. — Ach, wir haben uns selbst anzuklagen! — Nicht du hast uns verlassen, sondern wir dich! — Freilich kann der beklagenswerthe Jüngling, wenn er sich in der Wahl seiner Lectüre selbst überlassen ist, nichts dazu, daß es jetzt tausendmal leichter ist, sich in dieser Wahl zu irren, als damals. In jener glücklichen Beschränktheit machten in vielen, wenn nicht in den meisten gebildeten Familien Gellerts Schriften und einige Erbauungsbücher, (denn noch galt die fromme Regel: Bete und arbeite!) die ganze Hausbibliothek aus. Dafür wurden aber auch diese Schriften mehrere Male gelesen und ganz verstanden, oder vielmehr dem Geiste und Gefühle ganz einverleibt. Man schöpfte aus seinen Fabeln und Erzählungen, Klugheitsregeln; aus seinen moralischen Vorlesungen und Gedichten, Lebensweisheit, Herzensnahrung und Thatkraft; aus seinen Briefen Anmuth und Schönheit der Gedanken und des Ausdrucks; aus den darin aufgestellten Charakterzügen und naiven Selbstgeständnissen, eine zwar einseitige, aber desto erfreulichere Welt- und Menschenkenntniß, gerade wie sie der Jüngling, um den Glauben an das Edlere und Bessere im Menschen nicht zu verlieren, am meisten bedarf; aus seiner Anleitung zum Briefstyl, deutliche Begriffe von den Eigenschaften eines gebildeten, leichten und natürlichen Gedanken-Vortrags; aus seinen kritischen Abhandlungen, Schärfung des Verstandes und der Urtheilskraft; und aus den leicht versificirten Schäferspielen — Zartheit und Wärme des Gefühls, leichten gefälligen Witz und humoristischen, heitern Lebenssinn. Kurz, Kopf und Herz fanden in diesen Schriften eine gedeihliche, stärkende und erfrischende Nahrung, ganz dazu geeignet, den innern Menschen in Harmonie mit sich selbst zu erhalten. — Las man dann am Schluße dieser Schriften die Lebensgeschichte des liebenswürdigen, frommen Dichters und Jugendlehrers, und die Trauer-Oden seiner Freunde, o so wurde das Herz tief bewegt; man feierte mit ihnen sein Gedächtniß, und sehnte sich seine Urne dankbar zu umkränzen. So vorbereitet ging man zu den Schriften seiner Geistesverwandten, deren Namen man schon zum Theil aus seinen Schriften kannte. Bei einiger Unschlüssigkeit in der Wahl, oder bei dem Wunsche auch die bessern Schriften des Auslandes kennen zu lernen, wurde meistens ein erfahrner Hausfreund zu Rathe gezogen. So damals! — Jetzt, — wo bei der großen Fluth unserer Unterhaltungsschriften die Gefahr, durch eine unvorsichtige Wahl unersetzlichen Schaden anzurichten, weit größer ist: überläßt man diese, ohne alle Besorgniß, nur zu oft ganz der unmündigen Jugend. Und welche Wahl wird und kann sie treffen? — Schon durch zahllose Kinderschriften, die größtentheils eine Geist und Herz verweichlichende Nahrung enthalten, und bei aller ihrer sitt-

lichen Tendenz mehr eine erkünstelte Frühzeitigung der Empfindungen als vernünftiges Denken und Wollen begünstigen, und als kleine Romane die Lectüre der größern, schädlichern vorbereiten, — schon durch diese verwöhnt, greift die arme, sich zu früh selbst überlassene Jugend, — (oft schon eher sie die Schule verlassen, und durch höhere Grundsätze sich einige Stärke zum Widerstande zugebildet hat,) zu den beliebten, von allen Seiten empfohlenen, größtentheils schlüpfrigen und abentheuerlichen Romanen, Lustspielen und ähnlichen Dichtungen, die ein schadenfroher Dämon, der sich ihrer Bildung zu bemächtigen sucht, — ihnen, damit ja kein schwacher Eindruck ohne die nöthige Verstärkung bleibe, zu ganzen Dutzenden darbietet. Selbst die bessern Werke unserer Dichter, die nur zu oft Gefühle zum Gegenstande haben, die der unbefangenen Jugend nach der Ordnung der Natur noch lange fremd bleiben sollten, beleben durch ihre zart drapirten Gemälde, nicht selten die Neigung zu einem feinern Cynismus, der, damit er desto eher zu einem gröbern erwachse, in den sogenannten Cassen-Stücken unserer Theater, (denn die Casse geht der Decenz, der Sittlichkeit und dem veredelten Kunstgefühle vor,) seine derbe, grob-sinnliche Unterstützung findet. Bleibt dem Jünglinge nun noch einige Strebsamkeit zur höhern Bildung — so ist er leider! oft einer neuen, noch größern Gefahr ausgesetzt. Jener schadenfrohe Dämon vollendet sein Werk, indem er den armen Schlachtopfern seiner süßen Geistes- und Herzens-Vergiftung, statt deutscher gesunder Philosophie, (wie sie z. B. in den Werken eines Reimarus, Eberhard, Moses Mendelssohn, Morus, Engel, Garve, Herder u. s. w. oder auch in guten Handbüchern der philosophischen Moral enthalten ist) — die berüchtigten Meisterwerke einiger französischen Pseudosophen und Sophisten darbeut, die, indem sie das Gewissen zu einem Kunstprodukte der Erziehung und die Religion zu einer fein ersonnenen Staatsmaxime machen, alles Hohe, Edle und Göttliche in dem Menschen durch blendende Spitzfindigkeiten, Trugschlüsse und Scheingründe herabwürdigen, welche die schwache Urtheilskraft, des im Gebiete der Phantasie am Bande der dichterischen Exaltation irre geleiteten Jünglings nicht zu durchschauen vermag. Möchte doch in jeder Hausbibliothek ein Milwie den Flammen Preis geben, was ihnen gebührt! *) Wer den unsäglichen Schaden kennt, den eine übel gewählte Lectüre in dem Verstande und Herzen so mancher hoffnungsvollen Jünglinge und Jungfrauen angerichtet hat, und noch anrichtet, der muß innigst wünschen, daß die Wichtigkeit der Pflicht, die Wahl der Lectüre der Jugend zweckmäßig zu leiten, von Eltern, Erziehern und Lehrern ja recht erkannt und beherzigt werden möge. So wichtig auch die ästhetische Bildung ist, und so sehr auch einige geniale Dichter und dichtende Philosophen bemüht sind, aus ihr die höhere Totalität des menschlichen Seyns, d. h. aus der Poesie das reine, geistige, religiöse und sittliche Leben des Menschen hervortreten zu lassen, so kann dieses doch weder jene, die Rohr- und Wachsähnlichkeit des jugendlichen Gemüths verkennende Sorglosigkeit in der Wahl der Schriften, von welchen man sich diese Bildung verspricht, — noch selbst die Beschleunigung der höhern, geistigen und ästhetischen Cultur, durch die Lectüre solcher Dichter, entschuldigen, die in jeder Hinsicht mehr zu einer genußreichen Vollendung, als zu einer übenden Fortführung derselben geeignet sind. — Wenn der humoristische Jean Paul, in einem besondern Extrablatt seiner unsichtbaren Loge, uns mit eben so viel psychologischem Scharfblicke, als Witz und Laune die Gründe aufstellt, die ihn bestimmen, seinem Gustav Witz und verdorbene Autoren zuzulassen, und klassische, nämlich griechische und römische zu verbieten; so hätte er dieses Verbot theils aus denselben, theils aus andern triftigen Gründen auch auf mehrere deutsche Klassiker, und nach seinem Gesichtspunkte sogar auf seine eigenen Schriften ausdehnen können, die sich zwar dem

*) M. s. die Fabel auf Antiparos in Engels Philosoph für die Welt.

Jünglinge, der nicht durch die vielseitigen Kenntnisse eines Polyhistors zum Manne gereift ist, von selbst verbieten, übrigens aber in sittlicher Hinsicht zu den empfehlungswürdigsten gehören.

Ich überlasse dem Leser jenen psychologischen Gründen selbst nachzuspüren, und füge, um von Allen verstanden zu werden, noch hinzu, daß wir selbst mit den Werken eines Schillers, so ernst und feierlich auch der Genius des Lebens in denselben zur Erhabenheit und Würde fortschreitet, geschweige den eines Wieland und Göthe, in welchen sich ein weit üppigeres Leben — oft nur in zu reizender Fülle bewegt, nicht zu sehr dem Zeitpunkte einer höhern Geistesreife voreilen, sondern dem Jünglinge erst Empfänglichkeit für die höhere Schönheit und Klassicität dieser Werke durch Schriften von minderer Gediegenheit, Feinheit und Reichhaltigkeit der poetischen und philosophischen Lebensbeziehungen zubilden sollten. — Solche Schriften von untergeordnetem Range haben für Jünglinge von reiferm Alter (sobald sie aufhören an unsern bessern Kinderschriften Geschmack zu finden, und überhaupt in ihrer intellektuellen, ästhetischen und moralischen Bildung so weit fortgeschritten sind, daß sie das Bedürfniß einer stärkern Geistesnahrung fühlen,) schon relative Klassicität (denn eine absolute läßt sich in einer lebenden Sprache, so lange sie noch eines höhern Grades der Ausbildung fähig ist, nicht denken,) sobald sie sich (unter der Voraussetzung der logischen und grammatischen Korrektheit, ohne welche eine Schrift unmöglich schön genannt werden kann,) dem Ideale einer ästhetischen Vollkommenheit nur in gehöriger Angemessenheit zu der erreichten Bildungsstufe nähern, mithin im Anfange dieser höhern Bildungsperiode

a,) dem ästhetischen Sinn durch auffallende, stark reizende, mehr groteske als zart nuanzirte Schönheiten Nahrung geben; wobei sogar (nach dem Urtheile des Herrn Jean Paul Richter ein wenig Schwulst anfangs nicht leicht schädlich werden kann;

b,) mehr den leichten, gefälligen, spielenden Witz, und heitern, muthwilligen Humor, als die höhere, philosophische Abstraktions-Kraft und dichterische Phantasie — welche die jugendliche Lebensflamme zu verzehrend anfacht, — anregen; dabei aber

c) das sittliche Gefühl, die religiöse Stimmung des Gemüths, und die, der nicht mißleiteten Jugend eigenthümliche Unschuld und Unbefangenheit, wenn auch nicht immer absichtlich pflegen, doch überall mit zarter Schonung begegnen. *)

---

*) Nach diesem Gesichtspunkte eine anthologische Bibliothek oder geordnete Blumenlese aus den besten ästhetischen Schriften der Deutschen für die Jugend beiderlei Geschlechts mit ächt kritischem Geiste zu veranstalten, wäre gewiß ein verdienstliches Unternehmen. Ein solches Werk müßte sich an unsre bessere Kinderschriften, d. h. an die Werke eines Campe, Salzmann, Weiße, Glatz, Löhr u. s. w. anschließen und nach Stoff und Form mit dem Wachsthume des jugendlichen Geistes, etwa vom 15. bis zum 20. Jahre, gleichen Schritt halten, und so eine eigentliche Schule des guten Geschmacks oder eine Gymnastik des Geistes, besonders des ästhetischen Gemüthsvermögens werden. Pölitz praktisches Handbuch zur statarischen und kursorischen Lectüre der deutschen Klassiker für Lehrer und Erzieher, (ein durch verschiedene Kursus für die Interpretation deutscher Klassiker hindurch geführtes Werk, welches in allen gelehrten Schulen eingeführt werden sollte,) könnte der hier vorgeschlagenen anthologischen Bibliothek für Jünglinge und Jungfrauen in mancher Hinsicht besonders in Ansehung der Charakteristik der Dichter, der kurzen theoretischen Einleitungen und erläuternden Anmerkungen zum Muster dienen. Bei gehöriger Ermunterung von Seiten des Publikums und einer soliden Buchhandlung hätte ich große Lust ein solches Werk in Verbindung mit Männern, die der Sache gewachsen sind, und die ich dazu einladen würde, zu unternehmen. Diese Bibliothek, welche, um nicht zu bändereich zu werden, nur die vorzüglichsten Blüthen der deutschen Klassiker sammeln, aber auch zur Erreichung ihres Zwecks nicht zu unvollständig ausfallen dürfte, würde nicht nur den Lesern eine vertraute Bekanntschaft mit dem Geiste und den Eigenthümlichkeiten unserer Sprache, sondern auch

Was nun aber die römischen und griechischen Klassiker betrifft, die der wackere Jean Paul seinem Gustav verbietet, so sollten sie allerdings in manchen Schulen mit mehr Auswahl gelesen, vielleicht auch in einigen mit größerer Vorsicht interpretirt und kommentirt werden. In unsern östreichischen Schulen sind daher schon längst sehr zweckmäßige Chrestomathien eingeführt worden, die den Jüngling mit dem Geiste der Alten bekannt machen, ohne ihn der Gefahr auszusetzen, sich an klassischen Obscönitäten ergötzen, und seine Phantasie mit unreinen Bildern anfüllen zu können. Im nördlichen Deutschland hat aber der, vor einigen Jahren in der Schulbuchhandlung zu Braunschweig gemachte Versuch zu einer gereinigten Ausgabe einiger lateinischen Klassiker, so viel ich weiß, nicht in allen Schulen Beifall und Aufnahme gefunden.

Die Herren Rektoren sind — wenigstens zum Theil — mit solchen philologischen Castrationen nicht einverstanden, und scheinen es für eine Gewissenssache zu halten, der studirenden Jugend eine klassische Schlüpfrigkeit zu unterschlagen. Dieses gilt jedoch nur von den höhern Klassen einiger Gymnasien, denn in den untern sind auch dort überall die trefflichen lateinischen und griechischen Lesebücher eines Gedike eingeführt.

Aber nicht bloß die römischen und griechischen Klassiker, sondern auch die zum Verständnisse derselben unentbehrliche Mythologie sollte für die Jugend von ihren schlüpfrigen Auswüchsen möglichst gereinigt, und sowohl in Ansehung ihrer ursprünglichen, als auch in der durch spätere Dichter veränderten Gestalt — mehr aus einem rein historischen Gesichtspunkte, nach welchem sie die Symbole der ältesten Kenntnisse des Menschengeschlechts, oder die ersten Keime geschichtlicher, kosmogonischer, philosophischer, sittlicher und religiöser Begriffe und Vorstellungsarten enthält — aufgefaßt und bearbeitet werden. *)

---

mit den besten Produkten der klassischen Dichter und gemeinverständlicher philosophischer Schriftsteller unserer Nation von den Zeiten eines Haller, Hagedorn und Gellert bis auf die unsrige auf eine eben so lehrreiche als unterhaltende Art gewähren. Ein solches Werk würde nicht wenig zur Verminderung der Romanenlectüre beitragen, und zugleich alle Nachtheile entfernen, die das Lesen ganzer Werke mancher Schriftsteller und besonders einiger der bessern Dichter befürchten lassen. Die Subscription auf diese anthologische Bibliothek kann vorläufig eröffnet werden, wobei ich mich jedoch nicht eher zur Herausgabe derselben verpflichte, bis ich mich und meine Mitarbeiter oder auch die Buchhandlung, welche dieses Werk übernimmt, durch eine hinlängliche Zahl der Abnehmer vor Schaden gedeckt sehe. Ich ersuche die Leser des Hesperus, die Erscheinung dieser hier vorläufig angekündigten Bibliothek durch ihre gütige Empfehlung mit zu befördern, und wenn sie sich zur Unterzeichnung geneigt finden, mir ihre Namen in portofreien Briefen (unter der Adresse G. H. Buse Professor in Brünn) einzusenden.

*) Eine solche Bearbeitung der Mythologie müßte der in der vorigen Note vorläufig angekündigten anthologischen Bibliothek für Jünglinge und Jungfrauen als ein unentbehrliches Hülfsmittel zum Verstehen der Dichter vorangeschickt, und nach einem eigenen aus der Geschichte der Mythik hergeleiteten Plane, mit Benuzzung der Dichtungen der Alten, besonders nach den meisterhaften Verdeutschungen eines Voß bearbeitet werden. Was Hermanns Handbuch der griechischen und römischen Mythologie den angehenden Gelehrten, und Rambergs Mythologie den Künstlern geworden ist, oder werden kann, das müßte dieses Werk (welches auch die nordische Mythologie mit zu umfassen hätte,) der bildungsbeflissenen Jugend für ihre gesammte geistige und ästhetische Bildung werden. †)

†) Die hier in Vorschlag gebrachte Bibliothek für Jünglinge und Mädchen ist ein wahres Bedürfniß, und der Herr Verf., in welchem ich schon viele Jahre einen eben so kenntnißreichen und gebildeten Mann als mir sehr werthen Freund schäze, ganz einem solchen Unternehmen gewachsen, zu dessen Unterstüzung ich alle meine Freunde und Correspondenten auffordere. D. H.

(Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz.

1.

Pesth 19. Mai 1816.

Thermolampische Notizen.

Der zu Wien lebende Herr Graf Szecseny ist der Ungrische Kavalier, dessen die Zeitungen erwähnten, welcher ein Muster zu einer Thermolampe und Gasbeleuchtungs-Vorrichtung aus Paris mitgebracht hat.

2.

Herr Graf Salm in Mähren, dessen Verkohlungsversuche im Großen mit Gasabsonderung Herr Lampadius in seinen neuen Erfahrungen im Gebiete der Chemie (Weimar 1816) erwähnt, wollte seinen ersten Verkohlungsofen *) abändern. Ist es geschehen?

3.

Herr D. Tebel allhier hat auch kleinere Versuchsöfen erbaut, um zu prüfen, in welchen die Verwandlung der Braunkohlen **) zu Coaks am vortheilhaftesten ausfallen wird; die Oefen stehen fertig und stehen zum Austrocknen. Nächstens sollen die Versuche beginnen. Ein Ofen faßt 6 — 7 Metzen Kohlen.

4.

Graf Aspremont soll schon zwei Jahre auf seinen Gütern an der mährischen Gränze große Verkohlungsöfen für Holz, mit Gewinnung für Theer und Holz eingerichtet haben. Er soll jährlich gegen 6000 Eimer solches styptisches Gerbesauerwasser verkaufen.

5.

Mähren. 1. Juny 1816.

Accum.

Accums praktische Abhandlung über das Gaslicht, eine vollständige Beschreibung des Apparats und der Maschinerie, um Straßen, Häuser und Manufakturen damit zu beleuchten, enthaltend — ist nun (Weimar 1816) übersetzt von Lampadius und zugleich dessen Neue Erfahrungen im Gebiete der Chemie (Weimar 1816) erschienen, worinn er seine eigne Versuche der Coaks-Gewinnung aus Steinkohlen und deren Benützung zur Gasbeleuchtung erzählt.

Bei Accum ist zu bemerken: 1) Fehlen darin alle Maßverhältnisse bei den Zeichnungen. Indessen lassen sich diese meistens durch Rechnung leicht finden; nur nicht für den Durchmesser der Gasröhrchen, welche unmittelbar das Gas zur Flamme leiten — und dieß ist ein Hauptpunkt! 2) Ist nicht gelehrt, wie das Anzünden gefahrlos zu verrichten sey? Ehe das Gas brennt, mischt es sich mit atmosphärischer Luft in allen den Räumen, die es durchgeführt wird (im Verhältniß wie 1 : 100) wird Knallgas, hört wieder auf es zu seyn, endlich strömt es als reines Gas aus, welches erst gefahrlos angezündet werden kann. Aber woran erkennt man dieß sicher? Mechanisch versuchen, bis es ohne Explosion brenne, dieß geht nicht. Warten und unnütz Gas aus Vorsicht entweichen lassen, ist für den rechnenden Engländer zu unwirthschaftlich. Proben im Kelchgläschen nehmen ist zwar sicher — wie aber bei unserm Volk ausführbar?

Alles Uebrige der Schrift ist klassisch. *)

6.

Erste Gasbeleuchtung in Böhmen.

Schon verflossenen Winter ist die Beleuchtung mit Steinkohlengas auf dem Comtoir des Herrn Kattun-Fabrikanten Mebold in Hohenelbe eingeführt gewesen. Man geht vielleicht weiter und verbindet damit die Erzeugung des Theers im Großen. Der Verbrauch der Wagenschmier ist in Böhmen groß und sie dürfte sich aus Steinkohlen um ½ — ⅔ wohlfeiler erzeugen lassen. Nur kömmt es noch darauf an ihr mehr Dichtigkeit zu verschaffen. In Iglau kostet das Pfund Wagenschmier gegenwärtig 48 kr. Aus Steinkohlen würde man das Seidel mit 12 kr. stellen können.

Hiezu bleiben eiserne Retorten als Steinkohlenbehälter der beste Apparat. Gemauerte sind schwieriger luftdicht zu machen und zu sehr der Erzeugung der Knallluft und allen dadurch entstehenden Zerstörungen ausgesetzt. Eiserne Bodenplatten (zur Beheizung) würden

*) Die sehr lehrreichen, interessanten und gewiß größten Versuche dieser Art mit Holz (80 Klafter in einem Ofen) sind beschrieben im X. Heft dieser Zeitschrift vom Jahre 1810. D. H.

**) Sollten Braunkohlen überhaupt zu Coaks geeignet seyn? D. H.

*) Lampadius ließ, wenn einmal die Gas-Entbindung im Gange war, etwa 5 Minuten lang das Gas entweichen, ehe er anzündete, um eine 6 Stunden lange Beleuchtung zu bewirken. Der Verlust also nur 1/72 des Ganzen!

Solche Apparate und ihre Benützung soll man wohl nie gemeinem Volk, sondern wissenschaftlichen oder doch gehörig abgerichteten Menschen anvertrauen! D. H.

ſich werfen und dann ebenfalls Luft zulaſſen. Platten von Graphit oder der Maſſe der Glashafen brauchen mehr Feuer-Material, was indeſſen ſehr gemindert würde, wenn man ſie ſo gut verbinden könnte, daß man ſie (anſtatt blos den Boden zu heizen) durch den Ofen führte in Form von Kanälen und alſo 3 Flächen erhizte.

Auch Oel, das dem Terpentinöl an Güte und Brauchbarkeit nichts nachgeben ſoll, iſt man Willens aus Steinkohlen zugleich zu bereiten. *)

Libuſſa.

Von Franz Freyherrn von Maltiz.

(Fortſezung von Nr. 36.)

Und zögernd ſtets verweigert ſie,
Der Freyheit zu entſagen;
Im Glanz, den ihr die Hoheit lieh,
Muß ſie ihr Herz beklagen;

Aufweichend ſucht ſie zu entfliehn
Dem Kampf um ihre Rechte,
Und oft durchirrt die Seherin
Des Hains geheimſte Nächte.

Einſt floh ſie früh das finſtre Schloß
Auf unbekannten Wegen,
Geflügelt eilt ihr weißes Roß
Dem Morgenhauch entgegen.
Frey athmet ſie, als Feld und Wald
So freundlich ſie umſchließen,
Als ſie von grüner Nacht umwallt
Der Sänger Chöre grüßen.

Doch immer ſchwärzer wird die Flur,
Und Schatten ſie umwinden,
Bald droht des Pfades letzte Spur
Aus ihrem Blick zu ſchwinden,
Und leiſe ſchien des Sturmes Nahn,
Die Tannen zu durchſauſen,
Dumpf an des Himmels Wolkenbahn,
Ein Wetter her zu brauſen.

Horch, da begann ein milder Klang
Die Ferne zu durchdringen,
Und leiſe ſchwellend ein Geſang
Zum Aether ſich zu ſchwingen.
Libuſſens Buſen ſchauerlich
Hob ſtiller Ahndung Fülle;
Sie naht dem Sänger leiſe ſich,
In des Geſträuches Hülle.

Im waldumkränzten Ackerfeld,
Des Pfluges Furchen ziehend,
Ein Jüngling ihren Blicken ſtellt
Sich dar, in Unſchuld blühend.
Sein Antlitz ziert der Widerſchein
Der frommen Jugendſchöne;
Die heitre Seele ſtrömte rein
In des Geſanges Töne.

Allein des Auges Glanz verſchwand,
Als jezt im ſtolzen Prangen,
Die hohe Jungfrau vor ihm ſtand
Vom Zauberlicht umfangen.
Das Licht des Himmels ſcheinet ſie,
So dünkt ihm, zu umſchließen,
Und unwillkührlich ſinkt ſein Knie
Die Göttin zu begrüßen.

(Fortſezung folgt.)

---

*) Es iſt merkwürdig, wie lange Zeit eine, wenn auch noch ſo vortheilhafte und nüzliche Sache braucht, ehe die Unbekanntſchaft mit ihrem Verbrauche oder dagegen herrſchende Vorurtheile ihre Anwendung zulaſſen.

Seit 1803 bin ich der erſte und einzige, der ſich ausſchließend der Steinkohlen zu allen Küchen- und Ofenfeuern hier in Brünn bedient, ohne daß ich ſobald Nachfolger fand. Einige Jahre ſpäter gieng das allerhöchſte Aerarium mit dem erſten Beiſpiele im Großen vor, und es ward mit großer Erſparniß für immer auf den Kochheerden der Kaſernen für den Sommer der Gebrauch der Steinkohlen eingeführt. Das zweite Beiſpiel im Großen gab die hohe Landesſtelle, welche ihren Gebrauch bei den Ziegelbrennereien in und um Brünn bis auf einen Bezirk von 2 Meilen gebot.

1814 war der Tuchfabrikant Herr Wunſch der erſte, der zum Behuf ſeiner Fabrikation hier eine Dampfmaſchine errichtete und dieſelbe ſeitdem ununterbrochen mit Steinkohlen beheizt. 1815 waren die Fein-Tuchfabrikanten Schöll und Memmert die erſten, welche ihre Winterrahme auf Steinkohlenfeuerung einrichteten und dann dieſe auch in alle Fabriksöfen und Heerdfeuer mit ſehr bedeutender Erſparniß einführten. Um eben dieſe Zeit war der Färber Herr Croy der erſte, welcher ſich der Steinkohlen zur Keſſelfeuerung bediente und hiernach ſeine Färberei umänderte. D. H.

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 39. August.

Geschichte.

Diplomatische Nachrichten über das ehemalige Eremitenkloster Heuraffel in Böhmen *).

Heuraffel liegt an der südlichen Spitze Böhmens im Budweiser Kreise, zwei Stunden westlich oberhalb des Zisterzienser Stifts Hohenfurt, in einem ringsum durch hohe Berge eingeschloßnen Thale, am rechten Ufer der Moldau, und nur einige hundert Schritte von derselben entfernt. Unbeträchtlich ist hier ihr Fall; sie gleitet über Sand, bis an das Dorf Neuhäusel am Haidberg, nach dem alten Straſſeneink ruhig hinab, ohne wie weiter abwärts bei der sogenannten Teufelsmauer, (in den Müllerischen und Wielandischen Karten Böhmens angustiae montium) an den Ufern Zerstörungen zu bewirken.

Die Ansicht der Umgebungen spricht dafür, daß dort ehedem ergiebige Wiesen gewesen seyn mochten. Der reichliche Ertrag des Heues, welches von den Nachbarn entweder zusammen gerafft, oder sogleich in Heuraufen, (nach Adelungs landwirthschaftlichen Vorrichtungen zur Vorlegung des Heues,) verfüttert wurde, soll dieser Gegend den Namen Heuraffel ertheilet haben, der später auch auf das in derselben errichtete Kloster überging. Kömmt es auch hie und da unter dem Namen Harlaff und Haarraffel vor, so sind dieß offenbar entstellte Lesearten; wenigstens ist es nicht erwiesen, daß das Raufen oder Raffen des Haares, wie der Flachs dort heißt, diese Benennung veranlaßte. Der böhmische, itzt größtentheils schon vergessene Name war: Nawegtonč, welches an den zu Prag in Podskal vorkommenden Wegtoň erinnert. Balbin nennt Epitom. S. 373 diese ganze Gegend Vitkos Einöde, welchen Namen sie von der benachbarten Burg Wittinghausen, nach einer nahen Kirche auch St. Thomas genannt, erhalten zu haben scheint, die am Saume des Landes an der Spitze eines mehr als 100 W. Kl. über den Wasserspiegel der Moldau erhabenen und weite Umsichten gewährenden Berges hoch über ihre Nachbarinnen emporragt, der erste Aufenthalt des Rosenbergischen Stammes in dieser Gegend gewesen seyn, von ihrem Erbauer Vitek oder Wittigo den Namen Viteks Haus, Wittigos Haus, Wittinghausen, (ein Gegenstück zu Wittingau bei Budweis,) und als ein steinernes Haus auch den Namen Wittingstein erhalten haben soll, und nur irrig hie und da als Wittibinhausen vorkömmt. Unfern davon, aber dicht am linken Ufer der Moldau, liegt auch der zu Rosenberg gehörige Markt Friedberg, in Urschriften und Sigillen richtiger Friedburg genannt, weil er einst im Burgfrieden, (nach Adelung einem Umkreise um die Burg, in welcher der öffentliche Friede nicht gestört werden durfte, in weiterer Bedeutung auch dem ganzen Gerichtsbezirke einer Burg,) der genannten Veste lag.

Was Balbin Epit. S. 373 und 568 — was Schaller im 13. Theile seiner Topographie Böhmens S. 168, — was das 1786 begonnene Gedenkbuch der Heuraffler Lokalpfarre von dem einst daselbst bestandenen Eremitenkloster sagen, ist theils zu kurz, theils zu verworren und unrichtig, als daß es den prüfenden Forscher des Alterthumes befriedigen könnte. Insbesondere stützen sich die Aufschlüße des Gedenkbuches größtentheils blos auf die in dasselbe aufgenommenen Inschriften einiger vor mehreren Jahrzehenden daselbst noch vorhandenen Gemählde, welche wahrscheinlich erst im verflossenen Jahrhunderte verfertiget wurden, wie es bei dem einen noch gegenwärtig im Presbyterio rechts hängenden der

*) Man vergleiche hiermit: Der Ursprung des Cistercienser Stifts Hohenfurt in Böhmen. Prag 1814, welchen wir dem würdigen Hrn. Dr. Xaver Maximilian Millauer, Prof. der Theologie und Sekretär jenes Stifts verdanken. D. H.

Fall ist, das den H. Bernard mit dem Stifte Hohenfurt im Hintergrunde darstellt, und von dem Laybruder dieses Stiftes Lukas Wawra, erst nach der Ablegung seiner Gelübde, somit nach dem 5 April 1769 gemahlt wurde.

In dieser Hinsicht dürften die nachstehenden, mit besonderer Bewilligung Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten Joseph von Schwarzenberg F. T. unter Mitwirkung des Hrn. Archivsdirektors Battista meistens aus dem Archive des Herzogthums Krumau geschöpften diplomatischen Nachrichten über dieß ehemalige Eremitenkloster in Heuraffel als ein Beitrag zur Beleuchtung der besonderen Kirchengeschichte Böhmens dem Freunde des Vaterlandes willkommen seyn, zu dessen Behufe ich die ganze männliche Descendenz der Herren von Rosenberg von dem Begründer des Stiftes Hohenfurt bis zum letzten Sprossen dieses Stammes voranssende, um Irrungen vorzubeugen, die z. B. selbst in Nr. 84 der Prager Zeitung 1815 statt fanden.

I. Wok des 1. Söhne: 1. Witek der 5. † 1277. 2. Heinrich der 3. † 1310.

II. Heinrich des 3. Sohn: Peter der 1. † 1346.

III. Peters des 1. Söhne: 1. Jobok der 1. † 1369. 2. Peter der 2. Probst † 1384. 3. Ulrich der 1. † 1390. 4. Johann der 1. † 1389. 5. Heinrich der 4. † 1346.

IV. Ullrich des 1. Sohn: Heinrich der 5. † 1412.

V. Heinrich des 5. Söhne: 1. Peter der 3. † um 1400, 2. Ullrich der 2. † 1462.

VI. Ullrich des 2. Söhne: 1. Heinrich der 6. † 1457. 2. Jobok der 2. † 1477. 3. Johann der 2. † 1472.

VII. Johann des 2. Söhne: 1. Heinrich der 7. † 1489. 2. Wok der 2. † 1505. 3. Peter der 4. † 1523. 4. Ullrich der 3. † 1512.

VIII. Wok des 2. Söhne; 1. Heinrich der 8. † 1494. 2. Johann der 1. † 1532. 3. Jobok der 3. † 1539. 4. Peter der 5. † 1545. 5. Heinrich der 9. † 1526.

IX. Jobok des 3. Söhne: 1. Ferdinand Wok † 1531. 2. Ullrich der 4. † 1514. 3. Wilhelm † 1592. 4. Peter Wok † 1611.

Nach der Angabe des pfarrlichen Gedenkbuches soll die Kirche zu Heuraffel am Anfange des 13ten Jahrhundertes durch Anton von Rosenberg erbaut worden seyn. Allein dieß stützt sich theils auf die falsch verstandene Inschrift des einen der berühmten Gemählde, wo es hieß: Eremus S. Antonii in Heuraffel jam olim D. (nicht etwa a Domino, sondern Divo) Antonio a Rosensibus hac ecclesia erecta, u. s. w. theils auf ein bisher genährtes Vorurtheil, diese Kirche für älter zu halten, als jene des 1259 gegründeten Stiftes Hohenfurt. Lange bemerkte man den Widerspruch nicht, in welchem diese Angabe mit den Inschriften der übrigen Gemählde, und mit Balbins Nachrichten stand, die er aus der handschriftlichen Rosenbergischen Chronik des im 16ten Jahrhunderte lebenden Wittingauer Bibliothekärs Wenzel Brejan entlehnte, von welcher viele Abschriften vorhanden sind. Während es einerseits hier ausdrücklich heißt, daß die Eremiten in Heuraffel erst in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts gestiftet wurden: erscheint andererseits in den bisher bekannten Urkunden und Stammtafeln derselben kein Anton.

Die Stiftungsurkunde selbst ist vom Jahre 1384. In derselben erklären die Brüder Peter und Johann v. R. daß sie es mittelst der H. H. Väter erkannten, wie liebenswürdig das einsame Leben sey, und dadurch bewogen in ihren Wäldern bei Friedberg über der Moldau eine Einsiedelei für die Eremiten des heil. Paul des 1. Einsiedlers mit einer steinernen Kapelle und 6 Zellen erbauet hätten, welche sie nun sammt den nächsten Umgebungen einigen Eremiten übergeben, die sie zu bewohnen wünschen, und daran ja nicht gehindert werden sollen.

Verloren wäre der Inhalt dieser Urschrift, so wie der am 29. Sept. desselben Jahres durch den Prager Erzbischof Johann erfolgten Bestätigung, wenn nicht der Hohenfurter Abt Thomas; der Probst des nahen Prämonstratenser Stiftes Schlegl, Johann; der Bechiner Erzdiakon und Pfarrer zu Krumau Johann; und ein Priester und Senior dieser Eremiten Peter 1489 eine Abschrift von beiden verfaßt hätten, die sich in Krumau befindet. Dadurch werden Brejan und Balbin, so wie die angezeigten Inschriften berichtiget. Von den ersteren wird diese Stiftung allen 4 Brüdern, Jobok, Peter, Ullrich und Johann insgesammt zugeschrieben: in den zweiten wird sie einmal in das Jahr 1357 und dann wieder in das Jahr 1385 versetzt.

Die etwa eingetretene besondere Veranlassung zu derselben kann nicht angegeben werden, während die allgemeine schon im Geist der Zeit und im andringenden Beispiele der Ahnen lag. Daß in den Wäldern der HH. v. R. z. B. um Wittingau überhaupt einst viele Einsiedeleyen sich befanden, kann jeder Blick auf die

Müllerische Karte Böhmens bewähren. Mehrere von ihnen sind noch itzt in ihren Ruinen kenntbar, und wurden bis an das Ende des vorigen Jahrhundertes von den sogenannten Waldbrüdern bewohnt. Sie wurden größtentheils im 14ten Jahrhundert begründet, und zwar von Freunden des einsamen Lebens, die unter einer Oberleitung sich zu diesem Zwecke verbanden, nach willkürlichen, mehr oder weniger strengen Vorschriften lebten, unter den verklärten Freunden Gottes sich einen Beschützer wählten, dem sie ihre Kapelle widmeten, und von dem sie sich auch benannten, bis sie später mit einem von der Kirche bestätigten Orden verbunden wurden. So wurde die zu Henraffel errichtete Kapelle dem heil. Paul gewidmet, und die Eremiten von ihr Einsiedler des heil. Paul genannt, wie auch Blejan es behauptet, während Balbin sie Antoniter nennt, welchen Namen sie erst später von einer anderen Kirche erhielten.

Im nächsten Jahre vermehrte Johann diese Stiftung. Von dem Marktrichteramte zu Friedberg mußte jährlich ein gewisser Zins in die Rosenberger Renten abgeführet werden, der dadurch noch erhöht wurde, daß auch der Ertrag der dortigen Mauth dem jedesmahligen Ortsvorsteher pachtweise überlassen wurde. Davon hatte Johann gegen den Erlag von 12 Schock, jährliche 2 Schock an zwei Bürger von Humpolz, Hasche und Jakob verkauft, so daß der Friedberger Richter sie ihnen jährlich bezahlen sollte, sobald soviel eingegangen seyn würde. Nach ihrem Tode sollen sie an die Eremiten in Henraffel abgegeben werden, und zwar zur Hälfte um Georgi, und zur Hälfte um Galli. Würde aber diese Einsiedeley seiner Zeit aufgehoben, so bleibet es den Nachfolgern des Stifters vorbehalten, diesen Betrag nach ihrem Gutdünken zum Dienste Gottes zu verwenden. Gegeben zu Krumau 1385 in der Oktav des Fronleichnamsfestes, d. i. am 8ten Juni. —

Kurz vor seinem Tode aber ertheilte er den Eremiten neuerdings den Ort, welchen sie bewohnten, mit den benachbarten Gärten, (cum hortis adjacentibus) und einem jährlichen Zinse von 6 Sch. Pr. Gr., bat seine Nachfolger, sie zu schützen, und ihnen diese Summe jedesmal durch den Krumauer Pfarrer Hostislaus, oder den dortigen Prediger Nikolaus, nach dem Tode dieser beiden aber durch den Abt von Hohenfurt aus der Rosenberger Kammer verabfolgen zu lassen, damit der damalige Senior derselben, Hodiko, (der älteste, den wir namentlich kennen lernen,) und seine Nachfolger mit Wissen des Pfarrers von Friedberg davon die Bedürfnisse besorgen. Gegeben zu Krumau 1389 am Mittwoche vor der Himmelfahrtsfeyer Mariens. — Auch diese beiden Urschriften sind aus einem von den bereits genannten Vorstehern 1439 am Samstage nach der Beschneidung des Herrn in Hohenfurt ausgefertigten Vidimus entlehnt.

Nach Balbins Angabe vermuthete ich, am Ende dieses Jahrhundertes noch einige Nachrichten über Henraffel aufzufinden, indem er auf einen Vol. IX. Erect. D. vorkommenden, 1399 ausgestellten, 1409 bestätigten Stiftungsbrief Heinrichs von R. deutet. Allein bei genauerer Vergleichung mit Misc. L. V. d. 1. pag. 173 zeigte es sich, daß hier von gleichzeitigen Eremiten bei Wittingau die Rede sey, und daß Balbin am ersteren Orte diese mit jenen verwechselte, ohne es zu bemerken. Welches die mir durch die Gewogenheit des Prager H. Domkustos Pallas von dem rühmlichst bekannten Strahöfer H. Bibliothekär Dlabacz mitgetheilte Abschrift aus den Errichtungsbüchern noch mehr bekräftiget.

In den drangvollen Tagen der Hussitischen Unruhen soll auch Henraffel ein Opfer des Fanatismus geworden seyn. Oefters hausten sie wohl in den Umgebungen. Was z. B. das bei Krumau liegende ehemalige Zisterzienser Stift Goldenkron litt, ist zum Theile aus Balbin und Schaller ersichtlich. Von dem Markte Leonfeld in Oberösterreich versichert es ein altes Urbarium von 1435; von den gleichfalls benachbarten Märkten Rohrbach, Haslach, u. s. w. die Geschichte der Landwehre vom H. Kurz 1. Th. S. 64. Daher es nicht unwahrscheinlich ist, daß auch unser den genannten Orten so nahes Henraffel bei dieser Gelegenheit litt. Indessen kann dies aus Mangel an zuverläßigeren Quellen nicht bestimmt erörtert werden.

Daß aber die dortige Einsiedeley mit ihrer Kapelle zum heil. Anton und allen dazu gehörigen Einkünften am 19. Febr. 1474 von Heinrich v. R. als Patron, dem Prager Akkolythen Leonard, einem Sohne Johanns von Krumau zum Tischtitel angewiesen wurde, bewähret die darüber noch vorhandene Urschrift.

Diese Kapelle war keine andere, als die ursprüngliche des heil. Paul, welchen Namen sie später wieder erhielt. So beurkundet es ein Dikem des Kardinals und päbstlichen Legaten Ursus Ursini vom 30. April 1495, in welchem er sagt: Eremitorium, caverna S. Pauli, primi Eremitae, alias S. Antonii nuncupatum. Es belehret uns ferner, daß diese früheren Eremiten Fleisch genießen durften: daß mit Erlaubniß des Bechiner Erzdiakons als des Direktors dieser Einsiedeley in der Nähe derselben eine andere zum heil. Johann dem Täufer mit Zellen und dem Oratorio für die Einsiedler des heil. Franz von Paula in der Diöcese Kosenza errichtet wurde, die kein Fleisch, keine Eyer, Milch, u. s. f. genießen durften; und daß beide

Einsiedeleyen durch einen päbstlichen Ausspruch der Gesellschaft der armen Einsiedler des Bruders Peter v. Pisa übergeben wurden, die sich früher jene von der Buße des heil. Hieronymus nannten. Da aber diese Einsiedeley zum heil. Johann wegen ihrer Feuchtigkeit nicht bewohnt, und obschon nahe an der anderen doch nicht mit derselben verbunden, von demselben Vorsteher verwaltet werden konnte: so habe Innocenz der 8. bewogen durch die Bitten der HH. v. R., des Erzdiakons Alexander und der betreffenden Einsiedler es bewilliget, daß sie aufgehoben, eine andere mit derselben Benennung näher an jener des heil. Paul errichtet, beide der Aufsicht eines Spirituals übergeben, und dem letzteren Orden eingeräumt würden. — Laut einem am 22. Febr. 1491 erlassenen, durch den Verweser des Prager Erzbißthums Ambros von Pilsen 1510 bestätigten Ablaßbrief wurde diese Einsiedeley zum heil. Johann von einem zu Pechlarn in Oesterreich geborenen Priester und Eremiten Peter Fabri gestiftet.

Hier also erfahren wir es mit Gewißheit, was unsere späteren Eremiten für Ordensleute waren. Jene der Congregation des Bruders Franz von Paola in der Erzdiöcese von Kosenza in Kalabrien waren Minimen, die ihn um 1440 zum Stifter hatten, und 1473 von Sixtus dem 4 bestätiget wurden. Sie bildeten eigentlich einen Bettelorden. Eine nur im Falle der Krankheit unterbrochene und so strenge Enthaltsamkeit, daß sie auch das nicht genießen durften, was vom Fleische kömmt, machte ihr viertes Gelübde aus. Nach der Angabe Helyots im 5. Thle. Kap. 56 soll Bruder Franz auf das Ansuchen des Kaisers Maximilian 1497 einige Religiosen nach Deutschland gesendet haben, welche daselbst 3 Klöster, die Pflanzschulen der übrigen errichteten. Doch fing man in Böhmen schon früher an, nach diesen Statuten zu leben, wie nach der angeführten Urkunde die ersteren Einsiedler von St. Johann es thaten.

Der Orden des Bruders Peter aber hatte den Bruder Peter Kambacorti von Pisa um 1380 zum Stifter, der den heil. Hieronymus zum Patrone wählte, und seine Gesellschaft auch von demselben benannte. Unter 18 und über 50 Jahre durfte keiner aufgenommen werden. Die Mette war um Mitternacht, und sowohl auf diese, als auf das sogenannte Kompletorium folgte ein stundenlanges Gebet im Chore. Die gewöhnliche Nahrung bestand in Brod mit gekochten Früchten und Kräutern. Es war zwar alles gemeinschaftlich: doch sorgte der Vorsteher für die Bedürfnisse der Einzelnen. Die Kleidung bestand in einem braunen Rocke mit einer Kapuze und ledernem Gürtel. Statt der Schuhe trug man Sandalien. Im Hause bediente man sich zur Bedeckung des Hauptes einer Müze in der Form eines Birettes: außer demselben eines Hutes mit einem schwarzen Mantel. Pius der 5. schrieb 1568 die Regel des heil. Augustin vor. Daher es kein Irrthum ist, wenn Heuraffel in der Sandelischen Uebersetzung der Hagekischen Chronik Böhmens S. 877. den Klöstern der Augustiner Einsiedler beigezählet wird.

Nach einem andern Ablaßbriefe vom 21. Februar 1491 wurde die dortige Kapelle um diese Zeit zu den heil. Paul und Anton, später aber wieder blos zum heil. Anton genannt. Woher es auch kam, daß diese Einsiedler sich Antoniter nannten, wie Balbin es bemerkte, und auch für immer bei dieser Benennung blieben. Da aber die dem obigen Auftrage gemäß zu errichtende Einsiedeley zum heil. Johann weiter nicht mehr vorkömmt, so ist es zu vermuthen, daß die ältere dieses Namens zwar aufgehoben, aber keine neuere errichtet, sondern beide in jener zum heil. Anton verbunden wurden.

Im Jahre 1501 stand derselben der Priester und Senior Bartholomäus vor. Von ihm heißt es in der Rosenbergischen Chronik, daß er in Begleitung des Einsiedlers Kaspar zu Peter v. R. kam, und ihn um eine Verbesserung der Einkünfte bat, um nicht mit den Seinigen diesen Ort verlassen zu dürfen. Worauf dieser ihnen von dem Ertrage seiner Mauth in Friedberg jährlich 10 Sch. Gr. anwies, nebstdem ihnen seinen Zehnden von den Dörfern Osank und Niedermarktschlag, das Korn zu 9, den Haber zu 6 Gr. m. überließ, sie von der Herrschaft Wittingau mit Fischen versah, und auch sonst noch großherzig unterstützte. Die beiden hier genannten Eremiten erscheinen auch im Nekrologe des Stiftes Hohenfurt, S. 57 und 91. Ihm zufolge starb Bartholomäus am 27. Nov. und Kaspar am 24. Juli. Doch werden die Jahre nicht angegeben. Daß aber der erstere 1505 noch lebte, bestätiget ein Revers, den er am Mittwoche nach der zwölf Bothen (Apostel) Theilung über ein dem Kloster geschenktes Kleinod und die dafür errichtete Messenstiftung ausfertigte. Auch Balbin führt ihn an.

Im Jahre 1517 bestätigte der Prior Johannes eine Mertenhaußnerische Messenstiftung am Samstage vor dem Adventе: 1522 am Samstage nach der Himmelfahrtsfeyer Mariens aber in Verbindung mit dem Vikär Paul und im Namen des ganzen Konventes eine jährliche Todtenfeyer für die Wittwe Barbara Haluzin von Krumau. Wahrscheinlich ist es auch derselbe, der einen Erzherzog von Oesterreich um die Erlaubniß bat, das von dem Wiener Bürger Pöllinger den Brüdern zu St. Anton in Heu-

raffel geschenkte, nach dem Grunde zum Wiener Spital gehörige Viertheil Weingarten in Besitz nehmen zu dürfen, weil dieselben von Gütern entblößt sich blos mit dem Almosen behelfen müßten. —

Um dieselbe Zeit fanden sich unsere Einsiedler auch bemüßiget, eine neue Kirche zu bauen. Doch hatten sie kaum begonnen, als sie die Unmöglichkeit der Vollendung einsahen. Daher sandten sie einige Brüder aus ihrer Mitte an die benachbarten Aebte und Edlen, um bei diesen Unterstützung zu suchen. Dadurch vermochten sie es zwar, den Bau fortzusetzen, aber nicht, das Gewölbe zu vollenden. Die Chronik, Waldin, und das pfarrliche Gedenkbuch versetzen diese Thatsache irrig in das Jahr 1525, da die dortigen Altäre nach einer Urkunde Bernardi, Episcopi Libanensis et D. Ernesti, ecclesiae Pataviensis in pontificalibus cooperatoris bereits am 3 Mai 1523 eingeweihet wurden, und zwar nebst dem größeren zu Ehren der H. Dreifaltigkeit und des heil Anton noch 6 andere Seitenaltäre. Das Kirchweihfest aber sollte stets am nächsten Sonntage nach dem Bartholomäusfeste begangen werden.

Von dieser Kirche stehen noch izt die Seitenwände. Eine mündliche Ueberlieferung aber erzählt, daß sie mehr als 50 Jahre lang ohne Dach stand, wodurch das Gewölbe einging, das nun durch eine hölzerne Decke ersetzt wird. Nebst dem Wappen der H. H. v. R. erscheinet jenes der Antoniter, nemlich ein lateinisches T an den äußeren und innern Pfeilern der Kirche, so wie selbst an den Gesimsen der Fenster. Blos am letzten Pfeiler am Chore links befindet sich ein dreieckigter mit einem Querbalken durchschnittener Schild, der wohl auf einen vorzüglicheren Wohlthäter deuten mag. Das T ist dasselbe, welches auf einigen Gemählden des heil. Anton an der linken Brust desselben vorkömmt, und dessen sich auch die Chorherrn des heil. Anton von Viennois in Frankreich bedienten, mit welchen aber unsere Eremiten nicht verwechselt werden dürfen. Den Ursprung desselben erläutert Helyot im 5ten Th. S. 182.

Im Jahre 1528 am Freitage nach Judika in der Faste (3. April) hatte Johann v. R. Großmeister des St. Johannes-Ordens in Böhmen den Prior Johann und das ganze Konvent seines Gotteshauses zu St. Anton in Heuraffel von der jährlich 3 Pf. Pfennige betragenden Lehensteuer befreyt, welche sie von ihren vom Hans Puchleitner aus Linz erkauften Zehenden vom obern Feld in Haslach, vom Garten daselbst, vom Felde gegen Lichtenau, und vom kleinen Feld, welche Gründe damals im Burgfried Haslach, in demselben Landgerichte, und in der Pfarre St. Oswald lagen, entrichten sollten, da sie seinem verstorbenen Vater Peter zu diesem Behufe bereits eine Summe Geldes erlegt hatten. Dieß bestätigte auch Johanns Nachfolger Peter am 10. Jänner 1541 zu Krumau.

Daß aber unsere Eremiten nebst den bereits angeführten Zinsen von Friedberg noch mehrere von dort zu beziehen hatten, beurkundet ein Empfangschein eines Bruders Johann von 1556, in dem er sich einen Verweser des Gotteshauses St. Anton in Heuraffel nennt, und von dem Friedberger Richter Jakob Pils den St. Georgen Zins mit 15 ½ Schock und 6 kleinen Groschen richtig empfangen zu haben bestätiget. Das runde und kleine Siegel stellet einen Eremiten vor, der in der Rechten ein doppeltes Kreuz, in der Linken aber eine Glocke hält.

Einige Jahre später sollen sie nach einer Sage den Gubernator Wilhelm v. R. gebeten haben, zu erlauben, daß sie im Stifte Hohenfurt leben, und der Abt desselben zu diesem Behufe ihre Besitzungen verwalten dürfte. Die Ursache dessen ist unbekannt. Vielleicht reichte ihr Einkommen doch nicht hin, weßwegen sich auch ihre Zahl vermindern mußte. Zwei derselben sollen sogar in diesem Stifte gestorben seyn, und von einem dieser beiden soll jener Stock mit dem Bilde des Gekreuzigten herrühren, der noch immer daselbst im Vorzimmer der sogenannten Naturalienkabinette aufbewahret wird. Dieß ist zwar nicht unwahrscheinlich, doch können ihre Namen nicht angegeben werden, weil der dortige Nekrolog außer dem Priester Bartholomäus und dem Einsiedler Kaspar, die doch um diese Zeit nicht mehr gelebt haben konnten, S. 16 zum 19. Febr. nur noch den Todestag eines einzigen Eremiten Mathias angibt, jedoch ohne es zu bemerken, in welchem Jahre er starb, daß er von Heuraffel war, und wo er entschlief.

Daß aber dieses Eremitenkloster 1584 bereits wirklich aufgehoben war, bekräftiget ein am Michaelstage dieses Jahres ausgefertigtes, und in Hohenfurt vorhandenes Aktenstück, in welchem der damalige Stiftsabt Georg Tarer sich einen Verweser des vacirenden Gotteshauses Heuraffel nennt, und mit den Bürgern von Haslach eine Zehendverpachtung einging.

Auch unter seinem Nachfolger, dem Abte Johann Hatz, ferner unter dem Stiftsverweser Nikolaus Jansen, so wie unter dem Abte Michael Fabriz wurde es noch immer von den Hohenfurter Aebten verwaltet, wie es eine von dem letzteren 1592 ertheilte ähnliche Vertragsurkunde erhärtet.

Wilhelm von R. war es, der es für immer mit dem Stifte Hohenfurt verband. Dieß geschah anfangs blos durch eine mündliche Anordnung, und zwar

zwischen dem 28. Juli und 31. August 1592, weil der Abt Michael am ersteren Tage sich noch immer, wie früher einen Administrator nannte, und Wilhelm am letzteren verschied.

Sein Bruder und Nachfolger Peter Wok bestätigte dieß durch eine am 23. August 1597 zu Krumau ausgestellte, in Hohenfurt vorhandene Urkunde, in welcher er sagt: „Desgleichen wird diesem Stifte „und Konvente Hohenfurt inkorporirt und zugethan das Kloster Heuraffel mit allen andern sei„nen zugehörigen Zehenden, Gründen, Wiesen, Wässern, „u. s. w. in maßen das letztere von unserem geliebten „Hrn. Bruder Wilhelm hochseligen Andenkens zu ge„ben, und hiemit von und durch uns hinführo und zu „ewigen Zeiten zu genießen und zu gebrauchen gut ge„heißen, und gänzlich bekräftiget wird."

Von nun an blieb es stets bei diesem Stifte, dessen Aebte, wie auch Balbin es bemerkte, das ehemalige Wappen von Heuraffel T theils mit, theils ohne dem Eber, der sich auch gewöhnlich in den Bildern des heil. Anton befindet, in ihr eigenes aufnahmen, und sich Pröbste davon nannten, wie es z. B. von dem Abte Georg Wendschuh, Ritter von Zbier geschah.

Dieser ließ die dortige Kirche 1644 erneuern, und weihte am Pfingstmontage, d. i. am 5. Juni 1645 den Hochaltar zu Ehren der heiligen Apostel Philipp und Jakob, dann noch die zwei vorhandenen Seitenaltäre ein.

Sein Nachfolger aber, der Abt Stanislaus Preinfalk ließ 1697 eine bedeutende Veränderung mit dem dortigen Wohngebäude vornehmen, wodurch sich das klosterartige bis auf wenige Spuren verlor.

Die dortigen Chorstühle wurden bei der Errichtung des neuen Chores von Hohenfurt dahin übertragen. Eben so stand der in der geräumigen Sakristey, wo im Winter gewöhnlich der Pfarrgottesdienst gehalten wird, vorhandene Altar nach seiner Inschrift ursprünglich bei den heil. drei Königen in Hohenfurt.

Bis zum Jahre 1785 wurde in Heuraffel blos an den Tagen des heil. Anton und der heiligen Apostel Philipp und Jakob durch einige Hohenfurter Priester Gottesdienst gehalten. Dann aber wurde es in eine Lokalpfründe verändert, deren Patronat dem Stifte Hohenfurt zusteht, das den Seelsorger ganz, den Schullehrer größtentheils erhält. Doch hängt es von der seit 1305 zu dem benachbarten Prämonstratenser Stifte Schlegel gehörigen Mutterpfarre Friedberg ab.

Und seit dieser Zeit hatten folgende Mitglieder des Stiftes Hohenfurt das Heil ihrer dortigen kleinen Gemeinde besorgt:

1. Dominik Schmid, der f. f. K. K. und der W. W. Magister, Baccalaureus der Theologie, der auch daselbst am 11. August 1796 starb, und in der Mitte des gemeinschaftlichen Gottesackers ruht.

2. Leonard Heinze emeritirter Verweser der dem Stifte gehörigen Weingärten bei Habersdorf in Oesterreich unter der Enns.

3. Vinzenz Kellner, gestorben als Pfarrer zu Prierhal am 11. Oktober 1804.

4. Valentin Schopper, Pfarrer zu Hohenfurt.

5. Malachias Lauseger, Speisemeister daselbst.

6. Emmanuel Davidek, Doktor der Theologie, Prior und Rektor an der philosophischen Diöcesanlehranstalt in Budweis.

7. Friedrich Weber, Verweser der Weingärten.

8. Ludwig Staude, der gegenwärtige Lokalseelsorger.

Bald nach der Errichtung der Lokalie wurde auch die dortige, früher schon verpachtete Meyerey zerstückt, indem ein Theil ihrer Gründe dem Seelsorger und Schullehrer, der andere jenen Ansiedlern überlassen wurde, welche sich in den Umgebungen allmählig gemehrt hatten. Und nun ist es nur noch die Kirche, deren Bauart und Umfang den beobachtenden Wanderer das frühere Daseyn eines Klosters an dieser Stelle ahnden lassen.

Z. M. M. D. u. P. d. Z.

Vaterlandskunde.

Ein Spaziergang nach Pohlen, im Sommer 1815. Von C. A. Zipser, Professor in Neusohl.

Mein erstes Nachtquartier hielt ich in Mezibrod, einem zur Herrschaft Liptsch gehörigen, an der Gran, mit 1030 Seelen gelegenen Kammeraldorfe. Die Einwohner ernähren sich vom Ackerbau und Spitzenhandel. Der Boden ist kalkartig, lohnt sich gut, vorzüglich gedeihet das Kraut hier vortrefflich. Buchweizen wird stark gebaut. Ich fand ihn kränklich, niedrig und dünn stehen. Hirse und Mohn, dürften kaum die Mühe lohnen, dagegen standen die Sommer- und Winterfrüchte üppig. Heu gab es in Menge, aber der unstäten Witterung wegen konnte es nicht eingebracht werden. Den Schober zahlte man mit 15—24 fl. Bei Predaina gibt es schöne Fluren; sie werden aber nicht gehörig, und nur mit Hirse, Flachs, Hanf und Gerste, weniger mit Roggen bebaut. Der Landmann dieser Umgebungen sucht seinen Vortheil im Spitzenhandel, und vernachläßigt den Getreidebau. Der Hanf stand hier besser als der Flachs, welcher äußerst niedrig war und wenig zu versprechen schien. Obst bemerkte ich in Lopey nicht so häufig, wie bei Neusohl, obschon die Bäume im frühjahre nach der Aussage eines zuverläßigen Beobachters recht üppig geblühet hatten. Die Erdäpfel werden gegen das Bystraer Thal zu, im Kraute immer niedriger — schütten aber gut, wie man hier zu sagen pflegt. Die besten sind die Briefermauthner.

Um Bries, eine königl. freye Stadt, wird viel Getreide auf der weiten, sich bis Mitkelwald erstreckenden Flur gebaut. Mit dem Ackerbau ist Schafzucht, als vorzüglichster Erwerbzweig verbunden. Man war eben in der Heuernte, welche dieses Jahr besser lohnte als im vorigen. Selbst die Alpenweide war für die Schafe ergiebiger. Sie wissen, daß sich die Schafe unserer Alpe den Sommer hindurch nur mit 20 Pfund Käse rentiren, dieses Jahr gaben sie 25—26 Pf Uebrigens liegt Bries in einem sanften Kessel von mäßigen Bergen umgeben. Die Stadt hat einen schönen Platz, und ihre meisten Häuser zieren Wetterableiter, eine in Ungarn seltene Erscheinung in dieser Verbreitung.

Die Jarabaer Gegend, die Ihnen durch den silberhaltigen Kupferbergbau schon früher bekannt ist, umgeben hohe Alpen, der Groß- und Klein-Göpel, der Leistroch, die Benuschka, u. m. a. Hier ist das Klima schon rauher und kälter. Seit 4 Jahren zählt man in dieser Gegend mehr Regen, und trübes Wetter, als warme Tage. Außer einigen Sommergewächsen als Rüben, kommt hier selten etwas fort. Die Teufelshochzeit, ein für die Fahrenden ꝛc. gefährlicher Berg, der Paß gleichsam oder die Gränzlinie zwischen dem Liptauer und Sohler Kom. gegen Norden, prangt mit den schönsten Tannenwaldungen, die ich nur denken lassen Auch dieser Weg ist Ihnen aus meinen frühern Berichten bekannt; daher ich Sie bitten muß, mir weiter in die Liptau bis zum Fuße der Karpathen zu folgen.

Der Weg von der k. k. Kupferhandlung zu Maluzina ist, weil er von der löbl. Kammer unterhalten wird, gut, schlängelt sich durch ein Thal, das die Maluzina bewässert, zwischen Uebergangskalk und blaulichten Thonschiefer fort. Brett- und Mahlmühlen, liegen hin und wieder zerstreut. Von Kiralyhehota kommt die schwarze Waag, in welche die Maluzina oberhalb dem Eisenhammer fällt, und eilt bei Hrabek vorbei, wo sie die wüthende Bela aufnimmt. Das Gras dieses Thales stand noch am 18. Juny kurz. Kraut, Gerste, Erdäpfel, selbst die, durch die Ueberschwemmung des 1813. Jahres zu sehr verheerten, und mit unzähligen Granitgeschieben überhäuften Wiesen nahmen sich recht gut aus, so wie die Winter- und Sommerfrüchte in der Gegend vor Porupka, einem Dorfe, das Hrabek fast gegenüber liegt. An der Hibicza, die bei der nach Hrabek gehörenden Nagelschmiede ebenfalls in die Waag fällt, ging ich thalaufwärts nach Hibbe (Gaib) einem volkreichen Marktflecken. Er besteht aus zwei Hauptgassen, deren Häuser sämmtlich von Holz erbaut, und mit weißer Thonerde verschmiert sind. Vor einigen Jahren zündete der Blitz ein Haus, und mehrere wurden ein Raub der Flammen. Die verheerten Häuser sind zwar hergestellt, aber wieder von Holz, was mir um so mehr auffiel, da in unsern Dörfern nur der Bau gemauerter Häuser gestattet wird, wobei man den Bauer mit gewißen Vorschußgeldern und billigern Materialpreisen zu unterstützen sucht.

Hibbe hat eine katholische und evangelische Kirche, liegt in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend, an der Straße nach Küsmark, doch nicht an der Waag, wie Windisch bemerkt. Man sieht freylich nur allenthalben Gerste, weniger Roggen, inzwischen lohnt sich der Flachs und Hanf sehr gut. Ersterer stand bei meiner Durchreise sehr schön. Das rothe Kraut, wovon hier viel gesetzt wird, pflegt man 14 Tage nach dem Dreyfaltigkeitsfeste zu setzen. Es zeigte sich auch schön. Uebrigens beschäftigen sich die Einwohner mit der Rindviehzucht, und dem Ackerbau. Der Stand des Zug- und Melkviehes beläuft sich auf 1000 Stück. Erdäpfel werden daselbst in großer Menge gebaut. Das übrige Feld bestellt man mit Haber.

Von hier wendet man sich links, und läßt die Straße nach Käsmark rechts. Ein angenehm gelegener junger Tannenwald führt den Reisenden bei steter Aussicht

auf die karpathische Gebirgskette, und den ehrwürdigen Kralowaner Krywan, nach Kokava, einem zur Kammeralherrschaft Hrabek gehörigen Dorfe. So wie das Auge auf dem ganzen Weg von Makuschina nichts als Gerste, Haber und Erdäpfel gewährte, so überrascht es der Anblick von Kokawa, denn häufiger werden hier Linsen und Erbsen gebaut. Das große offene Thal, das die Bela bespühlt, und bereits den Fuß des karpathischen Gebirgszuges berührt, erlaubt diesen Anbau um so mehr, da die warme Mittagssonne geschützt durch die nördlich gelegenen Gebirge besser zu wirken vermag, als in den Gegenden von St. Nicolau und Rosenberg, auf die ich weiter unten kommen werde. Die, das Dorf zunächst umgebenden Felder, würden zur Zeit meines Aufenthalts fast durchaus mit Gerste und Korn bestellt. Ein großer Theil derselben lag brach. Schon in Hibbe erhielt ich auf die Frage, warum die Felder von so großer Ausdehnung brach lägen, folgende Antwort: „Wenn „wir unsern Aeckern, so sprach einer der angesehenern „Einwohner, wenigstens jedes vierte Jahr keine Ruhe „gönnten, sie würden ausarten, und uns mit dem größ„ten Undank lohnen. Zudem wissen wir nicht, woher wir „jedes Jahr Hutweide nehmen sollen, um unser Vieh „versorgt zu wissen. Heuer konnte es erst 14 Tage nach „Johanni auf die Alpen getrieben werden, weil noch am „Johannistage ein Schnee fiel, der sich beinahe 6 Tage „erhielt."

Nachdem ich über die von der Bela verwüsteten Plätze mit Mühe hinübergekommen war, langte ich gegen 7 Uhr Abends in Pribilina, dem letzten ungarischen Dorfe am Wege nach Galizien über die Karpathen an. Windisch, der in der Beschreibung des Liptauer Kom. überhaupt sehr karg und kurz war, macht von diesem Dorfe gar keine Erwähnung. Es gehört zum Theil der Pongráczischen Familie, liegt am Fuße der hohen Alpen Baranecz, Kateklova u. m. a., und ernährt sich kärglich durch Holzzufuhr, oder durch das Flößen. Hier ist unter andern auch ein kleines evangelisches Bethaus, in welchem monatlich durch den Hibber Prediger evang. Gottesdienst gehalten wird. Von hier hat man einen interessanten Blick auf die trefflich eingerichteten Sägemühlen in Kokava, noch Ueberbleibsel der Wiesnerischen Schöpfung. Zwischen diesen Holzdepots und Pribilina rauscht die wüthende Bela vom karpathischen Gebirge; ihr Getöse ist unbeschreiblich; was sie schäumend fortreißt, zermalmt sie gewiß zu Staub; Eichen zerknickt sie wie Strohhalme, friedliche Wohnungen begräbt sie ohne Schonung in ihren tobenden Fluthen. Ebene Tannenwaldungen von beiden Seiten, machen gleichsam das Vorgebirge des höher gelegenen Gebirgszuges, namentlich der Jakubina, des obern, mittlern, und niedrigern Pliesch, der Chrachetna u. m. a. Grüne Saaten, die hier schön standen, säumen sie ein, und verschaffen dieser freundlich stillen Gegend, viele Annehmlichkeiten. Auf den Krywan mit seiner Kette hat man hier zwar eine beschränkte Ansicht, er mag sich aber doch nirgends so gut ausnehmen, als von Pribilina aus. Man sieht etwas links die schattichte Schlucht, die nach Pohlen führt, man bewundert die Majestät dieser tausendfach durchschnittnen, hohen Granitfelsen, und wähnt sich im Geiste vor Spaniens Montserrat versetzt; die gewaltigen Felsenrisse füllt ein nach und nach schwindender Schnee aus; bepudert erscheint sein schweres Haupt, kühl wehen die Winde herab, der Mond steigt in mattem Glanz hervor; die Stille wallt aus leichten Thaugewölken von ihm herab, und herrscht um und um, die Thäler schlummern, selbst der träge Bach fließt schläfriger und mit ihm verstummt auch das Geräusch der Arbeiter — so rückte die Nacht heran. Ich vergaß das bunte Gewirre der Welt, und träumte mich hier, als Einsiedler, im ruhigen ungestörten Anschauen der jetzt wunderbaren Natur.

(Fortsetzung folgt.)

Sonett

nach aufgegebnen Reimen.

Was ist es, das in diesem Erdenleben
Uns zu den Höhen der Vollendung bringt.
Was ist es, das von Gottesmacht gegeben
Uns in die Reihen sel'ger Engel schwingt?
Was ist es, das mit mächtig leisem Beben
Selbst in das Herz des grauen Sünders dringt,
Und mit geheimnißvollem Geisterweben
Ihn aus dem Taumel seiner Sinne winkt.

Die Gottheit ist's der Tugend, ihr entfließen
Der edlen Geisteswürde hehre Freuden;
Sie ist's, die uns die Siegespalme reicht,
Die auf der Hoffnung blumenreichen Wiesen
Uns führet aus dem Dornenpfad der Leiden,
Und keiner Macht der Erdengötter weicht.

F. v. Maltitz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 40. August.

Mittheilungen der k. k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur und Landeskunde.

Beschreibung der für den meteorologischen Verein im Markgrafthume Mähren, und Herzogthume Schlesien, verfertigten Barometer und Thermometer.

(Mit einer Abbildung.)

(Verglichen Nr. 3. 19. 24.)

Ein meteorologischer Verein kann allerdings in Hinsicht auf Witterungsbeobachtungen viel mehr leisten, als einzelne Beobachter. Denn nur aus mehrjährigen, und zahlreichen Beobachtungen können, wenn nicht zuverlässige, doch sicher dem Zuverlässigen sich nähernde Resultate gezogen werden. Die apodiktische Behauptung mancher: „Daß man von der Witterung der Zukunft nie etwas sicheres wissen wird," scheint etwas gewagt zu seyn. Freilich kann der Sterbliche die geheimnißvollen Werkstätten der Natur nicht bis in ihr Innerstes durchdringen. Soll er aber deswegen, weil er nicht bis dahin gelangen kann, den Muth aufgeben, ihren Geheimnissen nachzuspüren, so weit sie erreichbar sind? Was wissen wir im Gebiete der Naturwissenschaften über die Erfahrung hinaus?

Schätzbar muß daher für jeden Freund der Physik und Oekonomie ein Verein seyn, der planmäßig dahin arbeitet, mit möglichstem Fleiße alle Veränderungen und Erscheinungen der Atmosphäre zu beobachten, mit zweckmäßiger Genauigkeit dieselben kurz zu beschreiben, und mehrere Beobachtungspunkte ihrer Lage nach zu bestimmen. Dadurch wird man in die Kenntniß des physischen Klima's des Landes gesetzt, welche die Mühe der Beobachter reichlich lohnt und die Wissenschaft fördert. Sollte eine zahlreiche Sammlung von meteorologischen Beobachtungen auch keinen andern Nutzen gewähren, so rechtfertigt schon dieser die genauesten Beobachtungen, und deren Fortsetzung durch eine lange Reihe von Jahren.

Um den Druck der Atmosphäre, die Temperatur derselben u. s. w. gehörig zu beobachten, werden Instrumente erfordert, welche bestmöglichst harmoniren. Diese zu besorgen wurde mir von meinem mehrjährigen, verehrten Freund und Gönner J. U. D. Schindler der angenehme Auftrag gemacht. Ich rechnete mir es zum besondern Vergnügen, auch in der Ferne dem edlen Bestreben des meteorologischen Vereins durch Besorgung genau verfertigter und harmonirender Barometer und Thermometer, wovon die letztern luftleer sind, etwas beitragen zu können. Es dürfte nicht zwecklos seyn, wenn ich ein Paar Worte über die Beschaffenheit und Gebrauch beider Instrumente sage.

Von dem Barometer.

Um das Instrument gemeinnützig zu machen, ließ ich manche Verzierungen weg, die zum Zwecke nichts beitragen. Weil aber selten und sehr schwer genau calibrirte Röhren zu erhalten sind, so mußte ich auf eine Skala denken, die den so bedeutenden Fehler der Ungleichförmigkeit des Durchmessers des Rohres aufhebt; — weil bei dem geringsten Ver-

luſte des Queckſilbers (der bei der Oeffnung der Sperre im kürzern Schenkel nicht ſelten erfolgt) die Höhe der Queckſilberſäule eine Veränderung erleidet, folglich ſowohl beim Heber- als auch beim Gefäßbarometer das Niveau geſtöret wird: ſo wählte ich eine conſtante Theilung, die allen erwähnten Uibeln abhilft. Es ſey (Fig. 1) das Heber-Barometer ſammt der Skala. In der Mitte des Brettchens, F. woran das Barometer A B C D befeſtiget iſt, iſt der Anfang der Theilung, welche auf- und abwärts fortgeſetzt wird, und man ſieht, daß jede Hälfte in 16 Zolle (Wiener Fuß) *), von dem 10. oder 11. Zoll an aber jeder derſelben in einzelne Linien getheilet ſey. Die Theilung trug ich unmittelbar auf Holz auf. Um aber bei der Zeichnung einzelner Theilſtriche alle Genauigkeit zu bezwecken, bediente ich mich einer eigends dazu verfertigten Theilmaſchine.

Die Barometerröhre füllte ich mit reducirtem Queckſilber, und kochte daſſelbe nach geſchehener Füllung nochmal in der Röhre aus, um die Queckſilberſäule ſo viel als möglich luftleer zu erhalten, welches das hörbare Anſchlagen derſelben am obern Ende der Röhre genau beweiſet. Bei dieſem Verſuche muß aber mit aller Vorſicht zu Werke gegangen werden, widrigen Falls durch heftigeres Anſchlagen der Queckſilberſäule oft das Rohr durchgeſchlagen, und das Barometer unbrauchbar gemacht wird.

Des beſſeren Uibertragens wegen brachte ich am kürzern Arm des Barometers C H D die Sperre an, welche, wenn daſſelbe an Ort und Stelle gebracht worden iſt, behutſam heraus gezogen wird. Wird nun das Barometer ſenkrecht aufgehangen; ſo ſetzt ſich die Queckſilberſäule im längeren und kürzern Arme A B und C D ins Gleichgewicht, und die Höhe beider wird folgendermaßen beobachtet:

Es habe die Höhe der Queckſilberſäule im längeren Arme den Punkt E erreicht; ſeitwärts dieſer Oberfläche der Queckſilberſäule leſe man 14 Zoll 6 Linien. Im kürzern Arme habe die Queckſilberſäule die Höhe C H erreicht; folglich iſt G H die Horizontale, und der dazu gehörige Theilſtrich der Skala ſey 13 Zoll 8 Linien. Weil aber die Höhe der Queckſilberſäule von der Horizontalen G H an zu rechnen iſt, ſo iſt ſolche im gegenwärtigen Falle G F E.

Nun iſt aber F E = 14 Zoll 6 Linien.

F G = 13 " 8 "

folglich G E = 28 " 2 "

Steigt bei größerem Drucke der Atmoſphäre die Queckſilberſäule im längeren Arme z. B. um 3 Lin. ſo muß ſie im kürzeren um eben ſo viel fallen, daher wird F E = 14" 9‴

F G = 13 11

folglich G E = 28 8 ſeyn.

Bei einiger Uibung wird der Beobachter auch die Zehntel einer Linie ſchätzen, und richtig ableſen lernen, wenn übrigens das Barometer ſo aufgehangen wird, daß die Augen des Beobachters ziemlich parallel mit den Reiz- oder Fallgränzen des Queckſilbers zuſammen treffen. Vor jeder Beobachtung muß aus guten Gründen die Queckſilberſäule in eine oscillirende Bewegung verſetzt werden. Erſt nach deren eingetretener Ruhe darf beobachtet werden.

Wie oft die Stände der Queckſilberſäule im Tage beobachtet werden ſollen, wird der meteorologiſche Verein beſtimmen.

Von dem Thermometer.

Die Thermometer ſind durchaus luftleer, welches der Fall des Queckſilberſäulchens in der Röhre beweiſet. Doch rathe ich das öftere Umſtürzen des Thermometers nicht an. Auf Verlangen habe ich die reaumur'ſche Skala gewählt und die Theilung auf Holz aufgetragen, welches mit einer weißen Farbe überzogen, dann gefirnißt wurde. Damit aber die Theilung durch Schnee, Regen und andere ungünſtige Ereigniſſe nicht beſchädigt werde, ſo wird ein durchlöchertes Gefäß darüber ge-

*) Ich bediente mich des Wienerfußes, den Liesganig und andere Landesvermeſſer bei Beſtimmung der Grundlinie gebraucht haben, und mir vom (P. J.) E. Aſtronomen David gefälligſt mitgetheilt wurde.

ſtellt, welches einige Minuten vor der Beobachtung entfernet werden kann. Auf dieſe Art iſt das Thermometer an der hieſigen k. Sternwarte, mit welchem die überſendeten verglichen ſind, ſeit mehr als 40 Jahren unbeſchädigt erhalten worden.

Prag im Februar 1816.

Hallaſchka,
k. k. Prof. der Phyſik an der Karl Ferdinandiſchen Univerſität.

Naturkunde. Mineralogie, in beſondrer Beziehung auf Ungarn.

Über vollkommen dichten und vollkommen kriſtalliſirten Olivin aus Ungarn.

Von Doktor Carl Conſtantin Haberle.

Im Sommer 1815 fand mein Freund Hr. Doktor Medicinä Tebel, Cuſtos des naturhiſtoriſchen und technologiſchen Theils des ungriſchen National-Muſeums zu Peſth, auf einer Geſchäftsreiſe im Kowrzaner Thale bei Szen-Kereſt oder Heiligen-Kreuz im Peſther Komitate ziemlich häufig größere und kleinere, vom Waſſer abgerollte Stücke eines gelblichgrünen Foſſils, welches er mir zur Prüfung mittheilte.

Beim Zerſchlagen der Gerölle zeigten ſich manche derſelben vollkommen dicht, mit deutlichem ſplittrigem Bruche, und hielten baſaltiſche Hornblende hier und da eingewachſen.

Andere Stücke waren körnig, und dieſes körnige Gefüge gieng da, wo ſich kleine Klüfte und Druſen-Höhlungen fanden, in vollkommene Kriſtalle über, die meiſt ſehr klein, auch unregelmäßig auf und übereinander gehäuft waren, ſo daß es ſchwer hielt, ihre eigenthümliche Geſtalt zu enträthſeln.

Manche Stücke enthielten jedoch auch etwas größere Kriſtalle auch ſo gekellt, daß man mit Hülfe einer einfachen Loupe die Zahl, Geſtalt und Lage der Kriſtallflächen nach und nach erkennen und beſtimmen konnte.

Wieder andere Stücke giengen aus einer vollkommen dichten ſplittrigen Maſſe nach und nach ins Körnige, und dieſes ins vollkommen Kriſtalliſirte über. Man ſah alſo deutlich, daß die Maſſe dieſelbe ſey, obgleich die Struktur vom vollkommen Dichten bis in vollkommene Kriſtalle ſich abänderte.

Die körnige Maſſe war als Olivin nicht zu verkennen; ſie hatte alle Kennzeichen deſſelben. Nachdem ich nun die Kriſtalle mit Hülfe der Loupe entwickelt hatte, zeigte ſich, daß auch dieſe mit den von Hauy abgebildeten Formen des Peridot's oder Chriſolith's zum Theil übereinſtimmten; mithin war auch die dichte ſplittrige Maſſe nichts anders als Olivin. — Um jedoch keinen Zweifel übrig zu laſſen, verſuchte ich die dichte Maſſe vor dem Löthrohre; ſie zeigte ſich unſchmelzbar.

Ich unterſuchte und beſtimmte das ſpecifiſche Gewicht der rein dichten, ſo wie der theils körnigen theils kriſtalliſirten Maſſe, und fand alle 3 Verſuche genau übereinſtimmend. Das eigenthümliche Gewicht derſelben war bei 14° Reaumur des deſtillirten Waſſers gleich 3,096. Die Maſſe war alſo gewiß Olivin. Der eigentliche Chriſolith iſt etwas ſchwerer.

Daß der Olivin (oder Hauy's Peridot granuliforme, und Chrysolith des volcans der älteren Franzoſen) auch vollkommen dicht mit ſplittrigem Bruche vorkommen könne, und wirklich vorkomme, iſt nunmehr durch Obiges erwieſen. Mir war dergleichen vorher noch nicht zu Geſichte gekommen, ſo viele Heſſiſche, Fuldaiſche und Thüringer-Wald Olivine ich auch geſehen hatte.

Daß der körnige Olivin zuweilen, obſchon ſeltener, in vollkommene Kriſtalle übergeht, ſagt ſchon Hauy Tom. III. Seite 201 ſeines Traité de Mineralogie. — Er hatte vollkommene Kriſtalle an Stücken erkannt, die aus Italien abſtammten, welche ihm Dolomieu gegeben hatte. Die Kriſtalle waren aber zu klein, um die Winkel beſtimmen zu können; doch ſah er, daß die Kriſtallflächen derſelben korreſpondirend waren mit der Kryſtallform 202 Tafel LX ſeines Peridot's oder eigentlichen Chriſolith's, welche Form er continu genannt hat; bemerkte aber auch zugleich, daß ſich Abweichungen fanden, und daß beim Olivin oder Peridot granuliforme die Kriſtallflächen s, d und P der Figur 202 meiſt faſt unkenntlich waren, alſo nur ſehr ſchwach hervortraten.

Unter anderen Exemplaren des körnigen Olivins, die von der Inſel Bourbon herſtammten, und welche Hauy von Hrn. Bert erhalten hatte, fanden ſich aber ſo deutliche Kriſtalle von der Geſtalt Abbildung 202 (continu der Hauy'ſchen Kriſtallformen) daß Hauy die Winkel meſſen konnte; er fand ſolche übereinſtimmend mit jenen beim Chriſolith beobachteten.

Schon die Klaprothiſchen chemiſchen Zerlegungen des Chriſolith's und Olivins hatten damals gezeigt, daß beiderlei Foſſilien zu einerlei Gattung gehören. Dieß beſtätigte nun auch ihre Übereinſtimmung in den Kriſtallformen. Da jedoch der Olivin, wenn er in vollkommenen Kriſtallen ſich zeigt, immer noch ſtandhafte Abweichungen von den Geſtalten des eigentlichen Chriſoliths behauptet; ſo ſcheint mir: verhält ſich der eigentliche Olivin zum eigentlichen Chriſolith gerade ſo, wie der Hyacinth zum gemeinen Zirkon. Letztere beide gehören auch zu ei-

ner Gattung (des Zirkons) und unterscheiden sich doch als Arten darin, daß jedem besondere Kristallformen eigen sind, die ich bereits im Jahre 1806 in dem 1sten Bande des Mineralreichs (Weimar im Industrie-Comptoir) beschrieben, und Tafel 1 sämmtlich abgebildet habe.

Daß es sich wirklich so verhalte, beweisen mir die vollkommenen Olivin-Kristalle von Heiligen-Kreuz. Sie haben zwar 10 Flächen gemein mit der Chrisolithgestalt Fig. 202 Hauy's, nämlich die Flächen T, n, d, und K; aber die Seitenflächen z und die Endflächen P fehlen ihnen gänzlich. Hauy hatte ebenfalls bemerkt, daß die Flächen s, d und P äußerst schwach beim Olivin hervortraten; bei dem ungrischen Olivin fehlen sie aber wirklich, ohne alle Spur, und das bei allen Kristallen, die ich deutlich erkennen konnte, so daß wenn man diese ungrischen Olivine abbilden und ihren Kristallformen Namen geben wollte, man ihnen eigene besondere Kristallnamen geben müßte; so wie auch Hauy selbst sagt: daß sie Unterverschiedenheiten von der Gestalt continu Fig. 202 bilden.

Es sind nämlich 1) breite ungleich winklige sechseitige Säulen, mit 4 breiten Seitenflächen (n) und zwey schmalen Seitenflächen (T); die gewöhnlich nur mit 2 großen Flächen (d), welche auf die stumpferen Seitenkanten zwischen den breiten Seitenflächen (n) aufgesetzt sich finden, zugeschärft sind; also in eine Endkante zusammenlaufen, so daß die Endfläche (P) nie zu bemerken ist.

2) Manche Kristalle des ungrischen Olivins zeigen jedoch auch die Endflächen (K), die auf die schmalen Seitenflächen (T) aufgesetzt, aber stäts viel schmäler sind als die Endflächen (d); so daß die Enden der Kristalle nie eine Spitze, sondern immer eine Schärfe bilden; weil die Flächen (K) nie in eine Spitze zusammenlaufen, sondern statt der Endfläche (P) eine scharfe Kante zwischen sich lassen.

3) Andere Kristalle mit sechs Seitenflächen und zwey großen Endflächen (d) zeigten noch vier Abstumpfungen der Ecken zwischen den Seitenflächen T und n und den Endflächen d, wodurch die Hauyschen Endflächen e (Fig. 199) beim Kristall triunitair entspringen; welche e Flächen aber beim ungrischen Olivin trapezoidal gestaltet sind.

Zuweilen zeigten sich auch noch die Kanten zwischen den Endflächen e und den breiten Seitenflächen n abgestumpft; welche neue Abstumpfungsflächen ich g nennen will. Die Hauy'schen Kristallgestalten des Peridots zeigen diese g Flächen nirgends.

4) Sah ich Kristalle, wo die Säulenform so verkürzt ist, daß die untern Ecken der Endflächen d zu einer einzigen Ecke sich vereinten, und die Seitenkanten zwischen den breiten Seitenflächen n ganz verschwunden waren. — Betrachtete man dieser Kristalle unter einer solchen Stellung, daß die vier Endflächen d die Lage von Seitenflächen erhalten, so erschienen diese Flächen den Augen unter rechten Winkeln zusammenstehend. Hauy hat die Einfallswinkel der Flächen d auf d nicht angegeben, es werden aber rechte Winkel seyn.

Die Flächen n bildeten dann, (die Kristalle unter einer solchen Lage betrachtet,) gleichsam Endflächen, deren Endkante abgestumpft war, woraus die Fläche T sich bildete. —

Dergleichen Kristalle können also dem Auge sich so darbieten, daß man glaubt, eine rechtwinklig vierseitige kurze Säule vor sich zu haben, die nach oben und unten mit zwey Endflächen versehen ist, deren Endkante zu oberst abgestumpft, die Fläche T bildet.

5) Auch glaube ich die hervorragenden Zuspitzungen der Säule von Hauy's Abbildung der Kristallform 203 des Peridots an anderen Stücken erkannt zu haben, wo die acht Endflächen, nämlich vier e Flächen, zwey d Flächen, und zwey K Flächen in eine einzige Spitze zusammenliefen, so daß die Fläche P abermals fehlte; die Kristalle also eine völlig pyramidale Zuspitzung bildeten, wie Hauy's Peridot doublant, aber ohne die Endfläche P. — Auch waren nur die Zuspitzungen zu sehen, die Säule aber nicht.

Die eigentlichen Chrisolith-Flächen P, M, s, z, und h habe ich an den untersuchten ungrischen Olivin-Kristallen nirgends vorgefunden, so oft und aufmerksam ich sie auch betrachtet habe.

Bei allen Figuren und Buchstaben ist immer die Rede von den Kupfern zu Hauy's Werke. Man kann jedoch auch Oken's Lehrbuch der Mineralogie und die dazu gehörigen Kupfer statt der Hauy'schen vergleichen.

Der körnige und der vollkommen kristallisirte Olivin haben einen etwas fettartigen Glasglanz. Die grüne Farbe desselben verlauft sich stellenweise ins Braune. Er kommt auch sehr aufgelöst und verwittert vor.

Der dichte Olivin aber ist vollkommen matt; die Farbe theils Pistaciengrün, theils Olivengrün. Die Außenflächen der Gerölle sind sehr ausgebleicht.

Er giebt mit dem Stahle keine Funken, sondern läßt sich mit dem Stahle noch etwas ritzen, der Strich ist matt und pulverig, das Pulver lichter, gelblich grün. Der Bruch ist uneben und feinsplittrig; das Ausgehende der splittrigen Ablösungen ist heller, lichter.

Herrn Dr. Tehel gebührt die Ehre, dieses Fossil in Ungarn aufgefunden zu haben; auch hatte er schon vorigs Jahr eine Beschreibung davon nach Wien an seine Freunde eingeschickt; mir ist aber nicht bewußt, daß irgendwo dem größeren Publikum eine ausführlichere Notiz über diesen Gegenstand mitgetheilt worden wäre, weshalb ich es hier zu thun, für nützlich erachtet habe.

Da einige flachere Gerölle eine Art von Saalband zeigten, welches quarzig war, und theils weiße, theils braunliche Farbe hatte; so ließ dieß vermuthen, daß diese Olivin-Gerölle, von irgend einem zertrümmerten Gange im Basalte hergekommen seyn konnten. Hr. Dr. Zehel; Hr. Prof. Schuster machten daher einen Ausflug in jene Gegend, um die Wasserschluchten der Berge zu untersuchen, und wo möglich den Olivin auf seinem Loger aufzufinden. Ich war damals auf einer Reise in den fruchtbaren Ebenen an der Theuß begriffen, sonst würde ich meine Freunde dorthin begleitet haben, um die Gebirgsarten jener Gegend genauer in Augenschein zu nehmen.

Statt nun den Olivin auf seiner ursprünglichen Lagerstätte in Basalt oder Flötzgrünstein anzutreffen, fanden jene Freunde ihn in bereits abgerundeten Stücken von Nuß- Faust- und Kopf-Größe, innerhalb einer Trümmer Porphyr-Masse eingehüllt, die sehr mürb und aufgelöst ist. Zugleich sahen sie auch abgerollte Basalt-Stücke in diesem Trümmerporphyr inne liegen.

Dieser Trümmerporphyr von thonartiger Beschaffenheit gehört zu den Flötztrapp-Tuff-Gebirgen, oder den aufgeschwemmten Gebirgen der Flötz-Trapp-Formation, welche in Ungarn in ungeheuer weit erstreckten Zügen die Vorhügel und Vorberge zwischen den älteren Gebirgen und dem ebenen flachen Lande darstellen. Die Auflagerung jenes Trümmerporphyrs konnte nicht beobachtet werden, wahrscheinlich ruht er aber auf Kalkstein, welcher als Uibergangskalkstein eine lange und hohe Bergreihe in den Graner und Pesther Comitaten bildet; welche Kalkkette die Donau durchbrochen hat, während der thonige Flötz-Trümmer Porphyr nur niedere Hügel oder kleine Bergreihen darstellt.

Eine genaue und weit verfolgte geognostische Untersuchung dieser Vorhügel und Vorberge würde sehr belehrend nicht nur für die mineralogische Geographie von Ungarn, sondern selbst für die Gebirgslehre im Allgemeinen seyn; denn diese Vorgebirgshügel und niederere Berge bestehen häufig aus einem Bimsstein haltigen thonartigen Porphyr, der oft geradezu aus einem verwitterten mürben und erdig zerriebenen thonartig gewordenen Bimsstein entstanden zu seyn scheint, und in manchen Gegenden außer festen und frischen größern und kleineren Bimssteinbrocken und Stücken, (die meist schon abgerundet und abgerollt sind) noch zugleich viele deutliche braune Glimmerblättchen enthält; hier und da plattenförmig schieferig, anderwärts in Bänken dann auch wieder ungesondert bricht, und sogar zuweilen bei Maba im Tokayergebirge erdigen Talg in kleinen Höhlungen umfaßt, wieder anderwärts nebst Glimmer voller Bimsstein, Perlstein und Obsidian-Brocken ist, die ebenfalls abgerollt sind; und dann auch meist Hornblendsäulchen einschließt; so daß es sich offenbar zeigt, es sey diese Gebirgsart ein jüngstes Glied der Flötztrapp-Periode, sey ein porphyrförmiger aufgeschwemmter Flötztrapp-Tuff, der meistens aus verwitterten aufgeschwemmten Theilen älterer Flötztrappgebirge entstanden ist, und zerbröckelte Stücke älterer Flötztrappgebirge zu Gemengtheilen hat, die als Gemengtheile der Masse desselben ein porphyrförmiges Ansehen geben.

Dieser porphyrförmige Flöh-Trapp-Tuff neuerer Entstehung hat dann (z. B. im Matra-Gebirge) ältere Flötztrappgebirge z. B. Perlstein, besonders blasigen Mandelsteinförmigen, dessen Blasenhöhlungen theils mit zarten Chalcedonkristallen, theils mit einem dünnen blaulichweißen Chalcedonhäutchen überzogen sind; so wie einen trocknen Porphyr, dessen Gemengtheile viel Feldspath und basaltische Hornblende sind, so wie selbst auch Basaltgebirge zu Geführten, und ist wahrscheinlich an solche an- und aufgelagert. Anderwärts z. B. im Tokayergebirge hat er ebenfalls zu älteren Geführten Basalt, Perlstein und Obsidian ꝛc. Wieder anderwärts weiter gegen die Ebene heraus den splittrigen und erdig körnigen Alaunstein mit den Ausartungen derselben in gemeinen Thonstein, und ist er sicher späteren Ursprungs als diese Flötzmassen, folglich an sie angelagert; denn ich sah Exemplare bei Hrn. Professor Kitaibel, wo schon wieder Brocken von erdig körnigen Alaunstein in solchen thonigen porphyrförmigen Flötztrapptuff eingemengt waren.

Wenn wird Ungarn endlich einmal einen Mann finden, der hier das leistete, was Hr. Doktor Reuß für sein Vaterland Böhmen geleistet hat?

Einzelne Beiträge zur mineralogischen Geographie von Ungarn können und werden einzelne gelehrte Männer liefern, und unter diesen steht Hr. Prof. Kitaibel zuerst; weil er die meisten Reisen (vorzüglich in botanischer Absicht, doch auch zugleich mit mineralogischen Rebblicken) durch ganz Ungarn, Siebenbürgen, Croatien und Slavonien gemacht, viel gesammelt und viel aufnotirt hat.

Wahrscheinlich wird er nun nach seiner Jubilation (mit Beibehaltung seines vollen Gehalts) mehr Muße als bisher haben, seine Reise-Tagebücher auch für mineralogische Geographie auszuarbeiten. — Für jetzt arbeitet er aber noch eifrig an den chemischen Zerlegungen so vieler ungrischer Mineralwässer, daß er sobald noch nicht an die ungrische Mineralogika wird kommen können. Auch Hr. Dr. Zehel wird dem Publikum bald einen interessanten Beitrag zur mineralogischen Geographie von Ungarn durch das Werk über Stein- und Braunkohlen und den Torf zu liefern nicht unterlassen.

Eine größere und vollständigere Übersicht über die mineralogische Geographie von Ungarn, Siebenbürgen, Slavonien und Croatien erfordert aber besondere 10 bis 12jährige mühsame Reisen und Un-

tersuchungen, also einen bedeutenden Geldaufwand, der nicht wohl anders wo herkommen kann, als durch freiwillige Beiträge der ungrischen Landstände; weshalb es sehr zu wünschen wäre, daß auf dem nächsten ungrischen Landtage mehrere für die naturhistorischen Fächer sich besonders interessirende Magnaten sich mit dem Erzherzog Reichspalatin k. k. Hoheit verabreden, und in dieser Hinsicht bei der ungrischen landtagsmäßigen Ständeversammlung einen öffentlichen Vorschlag machen möchten, um eine besondere Beisteuer eigens zu diesem Zwecke zu gewinnen.

Da aber nun außerdem noch zu erwarten steht, daß die ungrischen Stände wünschen werden, ein so ehrenvolles Geschäft, als die mineralogische Beschreibung von Ungarn ist, auch von gebohrnen Ungarn, vollführt zu sehen, so glaube ich zum Besten der Wissenschaft hier zugleich bemerken zu müssen: daß man in einem solchen Falle und für dieses wichtige Unternehmen gleichfalls auf öffentliche Kosten erst einige junge ungrische Mineralogen, die Fähigkeiten, Kenntnisse und Fleiß gezeigt, auch bereits durch beifallswürdige Schriften (nicht blos durch Schul-Examina) sich ausgezeichnet haben, vorher einige Jahre ins Ausland nach Böhmen, Teutschland, Frankreich und Italien auf Reisen schicken müsse, um sich erst für Gebirgskunde (Orognosie) im Auslande auszubilden, und zwar zuerst unter dem Vater der Gebirgskunde Hrn. Bergrath Werner, gleich wie der Baron Alexander von Humboldt, Hr. von Buch, Hr. Direktor Mohs, Hr. Robert Jeamson, Hr. Andrada früher gethan haben, sodann unter Hrn. Professor Hausmann zu Göttingen. Worauf sie sich dann erst auf Reisen zu verfügen hätten, um sich praktisch in der Natur in Ländern und Gegenden zu üben, die schon von berühmten Gebirgsforschern bereist und beschrieben worden sind.

Denn um eine wahrhaft wissenschaftliche mineralogische Geographie von Ungarn bearbeiten zu können, müssen die Unternehmer mehrere Theorien gründlich studirt und gegeneinander geprüft haben, auch zu prüfen im Stande seyn; nämlich: die Lehrsätze von Dolomieu, Faujas, St. Fond, Voigt, Rosepp, mit den Lehrsätzen von Werner, Reuß, Humboldt, von Buch, von Hausmann ꝛc.; also die Lehrsätze der Vulkanisten und Neptunisten; die Unternehmer müssen die Böhmischen, die Hessischen und Fuldaischen Flötztrappgebirge, so wie die am Ober- und Nieder-Rhein, also die Thongebirge, das Siebengebirge, das Kayserstuhl Gebirgsstück, sodann die berühmten französischen Gebirge in Auvergne, so wie die Römischen und Neapolitanischen untersucht und studirt haben; denn nirgends mehr als in Ungarn ist ein solches gründliches Verstudium von nöthen, wenn man nicht einseitig, sondern gründlich und mit Gewinn für die Wissenschaft die mineralogische Geographie von Ungarn bearbeiten will.

Geschichte und Biographie.

Die Herren von Pardubicz und Stara.

Biographisch-genealogische Skizze.

(Beschluß von Nr. 37.)

Ernest starb 1364 am 30. Juni auf seinem Gute Raudnitz, und im Besitze Altenburgs folgten ihm seine zwey jüngern Brüder Smilo und Wilhelm, und dann des Letzteren Sohn, ebenfalls Smilo genannt, wie dieß der alte Codex — kirchlicher Zehend betitelt — beweiset. Es werden darin viele fromme Stiftungen angeführt, welche diese Edlen für die ehemalige sehr ansehnliche Pfarrkirche in Altenburg gemacht hatten. Um das Jahr 1384, heißt es darinn, haben Wilhelm und sein Sohn Smilo von Pardubicz und Richenburg den ewigen Zins für die Kirche in Stara, und einen andern für das Spital in Libau auf eine andere Hypothek übertragen, und es mit Urkunden bekräftigt. So auch beim J. 1393 hat eben der Smilo mit dem Czenčk von Wesele und Welisch sonst von Wartenberg genannt, 4½ Schock Groschen jährlichen Zinses der Kirche in Stara vermacht. a)

Auch diese Edelleute lebten am Hofe Karls des IV., standen in hoher Gunst bei diesem Fürsten, und erwarben sich sowohl durch die Verdienste ihres Vaters und Bruders, als auch durch ihre eigene beim Hofe und in ganz Böhmen allgemeine Achtung. b) Vorzüglich liebte Kaiser Karl Bohuslaven und Wilhelmen, dessen letztern Treue gegen seine Person er in einem Briefe, den er von Nürnberg aus an die Glatzer Universität erlassen, auszeichnend rühmet. Er empfiehlt ihr darin das Andenken des seeligen Ernest und sagt:

---

a) Libri Erectio. tom. 12. —

b) „Utereque Caesari Carolo gratissimus, laudatique Caesaris litteris, tum a Patris, tum ab Ernesti fratris, eiusque meritis magna in Auliconum totiusque Bohemiae veneratione fuerunt.“ Vita Arnesti. Cap. 3. —

„Hiezu habe ihn namentlich die aufrichtigste und ununterbrochene Ergebenheit Wilhelms, die ihm dieser „zu allen Zeiten erwiesen, bewogen." — — —

Bohusch (Bohuslaw) von Pardubicz, dessen Geburtszeit wahrscheinlich zwischen der des Ernest und Smilo fällt, war auch ein ausgezeichneter Mann seiner Zeit, und, um mit einem Worte alles zu sagen, ein Liebling Karls des Vierten. — In seiner Jugend wandelte er auf der nämlichen Studienbahn, wie sein älterer Bruder Ernesti mit diesem besuchte er zuerst das Gymnasium zu Braunau, dann die hohe Schule zu Prag, und endlich begab er sich mit ihm auf die Universität nach Bologna. „Aber wozu strebten sie — fragt ironisch Ernestens Biograph — die „eines so hohen reichen Stammes Sprößlinge waren, — „wozu strebten sie nach Gelehrsamkeit, nach akademischen „Würden? Mußten sie nicht befürchten, ihren Ahnenglanz auf eine solche jetzt von vielen für unedel gehaltene Weise zu beflecken? Was konnte es ihnen frommen, in unthätiger Muße den Schulstaub so lange geschluckt zu haben? — Diese Bedenklichkeit wandelt „manchen unserer adelichen Zeitgenossen an, aber unsere „Alten dachten hierüber anders, sie hatten andere Begriffe von Ehre. a) Mit hoher Geburt hohe Kenntnisse zu paaren, ihren Adel mit Wissenschaften zu zieren, — das war ihr größter Ruhm, das ihr edelster „Adel. — Wenn je einer Menschenklasse eine vielseitige „und gründliche Bildung geziemet, so ziemt sie dem „Adel, dem die wichtigsten Staatsgeschäfte anvertraut „werden, der an der höchsten Landesregierung Theilnehmer ist. Diejenigen, welche unüberlegt der Meinung sind, „der Adel bestehe darin: nur immer auf seine Macht „pochen, willkührlich und kühn jedermann befehden, allen seinen Gelüsten nachjagen, — sehen sie denn nicht, „daß sie sowohl hierin, als in ihrer frevelhaften Nichtachtung des Lebens, die Verworfensten aus der unterSten Hefe des Pöbels übertreffen." b) — So schrieb Balbin im siebzehnten Jahrhundert, vielleicht nicht ahnend, daß seine Worte auch noch für das 19te Jahrhundert eine gute Anwendung haben würden.

Zu Bologna und Padua widmete sich Bohusch von Pardubicz vornehmlich den schönen Wissenschaften, da sich sein Bruder Ernest auf die ernsteren Studien, auf Philosophie, Theologie, und unter dem berühmten Rechtsgelehrten Johann Andreas auf das Civilrecht legte. (Bohuslao fratri meliores scientiae placuerunt; altiora consectabatur Arnestus. l. c. — Letzterer machte in der Beredsamkeit so glänzende Fortschritte, daß man ihn in jener Zeit unter die größten Redner aufführte. a)

Freilich muß man aber sowohl seine als Ernestens Bildung nach dem damaligen Grade der Kultur messen, und nicht hiezu den Maßstab von unserem in allen Kenntnissen weiter vorgerückten Zeitalter entlehnen. Gegründet ist daher Herrn Ungars Bemerkung, in seinem Aufsatze über den Zustand einiger Gymnasien in Böhmen b): „Die Schreibart des ersten Erzbischoffs „zu Prag, Ernst von Pardubicz, — sind seine Worte, — und die seines Lebensbeschreibers Wilhelms von Hasenburg ist nur im Verhältnis mit „den geschmacklosen Schriften ihres Zeitalters gut, und „die Lobsprüche, die man der Beredsamkeit Bohuslavs, „Ernestens Bruder ertheilt, müssen ebenfalls nur „unter dieser Einschränkung gelten."

Auch Bohuslav widmete sich dann dem geistlichen Stande, und erscheint bald als Probst an der St. Stephanskirche zu Leitmeritz. Itzt verlebte dieser Edle die meiste Zeit am Hofe Kaiser Karls des IV.; bei den meisten Reisen des Letztern war er sein unzertrennlicher Gefährte, mit dem er sich auch (1355) zu seiner Krönung nach Rom begab, und nebst seinem Bruder Ernest den dadurch veranlaßten Feyerlichkeiten beiwohnte. c)

Groß und mannigfach waren die Begünstigungen, mit welchen Kaiser Karl diesen von ihm geliebten Probst auszeichnete. So schickte er im J. 1348 am 1. Juli an die Stadt Leitmeritz eine Verordnung, kraft deren die Unterthanen der dasigen Probstey fernerhin nicht unter der Gerichtsbarkeit der Stadt stehen sollten, und gab dem Probste die Erlaubniß, seine Wohnung und seine Kirche nach seinem Gutachten zu bauen, und beide mit einer Mauer einzuschließen. d)

---

a) Hodierni saeculi timor hic est; alia Majoribus nostris mens, alia gloriae ratio. Nobilitatem doctrinae sociare, ejusque insignibus vestiri, magnum esse decus credebant. Vita Ernesti Lib. I. Cap. X. —

b) Vita Arnesti l. c. — Man bittet diese vortreffliche Stelle im Original selbst nachzulesen.

a) Eos in Rhetoricis fecit progressus, ut inter clarissimos sui temporis Oratores numeraretur. l. c.

b) In den neuern Abhandlungen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1795.

c) Hagecks Chronik beim Jahre 1355, und Pessina in Phosphoro. p. 459.

d) Archiv. Capit. Litom. in Pelzels Karl IV. 2 Th. —

Schon das Jahr zuvor 1347 ließ er an die königlichen Beamten in Böhmen ein Schreiben ergehen, worin er ihnen befiehlt, dem Probsten Bohuslav von Pardubicz in Beitreibung der ihm gebührenden Zinsen, wie sie ihm von den vorigen Königen angewiesen, und von ihm Karln, bestätigt worden, mit aller Kraft behülflich zu seyn. — Einen ähnlichen Befehl fertigte er aus im J. 1355 an die königl. Landrechte in Böhmen: Sie möchten Bohussen und seine Unterthonen bei allen ihren Freiheiten und Verrechten jederzeit schützen. a)

So wie sich der große Karl dieses würdigen Prälaten bei sehr vielen wichtigen Geschäften bediente, so trug er ihm auch die Ausführung eines seiner liebsten Wünsche auf, nehmlich die Herführung des Leichnams des h. Veit, der zu Pavia in dem Benediktiner Kloster zum h. Marinus verwahrt gelegen. Wie Karl zu Prag eine kostbare und prächtige Kirche zu Ehren dieses Heiligen baute, so wünschte er nichts so sehr, als daß er sie mit seinen Gebeinen verherrlichen könnte. In dieser Absicht ward also Bohuß von Pardubicz nebst einigen andern Geistlichen nach Pavia abgesendet, das Grab des erwähnten Heiligen zu öffnen, und dessen Gebeine von dem Abte des Klosters für den Kaiser auszubitten. Seine große Beredsamkeit bewirkte, sagte Balbin, daß man Karls Wunsch erfüllte, der dieses für ihn sehr erfreuliche Ereigniß ohne Verzug dem Erzbischoff Ernest in einem eigenen Schreiben bekannt machte. b)

So wie es bei vielen adelichen Geschlechtern der Fall ist, daß in ihrer alten Geschichte große Lücken sich befinden, und über ihre Schicksale durch lange Zeiträume ein undurchdringliches Dunkel schwebet: eben dieß ist auch bei der Geschichte der Herrn von Pardubicz der Fall. Von nun an findet man wenige Nachrichten von ihnen in unsern Landesschriften. So viel ist gewiß, daß dieses Geschlecht in der zweyten Hälfte des 16ten Jahrhunderts erlosch. In dem Jahre 1553 findet man einen Sobieslav von Pardubicz, als den letzten Sprossen desselben, auf einem Landtage unter den Reichsbaronen Böhmens mit unterschrieben. Daher Paprocky in seinem Diadochos, nachdem er bei der Aufzählung aller Dominikanerklöster in Böhmen erinnert hatte, daß auch die Edlen von Pardubicz solch ein Kloster in der Stadt gleiches Namens gestiftet, bezeuget, daß man nunmehr von ihnen — er schrieb 1602 — im Königreiche Böhmen nichts mehr höre. Seite 373. a)

a) Balbi. vita Arnesti. Lib. I. cap. 13.

b) Dieß befindet sich in Pessinas Phosphorus S. 460. Sieh auch Hagek ad annum 1355 und Balbin. Vita Arnesti Lib. I. c. 3. —

Reminiscenzen.

1.

Aerzte in Rußland.

Noch unter dem Zaar Alexis († 1676) durften die Aerzte in der Fastenzeit am zaarischen Hofe, keine Arzneymittel aus dem Thierreiche verordnen.

Der Zaar Feodor († 1682) war so mißtrauisch, daß seine Leibärzte jedes Arzneymittel, was sie ihm oder seiner Familie verordneten, erst selbst kosten mußten: oder es waren die Hofleute gehalten, es zuvörderst zu versuchen; und, bekam es diesen nicht, so mußte es der Leibarzt selbst verzehren.

2.

Wien unter Joseph II.

Ein Supplikant bat Joseph II. um Gehalts-Erhöhung, weil es in Wien so theuer zu leben sey. Speisen Sie zu Mariahilf im Engel, „war des Monarchen Antwort; dort ist's wohlfeil.“ Joseph II. hatte sich nämlich selbst überzeugt, daß man in diesem Gasthofe (i. J. 1787) für 6 Kreuzer: Suppe, Rindfleisch mit Zugehör, Gemüse mit Fleisch und eine Portion Brod bekam.

---

a) Der Verfasser dieser Skizze muß hier bemerken, daß sie das Fragment eines größeren Werks sey, welches den Titel führt: „Historisch-analytische Beschreibung der gräfl. „Schlikischen Herrschaften Altenburg, Kopidlno und Giczinowes, — und das, so Gott will, seiner Zeit — erscheinen wird.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 41. August.

Vaterlandskunde.

Die militärische Louisens-Akademie zu Waizen.

(Fortsetzung u. Schluß von Nr. 18, 1812.*)

Der zweite Theil, handelt vom gegenwärtigen Zustand des Gebäudes, und des Fonds. Zuerst wird bemerkt, daß gegenwärtig das Gebäude nicht genug Raum für die Akademie hat, indeß man im künftigen Jahre zwei Klassen der Zöglinge, mit dem nöthigen Lehr- und Dienstpersonale, unterzubringen hofft. Dann könnte binnen vier Jahren, das Uebrige vollendet werden, so daß mit jedem Jahre eine Klasse zuwächst, und mit Ende des Jahres 1815 die ganze Akademie in vollkommenem Stande, mit Ausnahme der Reitschule und Stallungen da stehe, die aber ohnedieß die ersten Jahre nicht nothwendig seyen, da nur die Zöglinge der zwei höchsten Klassen, Unterricht im Reiten erhalten.

Ferner wird gesagt, daß der von Sr. Majestät ernannte Director beauftraget ist, die Aufsicht über den Bau, die dazu assignirten Gelder, das ihm untergeordnete Personale, und überhaupt alle Geschäfte der Akademie, zu führen. Daß die Landeskassa die Manipulation der Geldgeschäfte besorgt, alle die Akademie betreffenden Urkunden, in dem Landes Archiv aufbewahrt werden, und der königliche Causarum Director, sie bei Rechtsstreitigkeiten vertritt.

Der Fond betrug mit Ende September 1811 in

Kapitalien	1,440,265 fl. 50 kr.
in baarem Gelde, d. i. Banko-Zettel	7,229 fl. 53 1/2 kr.
daher im Ganzen .	1,447,495 fl. 43 1/2 kr.

Die Bestimmung dieses Fonds, ist doppelt; nemlich:

1stens. Zur Errichtung oder Ausbesserung der für die Akademie nöthigen Gebäude, und Anschaffung der ersten Einrichtung.

2tens. Zur Deckung aller Auslagen, welche die Erhaltung der Zöglinge, Lehrer und Diener, alljährlich erfordern wird.

Die ad 1mum erforderlichen Unkosten, würden nach dem Ueberschlag 1,506,799 fl. und wenn die Reitschule, Ställe und nöthigen Wirthschaftsgebäude dazu kämen, nach den jetzigen Preisen der Baumaterialien, und Handarbeiten, beinahe 2,000,000 fl. W. W. betragen. Obwohl nun zu hoffen ist, daß durch die verminderte Masse des zirkulirenden Geldes, die Preise der Dinge beträchtlich fallen werden, und daher beinahe ein Drittheil der hier ausgesetzten Summe, erspart und überdieß diese Ausgabe auf 4 Jahre vertheilt werden könne, während welcher der Fond durch die zuwachsenden Zinsen vergrößert wird; so ist es doch klar, daß die Aus-

*) Durch eine unverzeihliche Unachtsamkeit, wovon sich auch der Herausgeber nicht frei spricht, ist die Fortsetzung dieses Aufsatzes, dessen Anfang sich schon in Nr. 19, 1812 befindet, vergessen und dies erst jetzt entdeckt worden. Ich bitte den Herrn. Verfasser und das Publikum um Vergebung.

D. H.

lagen, welche das erste Jahr ungefähr 204,000 fl. dann aber 250,000 fl. betragen würden, die in 86,436 fl. bestehenden Einkünfte der Akademie, beträchtlich übersteigen. Es ist daher nicht möglich aus dieser Quelle, die Herstellung der Gebäude zu bestreiten, und eben so wenig rathsam, das Stammkapital anzugreifen, da alsdann die jährlichen Unterhaltskosten nicht gedeckt wären.

Um nun der, hieraus sich ergebenden Schwierigkeit abzuhelfen, schien Sr. kaiserlichen Hoheit, das angemessenste zu seyn, Se. Majestät zu bitten, die jährlich zu dem Bau der Akademie nöthigen Summen aus dem politischen Stiftungsfond gegen allmählige Rückzahlung vorstrecken zu wollen. Auch schienen Se. Majestät hiezu nicht ungeneigt zu seyn, wurden jedoch durch die unterdessen eingetretene Geldveränderung an der Ausführung gehindert. Indessen läßt sich hoffen, daß wenn die Stände bei Festsetzung der Privatverhältnisse, durch besondere Rücksicht auf die Akademie geleitet, eine für ihren Fond günstige Ausnahme machen, die für den Bau nöthigen Summen dargeliehen werden können.

Bei der zweiten Art von Ausgaben, zeigt die genaueste Berechnung einen jährlichen Bedarf von 137,000 fl. oder mit Vorsorge auf unvorhergesehene Zufälle in runder Zahl 150,000 fl. Und da die bisherigen Einkünfte nur 86,400 fl. betragen, so ergiebt sich ein jährliches Defizit von 63,6[illegible] fl. oder die Erforderniß eines Stammkapitals von 1,060,000 fl.

Dieses beträchtliche Defizit würde zwar im ersten und zweiten Jahre der Errichtung nicht vorhanden seyn, da durch die kleinere Anzahl Zöglinge beträchtliche Summen erspart werden könnten auch viel erwirthschaftet würde, wenn a) Se. Majestät die im Institute angestellten Offiziere, aus dem allerhöchsten Aerario bezahlen wollten, wodurch dem Staate keine neue Last zuwachsen würde, da er diese Männer auf jeden Fall versorgen muß, und b) die aus dem Civilstande zu wählenden Professoren, ihre Besoldungen aus dem Pester Universitätsfond bezögen, der von der Kaiserin Maria Theresia deßhalb so freygebig ausgestattet wurde, damit aus dem jährlichen Ueberschuß, andere Erziehungsanstalten unterstützt werden können.

Allein selbst, wenn Se. Majestät der Akademie diese Vortheile angedeihen lassen wollten, bliebe noch immer ein bedeutender Abgang, besonders wenn man bedenkt, daß zur Rückzahlung der, von der Akademie aufgenommenen Kapitalien, kein anderer Fond, als die jährlichen Einkünfte derselben angegeben werden kann.

Se. kaiserl. Hoheit überlassen es daher dem weisen Ermessen der Stände, jene Mittel und Wege auszufinden, durch welche der Fond vermehrt, und die Aufnahme der Zöglinge möglich gemacht werden könnte.

So lange indeß der Fond in seinem gegenwärtigen Zustande bleibt, ist nichts anderes zu thun, als die jährlichen Einkünfte zu dem Bau der nöthigen Gebäude, oder falls dieser durch Aufnahme größerer Summen beschleinigt werden sollte, zur Tilgung der gemachten Schulden zu verwenden, und erst nachdem dieses geschehen ist, die Akademie zu eröffnen. Denn es dürfte rathsamer seyn, mit der Aufnahme der Zöglinge zu zögern, als das Institut schon mit seiner Entstehung der Gefahr des Erlöschens Preiß zu geben, einer Gefahr, deren Möglichkeit, das Schicksal so mancher öffentlichen Anstalten, die in dem Drange der Zeitumstände untergiengen, sattsam erwiesen hat.

Uebrigens wird es der Aufmerksamkeit der Stände wohl nicht entgehn, daß dieser Fond ganz aus Kapitalien bestehe, die entweder bei den ursprünglichen Gebern, oder schon durch diese bezahlt, bei andern ausständig sind, und sehr bedeutend verringert würden, wenn die Stände bei Bestimmung der Privatverhältnisse irgend eine Skala als Richtschnur der Zurückzahlung festsetzten. Es wäre daher, dem edlen Zweck der Geber vielleicht angemessen, wenn man in Betreff der Kapitalien dieser Akademie eine Ausnahme machte, und in Rücksicht ihrer Zurückzahlung eine Verfügung träfe, die den Fond vor allzu großem Schaden bewahrte. Ohnedies befinden sich die alten Kapitalien meistens in den Händen großer Gutsbesitzer, denen dieser Unterschied nicht sehr empfindlich fallen kann, die neuen

by Google

dagegen wurden meistens solchen anvertraut, die Güter damit nach dem ganzen Nennwerthe des Geldes, kauften oder einlösten und sich daher bedeutenden Nutzen damit verschafften. Zur Erleichterung beider könnte auch noch festgesetzt werden, daß binnen der nächsten 10 Jahre kein Kapital von Seite der Akademie aufgekündet werden kann, außer im Fall eines offenbaren Mangels an Sicherheit bei dem Schuldner. —

Aus diesem, im Auszuge hier mitgetheilten Bericht des Erzherzogs Palatins, läßt sich, die von so manchen aufgeworfene Frage, warum bis itzt die Akademie noch nicht eröffnet wurde? am besten beantworten, und zugleich die Nothwendigkeit einsehn, den Fond so viel wie möglich durch fernere Beyträge zu unterstützen, um ein Institut zu erhalten, dessen Existenz endlich nach vielen Wünschen gegründet, der Nation die herrlichsten Früchte verspricht, allein ohne fernere Beihülfe, jene mächtigen Hindernisse, die sich seinem Emporkommen entgegenthürmen, zu überwinden, kaum im Stande seyn dürfte.

Freyherr v. M—y.

Correspondenz.

Aus dem Tagebuche zweier Reisenden.

Gegend von Röz und Krems; besonders Herrn von Mazzis merkwürdige Branntweinbrennerei.

(Man vergleiche Hesperus Nr. 42, 43, 1812. Nr. 21, 1813. Nr. 63, 1814, und Oekon. Neuigkeiten N. 2. 1810.)

Nachdem wir uns mit der größten Anstrengung durch die heillosen Straßen hinter Röz durchgewunden hatten, bemerkten wir mit wahrer Freude den Fleiß der Kremser Weinbergbesitzer, welche nahe an der Donau groben Sand und Schotter gleich Dünger in kleinen Haufen auf ihre tiefliegenden schweren Gründe vertheilt hatten, um sie zu gehöriger Zeit bei dem Ziehen der Gräben gleichmäßig zu verbreiten, und so einen dem Weinstock angemessenen lockern Boden zu bereiten, ein immer noch bei uns seltenes Beispiel der Bodenverbesserung im Großen; möchten doch andere Grundbesitzer ein ähnliches mit Kalk thun, andere mit Lehm, und noch andere mit Sand nach ihres Bodens jeweiligem Bedürfniß; — ihre Kinder würden sie noch dafür segnen, denn selten erlangt der erste, der ein solches Riesenwerk unternimmt, auch schon die gänzliche Vergütung aller seiner Auslagen, wenn man Kapital und Interessen genau berechnet. Darf das aber für den Menschen von Ehrgefühl ein Abhaltungsgrund seyn, etwas zu beginnen, was seinen Nachkommen soviel frommen kann?

Mit Wehmuth sahen wir zwischen Krems und Stein auf der Au das marmorne Grabmahl zerfallen*), welches des Erzherzogs Ferdinand von Este hoher Sinn vereint mit seinem Bruder Maximilian auf eigene Kosten zu erbauen unternommen hatten, und blos durch die Unterstützung der übrigen erhabnen Glieder der kaiserlichen Familie zu Stande brachten, um dem im Jahr 1805 vor dem Feinde gebliebenen Feldzeugmeister Schmidt einen würdigen Denkstein zu setzen, an dem jeder Oesterreicher sich erbaue, und sich angeeifert fühle, auch einer dankbaren Erinnerung seines Vaterlandes werth zu werden, wenn gleich nicht jeder sie in Erz oder Stein erhalten kann. — — Wie können die Behörden einer Stadt, wie die Bewohner derselben, das, was ihnen, würde es wohl erhalten und sorgsam gepflegt, zum Ruhme gereichte, weil es ihren Sinn, ihre Empfänglichkeit für das Höhere und Edlere beurkundete, durch solche Verwahrlosung zum öffentlichen Ankläger gegen sich selbst werden lassen! Daß um die Steiner Kirche schöne Grabsteine als Pflaster eingesetzt sind, wo sie ihre Bezeichnungen und Verzierungen bis zum unkenntlichen verloren haben, ist leider einer jener Unfüge, wodurch so oft schon schätzbare Urkunden der Wahrheit der Geschichte unersetzlich geraubt wurden. Der Oesterreicher hat wenig Denkmahle, an denen er sich ermuthigen könnte; die neuere Zeit war wohl geeignet, solche für die Nachkommen zu bewahren; an Schriften sind wir reicher. Der Oesterreichische Plutarch sollte zum Volksbuch werden, was er vorzugsweise seyn soll und zu seyn verdient. Wäre nur ein Exemplar dieses Werkes in jedem Orte der Monarchie vorhanden, wahrlich, der Reisende würde solche niederschlagende Beweise gänzlicher Apathie gegen die Schätzung verblichener Patrioten, Helden und andrer ausgezeichneten Männer nicht finden.

*) Anmerkung. Obgleich der gänzliche Mangel an Pflege die Hauptursache der nahen Zerstörung dieses Nationaldenkmals ist, so ist nicht zu läugnen, daß der Marmor, aus welchem es besteht, dabei auch große Schuld trägt, und dennoch ist er besser als jener mährische, welcher, wie die Sage geht, gewählt seyn soll,

auf dem Franzensplatz bei Brünn (dem ehemaligen Calvarienberg) einen 72 Schuh hohen Obelisken zu bilden, zum ehrenvollen Denkmal für Brünn's Bürger, das ihre Leiden, ihre Treue während mehr dann 20 Kriegsjahren beurkunden wird *).

Das merkwürdigste der ganzen Umgegend ist die bei Baumgarten jenseits der Donau eine halbe Stunde hinter Mautern eingerichtete Brennerei des Hrn. von Mazzi, Gräflich Brunnerischen Wirthschaftsraths und Gutsbesitzers. Mit seltener Offenheit zeigte er uns alles, mit der den verständigen Forscher bezeichnenden ruhigen Aufmerksamkeit hörte er unsre Einwürfe, und löste oder beachtete sie. Seine Kartoffelbranntweinbrennerei wird mit Dämpfen betrieben; sie ist äußerst einfach, und hat das große Verdienst, daß sie mit geringem Kräfteaufwand viel leistet. Nettigkeit des Apparats zeichnet sie aus, und obwohl dieser manches in streng wissenschaftlicher Hinsicht noch wünschen läßt; so übertrifft er durch seine einfache, leichte, praktische Handhabung die meisten andern Dampfbrennereyen. Die Brenner laufen hier freilich nicht mit Wärmemessern herum, und stoßen mehr Instrumente entzwei, als die durch so gar genaue Beachtung der Wärmegrade vermehrte Alkoholerzeugung werth ist, und was dergleichen mehr an andern Orten geschieht, wo das potius esse, quam videri umgekehrt genommen wird. — Dafür versieht ein einfacher Brenner (zugleich Verkäufer des Branntweins im Kleinen) das ganze Geschäft mit geringer Anstrengung. Statt weitläufiger Controllen und langen Rechnungen, wo Ziffern mehr des Geldes werthe Zeit versplittern, als sie Geld ersparen, thut des Herrn Auge, und das seiner eben so gastfreyen artigen Frau Gemahlin das beste. Er bedient sich zu der Abkühlung der Geddaischen Condensatoren. Die Verhältnisse sind ungefähr folgende:

Der Dampfkessel hält 8 N. Oe. Eimer Wasser, — dessen Dampf hizt zwei Maischblasen, eine Läuterblase, ein Kartoffelfaß. Die Blasen, in welche die Dämpfe gehen, halten jede 6 N. Oe. Eimer. Die Läuterblase, um welche die Dämpfe gehen, ebenfalls; — sie stehen alle in hölzernen Fässern, und sind mit Asche umgeben, — die Läuterblase aber steht in einem großen Faße mit Wasser, (im Marienbade). Eingemaischt wird, und mit Unterhefe gestellt ein Gemenge von 1 ½ Mz. Kartoffeln, den Metzen a 80 Pf., und 5 Pf. Gerstenmalz, in 2 ¼ Eimer Wasser abgerührt; die Kartoffeln vorher im Dampf gekocht, dann durch Riffelwalzen von Holz gepreßt, das Malz geschrotten. Der Ertrag nach einer 3—5stündigen Destillation der Maische, und dem nochmaligen Ueberziehen des Läuters ist 4 ½ Maaß Branntwein, (im Durchschnitt) dieser bei 15° †O Reaumur auf dem Richterschen 100 grädigen Alkoholmeter gewogen, zeigte 30 Proz., also geben 80 Pfund Kartoffeln, und 2 ½ Pfund Gerstenmalz gerade eine N. Oe. absoluten Alkohol, welches gegen das gewöhnliche, und bei dem geringen Aufwand eine ungemein starke Erzeugniß ist. — Lehrreich ist Herrn Mazzis Erfahrung über den Vorzug der Unterhefe gegen Oberhefe gehalten; erstere erfordert weniger Vorsicht im Gebrauch, und das Gut säuert, nicht so schnell wie bei letzterer. Sehr zweckmäßig verbindet Herr Mazzi diese Brennerey mit seiner Wirthschaft, und benüzt mit ihr auch die Produkte jener Weingegend auf eine bessere Weise. Ein thätiger Beförderer alles Nüzlichen brachte er zuerst die nahe liegende Steingutfabrik von Draß auf der Kremser Straße nach Gföll auf den Gedanken die herrlichen Eberfelder Wasserröhren von Steingut zu verfertigen. Man versuchte es mit Erfolg, und eine treffliche unzerstörbare Wasserleitung aus diesen Röhren führt uns das Wasser herbei, was sonst getragen werden mußte.

Gleich ehrenvoller Erwähnung ist Herrn von Mazzis Obstgarten werth, in welchem er mit großer Ordnung in der zweckmäßigsten Lage die edelsten Obstsorten pflegt, um ächte gute Pfropfreiser an Liebhaber in einer Gegend mittheilen zu können, welche zum Obstbau wie geschaffen, diesen schon darum nicht, wie sie sollte betreibt, weil die Bewohner sich mit schlechten Sorten begnügen. Welche Wohlthat geht nicht für sie aus Herrn von Mazzi's Baumschule hervor!

Wir rathen jedem schlichten Manne, der gerne eine Dampfbrennerey erbaute, und der nicht Gelegenheit hatte,

---

*) Meiner Meinung nach gehört für Obelisken eine viel festere, dauerhaftere und für das Auge gefälligere Steinart, als Marmor, und gar als ein gemeiner oder schlechter Marmor. Die Alten haben uns hierinn ihre Muster gegeben. Sie wählten Granit, Syenit, Porphyr, Grünstein und ähnliche Steinarten, die wir sämmtlich in Mähren und gar nicht sehr weit von Brünn besitzen. Es kommt nur auf Auswahl durch Kenner und sorgfältige Sortirung der Stücke an. Den Transport hätten gewiß die patriotischen Bewohner übernommen. Die Politur ist freylich schwerer und mühsamer als bei weichem Kalkstein. Aber durch eine geschickte Vorrichtung läßt sich viel erleichtern. Und dann hat man doch etwas Auserlesenes, nicht Gemeines, eines solchen Monuments Würdiges auf die Dauer. Gemeinen Marmor sieht man bei uns nicht wenig, höchst selten aber etwas von Porphyr oder Granit.

D. H.

durch Studien sich die Hilfswissenschaften zu sammeln, deren er bedarf, um eine ohne Vormuster zu errichten, nach Baumgarten zu gehen, und das einfache, ausführbare, was er dort sehen wird, unbedingt und ungekünstelt nachzumachen. — Noch mehr aber rathen und bitten wir jeden Landwirth oder Technologen, der etwa gutes betreibet, was andere gerne auch erlernen möchten, des Herrn von Mazzil's Wahrheitsliebe, und wahrlich deutsch-biederes Benehmen nachzuahmen. Mittheilung eigener begangenen Mißgriffe als Warnung, und offene nicht übertriebene Darstellung des Gelungenen bringen dem Mittheiler mehr Ehre, als jene täuschenden Selbsterhebungen, womit Reisende oft bewirthet werden, die ihnen, wenn sie nicht zu achten verstehen, Nachtheil statt Nutzen und Belehrung bringen, immer aber der guten Sache schaden.

Laibach den 20. Mai 1816.

H. S.

2.

München, 1815.

Zellers Gewerbsthätigkeit und das elektrische Perpetuum mobile.

(Mit einer Abbildung.)

(Vergl. Hesp. Nr. 60 1815.)

Der Eifer für vaterländische Industrie, welcher diesen Mann belebt, dürfte auch bei Ihnen manchen verständigen, thätigen Patrioten zu ähnlichen Unternehmungen in den verschiedenen Hauptstädten oder zur Erweiterung bereits bestehender anreizen. Zeller hat nemlich in München eine Kommissions-Niederlage errichtet, wo jeder vaterländische Künstler, jeder über das Gemeine sich erhebende Fabrikant, jeder Inländer, der etwas Auszeichnetes erfunden oder hervorgebracht hat, sein Kunstwerk oder das Erzeugniß seines Nachdenkens und Fleißes öffentlich ausstellen und zur Anschauung seiner Mitbürger bringen kann.

Zu etwas Aehnlichem war wohl das kaiserliche technologische Kabinet bestimmt. Doch schien es mehr eine Sammlung des bereits Bekannten und Geübten, als eine Schaustellung des Neuerfundenen zu seyn. Sodann war es wenig oder gar nicht zugänglich. Endlich muß man dann auch in einer solchen Anstalt hinlängliche Erläuterungen und Belehrungen über das Vorfindliche erhalten können. Auf Alles dieß wird itzt hoffentlich vorgedacht werden können, wenn nun dies Kabinet mit dem polytechnischen Institut in Wien, nach Allerhöchster Entschließung itzt verbunden und so eine sehr vollkommne Einrichtung möglich wird.

Wenn Wien auf diese Weise der Hauptaufstellungsplatz der interessantesten Erscheinungen des Kunstfleißes aus allen Theilen der Monarchie wird: so kann das polytechnische Institut zu Prag etwas Aehnliches für die Provincial-Industrie Böhmens, das Nationalmuseum zu Pesth ein Gleiches für Ungarn, das Johanneum zu Grätz für Inner-Oesterreich leisten. In dem durch seine Industrie so wichtigen Mähren und Schlesien sollte die sich so thätig regende Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde für eine gleiche Anstalt sorgen, und das Bruckenthalsche Vermächtniß zu gleicher Absicht für Siebenbürgen benutzt werden.

Eine zweite Anstalt Zellers ist die Herausgabe eines Blattes, das Nachricht von allen den Produkten gibt, die sich in der Commissions-Niederlage zusammen finden; ungefähr so, wie Sie uns in Ihrem Hesperus bisher die lehrreichen Notizen über Fabriks-Gegenstände in Oestreich und von so manchem wichtigen Gewerbe der andern Provinzen gaben. Aber auch von andern Produkten Baierns (nur nicht des Auslandes) wenn sie gleich nicht in die Niederlage kommen, kann Nachricht gegeben, so wie auch kurze Abhandlungen über diese und ähnliche Gegenstände aufgenommen werden. Dies Blatt führt den Titel: Wöchentlicher Anzeiger für Kunst- und Gewerbfleiß im Königreich Baiern. Den 15. Mai erschien davon die erste, den 21. Juni die dritte Numer.

Es wird in demselben zuerst Nachricht von der Commissions-Niederlage gegeben. Obgleich die Bedingungen, die bei derselben statt finden, freilich mehr kaufmännischer Art sind: so werden doch auch öffentliche Institute Manches davon benutzen können, wenn sie Aehnliches ausführen wollen.

1. Bleibt alles Niedergelegte zur Disposition des Eigenthümers.

2. Alles wird licht, trocken und sorgfältig aufbewahrt, soll auch weiterhin gegen Feuer assecurirt werden.

3. Alles wird sorgfältig verpakt, Fracht- und Portofrei eingesendet, so wie davon

4. ein richtiges Verzeichniß mit Bemerkung des äußersten Verkaufspreises, nebst genauer Angabe für zerlegte Gegenstände über die Art ihrer Zusammensetzung, und deutlicher, vollständiger Beschreibung, wo diese nöthig ist.

5. Dafür wird ein Empfangschein für die in Mü-

chen wohnenden Besitzer ausgestellt, gegen welchen sie Waare oder den Werth im Gelde fordern können. Für andre findet eine andre Einrichtung Statt.

6. Zur Deckung der Niederlagskosten zahlt man bei Erhalt dieses Scheins, nach dem Werth der niedergelegten Gegenstände 3 kr. von 1—9 fl., oder 9 fl. von 200—299 fl. u. s. f.

7. Für verkaufte Stücke wird ein Abzug gemacht von 6 kr. 1—49 fl., 4 kr. für 50—99 fl. und 3 kr. für 109—1000 fl.

8. Den 1. jeden Monats stellt die Niederlage ihre Rechnung über das bis dahin wirklich Verkaufte.

9. Sie macht überall hin Versendungen, nimmt auch Bestellungen vom Auslande an.

Den Anzeiger hofft Herr Zeller zu Annalen der vaterländischen Betriebsamkeit zu erheben. Alle Buchhändler-Anzeigen sind davon ausgeschlossen; wohl aber können Auszüge aus (auch außer Baiern verlegten) Büchern aufgenommen werden, wenn sie auf technische Künste Bezug haben und eine Anwendung für Baiern versprechen. Die Zeile des eigentlichen Anzeigens kostet 3 kr. Einkommende Muster oder lithographirte Blätter sollen beigelegt werden; jedes Blatt à 3 kr, jeder Bogen Text 6 kr. Abonnement auf 6 Monate 2 fl. 30 kr.

In der zweiten Nummer erscheint Abbildung und Beschreibung der neu erfundenen electrischen Pendeluhr *) des Professors Ramis, einer Uhr ohne Feder und Gewicht, deren Pendel durch bloße, elektrometerische Kraft in immerwährender Schwingung bis jetzt erhalten ward.

„Fast jedem wissenschaftlichen gebildeten Leser" heißt es Seite 11 — „ist Voltas wichtige Erfindung bekannt, daß Säulen aus gleich groß dünnen Platten zweier verschiedenartiger Metalle z. B. Silber (oder Kupfer) und Zink, dann einer nassen Papp- oder Tuchscheibe schichtweise und in gleichförmiger Plattenlage erbaut **) an beiden Enden Erscheinungen von Electricität, und zwar von positiver am Zink- und von negativer am Silberende zeigen, und daß diese besondere Art der hier entstehenden Electricität mit dem Namen der galvanischen belegt wird. Eben so bekannt ist es auch, daß leichte an Glasstäbchen, Seiden- oder Haarfäden pendelartig aufgehangene Körper von Metall oder andern Materien zwischen zwei feststehenden Metallkugeln, wovon die eine mit positiver, und die andere mit negativer Electricität geladen, oder auch nur die eine allein positiv, oder negativelectrisch gemacht, und die andere durch einen Draht, oder durch eine Kette mit der Erde in leitende Verbindung gesetzt werden ist, wechselweise immer angezogen und abgestoßen werden, also in eine schwingende Bewegung gerathen, welche so lange dauert, als freie Electricität in den Kugeln rege ist. Es darf nur an die bekannten electrischen Spielwerke, die electrische Spinne, das Glockenspiel, die electrische Schaukel ꝛc. erinnert werden, um diese Erscheinung jedem anschaulich zu machen.

Es war daher zu erwarten, daß auch die Voltaische Säule an ihren beiden Enden eben diese Wirkung hervorbringen, und einen leichten Pendel zwischen zwei mit denselben in Verbindung gebrachten metallenen Knöpfen, oder Kugeln, gleichfalls in schwingende Bewegung setzen werde, und wirklich bestätigte sich die Vermuthung. Schon Behrens (Kandidat der Mathematik in Schwedisch-Pommern), zeigte im Jahre 1806, daß ein zwischen beiden Endpolen der Voltaischen Säulen aufgehangenes Goldblättchen, ein, wie er sich ausdrückt, wahres electrisches mobile perpetuum sey und fortdaurende Schwingungen mache, indem es wechselweise von beiden Säulen-Enden, oder Polen angezogen oder zurückgestoßen werde. Indessen waren die aus Metallen und nassen Scheiben zusammen geschichteten Säulen in ihren Wirkungen zu ungleichförmig und durch die Austrocknung der nassen Schichten zu bald erschöpft, um eine dauernde, gleichmäßige Pendelschwingung zu erzielen und die Bemühungen derjenigen Physiker, welche, wie Behrens, Biot, Marechaux u. a. sich in voller Erkenntniß der Wichtigkeit von Volta's Theorie seiner Säule *) damals mit Erfindung einer ganz trocknen gleichförmig und fortdauernd wirkenden Säule beschäftigten, wurden durch Davy's neue und Staunen erregende Versuche über die chemische Wirksamkeit der Voltaischen Erfindung zu schnell und bleibend auf wichtigere Gegenstände abgezogen, als daß sie den übrigen bereits mit so viel versprechendem Erfolge begonnenen der ferneren verdien-

*) Man sehe Hesperus Nr. 60 1815.

**) Z. B. Von unten nach oben zu: Silber (etwa ein Thaler- oder ein gleich großes Stück Kupfer,) Zink, nasse mit Salzwasser getränkte Pappscheibe; — Silber, Zink, Pappscheibe; — Silber, Zinkpappscheibe; — und zuletzt; Silberplatte, Zinkplatte, — das die unten mit Silber anfangende Säule, eben mit einer Zinkplatte aufhört.

*) Wie viele können sich rühmen, sich selbst schon bei ihrem Leben solche Säulen ewigen Nachruhms errichtet zu haben, als Volta! —

Digitized by Google

ten Aufmerkſamkeit gewürdigt hätten. Nach Volta's Anſichten wird die Electricität in der Metallſäule nicht durch die Zerſetzung und die Metallplatten unterbrechenden naſſen Körper und eine dadurch bewirkte Verkalkung der Metalle, ſondern ſchon durch die bloße Berührung der verſchiedenartigen Metalle an und für ſich erregt, was freilich lange, und beſonders von den engliſchen Phyſikern, in Zweifel gezogen wurde — und ſo bedurfte es nur noch der Auffindung eines ſchicklichen, ſtatt der naſſen, (gewöhnlich mit Salzwaſſer, oder Salmiak-Auflöſung getränkten) Pappſcheiben einzulegenden trockenen Körpers, welcher dem Durchgange der in jedem Plattenpaare rege gewordenen Electricität (worauf es allein ankam) einigen, wiewohl nicht vollen Widerſtand zu leiſten im Stande war, um eine ganz trockene Voltaiſche Säule mit ſo genugſamer Wirkſamkeit zu haben, daß ein ſehr bewegliches leichtes Pendel zwiſchen ihren Polen in beſtändiger Schwingung zu erhalten war. Eine Säule aus Zink, Kupfer und blauem Seidenzeuge würde vielleicht, (was jedoch bis jetzt noch nicht verſucht worden iſt) dem Zwecke vollkommen entſprochen haben — indeſſen ſey es genug, zur Geſchichte der Erfindung anzuführen, daß weder Biot's Säule aus Zink, Kupfer und geſchmolzenen Salpeterſcheiben, noch Behrens aus Zink, Kupfer, Goldpapier und Feuerſtein geſchichtete Säule, weder Marechaux's Säulen aus Zink, Meſſing, oder Zink, Reißblei und trockener Pappe, noch ſelbſt de Luc's Säule aus Zink, verzinntem Eiſen und Goldpapier denjenigen Erfolg leiſteten, auf welchen es abgeſehen war, und welcher freilich damals hauptſächlich die chemiſche Wirkſamkeit beabſichtigte.

De Luc fand indeſſen doch im Jahre 1810, daß ein zwiſchen den Polen ſeiner Säule aufgehangenes kleines Pendel in Schwingungen gerathe, welche aber nicht regelmäßig und bleibend genug waren, um ihn zu weiteren Forſchungen zu reizen. So blieb es endlich dem Abte G. Zamboni, Profeſſor der Phyſik am Lyceum zu Verona, vorbehalten, im Jahre 1812 eine trockene Säule zu erfinden, welche an beiden Enden genug electriſche Kraft zeigt, um einem leichtbeweglichen leichten Pendel dem Anſcheine nach ganz gleichförmige und beſtändig dauernde Schwingungen ertheilen zu können.

Dieſe Zamboniſche Säule iſt aus Scheiben ungeleimten Silberpapiers von der Größe eines Groſchen-Stückes, das auf der Papierſeite mit einem Gemenge aus Honig und Braunſtein dünne beſtrichen iſt, zuſammengeſetzt. 2000 ſolcher Scheiben, ſind in einer außen und innen mit Siegellak überzogenen Glasröhre gleichförmig auf einander gepreßt. Die Röhre iſt oben und unten in eine meſſingene mit den äußerſten Scheibchen durch einen Drath in Verbindung ſtehende Kappe gefaßt, und ſie trägt oben einen wohl abgedrehten Knopf von Meſſing. In dieſer Geſtalt und Größe giebt die Säule zwar keine Funken, macht auch keine chemiſche Wirkung, zeigt indeſſen ſtark electriſche Anziehungs- und Abſtoßungskraft.

(Fortſetzung folgt.)

3.

Wien 21. Mai 1816.

Mineralogiſche Unterſuchung der Militärgränze auf höhere Veranlaſſung.

Der Oekonomie-Oberlieutenant Schanz vom Peterwardeiner Grenz-Regiment wird in Begleitung des mit geognoſtiſchen Kenntniſſen ausgerüſteten Rezbanyer Markſcheider Hochwimmer mit erſtem Mai eine mineralogiſche Bereiſung der ſlavoniſch-ſyrmiſchen Gränze vornehmen, und zwar wird derſelbe an der Illova als der Grabiſkaner Regimentsgrenze anfangen, die Bereiſung der Gebirge ſelbſt im Zikzak-Thal auf und Berg ab vornehmen und ſolchergeſtalt bis an das Ende des Gebirges bei Rauſamen fortfahren, indem auf ſolche Art nicht leicht ein Fleck unbeſichtigt bleiben kann. Schanz hat den Auftrag einverſtändlich mit Hochwimmer eine vollſtändige mit den petrographiſchen Charten belegte, Relation über die vollendete Reiſe zu erſtatten, die bereiſten Gebirge ſyſtematiſch zu bezeichnen und zu beſchreiben, die gefundenen Gebirgsarten, Foſſilien und Mineralien anzuſchließen, und von den letzteren vollſtändige Sammlungen für Se. k. k. Majeſtät, für die Hofkammer im Münz und Bergweſen, den Hofkriegsrath und das General-Commando, und für die Grenz-Regimenter der ſlavoniſch-ſyrmiſchen Grenze anzulegen.

Wunſch.

Die Herausgabe einer Sammlung ächter Volkslieder betreffend.

Unter allen Liedern, welche das Gemüth am kräftigſten ergreifen, gebührt unſtreitig den Volksliedern, der erſte Rang. Ihre Melodien ſind größtentheils ſo wunderbar tonreich, ſo für das Gefühl geeignet, daß man ſich entweder von ihrer ſchmeichelnden Schwermuth oder herzlichen Fröhlichkeit unwillkührlich hingeriſſen fühlt. Beſonders charakteriſtiſch ſind jedoch die

Oesterreichischen Volksliedes, ein Ausbund der Fröhlichkeit und voll komischer Strebung. Z. B. Müßt mer nix in uebl aufnehma: Wels sollß ham gehn" u. a. m.

Es sind zwar mehrere Sammlungen Volkslieder bereits erschienen, und erst unlängst eine in Leipzig von Fink, die er selbst gedichtet und in Musik gesetzt hat, aber allen solchen künstlich erzeugten fehlt Naivität im Wort und Ton und sie werden nie zu Volksliedern werden, wenn gleich ihre Verfasser sie als solche bezeichnen. Den norddeutschen Kompositionen fehlt im Allgemeinen gewöhnlich der süße Zauber eines lieblichen Gesanges, der Ton ist blos den Silben angepaßt, und schmeichelt weder dem Ohre, noch ergreift er das Herz. Man könnte solche Gesänge mit einer kunstgebildeten Statue vergleichen, der das Leben mangelt. Schiller hat daher nicht Unrecht, wenn er solche Lieder in einer Ironie mit folgender Ueberschrift bezeichnet:

Frostig und herzlos ist der Gesang, doch Sänger und Spieler
Werden eben am Rand höflichst zu fühlen ersucht.

Die Volkslieder haben ihren Ursprung größtentheils, in einem naturpoetischen gesanglustigen und gewöhnlich nicht musikalisch regelrecht gebildeten Individuum, sie sind die Frucht einer himmlischen Gabe, durch die sich ein zartes, fröhliches oder zur Schwermuth geneigtes Gemüth unwillkührlich, aber leidenschaftlich schnell und kräftig ausspricht, und den plötzlich erregten Gefühlen Wort und Sang mittheilt. Erzwingen oder vielmehr künstlich erzeugen lassen sie sich nur sehr selten, oder gar nicht.

Die ersten Vorbereiter der Volkslieder sind insgemein die wandernden Musikanten, sie fassen solche auf ihrem musikalisch reisenden Wanderergesange überall auf und tragen sie bei jeder Gelegenheit vor. Dadurch werden diese Lieder schnell und allgemein bekannt, in mehrere Sprachen übersetzt, von Jedermann mit Entzücken aufgenommen und mit Herzlichkeit und Liebe nachgesungen. Und eben diese große Verbreitung und Aufnahme, macht sie zu Volksliedern, und beurkundet den Gehalt ihrer anmuthigen Melodien, und die Ansprüche ihres gefälligen Gehalts.

Möchte es daher bald einem Wiener Tonsetzer gefällig seyn, eine Sammlung der beliebtesten Oesterreichischen, Steyerischen und Tyroler Volkslieder (etwa mit Pianofortebegleitung) zu veranstalten und herauszugeben, da sie der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienen, indem sie zugleich die Musik der Musik, nämlich, das Innerste ihres Lebens und ihrer Sprache, die Stimmung des Volks in der Liederwelt, und mit ihr den Geist der Zeit in der Menschlichkeit des Lebens selbst, aussprechen.

pt.

Reminiscenzen.

1.

Was doch die Mode nicht bewirkt?

In dem 13ten und 14ten Jahrhundert herrschte in Frankreich die Mode warm zu trinken, und zwar durch alle Stände, vom höchsten bis zum niedrigsten allgemein. Einige wärmten ihr Getränke am Feuer, andere bewirkten dieß durch heißes geröstetes Brod; der Unbemittelte tauchte ein glühendes Eisen, der Reiche ein heißes Goldblech, und wer kein Metall hatte, eine glühende Kohle hinein. Den Wein trank man gewöhnlich mit warmen Wasser vermischt. Erst im 17ten Jahrhundert fiengen die Franzosen an ihr Getränke in Eis oder Schnee zu kühlen, bis dahin wurde jede Abkühlung des Getränkes für eine höchst widersinnige und ungesunde Neuerung gehalten.

2.

Peter der Große in Teplitz.

Kaum war Peter der Große, zu Anfange des verflossenen Jahrhunderts zu Teplitz angekommen, als er sich auch genau nach den dasigen Bädern erkundigte. Er wählte zum Gebrauche das Fürstenbad. Da es ihm zu kühl schien, ließ er sogleich einen Ofen hineinsetzen und nach Art der russischen Badstuben einheizen. Als er die Heitzung stark genug fand, begab er sich bis an das Kinn in's Bad, und trank während dem Baden sechs Seidel Branntwein. Zwei Stunden brachte der erlauchte Czaar in diesem Bade zu, beim Herausgehen äußerte er sich, daß das Fürstenbad doch zu hitzig sey! —

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 43. September.

Geschichte und Biographie.

Peter von Szápár.

So wie in der phisischen eben so in der moralischen Natur bewirkt jeder Druck einen Gegendruck, und jede Kraftäußerung einen Widerstand, die in gleichen Verhältnissen steigen und fallen. Umstände entwickeln die schlummernden Kräfte der Wesen der Schöpfung, besonders des vorzüglichsten derselben, des Menschen, und geben ihnen eine Richtung, die sie ursprünglich vielleicht nicht genommen hätten. Ein großes Beispiel hievon liefert uns der ungarische Staat, dessen Individuen durch den mehr als dreihundertjährigen Streit mit den orientalischen Nachbarn eine kriegerische Tendenz erhielten, welche die Ausbildung ihrer übrigen intellektuellen Anlagen beinahe ganz unterdrückte. Desto mehr galt kriegerischer Ruhm, daher denn auch so reiche Namen unsterblicher Heroen in den vaterländischen Annalen glänzen, die besonders zu jener unglücklichen Zeit, wo das türkische Joch schwer auf Ungarn lastete, im rühmlichen Kampfe gegen die fremden Unterdrücker, Blut und Leben für König und Vaterland freudig dahingaben, und Thaten verrichteten, würdig der glänzendsten Epoche des alten Roms.

Einen dieser Edlen, groß als Held, doch größer noch in der so seltnen Tugend der Selbstüberwindung als Mensch, mit ein paar Zügen zu zeichnen, deren keine Geschichte erwähnt, sey die Bestimmung dieser Zeilen.

Peter von Szápár, der Stammvater der älteren Linie der jetzigen Grafen von Szápáry, war aus einer alten adelichen Familie entsprossen, deren Ursprung sich weit in die zweite Periode der ungarischen Herrscher, hinauf verliert. Obwohl von Natur sanft und gutmüthig, war doch in zartester Jugend schon, in seinem patriotischen Herzen ein unauslöschlicher Haß gegen die Erbfeinde des christlichen Namens, die in seinem theuren Vaterlande so schrecklich hausten. Mit Mühe konnte der muthige Jüngling den Augenblick erwarten, wo er die ersten Sporen verdienen sollte, und noch nicht zwanzigjährig, folgte er 1650 einem seiner Verwandten auf dem Zuge gegen Csákvár, das durch Uiberfall genommen werden sollte. Doch der Feind war auf seiner Huth, der Anschlag mißlang, und unser Anfänger, der sich bei dem Angriffe zu weit vorwärts gewagt hatte, sank von einer türkischen Lanze getroffen, schwer verwundet zu Boden, und konnte nur mit Mühe aus dem Gedränge herausgerissen und halbtod nach Hause gebracht werden.

Bei einem ganz gewöhnlichen Menschen, hätte dieser mißgünstige Anfang, das auflodernde Feuer mächtig gedämpft, doch bei Petern bewirkte er gerade das Gegentheil. Nur noch muthvoller stand er von dem langen Krankenlager auf, und suchte neue Gelegenheit zum Kampfe, die er auch unter so manchem erprobten ruhmvollen Heerführer fand.

Endlich nach dem Tode seines Vaters, trat er die nicht unbeträchtlichen, ererbten Besitzungen an, die in der Nähe des von den Türken

besetzten Ofen gelegen, der Berührungspunkte viele, zum neckenden Streite darboten. Von gleichen Gesinnungen beseelt, ein eben so tapferer Kriegsmann und unversöhnlicher Feind des Halbmondes, war sein Nachbar, Graf Adam von Batthyan, der später zu den höchsten Würden des Reiches gelangte. Nicht so bald hatten sich die beiden Männer kennen gelernt, als sie sich zum Verderben der Barbaren verbanden, und einen Freundschaftsbund schloßen, den nur der Tod lösen konnte.

Vereint brachten sie manche Niederlage ihren Feinden bei, und erwarben sich einen Namen, der von allen Patrioten mit Ehrfurcht, von den Türken mit Schrecken genannt ward.

Besonders schwer fühlte ihre Nachbarschaft der in Erd stationirte Hamsa Beg *), der oft überfallen, manchen Verlust an Mannschaft, Geld und Vieh erlitt, in beständiger Unruhe leben mußte, und sich der ermüdenden Neckereyen gar nicht erwehren konnte. Höchlich erbittert war er gegen das Freundespaar, und alle Mittel bot er auf, sich ihrer unwillkommnen Besuche zu entledigen; doch lange wollte es nicht gelingen. Endlich begünstigte das Glück seine Wünsche, und unser Held, der mit seinem Häuflein in einen Hinterhalt gerieth, ward nach hartnäckiger Gegenwehr verwundet, und unter seinem Pferde besinnungslos hervorgezogen, indeß sein Waffengenosse sich mühsam retten konnt.

Groß war die Freude über diesen Fang bei den Türken, besonders bei Hamsa Beg, der nun seinen fürchterlichsten Feind in seiner Gewalt hatte. Mit den pöbelhaftesten Schimpfwörtern überhäufte er ihn, ließ ihm 100 Peitschenhiebe auf die Fußsohlen geben, die Wunden nothdürftig verbinden, und sandte ihn an den Vezier nach Ofen, mit einem Empfehlungsschreiben, das dem Gefangenen eben nicht die günstigste Aufnahme bereiten sollte.

Mit gleicher Härte ward er dort empfangen, ein finsterer unterirdischer Kerker ihm zur Wohnung angewiesen, wo auf faulem Stroh liegend, die schlecht verbundenen Wunden aufbrachen, und dem Hilflosen unerträgliche Schmerzen verursachten. Drei schreckliche Tage und ewig währende Nächte in diesem Zustande durchgelebt, brachten den Helden an den Rand des Grabes. Allein nicht war es die Absicht des Veziers den Gefangenen sterben zu lassen, sondern nur ihn auf das empfindlichste zu peinigen, theils um so manches seinen Glaubensgenossen zugefügte Unheil zu rächen, theils um ein höheres Lösegeld zu erpressen. Als man ihm daher den bedenklichen Zustand des Leidenden meldete, gab er Befehl, ihm eine bessere Wohnung zu geben, und seine Wunden zu heilen. Sobald dieß geschehen war, legten ihm seine Tyrannen die niedrigsten und zugleich härtesten Arbeiten auf.

Der Held, der sich bei Freund und Feind einen großen Ruf erworben hatte; dessen tapfere Faust so manchem Türken verderblich gewesen; der von seinen Soldaten geliebt, den berühmtesten Männern seiner Zeit geehrt, ja selbst von seinem Monarchen geschätzt wurde, mußte nun, dem Koch des Veziers zur Aushülfe zugetheilt, die Arbeiten eines Küchenträgers verrichten, erhielt dafür die kärglichen Uiberreste von Speisen, die Niemand mehr mochte, und noch viel öfter Schläge von den Uibermüthigen, die ihren Muth an dem Wehrlosen kühlten. Besonders hart bewies sich gegen Peter Hamsa Beg, der öfter theils in Geschäften theils zum Besuche zum Vezier nach Ofen kam, nie unterließ, um ihn sich zu erkundigen, aber auch immer die Veranlassung zu dessen unwürdigern Behandlung war, daher seine Ankunft dem Gefangenen als ein sicherer Vorbothe von neuen Mißhandlungen galt.

Mit männlicher Fassung, und stiller Ergebung in den Willen des Allmächtigen duldete der Edle das harte Schicksal, das ihm die Vorsehung auf-

*) Dieser türkische Heerführer war lange Jahre hindurch Befehlshaber dieses Ortes, so daß zuletzt sein Name dem Markte beigelegt wurde, und heut zu Tage beibehalten wird. Auch sieht man noch einen stumpfen Thurm, von den Türken zum Verkünden der Gebethsstunden erbaut.

erlegt hatte, und erniedrigte sich nie zu einer Bitte an seine Peiniger. Daher denn einmal, als Hamsa Beg im Vorübergehn ihn mit bitterem Hohn um sein Befinden befragte, und Peter den unedlen Spötter keiner Antwort würdigte, dieser im höchsten Zorne ausrief: „Zu gut behandelt man euch „Hunde, daher sind ihr noch stolz; doch bei dem „großen Propheten sey es geschworen, brechen „will ich diesen Stolz; wie das Vieh sollst du be„handelt werden, gleich ihm, mir dienen." Alsogleich ward auf Hamsas Befehl ein Ochsenpflug herbeigebracht, unser Held mit einem andern Christensklaven in das Joch vorgespannt, und unter dem Hohngelächter des Pöbels, und dem schadenfrohen Spott der Knaben, auf ein benachbartes Feld getrieben, um zu pflügen.

Diese Erniedrigung brach dem bisher standhaften Manne das Herz und er widersetzte sich der Vollziehung des Befehles, jedoch nur um sein Schicksal zu erschweren, denn 50 Hiebe auf die Fußsohlen machten ihn unfähig aufrecht zu stehn, und dennoch mußte er trotz der empfindlichsten Schmerzen, von der unbarmherzigen Peitsche des Unmenschen getrieben, die auferlegte, empörende Arbeit verrichten.

Indeß der Bedaurungswürdige in so harter Gefangenschaft schmachtete, war sein treuer Freund Adam, nicht müßig gewesen, um seine Befreyung zu bewirken. Er hatte sich gleich Anfangs an Hamsa Beg gewendet, und wegen Loslassung seines Freundes Unterhandlungen anknüpfen wollen; doch von ihm die Antwort erhalten, daß er ihm um keinen Preis feil sey, und der Vezier von Ofen ließ auf das an ihn dießfalls ergangene Schreiben erwiedern, 30,000 fl. sey ein nur zu billiger Kaufpreis, für einen Gefangenen von solcher Wichtigkeit.

Diese, für jene Zeiten beinahe unerschwingliche Forderung, ließ wenig Hoffnung Petern je befreyt zu sehn; dennoch ließ sein hochherziger Freund, der für Frau und Kinder des Abwesenden väterlich sorgte, den Muth nicht sinken. Alles was sich sowohl von seinem als des Gefangenen Vermögen zu Gelde machen ließ, ward veräußert, alle Bekannte nah und ferne zur Beisteuer aufgefordert, und hiedurch zwar eine bedeutende Summe Geldes, jedoch noch bei weitem nicht die Hälfte des nöthigen Lösegeldes zusammengebracht. Alle Juwelen, Kostbarkeiten, und Kleinodien, die Peters Gemahlin besaß, waren auch schon veräußert, und die Unterthanen, obwohl selbst nicht reich, hatten sich freiwillig besteuert, doch das alles genügte nicht — da beschlossen die redlichen Bauern Abgeordnete in alle Gegenden des Reiches zu schicken, um für die Befreyung des geliebten Herrn — zu betteln.

Allein trotz den äußersten Bemühungen der trauernden Frau, des trefflichen Freundes, und der eine seltne Treue beweisenden Unterthanen gieng das Geschäft sehr langsam; denn der größte Theil des Landes war in Feindes Gewalt, das übrige, ausgesaugt, geplündert, selbst der Hilfe bedürftiger, als selbe zu geben im Stande.

So waren dem Gefangenen drei schreckliche, der liebevollen Gattin, und dem treuen Freunde eben so viel kummervolle Jahre verflossen, die verlangte Summe wollte noch immer nicht voll werden, und alle Vorschläge wegen Peters Entlassung waren von den Türken abgewiesen worden. Da erfuhr Graf Adam, daß ein vornehmer Aga mit höchst wichtigen Aufträgen an den Vezier zu Ofen unter Weges sey, und beschloß sein Leben zu wagen, um den Freund zu retten. Alle Mannschaft, die er nur immer aufbringen konnte, raffte er zusammen, und zog damit, nachdem ihm seine Kundschaften die Annäherung des Aga gemeldet hatten, auf die Lauer. Bald kam dieser mit einem ansehnlichen Gefolge, und so wie er auf dem Punkte war, wo ihn der Graf erwartete, stürzte der ganze Haufe über die Türken. Verzweifelt war der Kampf, tapfer wehrten sich die angegriffenen, angefeuert durch das Beispiel ihres Gebieters, der sich obwohl ganz umrungen nicht ergeben wollte, und dem nicht zuzukommen war; denn schwer hatte der Graf verboten den Aga zu tödten; lebend wollte, und mußte er ihn haben, sollte seine Absicht erreichet werden. Endlich ward er zu Boden geworfen, geknebelt, und ohne sich

viel mit Plünderung seiner Habe aufzuhalten, eiligst in sichere Verwahrung gebracht.

Der Vezier hatte kaum von dem Unfall seines hohen Glaubensgenossen Kunde erhalten, als er an den Grafen schickte, um dessen Freilassung zu erwirken. Dieß hatte der letztere erwartet, und verlangte nun eine ungeheure Summe als Kaufpreis des gefangenen Aga. Als sich hierauf der Vezier in Unterhandlungen einließ, schlug Adam den Tausch des Aga, gegen seinen Freund Peter vor, und genoß endlich das lang ersehnte unaussprechliche Glück, ihn, den geliebten Freund und Waffenbruder, nach beinahe 4 Jahren einer leidenvollen Gefangenschaft, befreyt in seine Arme zu schließen.

Nichts von der Szene des ersten Wiedersehens, die jede Beschreibung nur entheiligen würde.

Unkenntlich selbst für seine Familie, abgemagert, blaß, kraftlos von harter Arbeit und steter Mißhandlung, in elende Lumpen gekleidet, tief herabhangend der Bart, einer wandelnden Leiche ähnlicher als einem Menschen, so erschien Peter von Szápár, an der Hand des entzückten Freundes in dem Kreise der Seinigen. Auf eine weite Strecke waren sie ihm in großer Anzahl entgegengekommen; mit ungestümmen Jubel äußerte sich die Freude über die Rückkehr des verehrten Gebieters, doch in lautes Weinen lößte sie sich auf, über den erbarmensvollen Zustand, in dem sie ihn erblickten. Mit thränenschweren Augen zog der ganze Hause zur Kirche und dann feierte jeder Hausvater das hohe Fest der Heimkunft des geliebten Herrn, für den er mit Freude ausgezogen war zu betteln.

Nur schwer konnte sich dieser erholen; die alten schlecht vernarbten Wunden öffneten sich, die von Schlägen und schweren Ketten gedrückten Beulen verursachten heftige Schmerzen; die so oft mißhandelten Füsse versagten ihren Dienst; der erschöpfte Körper konnte nicht zu Kräften gelangen, und nur der beinahe unzerstörbare Stoff, aus dem die Kraftmenschen jener noch nicht überfeinerten Zeiten geformt waren, mit der sorgsamen Pflege einer treuen Gattin, waren wirksam genug der gänzlichen Auflösung der so bedeutend zerrütteten Maschine zu widerstehn, und den Kranken in einigen Monaten der Ruhe, langsam der Genesung entgegen zu führen.

Da erscholl plötzlich der Ruf, ein mächtiges Heer, angeführt von dem tapferen Herzog von Lothringen, und vielen andern hochberühmten Feldherrn, die ihren Heldenmuth bei der kurz vorhergegangenen Belagerung Wiens beurkundet hatten, sey im Anzug, um die Hauptstadt des apostolischen Königs den Ungläubigen zu entreißen.

Welcher Ungar hätte bei dieser Nachricht gleichgültig bleiben können? Welcher nicht mit Aussetzung seines Lebens, zu diesem heiligen Unternehmen beitragen mögen? Und ein Held, wie Peter von Szápár sollte bei dem großen Werke der Befreyung nicht zugegen seyn? Unerträglich, ja unmöglich nur der Gedanke daran!

Neue Kraft durchströmt seinen Körper, die Schwäche ist entwichen, alle Leiden sind vergessen, die Wunden schmerzen nicht mehr, Leben und Gesundheit ergießt sich in jede Muskel, die Füsse schwanken nicht mehr, aufrecht und fest steht der Mann, genesen, durch die freudige Hoffnung seines patriotischen Herzens. „Auf!" ruft er, „auf „meine Freunde, daß wir Theil nehmen an dem „großen Kampfe für Freiheit und Vaterland." Vergebens bittet ihn die besorgte Gemahlin, sich noch zu schonen, vergebens ist die Vorstellung: noch sey die Genesung nicht vollkommen, vergebens das Zureden des Arztes, eine so heftige Bewegung müsse schädliche Folgen nach sich ziehn. „Laßt mich, „spricht der Held," denn nicht leben wi „ich, kann ich nicht Theil haben an dem großen „Werke der Befreyung."

Mit jugendlicher Kraft ordnet nun Peter alles zum Zuge, sämmtliche waffenfähige Mannschaft bietet er auf, bringt Weib und Kind in Sicherheit, und zieht in Vereinigung mit seinem bewährten Freunde in das Lager des großen Lothringers, dem die kampfbegierigen Ungarn, von allen Seiten zuströmen. Mit Auszeichnung werden die wohlbekannten Helden aufgenommen, und

stets vereiniget, kämpfen sie Seite an Seite den entscheidenden Kampf mit.

Der glorreiche Erfolg des blutigen 2ten Septembers 1686 ist weltbekannt, daher nur so viel davon, als zur gegenwärtigen Skizze gehört.

Mit unendlicher Anstrengung hatten beide Theile gestritten, wohl einsehend die Wichtigkeit des Tages, daher man nach der endlichen Erstürmung der Festung, die Todten nach tausenden, die Gefangenen nur nach hunderten zählen konnte. Unter diesen wenigen, befand sich jedoch auch Peters fürchterlicher Peiniger Hamsa Beg, den der Vezier gleich allen übrigen umliegenden Befehlshabern mit ihren Truppen, zur Verstärkung noch vor Anfang der Belagerung, in die Festung gezogen hatte.

Als endlich die Ruhe in der eroberten Stadt hergestellt war, feyerten die Sieger das gelungene Werk, nach vollbrachtem Dankopfer, mit einem großen Gastmahl, dem alle Heerführer beiwohnten. Während dessen mußte Peter von den Schicksalen seiner Gefangenschaft erzählen, und that es mit einer Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung, die alle bis zu Thränen rührte. „Wohlan," erhub „endlich der Herzog das Wort, „Euer unbarmher„ziger Feind ist in unserer Gewalt, er sey Euer, „ich schenke ihn Euch, verfahrt mit ihm nach Eurem „Gutdünken." Dankend nahm Herr Peter das Geschenk an, und während jeder sich in Vorschlägen zu neuen Martern erschöpfte, die dem Ungläubigen seine Grausamkeit zehnfach vergelten sollten, eilte einer der aufwartenden Diener von Schadenfreude getrieben zu Hamsa Begs Kerker, und brachte ihm die Nachricht, die er so eben vernommen, mit einem spöttischen Glückwunsch, über die Glückseligkeit, die ihn bei seinem neuen Herrn erwarte. Mit sichtbarem Entsetzen hörte der Türke die Worte des Dieners, der sich schnell wieder entfernte.

Nach aufgehobener Tafel eilten die beiden Freunde zu dem Gefangenen, und fanden ihn düster, in sich gekehrt in einer Ecke des Gemaches sitzen. „Nun, Hamsa," rief ihm Peter zu, „erkennst du mich wieder? weißt du wohl, daß du „mein gehörst mit Leib und Leben?" „Ich weiß „wohl" entgegnete jener, daß ich dir geschenkt bin, „aber darum gehöre ich noch nicht dein, und lache deiner ohnmächtigen Drohungen." — „Und „was glaubst du wohl, daß ich nun mit dir zu thun „gesonnen sey?" fragte Peter weiter. „Was „sonst" antwortete der Türke mit Trotz „als dich „rächen." „Nein" sprach der Edle, „ich räche mich „nicht. Die Freiheit schenke ich dir ohne Lösegeld, „ohne Bedingniß."

Staunend, verwirrt, einem träumenden gleich blickte Hamsa lang und starr seinen großmüthigen Herrn an, endlich rief er aus: „Nein! es ist un„möglich, du täuschest mich, dieses Edelmuthes ist „ein Mensch nicht fähig." Nur mit Mühe konnten ihn die Freunde von der Wahrheit dessen, was er gehört hatte, überreden; in feierlichem Tone erklärte Peter, die Religion Christi lehre, man müsse seinen Feinden verzeihn, und denen, die uns Böses thun, mit Gutem vergelten, und bei dem, der diese Lehre nicht bloß gab, sondern auch mit seinem Beispiel besiegelte, schwöre er treue Erfüllung seines Versprechens. Da sprang Hamsa plötzlich auf, und umfaßte die Knie seines Wohlthäters. „Nun," sprach er, „ist mir erst recht innig „Leid, was ich an dir, und was ich an mir ge„than habe, denn wisse, keinen Gebrauch von dei„ner himmlischen Milde kann ich machen. Als „jener schadenfrohe Diener mir verkündete, ich sey „dir geschenkt worden, zweifelte ich nicht, du wür„dest mich mit ausgesuchten Qualen, zu Tode pei„nigen. Um dem Schmerz zu entgehn, nahm ich „Gift, das ich stets bei mir führte, und dessen „Wirkung sich bereits zu äußern anfängt. Doch „da der Gott deines Glaubens eine so erhabene „Lehre gab, wie du sie mir eben vortrugst, wün„sche ich, mich zu ihm wenden zu können, und „als Christ wenigstens zu sterben."

Tiefe Rührung ergriff die beiden Freunde bei dieser überraschenden Erklärung. Mit ängstlicher Eile wurden Aerzte und Geistliche in den Kerker entboten, zu retten den Leib und die Seele. Doch zu spät war die Hilfe der Kunst, gerade nur auslangend, aufzuhalten den entfliehenden Geist, bis

zum Schluße der heiligen Handlung. Mit möglichstem Prunk feyerte Peter das Begräbniß seines Täuflinges, und begleitete selbst, als erster Leidtragender, die Leiche seines vormahligen grausamen Feindes zur Ruhestätte. —

Wie dann weiter, dieser seine Mann zum Ritter des goldnen Sporns und in den Freyherrnstand erhoben wurde, welche wichtigen Dienste er, zuerst als Vize-Gespann der Wieselburger Gespanschaft, dann als zweiter Großrichter des Reiches seinem Vaterlande leistete, und wie er, mit dem zu seiner Auslösung bestimmten Gelde, große Güter erwarb, und dadurch den Grund zu dem jetzigen Flor dieser hoch angesehenen Familie legte, gehört nicht mehr hieher.

Freyherr von M***y.

Natur und Kunst in Wien.

(Fortsetzung.)

38.

Degen in Wien.

(Man vergleiche den Jahrgang 1811 dieser Zeitschrift Stück IV. S. 101. und VI. S. 363.)

Unser Aeronaut Degen ist endlich nach einer zweyjährigen Abwesenheit aus Paris, hier wieder eingetroffen. Zwar arm an Glücksgütern aber desto reicher an eben nicht angenehmen Erfahrungen. Er wird nächstens in der k. k. Reitschule einen Aufflug (mit Gegengewichten), so wie im Prater mit Beihülfe des Ballons wagen. Ob sich aber ein zahlreiches Publikum dabei einfinden wird, ist eine andere Frage, denn es ist der bloßen Versuche dieser Art, ohne daß Kunst oder Wissenschaft dabei nur einen Schritt weiter kämen, schon herzlich satt.

39.

Dr. Männer und Krasikowitz.

(Man vergleiche den Jahrgang 1812. Heft 1. S. 84.)

Mit Vergnügen las man hier auf dem Anschlagzettel: daß beide Herrn Aeronauten am 3. Juni ihre 7te und letzte Luftfahrt geben, dann aber sowohl die aerostatische Maschine als den hiezu nöthigen Apparat an Kauflustige um den billigsten Preis hintangeben wollten. Das eingefallene Regenwetter verhinderte die Auffahrt und wir sehen derselben noch entgegen. Bekanntlich sind diese beiden Herrn Doktoren sehr geschickte Aerzte, und hatten, ehe sie das Gebiet der Aeronautik betraten, eine ausgebreitete Praxis. Ihre Rückkehr in ihre eigentliche Sphäre kann daher für die leidende Menschheit nicht anders als erfreulich seyn. Auch Herrn Degen würden wir zu seinem eigenen Wohl rathen, seine künstlichen Flügel den Meistbietenden zu verkaufen, und als bekannter sehr geschickter Uhrmacher, die Bahn wieder zu betreten, auf der er für sich, und seine Familie so vergnügt und sorgenfrey lebte.

40.

Dr. Müllner.

Am 21. Juni überließ die hiesige Direktion der Hoftheater die Einnahme im Burgtheater dem als dramatischen Schriftsteller besonders durch das classische Trauerspiel: „Die Schuld" allen Freunden der Schauspielkunst rühmlichst bekannten Dr. Müllner zu Weissenfels in Sachsen. Man wählte zum Benefice das neueste aus der Feder dieses talentvollen Mannes geflossene Trauerspiel: „Yngurd" das zwar schon früher hier, aber an diesem Abend zum Theil mit neuer Rollen-Besetzung (Yngurd, Hr. Koberwein; Oscar Hr. Wothe) gegeben ward. Ungeachtet des hohen Kunstgenußes, der sich erwarten ließ, ungeachtet der Anschlagzettel schon dem Publikum bekannt gemacht hatte, daß Hr. Koberwein einen Epilog vom Dichter verfaßt, sprechen würde, war das Haus doch über alle Erwartung leer! —

Man würde sich jedoch irren, wenn man diese Erscheinung dadurch erklären wollte, daß das hiesige Publikum dramatisches Verdienst nicht zu würdigen verstehe. Die Ursache liegt bloß an der verfehlten Wahl der Zeit. Hätte man dem Dichter die Einnahme im Frühjahr, wo der hiesige zahlreiche Adel noch die Kaiserstadt belebt, zugestanden, dann wäre sicher das Haus überfüllt gewesen. Itzt aber waren der größte Theil des Adels, so wie die meisten Reichen schon auf dem Lande, und der ärmere Städter ist am Abend eines heitern Sommertages froh, wenn er in den Garten-Anlagen Wiens den Staub der Geschäfte und die Sorgen des Tages abschütteln kann.

41.

Stuwer.

Auch unser Pyrotechnifer Stuwer wollte den Jahrestag des Sieges bei Waterloo durch ein Feuer-

Digitized by Google

werk verherrlichen. Jedoch erst am 23. Juni fand seine Darstellung des „Triumphs über den Sieg bei Waterloo“ Statt. So anpassend und geschmackvoll diesmal in jeder Hinsicht die Zeichnung der Fronten ausfiel; so fehlervoll war die Ausführung. So, z. B. war die so Sinnvoll in der Zeichnung entwickelte 2te Fronte schief aufgestellet, daher brannte auch Waterloo mit den Hochgefeierten Namen: Wellington, Blücher in schiefer Richtung ab. Die Hauptdekoration, einen Siegestempel mit Geschütz-Trophäen verziert darstellend, ließ in Hinsicht der trefflichen architektonischen Zeichnung nichts zu wünschen übrig, desto mehr aber die Feuerentwickelung. Die eine Hälfte der Fronte war beinahe schon abgebrannt als die andere erst sich entzündete. Welches keineswegs blos der feuchten Witterung zugemessen werden kann. Ganz gelang in der Ausführung blos der hier so glücklich angebrachte Sturz des Adlers Napoleons.

Für das Schaulustige Publikum würde es in mehr als einer Hinsicht Gewinn seyn, wenn die Regierung außer Hrn. Stuwer noch einem Feuerwerkskünstler hier die Erlaubniß ertheilte, Land — und was Hr. Stuwer ganz außer Acht zu lassen scheint — auch Wasserfeuerwerke (letztere die eigentliche Seele der Kunstfeuerwerkerey) zu geben. Hier würde Konkurrenz sicher weiter führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Hohes Alter.

Böhmisch Krumau, 5. Juni 1816.

Am 21. April 1816 starb in dem zur Herrschaft Netolitz, (die einen Theil des Herzogthums Krumau in Böhmen ausmacht), gehörigen Dorfe Herbes (böhmisch Hrbow) ein fürstlicher pensionirter Waldhöger, Namens Franz Nikodim, welcher laut Taufmatrikel in dem zu derselben Herrschaft gehörigen Dorfe Hitná am 21. September 1696 geboren war.

Dieser Mann ist in einer weiten Umgegend als ein wahrer Wohlthäter der Menschheit betrauert worden; denn er besaß eine vorzügliche Geschicklichkeit in Heilung der Beinbrüche, und übte diese Kunst mit besonders gutem Erfolge, auf das Dienstfertigste aus, so, daß Kranke dieser Art aus der ganzen Gegend sich an ihn wendeten, oft von Aerzten an ihn gewiesen, und Arme gewöhnlich unentgeldlich geheilt wurden. Seine letzte Kur dieser Art war ein Mann, dem durch den Sprung eines Mühlsteins das Schienbein ganz zerschmettert war, und er vollendete auch diese letzte Kur glücklich.

Sonderbar ist es, daß dieser Mann in seiner frühen Jugend, wie er selbst öfters zu erzählen pflegte, einen sehr unordentlichen, ausgelassenen Lebenswandel führte, weswegen man ihn zum Militär abführen wollte. Er bekam jedoch Gelegenheit zu entwischen, und ließ sich selbst als Grenadier anwerben. Als solcher diente er nur eine kurze Zeit, und wurde als ein bekannter guter Schütz zu einem Jägerkorps übersetzt. Als Jäger lag er eine längere Zeit in München im Quartier bei einem Wundarzte, von dem er in Einrichtung und Heilung der Beinbrüche unterrichtet wurde. Seit dieser Zeit legte er sich auf diesen Theil der Wundarzneykunst, und wurde selbst noch beim Militär zur Aushilfe in den Spitälern verwendet. Er blieb acht Jahre und sechs Monate Soldat, wurde dann entlassen, und übernahm bei seiner Rückkehr eben den Högerdienst, welchen auch sein Vater bekleidet hatte. Er bewies sich in demselben immer sehr treu und äußerst thätig, und wurde von seinen Vorgesetzten, besonders von dem würdigen fürstlichen Jägermeister Herrn von Feldegg sehr geschätzt. Dreimal schritt er zur Ehe, nur eine Tochter erster Ehe überlebte ihn. Zum drittenmale ehelichte er in seinem 89. Lebensjahre eine Person von 28 Jahren, mit der er noch eine Tochter zeugte.

Dieser Mann blieb bis in sein 110 Lebensjahr ununterbrochen gesund, und behielt den vollen Gebrauch seiner Sinne. Dann aber, stellte sich Schwäche ein, und er konnte nicht mehr weit gehen. Dessenungeachtet gab er, als im Jahre 1812 die herrschaftliche Gränze in seiner Högerey geometrisch aufgenommen, und beschrieben wurde, dem Zureden seiner ihn abhaltenden Vorgesetzten nicht nach, und begleitete sie mehrere Stunden Wegs; er gab noch sehr wichtige Aufschlüsse, und wußte sich auf jeden Gränzstein zu besinnen.

In seinen letzten Lebensjahren bezog Franz Nikodim von Seiner Durchlaucht dem Fürsten zu Schwarzenberg einen zureichenden Gnadengehalt in Geld und Naturalien, und fuhr fort, Kranke glücklich beinahe bis an sein Lebensende zu heilen. Er starb endlich an gänzlicher Entkräftung in einem Alter von 119 Jahren 7 Monaten.

J. K.

Reminiscenzen.

1.

Wie kann man alt werden?

Noch izt nennen die Sevillier den Kardinal Salis, Erzbischof zu Sevilla, der im 112. Jahre

bei voller Kraft zu seinen Vätern gieng, einen göttlichen, seine Könige nannten ihn nie anders als den glücklichen und ruhmvollen Mann. Wenn man ihn frug, wie es ihm dann habe gelingen können, in der Frische der Jugend so ein hohes Alter zu erreichen, antwortete er: „Ich lebte als Jüngling mit der „Besonnenheit eines alten Mannes, ich entfernte den „Kummer und erheiterte mich durch Nachdenken, Betrachten und Studiren. Meine Diät war sparsam ohne „dürftig zu seyn. Ich trank guten Wein, aber selten „das dritte Glas. Bei heiterer Luft ritt oder ging „ich täglich im Freien, beim Regenwetter nur in bedeckter Halle. Meine Seele hielt ich durch moralische Diät „gesund. So gelang es mir mein Leben ohne Krankheit, ohne verderbliche Leidenschaft, folglich ohne Kummer, bis zu diesem Patriarchenalter zu bringen. Nun „bin ich ein reifes Samenkorn, das seiner Verwandlung „entgegen sproßt."

2.

Holz zum Fliegen.

Der Sultan von Menangcabow auf der Insel Sumatra nennt sich in seinem weitschweifigen Titel außer einem König aller Könige auch: „Herr des „dritten Theiles des Waldes Macummat, „dessen Eigenschaften unter andern darin bestehen, daß er Holz zum Fliegen „enthält." Was hat die Sultane von Menangcabow auf den Gedanken gebracht, sich Herren eines Waldes zu nennen, der Holz zum Fliegen enthält? Etwa auch ein unglücklicher Aeronaut wie Degen, den sein böses Schicksal nach Paris treiben mußte, um den Franzosen Stoff zu Spöttereien über den Erfindungsgeist der Deutschen zu geben?

3.

Mirabeau's Urtheil über die englischen Damen.

Mirabeau pflegte von den englischen Damen zu sagen: „sie wären so ungeschickt, als ob sie zwey linke Arme hätten."

4.

Klugheitsregeln für Väter.

Die Spanier haben ein Sprichwort: Töchter unter 20 Jahren gebe man nur an Vornehme und Reiche; Töchter mit 25 Jahren an Standesgenossen, und Töchter über diese Jahre an Jeden, der sie nimmt.

Libussa.

Von Franz Freyherrn von Maltitz.

(Fortsetzung von Nr. 38.)

Und endlich, als sein trunk'nes Ohr,
Vernommen ihre Bitte,
So führt er sie im Schattenflor,
Zu seiner Mutter Hütte;
Schon eilend, mit der Sehnsucht Hast,
Den Jüngling zu umfangen,
Weiß staunend sie den edlen Gast
Nicht würdig zu empfangen.

Libussens Milde freundlich eilt
Der Ehrfurcht Band zu lösen,
Bei dieser Hirtin sie verweilt
Mit kindlich frommen Wesen.
Ihr däucht, sie soll die Wiederkehr
Ins Vaterhaus begehen,
Und von der Mutter sich nicht mehr
So lang getrennet sehen.

Hell flammt des Herdes rother Schein,
Und gastlich prangt die Hütte,
Des Friedens Sonne strahlte rein,
Hier in der Armuth Hütte.
Bald, als Libussens Huld die Scheu
Mit Liebe überwunden,
Ergossen sich die Herzen frey
Von jeder Furcht entbunden.

Es eilt der Greisin trüber Blick
In längst vergangnen Tagen,
Wo sie das Treulos schnelle Glück
In seinem Schooß getragen.
„Ist nicht aus herrlichem Geschlecht,"
Spricht sie, „mein Sohn entsprossen?
Verborgen liegt sein heilig Recht
Von Dunkelheit umschlossen."

Ihn regt es nicht von Traum empor.
Mit staunendem Entzücken,
Sein Auge wonnereich verlor
Sich in Libussens Blicken;
Und wundersam von ihm bewegt
Senkt sie der Augen Sterne,
Es bebt ihr Herz, das nie geregt
Ein Fürst der reichen Ferne.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 44. September.

Werners oryktognostische Klassifikazions-Lehre *).

Erstes Kapitel.

Allgemeine Klassifikazions-Grundsätze.

1. Klassifikazion ist ein systematischer Aufsatz der Begriffe von einer gewißen Art Dinge in Hinsicht auf eine gewiße Art Verhältnisse derselben, und zwar nach den sowohl unter einander als neben einander geordneten Verschiedenheiten, die diese Art Dinge in der zu untersuchenden Art der Verhältnisse der Betrachtung darbietet.

2. Klassifikazion (von classes facere) heißt wörtl. generelle Abtheilungen (Klassen), die also wieder andere Unter-Abtheilungen zulassen, entwerfen. Durch diese Zusammengesetzheit der Eintheilung ist also Klassifikazion von der gemeinen logischen Division verschieden, welche eine blos einfache Eintheilung ist.

Klassifiziren ist die Handlung, durch welche man obiges (Nr. 1) bewerkstelligt. Klassifikazion hingegen das Resultat dieser Handlung. Klassiren endlich heißt die vorfindl. Individuen eines Klassifikazions-Objekts nach einer bereits entworfenen Klassifikazion ordnen.

Eine entworfene Klassifikazion wird auch wohl ein System genannt, als Natur-, Pflanzen-, System u. s. w.

3. Die Menge der, einer Klassifikazion zu unterwerfenden Begriffe nennt man die Klassifikazions-Masse.

Die Art Dinge, von welchen diese Begriffe gelten, das Klassifikazionsobjekt; die aufgefundenen, einzelnen Vorkommnisse des Klassifikazions-Objekts klassifikatorische Individuen; die Art Verhältnisse, deren Verschiedenheiten in einer Klassifikazion entwickelt und aufgestellt erscheinen sollen,

Klassifikazions-Grund;

die untereinander geordneten (d. i. allgemeineren und specielleren) Abtheilungen der klassifikatorischen Verschiedenheiten, Klassifikazions-Stufen; und die Abtheilungen der nebeneinander geordneten klassifikatorischen Verschiedenheiten (d. h. die Abtheilungen der Klassifikazions-Masse in die, jeder Klassifikazionsstufe insbesondere zugehörigen Verschiedenheiten) Klassifikazions-Glieder.

4. Es lassen sich eben sowohl immaterielle oder vielmehr abstrakte Gegenstände als materielle oder körperliche klassifiziren, z. B. Tugenden, — Thiere. Dies sind denn mancherlei Klassifikazions-Objekte.

5. Die Individuen solcher immateriellen Klassifikazions-Objekte sind die einzeln vorkommenden faktischen Aeußerungen derselben.

*) Nach einem mir vom Herrn Bergrath Werner gütigst mitgetheilten Manuskript. Durch die Bekanntmachung hoffe ich den Dank Vieler zu verdienen und die Verehrung gegen diesen Schöpfer der Mineralogie, als Wissenschaft, zu erhöhen.

D. H.

(Handlungen). Sie sind vorübergehend. Die Individuen körperlicher Objekte hingegen sind die aufgefundenen, einzelnen, wirklichen Vorkommnisse derselben und (in Vergleich mit jenen) bleibend. In den Individuen jeder Klassifikazion liegt die objektive Anlage zu solcher; und sie (diese Individuen) machen die reelle Wirklichkeit einer solchen Klassifikazion aus.

6. Bei jedem besondern Klassifikazions-Objekt können aber wieder verschiedne Klassifikazionsgründe statt finden; dies jedoch immer nur für eben so viele besondre Klassifikazionen. So kann man den Menschen nach Ständen, Fähigkeiten klassifiziren. — Alles verschiedne Klassifikazionsgründe, für eben so viele besondre Klassifikazionen von einem und dem nämlichen Klassifikazions-Objekte.

7. Mit den gesammten Kenntnissen von einer Art Dinge hat es immer eine ganze Wissenschafts-Familie (Kunde) zu thun, und mit den Kenntnissen der mehreren sich wesentlich von einander unterscheidenden Verhältnisse so einer Art Dinge besondere Unter-Wissenschaften oder Doktrinen so einer Kunde; jedoch eine Doktrine nur immer mit einer Art von Verhältnissen d. i. mit solchen, die einander homogen und zu ein und der nämlichen wissenschaftlichen Betrachtungs-Methode geeignet sind. Eine ganze Wissenschafts-Familie kann also verschiedene Klassifikazionen erfordern, die ein gemeinsames Klassifikazions-Objekt haben, wo aber jede besondre Klassifikazion für jede besondre Doktrine ihren eignen oder besondern Klassifikazions-Grund hat. So bei der Menschen-Kunde und ihren mehreren speziellen Doktrinen, der physischen Menschenkenntniß, der moralischen Menschenkenntniß, der spirituellen Menschenkenntniß, der perfektionellen Menschenkenntniß, der industriellen Menschenkenntniß, u. s. w.

8. Klassifikazions-Objekt und Klassifikazions-Grund ergeben sich also für jede Klassifikazion aus der zweckmäßigen Bestimmung, erstens der Wissenschafts-Familie, — und der besondern Doktrin in letzterer, für deren Bearbeitung, Vortrag und Studium klassifizirt wird.

Die Klassifikazions-Stufen haben ihren bestimmten Allgemeinheits- und Wesentlichkeits-Werth, und in Ansehung des erstern auch ihre bestimmte Folge. — Ihre Benennungen sind theils aus dem bürgerlichen Leben, theils aus der Abtheilung natürlicher Körper genommen; aus erstern sind die Stufen: — Reich, Klasse, Ordnung, Zunft, Geschlecht; aus letztern: — Gattung, Art, Abänderung. Dies ist eben so wohl ihr graduell er oder Allgemeinheits-Werth, als auch ihre klassifikatorische Folge auf einander. — In Ansehung ihres Wesentlichkeits-Werthes hingegen, geht Gattung, für die speziellern Verschiedenheiten, und Klasse für die allgemeinern, allen übrigen vor; dann folgt nach Klasse, Geschlecht, und nach Gattung Art; hierauf Ordnung, Zunft und Abänderung.

Alle diese Stufen sind universelle Klassifikazions-Stufen d. s. solche, die durch die ganze Klassifikazions-Masse hindurch gehen. Man braucht aber zuweilen auch noch parzielle oder Hilfs-Stufen (d. s. solche, die nur bei einem einzelnen Klassifikazions-Gliede angewendet werden); dergl. sind Abtheilungen gleich nach Geschlecht, und Unterart nach Art. Zuweilen werden auch Ordnung und Zunft als Hilfs-Stufen gebraucht.

Von den angenommenen und im vorhergehenden bemerkten Klassifikazions-Stufen bedarf immer eine Klassifikazion mehrere, eine andre weniger.

10. Die in einer Klassifikazion anzuwendenden universellen Klassifikazions-Stufen bestimmen sich übrigens durch die in dem Klassifikazions-Objekte auffindlichen, dem Klassifikazions-Grunde gemäß verschiedenen generellen Klassifikazions-Stufen-Karaktere. Jede Klassifikazions-Stufe hat ihren eigenen generellen Karakter, so wie jedes ihrer Glieder jedes seinen besondern speziellen Karakter haben muß. Der generelle Karakter einer Klassifikazions-Stufe giebt die Verhältnisse zusammen und im allgemeinen an, wodurch die Glieder dieser Stufe sich unterscheiden. Der spezielle Karakter jedes dieser Glieder hingegen bestimmt, was bei ei-

nem solchen Gliede, in Ansehung jedes der obigen Verhältnisse wirklich statt findet, und in wie ferne es sich also dadurch von den übrigen Gliedern der Stufe unterscheidet. Die generellen Klassifikazions-Stufen-Karaktere sind übrigens nichts andres, als die Art von Verschiedenheit, die in einer solchen Klassifikazions-Stufe statt findet, und die durch die Gesammtheit der einzelnen Verhältnisse, worinnen die Bezeichnung der Verschiedenheiten des Klassifikazions-Objekts in dieser Stufe liegt, bestimmt und ausgedrückt werden. Jeder generelle Karakter einer universellen Klassifikazions-Stufe enthält also den Grund zu den speziellen Karaktern der Glieder dieser Stufe; er giebt nehmlich die Verhältnisse an, worinnen die Glieder der Stufe sich unterscheiden und abtheilen. Letztere bestimmen sich aus den verschiedenen Uebereinkünften der Individuen, die nach der in dem Klassifikazions-Stufen-Karakter enthaltenen Verschiedenheits-Art vorhanden, und von dem der jedesmaligen Klassifikazions-Stufe zukommenden, graduellen oder Allgemeinheits-Werthe sind.

11. Die Glieder jeder Klassifikazionsstufe machen klassifikatorische Verwandtschafts-Socien aus; die bei den universellen Stufen, wie schon bemerkt worden ist, durch die ganze Klassifikazions-Masse laufen. Die höhern Stufen haben wenigere und wenigere, die niedern mehrere und mehrere Glieder. Die Zahl der Glieder jeder Stufe ist übrigens unbestimmt, und hängt ganz von der Natur der aufgefundenen Individuen des Klassifikazions-Objekts ab.

12. Jede Klassifikazion hat zum Zweck:

1. eine leichte und genaue Kenntniß aller allgemeinern und allgemeinsten, und speziellern und speziellsten Verschiedenheiten des Klassifikazions-Objekts, in dem zum Klassifikazions-Grunde anzuwendenden oder angewandten Verhältnisse desselben; und zwar dies um die jedesmaligen Vorkommnisse solcher Verschiedenheiten (Individuen) mit der ihnen zukommenden in der Klassifikazion enthaltenen Bezeichnung belegen, und ihnen dadurch ihren klassifikatorischen Werth und Platz (d. i. ihren Unterschied von den übrigen in diesem Betracht) anweisen, d. h. sie bestimmen und erkennen zu können.
2. Eine leichte, vollständige und in Hinsicht auf die Kenntniß der im Klassifikazions-Grunde liegenden Verschiedenheiten des Klassifikazions-Objektes, möglichst aufklärende Uebersicht, aller eben erwähnten Verschiedenheiten, nach ihrem graduellen Werth: und ihrer sociellen Verwandtschaft.

Kurz gefaßt, ist also der Zweck der Klassifikazionen, erst detaillirte Kenntniß aller einzelnen in so einer Klassifikazion ausgedrückten Verschiedenheiten und Erkennung aller Individuen, die solche repräsentiren; und dann allgemeine Uebersicht dieser Verschiedenheiten nach dem mehr und minder ihres Verschiedenseyns. Also, Kenntniß sowohl der einzelnen klassifikatorischen Verschiedenheiten, als auch, des gehörig geordneten Ganzen einer Klassifikazion.

Aus der Erreichung dieser Zwecke, folgen auch noch andre Vortheile, die als Neben-Zwecke betrachtet werden können. Diese sind leichtere Bestimmbarkeit der klassifikatorischen Verschiedenheiten, durch Benennung und Karakterisirung. Bequemere und verständlichere Mittheilung über klassifikatorische Gegenstände, und Unterstützung des Gedächtnisses zu besserer Behaltung und leichterer Erinnerung, der, in einer Klassifikazion aufgestellten Verschiedenheiten.

13. Das ganze Klassifikazions-Geschäfte, zerfällt in zwei Haupt-Arbeiten — die Bestimmung der Klassifikazions-Masse, und die Entwicklung und Aufstellung der klassifikatorischen Verschiedenheiten in solcher. Erstere besteht wieder in den zwei Unterarbeiten, — der Bestimmung des Klassifikazions-Objekts — und der Festsetzung und Bestimmung des Klassifikazions-Grundes. Die Entwicklung und Aufstellung der klassifikatorischen Verschiedenheiten hingegen, erfordert als Unterarbeiten die Gattirung der Klassifikazions-Masse, die Gradirung aller aufgefundnen und bestimmten Gattun-

gen und die Reihung der verschiedenen Klassifikazions-Glieder jeder Stufe.

Die Bestimmung der Klassifikazions-Masse giebt also nur an, welche Begriffe in die Klassifikazion gehören, und welche nicht hinein gehören. Sie bringt also die zu klassifizirenden Begriffe blos chaotisch zusammen, und bestimmt sie höchst generell. In den drei Entwickelungs-Arbeiten hingegen wird, durch die erstere, die Gattirung bestimmt, welche individuellen Begriffe zusammen einen speziellen Gattungs-Begriff ausmachen, und unter wieviel und welche Gattungs-Begriffe, alle Begriffe, der ganzen Klassifikazions-Masse zu bringen sind, d. i. sie theilt die Klassifikazions-Masse in Gattungen ab. Die Gradirung bringt weiter die abgetheilten Gattungen, je nachdem sich dazu hinlänglich ausgezeichnete, generelle Karaktere finden, theils unter höhere Abtheilungen, (Klassen, Ordnungen) theils theilt sie solche noch weiter ab, (in Arten und Abänderungen). Die Reihung endlich bringt, sowohl die Gattungen, als auch die Glieder jeder andern Klassifikazions-Stufe, eine nach der andern, in zweckmäßige Reihen-Folgen.

14. Alle fünf klassifikatorische Arbeiten werden in der Ordnung, wie sie so eben genannt worden sind, nach einander vorgenommen.

Bei der Reihung werden die Glieder der ersten und obersten Stufe zuerst in Folge gestellt, und so nach und nach weiter die der übrigen niedrigen und niedrigern Stufen.

15. Bei dem ganzen Klassifikazions-Geschäfte sind übrigens folgende Regeln zu beobachten:

a) Eine Klassifikazion kann sich nur mit einem Klassifikazions-Objekte beschäftigen.

Das Klassifikazions-Objekt bestimmt sich aus dem Zwecke der Wissenschaft oder Kenntniß, für welche die Klassifikazion entworfen wird, und aus den bekannt gewordnen klassifikatorischen Individuen.

b) Die Definizion des summarischen Inbegriffs dieser Individuen, bestimmt, was die Klassifikazion enthalten und was sie ausschließen soll.

Sie soll enthalten, alles was diese Definizion begreift, und nichts aufnehmen, was sie ausschließt. Im entgegengesetzten Fall des ersten wird sie unvollständig, und in dem letztern unrein.

c) Der Klassifikazions-Grund, muß für eine Klassifikazion dem Zwecke derjenigen Wissenschaften gemäß bestimmt werden, für welche klassifizirt wird. Außerdem ist die Klassifikazion unzweckmäßig.

d) Zu einer Klassifikazion kann nur ein Klassifikazions-Grund angewendet werden. Im Fall des Gegentheils wird die Klassifikazion verschoben, und zugleich auch, theilweise oder ganz zweckwidrig.

e) Es müssen durch die Klassifikazion alle von dem Klassifikazions-Grunde dargebotenen Verschiedenheiten entwickelt und aufgestellt werden.

f) Die Glieder einer Klassifikazions-Stufe müssen alle, vom gleichen, graduellen Werthe seyn.

g) Sie müssen ferner gleich, und dem Stufen-Karakter gemäß abgetheilt seyn.

h) Sie müssen dem Klassifikazions-Grunde sowohl als dem jedesmaligen Stufen-Karakter gemäß Verwandtschafts-Reihen (Serien) bilden.

16. Jede Klassifikazion ist übrigens blos ein Mittel zur Erleichterung unserer Vorstellung, und unsrer mündlichen und schriftlichen Mittheilung. Denn die Verhältnisse der Dinge — deren Verschiedenheiten aufzustellen, die Klassifikazionen bezwecken; — sind in der Natur selbst, (dies Wort im weitläuftigsten Sinne genommen) weder immer so getrennt und abgeschnitten, noch so reihenförmig folgend, als sie in den Klassifikazionen aufgestellt sind und werden müssen.

Alle diese Verschiedenheiten, und besonders bei den natürlichen Körpern sind vielmehr in einander übergehend, sich in einander verlaufend, so wie auch nicht blos sich an zwei Glieder, (ein vorderes und ein hinteres) sondern oft an drei, vier und mehr Glieder anschließend. Aber die scientifische oder methodische Uebersicht dieser Verhältnisse — zum Behuf sowohl, der eigenen Vorstellung als auch des Vortrags an andre, — erfordert eine tabellas

risch entworfene, gut und scharf abgetheilte Stellung all dieser Verschiedenheiten, wo die in diesen Verhältnissen liegenden Verschiedenheiten (soviel nur immer möglich mit der Natur übereinstimmend) deutlich und hinlänglich in die Augen fallend, angegeben sind. Um aber so eine Klassifikazion mit der wahren Auszeichnung und Verbindung der Verschiedenheiten in dem Klassifikazions-Grunde so viel nur immer möglich, übereinstimmend zu machen, muß der Klassifikator, nicht seinen klassifikatorischen Gegenstand in seine Methode hineinzwängen; sondern in der Anwendung seiner Methode vielmehr, der Natur seines Gegenstandes, so viel nur immer thunlich, nachgeben. Endlich muß jeder Dozent seine Lehrlinge vorzüglich auf die aufgefundene und angewendete zweckmäßige Methode verweisen, und solche sich streng daran halten lassen; die ziemlich Vollendeten hingegen muß er möglichst auf die ganz natürlichen Verhältnisse seines Gegenstands aufmerksam machen. Bloß Methode macht den Gegenstand zu hölzern, benimmt ihm das Leben, bloße Betrachtung des Gegenstands nach seiner eigentlichen Natur hingegen, macht wieder zu sehr ein ununterschiedenes Ganzes aus allen, und läßt die Kenntniß dunkel. Es muß eins mit dem andern zweckmäßig verbunden, und ein glückliches Mittel herausgefunden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Debatten und Berichtigungen.

Die Zigeuner sind Böhmen!?

oder

Die Böhmen sind Zigeuner!?

„Die Zigeuner heißen auch Böhmen, wahrscheinlich von einem Ereignisse, das im zehnten Jahrhundert Statt fand. Boleslaw der Grausame, der eine schreckliche Verfolgung aller Christen veranlaßte, trieb diese aus Böhmen. Die Unglücklichen, die aus ihrem Vaterlande flüchten mußten, fristeten auf eine jämmerliche Weise in den Wäldern von Teutschland, Polen und Rußland ihr Leben. Alle Straßen waren von diesen herumirrenden Schaaren erfüllt, die nichts als wilde Früchte zu ihrem Unterhalte fanden. Daher wurden derlei wandernde Schaaren nach dem Lande benannt, aus dem sie flüchtig geworden waren."

So erzählt der Franzose Breton, und nach ihm Herr August Ehrenstein in dem 3ten Bändchen des Miniaturgemälde. Pesth, 1816 bei Hartleben.

Daß ein leichtgläubiger Franzose seinen leichtgläubigen Landsleuten etwas weiß macht, und sich noch dafür bezahlen läßt, dafür haben wir seit 25 Jahren unzählbare Beweise erhalten; daß aber ein ehrenfester Teutsche, wofür man Herrn Ehrenstein, seinem Namen nach, Ursache zu halten hat, ohne alle Prüfung uns wieder erzählt, was der Fremde in seinem Buche, der Lesewelt vorschwalbelt, das verdient um so mehr gerügt zu werden, als der Uebersetzer zugleich beweiset, daß er bei der Ethnographie hart vorbei gesegelt, ohne jedoch in diesem ihm fremd gebliebenen Lande gelandet zu haben.

Uns Böhmen ist es wohl ganz gleichültig, ob uns ein Franzose und sein Dolmetsch von Römern oder Zigeunern abstammen läßt, da wir uns eines menschlichen Ursprungs, so Gott will, keineswegs zu schämen brauchen, so wenig als die Römer, die aus einer Diebsbande sich zu Herrn der Welt emporgeschwungen, was einem andern Volke in den neuesten Zeiten, abgesehen der Braven als Ausnahme, auch bald gelungen wäre; aber stillschweigen können wir deshalb eben nicht, dem Herrn Ehrenstein zu Ehren, wenn wir ihn auch nicht dadurch zu Ehren bringen, und wollen ihm wohlmeinend einige Notizen über die Zigeuner liefern, damit er bei den ferneren Arbeiten in seiner Uebersetzungsfabrik, mit mehr Besonnenheit zu Werke gehe, und sich vor ähnlichen Schnitzern in Acht nehme.

Die Zigeuner, welche sich seit dem 15ten Jahrhunderte in Teutschland und dessen östlich gelegenen Landen wandernd umhertrieben, und noch jetzt in Rußland, Ungarn, Spanien und der Türkey vorzüglich ihr Nomaden-Leben führen, erkennt man auf den ersten Blick für ein Asiatisches Volk, in Farbe, Gesichtszügen und Haltung des Körpers den Indiern ähnlich, und die neuesten Geschichtsforscher treten auch dieser Meinung vollkommen bei.

Die Zigeuner sind nichts anders, als Abkömmlinge der verbannten Paria, der geringsten Kaste der Hindu, welche für unrein gehalten wird, und als ein verworfenes Volk, mit andern Menschen gar keine Gemeinschaft in der alten Heimath halten darf; deren Leben weniger als das eines Thieres geachtet, und ohne Strafe

gewaltsam geraubt werden kann. Die Geschichte hat uns noch nicht aufgeklärt, aus welchen Ursachen, ein Theil dieser Kaste, das Vaterland verließ. Vielleicht führte einst ein Mann aus ihrer Mitte, der die Verachtung und den Druck auch zu schmerzlich fühlte, den er als Mitmensch von höher gehaltnen Kasten erdulden mußte, müde der mehr als thierischen Behandlung, einen Theil seiner Brüder aus der Heimath in fremde Lande, ohne jedoch, wie einst Moses die Juden durch Geistesüberlegenheit, die Auswanderer beisammen fest halten zu können.

Gewohnt in dem Vaterlande zu den niedrigsten Arbeiten, und zu der schmutzigsten Kost, ist der Zigeuner auch in der Fremde nicht wählicher geworden, und begnügt sich nicht selten eben so mit bloßen Abfällen von Lebensmitteln wie der Paria in Hindostan, und treibt blos die gemeinsten Gewerbe, wenn er eine Zeit lang an Ort und Stelle weilt. Im Grunde arbeitsscheu, des müssigen Lebens gewohnt und den Trug nicht scheuend, bedient er sich jeder List sein Leben zu fristen, benutzt die Leichtgläubigkeit der Menschen, ihnen Geld durch Wahrsagen oder Gaukeleien abzulocken, und verwendet kluger Weise seine Mädchen und Weiber dazu. Nur wenige haben feste Wohnplätze sich erwählt, und treiben größtentheils z. B. in Ungarn das Schmiedehandwerk.

Der Name Zigeuner stammt von den Persern her, die sie Zengi nennen, türkisch; Tschingar und böhmisch Cykán.

Warum die verwirrten Ethnographen der Franzosen, sie Bohemien nennen, und daraus Böhmen machen, werden sie wohl selbst nicht wissen. Böhmen liegt Ihnen und ist ein abscheuliches Land, wie uns der Hesperus Nr. 5, 1814 bereits in einem Auszuge aus einer französischen Geographie, oder Geographie für Franzosen berichtet hat, und da, meinen sie vermuthlich, könnten die Zigeuner auch ganz wahrscheinlich zu Hause seyn. Jetzt aber sollten sie wohl schon besser unterrichtet seyn, und die Bohemiens bei Kulm näher kennen gelernt haben.

Herrn Ehrenstein, ersuchen wir zugleich, sich die Mühe zu nehmen, und die Zigeuner gleichfalls näher kennen zu lernen.

Von einer Gesellschaft literärischer Böhmen.

Interessante, physikalische Notiz.

Barometer.

Die Beständigkeit der Veränderlichkeit des Barometers hängt nicht sowohl von der Temperatur des Klima, als von andern Umständen ab. In Brasilien freilich ändert das Barometer seinen Stand wenig, dagegen sehr oft in Südcarolina (besonders in Charlestown), wo das Fahrenheitische Thermometer im Sommer zwischen 75 und 95 steht. In gebirgigten Gegenden und am Meere ist das Barometer immer veränderlicher als in mittelländischen Ebenen. Nicht die Winde an sich, nicht die Richtung, woher sie kommen, sondern die Feuchtigkeit, die sie mitbringen, drückt das Quecksilber nieder.

Correspondenz.

Zellers Gewerbsthätigkeit und das elektrische Perpetuum mobile.

(Fortsetzung von Nr. 41.)

Die elektrische Pendeluhr des Professors Ramis.

Diese Zambonische Säule dient zu folgendem alle Aufmerksamkeit verdienenden Versuche:

A und B (Fig. 1. der Kupfer-Tafel *) zeigen zwei dergleichen Glasröhren; cc die Fassungen von Messing, worauf sie stehen; ee die obern Fassungen oder Kappen; dd die mit denselben in Verbindung stehenden messingenen Knöpfe; gg eine messingene Schiene, auf welcher die Säulen in senkrechter Lage festgemacht, und mit einander in leitende Verbindung gesetzt worden sind.

Jede der Glasröhren A und B enthält im Innern 2000 der vorher beschriebenen Silberpapier-Scheibchen, und zwar dergestalt geschichtet, daß etwa in der Röhre A alle Silberseiten nach oben, alle Braunsteinseiten nach unten zu, in der Röhre B dagegen gerade auf eine entgegengesetzte Weise, alle Braunsteinseiten nach oben, alle

*) Fig. 1. stellt die Säule im Drittheil ihrer natürlichen Größe dar.

Silberseiten nach unten zugekehrt sind. So vorgerichtet, zeigt der Kopf der Säule A negative, der Kopf der Säule B positive Electricität.

ff ist eine Säule von Messing, hh ist ein hervorstehender Träger gleichfalls von Messing, wie ihn Fig. 2. im Grundrisse zeigt, bei p mit einer Oeffnung durchbrochen, und bei vv mit pfannenförmigen gut polirten Unterlagen, (wie eine Waage) versehen.

kk ist die Schwingungs-Nadel aus dünnem (etwa 1 Baiersche Linie) dicken Messing gearbeitet. Bei m ist sie zu beiden Seiten mit stählernen keilförmigen Zapfen, (wie ein Waagbalken) versehen, mit welchen sie durch die Oeffnung p des Trägers auf dessen Pfannen vv aufgelegt wird, so, daß sie nun in senkrechter Lage, wie der Pendel einer Uhr hin und her schwingen kann. q ist ein sehr feines und dem obern Ende der Schwingungs-Nadel der Länge nach befestigtes Glasstäbchen, welches bei r ein Messingröhrchen mit einem feinen Ringe als den obersten und durch das Glasstäbchen isolirten Theil der Nadel trägt. ss ist ein leichtes an der Schwingungs-Nadel verschiebbares Gegengewicht, welches dient, dieselbe in senkrechter Richtung zu erhalten und die Geschwindigkeit der Schwingungen zu regeln.

Sind nun in die beiden Glasröhren A und B die Silberpapierscheibchen auf die oben angezeigte Weise und so eingeschichtet worden, daß die Knöpfe d, d die beiden Säulen A, B entgegengesetzte Electricität zeigen, so stellt man diese auf 2 bis 2 ½ Zoll Entfernung auseinander (was durch eine besondere in Gestelle der Säulen angebrachte Vorrichtung geschieht), setzt das Stativ ff der Schwingungs-Nadel dergestalt genau in die Mitte dazwischen, daß der Ring r in seiner Bewegung an beiden Knöpfen in gleicher Höhe anschlagen kann, und bringt diesen nun mit einem von beiden in Berührung. Sogleich wird er abgestoßen, von dem gegenüberstehenden bis zur Berührung angezogen, wiederum bis zum entgegengesetzten Knopf abgestoßen u. s. f., und so geräth die Nadel gleich einem Pendel in Schwingungen, welche dem Anscheine nach ganz gleichförmig sind und (ohne äußere Störung durch Erschütterung der Unterlage, oder des Bodens) ununterbrochen fortdauern.

So vorgerichtet und in der Gestalt wie sie Fig. 1 darstellt, zeigte der Herr Ritter Zamboni, erster Wundarzt Sr. kön. Hoh. des Prinzen Eugen, ein dem Prinzen gehöriges Zamboniſches Säulenpaar der Bayerschen Akademie der Wissenschaften in deren Sitzung vom 14. Juny 1814 vor, und veranlaßte dadurch die Königliche Akademie, ihrem Mechanikus Prof. Ramis die Verfertigung eines ähnlichen Apparats für ihre Sammlungen aufzutragen. Herr Ramis kam damit bald zu Stande und lieferte denselben in solcher Vollkommenheit, daß sich die Nadel vom July v. J. an, bereits 11 Monate lang noch in ununterbrochener Schwingung erhalten hat *).

Des Künstlers nächster Versuch gieng nun sogleich darauf aus, die Zamboniſche Nadel so einzurichten, daß ihre Schwingungen Zeit-Sekunden angaben und auch dieses gelang seinem unermüdeten Fleiße. Glöckchen vertraten die Stelle der Säulen-Köpfe dd Fig. 1, und so entstand ein Pendel von dauernder Bewegung, welches jede Sekunde durch einen freien Glockenton bezeichnete.

Der Gedanke, diesen Pendel nun mit einem vollständigen Uhrwerk in Verbindung zu bringen, war jetzt wohl sehr natürlich. Seine Ausführung war aber mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden, da es sich um die Mittel handelte, die electrometorische Kraft der Säulen zu verstärken, um dem Pendel so viel Gewicht geben zu können, daß er ein Uhrwerk in Bewegung setzen mochte, hauptsächlich aber, den einfachsten Mechanismus aufzufinden, um durch den Pendelschwung das Räderwerk in gleichförmigen Gang zu bringen.

Herr Mechanikus Ramis hat seine Aufmerksamkeit mit Verstand, Beharrlichkeit und Glück auf die befriedigendste Weise gelöst, und schon am 2. März 1815 eine vollständige electrische Pendeluhr zusammengesetzt, welche Sekunden, Minuten und Stunden weißt, und jede Sekunde durch einen feinen Glockenton bezeichnet. Er machte davon am 18. März dess. J. der königlichen Akademie die Anzeige, und wieß diese Uhr hierauf in einer Sitzung der mathem. physikalischen Klasse selbst vor, wo sie als das merkwürdigste neueste Kunstprodukt Baierns im Fache der Mechanik die allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Ein einfacherer, zweckmäßigerer und soliderer Mechanismus konnte wohl nicht ausgedacht werden; die Uhr befindet sich seither in ununterbrochenem Gange, und darf an Genauigkeit der Zeitbestimmung jeder gewöhnlichen Pendeluhr, welche durch Feder, oder Gewicht in Bewegung erhalten wird und von Zeit zu Zeit wieder aufgezogen werden muß, an die Seite gesetzt werden.

Fig. 3. stellt die Uhr von der vordern, Fig 4. von der linken Seite dar. Sie ist von Mahagony-Holz

*) Dieser Apparat befindet sich in dem physikalischen Kabinete der königl. Akademie in einer Glasglocke unter Siegel, und kann von jedem Wißbegierigen beobachtet werden.

gearbeitet, trägt ein Zifferblatt von mattem Golde und ist reich bronzirt, eignet sich demnach durch ihr Aeußeres zu einem zierlichen Zimmergeräthe. A, B sind die hervorragenden Enden der Zamboni-Säulen mit aufgesetzten Glöckchen statt der messingenen Knöpfe dd in Fig. 1; k q r ist der obere Theil der Schwingungs-Nadel, wie in Fig. 1; w w sind Mikrometerschrauben, wodurch die beiden Säulen in die gehörige Entfernung von einander und von dem Pendel gebracht werden können. x, x sind Stellschrauben, um der Unterlage eine genaue horizontale Lage zu geben.

Nach Volta's Theorie über die Erregung der Electricität durch die bloße Berührung zweier verschiedener Metalle und nach den wichtigen und entscheidenden neuesten Versuchen des königl. würtemb. Leibarztes Dr. Jäger zu Stuttgardt über die trockene Säule scheinen bereits zum voraus alle Besorgnisse und Einwürfe, daß die Säulen allmählig ihre elektrometorische Kraft verlieren dürften, gehoben zu seyn und Zamboni selbst versichert bereits aus mehr, denn vierjähriger Erfahrung, daß die Säulen in ihrer Kraft sich nicht erschöpfen. Wäre dieses aber auch endlich einmal wirklich der Fall, so erfordert es wenige Mühe und ganz unbedeutenden Kostenaufwand, um aus Silberpapier und Braunstein neue Scheibchen einzulegen und die Wirksamkeit des Pendels wieder herzustellen.

Bereits hat die königliche Akademie der Wissenschaften eine Kommission von zweien ihrer Mitglieder niedergesetzt, um den Gang der Uhr genau und wissenschaftlich zu prüfen, und zu seiner Zeit darüber Bericht abzustatten. Sind die Schwingungen des Pendels, wie bereits von einigen behauptet wird, (s. B. v. d. Giornale Italiano von 1815 N. 110) zeitgleich (isochronisch), so würde eine Ramisuhr mit einer Kompensationsnadel versehen, bald die jetzt so zusammengesetzten und theuern astronomischen Pendeluhren aus den physikalischen Kabineten und Sternwarten verdrängen — und sind sie es nicht, so kann, nach de Lucs bereits im Jahre 1810 zu Windsor angestellten höchst interessanten Beobachtungen über den Gang solcher durch galvanische Electricität in Schwingung gesetzter Pendel, mit Grund erwartet werden, daß ein solches Instrument, außerdem, daß es als Stand-Uhr für den gemeinen Hausgebrauch immer vortreffliche Dienste leisten würde, bald als das feinste physikalische Werkzeug zur Erforschung der Gesetze über den electrischen Zustand unserer Atmosphäre und des Erdbodens selbst dienen werde.

Demuth und Stolz.

Schau ich zu der Vorwelt Sternenhallen,
Wo vergöttert in des Ruhmes Licht,
Der Heroen Glanzgebilde wallen,
Wo der Donner ihrer Thaten spricht,
Wo der Held in seines Sieges Rechten
Herrlich steiget aus des Grabes Nächten.

Schau ich zu der Dichtung Palmenhügeln,
Wo die Lorbern um das Sängerhaupt,
Sich im Quell verklärter Jugend spiegeln,
Die der Zeiten Wechselflug nicht raubt,
Wo der heil'ge Funken unverloren
Sich zur Flamme läutert, neugeboren.

Schau ich hin zu euch ihr Ueberwinder,
Die ein Gott mit Sehermacht beseelt,
Ihr, der Wahrheit herrliche Verkünder,
Zu des Höchsten Märtyrern erwählt,
Die im Glanz der Ewigkeit zu thronen,
Ihr euch schmücktet mit des Todes Kronen.

Dann, dann fühlt das Herz von euch entflammet
Zwar zu gleichem Muthe sich entglühn,
Doch die Kraft, die nur von oben stammet,
Ward nicht jedem Sterblichen verliehn,
Und in eurer Nähe Sternenschein,
Fühlt sich demuthsvoll der Geist so klein.

Aber blick ich zu dem Staubgewühle,
Wo vergessend jedes Heiligthum,
Menschen in des Daseyns ödem Spiele
Eifernd streiten um der Thierheit Ruhm,
Ihrer Hoheit Göttlichkeit vergessen
Nur der Erdenfreude Reiz ermessen.

Schau ich hin zu euch, die eigne Rache
Ihr mit Höllenfestigkeit bewahrt
Die nur bei der Menschheit heil'ger Sache
Kalte Weisheit prangend offenbart,
Die nicht liebend zu der Freiheit Sohne,
Die nicht hassend schaut zu Nero's Throne.

Schau ich hin zu euch ihr feilen Knechte,
Nicht der Tugend; nein — euch selbst nicht treu,
Die für eurer Freiheit edle Rechte
Euch erkauft die goldne Sklaverey,
Triumphirend eure Ketten traget
Und den freien Mann zu höhnen waget.

Dann, dann fühlt, wenn auch mit höhern Gaben
Ihn kein Glück, kein Genius geführt,
Dennoch dennoch sich ein Geist erhaben
Den sein Schicksal unter euch geführt;
Und in seinen Schmerzen für das Loos
Eurer Freuden dünkt es sich zu groß.

Franz. v. Matlitz.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 45. September.

Geschichte und Biographie.

Beiträge zur Biographie des verstorbenen k. k. Feldmarschalls-Lieutenant von Mukassowich; aus dessen eigenhändigen nach seinem Absterben vorgefundenen Notaten gezogen. *)

1) Im November 1795 stand ich als Obrist mit zwey Karlsstädter Warasdiner Gränzbataillons in der Gegend vor Loano auf Vorposten, deren rechter Flügel sich an das Kloster Certosa anlehnte, der linke aber sich bis an das Meer erstrekte. Ob ich nun gleich als Kommandant bei einer feindlichen Affaire stets den Mittelpunkt meiner Position, welches Castellaro war, hätte wählen sollen: so beschloß ich dennoch schon den 17ten November, als der Feind bei einer Rekognoscirung eine Diversion gegen das Schlüssel Bardinetto unternahm, und solches besetzen wollte, da ich nach meinen Einsichten den Terrain für mich günstig, und mein Vorhaben dem allerhöchsten Dienst sehr zuträglich fand, aus eigenem Antrieb bei nächster Gelegenheit, wo der Feind eine Vorrückung abermal wagen sollte, mich mit 200 Gränzern in Hinterhalt zu stellen, und wenn der Feind bis auf eine gewisse Distanz vorgedrungen seyn würde, demselben in den Rücken zu fallen, dessen Batterie oder Berghetto mich zu bemeistern, durch ein daraus angebrachtes Kartätschenfeuer im Rücken des Feindes unserer Armee einen unbezweifelten Sieg zu verschaffen.

Als ich daher den 22. November durch einen Kundschafter die Nachricht erhielt, daß uns der Feind den folgenden Tag angreifen werde, erstattete ich hierwegen die schuldige Meldung, und begab mich noch um Mitternacht freywillig, und ohne Auftrag zur Erreichung meines Vorhabens auf meinen rechten Flügel in das Kloster Certosa. Weil nun aber der Feind den 23. November mit einer Übermacht von 40,000 Mann unsere gesammte Linie von Ormea und Garessio bis an das Meer angriff, und mein Vorhaben nicht mehr auszuführen war, um so mehr, als der Feind sogleich beim ersten Angriff den rechten Flügel unserer Armee unter Kommando des Herrn F. M. L. Graf Argenteau geworfen hatte, selber sich seitwärts retirirte, vom Centro trennte, und den-

*) Um die in diesen Notizen herrschende Gradheit und Treuherzigkeit nicht zu misdeuten, muß erinnert werden, daß sie niedergeschrieben worden, um dem 21. §. der Statuten des Maria Theresia Ordens Genüge zu thun, und seine Ansprüche auf denselben zu begründen. 1795 marschirte er als Obrist des Licaner Gränzregiments aus, ward 15. April 1796 auf vielmaliges Bitten und Anempfehlen des General-Feldzeugmeisters Baron von Beaulieu, wegen Auszeichnung im Dienste, zum Generalmajor ernannt; erhielt 1799 das 48ste ungrische Infanterie-Regiment, ohne Proprietärsgehalt; und ward noch in dem nämlichen Jahre, gleich allen übrigen bei der italienischen Armee angestellt gewesenen Generalmajoren zum Feldmarschall-Lieutenant befördert. Seine Verdienste um die Louisenstraße sehe man Nr. 9. dieser Zeitschrift 1816.

gestalt dem Feind in die Mitte unserer Position den Weg offen ließ: so entschloß ich mich durch Aufopferung meiner selbst, dann aller meiner Bagage wenigstens unserm noch standhaft streitenden linken Flügel, einen sichern Rückzug zu verschaffen. Ich sammelte dahero, die noch hin und wieder versprengte Mannschaft in mein Kloster Certosa, eroberte durch mehrere Ausfälle die schon vom Feinde rückwärts meines Klosters besetzt gewesene Redoute Nr. 7, und brachte 1 fremden Obristen, 1 Hauptmann, und 1 Lieutenant nebst 16 Mann vom Feldwebel abwärts als gefangen ein, erbeutete zugleich zwey Tragthiere mit Patronen, wodurch ich bei dem Mangel an eigener Munition in den Stand gesetzt war, ein so erneuertes und heftiges Feuer auf den Feind zu machen, daß derselbe eine starke Abtheilung der Armee darin vermuthete. Hiedurch verhinderte ich die feindliche Colonne, welche über Tairane, Certosa, Boirano und Quarto gegen Tovo und Bardinetto vorzudringen, unsere von Carpe sich retirirenden abzuschneiden, so wie jene von Loano sich zurückziehenden in Flanque zu nehmen bestimmt war, unserer sich activirenden Armee den empfindlichsten Verlust und Aufreibung unserer Arriergarde zuzufügen. Ich hielt ferners die Feinde den ganzen Tag bis Nachmittags 4 Uhr in so lange auf, bis unsere Armee in ihrem Rückzug nicht mehr beeinträchtiget werden konnte, und da mein von allen Seiten offenes Kloster bereits ganz vom Feinde umrungen, und Geschütz gegen selbes aufgeführt war, um solches in einen Steinhaufen zu verwandeln, so erkämpfte ich dennoch nebst dem der Armee zugewendeten, so unbeschreiblichen Nutzen eine so ehrenvolle Kapitulazion für meine Mannschaft, daß ich mich als Obristen, 1 Hauptmann, und 1 Lieutenant nebst einigen Mann gegen die feindlichen Gefangenen sogleich rancionirte, die übrige Mannschaft mit allen Ehrenzeichen ausmarschirte, und ohne Verlust der einigen Bagage auf Parolle entlassen wurde.

2) Im Monate April 1796 unter Kommando des Herrn F. Z. M. Baron Beaulieu nahm ich erstlich kriegslisiger Weise den Genuesern das Städtchen Voda weg, als sich der feindliche General Cervoni mit 4000 feindlichen Grenadiers nach Voltri begab, und unsere Armee in der Flanque bedrohte. Ich trug mich hierauf freywillig gegen selben auf einen Streifzug von 12 Stunden außer den Vorposten an — bewerkstelligte solches, und schlug den bei Masone mich angreifenden Feind zurück. Als aber den 11. April der gegen den Feind von der Seite von Bochetta zu eilig vorgedrungene kais. General Pittoni geworfen, und in Unordnung gebracht wurde, mithin der größte Nachtheil für die kais. Armee erfolgen konnte, trug ich mich abermals freywillig dem kommandirenden Herrn Generalen an, mit der beigehabten Division Licaner und Ottochaner ohne Zeitverlust den Feind in seinen Verschanzungen bei Cabane angreifen zu wollen, somit durch diese Diversion im Rücken des Feindes den feindlichen General Cervoni von fernerer Verfolgung und Fortschritten gegen unsere Armee zu hindern. — Ich stürmte mit unaufhaltbarer Wuth die feindlichen Verschanzungen bei Cabane mit dem Bajonett, eroberte selbe nebst mehrern Gefangenen, und nicht genug mit dieser That sammelte ich mein einziges Bataillon, drang freiwillig begünstigt durch die Nacht bis Voltri vor, welches der feindliche General Cervoni mit 4000 auserlesenen Grenadieren besetzt hatte, vertrieb denselben durch einen heftigen von allen Seiten veranstalteten Angriff von dorten, indem ich ihm viele Gefangene, und große Magazinsvorräthe abnahm, und beinahe ihn selbst mit dem Uiberrest seiner Truppen gefangen hätte, befreite somit aus eigenem Antriebe unsere Armee von der sich in die Flanque derselben geworfenen, und sie bedrohenden feindlichen Abtheilung.

3) War ich mit vier Bataillons in eben diesem Monat und Jahr vom F. Z. M. Baron Beaulieu auf den Monte Tajale und Herr General Baron Pittoni mit einem Korps auf der Bochetta genuese aufgestellt. So wie ich aber die sichere Kundschaft vernahm, daß sich der Feind auf unser Centrum und den rechten Flügel geworfen habe, und durch eine gehörte heftige Ka-

nonade davon überwiesen wurde, ließ ich auf dem Monte Tajale bloß einen Aviso-Posten zurück, und eilte freywillig in forcirten Märschen über Sassello dem Centro zur Unterstützung zu, und als ich den 15. in der Früh bey Dego auf die 10,000 Mann starke Avantgarde der französischen Armee traf, welche eben im Marsche begriffen war, das durch Zurückwerfung des F. M. L. Grafen Argenteau ganz entblößte Hauptquartier in Acqui zu überfallen, wodurch alle Kassen, Vorräthe, Geschütz, und der größte Theil der Armee hätte verloren gehen, und aufgerieben werden müssen: so habe ich demnach, ohngeachtet das ganze feindliche Heer über das Gebirg in drey starken Kolonnen herab defilirte, diese mächtige Avantgarde mit meinen schwachen 4 Bataillons freywillig angegriffen, sie nicht nur durch den wüthendsten Anfall zurückgeschlagen, sondern auch gleich darauf, als sie sich in die Verschanzungen von Dego geworfen hatten, sie auch darinnen gestürmet, 19 Kanonen und 28 Munizionskarren sammt den Schanzen erobert, und 700 Feinde zu Gefangenen gemacht, auch nach der Hand, dem ganzen feindlichen Heer bis zu meiner völligen Erschöpfung, und in so lange die Spitze geboten, bis die Armee sich in die gehörige Fassung setzen, alle Vorräthe gehörig salviren, und General Pittoni mit seinen Korps sich zu retiriren vermochte, welche, wenn ich den freywilligen Angriff bei Dego nicht unternommen hätte, sammt meinen verloren gewesen wären.

4) Bei dem nun erfolgten Rückzug unserer Armee, erhielt ich von obgedachtem kommandirenden Herrn Generalen als Arriere-Kommandant den Befehl, am 9. Mai in Pavia bis künftigen Tag um 2 Uhr nach Mitternacht mit meiner Truppe zu verbleiben. Da ich aber theils durch Kundschafter, theils durch abgeschickte Patrouillen die Absichten des Feindes zu erforschen trachtete, und erfuhr, daß der Feind Piacenza abwärts defilire, unserer Armee zuvorzukommen suche, und den Po passirt habe; so zog ich mich zwar, wider den ausdrücklichen Befehl, noch den nämlichen Tag um 10 Uhr nach wohl überlegter militärischer Berechnung zurück, und traf auch des andern Tages Früh nur um eine Stunde früher als der Feind bei Lodi ein, wodurch also bloß durch meine Einleitung eine ganze Truppe gerettet wurde, die sonst vom Feind abgeschnitten, ein unfehlbarer Raub desselben geworden seyn würde.

5) Als der Feind darauf den 10. Mai in der Bataille bei Lodi, die Brücke in der Mitte unserer Position forcirte, und ohngeachtet unsers mörderischen Feuers in das Centrum unserer Position eindrang, und überall Tod, Unordnung und Verwirrung hinbrachte, habe ich mich freywillig, und ohne Auftrag mit dem Säbel in der Hand nebst dem Erbödischen Husaren-Rittmeister Bar. Vecsai und Artilleriehauptmann Voith auf die Mitte der Straßen gestellt, die in Unordnung fliehenden im Angesicht des Feindes zum Stehen gebracht, eine in Reih und Glieder gestellte Truppe formirt, die Arriergarde geführt, und somit dieses ganze Korps d' Armee von einer gänzlichen Niederlage unbezweifelt gerettet.

6) Habe ich am 4. Juni 1796, als der Feind sich der Festung Mantua genähert hatte, die ganz ohne die mindeste Verfassung, ohne ordentliche Garnisonseintheilung, und ohne alle Anstalten zu derer Vertheidigung sich befunden hat, dieselbe durch eine freywillig unternommene Rekognoscirung gerettet; da ich des Feindes Annäherung eben zu der Zeit entdeckte, als er sich bereits durch Kriegslist der äußersten Vedetten bemeistert hatte, durch das Gebüsch auch nur mit einer kleinen Truppe, in die offenen Thöre der Festung Mantua, die noch überdieß, wegen den Transportsfuhren, die sich auf den Straßen und Brücken befanden, nicht geschwind zu sperren war, eindringen, und sich somit ganz leicht der ganzen Festung hätte bemeistern können.

Worauf ich also kaum Zeit genug gewinnen konnte, die Festung vor Ankunft des Feindes zu erreichen, die Zugbrücken alsogleich aufzuziehen, die Thöre sperren zu lassen, und alles mögliche in größter Eile zu veranlassen, daß der Feind nicht noch den nämlichen Tag die Festung eingenommen hat. Auch leitete ich in der Folge

der Belagerung alle Dispositionen und Ausfälle, mit solcher Klugheit, und Entschlossenheit, daß sie die Rettung dieser für den Staat so wichtigen Festung erzielten, so wie solches die Mantesaner Einwohner, noch bis auf die gegenwärtige Stunde einhellig bestätigen werden.

7) Nach Befreyung der Festung Mantua, wurde ich nebst den zwey Regimentern Nadasdi und E. H. Anton, und zwey Divisionen Banatisten vom kommandirenden Herrn Feldmarschall zur Blockirung von Peschiera auf das rechte Mincio Ufer abgeschickt, welches ich auch bewerkstelligte; da ich aber nach Beurtheilung der Umstände, eingezogenen Kundschaften und veranstalteten Nachrichten, den am 5. August bei Castiglione erhaltenen Schlag unserer Armee frühzeitig erfuhr, so veranlaßte ich aus eigenem Antrieb, das was ich für den höchsten Dienst am ersprießlichsten und nützlichsten fand, ich setzte mich ohne Befehl auf den Rückmarsch, um meine Brigade bei Ponti und Valleggio über den Mincio zu saloiren, und erhielt auch wirklich erst im Rückmarsch den Befehl durch einen Kurier dazu, wenn ich mich aber verspätet, und diesen abgewartet hätte, so würde ich nebst meiner Brigade unvermeidlich gefangen, und geopfert gewesen seyn; da ich in der Uibersetzung bei Ponti schon mit dem Feind zusammen traf, und es mir also kaum noch gelingen konnte, nach einem so viel früheren Marsch meine Truppen zu retten.

8) Den 3. September 1796 habe ich zwischen Alla und Marco in Wälisch Tyrol, den feindlichen Heerführer Bonaparte sammt dessen ganzer Heeresmacht, mit meiner Brigade von zwey schwachen Bataillons E. H. Anton und einem Szluiner Bataillon, welche insgesammt kaum 1500 Mann betrugen, in diesen Gebirgspässen ohne alle Verschanzungen theils durch persönliche Tapferkeit und Aufmunterung, theils durch vortheilhafte Aufstellung meiner kleinen Truppe, dann durch muthige heftige Angriffe und Hinterhalte, ohne allen erhaltenen Succurs, aufgehalten, und den Platz behauptet, während unsere Armee rückweise von Trient durch die Val Sugana nach Bassano defilirte, Kassa und Vorräthe rettete, und dieß alles verloren gewesen wäre, wenn ich nicht mit meiner so schwachen Truppe, von der ich 3 ½ Kompagnie im Gefechte verlor, des Feindes Uibermacht so geschickt aufzuhalten gewust; und den Unsrigen Zeit dadurch verschafft hätte, sich in so eine Verfassung zu setzen, um den Feind gänzlich zu schlagen.

9) Bei meiner nachherigen Anstellung in Tyrol im Herbst des Jahres 1796 zu Cembra bemerkte ich, daß das Schloß Segonzano jenseits des Cavis Baches, welches vom Feind besetzt war, nicht nur dermalen, sondern auch bei einer zukünftigen Vorrückung für uns von dem bedeutendsten Nutzen und Vortheil sey, und machte daher aus eigenem Antrieb und Diensteifer, dem Herrn Korpskommandanten F. M. L. Davidovitz den Vorschlag, dieses alte Schloß einnehmen zu dürfen, und erhielt auch die Erlaubniß dazu, worauf ich mich dieses Postens durch allerley Bewegungen und endlich durch List bemeisterte. Ich erzielte hiedurch, daß der Feind, der mich am 2. November mit Uibermacht angriff, wegen diesem gesperrten Hauptpaß nicht durchdringen, und folglich nicht wirken konnte, dahero erhielt ich den Vortheil, den angreifenden Theil bei Segonzano aufzuhalten, und seine Kräfte dahin zu ziehen, während ich die meinigen auf den rechten Flügel sammelte, den Feind dadurch überflügelte, in Unordnung brachte, und mit beträchtlichem Verlust zurückschlug, auch den 3ten dadurch bei dessen wiederholtem Angriff meine Position zu behaupten vermochte — dann zur fernern Vorrückung und glücklichem Ausschlag den Weg gebahnt habe — denn wenn ich im Gegentheil durch Außerachtlassung des Besitzes von Segonzano meine Position nicht hätte behaupten können: so würde der Feind die Concentrirung der auf der Straße von Wälisch Michil und ober Faedo gestandenen, bis auf die Höhen von Saluri schon zurück gedruckt gewesenen Truppen des F. M. L. Grafen Spork erreicht, und das ganze F. M. L. Dedo-

vichische Korps gesprengt, und sofort zum unendlichen Schaden der Armee und des Staates in Tyrol eingedrungen seyn; da keine andere Position mehr vorhanden war, so wie es das folgende 1797ste Jahr geschehen ist, wo der brave damalige Herr Obristlieutenant Lezzeno die nämliche Position zu Cembra, jedoch ohne den Besitz von Segonzano inne hatte, vom Feinde aber ohngeachtet der tapfersten Gegenwehr mit seiner Brigade gefangen, und zersprengt wurde, und somit das Korps des Herrn F. M. L. Baron Kerpen bis Sterzingen zurück gedrückt ward.

10) Als nun bei der am 4. November dieses Jahrs anbefohlenen allgemeinen Vorrückung der Herr Divisionskommandant General Fürst Reuß mir die ganze Disposition zur Attake und Stürmung der feindlichen Verschanzungen von Piazze überließ, so habe ich auch allein nach richtiger Beurtheilung die Attake mittelst drey verschiedener Kolonnen so glücklich geleitet, daß man nur derselben die glückliche Eroberung der beträchtlichen Verschanzungen, welche der Feind an diesem für uns so siegreichen Tag auf das hartnäckigste vertheidigte, und sonach die gänzliche Werfung des Feindes bis hinter Trient, ohngeachtet sich derselbe mehrmals sammelte, seine Truppe aufstellte, und unsere weitere Fortschritte hemmen wollte, unbezweifelt zuschreiben muß, und ich sowohl an dieser siegreichen Vorrückung, als an der Niederlage des Feindes, seines Verlustes an Gefangenen, und Vortheile aller Orten, den wesentlichsten und unläugbarsten Antheil mir beilegen kann.

11) Den 6. und 7. dieses Monats November gelang es durch meine Dispositionen und durch die Tapferkeit meiner Truppe nicht nur des Feindes wiederholte Angriffe zurückzuschlagen, sondern ich ordnete zuletzt einen Sturm auf dessen beträchtliche Verschanzungen bei Caliano an, während ich ihn mit einer durchs Wasser watenden Kolonne in der Flanke angreifen ließ, denselben aus seiner festen Position bis hinter Roveredo zurücktrieb, das feste Schloß Bezendo ohngeachtet der hartnäckigsten Gegenwehr sich nebst Garnison und Geschüz zu ergeben zwang, und mit einem nahmhaften Verlust des Feindes an Todten, und bei 2000 Gefangenen, unserer Armee jene unbeschreiblichen Vortheile zuwandte.

12) Den 16. November Abends um 10 Uhr wurde ich vom Herrn Korpskommandanten F. M. L. Baron Dedovich beordert, jene Kolonne zu kommandiren und zu führen, die dem Herrn F. M. L. Fürst Reuß anvertrauet war, und welche die feindliche Position von Rivoli am rechten Etsch-Ufer von unten auf, anzugreifen hätte.

Mir wurde die Disposition ganz allein überlassen, und ohngeachtet der Kürze der Zeit, setzte ich in dieser Nacht mit meinen 3 Bataillons Infanterie, zwey Kompagnie Jägern und einer Eskadron Husaren über die Brücke bei Dolco, stürmte die dreyfachen Verschanzungen, mit solch glücklichem Erfolge, daß der Feind vollkommen geschlagen, mehrere Kanonen erbeutet, zwey feindliche Generale und mehrere Hundert von Gefangenen in unsere Hände fielen.

(Beschluß folgt.)

Vaterlandskunde.

Chemische Untersuchung des Wolfser Bad-Wassers.

Seit bald 500 Jahren besitzt die Stadt Oedenburg das Dorf Wolfs (Walf) am Neusiedler See und seit wenigstens 200 Jahren besteht an diesem Orte eine Badanstalt mit schwefelhaltigem Wasser, deren ursprünglicher Zweck, zum bloßen Abwaschen des Körpers zu dienen, gar bald zu einem zweyten führte, auch als unmittelbare Heilquelle nüzlich zu seyn. Sie bewährte sich in lezterer Hinsicht auf so mannigfaltige Art, und erhielt in der neuen Zeit so viel Bequemlichkeit, daß sie nun mit jedem Jahre häufiger besucht wird, und der Stadt einen reinen Pachtschilling von mehr als 1000 Gulden trägt. Aber erst im verflossenen Jahre wurde jenes schwefelhaltige Wasser einer nähern chemischen Untersuchung unterworfen, und auch da wäre es vielleicht

noch nicht geschehen, wenn nicht eine Art von Noth, die schon so oft die Veranlasserin des Guten wurde, dazu aufgefordert hätte. Der Schwefelgehalt des Wassers in der eigentlichen Brunnstube schien sich so bedeutend zu vermindern; dagegen dasjenige, das sich in der Nähe desselben befindet, einen solchen Überfluß davon zu haben, daß der Pächter des Bades darauf drang, die Veranstaltung zu treffen, das letztere zum Badewasser gebrauchen zu können. Der Magistrat der Stadt ließ es sich gefallen; doch vorher wollte er auch beide Quellen chemisch untersuchen lassen; und so kam man endlich zur genauen Analyse derselben.

Herr Apotheker Andreas Kochmeister in Oedenburg, ein gewandter Scheidekünstler, übernahm diese Analyse, und hier folgt das Resultat derselben, mit seinen eigenen Worten, wie er es am 30. Juni 1815 dem Stadtmagistrate übergab.

1. Chemische Untersuchung des Wolfer Bade-Wassers aus der Brunnstube.

A. Versuche mit Reagentien zur vorläufigen nähern Kenntniß der Bestandtheile desselben:

1. Weder eingetauchtes Lakmuspapier, noch zugetröpfelte Lakmustinktur wurden merklich geröthet.

2. Mit destillirtem Wasser frisch bereitetes Kalkwasser bewirkte eine Trübung und einen Niederschlag, der auf zugesetzte Salpetersäure, sich wieder gänzlich verlor.

3. Curcumepapier, erlitt beim Eintauchen keine Farbenänderung.

4. Salpetersaure Silberauflösung, verursachte einen starken Niederschlag, der binnen Kurzem eine bräunliche Farbe annahm.

5. Die zugesetzte Auflösung der salzsauren Schwererde, brachte am Wasser einen nicht sehr beträchtlichen, nicht milchigten, sondern gleichsam sandartigen schweren Niederschlag zu Wege, der durch Salpetersäure nicht wieder verschwand.

6. Bleyzuckerauflösung wurde sogleich zersetzt.

7. Kohlensaure Kaliauflösung bewirkte eine Trübung.

8. Blutlauge und blausaures Kali brachten keinen blaulichten Schimmer im Wasser hervor.

9. Eben so färbte zugesetzte Galläpfeltinktur das Wasser nicht röthlich, sondern nur gelblich.

10. Beim Zusatz der zuckersauren Gewächsalkali-Auflösung zeigte sich ein Niederschlag in bedeutender Menge.

11. Hepatisches weinsteinsaures Wasser (Hahnemann's Weinprobe), ließ das Wasser ganz ungeändert.

Aus obigen Versuchen folgt Nachstehendes:

N. 2. und 6. verrathen etwas versteckte Kohlensäure, da vermöge der Probe Nr. 1 keine freye Kohlensäure da seyn kann.

N. 3. zeigt kein freyes Alkali an.

N. 4. offenbar die gegenwärtige Salzsäure, und das im Niederschlag erzeugte Hornsilber färbte sich durch den Zutritt der hepatischen Luft und den Einfluß des Lichtes bräunlich.

N. 5. entdeckt die Schwefelsäure.

N. 7. zeigt vorhandene Erden oder erdige Salze an.

N. 8. und 9. bezeugen, daß das Wasser keinen Eisengehalt besitze.

N. 10. deutet die vorhandene Kalkerde an.

Endlich aus N. 11. läßt sich die Abwesenheit des Kupfers oder des Bleyes im Wasser schließen.

B. Untersuchung durchs Abdampfen. Hundert Unzen des frischgeschöpften Wassers wurden in einer gläsernen Abrauchschale bis zur Trockne bei mäßigem Feuer abgedämpft. Der sorgfältig gesammelte Rest wog 29 Gran, war von graulich weißer Farbe und geringer eigenthümlichen Schwere. Dieser alle fixen Bestandtheile enthaltende Rest wurde

1. mit 6 Drachmen Alkohol von 35° Reaumür übergossen und ausgesüßt. Es blieben 20 Gran zurück, folglich hatten sich im Weingeist 9 Gran aufgelöst. Diese geistige Flüssigkeit wurde abgeraucht und zum Zerfließen in den Keller gestellt. Die zerflossenen salzsauren Erden wurden mit ein wenig Weingeist abgespült, wobei 2 ½ Gran Küchensalz zurück blieben. Die im Weingeist aufgelösten salzsauren Erden aber wurden wieder abgeraucht und in 3 Gran salzsaure Bittererde und 1 ¼ Gran salzsaure Kalkerde geschieden. Bei der Vermischung mit Schwefelsäure hatte sich auch ⅛ Gran Harzstoff abgesondert. Verlust 2 ⅛ Gran.

2. Der obige Rückstand von 20 Gran wurde mit einer Unze destillirten Wassers übergossen und stark digerirt; dann die Auflösung abgegossen, der Rückstand abgesüßt, getrocknet und gewogen. Er hatte noch 15 Gran, folglich hatten sich im Wasser nur 4 Gran aufgelöst. Bei dem Abrauchen der Auflösung sowohl, als bei dem nochmaligen Auflösen des salzigen Restes, hatte sich 1 ¼ Gran Gyps ausgeschieden und 2 ¼ Gran zum Theil krystallisirtes Salz, bewiesen sich als schwefelsaure Soda. Verlust ⅛ Gran.

3. Der oben erhaltene erdige Rückstand von 16 Gran, wurde mit 3 Drachmen salpetersaurer Salzsäure übergossen, nach vorhergegangener Verdünnung mit destillirtem Wasser. Es löste sich fast Alles unter heftigem Aufbrausen sogleich auf, und die Auflösung hatte eine gelblichte, nicht grünliche Farbe; der ausgesüßte Rückstand aber hatte 1 ⅛ Gran an Gewicht. Aus der halb abgerauchten sauren Auflösung, wurden 2 ¼ Gran Gyps abgesondert. Dann wurde

4. ätzender Ammoniak bis zur vollkommenen Sättigung zugesetzt, wobei sich keine rothbraune Flecke zeigten, sondern sich nur ein aus leichten bräunlichten Flecken bestehender Niederschlag bildete. Durch Kochen mit ätzender Kalilauge, wurden hievon 2 Gran Thonerde abgetrennt, und das Übrige, als 1 ⅛ Gran kohlensaure Bittererde befunden.

5. Der bei Nr. 4 überstehenden neutralen Flüssigkeit, wurde nun so lange kohlensaures Mineralkali zugesetzt, als etwas niederfiel. Der erhaltene häufige Niederschlag ausgesüßt, getrocknet und gewogen, betrug 7 ½ Gran. Da das Ammoniak, alle Erden, außer der Kalkerde und der selten vorkommenden Strontianerde fällt: so konnten obige 7 ½ Gran nur kohlensaure Kalkerde seyn; welches auch durchs Calciniren und nachheriges Ablöschen derselben mit destillirtem Wasser, wobei die gewöhnlichen Erscheinungen und Bildung von Kalkwasser sich zeigten, deutlich bewiesen wurde.

6. Aus dem bei Nr. 3 übrigem letzten Rückstand von 1 ⅛ Gran, wurde durch Kochen mit destillirtem Wasser, noch 1 Gran Gyps abgeschieden; das Übrige = ⅛ Gran, war eine schwärzliche Substanz, die sich ganz wie Schwefel verhielt und verbrennlich war, übrigens aber wegen der zu geringen Menge, keiner weitern Analyse unterworfen werden konnte.

Aus dieser vollendeten Untersuchung ergeben sich in 100 Gran des Wolffer Badwassers aus der Brunnstube folgende fixe Bestandtheile:

2 ½ Gran Küchensalz.	2 ¼ Gran schwefelsaure Soda.
3 ¼ Gran Gyps.	2 Gran Thonerde.
3 " salzsaure Bittererde.	1 ½ Gran kohlensaure Bittererde.
1 ¼ Gran salzsaure Kalkerde.	⅛ Gran Harzstoff.
7 ½ Gran kohlensaure Kalkerde.	⅛ Gran Schwefel.
Summe 17 ½ Gran.	Summe 6 Gran.
Zusammen 23 ½ Gran.	
Verlust 5 ⅛ Gran.	

II. Chemische Untersuchung des schwefelhaltigen Wassers im Garten des Wolffer Badhauses.

A. Die Untersuchung mit den chemischen Reagentien gab genau das nähmliche Resultat, wie jene mit dem Wasser aus der Brunnstube, und wird daher hier nicht wieder besonders angeführt.

B. Die Untersuchung durch das Abrauchen geschah auf folgende Art. 100 Unzen frisch geschöpftes Wasser aus besagter Quelle im Garten, welches ebenfalls weißlich trübe war, wurden gehörig in gläsernen Gefäßen abgeraucht und gaben einen Rückstand von 39 Gran. Hieraus wurden, um das ganze, dem ersten ähnliche Verfahren nicht wiederholen zu dürfen, erhalten:

1. Durch die Digestion mit Alkohol, wurden 13 Gran aufgelöst, woraus 3 ¼ Gran Küchensalz, 4 Gran salzsaure Kalkerde und 2 ¼ Gran salzsaure Bittererde abgeschieden wurden. Verlust 2 ½ Gran.

2. Durch die Digestion mit destillirtem Wasser, wurden 9 Gran aufgelöst, und diese bestanden aus 1 ¼ Gran Gyps, 4 Gran Glaubersalz und 2 ¾ mineralischen Kali. Verlust ¼ Gran.

3. Durch die Digestion mit salpetersaurer Salzsäure wurden 14 Gran aufgelöst. Diese bestanden aus 3 ¼ Gran Thonerde und 9 ⅛ Gran kohlensaurer Kalkerde. Verlust 1 Gran.

4. Der unter Nr. 3 erhaltene letzte Rest von 3 Gran, bestand aus 1 ¼ Gran Gyps und 1 Gran Kieselerde.

100 Unzen des Schwefel-Wassers im Garten enthalten also nun folgende Bestandtheile:

3 ¾ Gran Küchensalz.	2 ¾ Gran Mineralkali
4 Gran salzsaure Kalkerde.	3 ¼ Gran Thonerde.
2 ¾ Gran salzsaure Bittererde.	9 ⅛ Gran kohlensaure Kalkerde (Roher Kalk)
2 ¾ Gran schwefelsaure Kalkerde (Gyps.)	1 Gran Kieselerde.
4 Gran schwefelsaure Soda (Glaubersalz.)	
Summe 17 ¼ Gran.	Summe 16 ¾ Gran.
Zusammen 34 Gran.	
Verlust 5 Gran.	

Um den flüchtigen Bestandtheil des Wassers, sowohl aus der Brunnstube, als der Gartenquelle, nämlich den Antheil an geschwefeltem Wasserstoffgas (nach den Neuern, Hydrothionsäure) so viel es bei dem Mangel eines graduirten Cylinders oder andern Apparats möglich ist, doch in etwas zu bestimmen, wurde mit dem frisch geschöpften Wasser folgender Versuch unternommen:

32 Unzen des Wassers aus der Brunnstube wurden in eine Tubulatretorte gegossen, der krumme Woulfische Vorstoß damit verbunden, und die Mündung desselben aufgerichtet, in einen mit heissem Wasser gefüllten Kessel getaucht. Hierauf wurde die Retorte erhizt, und nachdem der größte Theil der atmosphärischen Luft ausgetrieben worden, wurde eine kleine Flasche von 6 Unzen Größe und auch mit heissem Wasser gefüllt, über die Mündung des Vorstoßes gestürzt. Nun wurde das Wasser in der Retorte fast bis zum Sieden gebracht und demselben eine Drachme reine Salzsäure zugesetzt, und nun gieng hepatisches Gas über und füllte das Fläschchen nach Verdrängung des Wassers, es war aber doch ungefähr mit einem Drittheil gemeiner Luft noch vermischt. Es erhellet also, daß in 32 Unzen oder 2 Wiener Pfund, beiläufig 4 Unzen dem Volumen nach, geschwefeltes Wasserstoffgas enthalten sind, das heißt: so viel Schwefelhergas, als in einem Glase von 8 Loth Größe Raum hat; wobei jedoch bei verschiedener Jahreszeit und Witterung, auch noch große Verschiedenheiten Statt finden können.

Das Schwefelwasser aus dem Garten gab in Absicht auf Gehalt an hepatischem Gas, eben so behandelt, ein fast gleiches Resultat.

III. Untersuchung des Wassers im Pumpbrunnen hart neben dem Badhause.

Da das Wasser des hart neben dem Badhause befindlichen Pumpbrunnens, sowohl vermöge der mit Reagentien unternommenen Probe, als auch durch den Geruch und Geschmack, weder einen Gehalt von Schwefelhergas, noch sonst etwas Mineralisches zeigte: so ist es auch nur, als bloßes Wasser zum Abwaschen dienlich und wurde nicht werth befunden, es ebenfalls chemisch zu untersuchen.

Über die Sonnenflecken zur Berichtigung einer Nachricht im Oestreichischen Beobachter Nr. 184. 1816.

Wenn im Korrespondenten von und für Deutschland und daraus weiter im Oestreichischen Beobachter Nr. 184. 1816 gesagt wird:

1) daß keine astronomischen Beobachtungen dem Verf. von den diesjährigen Sonnenflecken vorgekommen;

2) daß er in Nr 130 des Corresp. vom 15. Mai die erste Nachricht von denselben unter allen deutschen Blättern gegeben;

3) daß er eine astronomische Beobachtung über dieselben in keiner Zeitschrift gefunden:

So dient zur Berichtigung: daß in der außerordentlichen Beilage zu Hesperus Nr. 4. Mai dieses Jahres datirt Prag 31. März 1816 die astronomischen Beobachtungen des Herrn Hallaschka, Professors der Physik an der Universität zu Prag, über die von ihm bereits am 25. Februar bis 15. März 1816 beobachteten Sonnenflecke gegeben worden, und zwar als Fortsetzung früherer, durch eine Abbildung erläuterter Beobachtungen, die in demselben Journal bereits Nr. 37. 1814 geliefert worden. Aus denselben wird sich Herr Stürmow leicht erklären können, warum er den 22. Juni keine bemerkte.

Man ersucht alle liberal denkenden und für Wissenschaft Sinne habenden Redakteure von Zeitungen und Zeitschriften diese Berichtigung aufzunehmen, und macht bei dieser Gelegenheit überhaupt auf die Zeitschrift Hesperus aufmerksam, welche durch das gleichzeitige Bestreben von einigen 30 Correspondenten und Mitarbeitern einen Schaz von interessanten und meistens ganz neuen und originellen Nachrichten aus der Sphäre der jeden gebildeten Menschen ansprechenden Gegenstände enthält.

Anfragen. Blizableiter.

Ist es wahr, daß die seit einigen Jahren hie und da aufgekommenen Blizableiter von dünnem 6 — 8fach zusammengedrehten Draht schädlich sind? daß nach dem Grundsaz: gleichartig elektrische Körper stoßen einander ab — die allerschwächste elektrische Kraft verschlungene Elektrometerfäden aus einander theile — folglich eine verstärkte auch Metalldräthe? daß schon eine Elektrisirmaschine sie theile und schmelze und dadurch andre selbst davon entfernte Körper zünde? folglich weit größere Gefahr vom Blize zu besorgen stände? Hat Jemand hierüber Versuche angestellt oder würde Jemand, der im Besiz eines Apparats ist, die Güte haben hierüber dergleichen zu machen? Was haben sonst nach Draht geflochtene Ableiter für Nachtheile gegen andre von zusammenhängender, solider Masse?

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 46. September.

Technologie.

Bemerkungen über das Anlassen der Hohöfen.

Es ist eine jedem Hohöfner bekannte unangenehme Erfahrung, daß im Verhältniß der Güte des Gestells und der Höhe des Hohofens drei und auch mehrere Wochen verfließen, bis der Hohofengang in seine volle Stärke kommen darf, weil bei zu gähem Anlassen der Ofen schon in den ersten Wochen gewöhnlich bis zum Ausblasen ruinirt ist. Die Ursache dieser verhaßten Erscheinung dürfte mitunter wohl darinn liegen: daß während der Zeit des Stillstehens und Zustellens des Hohofens alle Theile desselben mehr oder weniger Feuchtigkeit aus der Atmosphäre und dem Boden an sich ziehen, und daß bei dem zu gähen Anlassen die daraus sich entwickelnden Dämpfe nicht Zeit genug haben, um auf den sonst hinlänglich weiten, jetzt aber zu engen Abführungswegen, nemlich durch die Poren der Ofensteine aus dem Ofen zu treten und folglich mit der durch die höhere Hitze gäh gesteigerten Expansiv-Kraft oft unter Explosionen den Ausweg sich erzwingen, und so das Gestell ja oft den Ofen gänzlich verderben.

Um nun zu verhindern, daß auf einmal zu viel Hitze in den Ofen komme, glaubte man den übeln Folgen davon gänzlich dadurch vorzubeugen, wenn man nach den gewöhnlichen deutschen oder schwedischen Abwärmungen des Ofens die Hitze durch ein äußerst langsames Umgehen des Gebläses und durch ein sehr vorsichtiges Steigern desselben successiv erhöhen würde, wodurch man sich wirklich der Erhaltung des Ofens im Ganzen, nicht aber auch jener des Gestells an der Formseite versicherte. Denn so viel mir bekannt ist, findet das Auswechseln der Formen beim Anlassen des Ofens in der ganzen Monarchie nirgends außer zu Nischburg und Horžowitz in Böhmen und auch da gar nicht mit gehöriger Frequenz und Approporzionirung, wie es seyn sollte, statt — man kann daher annehmen, daß im Allgemeinen mit der nemlichen Größe des Formmundes die Oefen angelassen und in vollen Gang gebracht werden. Nun aber sind die Geschwindigkeiten der Luft (des Windes) beim Durchpressen durch eine und die nemliche Oeffnung im geraden Verhältnisse der durchgepreßten Luft-Mengen bei gleicher Zeit; und da die in den Hohöfen eingepreßten Luft-Mengen im geraden Verhältniße mit der Anzahl der Gebläsumgänge sind, so werden auch die Geschwindigkeiten dieser Luft-Mengen im geraden Verhältniße mit letzteren seyn. Es ist daher die Geschwindigkeit der bei dem Anlassen in den Ofen tretenden Luft viel geringer als in dem vollen Gange, und die Luft ist sofort zu schwach, um weit von der Form in den Ofen zu dringen, weswegen auch der Kohlsatz an der Formseite geschwinder verbrannt, und somit das Gestell eben da vorzugsweise erhitzt wird. Ungleiche Erhitzungen bewirken aber ungleiche Ausdehnungen und dadurch Sprünge, in welche bei weiterm Ofengange Eisen und Schlacke eindringen, und so das Gestell theils durch chemische theils durch mechanische Wirksamkeit zerstören.

Um nun diese nachtheilige und beim Anlassen der Hohöfen nicht sehr seltene Erscheinung so viel

Aufblasens auch in der Qualität des Gestells liegen als möglich zu beseitigen, muß auf ein Mittel gedacht werden, wodurch dem unverhältnißmäßig großen Erhitzen des Gestells an der Formseite gesteuert d. i. wodurch die Hitze mehr gleichmäßig in das ganze Gestell gebracht werden könne. Da aber die Lage des Feuerraumes im Hohofen von der Richtung und Stärke der eingepreßten Luft abhängt, so darf man nur um ein Mittel besorgt seyn, wie die beim Anlassen des Ofens einzupressenden und nach und nach zu vergrößernden Luftmengen stets mit gleicher Geschwindigkeit in den Ofen treten und so einen ziemlich gleichen Feuerraum d. i. der Lage und nicht der Größe und Stärke nach bewirken können. Nun aber sind die Geschwindigkeiten der Luftmengen, die in gleichen Zeiträumen durch verschieden große Oeffnungen gehen, dann gleich, wenn diese Luftmengen im geraden Verhältniße mit den Oeffnungen sind, d. i. wenn die Oeffnungen wachsen und zunehmen wie die Luftmengen. Man darf daher beim Anlassen des Ofens die Formmundsgröße nur wachsen lassen durch Auswechseln der Formen, so oft man es zweckmäßig findet mehr und mehr Wind zu geben.

Um nun einen Maßstab zu haben, nach welchem stets die gehörige Formmundsgröße genommen werden müsse, hat man auf die Größe der Formmündung und auf das Wievielmal des Gebläseumgehens beim besten Ofengange zu sehen. Es sey z. B. bei einem bestimmten Hohofen die best befundene Formmündung 6□″ und das Gebläse gehe in einer Minute gewöhnlich zwölf Mal um im guten Gange; so soll, wenn man in den ersten Tagen beim Anlassen des Ofens alle zwei Minuten ein Mal das Gebläse umgehen läßt, die Formmündung ½□″ (Quadratzoll); wenn man im zweiten Tage dann das Gebläse in einer Minute ein Mal umgehen läßt, ¾□″ groß seyn; dann soll man auf zwei Umgänge des Gebläses in einer Minute der Formmündung 1□″ Zoll geben u. s. f. und so in höchstens 14 Tagen bis auf die größte Mündung der Form (in diesem Falle 6□″) und den höchsten Gang weiter schreiten. — Wo man Windmesser hat, deren Anwendung bei den Hohöfen allgemein zu wünschen wäre, könnte diese Regel um so genauer beobachtet werden. — Dadurch würde das ganze Gestell in immer gleichmäßig steigender Hitze erhalten, und dadurch werden Hohofengänge von 9 Jahren wie in England möglich bei Hohöfen von 50′ — 60′ Höhe, und das Kohlersparniß ist nicht minder groß durch das geschwinde Anlassen als durch die Länge des Ofenganges bei gut conservirtem Gestelle, welches beim gewöhnlichen Anlassen durch die Berstungen den Keim zum Verderben in den nächsten Monaten des Ofenganges erhält.

Es wäre zu viel gesagt: jede zu frühe Zerstörung des Gestells sey einem minder zweckmäßigen Anlassen zuzuschreiben, da die Ursache hievon auch in der Construction des Gestelles und der schlechten Auswahl der Gestellsteine, wenn sie selbst aus einem und dem nemlichen Steinbruche kommen, liegen kann; ja es ist oft nur ein einziger minder guter Gestellstein hinreichend ein ganzes sonst sehr solides Gestell aus seinem Zusammenhange zu bringen, und es dadurch früh zu zerstören. Man sollte daher immer auf eine genaue Auswahl gleicher und bereits erprobter Gestellsteine sehen, wobei es selbst nöthig ist, um Steine von gleicher Natur zu erhalten, diese aus einer und der nemlichen Schicht eines und desselben Steinbruchs zu nehmen, indem die Schichten eines und desselben Steinbruchs oft eben so sehr durch Verschiedenartigkeit des Korns und der Bindungsmasse als durch ihre Brauchbarkeit zu Gestellsteinen von einander abweichen, während sie doch ein und das nemliche geognostische Gebilde sind. Sich über den Grad der Brauchbarkeit der Gestellsteine aus den verschiedenen Schichten zu unterrichten, ist eben so wenig gleichgültig, als es wichtig ist, sich der möglichsten Solidität des Gestells zu versichern. Die Proben hierüber, so wie überhaupt alle Ofenzustellungen müßten, was sich von selbst versteht, mit Steinen aus der nemlichen Schicht gemacht werden — ein Grundsatz der Hohofenzustellerkunst, den man in den englischen und schwedischen Eisenhütten immer mehr würdiget. —

Wenn nun gleich die Ursache eines zu frühen

kann, so liegt sie wohl nicht minder oft, und vielleicht immer zum Theil in der gewöhnlichen Art des Anlassens, indem sich die folgenreichen Beschädigungen des Gestells fast immer an der Formseite finden.

Uebrigens sind längere Ofengänge nicht blos wegen Ersparniß an Kohlen bei feuerern Anlassen und Ausblasen nicht unwichtig, sondern auch dadurch, daß die Ausgaben, welche auf Gestellsteine und Gestells-Construction verwendet werden, sich seltener wiederholen.

Geschichte und Biographie.

Etwas über den vortrefflichen Prager Lehrer Stanislaw Wydra, aus Gelegenheit der Gedächtnißfeyer bei der Aufstellung seines Brustbildes den 20. Juli 1816.

(Man vergleiche Nr. 78, 1813.)

Ich lebte als Jesuit mit Wydra, der ein Jahr später in den Orden aufgenommen worden, nur im Noviziate zu Brünn vom Oktober 1757, bis zum Sept. 1758, also kein ganzes Jahr. Erst meine Anstellung 1774, also nach der Aufhebung des Ordens, als Professor der Rhetorik zu Prag, wo er seit 2 Jahren die Mathematik lehrte, brachte mich wieder näher: und eine Zeitlang, so lang wir Beide in dem noch zu keinem andern Gebrauch verwendeten Clementinum freie Wohnung hatten, genoß ich seines belehrenden Umgangs täglich; in der Folge, da jedem aus uns sein Lehramt genug zu thun gab, doch von Zeit zu Zeit. Unsere Freundschaft litt dabei nichts. Ein dauerndes Band zwischen uns hatte Steplings verehrungswürdige Hand gewebe; wir verdankten ihm Beide den Schuz des damaligen Studienpräsidenten, des seinen Böhmen unvergeßlichen Appellazionspräsidenten Grafen von Wiezniк, und folglich jenen Wirkungskreis, in welchem wir uns um Böhmens uns so theure Jugend verdient machen konnten: ein Zweites war das Werk unserer wackern Schüler, die nach der Verfassung unserer Universität, aus den Meinigen immer die Seinen wurden, und mit welchen er meistens sehr zufrieden war. Seit dem Jahre 1784, in welchem ich durch des unsterblichen österreichischen Musageten des Freiherrn van Swieten Wahl den Lehrstuhl der allgemeinen Geschichte bestiegen habe, lebte ich bis zu meinem Austritte in einem Lehrergremium mit Wydra, und das in einer ununterbrochenen Eintracht: nie waren wir über einen Gegenstand gemeinschaftlicher Verhandlungen verschiedener Meinung. Vergessen kann ich sie nie, Swietens Worte an mich bei einer gewissen Gelegenheit 1791: „Sie und Wydra haben aus meiner Seele geschrieben." Sonst bestrebte ich mich vorzüglich mit diesem meinen Mitlehrer, um so mehr, weil er mein Freund war, an Wohlwollen gegen Schüler zu wetteifern; ob ich schon gern gestehe, daß ich ihn hier nicht erreicht habe. Wie war es auch möglich, den Mann zu erreichen, der, was der warme Böhme Balbin von unserm Karl IV. als Herrscher behauptet, nicht nur väterlicher, sondern auch mütterlicher Lehrer heißen sollte?

Wydra ließ es an Beweisen seines Wohlwollens gegen mich bei keiner Gelegenheit fehlen. Ungleich verdienter waren von meiner Seite Beweise der Hochschäzung seines Lehrerwerthes sowohl, die ich in meinem Staat von Böhmen, als der Verehrung seines Charakters, die ich in meinen Jesuiten als Gymnasiallehrern ihm öffentlich zu geben, mich bemüht habe. Wenn er mir schon für die Ersten mit vieler Wärme dankte, so gestand er einem Freunde von den Zweiten, auch sie machten ihm die Blindheit erträglicher. Auch andere Leser von Einsicht, die den würdigen Mann kannten, nahmen sie gut auf. Darf ich das auch von den folgenden Anekdoten hoffen?

Ich hatte unter den Ersten in Prag die Monachologie; aus Zutrauen auf Wydra's richtigen klassischen Geschmack theilte ich sie ihm unter vier Augen mit. Der Inhalt behagte dem religiösen Manne freilich nicht ganz; er sagte also nach der Durchlesung mit einer Miene gutmüthigen Mitleidens: est quidem contra caritatem; und sogleich wieder ganz heiter: sed est divinum opus. Zeigt das nicht von jenem das Herz des Menschen so sehr

ehrenden Wohlwollen, welches auch dann noch eine gute Seite aufsucht, wenn man aus wichtigen Gründen tadeln zu müssen glaubt?

Eine zweite Anekdote ist beinahe komisch. Bei einer freundschaftlichen Tafel, an der abwechselnd mit dem Geiste geschwelget ward, kam auch die Rede auf Kästners gelehrte Verdienste. Ich, der ich Wydra's Hochachtung für den eben so scharfsinnigen Epigrammatisten als gründlichen Mathematiker kannte, ergriff die Gelegenheit, seine gute Laune noch fröhlicher zu stimmen, und erzählte eine mir von einem Hussarenoffizier, Kästners ehemaligem Schüler, vor kurzem mitgetheilte Anekdote, die dem Herzen des großen Deutschen noch mehr Ehre machte, als seinem Geiste. Nichts war über Wydra's Entzücken. Freilich bloß in der Absicht, die Unterhaltung noch mehr zu beleben, erinnerte ich mit scheinbarem Ernste gegen meinen Freund: sein Liebling Kästner hätte von seinem guten Herzen eben nicht immer Gebrauch gemacht; seine Epigrammen wären mitunter doch boshaft, und zum Beweise, gleichsam um den warmen Jesuiten in Verlegenheit zu setzen, führte ich das bekannte auf den Heiligen Aloysius an:

Non fugiens umbram, sed dedignatus abivit;
Oscula non umbrae ratus, sed danda puellae.

— — Und mein guter frommer Wydra, ohne eine Sekunde verlegen zu seyn, versetzte mit dem freundlichsten Lächeln: „der heilige Aloysius verzeiht Kästnern den Einfall gewiß gern; denn er ist ja ungemein witzig." Ich möchte fast sagen: man traue nicht einmal einem Heiligen ein gutes Herz zu, wenn man es selbst nicht hat; so wie gallsüchtige Frömmler sich die Heiligen rachgierig denken, weil sie es selbst sind.

Ich sehe, daß mich die Erinnerung an die scherzhafte Laune meines seeligen Collegen auf einen Augenblick in eine ähnliche versetzt hat. Doch sie soll mich nicht zu weit führen. Itzt dafür etwas sehr Ernsthaftes; vielleicht findet es Mancher rührend. Wer weiß es nicht, daß Wydra, ich darf wohl sagen, die Leidenschaft hatte, arme Talente unter seinen Schülern durch seine Wohlthätigkeit zu unterstützen? Ein ausgezeichneter Jüngling unter denselben, dem er mehrere Jahre Vater war, vergoß bei seinem Leichenzuge häufige Thränen. Diese rührten meinen und Wydra's edlen Schüler, den, leider! zu früh verstorbenen Grafen Max. Lažanzky, der damals Major des Regiments Deutschmeister, und gerade in Prag anwesend, die Leiche seines Lehrers mit begleitete: er ließ dem Verwaisten, um ihn über seinen Verlust zu trösten, durch mich eine nicht unbeträchtliche Geldunterstützung zukommen, die im Vorbeigehen gesagt, nicht die letzte war. So wie ich aber diese Erste dem jungen Menschen einhändigte, brach er, den Blick gegen Himmel gerichtet, und die Augen voll Thränen, in die Worte aus: „o das habe ich dem Seeligen zu danken! ich war wohl gewiß, daß er meiner vor dem Throne Gottes nicht vergessen werde; aber so bald schon Trost und Hilfe?" Braucht man mehr, als diese wenigen, aber aus dem Innersten gesprochenen Worte des Schülers, um sich von dem vortheilhaften und bleibenden Eindruck ganz zu überzeugen, den auf sein Herz der Lehrer eher gemacht hatte? Und würde dieser jenen Eindruck gemacht haben, wenn er seine Lehren nicht durch Beispiele empfohlen? wenn er mit seiner hinreissenden Lehrergabe nicht herzengewinnendes Wohlwollen vereinigt hätte? Ich darf hier nicht darüber hinausgehen, daß Wydra's Zögling, von dem ich rede, seinen väterlichen Lehrer noch im Grabe, auf die Beyder würdigste Art lohne. Er hat sich nach zurückgelegten Studien, der Seelsorge gewidmet, und ein schlichter Biedermann aus seinem Sprengel sagte in meiner Gegenwart von ihm: „wenn man unsern geistlichen Herrn auf seiner Studierstube, oder in der Kirche nicht findet: so muß man ihn nirgends suchen, als entweder in der Schule, oder bei Kranken," das heißt: der Mann lebt ganz seinem Berufe, wie einst sein Lehrer Wydra.

Cornova.

N. S. Bald nach dem Tode des Unvergeßlichen, war die Rede von einem ihm zu errichtenden Denkmale. Man sprach mich um die Aufschrift an. Meine Arbeit soll, wenn auch nicht mißfallen haben, doch für den bereits gewählten Stein, dessen Maß man mir aber nicht mitgetheilt hatte, zu lang gera-

ihen seyn. Gern hätte ich eine Zweite ganz neu verfertigt, wenn man das gewünscht hätte. Aber man trug auf die Weglassung verschiedener Stellen in der Alten an, wodurch sie vielmehr verunstaltet, als abgekürzt worden wäre. Welcher Vater kann es leiden, daß man seinem Kinde gesunde Glieder abschneidet? Ich nahm meine Aufschrift zurück, und wenn ich sie hier beifüge, will ich sie darum dem Hesperus gar nicht aufdringen. Da ich auf die Freundschaft sowohl, als auf den klassischen Geschmack des Herrn Herausgebers ganz bauen kann: so sey es lediglich ihm überlassen, ob er meine Geistesgeburt auf gut Glück in die lesende Welt schicken, oder in der verdienten Vergessenheit begraben will?

Memoriae
Viri Doctissimi Magnifici
Stanislai Wydra
Reginaehradeceni
Quondam Societatis Jesu,
Mathematicas disciplinas
In alma Carolo Ferdinandea
Per annos XXX ita professi,
Ut
Et luculentis discipulorum progressibus
Magistri quondam sui
Magni Steplingi
Vel post fata summam egregie tueretur;
Et, quibus solis
Fulcitur non minus quam ornatur
Docendi provincia, virtutibus
Sanctitate morum,
Casto pioque religionum cultu,
Amore in Patriam,
Mentis animique candore,
Tum Paternis in discentes studiis
Collegis doctoribus exemplo esset.
Ordo pragensis Academiae philosophicus,
In Sodale praecipuum sibi decus
Ereptum dolens,
Posuit *).

*) Wer hätte wohl hier nicht gern und dankbar aus Cornova's geistreicher Feder eine gedrängte Biographie und Charakteristik als Gelehrter u. Mensch empfangen? Ueberhaupt warum vergessen wir so sehr unserer guten, großen und würdigen Männer? Warum bewahren wir die merkwürdigern Züge ihres Lebens nicht sorgsamer auf? Zur Bereicherung der Vaterlandsgeschichte, der Menschenkunde und als schönste Nahrung für Geist und Herz des Jünglings! Dadurch wird der Glaube an die bessere Menschheit gestärkt, erhalten — dadurch zündet der göttliche Funke in der empfänglichen Brust. Thaten wecken Thaten; Geist regt das Leben. England und Frankreich ist überreich an Anekdoten, Biographien, Memoiren. Wie arm sind wir dagegen? Möge Cornova's Beispiel viele Früchte bringen!

D. H.

Landeskunde.

Kleiner Beitrag zur Kenntniß der mährischen Flora.

Oder

Nachricht eines Reisenden über ein seltnes Gewächs der mährischen Flora.

Als ich in den schönen Frühlingstagen, welche das Ende des diesjährigen Aprilmonats bezeichneten, auf der Straße von Neutitschein nach Freiberg durch ein schattenreiches Gehölz kam, trieb mich die botanische Neugierde und das bunte Gemisch zahlreicher Frühlingsblumen, womit die grünen Räume zwischen den hohen Bäumen freundlich glänzten, aus dem langsam bergan gehenden Wagen. Anfangs fielen mir nur die gewöhnlichen Frühlingsboten, als die Leber-Anemone (anemone hepatica L.) die Busch-Anemone (anemone nemorosa L.) der Fikarien-Ranunkel (ranunculus ficaria L.) der cassubische Ranunkel (ranunculus cassubicus) u. d. gl. mehr in die Augen, und ergötzten mich durch die üppige Fülle, in welcher sie hier neben und untereinander hervorsproßten. Auf einmal aber ward ich unter diesen Geschlechtsverwandten noch einen fremden Bürger in zahlreicher Menge gewahr, den ich zu meinem großen Erstaunen für die eben so seltne als zierliche Grainische Astranz (Astrantia Epipactis Scop.) erkannte.

Diese schöne Pflanze wird von den berühmtesten deutschen Floristen, Hoffmann, Roth, Sturm u. s. w. gänzlich übergangen, und auch in den Helvetischen Floren nicht aufgeführt. Nur der berühmte Hr. v. Vest in seinem Manuale botanicum, sistens stirpes totius Germaniae phaenogamas, Klagenfurti 1815 hat sie als ein Eigenthum der deutschen Flora verzeichnet, aber mit der ausdrücklichen Bemerkung: in den

Gebirgen von Südbeutschland *). Aus der hier gemachten Entdeckung geht aber hervor, daß dieses Gewächs sich auch bis ins nördliche Deutschland erstreckt, indem der Theil Mährens, wo es von mir gefunden ward, schon zum Oderthal d. i. zur großen Wasserscheide des Nordens gehört.

So erfreut sich also Mähren einer Frühlingspflanze, welche selbst der unsterbliche Linné nicht gekannt hat; denn der große Scopoli war es, der sie zuerst in Crain bei Idria und Görz entdeckt hat, daher sie die Crainische Astranz heißt.

Uebrigens gehört dieses zierliche Gewächs in die natürliche Familie der Doldenträger, welche im Linnéischen System in der zweiten Ordnung der fünften Klasse stehen. In der Bildung weicht die Crainische Astranz von ihren Geschlechtsschwestern der großen und kleinen Astranz (Astrantia major et minor L.) bedeutend ab. Sie treibt aus einer perennirenden schwärzlichen Wurzel auf langen dreieckigen Stielen stehende Blätter, welche in drei bis fünf, zwei- oder dreispaltige, gezähnte Lappen zertheilt sind; zwischen diesen entspringen einfache längere Blumenschäfte, deren jeder am Ende eine einfache Dolde trägt, deren Blümchen gelb und theils weiblich, theils Zwitterblüthen und ungestielt, theils und zwar größtentheils männlich und gestielt sind. Die Doldenhülle besteht aus fünf großen, stumpfen und gezähnten Blättchen, welche in einem Kreise stehen und weit unter der Dolde hervorragen. Die ganze Pflanze ist etwa einen halben Schuh hoch, und scheint ein fruchtbares und feuchtes Erdreich zu lieben. Abgebildet findet sie sich in Scop. Fl. Carn. nro. 303. tab. 6.

Interessante, physikalische Notizen.

1.

Passatwinde.

Der Engländer Kimnen bestätigt in seiner lour trough the british Welt Indies, daß die Passatwinde nur in der untern Region wehen, während in der obern Atmosphäre ein entgegengesetzter Luftzug statt findet. — Die Luft innerhalb des Wendekreises preiset er vorzüglich für nervenschwache und lungensüchtige Personen als höchst wohlthätig und erquikend.

*) Auch Schülthes führt sie in der 2ten Auflage seiner Oestreichischen Flora (Th. 1. S. 470 z. 14) an, aber nur als in Kärnthen und Ungarn einheimisch.

D. S.

2.

Einfluß der Berge auf die Schwere.

Die von Bouguer und Condamine 1738 am Tschimboraſſo und von Maskelyne 1774 am Shehallien in Schottland über den Einfluß großer Gebirgsmassen auf die Richtung der Schwere angestellten Beobachtungen, gaben für die Ablenkung des Loths von seiner natürlichen Richtung, jene 7″5, diese 5″8. Seitdem stellte über diesen Gegenstand niemand wieder Versuche an, als Herr von Zach 1810 bei Marseille. Er fand die Abweichung 4″9.

3.

Abplattung und Durchmesser der Erde.

Jene oder die Abweichung von der Kugelgestalt, wodurch sie ein Sphäroid wird, beträgt in den Polen $^1/_{310}$ des Durchmessers; dieser 3271604 Toisen.

Berichtigung.

Say in Daubrawitz.

In Nr. 3 der außerordentlichen Beilage zu den ökonomischen Neuigkeiten, Maiheft 1816 Seite 19 erwähnt Hr. Maschinenfabrikant Burg zu Nr. 52 einer vom Hrn. Say in Daubrawitz erfundenen Häckerlingsmaschine, und setzt noch hinzu, „angezeigt in den ökonomischen Neuigkeiten," ohne die Nummer zu benennen.

Nun gab es aber niemals einen Herrn Say in Daubrawitz, sondern diese Maschine wurde von dem dermaligen Professor der Mechanik am polytechnischen Institute in Wien Herrn August Arzberger erfunden, als er noch in Daubrawitz Compagnon jener Instrumentenfabrik war, welche die Firma Say führte, und welche nunmehr aufgehört hat.

N. den 7. Juli 1816.

Ein gutmeinender Praktiker.

Mittheilungen der k. k. Ackerbaugesellschaft in Kärnthen.

Preisfragen von derselben, aufgestellt für das Jahr 1816.

1.

Ist es möglich, den sich täglich mehrenden Klagen über das Verderbniß der Dienstboten durch eine strenge

Handhabung unserer stehenden Dienstbotenordnung zu steuern, oder giebt es nicht andere, bisher außer Acht gelassene Maßregeln, wodurch wir bei dem Dienstvolke mehr Gehorsam, Sittlichkeit und Fleiß einzuführen im Stande wären?

2.

Welche sind die Ursachen, daß die Zertheilung der Gemeinden allenthalben so viel Schwierigkeiten findet, oder gar unterbleibt? sind die Einwürfe, die man dagegen erhebt, alle wichtig? und welche Maßregeln wären die zweckmäßigsten, die Zertheilung so schleunig, und zur Zufriedenheit der Theilnehmer in Ausführung zu bringen?

3.

Wie verhalten sich genau angestellten Erfahrungen gemäß, grüne und getrocknete Pflanzen bei der Mastung des Hornviehes gegen Körner? und welcher Unterschied findet hierbei statt zwischen rohen und gesottenen Wurzel- und Knollengewächsen, die man zu diesem Behufe anwendet?

Der Preis der besten Beantwortung einer jeden einzelnen Frage besteht in 200 Gulden und der großen silbernen Gesellschaftsdenkmünze. Die gekrönte Schrift bleibt ein Eigenthum der Gesellschaft, und wird ihren Denkschriften einverleibt.

Die Preiswerber haben ihre Abhandlungen mit einem Wahlspruche am Ueberschlage zu bezeichnen, und einen versiegelten Zettel, der ihren Namen enthält, und von außen mit dem nämlichen Wahlspruche überschrieben ist, beizulegen, und an die k. k. Ackerbaugesellschaft in Kärnthen zu Klagenfurt bis zum Ende des Monats Oktober 1816 einzusenden, welche die preiswerbenden Schriften durch den Ausschuß ihrer Mitglieder beurtheilen, und im Verlauf des Dezembers 1816 die Preise zuerkennen wird. Mitglieder dieses Ausschußes, die etwa selbst Preiswerber wären, können über die Beantwortung jener Frage kein Urtheil fällen, worüber sie selbst eine Abhandlung verfaßten. Die versiegelten Zettel aller jener Schriften, die keinen Preis erhielten, werden öffentlich verbrannt, und die Abhandlungen selbst ihren Eigenthümern eingeantwortet, sobald sie sich als solche ausgewiesen haben werden.

Klagenfurt, am letzten Oktober 1815.

Franz Graf v. Egger,
Direktor.
Dr. Joh. Burger,
Kanzler.

Libussa.

(Fortsetzung von Nr. 43.)

Schon waltet still die Mitternacht,
Des Heerdes Flammen sinken;
Doch wollte nicht des Schlummers Macht
Libussens Augen winken.
Es scheint ein Gott an Kraft, ein Held,
In ihrer Brust zu walten,
Und frühlingsprangend eine Welt
Sich sprossend zu entfalten.

Verbleichend jetzt die Sterne fliehn
Des Sonnengottes Nähe,
Der Tannen schwanke Wipfel glühn,
Blau glänzt des Himmels Höhe.
Es mahnt sein Schimmer licht und mild,
Die Zögernde zu scheiden,
Und länger an der Freyheit Bild
Nicht ihren Blick zu weiden.

Bald von den Fesseln reicher Pracht,
Ist sie aufs neu umwunden,
Nie hatte sie den Glanz der Macht
So drückend noch gefunden.
Es leitet sie ihr Herz zurück
Zu den verborgnen Auen,
Im Schooß der Freiheit will ihr Blick
Der Liebe Wunder schauen.

Von ihrer Gottheit Zauberband
Ist beider Herz umschlungen,
Ihr Auge schüchtern sich gestand,
Was ihre Brust durchdrungen;
Des Jünglings Ahndung nicht betrügt,
Er kann, dahingerissen,
Die Gluth, die mächtig ihn besiegt,
Nicht in sich selbst verschließen.

„Noch hat nicht diese Hand das Schwert,
Nicht Wunden mich geschmücket;
Doch, wenn dein Auge, deiner werth,
Im Kampf mich nur erblicket:
So laß mich in die blut'ge Nacht
Der Eisenlanzen dringen,
Und mit der Liebe heil'ger Macht
Den schönsten Preis erringen."

„Nein" sprach Libussens Mund, „im Streit
Wird nicht mein Herz bezwungen,
Im Kampf der Ehrsucht, Mord geweiht,
Wird Liebe nicht errungen.

Bald soll dein Blick im Friedenshain
Enthüllte Wunder schauen,
Geliebter Jüngling, harre mein
Mit hoffendem Vertrauen."

Und sie entschwand im Schattenflor.
Aus des Geliebten Nähe;
Es sprang die Felsenburg hervor
Aus ihrer Wolken Höhe.
Und prangend eilt der Diener Zahl,
Die Fürstin zu empfangen,
Von ihres Auge Heldenstrahl
Von Ehrfurcht still umfangen.

Doch bald zum Thron der Herrscherin,
Sieht man von Glanz geblendet,
Jetzt eine Schaar von Rittern ziehn
Von Böhmens Volk gesendet:
„Aus unserm Volk der Hoffnung Licht,
„Nicht für die Zukunft fehlen;
„Libusse, zögre länger nicht,
„Den Gatten zu erwählen!

„Wird keiner liebend als Gemahl
„Dein stolzes Herz bewegen?
„Hier stellen wir für deine Wahl
„Zwölf Fürsten dir entgegen;
„Die edelsten der Heldenzeit,
„Die fremde Völker schmücken,
„Mit ihren Kronen, harren heut
„Erwartend deinem Blicken." —

„Die Fürstin sprach:" der erste Strahl
Des Morgenroths verkünde
Dem Volke, wen ich meiner Wahl
Vor allen würdig finde;
Doch mit der Freiheit Siegesruhm
Will ich dies Fest begehen.
Auf! zu der Gottheit Heiligthum,
Erleuchtung zu erflehen.

Im finstern Schooß der heil'gen Nacht
Strebt sie der Gottheit Willen,
In feyerlicher Opferpracht
Weissagend zu enthüllen.
Es neigte sich der Seherin
Das lichte Chor der Sterne,
Geflügelt eilt ihr Blick dahin
Durch dunkler Zukunft Ferne.

Und in der Wolke Purpurschooß
Erglänzt auf stolzen Thronen,
Ein Heldenstamm, im Segen groß
Und schmückend seine Kronen.

„Vollbringe was dein Herz gebeut"
So scheint ihr Mund zu sagen;
„Ihm, der sich liebend dir geweiht,
Laß deinen Scepter tragen."

Und der Begeistrung heil'ger Schein
Umstrahlt Libussens Wangen,
Und sie verläßt den Sardenhain.
Der Morgenröthe Prangen
Wallt, sie verkündend, ihr voran,
Im Licht der Herrschersitte,
Trat sie mit Hoheit angethan
In ihres Volkes Mitte.

„Auf!" sprach sie, treue Diener eilt,
Den Herrscher zu begrüßen,
Es muß die Krone unverweilt
Sein edles Haupt umschließen!
Wohl werdet staunend ihr den Pflug
In seiner Hand erblicken;
Doch dieser Scepter, den ich trug,
Wird ihn nicht schöner schmücken!

Eilt, in des Waldes dunkeln Schooß,
Soll ihn der Purpur zieren.
Geflügelt wird mein weißes Roß,
Euch zu dem Herrscher führen.
Dann, wenn es huldigend die Zier
Der stolzen Mähne neiget;
So wisset, daß es den von mir
Erkohrnen Fürsten zeiget."

Schon eilt der Boten Schaar die Bahn,
Durch Berg und Thal und Hügel;
Wild flog das weiße Roß voran,
Wie auf des Sturmes Flügel.
Hell glänzend wie der goldne Tag
Mit seines Lichtes Schnelle,
Tief aus dem Schnee der Mähne brach
Des Auges Feuerwelle.

Und sausend weicht der schwarze Wald
Mit seinen sieb'nden Eichen,
Vom Donner seines Hufs durchhallt
Die dunkeln Haine weichen.
Im waldumkränzten Ackerfeld
Des Pfluges Furchen ziehend,
Ein Jüngling ihren Blicken stellt
Sich dar, in Hoheit blühend.

(Beschluß folgt.)

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 47. Oktober.

Beschreibung der Umgegend der im Markgrafthume Mähren Znaimer Kreises gelegenen Stadt Jamnitz.

Die 4 ½ geographische Meilen westlich von Znaim entfernte, sammt der Herrschaft gleichen Namens Sr. Excellenz dem k. k. Staats- Conferenz- und Finanz-Minister Reichsgrafen von Stadion gehörige Stadt Jamnitz, liegt in dem Mittelgebirge des südwestlichen Theils des eben genannten Kreises. Sie ist im 9ten Jahrhunderte als eine Schutzwehre gegen die Einfälle der Böhmen an dem Fuße eines Berges erbaut, welcher die äußerste südliche und mittlere Spitze der sich von der böhmischen Gränze herabsenkenden Gebirgskette bildet.

Ungefähr 2 Stunden nördlich von Jamnitz bei Schelletau theilt sich nämlich diese Gebirgskette in drei Arme, von denen der eine an der westlichen Seite von Jamnitz die Gränze zwischen dem Znaimer und Iglauer Kreise bezeichnet, und sich über Budischkowitz, Althart und Pießling tief hinab in Oesterreich gegen die Donau ausdehnet. Der zweite Arm an der östlichen Seite von Jamnitz läuft über Budkau und Pöttau in Oesterreich dem Manhartsberge zu; und der mittlere Arm endigt sich nördlich, wie oben erwähnt wurde, bei Jamnitz.

Die Länge der Ebene südwestlich von Jamnitz beträgt zwischen dem eben erwähnten westlichen und östlichen Arme der genannten Gebirgskette über 2 Meilen in gerader Richtung. Gegen Südwest ist sie jedoch unübersehbar; daher sich auch der Horizont gegen Ost, Süd und West von Jamnitz auf viele Quadratmeilen ausdehnet, und das Auge im fernen Dunkel selbst die Gebirge Stevermarks erblickt. Unter diesen letztern ist der hierorts sogenannte Hetscheberg *) auch dem gemeinsten Manne wohl bekannt, und dienet demselben zu Wetterprophezeihungen. Dieser Berg ist nämlich wegen der vielen Dünste in der Atmosphäre, welche vorzüglich aus der wasserreichen Donau emporsteigen, gewöhnlich unsichtbar; sein Sichtbarwerden und ein schmaler weißer Streif gegen Südwest am Saume des Horizontes veranlaßt den Landmann zu vermuthen, daß eine Veränderung in der Atmosphäre vorgegangen sey, auf welche in Sommer ein Regen, im Winter ein gelindes Wetter erwartet wird.

Die südwestliche Gegend von Jamnitz würde demnach die schönste Ebene des Landes darbieten, wenn diese nicht von den vielen von Westen gegen Osten strömenden Flüßen und Bächen seit Jahrhunderten durchgewühlt, mit sehr vielen tiefen Thälern so durchschnitten wäre, daß man die ganze Umgegend eher für Gebirge, als für ein flaches Land halten würde. In der That bildet das Thal des Schelletau-Baches, dessen Ursprung sich durch seinen Namen verräth, und das Thal der Thaya solche Gebirgsklüfte, bietet so viele romantische den Hochgebirgen ähnliche Gegenden dar, daß man sich vorzüglich bei Pöttau, Ungarschitz und Frain in die Schweiz versetzt zu seyn glaubt, weßhalb

*) Vermuthlich der Detscher in der Nähe von Mariazell? D. H.

ich mich schon oft veranlaßt fand, diese Gegenden „die Schweiz im Kleinen" zu nennen.

Aus dem oben geschilderten Laufe der Gebirge ist zu entnehmen, daß die Aussicht von Jamnitz gegen Norden sehr beschränkt sey. Doch kann man ohne große Beschwerde den nördlichen Bergrücken besteigen, welcher wegen seiner bedeutenden Erhabenheit von der Triangulirungs-Kommission zu einem geographischen Punkte gewählt worden ist, und eine auf viele Meilen weit geöffnete Aussicht gegen Norden darbietet.

Wie hoch nun die Umgegend von Jamnitz über die Meeresfläche erhaben ist, dies kann ich nicht bestimmt angeben; aber im Verhältnisse des flachen Landes bei Znaim, scheint die Umgegend von Jamnitz wenigstens 30 Klafter höher zu liegen, als die Niederungen bei Znaim. Die Gegend von Jamnitz mag daher über die Meeresfläche um so bedeutender erhaben seyn, da sich in der, nicht gar großen Entfernung von 4 Meilen westlich von Jamnitz, nämlich zwischen Böhmisch Rudoletz in Mähren, und Neu-Zistritz in Böhmen die höchste Erhebung zwischen Böhmen, Mähren und Oesterreich in dieser Gegend befindet, ohne daß sich der Boden von Jamnitz bis dahin in allzuauffallenden Stufen erhebt. Auch das Klima deutet auf eine beträchtliche Höhe der Gegend; denn durch die Gebirge gegen West-Nord und Ost geschützt, sollte dasselbe milder seyn, als es wirklich ist; indem es den Weinbau im allgemeinen verhindert, und nur den Burgunder- und andern frühzeitigen Reben, an den Wänden der Gärten, wo sie gegen die Nordwinde geschützet sind, ein gedeihliches Fortkommen gewährt.

Uebrigens wird der Horizont seltener durch Ausdünstungen des Bodens getrübt, als in andern wasserreichen Gegenden; indem eines Theils große Flüsse und Seen mangeln, andern Theils seit 30 Jahren sehr viele und große Teiche in Wiesen und Felder umgestaltet worden sind.

Es scheint demnach, daß sich die Stadt Jamnitz zu einem meteorologischen Punkte eignet *), indem sie ihr weit ausgedehnter Horizont, ihr bedeutend hoher Standpunkt, und die gewöhnliche Heiterkeit der Atmosphäre so sehr vor andern Gegenden des Landes auszeichnet.

Die Luft hat keine Schwere.

Diesen Satz stellte ein gewisser Hr. Hyacinth Bobelio in Frankreich auf. Er hatte die Physik in seiner Jugend in Europa studiert, und verweilte dann einige zwanzig Jahre auf Reisen in andern Welttheilen, in welchen er, unbekannt mit den neueren Fortschritten der Wissenschaft, alle Naturerscheinungen nach seinen eigenen Ansichten zu erklären suchte. Er kehrte nach Europa zurück, und stellte nun seinen Satz und einige Versuche, welche ihn beweisen sollen, in einem eigenen Büchelchen auf, bei Delaunay Buchhändler im Palais royal zu Paris.

Seine Schreibart und sein Vortrag sind so verworren, daß keine Geduld seiner Zuhörer hinreichte, um ihn ganz anzuhören, und sich mit ihm in gründliche Zwiesprache einzulassen, man verlachte ihn als einen Thoren, was nun freilich leichter ist als belehren. Wir begnügen uns aus diesem Schriftchen zwei in den Annales des arts et manufactures par I. N. Barbier-Vémars, II. Coll. Tome I. Nr. 2, pag. 201 angeführte Versuche auszuheben, um sie der weitern Würdigung der Physiker zu überlassen:

„Die Physiker" (sagt Bobelio) „behaupten, „seit dem sie die Theorie der Schwere der Luft jener des Horror a vacuo naturae unter„geschoben haben, diese drücke mit einem Gewicht „von circa 32,000 Pfunden auf unsere Körper, „und daß sie eine diesem Gewicht nahekommende „Federkraft besitze. Die Physiker beweisen dies „durch das Steigen und Fallen des Quecksilbers

---

*) Dazu wird ihn auch der meteorologische Verein bestimmen. Uebrigens wünsche ich, daß dieser schätzbare und interessante Beitrag zur Topographie der Monarchie über eine Gegend, die bisher, meines Wissens, noch nirgends genauer geschildert worden, mehrere Kenner des Landes anreizen möge, das gegebene Beispiel nachzuahmen.

D. H.

„im Barometer, besonders wenn man dessen untern „Theil mit dem innern der Glocke einer Luftpumpe „verbindet, wo man das Queckſilber fallen ſieht, ſo „wie die ihm das Gegengewicht haltenden ſchweren „Luftheilchen abgezogen werden, — und ſteigt, wie „man ſie allmählich wieder hinzu läßt. Fol„gende Verſuche ſtürzen die falſche Anſicht jener „Phyſiker ganz über den Haufen."

„An der Stelle einer großen Glocke bediene „man ſich eines cylindriſchen an beiden Enden of„fenen gläſernen Gefäßes von etwa 4 Zoll Länge „zu 2 Zoll Breite. Ueber das eine Ende kömmt „die Mündung einer ſtarken Schweinblaſe zu bin„den, die man vorher auf der Luftpumpe befeſtigt, „und möglichſt durch Auspumpen von aller Luft be„freit. Wenn dieſes geſchehen, ſo bindet man feſt „und ſchraubenförmig einen Bindfaden um die ganze „Blaſe von ihrem geſchloſſenen Ende anzufangen ei„wa auf zwei Drittheile ihrer ganzen Länge, mit „dem andern Drittheil bedeckt man ſehr feſt das „eine Ende des gläſernen Cylinders, und befeſtigt „es wohl, ihn ſelbſt aber ſtellt man auf die geölte „Lederplatte der Luftpumpe, und zieht alle Luft „aus dem Cylinder heraus. Nachdem dieſes ge„ſchehen, löſet man den Bindfaden allmählich von „unten zu auf, ſo daß die Blaſe nach und nach in „den Cylinder gedruckt werde. Wenn nun in eben „dem Verhältniſſe, in welchem die Blaſe in den Cy„linder reicht, die Queckſilberſäule des angemachten „Barometers ſteigt, wird man da wohl noch be„haupten können, daß dieſes Steigen durch die „Schwere der Luft bewirkt werde? Gewiß nicht, „weil gar nichts in dem leeren Raum zwiſchen der „Oberfläche des Queckſilbers und der Blaſe hinein„kommen kann. — Nach der angenommenen Theo„rie der Luftſchwere läßt ſich alſo dieſe Erſcheinung „nicht erklären."

„Wenn man unter die Glocke der Luftpumpe „den kleinern Schenkel eines Heberbarometers ſtellt, „und eben ſo eine an der Oeffnung feſt zuſammen„gebundene gut ausgedrückte Blaſe legt, ſo ſieht „man, ſo wie der Stempel die Luft auszieht, das „Queckſilber in dem langen Schenkel fallen, und in „den kleinen Schenkel hineinſteigen, die Blaſe hin„gegen ſich ausdehnen. — Die Phyſiker erklären es „durch die Schwere der Luft, welche, wie ſie ver„mindert wird, dem Queckſilber den gehörigen Ge„gendruck nicht mehr halten kann, und deren Ab„weſenheit den in der Blaſe noch enthaltenen Luft„theilchen, durch nichts zurückgehalten, ſich ſo aus„zudehnen geſtattet, daß am Ende die Blaſe ſogar „zerſprengt werden könnte, da die in ihr enthalte„nen Luftheilchen vermöge ihrer Federkraft einen „13,670mal größern Raum einzunehmen fähig ſind, „als vorher, wenn ſie nicht von den äußern Luft„ſäulen zuſammengehalten werden. — Bis hieher „wäre alles richtig, aber laſſet uns eine kleine Ver„änderung in dem Verſuche vornehmen, und die „ganze Erklärung hält nicht mehr Stich. Anſtatt „die Blaſe unabhängig von dem Barometer zu laſ„ſen, befeſtige man ſie auf das beſte auf den kürzeren „Schenkel, und pumpe dann die Luft aus, und man „wird wie vorher die Blaſe ſich ausdehnen, das „Queckſilber in den langen Schenkel fallen, in dem „kleinern aber ſteigen ſehen."

„Wenn nun die Luft die Schwere, die Feder„kraft hätte, welche man ihr zuſchreibt, müßte ſie „nicht mit jener Kraft, welche die Wände der Blaſe „zu zerſprengen im Stande iſt, auch im Stande „ſeyn, das Queckſilber auf den vorigen, oder we„nigſtens auf einer nur um etwas geringern Höhe „zu halten? Das thut ſie aber nicht."

„Legen wir eine Blaſe, welche angenommen 4 „Gran (dem Gewichte nach) gemeine Luft enthält, „unter die Glocke, und beſchweren wir ſie mit 4 „Pfund. Wie man auszupumpen anfängt, wird „dies Gewicht gehoben, endlich ganz abgeworfen „werden. Wie kömmt es, daß eine Kraft, welche „4 und mehr Pfunde hebt, nicht einer Queckſilber„ſäule von wenig Unzen das Gleichgewicht halten „kann? Hieraus folgt nothwendigerweiſe, daß eine „andere Urſache, als Schwere und Federkraft der „Luft das Steigen und Fallen des Queckſilbers in „dem Barometer bewirkt."

So weit Herr Bodelio. — Wie aber die ſonſt ſehr unterrichteten Herausgeber der Annales den Unterſchied der Oberfläche, auf welchen die Luftſäulen drücken, überſehen können, und folgende Stelle ſchreiben, das

kann ein Deutscher nicht begreifen, wenn er es gleich an leichtsinnigen Franzosen erlebt: „Nous avouons qu'il „n'est pas facile d' expliquer, par le système „reçû, comment, dans la seconde expérience „de l'auteur, la vessie, en se distendant, sou„léve d'un côté un poid de quatre livres, tan„dis que de l'autre elle ne peut remuer qua„tre onces de mercure. Une même force, „à-la-fois si active et si inerte, se conçoit dif„ficilement."

Brünn den 18. Juli 1816. H. S.

Geschichte und Biographie.

Beiträge zur Biographie des verstorbenen kais. kön. Feldmarschalls-Lieutenant von Wukassowich; aus dessen eigenhändigen nach seinem Absterben vorgefundenen Notaten gezogen.

(Beschluß von Nr. 45.)

13. Als nun der französische Heerführer Bonaparte den 13. und 14. November den Hrn. F. Z. M. Baron Alvinzy bei Arcole völlig geschlagen hatte, und, letzterer sich hinter Padua zurückzog, Bonaparte aber unser so weit vor avanturirtes in 6000 Mann bestehendes Tyroler-Corps durch Verstärkung der feindlichen Macht en Fronte, und Abschickung einer zahlreichen feindlichen Colonne von Verona über das Gebirg in unsern Rücken, uns abzuschneiden, und völlig aufzureiben bedacht war, bin ich auch nur der einzige gewesen, der durch rastlose Thätigkeit und mancherlei Kriegsvortheile diese Kundschaft erhielt, den Herrn F. M. L. Baron Davidovich durch die triftigsten Vorstellungen zum Rückzug aus unserer Stellung zu Pastorengo und sohin zur Vermeidung des größten Unglücks zu bewegen suchte. Und ohngeachtet dieser Rückzug nicht gleich nach meinem Einrathen, bei der vorhanden gewesenen Zeit in Ordnung eingeleitet wurde, sondern später erst am 20. dieses Monats erfolgte, so hatte er doch so viel gewirket, daß uns die im Rücken abgeschickten Seitencolonnen nicht ganz zu überflügeln, und zu zernichten vermochten, somit wir in Stand gesetzt wurden, nach einem der hartnäckigsten Gefechte bei einer uns von allen Seiten bestürmenden Uebermacht mit beträchtlichen Verlust von beiden Seiten bis hinter Canelle uns zurückzuziehen, und dahero die Vermeidung einer gänzlichen Niederlage und Vernichtung dieses Corps bloß meinem Diensteifer und Thätigkeit zugeschrieben werden muß.

14) Ohngeachtet jedermann, und die sämmtliche Generalität wider das Aufgebot der Tyroler in Massa eingenommen war, so war auch ich nur der einzige, der darauf beharrte, selbe das feindliche Feuer versuchen zu lassen, und es auch Anno 1797 dahin brachte, daß der Bauernaufstand organisirt wurde, wodurch die Franzosen in den größten Schrecken versetzt, Tyrol eiligst verließen.

15) Im Jahre 1799 bekam ich den 7. April den Befehl, den darauf folgenden Tag gleich mit meiner Brigade ans Caffaro in Welisch Tyrol vorzurücken, weil dieser Tag zu einer allgemeinen Attaque bestimmt war, und mir wurde auf diese kurze Zeit die Disposition ganz allein ohne alle Belehrung überlassen. Ich hatte vor mir eine Brücke zu stürmen, die vom Feinde verschanzte, stark besetzte, und an sich selbst schon sehr feste Position von St. Antonio zu erobern, und das feste Bergschloß Rocca d Amfo, einzunehmen. Alles wurde in einem Tag glücklich gestürmt, erklettert, und mit Gewalt eingenommen, selbst Rocca d Amfo, als eine so beträchtliche Veste, welche man sich auf keine Weise so geschwind zu besitzen versprechen konnte, und durch diese meine herzhafte und glückliche Unternehmung wandte ich sowohl der großen Armee in Italien, als jener in Tyrol den besonderen Vortheil zu, daß der Feind durch mich im Rücken bedroht wurde, und nicht mehr den gehörigen Widerstand zu leisten vermochte.

16) Die Einnahme der Citadelle von Brescia in eben diesem Jahr und Monat, kann meiner Disposition und Mitwirkung zugeschrieben werden, weil ich am 22. April zuerst diese Stadt berennte, einschloß, und durch ein heftiges Feuer und Canonade den Feind aus der Stadt in die Citadelle sich zu werfen zwang. — Als es aber mir endlich auch gelang, durch meine wirksame Canonade auf das Castell mittelst einer Haubitze den Pulverthurm in die Luft zu sprengen, so wurden die Feinde bewogen, den eben von der Seite von Cremona mit ihren Colonnen angerückten Herrn F. Z. M. Baron Kray und F. M. L. Baron Ott, ersterm die Capitulation anzutragen; hiedurch wurde der Armee eine große Erleichterung verschafft, und die ungeheueren Lebens- und Ammunitions-Vorräthe fielen den unsrigen in die Hände, welche der Feind durch mein rasches und unaufhaltsames Vorrücken weder zu retten noch zu vertilgen mehr Zeit gewann.

17) Bei der weitern Vorrückung erhielt ich den 26. April 1799 durch Herrn General Major Marquis v. Chasteler im Namen Sr. Excellenz des Kommandirenden Herrn Feldmarschalls Grafen von Suwarow den Auftrag, mich von Berggmo rechts in das Gebirg gegen das Veltelin zu wenden, und eine zerstreute sich dahin geflüchtete feindliche Colonne aufzusuchen. Da ich aber in den ersten Gebirgsortschaften ganz das Gegentheil dessen ausgekundschaftet, und erfahren hatte, daß dieß

um so weniger möglich seye, als die Gebirgseinwohner über die Franzosen höchst aufgebracht, jeden den sie habhaft werden konnten, umbrachten, und wegen des hohen Schnees in diesen Gebirgen auch gar mit keiner Trouppe fortzukommen seyi so entschloß ich mich aus eigenem Antriebe mich auf die Hauptstrasse zu wenden, und für den allerhöchsten Dienst das nützlichste zu wirken. Ich verstärkte dahero den russischen Generallieutenant Gr. Rosenberg der den Feind bei Lecco nicht hinlänglich bezwingen konnte, recognoscirte selbst die Adda abwärts, und bewirkte noch am nämlichen Tage durch meine rastlose Thätigkeit und Flottmachung der vom Feinde versenkten Schiffe den Uebergang eines Theils meiner Truppen über die Adda bei Brerio. Den folgenden Tag gelang es mir auch die wiederholten feindlichen Angriffe, die meine schwache Truppen zurück werfen wollten, abzuschlagen, durch meinen schnellen und unverhofften Uebergang über die Adda den Feind im Rücken zu bedrohen, wodurch die Battaille von Cassano entschieden wurde, und Mailand sammt allen Vorräthen in unsere Hände fiel.

18) Gleich darauf erfuhr ich am 28. April 1799 während meines Marsches gegen Mailand, daß der feindliche Divisionsgeneral Serrurier mit mehrern Tausend Mann bei Berberio verschanzt stehe. Ohne nun dazu beordert zu seyn, ohne einen Succurs zu verlangen, entschloß ich mich vertrauend auf die Tapferkeit meiner in 3500 Mann bestehenden Brigade, nach reif überlegten und berechneten Umständen den Feind anzugreifen. Ich machte auf der Stelle die Disposition, und zwang durch die lebhaftesten Angriffe der angemessen disponirten Colonnen, den stolzen und verschanzten Feind, nach einem nahmhaften Verlust an Todten, sich mit 2 Generalen, 241 Staabs- und Oberofficiers dann beinahe 4000 Mann vom Feldwebel abwärts mir nebst Geschüz und Fahnen zu Kriegsgefangenen zu ergeben.

19) Meiner schnellen Vorrückung, und zweckmässigen Veranstaltungen, kann es lediglich zugeschrieben werden, daß ich die beträchtlichen Vorräthe an Reiß, Geschüz und Munition zu Novara, Vercelly, Trino, und Crescentino, ehe sie der Feind retten konnte, für das Aerarium in Beschlag nahm, und alles getreulich übergeben ließ, ohne bei dieser Menge Artikel von beträchtlichem Werth den geringsten Nutzen für mich zu ziehen, eine Versuchung, der vielleicht nicht jeder bei so vielfältiger vom Feinde gemachter Beute widerstanden hätte.

20) Durch rastloses Bestreben dem allerhöchsten Dienste, die möglichsten Vortheile zuzuwenden, zwang ich, aus eigenem Antrieb geleitet, den Feind den 15. und 17. Mai durch verschiedene Manövres, dann durch List und Gewalt, die Posten-Plätze Casale, und das starke Bergschloß Verua, nebst allem Geschüz und Munitions-Vorräthen mir zu überlassen, wodurch der Rücken der bei Alexandria gestandenen feindlichen Armee, bergest alt entblößt wurde, daß selbe zum Abzug von dort bemüssiget ward.

21) Nach einer mit den Einwohnern von Turin aus freiem Antrieb und Kriegslist unterhaltenen Unterhandlung, und Einverständnis, zum Nutzen des allerhöchsten Dienstes berannte ich ganz unvermuthet den 25. Mai von Seiten des Gebirgs die Stadt Turin, bemächtigte mich den folgenden Tag als den 26. durch einen glücklich ausgeführten Coup mit List und Gewalt der festen Stadtthöre, drang mit meiner Truppe ohngeachtet der äußersten Gefahr in die Stadt, wo ich den zahlreichen, und alle Vortheile der Häuser und Gassen benützenden Feind in das Citadell zurück warf, einen feindlichen Entsaz, der der Stadt von außen zu Hülfe kam, glücklich von den Mauern zurück schlug, und zu eben der Stunde den völligen Besiz der Stadt behauptet, und gesichert hatte, als ein Courier vom Feldmarschall Suwarov an mich mit dem Befehl eintraf, die Veranstaltungen zu treffen, um auf den folgenden Tag, bis zur Ankunft mehrerer Colonnen von drei Seiten die Stadt stürmen zu können. Wenn man nun berechnet, daß auf den 27. Mai die Plünderung des äußerst kostbaren kön. Pallastes, und aller reichen Einwohner vom Feinde und den Jakobinern beschlossen, und durch mich verhindert ward, ferner, was dieser Sturm unserer Armee an Mannschaft gekostet hätte, nebst dem was die Einwohner hätten leiden müssen: so wird man mein Verdienst um so richtiger beurtheilen können, da ich alles dieses freiwillig ohne erhaltenen Befehl, und mit einem ganz unbedeutenden Verlust von einigen Mann erzielte, und unserer Armee diese unbeschreibliche Vortheile brachte.

22) Unermüdet in dem Eifer für den allerhöchsten Dienst rückte ich noch die nämliche Nacht nach Turin, und weiter gegen den Feind vor, und so immer weiter bis gegen Mondovi, wo ich die Festung Ceva, welche von einigen Piemonteser Insurgenten, und etwas kaiserl. Mannschaft schwach besezt, und von dem feindlichen Generalen Moreau berennt, somit alle Augenblick eingenommen zu werden bedrohet war. Ich wandte also alle mögliche militärische Manövres und Kunstgriffe an, um den mir stark überlegenen Feind zu täuschen; wodurch es mir auch gelang, Ceva zu befreien, und den Feind zum Rückzug zu nöthigen.

23) Es ist ferner allgemein bekannt, daß ich im Jahr 1800 mit einer sehr schwachen Division in der Gegend vom Lago Maggiore, des Walliserlands, Graubündtens und der Schweiz die Pässe in einer ungeheuern, und viele Tage weit entfernten Strecke zu besetzen hatte, daß ich dennoch als der Feind den 27. 1800 unter Commando des commandirenden Generals Bonaparte, auf 5 verschiedenen Seiten mit einer mächtigen Armee auf mich eindrang, bei meinen so viele

Tagreifen entfernten Truppen und Posten mich von allen Seiten in dessen Gewalt befand. Nichts desto weniger habe ich durch schnell veranstaltete Dispositionen und richtige militärische Berechnung, nicht nur auf allen Punkten dem Feind den hartnäckigsten Widerstand geleistet, sondern stets im Angesicht desselben und unter beständigem Kampfe meine Truppe nach und nach an mich gezogen, nicht nur die eigenen Vorräthe, Bagagen, Munition, Geschütz und anderes Aerarialgut meiner Division ohne den mindesten Verlust gerettet, sondern auch die rückwärts von mir in den Depots, und besonders in Cremona erliegenden ungeheuern Magazinsvorräthe bloß durch meine angestrengte Thätigkeit, zum unberechenbaren Nutzen für das allerhöchste Aerarium salvirt, alle Kassen in den Ortschaften selbst der Lombardie und des Venezianischen rückwärts geschafft, endlich die Festungen Arona, Pizzighettone, Peschiera und Mantua selbst, nach dem hohen Auftrag mit meiner retirirenden Truppe besetzt, vor der feindlichen Gefahr gesichert, und mich dergestalt in dem ich den Feind jeden Schritt Terrains mit Blutvergießen erkaufen ließ, in Ordnung ohne Excesse oder Erpressungen bis hinter Mantua gezogen, in welch bedrohte und ganz unversorgte Festung ich noch die Ueberreste meiner Infanterie hinein warf, und zu ihrer Erhaltung das möglichste beitrug.

24) Bei meiner letzten Anstellung vom 25. Juni 1800, wo mir Se. Majestät die Vertheidigung von Welsch Tyrol mittelst eines Corps anvertrauet hatten, war ich gleich anfangs, wo die wahrscheinlichsten Gerüchte eines allgemeinen Friedens herrschten, und ich keinen Befehl dazu erhalten hatte, dennoch zum Besten des allerhöchsten Dienstes besorgt, die Hauptpässe meiner Position zu Caffaro, Tonale, Calliano ꝛc. mit vielen angemessenen und dem Feinde furchtbaren Schanzen zu versehen, und sie überdem in der angemessensten Jahrszeit fertig bringen zu lassen — welche nach der Hand, da erst im Monat November der neue Ausbruch des Krieges vor sich gieng, und in diesen mit Eis und Schnee bedeckten Gebirgen und Schluchten keine Verschanzungen mehr hätten angebracht werden können, den größten und entscheidendsten Nutzen, und Vortheil der Armee und dem Lande gebracht haben.

Denn ohngeachtet die deutsche Armee sowohl als jene in Deutsch Tyrol zurückgeworfen, und zuletzt auch die italienische Armee vom Mincio zurück und bis an die Brenta gedrückt wurde, erhielt ich mich noch immer in meiner vorwärtigen Position bei Caffaro und Tonale, welches dem Feinde bei dessen so vielfach wiederholten, und heftigen doch immer glücklich von mir zurückgeschlagenen Angriffen auf meine verschanzten Pässe nicht wenig Besorgniß erregte, und verließ diese Stellung erst alsdann, als ich den ausdrücklichen Befehl vom Armee-Commando dazu erhalten hatte.

Da ich nun durch das Unglück beider Armeen solchergestalt vom Feinde in Flanque und Rücken genommen war, meine Truppe in den vorwärtigen Thälern und Gebirgen zerstreut, nur durch die einzige Bergschlucht von Val Sugana zurückgezogen werden konnte: so bewirkte ich dennoch durch die kluge Einleitung und Disposition diesen gefährlichen Rückzug so meisterhaft, daß ich alle Bagagen, Geschütz, Munition und alles Aerarialgut meines Corps ohne den geringsten Verlust rettete, meine Truppen, ohne eine einzige im Gebirge mir von dem verfolgenden Feind abschneiden zu lassen, sammelte, und ohngeachtet der heftigsten und wüthendsten feindlichen Angriffe selbe in solcher Ordnung durch die Enge von Val Sugana zurückzog, daß ich mich am 9. Jänner 1801 bei Bassano mit der Hauptarmee glücklich vereinigte, ohne einen andern Verlust der Aufopferung als der in den verschiedenen Gefechten bleßirten, oder getödteten Mannschaft erlitten zu haben.

Außerdem suchte mich der Feind den 6. Jänner mit List zu hintergehen, da er den Herrn F. M. L. Baron Laudon, den ich gegen Galiano detachirt hatte, und demselben noch vom Generalstab den Herrn Obristlieutenant von Czervinka beigab, durch eine abzuschließende Convention täuschte. Die Absicht des feindlichen Generals Moncey, welcher die Verschanzungen von La Pietre sich nicht anzugreifen getraute, war — den Herrn F. M. L. Baron Laudon durch Waffenstillstands Unterhandlungen in so lang aufzuhalten, bis der feindliche Divisionair Macdonald durchgebrochen seyn würde, wo sodann gedachter Herr F. M. L. mit aller seiner Mannschaft und Geschütz abgeschnitten, und gefangen gewesen wäre. Allein meine militärische Erfahrung und richtige Berechnung ließen mich die feindliche List einsehen, ich hielt daher Macdonald durch den heftigsten Widerstand bei Trient in so lange auf, bis sich F. M. L. Baron Laudon auf meinen gemessenden Befehl zurückgezogen hatte. So wie ich nun dadurch die Division des F. M. L. Baron Laudon aus den Händen der Feinde entriß, trat ich auch mit meinem Corps ohne Zaudern den eiligsten Rückmarsch zur Armee an, und rettete selbes von dem bevor gestandenen Unglück, daß, wenn die Armee noch vor meiner Ankunft von Bassano zurück gedrückt gewesen wäre, ich mit meinem ganzen Corps in der Schlucht von Val Sugana hätte abgeschnitten und gefangen werden müssen.

Agram den 20. Juli 1802.

Natur und Kunst in Wien.

Aeronautik.

(Ergänzung von Nr. 38 und 39. Siehe Hesp. Nr. 43.)

1. Degen.

Am 12. Juli trat Herr Degen zum erstenmale mit seinen Flugmaschinen in der k. k. Reitschule, seit seiner Rückkehr aus Frankreich auf: Doch versuchte er nicht wie man allgemein glaubte, wie vor mehrern Jahren durch Hülfe eines Gegengewichtes sich zu erheben, sondern er stellte folgende Modelle aus. Erstlich ein Modell zu einer Flugmaschine, mittelst welcher ohne Luftballon blos durch angewandte mechanische Kraft durch 4 Flügel ein Mensch gehoben werden kann.

Dies Modell hat von einem Flügelende zum andern 10 Fuß in Durchmesser. Nachdem der angebrachte Mechanismus in Gang gesetzet ist, erhebt sich das Ganze mehrere Schuh hoch, bringt die 4 Flügel unter einen rechten Winkel, und sinkt nach Ablauf der wirkenden Kraft wieder auf seinen vorigen Standpunkt zurück. Zum zweiten Mal erhebt sie sich mit einem Fallschirm, der sich bei einiger Höhe auf der Maschine durch einen eigenen Mechanismus entfaltet, und das sanftere Herabsinken der Maschine bewirkt.

Hr. D. glaubt vollkommen überzeugt zu seyn, daß diese Maschine verhältnißmäßig vergrößert, auch einen Menschen heben könne. Dem ich wohl, was ein bloßes Erheben betrifft, beipflichte; auch sind ähnliche durch Räderwerke in Bewegung gesetzte Hebekräfte, keine neue Erfindung. Aber fliegen, was wir eigentlich fliegen nennen, wird kein Mensch mit dieser Maschine, trotz allen angebrachten Räderwerken und Hebeln, ohne Mitwirkung des Luftballons zu Stande bringen, und will man sich schon einmal des Luftballons bedienen, in dessen Gondel der Aeronaut doch mit Bequemlichkeit, und man kann im Vergleich der complicirten Flugmaschinen auch sagen — Sicherheit seine Beobachtungen machen kann: so sieht man nicht ein, wozu die enorme Auslage für die Flügel, deren Stelle an der Gondel eines großen Luftballons eben so gut durch angemahlte ersetzt werden kann, diene.

Die zweite aufgestellte Flugmaschine hat 9 Fuß im Durchmesser und ist mit einem Luftball von 5 Schuh in Verbindung gesetzt. Sie soll die Möglichkeit der Lenkung darthun, was auch zum Theil bei dieser Maschine durch den Mechanismus des angebrachten Räderwerkes bewirket wird. Der Mechanismus ist sinnreich und beurkundet Hrn. D. Kunstsinn, aber zur Anwendung im Großen, wo gegen die Einwirkung der Steigekraft des gefüllten Balls und der Luftströmungen ein ähnlicher Mechanismus viel zu unbedeutend ist, dürfte er wenig oder gar nicht geeignet seyn.

Auch ein zu Paris verfertigter Luftballon 19 ½ Fuß im Durchmesser ist hier zur Schau ausgestellet.

Da übrigens Hr. D. bereits bekannt machte, daß er nächstens im Prater mit seiner ganz neu verfertigten Flugmaschine (vereint mit obenerwähntem Ball von 19 ½ Fuß) einen Aufflug unternehmen werde: so wollen wir alsdann auch erst den Mechanismus seiner Flugmaschine überhaupt, etwas näher beleuchten.

2.

Männer und Kraskovics.

Die, der ungünstigen Witterung wegen mehrmals verschobene 7te und wie der Anschlagzettel sagt: letzte Ascension der beiden Herren Doktoren Männer und Kraskowics hatte am 21. Juli Statt. Wie gewöhnlich stieg nur einer dieser Herren mit dem Ball empor, diesmal Hr. Männer. Zuerst ließ man zur Erforschung der Luftströmung einen kleinen Ball steigen, der gut gieng, hierauf folgte ein Aerostat in Form eines Ringes von 36 Schuh im Umfange, dessen innere Fläche mit einem kaiserlichen Adler bemahlt war. Dieser fatale Ring hatte sich aber kaum über die Höhe der Kaiser-Loge erhoben, als er unter schallendem Gelächter des Publikums, schneller als er gestiegen war, herabstürzte. Richtiger war der große Ball in Hinsicht der Füllung berechnet, denn nach 6 Minuten verschwand er schon mit dem Aeronauten aus unserm Horizonte.

Ungeachtet des herrlichen Abends, es war auch nicht ein Wölkchen am Himmel, konnten sich doch die Aeronauten keines zahlreichen Zuspruches erfreuen. Wer zweifelt demnach noch, daß das Publikum bereits anfängt diese Spielerei aus dem richtigen Gesichtspunkt aufzufassen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Anfragen.

1.

Abbildung der Kunstdenkmale in Oestreich.

Fürst Lichnowsky kündigte im Mai vorigen Jahres mit eben so ächt patriotischem als Kunst-Sinn, Darstellungen der Kunstdenkmale des Mittelalters, an welchen der Oestreichische Staat in Kirchen, Schlössern und einzelnen Monumenten so reich ist, an. Mit als

ein Zweck ward angegeben: Oesterreichische Künstler zu beschäftigen. Der Hofkammerkupferstecher, Herr Joseph Fischer, Fürstl. Esterhazyscher Gallerie-Inspektor und Mitglied der Wiener Akademie der Künste, Meister in Führung des Pinsels und Grabstichels habe die Zeichnung nach der Natur übernommen und die geschicktesten österreichischen Künstler werden den Stich besorgen. Alle 3 Monate sollte eine Lieferung von 6—7 Blatt in klein Folio mit eben so viel Text erfolgen. Dreihundert Subscribenten (2 Dukaten in Gold auf jede Lieferung mit — 3 vor der Schrift) wurden zur Deckung des Unternehmens verlangt. Ist es zu Stande gekommen? Sind Lieferungen erschienen? Wie viele und über welche Gegenstände?

.2

Pariser oder Wiener Maaß bei Barometern?

Alle Sachkundigen werden ersucht, ihre Stimmen durch hinlängliche Gründe motivirt über folgende Fragen abzugeben:

1. Ist es überhaupt willkührlich und außerwesentlich, welcher Maaße man sich in wissenschaftlichen Untersuchungen bediene?

2. Oder, wenn das nicht ist, welche Maaße verdienen den Vorzug?

3. Nachdem der k. k. Generalstab, nachdem alle k. k. Sternwarten sich des vaterländischen Maaßes bedienen: sollte dieß nicht bei allen wissenschaftlichen Forschungen, also auch bei Barometer-Beobachtungen beibehalten werden?

4. Sollte nicht insonderheit dasselbe bei allen gemeinnützigen, ins praktische Leben eingreifenden zwar wissenschaftlichen Geschäften, an denen aber auch viele Dilettanten Theil nehmen, namentlich bei den Beobachtungen des meteorologischen Vereins schon deshalb angenommen werden, um die Arbeit zu vereinfachen und der Mühe der Reduction überhoben zu seyn?

5. Können überwiegende Gründe für die Annahme des Pariser Fußes sprechen?

Libussa.

(Beschluß von Nr. 46.)

Und langsam naht das edle Roß,
Und nelat der Mähne Prangen;
Der Diener Jubel sich ergoß,
Den Herrscher zu empfangen,
Und staunend wähnt er noch erwacht
Sich in des Traumes Banden,
Als mit des Diadems Pracht,
Sie seine Stirn umwanden.

Bald als das Wunder sich erklärt,
Daß ihn zu Böhmens Throne,
Die Liebe rief und ihm gewährt,
Mehr als das Glück der Krone,
Hat er entzückt vom Himmelslicht,
Den Scepter schon vergessen,
Betäubt, verblendet kann er nicht,
Des Himmels Huld ermessen.

Doch scheidend blickt er um sich her,
In seines Hauses Mitte:
„Leb wohl, verschwiegnes Tannenmeer,
Du meines Vaters Hütte,
Gewand der Hirten, das ich trug,
Das Frieden mir gewährte,
Und du, des Landmanns Ackerpflug,
Der meine Mutter nährte!

Oft schau ich noch zu euch zurück
Von Wehmuth still beseelet,
Wenn freudig gleich zum schönsten Glück,
Die Liebe mich erwählet.
Mir giebt ihr theurer Segenslehn,
Den Scepter zwar zu eigen;
Doch meine Liebe soll vom Thron,
Zu meinem Volke steigen."

Und mit der Freude Zauberstrahl
Mit mild verklärten Wangen,
Alt schon die Fürstin als Gemahl
Den Hirten zu empfangen,
Zu der erzürnten Fürsten Zahl,
Sprach sie mit hohem Wesen:
„Dies ist der Gatte meiner Wahl,
„Den sich mein Herz erlesen."

„Das Glück von unserm Vaterland,
Soll unser Glück vollenden,
Der Gottheit Segen uns verband,
Laß uns den Segen spenden.
Es wird der fernsten Nachwelt Sohn
Noch die Geschichte hören,
Mein spätster Enkel auf dem Thron,
Des Landmanns Pflug verehren!

Du glänzest nicht in Lorbeerpracht,
Mit deiner Ahnen Siege,
Vergiftend lauschte Königsmacht,
Nicht an des Knaben Wiege;
Doch, vor den Herrschern einer Welt,
Hätt' ich dich mir erkoren,
Denn wessen Herz die Tugend schwellt,
Ist königlich geboren!"

Fr. v. Matlia.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 48. September.

Naturkunde. Werners oryktognostische Klassifikazionslehre.

(Fortsetzung von Nr. 44.)

Zweites Kapitel.

Grundsätze der oryktognostischen Klassifikazion der Fossilien.

1. Die Grundsätze der oryktognostischen Klassifikazion der Fossilien, insofern solche nicht der allgemeinen Klassifikazion angehören, folgen aus der Definition von Oryktognosie und den Zwecken dieser Doktrin. Es ist also nöthig, beide hier vorauszuschicken.

Oryktognosie ist diejenige mineralogische Doktrin, welche uns die Fossilien in einer natürlichen Ordnung, unter festgesetzten Benennungen und durch gehörig bestimmte Kennzeichen, leicht und sicher erkennen, und das Ganze ihrer natürlichen Verschiedenheiten systematisch überschauen lehret. Natürlich heißt hier, so wie sich diese Körper, nicht allein schon auf ihren Lagerstätten, sondern auch, diesen entnommen, bei ihrer weitern unveränderten Fortdauer, unsrer sinnlichen Betrachtung darstellen. Natürliche Verschiedenheiten der Fossilien sind also die, welche wir in derjenigen ihrer Eigenschaften, und vorzüglich der Gesammtheit derselben bei einzelnen Fossilien wahrnehmen, wodurch sie sich unserer sinnlichen Betrachtung darstellig machen. (Aeußere Kennzeichen.) Je weniger Fossilien in der Gesammtheit dieser sinnlichen Eigenschaften (besonders denen sich als karakterisirende ergebenden), abweichen, um so näher sind sie einander verwandt. Je mehr sie darinnen abweichen, um so verschiedener sind sie. Eine natürliche Ordnung der Fossilien ist endlich diejenige, wo die Gattungen derselben, so wie sie einander verwandt sind, beisammen stehen, so wie solche aber mehr oder weniger von einander verschieden sind, auch sich mehr oder weniger von einander entfernt befinden.

Der Zweck der Oryktognosie ist, das große natürliche Ganze des Mineralreichs in seiner Vollständigkeit und nach seinem natürlichen Zusammenhang und nach allen von der Natur darinn angedeuteten allgemeinern und speziellern Abtheilungen und ihren natürlichen Beziehungen genau zu kennen; so wie jedes Individuum desselben in Ansehung der Hingehörigkeit zu ein oder den andern dieser Abtheilungen zu erkennen. Dieser allgemeine Zweck läßt sich aber wieder in folgende vier spezielle zertheilen.

2. a) Der vierfache Zweck der Oryktognosie ist aber: erstens Kenntniß aller natürlichen Verschiedenheiten der Fossilien; zweitens leichte und sichere Erkennung der uns vorkommenden Individuen von Fossilien; drittens systematische Uebersichauung ihrer sämmtlichen uns bekannten Verschiedenheiten nach und in ihrer natürlichen Folge; und viertens Aufstellung der Verschiedenheiten der Fossilien in Reihenfolgen, wie solche der wörtliche Vortrag erheischt, und zwar so, daß darinnen die natürliche Folge und oryktognostische Verwandtschaft der Fossilien, so viel nur immer möglich, berücksichtigt wird.

Erkennung der Fossilien ist und bleibt übrigens der Hauptzweck der Oryktognosie. Die oryktognostische Klassifikazion der Fossilien muß diese unterstützen und erleichtern. Sie thut es; durch gehörige und richtige Auffindung und Aufstellung des oryktognostischen Klassifikazionsgrundes, durch gehörige und vollständige Entwickelung und Aufstellung der darinn liegenden Verschiedenheiten und durch Zusammenstellung der oryktognostisch verwandten folglich weniger, verschiedener und folglich auch schwerer zu unterscheidenden Fossilien.

b) Nach allem diesen ist nun die oryktognostische Klassifikazion der Fossilien eine systematische Aufstellung der Begriffe von diesen natürlichen Körpern, in Hinsicht auf deren natürliche Verschiedenheits- und Verwandtschaftsverhältnisse; und zwar nach den sowohl unter ei

ander als nebeneinander geordneten Verschiedenheiten, welche die Fossilien in der Untersuchung dieser Verhältnisse der Betrachtung darbiethen.

3. Die Fossilien sind also das Objekt einer zum Behuf des Studiums der Oryktognosie zu entwerfenden Klassifikazion. Sie sind aber auch das Objekt aller übrigen Klassifikationen, welche die Bearbeitung und das Studium der übrigen mineralogischen Hauptdoktrinen erfordern.

4. Fossilien sind aber diejenigen selbstständigen, mechanisch einfachen, chemisch zusammengesetzten, unbelebten, natürlichen Körper, welche mit einander den festen Erdkörper ausmachen, und in oder unter der Oberfläche desselben gefunden werden

5. Zufolge dieser Definizion sind Fossilien erst Körper. Also kann die oryktognostische Klassifikazion nur Begriffe und deren Bezeichnung durch Worte (Benennungen) von wirklich vorhandnen und wahrhaft bekannt gewordnen dergleichen Körpern, — nicht aber Vermuthungen und unsichere Tradizionen von solchen, und folglich Begriffe, von gewöhnlich gar nicht vorhandnen oder doch noch nicht aufgefundenen und bekannten Körpern aufführen.

6. Sie sind aber natürliche Körper. Natürliche, und zwar (wie es hier genommen ist) im engsten Verstande, sind solche Körper, welche die Natur für sich und auf die ihr eigenthümliche Weise (also nicht durch Handlung des Menschen) erzeugt hat. Letztere werden künstliche Körper genannt. Ihre Betrachtung gehört in die Technologie. Es können also Schlakken, Gläser, metallurgische Produkte u. dgl. nicht in die Zahl der Fossilien aufgenommen werden.

7. Die Fossilien sind weiter unbelebte natürliche Körper. Belebte oder auch organische Körper sind nehmlich alle diejenigen, welche aus verschiedenerlei festen und flüssigen Theilen in der Maaße bestimmt zusammengesetzt sind, daß die festen Theile zugleich Gefäße für die flüssigen und ihren Umlauf abgeben und beide in diesem Verhältnisse zu ihrem Entstehen und ihrer Fortdauer nöthig sind. Dieser Zustand heißt Leben. Die Fossilien hingegen sind durch bloße Aneinandersetzung gleichartiger Theile, und ganz ohne jenen Organismus entstanden, folglich unbelebt. Alle belebte natürliche Körper, und ihre zuweilen fossilienähnlichen Theile, als Knochen, Zähne, Thiersteine, Pflanzensteine u. dgl. sind also aus der Zahl der Fossilien und dem Mineralsysteme ausgeschlossen. Ihre Betrachtung gehört in diejenigen naturhistorischen Wissenschaften, welche die belebten natürlichen Körper abhandeln, wovon sie Theile sind.

8. Sie sind ferner fürs Auge mechanisch einfache, unbelebte, natürliche Körper. Mechanisch zusammengesetzt sind alle diejenigen Körper, die aus erkenntlich verschiedenen Theilen, die auch durch mechanische Hülfsmittel sich leicht trennen lassen, bestehen. Die organischen Körper (Thiere und Pflanzen) sind mechanisch und zwar organisch mechanisch zusammengesetzt, und bestehen, wie bekannt aus sehr verschiedenerlei durch die Anschauung sehr unterscheidbaren Theilen. Aber diese ihre Zusammensetzung ist unumgänglich nothwendig und wesentlich für ihr Entstehen und ihre Fortdauer. Nur eine solche Zusammensetzung und also deren Theile zusammen, machen bei ihnen einen selbstständigen Körper aus. Eines ihrer Theile kann nicht entstehen. Ganz anders die Fossilien. Diese kommen zwar auch meistens in mechanischen Zusammensetzungen vor; aber diese Zusammensetzungen sind zum Entstehen der einzelnen, leicht unterscheidbaren Theile nicht nothwendig. Von dem, den Granit ausmachenden Feldspathe, Quarze und Glimmer, kann jeder der drei letztern für sich entstehen, und sie kommen auch häufig einzeln vor. Also können die verschiedenen erkennbaren mechanischen Zusammensetzungen von Fossilien, von denen mehrere selbst eigene Benennungen erhalten haben, (Granit, Gneus, Spenit, Porphyr u. s. w.) nicht als eigne Fossilien in der oryktognostischen Klassifikazion der Fossilien betrachtet und aufgeführt werden. Ihre Betrachtung gehört in die Geognosie, die es mit dem Zusammenkommen der Fossilien zu thun hat.

Da es jedoch einige mechanische Zusammensetzungen von Fossilien giebt, deren Theile so fein und ihr Gemenge so innig ist, daß erstere (die Theile) gewöhnlich nicht mehr erkennbar fürs Auge sind, sondern daß dergleichen Zusammensetzungen dem Gesichte einfach erscheinen; so müssen diese allerdings als mechanisch einfach angenommen, wenigstens präsumirt, und als besondere Fossilien aufgeführt werden.

Denn sie gestatten keine andre, als eine oryktognostische Betrachtung, und müssen also unter den übrigen Gegenständen der Oryktognosie — den einfachen Fossilien — mit betrachtet und aufgeführt werden. Dergleichen innige Gemenge sind, der Prasem, der Heliotrop, das Ziegelerz u. a

9. Die Fossilien sind nun zwar (wie so eben gezeigt worden) für unsre sinnliche Betrachtung mechanisch einfache, übrigens aber (mehr und weniger rein) chemisch zusammengesetzte, leblose natürliche Körper. Sie sind chemisch zusammengesetzt, d. heißt: sie sind solche Zusammensetzungen, wo die Theile, woraus sie bestehen (Bestandtheile) ursprünglich in ziemlich bestimmten, qualitativen Verhältnissen, durch die in ihnen befindliche Kraft der Wahlverwandtschaft (chemische Attrakzion) so zusammen getreten und mit einander verbunden sind, daß sie für die sinnliche Betrachtung durchaus ein homogenes Ganze darstellen, das weder mit dem einen oder mit dem andern seiner chemischen Zusammensetzungstheile (Bestandtheile) übereinkommt, noch solche

darinn erkennbar sind. Jedoch sind diese chemischen Zusammensetzungen theils völlig, theils nur mehr und minder rein und im letztern Falle also doch schon mehr und minder innig gemengt; wie bereits in dem vorhergehenden §. gezeigt worden ist.

10. Fossilien sind noch weiter selbstständige, mechanisch einfache und chemisch zusammengesetzte, leblose, natürliche Körper. Selbstständige werden aber alle diejenigen Körper genannt, welche sich für sich (und also ohne nothwendige Beihülfe andrer Verbindungen) unsrer sinnlichen Betrachtung darstellig machen. So sind z. B. Bleiglanz und Zinnstein selbstständige mineralische Körper; denn von dem einen sowohl als von dem andern stellen sich ihre Individuen, ohne nothwendige Beihülfe andrer Verbindungen, unsrer sinnlichen Betrachtung dar. Es besteht aber der Bleiglanz aus Blei, sehr wenigem Silber und Schwefel; und der Zinnstein aus Zinn, höchst wenigem Eisen, Sauerstoff und Kieselerde; alle diese Bestandtheile sind nun zwar mineralische Körper, die aber in diesen Verbindungen sich nie selbstständig darstellen, und von denen auch Blei, Zinn und Sauerstoff nie, Silber, Eisen und Schwefel, aber wohl zuweilen (d. i. in besondern, von den angeführten verschiedenen Fällen) selbstständig vorkommen. Letztere also, wenn sie uns selbstständig, d. i. für sich allein erscheinen, und alle übrige auf gleiche Weise vorkommende mineralische Körper sind Fossilien, nicht aber jene nie selbstständig erscheinenden.

11. Endlich zieht der Zusatz in obiger Definizion von Fossilien, die den festen Erdkörper ausmachen und in oder unter seiner Oberfläche gefunden werden, die Gränze zwischen Atmosphärili und Fossili; als welche außerdem durch die beiden Worte — flüßig für das erstre, und fest für das letztere — nicht scharf genug bestimmt wird. Denn wir haben unter den Atmosphärilien doch auch feste, als Eis und Schnee, und unter den Fossilien auch flüssige, gediegen Quecksilber und Bergöl, die jedoch die einen und die andern immer nur als Ausnahme von den Regeln zu betrachten sind. Aber Schnee und Eis wird über, und gediegen Quecksilber und Bergöl unter der Oberfläche des festen Erdkörpers gefunden; auch konstituiren die beiden erstern durch warme Temperatur sich schnell auflösenden Körper nicht eigentlich den festen Erdkörper; erstere beide sind also Atmosphärilien und letztere Fossilien.

12. Die §. 4. gegebene Definizion von Fossilien, und die § 5. bis 11. enthaltene Auseinandersetzung derselben bestimmt also, durch die aufgestellten Haupteigenschaften von Fossilien, alles, was von der Zahl der Fossilien ausgeschlossen werden muß; dies ist nämlich alles, was die angegebenen Haupteigenschaften nicht hat. Sie bestimmt aber zugleich auch alles, was in die Zahl der Fossilien gehört; dies ist, was die in der Definizion angegebenen Eigenschaften wirklich besitzt. Da nun unter andern alle durchs Feuer erzeugte mineralische Körper, als Laven u. dgl. die bemerkten Eigenschaften wirklich besitzen, so gehören auch sie ganz unbezweifelt in die Zahl der Fossilien.

13. Dies war also die Bestimmung des Objekts für die oryktognostische Klassifikazion der Fossilien; als welches (wie schon im 3ten §. bemerkt worden ist) diese Klassifikazion mit den Klassifikazionen für die übrigen mineralogischen Doktrinen gemein hat. Was nun aber weiter den Klassifikazionsgrund dieser Klassifikazion betrifft; so hat solchen die §. 2. gegebene Definizion von oryktognostischer Klassifikazion bereits bestimmt. Es sind dies nämlich die natürlichen Verschiedenheits- und Verwandtschaftsverhältnisse der Fossilien.

Was hier unter natürlich verstanden wird, — und was natürliche Verschiedenheiten und Verwandtschaften (d. i. oryktognostische Verwandtschaften) der Fossilien sind, alles dies ist gleichfalls schon im 1sten §. angegeben und erklärt worden. Hier ist nur noch zu bemerken: daß der Grund der natürlichen Verschiedenheiten der Fossilien besonders der ausgezeichnetern, in der innern und zwar vorzüglich der chemischen Zusammensetzung dieser natürlichen Körper liegt. Diese Zusammensetzung kann jedoch nicht unmittelbar durch die Sinne erkannt werden, und kann folglich für sich weder zu der Erkennung noch der Klassifikazion der Fossilien dienen. Aber die Verschiedenheiten dieser Zusammensetzung sind von der Natur in den Fossilien durch äußere oder sinnliche Eigenschaften (die in Bezug auf ihre Anwendung zur Erkennung der Fossilien äußere Kennzeichen genannt werden) so deutlich ausgedrückt und bezeichnet: daß man sich sehr füglich und sicher dieser letztern, sowohl für die Erkennung als auch zur Klassifikazion bedienen kann.

Es ist ferner noch hier zu bemerken, daß auch die geognostischen Verwandtschaften der Fossilien (d. i. das Miteinandervorkommen derselben) meist ihren Grund in chemischen Verhältnissen dieser Körper haben. Sie dienen alsdann die oryktognostischen Verschiedenheits- und Verwandtschaftsverhältnisse der Fossilien zu erläutern und zu bestätigen.

14. Nach Bestimmung sowohl des Objekts als auch des Grundes der oryktognostischen Klassifikazion der Fossilien ist die Gattirung der oryktognostischen Klassifikazionsmasse (d. i. die Abtheilung und Bestimmung der Gattungen und Fossilien) das nächstfolgende und auch wohl zunächst von dieser ganzen Klassifikazion das nö[illegible]

Die Gattirung der Fossilien ist aber, außer ihrer Nothwendigkeit und Wesentlichkeit für das Mineralsystem auch noch deswegen von so großer Wichtigkeit für die Oryktognosie, weil nur allein eine gute Abtheilung der Gattungen der Fossilien, eine hinlänglich auszeichnende Karakterisirung derselben zuläßt; auf dieser Karakterisirung aber blos allein die leichte und sichere Erkennung der Individuen der Fossiliengattungen — der wichtigste Zweck der Oryktognosie — beruht. Es findet also auch hier das qui bene distinguit, bene docet, statt. Immer muß man bei allen diesen Klassifikazionsgeschäften die verschiedenen Zwecke der Oryktognosie, und besonders den Hauptzweck derselben — die Erkennung der Fossilien — vor Augen haben und durchaus nicht vernachläßigen.

15. Gattungen der Fossilien sind aber diejenigen sehr wesentlichen, speziellern klassifikatorischen Verschiedenheiten dieser natürlichen Körper, welche — jede für sich durch die bezeichnendsten äußern Kennzeichen karakterisirt und folglich mehrere derselben gegen einander gehalten, sehr ausgezeichnet verschieden sind — wo aber, die zu einer Gattung gehörigen Fossilien nur durch wenige und minder bedeutende Kennzeichen sich unterscheiden, durchaus in einander übergehen, und ein vollkommen geschloßenes, naturhistorisches Ganze ausmachen.

16. Die gesammten Karaktere, seyen es nun blos einzelne Verschiedenheiten, oder auch ein gewisser Umfang von Verschiedenheiten derselben, in welchen die nächsten klassifikatorischen Unterschiedenheiten einer Fossiliengattung übereinkommen, konstituiren den vollständigen Gattungskarakter derselben.

Zu diesen den Gattungskarakter der Fossilien bestimmenden Karakteren gehören:

A. Von den äußern Kennzeichen der Fossilien.

1. Farbe, und zwar sehr spezielle Vorkommnisse derselben.
2. Aeußere Gestalt, besonders Kristallisazion.
3. Glanz, besonders Art desselben.
4. Bruch, besonders die bestimmten Durchgänge desselben.
5. Gestalt der Bruchstücke, besonders die regelmäßigen.
6. Gestalt der abgesonderten Stücke.
7. Durchsichtigkeit.
8. Strich.
9. Härte.
10. Festigkeit.
11. Biegsamkeit,
12. Anfühlen, d. i. Fettigkeit oder Magerkeit.
13. Schwere.
14. Geruch.
15. Geschmack.

Die wesentlichsten von diesen Kennzeichen zu der Gattungsbezeichnung sind aber wieder:

Farbe.
Kristallisazion.
Art des Glanzes.
Bruch.
Härte.
Festigkeit.
Schwere.
Geschmack und zwar in seinen sehr speziellen Verschiedenheiten.

17. Ich habe kaum nöthig, bei den übrigen der eben genannten äußern Kennzeichen, über ihre vorzügliche Wichtigkeit und Wesentlichkeit zu der Karakterisirung der Fossiliengattungen etwas zu sagen. Man ist zu allgemein darüber einverstanden. Aber bei der anstößigern Farbe wird es doch erforderlich seyn, einige Worte über ihre ebenfalsige Wichtigkeit und zwar große Wichtigkeit für diese Bezeichnung hier folgen zu lassen. Die Farbe ist schon für die Klassen der Fossilien sehr karakteristisch. Denn wie zeichnet sich nicht durch Mannigfaltigkeit von Farben die Klasse der metallischen Fossilien aus, und wie ausgezeichnet und kräftig? Wie sind dieser Klasse nicht weiter die metallischen Farben so vorzüglich eigen? Wie so sehr kommt den erdigen und salzigen Fossilien die weiße und den brennlichen die gelbe, braune und schwarze Farbe zu? Aber um Beispiele von Fossiliengattungen zu geben, für die die Farbe vorzüglich bezeichnend ist: so will ich erst von solchen, die durch konstante Farben bezeichnet sind, nur Melanit, Pirop, Staurolith, Automolith, Lasurstein, Platin, Kupferkies, Bleiglanz, Graupiesglaserz, Rothspiesglaserz, Graubraunsteinerz, Schrifterz, Magnetkerrz, Grau und weißen Speiskobald, Wolfram, Rutil, Rothbleierz, Wasserblei, gediegen Wismuth, Graphit; — dann von solchen, die sich durch ziemlich konstante Farben auszeichnen: Pistazit, Axinit, Zoisit, Tremolith, Olivin, Krisoberil, Krisolith, Smaragd, Hornblende, Antophyllit, Zeilanit, Leuzit, Prehnit, Witherit, Chlorit, Zinnober, Braunbleierz, Kornisch Zinnerz, Honigstein; — und endlich von Fossiliengattungen, wo die Farbe zwar schon verschieden, aber doch nur im geringen Umfange verschieden ist: Zeolith, Eisenkiesel, Beril, Topas, Spinell, Borazit, Strahlstein, Feldspath, Glimmer, Grünbleierz, Gelbbleierz, Spatheisenstein, Zinnstein, rother Erdkobald, Schwerstein, Uranglimmer, Bernstein, Schwefel nennen.

Aber auch diejenigen Fossiliengattungen, welche den größten Umfang der Farben-Verschiedenheiten zeigen, als: Demant, Zirkon, Quarz, Kalzedon, Opal, Saphir, Jaspis, Pechstein, Perlstein, Steinmark, Kalkspath, Apatit, und selbst das farbenmannigfaltigste Fos-

ſit von allen, der Fluß haben nur ihre beſtimmte Farbenausdehnung, und wechſeln ſelbſt in den Hauptfarben, mit denen ſie am gewöhnlichſten vorkommen, bei weitem nicht durch alle Unterſchiedenheiten derſelben ab.

Es ſind aber auch gewiſſe Beſtandtheile der Foſſilien vorzüglich farbengebend, und zwar dies beſonders bei den an und für ſich weißen Klaſſen, den erdigen und ſalzigen Foſſilien, als: der Kohlenſtoff, vielleicht zum Theil in Verbindung mit etwas Eiſen, ſchwarz färbend bei Hornblende, Lidiſchen Stein, Alaunſchiefer, Zeichenſchiefer, Bergſeife, Melanit; der Nikkel, apfelgrün bei Kriſopras; das Eiſen, grün bei Strahlſtein, Piſtazit, Beril, Olivin, roth bei Granat, Staurolith, Jaſpis, Eiſenkieſel, gelb bei Topas, Gelberde, braun bei Granat, Jaſpis, Menilith, Demantſpath, Eiſenkieſel, ſchwarz bei Baſalt, Magnet, Eiſenſtein — der Braunſtein violblau bei Amethiſt, nelkenbraun bei Arinit, — der Chrom grün bei Smaragd, roth bei Spinell. Dies mag genug ſeyn, um das Bezeichnende der Farbe für die Foſſiliengattungen zu zeigen.

18. Es gehören aber zu dem Geſammtkarakter der Foſſiliengattungen noch:

B. Verſchiedene chemiſche Kennzeichen als:
1. Auflösbarkeit in naſſen Auflösmitteln.
2. Tingirung derſelben
3. Aufbrauſen mit Säuren.
4. Verflüchtigung im Feuer.
5. Schmelzbarkeit.
6. Aufſchwellen im Feuer u. a. m.

C. Mehrere phyſikaliſche Kennzeichen als:
1. Elektrizität.
2. Magnetismus.
3. Phosphorescenz.
4. Zerſpringen im Waſſer, dann

D. Das geognoſtiſche und auch wohl

E. Das geographiſche Vorkommen ſolcher Gattungen.

Alle dieſe vier hier bemerkten Verhältniſſe können wenigſtens als ſuppletoriſche und adjunktoriſche bei der Beſtimmung der Foſſiliengattungen betrachtet und gebraucht werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vaterlandskunde.

Deutſche Muſterſchule der Israeliten in Groß-Meſeritſch und Herr Abraham Beer als Muſterlehrer.

Die deutſche Schule der Israeliten in Groß-Meſeritſch beſtehet ſeit dem Jahre 1788. Dieſe befand ſich aber wegen öfterer Veränderung des Schulorts in Ermangelung eines beſtimmten Lokals und wegen öfterer Verwechſelung der Lehrer in äußerſt mittelmäßigem Zuſtande, ſo daß von der Regierung die Ermahnung an die Gemeindevorſteher erging, ſich die Erziehung ihrer Jugend, ja mehr als bis itzt geſchehen iſt, angelegen ſeyn zu laſſen.

Am 12ten November 1792 ward Hr Abraham Beer, gebürtig aus Neubidſchow in Böhmen, an dieſer Schule als Lehrer angeſtellt. Seit dieſer vier und zwanzigjährigen Anſtellung hat dieſe Schule ſich immer mehr empor gehoben, ſo daß ſie itzt wirklich als Muſter israelitiſch-deutſcher Schulen mit vollem Rechte angerühmt zu werden verdient.

Schon am 14. Juli 1793 hat der Herr Gubernialrath und Iglauer Kreishauptmann von Locella in Geſellſchaft des k. Kreisſchulkommiſſärs Edlen von Willersdorf, dermaligen Kreishauptmanns in Galizien, dieſe Schule beſucht, und ſie mit einer ſolchen Zufriedenheit verlaſſen, daß erſterer nicht nur an die ausgezeichneten Schüler Geldgeſchenke eigenhändig vertheilte, ſondern auch dem Judenrichter eine Summe übergab, um dafür den Lehrer und die Schüler zu ſpeiſen, zugleich erhob er dieſe Trivialſchule zu einer Muſterſchule. Später hat der damalige Kapellan, nunmehrige Profeſſor der Theologie in Brünn, Herr Anton Woſcha, durch ſeine öfteren Beſuche, freundliches Zureden an die Gemeinde und ſonſt thätige Mitwirkung, um das Emporkommen dieſer Schule ſich ſehr verdient gemacht.

Die hohe Grundobrigkeit, Frau Maria Eleonora Fürſtin von und zu Lichtenſtein, hochſeligen Andenkens, ſo wie der Wirthſchaftsreferent Herr Heimerle und Herr Inſpektor Riemes haben zur Aufnahme und Beförderung des Schulunterrichts ſehr viel beigetragen. Zur Bezeugung ihrer Zufriedenheit hat gedachte hochſelige Fürſtin, nachdem ſie durch einen Beſuch von dem ihr von mehrern Seiten angerühmten guten Fortgang dieſer Schule ſich überzeugt hatte, derſelben eine Dotation jährlicher ſechs Klaftern Brennholz zugewendet. Dieſes Geſchenk läßt ihr hoher Nachfolger, der k. k. General, Feldmarſchallieutenant, Fürſt Mauriz von Lichtenſtein, gegenwärtiger Beſitzer dieſer Herrſchaft nicht nur jährlich fortſetzen, ſondern er hatte die beſondere Gnade, der Gemeinde und dem Lehrer bei ihrer Aufwartung huldreich zu verſichern, daß ihm der gute Unterricht überhaupt und bei ſeinen Unterthanen insbeſondere ſehr am Herzen liege, und daß er dieſe Schule beſuchen und für dieſelbe Mehreres veranlaſſen werde.

Unter den Menſchen- und Schulfreunden, die zur Emporkommung dieſer Muſterſchule das meiſte wirkten und noch wirken, ſtehet der Gubernialrath und Iglauer Kreishauptmann, Herr Aloiſ Huß an der Spitze. Sein unermüdender Eifer für alles, was auf das Wohl des

Staats wirken kann, hat auch hier das meiste gefruchtet. Welche hohe Herzensangelegenheit der Schulunterricht diesem hochherzigen Patrioten ist, bewies er unter andern auch dadurch, daß er bei seiner Anwesenheit in Meseritsch, auch von den dringendsten Amtsgeschäften, die ihm damals oblagen, sich nicht abhalten ließ, bei einer am 13. Okt. 1812 abgehaltenen öffentlichen Prüfung an dieser Schule, zu erscheinen, wo er an den Fortschritten der Schüler in allen Gegenständen, vorzüglich in der Religions- und Sittenlehre ein solches Wohlgefallen gefunden, daß auf seinen Antrag dem Lehrer Abraham Beer folgendes Dekret von dem mährischen k. k. Gubernio zugestellt wurde.

Nro. 27890.

„Vom mährisch-schlesischen Gubernium."

„Dem Großmeseritscher jüdischen Lehrer Abraham Beer."

„Da aus dem Bericht des Iglauer Hrn. Kreis„hauptmanns vom 20 Okt. d. J. erhellt, daß die Groß„meseritscher von demselben unterrichtete israelitische Ju„gend bei der am 13. belagten Monats abgehaltenen, öf„fentlichen Prüfung, Beweise der entsprechendsten Fort„schritte im Lesen, Schreiben, Rechnen, Kopfrechnen und „in der deutschen Sprache abgelegt, und daß er Abra„ham Beer mit einem zuvorkommenden Diensteifer sei„nen Zöglingen auch schon aus dem erst kürzlich für die „jüdische Jugend auf allerhöchsten Befehl im Drucke er„schienenen Lehrbuche Bne-Zion, die ersten Vorbe„griffe mit dem besten Erfolge beigebracht habe; da „ferner aus der Aeußerung des Brünner Ordinariats „vom 19. v. M. hervorkommt, daß schon frühere Be„richte des Großmeseritscher Distriktsschulaufsehers „viel rühmliches von seiner besondern Lehrgeschicklichkeit, „von seiner fleißigen Verwendung bei dem Unterrichte „der jüdischen Jugend, und von seinem erbaulichen Le„benswandel sprechen: so wird ihm Abraham Beer „hiemit die hiesortige Zufriedenheit mit dem Beifatze er„theilt, daß man sich zu demselben versehe, er werde auch „in Zukunft durch ein gleicheifriges Bestreben in der „Ausübung seines Lehramts sich der Zufriedenheit seiner „Vorgesetzten und der allgemeinen Achtung würdig zu „machen trachten."

Brünn am 11. Dezember 1812.

Graf Lazanzky.
A. G. Ugarte.

Dieser Lehrer Abraham Beer verdient wahrlich seiner Geschicklichkeit, seines unermüdeten Fleißes und seines tugendhaften Wandels wegen mehr als belobt zu werden. Denn nur diesen seinen guten Eigenschaften hat die Schule ihren gegenwärtigen so rühmlichen, guten Zustand zu verdanken, wie folgende gedrängte Geschichte seines Lehramts zeigen wird.

Nachdem er 1792 mit einem guten Zeugniß von der prager Normalschule als Trivialschullehrer hier seine Stelle angetreten, machten seine Schüler gute Fortschritte; aber auch er versäumte seine eigne weitere Ausbildung nicht. Er folgte hierin nicht dem leidigen Beispiel mehrerer Individuen dieses Standes, die ihr Zeugniß und ihre Vorlesungen aus der Präparantenschule für das non plus ultra alles menschlichen Wissens achten, und in ihrer krassen Unwissenheit und Unbehülflichkeit im Schulamte grau werden, oder wenn sie ja lesen, so bestehet ihre Lektüre bloß in elenden Theaterstücken, sittenverderbenden Romanen u. dgl. Daß Schüler in eine solche Form gegossen, als Nachguß noch ärger als das Original ausfallen müssen, ist leicht zu erachten. Nicht so aber unser braver Beer. Er sah, was ihm selbst und dem Platze, wohin Gottes Vorsehung ihn gestellt hatte, Noth thut, arbeitete an seiner eignen Vervollkommnung, und unterzog sich aus eignem Antriebe am 28. August 1793 einer nochmaligen Prüfung an der Brünner Normalschule, wo er sich ein rühmliches Zeugniß über Gegenstände, welche außer der Sphäre eines Trivillehrers liegen, als über deutsche Sprachlehre, Briefstyl, Erdbeschreibung und höhere kaufmännische Rechnung erwarb, um unaufgefordert auch diese Gegenstände seinen Schülern vortragen zu können, welches auch seit dieser Zeit mit dem besten Erfolge geschiehet, wie es folgendes Zeugniß bewährt:

„Abraham Beer, hierortiger Normallehrer hat „bei heutiger öffentlicher Prüfung abermals thätige Be„weise seines zweckmäßigen Unterrichts und unermüdeten „Fleißes abgelegt. Von seiner Geschicklichkeit geleitet, „hat die Jugend nicht nur in den vorgeschriebenen Tri„vialschulgegenständen, sondern auch in den höhern Rech„nungsarten, in der deutschen Sprachlehre mit Abschaf„fung des jüdischen Accents und in Verfertigung schrift„licher Aufsätze sehr guten Fortgang gezeigt. Dies „muß dem Lehrer zu desto größerer Ehre gereichen, als „er letztere höhere Gegenstände — von denen er sich als „Landschulmann befreiet wissen konnte — aus bloßem „Berufseifer, daß das Rechnen und die deutsche Sprache „so wie auch der Briefstyl seinen Zöglingen zu ihren „künftigen Handlungsgeschäften unentbehrliche Wissenschaften sind, mit dem besten Erfolge beibringt. Und da „man zu dem auch von seinem ganz untadelhaften Le„benswandel und guter Verwendung überzeugt ist, so „wird unsere vollkommene Zufriedenheit mit seiner Auf„führung und Lehrart hiemit öffentlich bekannt, und mit „unsern Fertigungen bestätiget."

Großmeseritsch den 18. Herbstmonat 1794.

Fr. Karl, Inspektor.

Unterschriften der Judengemeindevorsteher

Nebst diesen gedachten Gegenständen hat er von jeher sich bemühet, auch ohne daß es ihm vorgeschrieben war, seiner Schuljugend ächte und geläuterte Grundsätze der mosaischen Religion, zur Zufriedenheit sämmtlicher bei den Prüfungen anwesenden christlichen und jüdischen Vorgesetzten und Schulfreunde — eine der schwersten Aufgaben — beizubringen, wie es mehrere, in dem dasigen Schularchive erliegende Protokolle zur Genüge beweisen.

Bei Einführung des allerhöchst vorgeschriebenen religiös-moralischen Lehrbuches Bnezion hielt er in Gegenwart der dortigen obrigkeitlichen Beamten und sämmtlicher Mitglieder der Israelitengemeinde eine solche kraft- und nachdrucksvolle Rede im Bezug auf diesen Gegenstand, daß die Vorurtheile, welche gegen die Lehrgegenstände dieses Buchs sich sträubten, gänzlich zerstiebt wurden, und Eltern und Kinder sich nun willig fügten. Wie weit Eifer verbunden mit Klugheit, auch selbst in dem kürzesten Zeitraum es bringen kann, diene folgendes Zeugniß zum Belege:

„Den 8. Mai 1813 sind Gefertigte, auf Anlangen des hiesigen deutsch-jüdischen Musterlehrers Abraham Beer, an der Schule erschienen, um sich in Folge hohen Gubernialdekrets vom 20. Juli v. J. zu überzeugen, ob und in welcher Art der höchst vorgeschriebene religiös-moralische Unterricht aus dem Buche „Bnezion daselbst ertheilt wird. Man fand allda „dreißig, größtentheils der Schule entwachsene Jünglinge „und Mädchen in bester Ordnung versammelt, die über „den Inhalt dieses Lehrbuchs genau geprüft, und durch „die Fertigkeit ihrer Antworten nicht nur Jedermann „für sich eingenommen, sondern das schnelle Vorrücken in „dieser seit einigen Monaten bloß an den Sabbatstagen ertheilten Lehre alle Erwartung übertroffen „hat. Wobei der sich immer gut ausgezeichnete Lehrer „den Beweis geliefert hat, daß er den Verstand der Jugend nach der höchsten Absicht auszubilden sucht, und „die religiös-moralischen Grundsätze so beibringt, daß „sie solche einst auch ihren Kindern einflößen können."

Jakob Przihoda, Erzpriester.
Wenzel Talsky, Pfarrkaplan.
Franz Heller, 2. Kaplan.
Johann Heimerle, Inspektor.
Anton Eberle, Bürgermeister.
Bauer, Obristwachtmeister.

Von dem Zutrauen der Gemeinde und des Rabbiners zu diesem Lehrer (welches wahrlich eine Seltenheit ist, da meistens die Rabbiner und die deutschen Lehrer Antagonisten sind, und die Rabbiner gewöhnlichen Schlags, um ihre Superiorität über Kopf und Herz der Gemeinden sich zu vindiciren, Mittel anwenden, die aus verschiedener Hin- und Rücksicht der Publicität zu übergeben, nicht rathsam ist —) sey unter andern folgendes Zeugniß ein Beweis:

„Endesgefertigte Rabbiner und Religionsvorsteher „der Großmeseritscher Judengemeinde bezeugen der Wahrheit zur Steuer, daß der verdienstvolle Jugendlehrer „Abraham Beer, nicht nur die mosaischen und talmudischen Gesetze wohl inne habe, sondern auch darnach einen frommen, tugendhaften und religiösen Lebenswandel führe, dessen unerschöpflicher Eifer, den er „bei jeder Gelegenheit mit der strengsten Frömmigkeit „und Klugheit zu verbinden weiß, und das sich dadurch „erworbene Zutrauen der Eltern und Kinder sind die „glücklichsten Mittel, die bei dem guten Fortgang des „diesigen Schulunterrichts überhaupt, besonders aber jenes des Bnezion, das meiste fruchtet. Derselbe „war auch schon früher bedacht die jüdischen Glaubensartikel auf eine ganz befriedigende Art der Jugend beizubringen. Da man nun siehet, daß er, von dessen Uneigennützigkeit und Religionseifer man vollkommen überzeugt ist, an der Beförderung des religiös-moralischen „Unterrichts aus allen Kräften arbeitet; so war dies „auch einer der stärksten Bewegsgründe, der die Erwachsenen zur fleißigen Einholung desselben vermochte. Zur „Beglaubigung dessen unsre Namens- und Petschaftsfertigung"

Großmeseritsch den 20. April 1814.

Tobias Levit, Rabbiner.
Mendel Bobansky, Jurist.
Jakob Wolf Fischer, Religionsvorsteher.

Wohl der Gemeinde, wo Volkslehrer, Volksvorsteher und Jugendlehrer sich so eifrig bestreben und in brüderlicher Eintracht einander die Hände bieten, um, nicht nur auf die Gegenwart, sondern auch auf die künftigen Generazionen zu wirken, und den Wunsch unsers so weisen als guten Landesvaters, dem die Bildung der Jugend so sehr Herzensangelegenheit ist, thätigst zu befördern. — Aber freilich kann diese Eintracht und diese für die Zukunft nie zu berechnende Wohlthat des deutschen Schulunterrichts für die jüdische Jugend nur von einem Rabbiner wie Herr Tobias Levit zu gewärtigen seyn, der sowohl in Ansehung seiner rabbinischen als andern scientifischen Kenntnisse, besonders aber durch seinen edeln, biedern und graden Charakter, der weit entfernt von allem Tartüffartigen über vielen seiner Amtsbrüder ehrwürdig hervorragt, und, obgleich im Greisenalter weit vorgerückt, dennoch zur Bewirkung alles Guten und Nützlichen noch jugendliche Kraft und Muth zeigt. Möge mancher Obscurant aus dieser Kaste, der so gern im Trüben fischt, sich diesen edeln Greis zum Muster und Vorbild nehmen, seine finstere Bahn verlassen, und auf dem Wege des Lichts erscheinen.

Es verdient auch in dieser Rücksicht hier eine rühmliche Erwähnung, daß von Seiten vieler Familienväter der Großmeseritscher Israelitengemeinde, besonders aber ihrer Vorsteher, zur Frequenz und Vervollkommnung dieser Schule nach Möglichkeit mitgewirkt wird. So machten sich der Schulaufseher Hr. Löwenstein durch öfteres Besuchen der Schule, freundlichen Zuspruch und Aufmunterung der Jugend; dann die Herren Gemeindevorsteher durch ihre Thätigkeit zur Herstellung eines neuen Schulzimmers sehr verdient.

Interessante physikalische Notizen.

Gletscher.

Nach Wahlenbergs in den Lappländischen Alpen gemachten Beobachtungen ist das Gletschereis ohne Schichten, knorrig und körnig in seinem Ansehen und Bruch. Es scheint aus lauter zusammen gefrornen Schneekörnern zu bestehen und ist eben deswegen, ohnerachtet seiner Klarheit völlig undurchsichtig. Auch springt es nicht strahlenförmig wie das Meereis. In den Spalten sieht es oben grünlich, in der Tiefe bläulich aus. — Eine wesentliche Eigenheit der Gletscher sind die parallelen Erdrücken, die in der Höhe von 1—10 Klaftern, am Rande derselben hinlaufen, in Savoyen Moraines des glaciers, in Island Jökels gjaerde genannt. Wahlenberg fand sie am Sulitelma (einer Lappländischen Alpe) aus Glimmerschiefererde mit eingemengten Rollsteinen bestehend und so weich im Sommer, daß er bis an die Kniee in dieser Sumpferde versank. Auf ihnen wächst nichts; sie machen die Untersuchung der Gletscher sehr beschwerlich und erhalten den Rand der letztern schmutzig. Grausenerregend ist in eben diesen Alpen der Gletscher Salajegna, einer der größten und bedeutendsten an der Schneegränze von 3100 Schuh Höhe. Auf eine halbe Meile Länge zeigt dieser Gletscher eine überhangende Eiswand von 200 Fuß Höhe, mit beschmutzten Eisgewölben, welche Oeffnungen des Abgrunds selbst zu seyn scheinen. Diese Eiswand besteht aus ungeheuern Eispyramiden und Säulen, wovon jeden Augenblick mit ansehnlichem Gepolter etwas zusammenstürzt. Zu gleicher Zeit knackt und kracht der ganze Gletscher durch seine Bewegung und das Aneinanderstoßen von Eisstücken; im Abgrunde rauscht das dunkle Bergwasser. Kein lebendes Wesen wagt sich zu einem solchen Rande, und die scheußlichen Moränen, welche, mehrfach verdoppelten Retranchements einer Festung ähnlich, dalagen, halten dergleichen hinlänglich ab, und drohen in ihren Sumpf zu bannen, was sich ihnen nur nähert. Dieser Gletscher, Salajegna, ist offenbar einer der größten und bedeutendsten? die Schneegrenze nimmt Hr. W. hier zu 3100 Schuh an.

Die jährlichen Anhäufungen des Schnees müßten endlich diesem eine gränzenlose Dicke geben, hinderten es nicht drei Ursachen. a) Werden die untern Schichten immer mehr zusammengedrückt und dadurch dünner. b) Schmilzt eine bedeutende Menge Schnee im Sommer, auch selbst in den nördlichsten Breiten. c) Schieben sich die Schnee- und Eismassen in die Thäler; so in Island, so auf den cottischen, pennanischen und rhätischen Alpen.

Wahlenberg fand eine andere Moraine blos aus Felsblöcken bestehend. Der Gletscher hatte also mit ungeheurer Kraft das Grundgebirge in einzelnen Stücken zerklüftet und vor sich hergetrieben. Man kann also aus den Felsmassen am Rande der Gletscher die Gebirgsmasse beurtheilen.

Vergleichung einiger Berghöhen mit ihren Vegetationsgränzen.

Endhöiten auf Dovon-Fjäll in Norwegen ist 7600 Fuß hoch. Die Schneegränze ist bei 62° n. B. 5600 Fuß über dem Meere. Niedriges Birkengehölz steigt bis 3200 und Tannen bis zu 2000 Fuß. Die Schneekoppe in Schlesien ist 4884 Fuß über dem Meere. Die Schneegränze ist bei 50° 6400 Fuß. Die Kiefer steigt bis zu 3700 Fuß. Haber und Roggen werden bis 3250 Fuß gebaut. Der Montblanc ist 14676 Fuß hoch. Seine Schneegränze auf der Nordseite ist 7812, auf der Südseite 8400 Fuß hoch. Die Zirbelfichte steigt bis 5700 Fuß Höhe. Auf dem Montperdü, 10578 Fuß hoch, unter 43° n. B. ist die Schneelinie 8100 Fuß hoch. Der Libanon hat 8949 Fuß, und erreicht, unter 33° n. B., nicht völlig die Schneegränze. Pic de Tepde auf Teneriffa ist 11424 Fuß, und erreicht nicht völlig die Schneegränze, unter 29° n. B. Proteatapec in Mexico, ist 16584 Fuß hoch. Die Schneegränze unter 19° n. B. 14100 Fuß. Endlich der Chimboraço, 20153 Fuß hoch, hat die Schneegränze bei 14760 Fuß Höhe. Der Pisang reift noch bei 5540 Fuß Höhe. Es erhebt sich die Schneegränze also allmählig vom Nordpol gegen den Aequator, aber weit schneller erhebt sie sich auf der südlichen Halbkugel.

Der Gallenstock beim Furca und Gotthard hat nach Humboldt 11230 Fuß über der Meeresfläche. Nach Wahlenberg ist seine Schneegränze 8200 Fuß. Ueber derselben fand er noch Aira sub spicata. Den Roßbodenstock, in der Nähe des Gotthard, fand er 8735, also weit über der Schneegränze erhaben, doch ohne alles Eis und Schnee.

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 49. Oktober.

Geschichte.

Bestand je ein teutsches Volk unter dem eigenen Namen Germanier?

Die natürlichste und einfachste, folglich auch gewiß die erste Waffe des Menschen bleibt ein Baumast, dessen sich im dringendsten Nothfalle sogar der Bär bedient. Es bedarf auch eben keines großen Scharfsinnes bei eingetretener Nothwehr im Naturstande nach einem Ast zu greifen, und mit einer Spitze von Knochen, Fischgräten, Stein, oder auch von Eisen zu versehen. Selbst in unsern Tagen bleibt die Lanze in allen ihren Modificationen bis zum Bajonette die gemeinste Waffe aller Völker. Die Teutschen nannten in ihrer einst einsilbigen Sprache die Vertheidigung Wehr; das Vertheidigungsmittel G'wehr; wovon das französische la guerre, und das wälsche la guera unverkennbar abgeleitet ist. Noch itzt werden mit den erstern zwei teutschen Worten die nemlichen Begriffe verbunden. Gerhab hieß jener, der den wehrlosen Greisen, Weibern und Kindern Schutz gab; wie im nemlichen Sinne heut zu Tag der Vormund Gerhab heißt. Mann hieß der Waffenfähige; und Germann der mit Waffen zum Schutz verpflichtete.

Nach dieser Ansicht hatten alle teutschen Völkerstämme Germannen, das heißt Schutzmänner, welche einzeln für die Rechte und Unabhängigkeit ihrer Familien unter sich, vereinigt für die Unabhängigkeit der ganzen Völkerschaft gegen auswärtige Feinde den Kampf wagten.

Als die Römer an den Rhein und bis zur Donau vordrangen, und die teutschen Völker die Gefahr ihrer einzelnen Unterjochung gewahrten: da errichteten sie unter sich Bündnisse, welche in der Art eines Heerbannes alle Germannen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung der teutschen Völkerfreiheit zusammen führten. In diesem Zeitpunkte wurde erst der Name Germanien lautbar. Wenigstens kannten die Römer lange vor Cäsars Zeiten die angränzenden teutschen Völkerschaften nach ihren besondern Namen, aber noch keine Germanier; und dagegen sagt Tazitus von seiner Zeit: Germaniae vocabulum recens, et nuper additum.

Wie? waren die Germanier nicht schon, nach Herodot unter den Scythen und Persern bekannt? Wohl wird dieses gesagt; allein bei der Ansicht nomadischer Völker der Vorzeit bieten sich dem Geschichtsforscher andere Ansichten dar.

Das südliche Asien scheint die ursprüngliche Heimath des Menschen zu seyn; nach Norden wandte sich die im Hirtenstande gedrängte Ueberzahl.

Die Schwachen pflegten die Heerden, die Stärkern schützten und bewachten beide. Hier entstand also der Germann; durch seinen Beruf zur Jagd und Abhärtung, aber auch zur Tapferkeit und unbeugsamen Freiheitsinn hingerissen.

Je mehr eine Familie in ihrem Schooße Germannen zählte: um so ansehnlicher mußte sie bei ihrem Volke erscheinen; um so zuverläßiger ihre Freiheit und Unabhängigkeit begründet finden. Dürfte in diesem Umstande nicht etwa die Grundursache liegen, daß bei teutschen Völkern zahlreiche Nachkommen für Segen gegolten haben; und das teut-

ſche Weib als Spenderinn dieſes Segens mit ehrwürdiger Auszeichnung geachtet worden ſey?

Unter dem Schutze dieſer Germannen rückten die zu Völkerſtämmen angewachſenen Nomaden auf der öſtlichen Seite der hirkaniſchen See nördlich nach Scythien, und nach durchbrochenem Sarmazien zur Elbe, zum Rhein, und zur Donau; während dem ein anderer Theil unter jener See ſüdweſtlich in Perſien eine Heimath erkämpfet hat. Möge aber immerhin der Ruf ihrer Germannen bis zu den Griechen gedrungen, die perſiſche Sprache mit teutſchen Worten bereichert, und der teutſche kurze Wurfſpieß von den Perſern und Griechen mit Beibehaltung der urſprünglichen Benennung γερρα G'wehr ſeiner vorzüglichen Brauchbarkeit wegen, wie heut zu Tage der Huſar, dieſer neu europäiſche Parther, und das Bajonett gewählt worden ſeyn: ſo waren doch die Germannen in Scythien und Perſien ſo wenig wie am Rhein etwas anders, als die bewaffneten Beſchützer ihrer Familien und verwandten Stämme.

Denn wofern wirklich ein teutſches Volk unter dem eigenen Namen Germannien beſtanden hätte: ſo würden bei den benachbarten Hauptvölkern wenigſtens einige Spuren dieſes Namens aufzufinden ſeyn. Allein vergebens; Tazitus, der alle Teutſchen ſeiner Zeit aufzählt, ſagt, der allgemeine Name Germanier ſey ſpätern Urſprungs. Die nach dem weſtnördlichen Teutſchland eingebrochenen Slaven hatten es anfangs mit den Nemethern zu thun; von dieſen heißen bei ihnen noch heute überhaupt alle Teutſchen Niemcy; im weitern Vordringen unterſchieden ſie die Sachſen und Bayern, dann Schwaben, Franken und Katten.

Dieſe Namen teutſcher Völker ſind in allen ſlaviſchen Mundarten bekannt; von welchen die Katten den Slaven die meiſte Ehrfurcht eingeflößt zu haben ſcheinen; wenigſtens läßt es die ſchaudervolle Idee vermuthen, welche noch itzt mit dem adoptirten Ausdrucke Kat allenthalben bis in die öſtlichen Steppen verbunden wahrgenommen wird.

Den Germanier kennt dagegen der Slave nicht, obgleich die durch ununterbrochene Heerfolgen entvölkerten deutſchen Mannſtze Manſtwj; der Gallier kennt nur den Allemannier, der Wälſche blos den Teutſchen.

Erſt mit eingetretener Civiliſazion verſchwand der entbehrlich gewordene Beruf des Germanns, und er übergab ſein höchſtes von den Ahnen vererbtes Kleinod, Schild und Waffe, ſeinen turnierfähig gewordenen Enkeln noch tauſend Jahre ſpäter in der vollen Wortbedeutung des Tazitus Arma liberis inviolata ac digna reddat, quae nurus accipiant, rursusque ad nepotes referant.

Aus ſeinen Lenden entſproſſen prangen dieſe noch auf allen teutſchen erblichen Fürſtenſtühlen, welche er, nur aus den Weiſeſten und Tapferſten durch freye Wahl der Völker erkohren, in der Vorzeit beſtiegen hat.

W. Zichner.

Böhmiſche Kirchengeſchichte.

Einzug der Jeſuiten Johann Flaxius und Rudolph Neomenius in die Stadt Gitſchin im Jahre 1622 am 22. Dezember — und ein Blick auf den damaligen Religionszuſtand ſowohl in dieſer Stadt als der umliegenden Gegend.

Von Franz Aloyſius Wacek ꝛc.

(Fortſetzung von Nr. 25. 1816.)

II. Abſchnitt.

Ein Blick auf den damaligen Religionszuſtand ſowohl in der Stadt Gitſchin als der umliegenden Gegend.

Wenige Gegenden gab es gewiß in Böhmen, in denen der Catholicismus gleich ſeit ſeiner Einführung in dieſem Lande eifrigere Verehrer gefunden, als auf dem ſchönen Gebiete, welches man gegenwärtig die Cumburger (Gitſchiner), Welitſcher (Gitſchinowerſer), Kopidlner, Weſeler, Komniczer und Koſter Herrſchaft benennet. — Die meiſten aus den

Dynasten, die im 13ten und 14ten Jahrhunderte auf diesen Herrschaften saßen, so sehr sie ihre Tage in ewigen Fehden und Kriegen verlebten, trugen doch zur Ausbreitung des katholischen Religionscultus und zur Begründung der nöthigen Bildungsanstalten in intellektueller und moralisch-religiöser Hinsicht das Ihrige bei, und da auch das frommdenkende Volk zu diesem Zwecke Alles willig leistete: so geschah es denn, daß diese Gegend sehr frühe mit vielen Gotteshäusern und Pfarrdanien (Pfarreyen) besetzt ward, die dem Volk ungemein ersprießlich seyn mußten. — In der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts gab es auf dem Gebiete der nunmehrigen Gitschinowesser Herrschaft, die 50 Dörfer zählet, 10 Pfarrdanien a), wie es die Ernestinischen Stiftungsbücher beurkunden, und die nordwestlichen Dörfer gehörten wahrscheinlich, wie noch jetzt, zu anderen, auf angränzenden Gütern gelegenen Pfarreien. Die meisten waren von ihren Stiftern reichlich dotirt, welche Dotationen sich zum Theil bis auf gegenwärtige Tage erhielten; an den meisten dieser Pfarrkirchen waren auch Kaplaneien errichtet; kurz alles war so beschaffen, daß es uns die damalige gut religiöse Denkungsart unsers Volks sattsam erproset. — Still und friedlich lebten die Bewohner dieser Fluren bei ihrem Väterglauben; der fruchtbare Boden gab ihnen ergiebige Nahrung; sie führten nach Maßgabe ihrer Zeitverhältnisse ein zufriedenes Leben. Freilich war sie nicht ungetrübt diese ihre Zufriedenheit; denn auf dieser landbauenden Menschenklasse lag damals wirklich ein schweres drückendes Joch, welches jedoch das allgemeine Loos aller Landleute jener Zeit war; und da sie eine bessere Lage bei allen Mitsterblichen ihres Standes nicht kannten; da sich ihnen, wo sie immer hinkamen, das c'est tout comme chez nous immer lebhaft darstellte: so fühlten sie nicht so sehr die Schwere des auf ihnen lastenden Joches; die Nichtkenntniß der Rechte, die ihnen als freien Menschen gebührten, verhinderte die Lüsternheit nach ihrem Besitze. So ist der Mensch; er trägt willig ein Uebel, solange er es nicht für ein Uebel hält. Diese Lage der Dinge änderte sich plötzlich, als die mit Johann Huß von Hussinecz erfolgte betrübte Catastrophe das Signal zu schrecklichen Religionskriegen und Empörungen gab. Die Herrschaft Gitschin und die umliegenden Herrschaften Welisch, Lomnicz, Roth-Wessely und Bidschow nahmen bald an diesen Unruhen Theil, weil ihr Dynast, Czenek von Wartenberg a), Hussens eifriger Anhänger war, und um diesen sowohl als die böhmische Nation wegen der, wie er meinte, ihr angethanen Beschimpfung zu rächen, zu den Waffen griff und wider Sigmunden zog. Er änderte zwar bald darauf nach Hussens Tod seine politische Denkungsart, verließ die Parthei des Zizka, nahm mildere Gesinnungen an, und schloß sich an den Kaiser Sigismund an. — Doch war diese seine kurze Anhänglichkeit an Hussen für seine Unterthanen von sehr mißlichen Folgen. Diese, die ihrem Grundherren ins Feld nachzogen, machten sich bald mit den Religionsgrundsätzen der fanatischen Hussiten bekannt, gewannen sie lieb (denn der Fanatismus ist ansteckender Natur) — und verpflanzten sie in ihre Heimath. Das Beispiel ihres Grundherren, der sich auch zu der neuen Religion bekannte, bestärkte sie darin, und so ward der Hussitismus auf dem Gitschiner Boden und auf den angränzenden Herrschaften sehr frühe begründet. Alle die Irrthümer, die sich später aus ihm entwickelten, vornehmlich die vielen gräulichen Satzungen der Taboriten, und der heillose Piccardismus nisteten sich dann auch hier ein, und verrückten lange Zeit den leichtgläubigen Insassen die Köpfe. Die Fortpflanzung dieser Irrlehren geschah hier um so leichter, weil alle Nachfolger Czeneks im Besitz Gitschins und der übrigen ihm gehörigen Güter — als die Wartsteine (mit Ausnahme des Friedländers), Trczka, Thurne eifrige Anhänger der neuen Lehre waren. —

Da kann es uns freilich gar nicht befremden, daß die Jesuiten, als sie im J. 1622 das erstemal in Gitschin erschienen, nicht nur diese Stadt, sondern auch die ganze umliegende Gegend pikardisch gesinnt fanden b). So wie

*) Gegenwärtig giebt es auf der Herrschaft Gitschinowes nur 4 Pfarrkirchen. —

a) Siehe meine Charakteristik dieses Mannes im Hesperus 1815 Nr. 45 und 48.

b) Schon 60 Jahre früher (1562) finden wir in unserer Landesgeschichte ein Zeugniß, daß fast die ganze Gegend um Gitschin, namentlich aber diese Stadt der neuen Religion anhieng. Denn als im bemeldten Jahre die Picarden, wie Jacobus Iacobaeus in Actis literariis Adnucti Voigtii Volum. I. pag. 343 erzählt, bei Ferdinand I. von den Utraquisten vieler Verbrechen beschuldiget wurden, reichten sie demselben ein Glaubensbekenntniß ein, in welchem unter vielen anderen Landdechanten auch Thomas von Beneschow, Gitschiner Dechant, unterzeichnet erscheinet, woraus man offenbar sieht, daß sich in dieser Stadt Alles zum Lutherthum bekannte, weil die Katholiken darin keine Kirche und keinen Geistlichen hatten. — Auf diesen Ihe-

diese Ordensmänner hier festen Fuß gefaßt hatten, war ihre angelegentlichste Sorge, den Fürsten von Waldstein, als Dynasten der Stadt, dahin zu stimmen, daß er alle Prediger der protestantischen Kirche, aus Gitschin und den umliegenden Oertern des Landes verweise, und auf diese Art den Heterodoxen die Annahme des Katholicismus erleichtere. —

Dieser Fürst, wie wir bereits in unsern Beiträgen zu seiner Charakteristik (Hesperus 1814 Nr. 49) anzeigten, war anfänglich duldsam gegen alle Andersgläubende, und um ihre Bekehrung zu erzielen, wünschte er nur die sanften, von der Vernunft gebilligten Mittel angewendet zu wissen. Er hatte weislich berechnet, daß es seinen Herrschaften wenig frommen würde, wenn ihre Unterthanen durch die Confiscation ihrer Güter, die ihm die Jesuiten hinsichtlich der Lutheraner anriethen, verarmten, und sein Gebiet durch deren Landesverweisung entvölkert würde. Er überdachte es sehr weise, es würde der katholischen Kirche nichts frommen, wenn man ihr abgeneigte Menschen durch Grausamkeiten dieser Art, von ihr vollends abwendig machen und ihnen einen unvertilgbaren Haß gegen dieselbe einflößen würde. — Aber endlich fügte er sich doch den unaufhörlichen Vorstellungen der Jesuiten, die nur in der Entfernung aller Prädicanten Heil für die katholische Kirche sahen, und verwies demnach alle protestantischen Prediger aus seinem Gebiete a). —

Wir dürfen hier nicht mit Stillschweigen übergehen, daß eben zu dieser Zeit in Gitschin zwei Pastoren lebten, die ihre Namen durch ihre Gelehrsamkeit berühmt gemacht haben. Der erste, Georg Dicastus von Mirzowa, lebte hier einige Jahre früher, ward dann Pastor an der Teinkirche zu Prag, und im J. 1619 Administrator des Utraquistischen Konsistoriums. In der hebräischen und griechischen Literatur war er ein sehr bewanderter Mann, und sein Ansehen in der böhmische protestantischen Kirche so groß, daß er dazu gewählt wurde, um Friedrichen von der Pfalz, den böhmischen Winterkönig, dem Balbin drollig Rex Zephyrius et brevis genannt, zu krönen, bei welchem Krönungsakte er sich noch des Beistandes des Johann Cyrillus, eines böhmischen Bruders bediente a). In dem Processus der Krönung, den die Direktoren entwarfen, und den Cornova in seiner davon mitgetheilten Beschreibung in Stransky's Staat von Böhmen (1. Theil S. 409—422) benützt, wird Dicast der erste Vikar des prager Erzbisthums genannt, und von ihm, als dem Gehülfen Cyrill gesagt: Sie wären statt der Bischöfe; vom Balbin aber im belobten Manuskripte S. 32 wird er ein Pontifex ceterorum per Bohemiam ministrorum betitelt. — Von diesem Dicastus erzählt Otto Steinbach von Kranichstein b), daß ihn der Statthalter von Böhmen nach der Schlacht am weißen Berge vor sich kommen, und ihm 6 Artikel vorlegen ließ, die er sowohl den deutschen als böhmischen Predigern seiner Religion mittheilen, und alle deren Annahmung gehörig erwägen möchten. Da aber diese Artikel so beschaffen waren, daß sie keiner von denen, die sie betrafen, annehmen wollte, wurden alle evangelischen Prediger, und somit auch Dicastus, unter dem Vorwand, daß sie zur letzten Empörung vieles beigetragen hätten, aus dem Lande verwiesen. Sie mußten binnen 3 Tagen Prag, und binnen 8 Tagen das ganze Königreich meiden. Ein gleiches wiederfuhr allen unkatholischen Pfarrern auf dem Lande. Es wurden zu ihrer Vertreibung ordentliche Kommissarien ernannt, die von Stadt zu Stadt von einer Anzahl Dragoner begleitet, herumreisten, und die evangelischen Prediger mit Weib und Kindern zum Lande hinaus warfen." — Ein anderer akatholischer Prediger in Gitschin, Nachfolger des gleich erwähnten Dicastus, der in der Stadtkirche des h. Jakob den Kirchendienst versah, war Johann Thaddäus, dessen Gelehrsamkeit die von ihm zu Amsterdam heraus-

---

mas folgte der lutherische Pfarrer Jakob Kunwaldsky, der im J. 1576 ein böhmisches Cancyonal zu Ollmüz herausgab. —

a) Fundator in praesens Praedicantium exilio contentus paulatim cives omnes in fidei obsequium traxit. — Balbini Manuscriptum Giczinense pag. 31. — Und Seite 57: „Anno praesente (1624) e ditionibus suis omnibus Rabulas praedicantes proscripsit." —

a) Da Dicastus, so wie fast alle Utraquisten, Luthers Lehre angenommen hatte, Cyrillus aus den böhmischen Brüdern war, der zu krönende Friedrich aber, wie bekannt, der reformirten Kirche beipflichtete: so dürfte das wohl in der ganzen Geschichte die einzige Function dieser Art seyn, wo drei daran theilnehmende Personen von drei verschiedenen Religionen gewesen sind. (Siehe Cornovas Staat von Böhmen, 1. Theil.)

b) In seinem Versuch einer Geschichte der alten und neueren Toleranz im Königreich Böhmen und Markgrafthum Mähren — in den Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft pro Anno 1786.

gegebenen Werke a), und unter diesen namentlich das Conciliatorium biblicum 1648 sattsam bewähren. Durch seine ausgebreiteten Kenntnisse erwarb sich dieser Mann damals in unsrer Gegend eine allgemeine Verehrung; sein Religionsvortrag ward von allen bewundert, und eben darum immer von einer zahlreichen Volksmenge gehört. Noch zu den Zeiten, als Balbin nach Gitschin in die Studien kam, hatte sich der Ruf dieses Predigers daselbst erhalten; daher dieser Jesuit, der, wenn er von Akatholiken redet, fast immer alle Mäßigung verliert, seinen Ordensverwandten den Ruhm nicht hoch genug anrechnen kann, daß es ihnen gelungen, diesen mächtigen Fallstrick des Teufels, wie der heil. Augustin Faustus den Manichäer nannte, und wie Balbin den Thaddäus nennet, aus der Stadt zu verdrängen, und sie von den Irrlehren der Picarden, wie man jetzt die Protestanten nannte, ganz abwendig zu machen b). — Dieser Thaddäus mußte, so wie die Jesuiten in Gitschin angelangt waren, ihnen die Pfarrkirche, wie wir schon oben gehört, überlassen, und selbst außer aller Aktivität seines Predigtamtes treten. Bald darauf traf auch ihn das herbe Schicksal der Landesverweisung; aber durch mehrere Jahre hielt er sich doch noch im Lande bei seinen Freunden und Gönnern verborgen; erst im Jahre 1630 hat er sich, wie er selbst bezeuget, nach Zittau in der Lausitz begeben. — —

Die Jesuiten freueten sich über das vom Fürsten von Waldstein herausgegebene Edikt, das alle Lehrer der akatholischen Kirche verbannte, weil sie es für ihre Bekehrungsabsichten sehr vortheilhaft fanden. Auch geschah itzt der Uebertritt zur katholischen Kirche sehr häufig; täglich mehrte sich die Anzahl der Orthodoxen. Bei sehr vielen scheiterten jedoch alle Bekehrungspläne dieser Ordensmänner. Wie war es auch denkbar, daß alle Akatholiken, die es durch die ganze Zeit ihres Lebens waren, ihren Irrglauben auf einmal hätten abschwören sollen! Ihre Religionslehrer, die sie bei sich an vielen Oertern verbargen, bestärkten sie in diesem ihrem Widerstande. — Für die Jesuiten — denen in diesem Falle meistens alle weise Mäßigung fehlte — war dieß empfindlich; sie referirten es an den Fürsten von Friedland, und drangen in ihn, daß er für die Hartnäckigen strengere und härtere Strafen festsetzen möchte. In Religionssachen war dieser Fürst ein ganz lenksamer Zögling dieser Ordensmänner, und that demnach, was sie verlangten. —

Eben um diese Zeit wurde einer von den akatholischen Predigern auf den Gütern des Friedländers betreten; sogleich griff man ihn auf, und sperrte ihn in das Gefängniß, aus dem er jedoch mit Hülfe seiner Glaubensverwandten durch die Flucht Rettung gefunden. —

Es ist aus der Erfahrung vieler Jahrhunderte hinlänglich bekannt, daß solche scharfe, die Gewissensfreiheit niederdrückende Imperative selten gut thun, und selten durch sie das, was man will, erzielet werde. Auch hier war dieß der Fall. Zuvörderst weigerten sich die Magistratspersonen zu Gitschin, so gefällig als sie sich sonst, wie wir hörten, gegen die Jesuiten bezeigten, ihren Glauben nur darum, weil es Ihr Fürst wollte, aufzugeben, und blieben bei allen seinen scharfen Edicten dagegen noch immer Picarden. Der Fürst, den bei seinem ungestümen Gemüthe von der Ausführung eines einmal gefaßten Entschlußes, so grausam er auch war, nichts abhalten konnte, ließ also an ihnen das Urtheil, das er schon im Jahre 1624 über sie ausgesprochen, vollstrecken, entsetzte sie ihrer Stellen, verwies sie des Landes (1625), und ließ jene mit Katholiken besetzen, von deren Standhaftigkeit im Glauben er überzeugt war a). Die Bürger aber, die sich seinem Willen nicht fügen würden, wurden aller ihrer Rechte beraubt, und ihnen erklärt: „Für sie seyen die Stadtprivilegien nicht niedergeschrieben.“ b) — Auf diese Art bekamen Haß und Feindschaft zwischen beiden Religionsparthein erst ihre volle Nahrung. — Unsere Annalen machen in dieser Hinsicht, einige Thatsachen bekannt, die es zur Genüge beweisen, wie sehr der religiöse Fanatismus die Menschen

a) Die vielen Werke des Dicastus, der in Gitschin auf den obbenannten luther. Pfarrer Kunwaldsky folgte, und die er als Prediger dieser Stadt vom Jahre 1588 bis 1617 herausgab, sind in der sogenannten Clavis haeresim claudens et aperiens vom J. 1749 S. 35 et 36 angeführt. — —

b) Hunc igitur magnum Diaboli laqueum, ut Faustum Manichaeum appellavit Divus Augustinus, exegisse, neque id modo, sed Civitatem ad ejus doctrinam stupentem et hiantem a Pilhardorum pervicacissimis erroribus totam traduxisse, gloriosum procul dubio Societati et Collegio Giczinensi semper habebitur. — Ibidem pag. 32. — —

a) Ein Bürgermeister und fünf Räthe mußten zufolge des über sie ergangenen Gerichts die Stadt verlassen.

b) Jura civitatis illis scripta non esse, a Principe declaratum. — Ibidem pag. 67.

verblende und unglücklich mache. In Gitschin gab es vornehmlich einige Frauen, die ihre Abneigung gegen die Katholiken aufs äußerste trieben. Eine derselben, nichts so sehr scheuend, als eine Zusammenkunft mit den Jesuiten und eine Religionsunterredung mit ihnen, stürzte sich, als sie einmal einen Geistlichen dieses Ordens in ihr Zimmer eintreten sah, aus dem Fenster, ward aber noch glücklicher Weise von ihrem Dienstmädchen beim Fuße ergriffen, und von dem Sturze gerettet. Eine andere Frau nahm ein gräßlicheres Ende. Sie ward, sagt unser Annalist, sammt ihrer Schwester von ihrem Pastor belehrt, es sey besser, das Leben mit dem Stricke zu enden, als von dem Lutherthum abzufallen. Das fanatische Weib befolgte nur zu treulich diese gräßliche Lehre; — denn man fand sie kurz darauf mit dem Stricke erdrosselt. Ihre Schwester gedachte ein Gleiches zu thun: aber ihr wachsamer Gemahl hielt sie von dem scheußlichen Schritte zurück. Drei andere Weiber verließen ihre Männer, und flohen in ein angränzendes lutherisches Land. — —

Eben so bemerkenswerth ist der Vorfall, der sich zu Arnau damals dem Grafen von Lamboy gehörig, ereignet. Ein siebenzigjähriger Greis, und sehr hartnäckiger Picardit, verkroch sich in Wälder, um ungestört bei seinem Glauben verharren zu können. Häscher spürten ihn in seinen Schlupfwinkeln auf, und zogen ihn ans Licht. Wie ihn diese fortführten, und mit ihm bis an eine Brücke, unter der die Elbe strömte, gelangten, sprang er in diesen Fluß hinab, und rief aus dem Gewässer seinen erschrockenen Geleitsmännern zu: „Sie möchten nur getrost heimkehren: Er wolle lieber sein Leben in dem Fluß enden, als sein Lutherthum aufgeben!" — Es glückte jedoch seinen Führern, ihn auch wider seinen Willen aus dem Strome herauszuziehn, und noch vom Wasser triefend, übergaben sie ihn in die Hände der Jesuiten, die ihn dann, wie sich der Annalist ausdrückt, aus der Religionsquelle besser getränkt, als es der Elbefluß gethan hat a). —

Einen auffallenden Beweis des Hasses der Picarditen gegen die Jesuiten findet man in dem Betragen der Eltern, denen der Fürst von Waldstein geboten, ihre Söhne auf dem Jesuiten-Gymnasium zu Gitschin studieren zu lassen. Bevor sie diese auf das benannte Bildungsinstitut abgeschickt hatten, befahlen sie ihnen sehr strenge: Sie möchten jederzeit einen gewissen Stolz an sich zeigen; so oft sie von ihren katholischen Lehrern ausgefragt würden, immer zornig und unwillig antworten, und mit diesen Pfaffen alle Gemeinschaft vermeiden. Daß bei dieser zarten Jugend diese lieblosen und gehässigen Lehren ihrer Eltern von geringem Erfolge waren, muß jeder Kenner der jugendlichen Natur schon von selbst errathen, hätte es auch Balbin nicht ausdrücklich erinnert. Denn leicht gewinnt die liebreiche Ansprache des Lehrers das zarte, unbefangene Gemüth des Jünglings, und nicht tief können sich feindselige Vorstellungen dieser Art in ein Herz einprägen, das noch recht bildsam ist, und sich allem Guten leicht öffnet. Daher man es wohl dem oft belobten Historiker glauben kann, wenn er sagt: „Diese Zöglinge hätten ihre Lehrer, ungeachtet der von ihren Erzeugern ihnen gegebenen feindseligen Verhaltungsbefehle, wie ihre guten Mütter geliebet" a). —

Bei dieser Unbefangenheit und großen Bildsamkeit der Jugend mußte es nun ganz natürlich erfolgen, daß viele sehr bald Neigung und Liebe gegen die katholische Religion zeigten, und sich auch dann zu ihr bekannten. Aber groß war der Ingrimm des ungestümen picarditischen Vaters, wenn der Sohn wider sein Wissen und Willen diesen Schritt that. Einen Knaben von einer an Gitschin angränzenden Ortschaft, mit Namen Poklog nennt das Manuskript, der unter mehreren diesen Schritt gewagt hatte. So wie er aber im Hause seines Vaters sich sehen ließ, ergriff ihn dieser wüthend, entkleidete ihn des neuen, ihm unlängst verschaften Gewandes, und warf ihn halbnackt beim stärksten Froste aus dem Hause. Der Knabe wankte jedoch nicht in seinem Entschluße, eilte froh in das Collegium nach Gitschin zurück, wo er nach erhaltener Kleidung von einer großen Schaar katholischer Zöglinge gleichsam im Triumphe in die Kirche geführt wurde. Magno ei pia illa audacia stetit, sagt Balbin. —

Für die Stifter dieses Uebels, wie sich die Picarditen den Abfall von ihrer Sekte vorstellten, wurden hauptsächlich die Jesuiten angesehen, daher auch von jenen tödtlich gehasset. „Wo sie einen von diesen Ordensmännern in der Stadt oder in den Dörfern des Alberts von Waldstein begegneten, flohen sie vor ihm, sagt Balbin, als herrschte in ihrem Collegium die Pest; wurden sie aber von diesen Geistlichen in ihren Häusern besucht, so stürzten sie zur Hinterthüre desselben hinaus, oder hielten sich wo in einem finstern Winkel so lange verborgen, als jene bei ihnen verweilten" b). —

---

a) Dogmata catholica edoctus, paulo post veritatem melius, quam paulo ante aquas combibit." — Ibidem.

a) Nihil humanius, nihil mitius illa puerorum aetate fuisse, suosque Praeceptores in matrum loco habuisse. — Ibidem pag. 67. —

b) Eo usque odium Nostri excreverat, ut, velut pe-

Das äußerlich stille und friedsame Verhalten dieser Abtrünnigen war, zufolge der Meinung unsers Annalisten, auch nur eine Folge der Furcht, die sie vor der großen Gewalt und den strengen Ahndungen ihres Fürsten gefühlt. Zeigte sich aber in den damaligen Religionskriegen für sie nur ein Strahl der Hoffnung, die Partei der Katholiken dürfte unterliegen: so brach ihr zurückgehaltener Mißmuth und Groll gewaltig und brausend hervor, und ließ es die Katholiken früh genug fühlen, was sie für ein Schicksal erwarte, wenn das Kriegsglück den Waffen ihrer Religionsverwandten ungünstig seyn sollte. So verbreitete sich im Jahre 1626 im Anfange Mai in unsrer Gegend das falsche Gerücht: „Mansfeld habe die kaiserlichen Truppen aufs Haupt geschlagen, und werde bald diese Fluren betreten." Sogleich jubelten allePicarden; Mansfelds Name ward in allen Wirthshäusern bis zum Himmel erhoben, und im unzeitigen Rausche allerlei Pläne entworfen, deren Verwirklichung aber die gütige Vorsicht zum Heile der Katholiken nicht zuließ. — Denn es zeigte sich bald, wie falsch das Gerücht war; weil des Kaisers siegendes Heer Mansfelden und seine Söldlinge weithin von unserem Lande vertrieb. —

Ein böser Geist wollte jedoch, daß diese Heterodoxen gerade wieder in ein entgegengesetztes Extrem geriethen, und wieder voreilig von dem siegreichen kaiserl. Heere ihre gänzliche Vertilgung erwarteten. Um diese von sich zu entfernen, wollten sie das Aeußerste wagen, wozu sie die bei ihnen verborgenen Pastoren fleißig aufmunterten. Alles, was in unsrer Gegend lutherisch gesinnt war, rüstete sich zum Kampfe, da doch nur ein chimärischer Feind, nehmlich den sich ihre erhitzte Einbildungskraft vorgaukelte, wider sie los zog. Die ersten, sagt Balbin, waren die Bauern aus dem Dorfe Witinowes a), die auf den Trommelschlag und das dumpfe Geläute der Glocken die Waffen ergriffen, mit Wällen sich verschanzten, einen Anführer wählten und zum Kriege sich übten. Die Gefahr zeigte sich groß; ein ansteckender, verderblicher Aufruhr würde sich weit verbreitet haben, wenn nicht die wachsamen Beamten bei Zeiten diese Aufwiegler aller Orten theils durch Drohung, theils durch Bitten und freundliche Vorstellungen besänftiget und zur Ordnung wieder zurückgeführt hätten a). —

Man siehet hier deutlich, wie ein allzustarker Druck so leicht fürchterliche Explosionen verursachet, deren Hemmung dann nicht so leicht ist. —

Diese verderbliche Spannung unter den Protestanten und Katholiken, diese ihre wechselseitige Anfeindung dauerte hier noch lange Jahre hinfort, und führte mitunter Unthaten herbei, an die man itzt noch mit Abscheu zurück denkt. — Lange wollte man nicht die Wahrheit erkennen, daß mit dem Schwerdte religiöse Streitigkeiten entscheiden, mit Kerker und Banden den Glauben predigen wollen, immer seines Zweckes verfehle, und nur Heuchler und keine Gläubige mache b). Endlich näherten sich allmählich einander die Gemüther; so wie die wilden Leidenschaften schwiegen, wie das Mißtrauen, Mißverständniß, Streitsucht und Nichtkenntniß der guten Sache beseitiget wurde: fiel die Scheidewand, die sie trennte, von selbst, und so ward denn unter allen Bewohnern der besagten Gegend eine religiöse Harmonie begründet, die jetzt noch zur Freude aller Gutdenkenden hier fortwährt, und mit Gottes Hilfe immer fortwähren wird c). —

---

stilentia in Collegio regnaret, ad occursum nostrum velut male opinatum plerique diffugerent; si domi adirentur, ejiciebant se per alteram aedium partem, aut obscuro in loco, dum abirent, clausi latebant. — Ibidem pag. 76. —

a) Ein Dorf auf der nunmehrigen Kameraladministrationsherrschaft Milczowes, 1 Stunde von Gitschin gelegen, welche Herrschaft der Fürst von Waldstein den Gitschiner Jesuiten im Jahre 1624 zu ihrem nöthigen Unterhalt anwies. —

a) Primi in pago nostro Witinowes Rustici tympanis pulsatis, aere campano lugubriter per pagos sonante excita, arma corripiunt, vallis se se muniunt, et duce lecto vigilias obeunt, bello exercentur; ingens apparebat periculum, et contagio rebellionis pervenisset ad plures, nisi propere nostrorum et vicinorum Praefectorum diligens cura partim motu, partim praecibus et amicis colloquiis sedasset et ad officium reduxisset turbatos. — Ibidem pag. 78.

b) Man sehe die vortreffliche Schrift: „Friedensworte an die katholische und protestantische Kirche für ihre Wiedervereinigung." Salzbach 1810. — Sie ist ein mächtiges Hilfsmittel zur Erzielung dieser Vereinigung. —

c) Selbst einige Prediger der akatholischen Kirche bekannten sich später zum katholischen Glauben, wie dieß unsere Annalen vom Cyprian Rokyta, einem hussitischen Priester, und Johann Sevitius, einem calvinischen Prediger, dessen Gelehrsamkeit sehr gerühmt wird, bezeugen. — —

Jeder Freund der guten Sache, und wahrer Verehrer der christlichen Religion wird hier mit mir gewiß den Herzenswunsch hegen: Möchte doch bald die Zeit kommen, die diese religiöse Harmonie in allen Ländern emporbrächte! Alles gegenseitige Mißtrauen würde dann schwinden, und an seine Stelle der schönste Gemeinsinn treten. —

(Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Drohobitsch in Galizien. September.

Mineralien.

Hier sende ich Ihnen einige Anbrüche aus den Gruben einer Privatgewerkschaft bei Truskawitz auf der Kameralherrschaft Drohobitsch. Das Gebirge ist Flöz. Vorwaltend sind Mergel, wechselnd mit Thon und Gyps, doch ohne regelmäßige Stratification. In dem Mergel brechen beikommende Schwefel, grün, gelb, braun, derb, eingesprengt und in kleinern und größern Kristallen der gewöhnlichen Form in Druſenräumen in Gesellschaft von weißarmer ins bläuliche fallenden, in sehr kleinen vierseitigen Tafeln und wie es scheint auch Würfeln kristallisirten, strahligen Galmei auch hie und da eingesprengtem und kristallisirten Steiglanz. Ein seltner, geognostischer und was den Schwefel betrifft, bis ist unbekannter Verein. Man hat bis 17 Klafter tief abgeteuft und viel mit Wasserneth zu kämpfen. Alle Arbeiter klagen sehr, wenn sie auf Wasserklüfte stoßen, über das herausspritzende Wasser, das, wenn es die Augen trifft, Schmerz und Entzündung verursacht.

In der Nähe ist ein sehr flüßiges Bergoel. Man hat es durch einen 5 Klafter tief abgeteuften Schacht erreicht und schöpft es. Es fließt in großer Menge zu, so daß man auf seinen technischen Gebrauch denkt. Zu Wagenschmier ist es zu flüßig, aber in den Gruben als Licht-Material tauglich. Destillirt giebt es eine ungemein reine Naphta. Nach Lemberg sind 50 Centner bestellt, um einen Versuch zur Straßenbeleuchtung zu machen. Es entwickelt in der Grube außerordentlich viel Stick-Schwaden, so daß in der besten Zeit die Arbeiter nicht länger als 6 Minuten in wärmerer Temperatur aber gar nicht aushalten können. Wirklich sind schon mehrere zu Grunde gegangen, so daß man für ist genöthigt ist den Schacht seinem Schicksal zu überlassen. Doch schöpft man das Bergöl fleißig.

Anekdote.

Der musterhafte Postmeister in Piemont.

Als wir in Arona (zwischen Alessandria und Turin) im September 1815 Pferde wechselten, (erzählt ein Reisender *) kam ein junger wohlgekleideter Mann an unsern Wagen, kündigte sich als der Postmeister an, und fragte, ob wir sogleich Pferde haben wollen. Ich bat ihn erst den Wagen schmieren zu lassen, und so nöthigte er uns unterdessen auszusteigen, und bei ihm, in einem freundlichen Häuschen, so lange zu verweilen. Wir nahmen seine Einladung an, und fanden ein Zimmer, was dem freundlichen Hause entsprach; als wir uns gesetzt, fragte er uns, ob er uns nicht mit etwas aufwarten könnte, und meine Reisegefährtinnen baten um Kaffee, Brod und Butter, und ich um Eil. Er gieng sogleich in die Küche, um das nöthige anzuordnen, und kam darauf mit einer Frau und einem Kinde zurück, die er uns als die Seinigen vorstellte. In kurzer Zeit erschien ein trefflicher Kaffee, und das Kaffeezeug war höchst elegant; die Frauen machten sich fröhlich darüber her, wir fanden den Kaffee, Butter und Brod vortrefflich, nur die Milch wollte nicht zureichen, und die Frauen baten sich von ihr noch mehr oder an die Stelle frische Eier aus; der Postmeister gieng deßhalb hinaus, kam aber mit der Antwort zurück, es sey leider beides nicht vorhanden, und er und seine Frau drückten recht sehr ihr Bedauern über diesen Mangel aus. Ich hatte während des Frühstücks mich mit dem Manne in ein Gespräch eingelassen, was sehr bald auf politische Gegenstände übergieng, und ich fand, daß er ein sehr gebildeter, vorurtheilsfreyer und sehr wohl unterrichteter Mann war; er sprach mit Wärme über den Zustand seines Vaterlandes, aber ohne Sansculottismus und Animosität; ich bekam eine hohe Achtung für ihn. Endlich waren die Pferde angespannt, und ich fragte, was ich schuldig sey? Zu meinem Erstaunen hörte ich, daß er durchaus nichts annehmen wollte, er habe kein Gasthaus, er sey ein vermögender Mann, und es mache ihm eine Freude, gebildeten Reisenden gefällig zu seyn. Diesem fügte er noch eine Entschuldigung hinzu daß er nicht alle unsre Wünsche befriedigen können. — Nicht wahr, ein Phönix unter den Postmeistern? —

*) Kieſewetters Reise nach Paris. II. 1816. S. 6.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 50. Oktober.

Staatswissenschaft.

Ist die Einführung der Maschinen unbedingt zu rathen?

In der Wiener Zeitung Nr. 226 l. J. wird unter dem Artikel: „Vermischte Nachrichten" das Verhältniß der engl. Maschinen zum Staatswohl zur Sprache gebracht, ein Gegenstand, der von eben so wichtiger Bedeutung, als großem Umfang in allen seinen Beziehungen ist. Obgleich wir diese, tief in das Leben der Nationen eingreifende Sache nicht geeignet halten, in einer kurzen Notiz abgehandelt zu werden; so glauben wir doch in wenigen leichten Zügen unsere Meinung hier sagen zu dürfen, um sie den Umrissen jener Aeußerung entgegen zu stellen, die, wie es uns scheint, zu unrichtigen Vorstellungen über das Leben der Staaten führen, und mannigfache üble Folgen nach sich ziehen könnten. —

Vor Allem glauben wir den bekannten Satz in Anspruch nehmen zu dürfen: daß, wenn von Beförderungsmitteln der einzelnen wie auch gemeinsamen Glückseligkeit die Rede ist, keine Allgemeingültigkeit statt finden kann. Eine Maaßregel kann an einem Orte nützlich und an dem andern schädlich seyn; und sie kann an einem und demselben Orte bis auf einen gewissen Punkt sehr wohlthätig; und über die Schranken, welche das natürliche Verhältniß der Mittel zum Zwecke begränzen, hinaus, sehr nachtheilig werden. Die Betrachtung über die Nützlichkeit der Maschinen müßte man demnach in zwei Theile scheiden, nämlich: über den Nutzen der Erfindung und Anwendung derselben überhaupt, und dann über ihre Anwendung in einem bestimmten Staate.

Die Nützlichkeit der Erfindung und Anwendung der Maschinen überhaupt, bezieht sich, so wie alle menschliche Arbeit, welche sie vertreten sollen, auf das Bedürfniß. Wenn es Niemand gebe, der die Produkte bedarf, die sie erzeugen, so wäre die Produktion nutzlos und überflüssig. Die Bedürfnisse der Menschen aber beruhen auf der Arbeit, nur wer durch seine Arbeit viel erwirbt, wird auch viele Bedürfnisse befriedigen können. — In dieser von der Vorsehung so weise zum Vereinigungsbande der Menschen gefügten Wechselwirkung zwischen Bedürfniß und Arbeit, liegt die Gränze von der Nützlichkeit zur Schädlichkeit der Maschinen. Wenn diese alle menschliche Arbeit entbehrlich machten, womit sollten dann die müssigen Menschen die Produkte der Maschinen austauschen? — Was in dieser äußersten Ausdehnung die Sache in sich selbst zusammenstürzen machte, wird nach den verschiedenen vorhandenen Graden derselben, die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Anwendung bestimmen.

In einem Staate also, wo noch irgend ein Gewerbe zu seiner Vervollkommnung und Ausbildung mehr Menschenhände bedarf, als sich bis dahin demselben gewidmet haben, oder wo die Bedürfnisse der Nation an Manufakturen nicht ganz und nicht vollkommen befriedigend erzeugt werden, da möchten die Maschinen auch für den Staat nützlich sich bezeigen; denn sie setzen die ersparten Menschenhände darum noch nicht aus der Arbeit, sondern sie drängen sie nur zu einer anderen Gattung Gewerbe hin,

wo sie bisher gefehlt haben; sie wecken den Gewerbfleiß und bringen die Vervollkommnung der Produkte hervor; die Bedürfnisse werden aber dadurch in einem Staate nicht geschmälert, weil es noch keine müssigen Hände giebt.

Die Schädlichkeit der Maschinen tritt aber in einem Staate ein, wenn sie Menschenhände ersparen, die dann müssig bleiben; wenn die Manufakturen und der Ackerbau auf einer hohen Stufe von Cultur sich befinden, so daß sie die Bedürfnisse der Nation vollkommen befriedigen, und die Maschinen dann überflüssige Produkte erzeugen, welche in einem Staate um so weniger Absatz finden können, als die Bedürfnisse im Allgemeinen durch die entstandenen nahrungslosen Menschen vermindert werden. In diesem Falle bringen die Maschinen nicht nur eine überflüssige Arbeit hervor, sondern sie machen auch die Menschen überflüssig, die sie brodlos gemacht haben; sie schaden demnach der Bevölkerung, indem sie nothwendig Auswanderung zur Folge haben müssen. Die übrigen Mißverhältnisse und convulsivische Verzerrungen nicht zu gedenken, welche in einem Staate der Auswanderung eines Theiles seiner Bevölkerung gewöhnlich vorangehen. — Der Absatz an das Ausland von jenen erzeugten Waaren, welche in einem Staate nicht verbraucht werden können, ist nicht so wünschenswerth, um damit die Gefahren aufzuwiegen, welchen die Bevölkerung des Staates durch den Ueberfluß an Produkten mittelst der Maschinen ausgesetzt ist. Denn dieser äußere Absatz ist unzuverlässig, er macht die Nation von den äußern Verhältnissen abhängig, jede politische Veränderung kann der Absatz stören, und die Produktion hemmen; die Nation wird in die Angelegenheiten anderer Völker verwickelt, und ist dadurch oft zu größeren Kraftanstrengungen genöthigt, als ihr der ausländische Absatz an Macht einzubringen vermag.

Die Nützlichkeit der Anwendung bei einem bestimmten Staat wird sich nun um so leichter zeigen. Man nehme England an, das unter allen Staaten die höchste Stufe in der Anwendung der Maschinen erreicht hat. Sie haben ihre Entstehung dem System der engl. Regierung zu verdanken, die auf eine ungeheure Produktion ihre Macht gegründet hat, indem sie mit ihren Waaren alle Welttheile überschwemmte und dagegen Dinge eintauschte, welche ihr beschränkter Boden in Europa ihr nicht gewähren kann, und folglich einen Vorrath an allen Produkten, einen Reichthum und eine Macht sich verschaffte, womit sie die Welt in Staunen setzte. Ganz England wurde gleichsam zu einer großen Manufaktur- und Handelsstadt der Welt gemacht, die wenn sie gedeihen sollte, zu den übrigen Staaten in demselben Verhältniß stehen mußte, wie die einzelnen Städte zu ihrem sie umgebenden flachen Lande sich verhalten. Wenn nun aber den anderen Staaten dies Verhältniß der rohen Produkten-Erzeugung gegen den anmassenden Einfluß der großen Manufaktur-Stadt nicht behagen möchte; wenn sie ihre Bedürfnisse an Manufakturen nach und nach alle selbst erzeugen, wie es damit wirklich überall und immer weiter vorwärts geht: was soll dann die Stadt, die mit ihrer übermäßigen Bevölkerung und ungeheuerem Vorrath an Manufakturen von dem verbrauchenden Lande getrennt wird, beginnen? — Wird sie auch dann ihren Reichthum, ihre Macht erhalten, wenn sie für ihre überflüssigen Waaren keinen Umtausch findet, der ihr Produkte für ihre Kraftäußerung verschaffte? — Die Städte gedeihen nur da, wo sie durch das Bedürfniß des Landes gebildet worden sind. Diejenigen Städte hingegen, welche in Hoffnung auf ausländische Bedürfnisse, oder durch einen zeitweiligen Verkehr mit fremden Nationen entstanden sind, haben nur ein kurzes prekäres Leben. Man sieht dies so häufig an den Gränz-Städten. — Die Produktion der Maschinen in England ist auf das Ausland berechnet. So wie das Ausland ihre Erzeugnisse nicht nehmen mag; so drücken sie ihre eigene Bevölkerung darnieder, und eine große Veränderung müßte diesem Reiche nahe bevorstehen, wenn die Cultur der anderen Welttheile, wohin England größtentheils seine Waaren sendet, sich so schnell denken ließe, wie die Cultur des europäischen Continents vorwärts schreitet. Einen Vortheil hat jedoch England vor allen übrigen Völkern voraus, welche etwa auf ein gleiches Maschinen-System, ihren Reichthum zu gründen ver-

ſuchen möchten; es beherrſcht nämlich die Schifffahrt, und hält dadurch den Welthandel in ſeinen Händen. Unter den mannichfachen Vortheilen, welche ihm dieſer gewährt, iſt ſicher dieſer der größte, daß es dadurch im Stande iſt, ſeine Produkte überallhin an die bedürfenden Völker zu bringen.

Wir glauben mit dieſen wenigen Zügen gezeigt zu haben, daß die Anwendung der Maſchinen nicht unbedingt nützlich iſt, und daß nur dann, wenn die Noth der Menſchen, welche dadurch brodlos werden, wirklich nur vorübergehend iſt die Nützlichkeit der Maſchinen nicht beſtritten werden mag. Man muß aber dabei wohl auf der Hut ſeyn, daß die Nützlichkeit der todten Stellvertreter nicht ſchneller vorübergehend, als die Noth der lebenden Arbeiter ſeyn möchte! — Die Revolutionen haben ſich auch in der neueſten Zeit nicht ſo bewährt, daß man eine Revolution des Handels und der Induſtrie wünſchenswerth finden ſollte. Mit dieſer Idee, in ſo ferne man unter dem Worte Revolution gewaltſam ſchnelle Reformen verſteht, ſind wir nicht einverſtanden, ſo wie wir auch nicht glauben, daß man die Entfernung des Welthandels von Italien, durch den gefundenen Weg um das Vorgebirg der guten Hoffnung, ſo nennen kann, da dieſe Veränderung weder gewaltſam noch ſchnell geſchehen iſt, ſondern allmählig aus dem natürlichen Vortheil des leichtern Weges entſtand. — Der Menſch muß allerdings die Zukunft durch die Vergangenheit an ſeine Gegenwart knüpfen, wenn er ſich ſelbſt und andere wohl berathen will, allein er verſteht dieſe Zeiten nur dann recht, wenn er die Geſchichte mit dem inneren Auge auf Gott gerichtet, lieſt, und den Pfad der Natur verfolgt! —

W—

2.

Noch ein Beitrag zur Beantwortung der Frage: Soll die Woll-Ausfuhr verboten werden?

(Man vergleiche Nr. 18 und außerordentl. Beilage zum Hesperus Mai Nr. 4.)

Am 26. Juli 1816 wurde der Wollmarkt zu Lewes (in Suſſexſhire) gehalten, und es fand ſich daſelbſt eine große Anzahl Eigenthümer und Landleute ein. Am Ende des bei dieſer Gelegenheit gegebenen Mahles machte der Präſident, Lord Sheffield, ſeinen jährlichen Bericht. Er bedauert über den gegenwärtigen Zuſtand des Wollhandels keine befriedigende Nachrichten geben zu können. Er bemerkte, daß die Erzeugung der feinern Wolle bedeutende Fortſchritte gemacht, indeſſen der Preis wegen der übertriebenen Einfuhr fremder Wolle ſehr geſunken ſey. Dann gab er noch folgende Umſtände an: die große Menge der vorräthigen Landeswolle übertrifft weit den Bedarf der Manufakturen auch in ihrem blühendſten Zuſtande. — Oft iſt die Wolle, auch ehe ſie in dem Uebermaß aus der Fremde eingeführt wurde, 3 bis 4 Jahre in den Händen der Landbeſitzer geblieben. — Man kann in unſerm Lande Wolle von der feinſten Gattung haben. — Die Zucht der ſpaniſchen Schafe hat ſich in Frankreich, Deutſchland und Ungarn zum Erſtaunen vermehrt. — Die Menge der eingeführten fremden Wolle war im Anfange des vorigen Jahrhunderts, wo die Wollenfabriken ſehr blühend waren, im Durchſchnitte ungefähr 800,000 Pfund. Seitdem iſt ſie außerordentlich geſtiegen und betrug in den beiden letzten Jahren allein in England 30 Millionen Pfund. — Es liegen jetzt ungeheure Quantitäten Wolle in England angehäuft und es ſind noch eben ſo große Vorräthe in Deutſchland und Spanien bereit, in unſer Land geſchickt zu werden, ſobald nur irgend ein Anſchein iſt, daß der Preis höher gehen wird. Jetzt iſt die Maſſe der feinen Wolle in den Magazinen ſo groß, daß gar nichts dafür geboten wird. Die Zulaſſung eines Artikels, der aus allen Theilen der Welt kommt, verhältnißmäßig keinen Lazen, keinem Zehnten, keinen Abgaben unterliegt, und mit den Produkten des eigenen Landes in Concurrenz ſteht, iſt gegen alle Grundſätze der Gerechtigkeit, und alle nothwendige Maaßregeln, welche auch in Hinſicht aller übrigen Naturprodukte und Manufakturarbeiten dieſes Landes angewendet werden. — Wenn die feinern Wollarten ſchlechter werden, ſo muß dieſes mehr den gegenwärtigen Umſtänden und der Seltenheit des baaren Geldes, als der

fremden Einfuhr zugeschrieben werden. — Der Lord legte über jeden seiner aufgestellten Sätze Beweise und zuverläßige Berichte vor, die er nebst dem, was er schon sonst über diesen Gegenstand gesagt hat, öffentlich bekannt machen wird. Unter mehreren vorgeschlagenen und einstimmig angenommenen Beschlüßen, wurde auch eine Bittschrift an das Unterhaus beliebt, daß eine mäßige Abgabe auf die Einfuhr fremder Wolle gelegt werden möge, um den Landbauer in Erzeugung eines so wichtigen Produktes zu schützen, und ihn in den Stand zu setzen, auf unsern Märkten mit den fremden Wollarten aushalten zu können, welche unseren Manufakturen gar nicht nöthig sind.

Ein Theil dieser Behauptungen steht im Widerspruch mit denen, welche in den obencitirten Numern vorkommen. Es wäre überhaupt zu wünschen, daß ein Mann, wie Herr von Ehrenfels, diese Angaben würdigte, das Wahrscheinliche und Anwendbare für uns daraus deducirte und besonders unsre Fabriken zu überzeugen suchte, von denen im Ernst mehrere der Meinung sind: daß, wenn die Wollausfuhr verboten würde, sie wohlfeiler dieselbe kaufen würden, folglich wohlfeilere Waare liefern und daher nicht nur eher Absatz im Auslande finden würden, sondern dieses sich sogar genöthigt sehe, von uns zu kaufen, weil in Ermangelung unsrer Wolle in der ausländischen Tuchproduktion ein Deficit entstehen müßte, das wir decken und dadurch nöthigen würden, die Waare bei uns zu nehmen, welche auswärts fehle.

Lesefrucht.

1.

Regentenwitz.

Kaiser Maximilian I. charakterisirte die Regierung seiner Zeit also: der König von Frankreich sey ein König der Esel; denn was er seinen Unterthanen auflege, tragen sie schweigend. Englands König sey ein König der Menschen: diese tragen und gehorchen nur dann, wenn das Rechte und Billige gefordert wird. Der römische Kaiser aber sey ein König der Könige: denn die Reichsstände thun nur das, was ihnen beliebt.

2.

Diplomatische Antwort.

Ein französischer Gesandter begehrte vom Karl dem 5ten das Herzogthum Mailand. Karl antwortete mit einem schönen Doppelsinn: was mein Bruder der König von Frankreich will, das will ich auch.

3.

Fürstenscherz.

Pfalzgraf Casimir war als Administrator der pfälzischen Lande der vertraute Freund Christian I. Kurfürsten von Sachsen. Bei einem Besuch in Dresden hatte Casimir seinen Marschall Bok v. Trautmannsdorf bei sich, der nach dortiger Zeitsitte des Weins ungemein viel und schön getrunken. Der Kurfürst bemerkte gegen den Pfalzgrafen scherzend, welch tüchtigen Zecher er zum Marschall habe! Schnell erwiederte dieser dem Reichsmarschall: das müssen die Marschälle alle seyn, darum bist du mein lieber Bruder Christian, Erzmarschall.

4.

Der wahre Fürstenrang.

Auf einem Fürstentag entspann sich Streit und Zwietracht über den Rang der zum Rath anwesenden Herrn. Da stand Herzog Eberhart im Bart genannt von Würtemberg (reg. von 1459 bis 1495), wegen seiner Weisheit und Redlichkeit noch heut verehrt, auf und rangirte die Sitzung mit folgenden Worten: Gerne will ich unten an, oder wenn ihr wollt, gar hinter dem Ofen sitzen, wenn nur Ihr Oberen etwas Verständiges und Nützliches beschließt.

5.

Der saure Bescheid.

Unter Herzog Friedrich im Lande Würtemberg, welcher von 1593 bis 1608 regierte, wuchs einst ein so saurer Wein als Anno 1813 in Oesterreich. Von allen Kanzeln ertönte die Versicherung: dieser Mißwachs sey ein recht augenscheinliches Strafgericht Gottes für unsere Sünden. Einige Prediger, die im sauren Wein nicht büßen wollten, wandten sich an den Herzog mit der motivirten Bitte: sie seyen Seelsorger, die einen guten Magenwein vonnöthen hätten; man möchte ihnen ihren Deputatwein von einem früheren Jahrgang geben. Der Fürst gab den kurzen Bescheid: „Mit gesündigt, mit gebüßt!“

6.

Die Merkmale guter Fürsten.

Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen pflegte zu sagen: Treue Erfüllung des gegebenen

Worts, sichere Straßen und gerechte Münze sind die Merkmale eines guten Fürsten.

7.

Der Welt politischer Kreislauf.

Johann Geiler von Kaisersberg Anno 1500 Prediger zu Straßburg bezeichnet den Weltlauf also: Friede macht Reichthum, Reichthum Uebermuth, Uebermuth bringt Krieg, Krieg bringt Armuth, Armuth macht Demuth, Demuth macht Frieden.

8.

Dichtergrobheit.

Der deutsche Dichter Konrad Celtes *) getraute sich schon Anno 1500 auf Kosten der Fürstenbildung zu sagen: „schwache Regenten gleichen den Orgeln, welche nicht pfeifen, wenn nicht ein anderer einbläßt.“ Noch gröber war er gegen den Adel. Der alte Adel, sagt er, habe sein Verdienst auf Eselshaut; der neue, weil dieses alte Thier nicht genug Kinder zeugt, begnüge sich mit Schöpsenfell; die armen Dichter schreiben in schlechten Versen ihr Diplom selbst auf schwarzes Lumpenpapier.

9.

Staatsbündnisse.

Der Stadtmeister Jacob Sturm zu Straßburg, als er sah, wie schnell die Zahl der Genossen des schmalkaldischen, damals auch heiligen Bundes, sich vermehrte, sagte: „je mehr unserer werden, je schwächer wir werden.“

10.

Das Gift der Politik.

Johann Gruter Anno 1620 Professor zu Heidelberg pflegte zu sagen: „jedermann schilt den Machiavel, und jedermann practicirt ihn.“

11.

Die Eselbank der Gelehrten.

Heinrich Lorit von Glarus gelebt im 16ten Jahrhundert, zeichnete sich durch seine großen historischen, philologischen und mathematischen Kenntnisse aber auch durch Witz und Schwank unter seinen Zeitgenossen aus. Die Professoren von Basel, Doktoren von Profession, verweigerten dem nicht promovirten Doktor Lorit bei ihren Versammlungen, Rang und Sitz in ihrer Mitte. Der lustige Lorit überließ sich dagegen bei Gelegenheit einer Doktorpromotion in Basel seiner guten Laune und ritt auf einem Esel gerade in den Hörsaal. Unwillig und erstaunt forderten die Professoren Erklärung. Ruhig antwortete Lorit: da ihr mir keinen Sitz in eurer Mitte billigen wollt: so habe ich mir selbst einen Doktorstuhl verschafft. — Ein deutscher Fürst fragte ihn einst, wie er lebe? „Fürstlich“ antwortete er; „denn ich habe Essen und Trinken genug und dabei viele Schulden.“

12.

Die Liquidirung als Rechenkunst.

Kaiser Maximilian I. liebte den Witz und ließ einst durch einen jungen Edelmann von einer Stadt 50 tausend Gulden Brandschatzung einheben. Dieser leichtfüßige Rittersmann trieb die 50 tausend bei, gab aber den kaiserlichen Rentmeistern, wie sie damals hießen, nur 30 tausend. Die Anzeige kam vor den Kaiser und der junge Held wurde deswegen in die Sitzung der Rentmeister geladen, wo der Kaiser selbst präsidirte. Ohne Anstand gestand der junge Mann 50,000 statt abgegebener 30,000 fl. erhalten zu haben; er bot sich auch an diese 50 tausend zu verrechnen und seine Rechnung zu liquidiren; denn ich habe ein gutes Gewissen, setzte er hinzu, nur bin ich im Rechnungswesen ganz unerfahren. Ich bitte deshalb Euer Majestät, fuhr er fort, diese geschickten Herrn da anzuhalten, daß sie zuerst in meiner Gegenwart ihre Rechnungen legen, damit ich von ihnen lerne, wie sie ihren Abgang liquidiren. Maximilian den Sinn dieser Rede wohlgefaßt und Scherz und Witz liebend, entband den requirirenden Rittersmann der weiteren Verantwortlichkeit, schickte ihn aber wegen seiner Rechnungskunst nicht wieder auf Requisitionen.

13.

Der Amtmann in seiner Wichtigkeit.

In Sachsen wurde durch ein strenges Edikt das Fluchen verboten. Die Bauern kamen zum Amtmann und baten doch wenigstens einen guten reputirlichen Hausfluch zu erlauben, weil ansonst das Gesinde nicht mehr zu regieren seye. Und welchen? war die rauhe Frage? — „Die Pestilenz“ thäten wir bitten, die ist ja keine Gotteslästerung.“ Je nun, sprach der Amtmann, die Pestilenz will ich euch bewilligen und wenn sie euch nicht genügt, so könnt ihr meinetwegen auch noch die Franzosen dazu nehmen.

14.

Die als Feldtrompeter personifizirte Lebensweisheit.

Prinz Moritz v. Oranien stand in seinem Lager vor Gertrudenburg unangreifbar verschanzt. Als einst sein Trompeter zu dem feindlich spanischen Befehlshaber Grafen von Mannsfeld geschickt wurde,

*) Man sehe außerordentliche Beilage zu Hesperus, Mai Nr. 4.

sprach dieser höhnend: „Euer General verräth große Furchtsamkeit, da er sich mit solchen Schanzen umgiebt. Als junger Kriegsmann soll er hervortreten und sich fein im freien Felde versuchen. Hinter den Schanzen giebt es keine Ehre.“ Sehr artig erwiederte der lebensweise Trompeter: „Gnädiger Herr! der Prinz fürchtet sich gewiß nicht; aber er möchte halt auch gern so ein alter Kriegsmann werden, wie Euer Gnaden sind.“

C—s.

Debatten und Berichtigungen.

Berichtigung einiger Angaben in André's kurzem Abriß der Geographie des österreichischen Kaiserthums (Prag 1814.) Von Dr. Rumy in Keszthely.

Zu S. 4. Ungarn ist nicht 3490 sondern (nach der genauen Lipsky'schen Karte) 4051 Q. M. groß. 1) Für Siebenbürgen und die Militärgränze sind 1120 Q. M. zu viel angegeben: Liechtenstern giebt nur 800 an, Eder und Ballmann 730, Lebrecht 732, Marienburg 730, dagegen die Zeitschrift von und für Ungarn (ohne Nennung ihrer Quelle) 1122, die Lipsky'sche Karte besitze ich wegen ihrer Kostbarkeit leider nicht und eine Berechnung darnach ist mir nicht bekannt. 2) Das Erzherzogthum Oesterreich ist unstreitig größer als 500 Q. M, Liechtenstern und die vaterländischen Blätter geben 586 an. 3) Steyermark allein über 400 (nach Liechtenstern 411 ½), und Kärnthen 200 Q. M. 4) Böhmens Größe dürfte zwischen 950 und 960 Q. M. betragen, Liechtenstern giebt nur 651 ½ an. 5) Mähren allein ist über 400 Q. M. (nach der Müller'schen Karte 418) groß. 6) Zu S. 6 Woher hat Hr. A. die Angabe, daß Ungarn mit Kroatien und Slavonien ohne die Militärgränze 21,700000 Joch Ackerland besitzt? Nach der Josephinischen Conskription hatte es ohne die banatische Militärgränze bloß 5,632,888 Joch, mit derselben nimmt man 5,897,218 Joch an. 5 Millionen und 22 Millionen sind eine zu große Differenz. 7) Das Weinland in Ungarn beträgt nicht 850,000 sondern 911,176 Joche. 8) 130,000 Joch Wiesen sind für Ungarn, Kroatien und Slavonien unstreitig zu wenig; vielmehr kann man 1,486098 Joch annehmen (wie ich in meinem geographisch-statistischen Wörterbuch des österreichischen Kaiserstaats that) also noch etwas mehr als Schwartner und Grellmann. Hr. André nimmt für Galizien mehr Wiesenland an als für Ungarn und hat darin unstreitig gefehlt. 9)

S. 9 sollte anstatt Pobrad stehen Poprad oder Poper.

S. 11 sollte anstatt Töplitz der slavischen Etymologie und Orthographie gemäßer Teplitz stehen. Außer dem Bartfelder Sauerbrunn hätten von den Sauerbrunnen in Ungarn wenigstens die zu Neulublau, Füred und Tapmannsdorf angeführt werden sollen. Die berühmten warmen Bäder zu Ofen, Großwardein und Pötvön hätten nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen. 10)

Zu S. 13. Ich habe die Pferde in Gallizien, in welchem ich mehrmals Reisen machte, weder klein noch schnell, aber allerdings von großer Dauer gefunden. Sie sind von einem größeren Schlag als die ungrischen. 11)

Zu S. 15. Auch an den Seen in Ungarn findet man Biber. 12) Die Krametsvögel sind im nördlichen Ungarn nicht seltener als in Slavonien und Galizien. 13) Ebendaselbst und in Galizien werden auch viele Seidenschwänze gefangen und gegessen. Nicht bloß in der Donau sondern auch im Plattensee fängt man viele Welse. Ein eigener geschätzter Fisch des Plattensees ist der Zander oder Zahnfisch (Fogas). 14)

Zu S. 16. Die Bienenzucht in Ungarn ist auch nicht unbeträchtlich, könnte und sollte aber viel bedeutender seyn. Die Summe des jährlichen Ertrags an Getreide in Ungarn ist viel zu hoch auf 60 Millionen Metzen angeschlagen, auch Gallizien erzeugt schwerlich 30 Millionen. 15)

S. 17 sollte zur Vermeidung jedes Irrthums anstatt Pfeffer stehen: spanischer oder türkischer Pfeffer (Cayenne-Pfeffer). 16) Slavonien hat verhältnißmäßig mehr Pflaumenpflanzungen als Ungarn. 17)

Zu S. 18 der bedeutende Flachsbau in der Zipser Gespanschaft hätte nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen. 18) Nur dem ungrischen Tabak schreiben Kenner Güte zu, (den slavonischen, croatischen und siebenbürgischen mit eingeschlossen), nicht dem in andern österreichischen Provinzen erzeugten. 19)

S. 20. Natürliches Glauberſalz ist in Ungarn nicht selten, sondern in verschiedenen Sümpfen mehrerer Gespanschaften häufig, und wird auch gewonnen. 20) Die Porcellanerde fehlt auch in Ungarn nicht. 21)

Zu S. 21. Ich zweifle, daß in Mähren ächter Meerschaum (leucophrum), der Natolien eigen ist, gefunden wird, und werde es nicht eher glauben, bis der geschickte Mineralog Hr. André diesen angeblichen Meerschaum einer Analyse unterwerfen und wirklich als Meerschaum bewähren wird. Demian gibt in seiner Statistik von Ungarn auch für Ungarn Meerschaum an, aber jeder Mineralog in Ungarn weiß, daß in diesem Lande kein Meerschaum gefunden wird. 22) Kalkfieter ist ein Druckfehler für Kalksinter. Torf ist in Ungarn sehr häufig. Bergöhl findet man nicht bloß in Siebenbürgen, sondern auch in Ungarn (bei Pekleniza) und in der Bukowina.

(Die Fortsetzung dieser Berichtigungen ein ander Mal.)

Anmerkungen.

1. Ich weiß nicht, wie Hr. R. aus der Lipszkyschen Karte 4051 □ Meilen herausbringt. Lipszky selbst giebt auf der 9. Tafel seiner Karte an:

1. Ungarn mit dem Czaikisten-Distrikt ohne Banat	(rund 3490)	3489	□ M.
2. Banat mit Militärgränze	(— 540)	539	
3. Slavonien — —	(— 300)	295	
4. Kroatien mit Ungrischem Küstenland und Mil. Gr.		467	
		4790	

Also für gesammte Ungrische Länder nicht 4051 wie Hr. Rumy mit Beziehung auf Lipszky, angiebt, sondern 739 Meilen mehr, nemlich 4790 □ Meilen.

Meint aber Hr. R. (wie es nach der Ausstellung nicht anders seyn kann, wenn man meinen Text und den Zusammenhang vergleicht) das eigentliche Ungarn ohne Banat, Küstenland und Militärgränze; so kämen durch seine Annahme wieder 562 □ M. zuviel heraus, da dasselbe eben nach Lipszky nur 3489 □ M. zählt. Ich gestehe also mich in diese Berichtigung nicht finden zu können und muß um nähere Erläuterung bitten.

Warum ich aber für alle Ungrischen Länder nicht 4790 sondern rund nur 4490 □ Meilen angenommen; dies rührt von dem Abzug von circa 300 □ M. her, welche von Kroatien weggekommen und zu dem sogenannten französischen Illyrien damals noch geschlagen waren.

2) Hr. R. macht mir hier dieselbe Ausstellung, die mir früher schon, als ich bereits 1809 in meinem Hesperus oder Belehrung und Unterhaltung zuerst Siebenbürgens Größe mit 1100 □ Meilen annahm, ein Recensent in den Oesterreichischen Annalen macht. Ich stützte sie aber auf eine handschriftliche Angabe, die mir der treffliche Lipszky mitgetheilt hatte. Er selbst hat auf der erwähnten 9. Tafel genau Siebenbürgen mit 1109 □ Meilen ausgewiesen. Bei der Gelegenheit muß ich aufmerksam machen, daß bis itzt die Lipszkysche Karte von Ungarn und Siebenbürgen über diese beiden Länder der beste, geographische Wegweiser bleibe und daß sie keinem fehlen darf, der über beide ins Reine kommen will, so weit die Daten aus guten Karten zu holen sind.

3) Allerdings ist das Erzherzogthum Nieder-Oesterreich in seiner Integrität größer als 500 □ M., nemlich mit Innbegriff des Inn-Viertels und eines Theils des Hausruck-Viertels; welches ja aber damals in Baierschem Besitz war. Folglich mußte ich den Betrag dieses Areals abziehen. Ich schätzte es auf 59 □ Meilen und das Totale hatte ich also 559 □ M. angenommen. Herr R. will indessen dafür 586 und beruft sich auf Herrn von Liechtenstern. Dieser giebt aber in seinem Allgemeinen Anzeiger (N. 4, 1816) an. a) Oesterreich unter der Ens 364

b) — — ob — — 208

572 □ M.

4) Auch hier hat Hr. R. vergessen, daß uns von Kärnthen ja nur der Klagenfurter Kreis mit 92 ½ □ M. geblieben war.

5) Ueberhaupt ist zu bemerken, daß ich nur runde, leichter zu behaltende Zahlen, nach den Zwecken beider Schriften, anführen wollte. In der neuen Ausgabe werde ich Gelegenheit haben, mich auf mehr kritisches Detail einzulassen. Wenn übrigens Herr von Liechtenstern irgendwo für Böhmen 651 □ M. haben sollte; so darf Hr. R. sicher glauben, daß diese 6 durch Druckfehler aus 9 entstanden ist.

6) Ist die Wahrheit zu sagen, noch nicht genau ausgemittelt und so eben ein Beschäftigungsgegenstand der k. k. Mähr. Schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde. Indessen wolle Herr Rumy 81 □ Meilen für kaiserl. Schlesien abziehen, so bleiben für Mähren 419 □ M. Uebrigens enthält Mähren nach der genauen Berechnung der Müllerschen Karte vom verstorbenen Professor Baar in Olmütz nicht 418 sondern 407 □ M.

7) Hierüber wissen wir überhaupt nichts Zuverlässiges. In meinem größern Werke habe ich auch ausdrücklich diese Angabe eine unverbürgte genannt. Ich weiß in dem Augenblick nicht, woher sie mir zugekommen, werde aber bei der Umarbeitung unfehlbar wieder auf die Quelle stoßen. Indessen erinnere ich mich, daß sie sich auf die Josephinische Vermessung gründete. Gerade über solche unerörterte Punkte wünschte ich nun eben von Kennern des Landes, nicht sowohl neue Fragen, als tiefer eindringende Belehrungen und kritische Untersuchungen, um, wo nicht in der Wahrheit doch in der Wahrscheinlichkeit einige Schritte weiter zu rücken. Die Frage zu einer solchen Untersuchung konnte eigentlich so gestellt werden:

Da nach Abschlag der Militärgränze und Küstenland im Jahre 1813 die Ungrischen Länder ein Areale von circa 4400 □ Meilen begreifen; ist es wahrscheinlicher, daß (nach meiner Angabe von 2270 □ M.) hievon die Hälfte, oder (nach Angabe der Berichtigung mit 5—600 □ M.) weniger noch als ein Siebentheil des Ganzen Ackerland sey?

Nehmen wir z. B. Ostgalizien. Sein Areale beträgt 1365 □ M. oder 13,650,000 Joch. Davon sind . . . . . 5,547,808 Joch ordentl. cultivirtes Ackerfeld und außerdem zählt man noch . . . . 75,368 sogenannte Trieschfelder

In Summa . 5,623,176

Hier betragen also auch die Ackerfelder zwischen ½ — ⅓ des Ganzen.

8) Meine Angabe ist ohne Militärgränze zu nehmen, wie ausdrücklich da steht. Aber nun bitte ich auch um Begründung der Angabe von 911,176 Joch.

9) Gilt dieselbe Bitte; denn ohne Gründe ist die eine Angabe so viel werth als die andre. Es kommt sehr viel z. B. darauf an, wie gerechnet wird. Ich habe selbst schon darauf hingewiesen, daß wahrscheinlich in den 5½ Millionen Joch Pusten ein großer Theil Wiesenland stecke. Erwägt man noch, welch einen andern ungeheuern Theil die Neocäste verschlingen, der daher nicht in Rechnung kommt; so wird das anscheinende Mißverhältniß weniger befremden.

10) In meinem größern Werke findet Hr. R. S. 69 die vermißten alle angegeben, außer Tagmannsdorf. Ob bei einer Auswahl der allermerkwürdigsten im kurzen Abriß (den Blick auf die ganze Monarchie und nicht auf ein einzelnes Land gerichtet) — Neusohlau, Tagmannsdorf, Ofen, Großwardein und Pösyén gleichen ersten Rang mit Carlsbad, Teplitz, Mehadia, Baden, Bilin, Eger und Bartfeld verdienen? Mich bestimmte in der Auswahl die Rücksicht auf Frequenz der Fremden, allgemeinen medizinischen Ruf und merkantilische Bedeutenheit. Indessen lasse ich mich gern durch bessere Gründe belehren.

11) Hätte Hr. R. mein größeres Werk nachgesehen; so würde er finden, daß ich S. 90 schon die Ausnahme eines bessern Schlags an den ungrischen Gränz-Kreisen bemerkte; Ausnahmen machen aber keine Regel. Den Beleg findet Hr. Rumy im Hesperus Nr. 35 1813 aus guter Quelle.

12) Dieß ist S. 34 des größeren Werkes erwähnt.

13) Ich führte die Krammtvögel nicht etwa als Seltenheit an, die in andern Provinzen nicht sey — (denn wo fänden sie sich nicht?) sondern wegen ihrer besondern localen Schmackhaftigkeit, wovon auch der Grund im größern Werk angeführt ist.

14) Für diese Angaben bin ich sehr dankbar, doch ist des Zanders S. 56 des größern Werks unter dem Namen Schill erwähnt.

15) Ich bitte nur um Beweise oder Gründe, oder nähere Belehrung und appellire wegen Ungarn an unser aller Lehrer in der ungrischen Statistik, an Schwartner.

16) Ich glaubte diesen Pfeffer am kürzesten (worauf in einem kurzen Abriß Alles ankam) durch Beifügung des botanischen Namens Caps annuum zu bezeichnen. Wenn ich aber Cajenne-Pfeffer gesagt hätte, würde ich nicht einen Fehler gemacht und zu einer Verwechslung mit Caps baccatum verleitet haben?

17) Im Text steht nicht Ungarn sondern: ungrische Länder. Daß der Pflaumenbaum vorzugsweise in Slavonien häufig sey, findet Hr. R. S. 91 des größern Werks.

18) Das ist er auch nicht im größern Werke. Man sehe S. 94. Aber im kurzen Abriß, wo nur das Allerwichtigste herausgehoben werden sollte, konnte ich doch nicht die Zips mit Böhmen, Mähren und Schlesien in Rücksicht des Flachsbaues parallelisiren!

19) Davon steht auch nichts im Text. Zudem muß Hr. Rumy übersehen haben, daß einen kleinen Distrikt in Galizien ausgenommen, nirgends anders in der Monarchie (außer den Ungrisch-Siebenbürgischen Ländern) ohne ausdrücklicher Erlaubniß Tabak gebaut werden darf und daher auch nirgends dessen Cultur statt findet.

20) Hierüber bitte ich, insofern nicht von Natron die Rede ist, sehr um nähere und genauere Data und vorzüglich ob die Gewinnung schon bis ins Statistisch-Wichtige gehe.

21) Eben so, besonders in Rücksicht des letztern Punkts. Denn es ist bekannt, daß man Porcellanerde im naturhistorischen Sinn überall treffe, wo Gebirgsarten mit zersetztem Feldspat vorkommen, dergleichen ja auch Ungarn in Menge hat. Aber auch im Sinn des Technologen und Staatswirths?

22) Sit modus in rebus. Bis diese Analyse Jemand unternimmt, (denn ich bin kein Chemiker) appellire ich an unsern Meister in der Mineralogie Hrn. Mohs, der S. 531 im Bau der Rüllschen Katalog ohne allen Anstand unserm Mährischen Meerschaum, den Taufschein als solchen ausgefertigt hat. Auch hat bis jetzt meines Wissens kein Mineralog von Rang die Aechtheit oder Existenz des Mährischen Meerschaums bezweifelt. Ich möchte Hr. R. Gründe wissen.

Außer der Verpflichtung, die ich auf mir hatte, darzuthun, daß ich nicht leichtsinnig gearbeitet und, so zu sagen, meine geographisch-statistischen Angaben ohne Auswahl, Grund und Kritik nur so zusammengewürfelt hätte, habe ich mich auch deshalb mit Vergnügen auf die specielle Erörterung dieser Berichtigungen eingelassen; weil ich hoffe und wünsche, dadurch einem Dritten, Vierten, die es wieder noch besser wissen, als wir beide, Veranlassung zu geben, wenigstens in das Detail zu gehen, welches sie genau kennen und wo nicht neue und richtigere Summarien, doch Beiträge zu denselben, in einzelnen genauer ausgemittelten Daten zu geben: wozu ich hiermit nochmals alle Freunde und Kenner des Vaterlandes auffordre! D. Ph.

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 51. Oktober.

Geschichte.

Die wahren Elemente der französischen Revolution.

War ihr Einfluß auf Europa und besonders Deutschland wirklich oder eingebildet?

Man hat hie und da die jetzige Stimmung Deutschlands und fast aller gebildeten Völker unsers Welttheils aus der Lage und Stimmung Frankreichs im Jahre 1789 erläutern wollen. Nichts ist wahrer, insofern blos die Rede davon seyn soll, daß alle großen Verhältnisse früherer Jahrhunderte auch bei uns durchaus vernichtet sind, selbst wenn sie in Namen und Form noch bestehen, nichts aber auch irriger, insofern man die Vergleichung weiter treiben will. „Das Licht und die Aufklä„rung, welche unter dem Volke in Frankreich „herrschten, hat — wie man den Fürsten vorzusa„gen versuchte — hauptsächlich die Revolution ver„anlaßt. Sie gieng von den niedern Volksklassen „gegen die höhern Stände aus, und des Hofes Nach„giebigkeit beförderte sie. Das Volk strebt stets „des Regenten Gewalt zu schwächen.“ Nie ist noch etwas Unwahreres gesagt worden, nie hat man besonders dem deutschen Volke, mehr Unrecht gethan, als wenn man es in Ansehung der Bildung des Volksverstandes und der Vernunft der Mehrzahl dem damaligen französischen Volke an die Seite stellen will. Einzelne Franzosen ragten aus der Menge hervor; das Volk war weit hinter dem jetzigen deutschen Volke zurück. Man versuche es doch nur Wundershalber einmal, das deutsche Volk von einem Ende zum andern zu bewaffnen, unter dem Vorwande, daß Räuber von Wien oder Berlin auszögen, um seine Erndten zu vernichten! Man versuche doch, es zu überzeugen, daß, wer für irgend eine Parthei fechte und falle, er in drei Tagen wieder auferstehn werde! Man frage, in welcher Provinz man immer will, selbst in der verwahrlosesten, ob es nicht lächerlich seyn würde, auf dem Lande die als Notabeln aufzuzeichnen, welche lesen und schreiben können. Man erkundige sich, wo die Magistrate zu finden gewesen, welche noch vor 50 Jahren Katzen als Hexen öffentlich verbrennen ließen! Man versuche es, irgend wo dem deutschen Manne glauben zu machen, er werde keine Abgaben mehr zahlen, wenn er Schlösser und Fabriken verbrenne, und rothe Mützen aufsetze! Auf dieser niedern Stufe stand die Bildung des gemeinen Mannes in Frankreich im Jahre 1789. Und zu dieser Unwissenheit gesellte sich Armuth, harter Druck, empörende Verachtung von Seite der Vornehmern, erbärmlicher oder vielmehr verderbender Unterricht, und dabei ein heftiger, leidenschaftlicher, spottender Nationalgeist, der überall Mißhandlung und Elend fühlte, nur durch Gewalt gezügelt wurde, und der zwar seinen Grimm mit Liedchen und Gassenhauern zu bemänteln wußte, so lang es ihm nicht gegönnt war loszubrechen, der aber dann eben so leichtfertig zu Tigerthaten, als vorher zu Affensprüngen sich neigte. Endlich war da eine Hauptstadt, in

welcher Armuth und Reichthum im grellsten Gegensatze standen, und in welcher vielleicht zweimal hunderttausend Menschen ohne Eigenthum oder andern als zufälligen Erwerb lebten, Jedem feil, Keinem treu. Ein schwacher, verderbter Hof sich um die Zeit und um die Volksklage nicht kümmernd, verkleinlicht in elenden Umtrieben, regieren wollend ohne Gesetz, ohne Sorge fürs Volk, in den zerfallenden Formen seiner Väter, ein sittenloser Adel, eine Geistlichkeit, der das Innere der Religion über das Aeußere verloren gegangen war, zurückgeblieben hinter dem Jahrhundert, abstechend von seinen Bedürfnissen und seinem Geiste, standen diesem Volke gegenüber, es als sein Eigenthum, als nichts werthes Hausthier behandelnd, und des Königs gute Absichten lähmend. Nicht dieser herrschte, eben so wenig seine Minister; denn auf jedem Schritte hielten ihn und sie Parlamente, Geistlichkeit und Adel auf. Er wollte Gewissensfreiheit schützen — er durfte es nicht wagen; er wollte die Lasten des Volks gleicher vertheilen — Vorrechte stellten sich ihm entgegen; er wollte unnütze Ausgaben beschränken — die Beschränkten verschworen sich gegen ihn. Es ist eine schreckliche Wahrheit, daß im Anfange der Revolution die Sache des Volks eigentlich die Sache Ludwigs 16ten gegen die französischen Großen war, deren Widerstand die folgenden Gräuel herbeiführte. Und zwischen Hof und Volk erhoben sich Männer, über beide weit erhaben, Wesen höhern Geistes und höherer Sitte, reinen Willens und edlen Strebens, aber von keinem Theile begriffen, das aussprechend, was ihnen, weil es ihr Zweck war, als Gesammtzweck erschien, ohne daß sie bedachten, daß erst allgemeiner Verstand einen guten allgemeinen Willen begründen könne. Diese Männer begiengen den großen, schwer gebüßten Fehler, für ein Volk und zum Theil für einen König zu arbeiten, wie sie sich Volk und König in der Idee dachten, für Volk und König, wie sie seyn sollten, aber nicht für das Volk, in welchem sie, als seltene Ausnahmen lebten. Und selbst diese Männer waren es doch nicht einmal eigentlich, welche die Revolution hervorbrachten. Die Weigerung der bevorrechteten Stände, den Abgrund zu füllen, den sie gegraben hatten, der Ehrgeiz einiger Großen, sich unter populärern Formen der Regierung zu bemeistern, das Streben eines sittlich verdorbenen, aber nicht kopflosen, unkräftigen Fürsten nach dem Throne seines Bruders — dieß hat die mürbe Dynastie zerstört. Jene Männer wollten nun auftreten als Retter, nicht begriffen vom Volke, nicht begriffen vom Hofe, und darum nothwendig untergehend; als Schöpfer eines neuen Reichs der Gesetze und des Rechts bei einem Volke, das nur Gewalt und Gewinn kannte; als Gesetzgeber für einen Staat, voll weiser und sittlicher Bürger, bei einem unklugen, sittenlosen Volke. Die Wahrheit, der Reichthum und der Glanz ihrer Ideen verschafften diesen Eingang; ihre Anerkennung wurde bald ein Mittel zu Ansehen, Genuß und Beförderung, wurde, was in Frankreich noch mehr sagen will, Mode; alle Ehrgeizige, alle selbstsüchtigen Höflinge wurden nun der neuen Lehre Propheten, den Augenblick erwartend, wo sie ihren Abfall von den Grundsätzen, die ihr Mund, nicht ihr Herz bekannte, theuer genug verkaufen könnten. Der Geist des Leichtsinns und des nach augenblicklichem Beifall haschenden Witzes, griff bald alles Bestehende an, das Wahre und Heilige, wie das Falsche und Nichtige, die Parteienkämpfe begannen um so ausschweifender, weil der Widerstand, den auch das Gemäßigte und Vernünftige fand, jeden Widerstand, jede zögernde Nachgiebigkeit verhaßt machte. Wer vorher gekämpft, um zu unterdrücken, so mußte man jetzt kämpfen, um nicht unterdrückt zu werden. Menschen von Kopf, aber ohne Ehre und ohne andere als persönliche Zwecke, verkauften sich wechselweise den Meistbietenden; endlich herrschte nur die frechste Gewalt, und wer keinen Gräuel als Mittel zu seinem Ziele scheute. Verloren war, wer auf halbem Wege stehen bleiben, oder vor den Ungeheuern zurück beben wollte. Und so wie oft ein Despot des Morgenlandes fiel, weil er von zwanzig seiner Brüder Einen verschont; so fielen grimmige Volkstyrannen, weil sie in einem einzelnen Falle menschlich gewesen. Doch werfen wir einen Schleier über Alles, was von diesem Augenblicke an bis zu demjenigen

geschah, welcher durch Fehler und Mißgriffe von allen Seiten herbeigeführt, nicht sowohl einen Robespierre zu Pferd, wie eine geistreiche Dame meint, als vielmehr einen Ludwig 14ten mit der Jakobinermütze zum Weltbeherrscher und Weltverderber erhob, und so das Reich der Gewalt in einem Menschen konzentrirte, der es verlor, weil er es nicht in ein Reich des Rechts umschaffen wollte. Welche Strafe mag das Verbrechen derer führen, die damals die Fürsten Europas überredeten, ihre Sache sey die, nicht des Königs, sondern des Hofes von Frankreich, welche den unendlich großen Unterschied absichtlich verkennen wollten, der zwischen dem Geiste und der Sitte eines schwärmerischen, verdorbenen Volkes, zwischen den Zwecken einer Orleanischen Parthey und den Wünschen der Edlen im deutschen Volke war, die nur zum Vortheile der Fürsten wünschten, daß die Bande zwischen ihnen und den Beherrschten enger und fester, und auf Grundlagen des Rechts geknüpft werden möchten, welche endlich einen fremden Kampf zwischen Elementen, die in Deutschland nicht einmal bestanden, zu uns übertrugen, und die Sache einer kleinen Minderheit, die Erhaltung einiger Mißbräuche, als Bedingung des Bestehens der Throne, die Wünsche und die gerechten Hoffnungen der Mehrheit als ihren Untergang darstellten, und so die Sache der Könige und der Völker, die nur eine und die nemliche war und seyn kann, gegen einige verächtliche Ehrgeizige aus der Hefe des Pöbels oder der Höfe, in einen Zwist zwischen den Fürsten und dem Volke verwandelten. Wehe! unnennbares Wehe ist aus diesem schrecklichen Irrthume hervorgegangen, die Schalen des Grimmes und des Verderbens wurden ausgegossen über Europa, von einem Orte zum andern, bis Noth und Verzweiflung die Täuschung vernichtete, und die Völker und ihre Fürsten aufs Neue vereinigt, erkannten, ihre Sache, ihr Wohl, ihr Heil, ihr Bestehen seyen nur eines und ebendasselbe. Und welche absichtliche Blindheit gehörte nicht dazu, um den himmelweiten Unterschied zu verkennen, der zwischen Deutschland und Frankreich bestand, und jetzt noch viel auffallender geworden ist! Vor jenem unseligen Kampfe des französischen Hofes mit dem Volke war in Deutschland nicht jener glänzende Witz, nicht jene Ueberbildung, nicht jene Sucht zu klügeln, aber wohl ein Geist im Volke und den Herrschern aufgeregt, der Gesetzlichkeit, Recht, Wahrheit und Reinigung begünstigte. Geistliche Fürsten und Erzbischöfe vertheidigten Glaubensfreiheit und die Rechte der deutschen Kirche gegen die Anmaßungen ultramontanischer Gewalt; unter ihren Augen und ihren Umgebungen wandelte ungestört, sogar hie und da zu höhern Staatsämtern berufen, der Bekenner eines andern Glaubens; kühn und frei verkündeten des Volkes Lehrer ihre Ueberzeugung; die Verbesserung der Schulen wurde überall begünstigt. Laut verhöhnte und bestrafte die öffentliche Meinung den Herrscher, der Willkühr, Unduldsamkeit, Mißhandlung der Unterthanen, zwecklose Verschwendung sich zu Schulden kommen ließ; verachtet und verspottet wurde der Edelmann, der nicht auch zugleich strebte, als edler Mann geachteter und verdienter Vorfahren würdig zu seyn, der nur ihren Namen, nicht ihre Tugend geerbt hatte, blos die Rechte, die ihm die Geburt gab, geltend machen wollte; verlassen selbst vom Pöbel stand schwärmerischer Verfolgungseifer einzelner Geistlichen. Den freimüthigen Mann achteten die Fürsten, und ehrten ihn vor dem Volke, zur Verzichtung auf nicht zeitgemäße Vortheile alten Besitzes waren viele Bevorrechtete gestimmt. Selbst rohe Ehrsucht huldigte, indem sie wenigstens den Schein des Rechts anzunehmen suchte, den Fortschritten des Jahrhunderts.

(Aus der Allemannia.)

Vaterlandskunde.

Tokayer Weinlese.

Beiträge zur Volkspoesie. (Nachtrag zu Nr. 2.)

Die Tokayer Weinlese in Ungarn, die auf dem schönen Weingebirge Hegyalla, von Ujhely nach Patak bis nach Tokay herab, auf einer Strecke von sieben ungarischen

Meilen, gewöhnlich im November betrieben wird, ſcheint einem Nationalfeſte zu gleichen. Die anmuthigſten Thäler und Ebenen, durch welche der Bodrog rauſchend dem Theißfluße entgegen ſtrömt, und ſo manche Dörfer und Marktflecken begrüßt, umkränzt die Kette dieſer berühmten Weingebirge, die ſich in mannigfaltigen Gruppen geſtalten, und mit prachtvollen Luſthäuſern der Großen Ungarns prangen. Dahin begeben ſich zur Zeit der freudenvollen Weinleſe unzählige Bewohner Ungarns. Viele Große des Landes, ganze Familien vom Adel, Eigenthümer irgend eines Weinberges, Alle ſtrömen herbei wie zum Feſte, oft aus den entfernteſten Gegenden. Da rauſchen denn Gaſtereyen und Tänze, und Beluſtigungen aller Art in den Flecken, auf den Weinbergen und in den Luſthäuſern umher, und die Gaſtfreiheit des ungariſchen Adels, und ſein Hang zum Prunk und Glanz offenbaren ſich hier ohne Schminke. Dieſen Beluſtigungen giebt das Zuſammenſtrömen der Weinhändler, die aus ganz Ungarn und aus den benachbarten Provinzen, beſonders aus Pohlen und Rußland, herbeikommen, wie auch das Herumſtreichen ſo mancher Taſchenſpieler, eine frappante Mannigfaltigkeit und Betriebſamkeit. Vorzüglich aber erſcheint das Leben auf den Weinbergen ſelbſt arkadiſch. Dort erblickt man Tauſende von Menſchen beſchäftigt, die Gaben Gottes zu pflücken, und den herrlichſten Nektar zuzubereiten. Das Auge labt ſich an den mannigfaltigſten Geſchäften, in welchen ſich auf allen Seiten ganze Gruppen von Menſchen bewegen; und das Ohr ergötzen die harmoniſchen Stimmen und Geſänge, die hier in allen Sprachen des pologlotten Ungarn dem Munde der frohen Arbeiter entſchweben. Alles freut ſich hier auf ſeine Art und Weiſe, freut ſich des edelſten der Getränke Europas. Denn wahr iſt es, was der polniſche Dichter, Hofrath Schwarz in Poſen, vom Tokayer ſingt:

In Ungarn, hörts! am Fuße der Karpathen,
Da wächſt ein trinkbar Gold,
Das nährt mit Kraft die Söhne der Sarmaten,
Und macht die Töchter hold.

Entreißt ſich hier der Wanderer jenem Geräuſche der Luſtbarkeiten, die ihn in den Thälern von Hegyalla umdrängen, und wandelt er auf den rebenvollen Weinbergen dieſes Paradieſes: da erholt ſich ſein Herz an den Schönheiten der hier ſo mütterlichen Natur und ſein Gemüth entzücken die arkadiſchen Gruppen der ämſigen Arbeiter, die ringsum in eigner Sprache ihr beliebtes Volkslied anſtimmen. Da erblickt und vernimmt man Jünglinge und Mädchen, die aus verſchiedenen Geſpanſchaften Ungarns zuſammen kamen, und ſich zu verſchiedenen Sprachen bekennen. Dort die eigentlichen Ungarn oder Madjaren, die um Hegyalla herum einheimiſch ſind; hier die ämſigen Deutſchen, die ſich aus der Zips hieher begeben; dort die zahlreichſten Slovaken, die aus verſchiedenen Gegenden zuſammenſtrömen. Und jegliche dieſer Gruppen ſingt ihre Volkslieder in eigner Mutterſprache, was dem aufmerkſamen Beobachter Anlaß genug zur intereſſanten Betrachtung über die Volkspoeſie in Ungarn geben dürfte, die ſelbſt der ſinnreiche Herder nicht verſchmähen würde.

Die auffallendſten unter dieſen Gruppen ſind die der Ungarn. Obwohl ſie gewöhnlich, wie die übrigen Arbeiter aus Jünglingen und Mädchen beſtehen, ſo laſſen ſie doch nur äußerſt ſelten ihre Stimme in Volksliedern vernehmen. Dieſe Sangloſigkeit des ungriſchen Volkes, ſelbſt bei Luſtbarkeiten und Feldarbeiten, mag freilich auch davon herrühren, daß die Ungarn noch wenige Volksdichter haben, deren Poeſien ſich das Volk angeeignet hätte. Vorzüglich aber ſcheint Stolz und Schwermuth, die Hauptzüge des ungriſchen Volks-Charakters, die Urſache dieſer Stummheit zu ſeyn. Der Stolz des ungriſchen Bauers leiht ihm eine gravitätiſche Steifheit, die bei ſeinen Beſchäftigungen jede Redſeligkeit und Singluſt hindert; und ſeine angeborne Schwermuth ſtimmt ihn auch dann zur Traurigkeit, wenn er dem Sange oder dem Tanze ja irgend einmal huldigt. Daher ſind denn die wenigen Volkslieder der Ungarn kurz und ſchwermüthig, und ſelbſt ihre Nationaltänze haben einen Anſtrich von Düſterheit, ſo daß die Melodien ihrer Lieder und Tänze nur Wehmuth erwecken. Schwer-

gend arbeiten denn die Ungarn auch auf Hagyalla, und nur selten stimmen sie ein wehmüthiges Lied an. Solchen Gehalts sind auch die folgenden Volkslieder, deren Melodie eine düstre Wehmuth einflößt.

Fáj, fáj —
Fáj a' szivem fáj!
Repdes szivem,
O da Hivem!
Fáj a' szivem fáj!
Eletem mái
Komor orái,
Hany ezer bu 's átok
Jove rátok!
Fussatok ezekkel
A' sok heservekkel,
Mellyekel ar ég
Ostoroz még.
Jaj szaba ditsatok,
Öldöklö bánatok!
Mert a kin engemet
Porba temet.

Weh, weh —
Meinem Herzen weh!
Herz, o brich nur!
Hin ist meine Traute!
Meinem Herzen weh!

Traurige Stunden —
Meines Lebens,
Welch ein Fluch und Jammer
Euch belastet!
Flieht von mir mit euren
Bittern Kummerqualen,
Mit welchen der Himmel
Mich noch züchtigt.
O befreit den Armen,
Ihr ergrimmten Leiden!
Denn bald wird der Kummer
Mich begraben.

Heiterer beleben die Traubenlese auf Hagyalla die deutschen Zipser. Aemsig beschäftigen sich hier ihre Jünglinge und Mädchen, und singen dabei mit geübter Stimme bald Kirchenlieder, besonders des Morgens und nach dem Mittagsbrode, bald melodische Volkslieder in ihrer Zipser Mundart. Einem dieser Mundart unkundigen Zuhörer ist es sehr schwer, die Volkslieder der Zipser zu verstehen und zu behalten, da das Zipser Deutsch ein höchst eigenthümlicher Provinzialism ist. Es wäre demnach sowohl für die Volkspoesie, als auch für die deutsche Sprachkunde der Mühe werth, wenn ein gelehrter und sprachkundiger Zipser, der mit der Volkssprache dieser Gespanschaft vertraut ist, die Volkslieder der Zipser-Deutschen sammeln, und sie zugleich ins Hochdeutsche übertragen würde. Dies dürften diese Volkslieder wohl verdienen, sowohl ihrer Melodie als ihres Inhalts wegen.

Aber das munterste Leben regt in den Gruppen der Slovaken, die aus den gebirgigen Gegenden Ungarns hier zur Weinlese kommen, und sämmtlich ein Zweig des großen Slavenstammes sind. Keinen Augenblick beschäftigen sich die slovakischen Jünglinge und Mädchen, ohne ihre Volkslieder in den mannigfaltigsten Melodien anzustimmen. Auch sind die slovakischen Volkslieder, theils durch ihre eigenthümliche Singart, die oft überaus anmuthig ist, und durch die Biegsamkeit der Sprache gezlert wird, theils durch ihren Inhalt recht interessant. Ihre elegischen Volkslieder singen die Slovaken mit einem rührenden Pathos, und nur einige lustige Lieder singen sie schreiend aus voller Kehle. Jedoch würden di meisten ihrer Volkslieder dem Künstler Stoff genug zu den herrlichsten Variationen geben. Hier nur ein Paar dieser Volksdichtungen, die sich durch Inhalt und Melodie auszeichnen:

Proti Fare mostek
Kolemba se,
Na nem jetelinka
Zelena se.
Jetelinka krana
Nekosena —

Tadi moja Mila
Odwezena!
Kdo sy ju odwezel,
Nech sy ji ma,
Nech so len predemnu
Neobjima.
A ked se objima,
Nech len wnoci,
Dy ho newidoli
Moje oci.

Snilo se mi teto nocy,
Ze ma mila je wnemocy,
Opadel mi ruzi kwet.
Nedalbych ho za celi swet.
Zwonte zwony na wse strany,
Umrelo mi potessany!

Wer der Pfarre wiegt ſich
Eine Brücke,
Wo das ſchöne Kleeblatt
Lieblich grünet.
Traun, ein ſchönes Kleeblatt,
Ungemähet —
Dort hat man mein Liebchen
Jüngſt gefahren!
Wer ſie mir entriſſen,
Mag ſie haben,
Doch vor meinem Antlitz
Nicht umarmen.
Will er doch umarmen,
So ſey's nächtlich,
Daß es meine Augen
Ja nicht ſchauen.

Dieſe Nacht, da träumt's mir ſchrecklich
Daß mein Liebchen todt krank wäre.
Welk iſt meine Roſenblühen,
Die ich um die Welt nicht gäbe!
Tönt ihr Glocken, aller Seiten,
Hin iſt meines Lebens Wonne!

Hieraus läßt ſich muthmaßen, daß ein Wunderhorn der Volkslieder des Ungerlandes nicht ohne Intereſſe wäre. Die Materialien hiezu liefern zwar die eigentlichen Ungarn nicht in großer Menge, doch ſind auch die wenigen ungriſchen Volkslieder eigenthümlich und anziehend. Mehr würde die Volkspoeſie der Deutſchen Ungarns leiſten, die in der Zips und einigen Kolonien Nieder-Ungarns ihre Mundart reden. Der Hauptſatz aber liegt bei den Slavenſtämmen Ungarns, bei den Slovaken der gebirgigen Geſpanſchaften, bei den Sotaken an der Gränze von Pohlen, bei den Rußnjaken an der Ungh und Theiß, bei den Raitzen an der Gränze von Serbien, bei den Krommaten jenſeits der Donau. Sämmtlich Stämme der Slaven, voll Geſang und Leben *).

Correſpondenzen.

I.

Grafſchaft Glaz im Juli 1816.

Angebotene Mineralien.

Wenn ſie einige Liebhaber wiſſen oder erfahren ſollten, die mir ein paar intereſſante Sammlungen, jede von 200 Exemplaren, entweder gegen billige Bezahlung von 30 fl. W. W. für eine oder im Tauſch gegen andere Mineralien abzunehmen geſonnen wären: ſo ſtehen ſie zu Dienſten. Jene Sammlungen beſtehen aus

1) Einer Sammlung Gebirgsarten der Grafſchaft Glaz.
2) — — — Kalkſteine.
3) — — — Mandelſteinarten und der in denſelben vorkommenden Foſſilien.
4) Einigen Metallen.
5) Chriſopraſen und der an ihren Fundörtern mit brechenden Foſſilien.
6) Verſchiedenen Steinkohlenarten der Grafſchaft Glaz.
7) Verſchiedenen Schieferthonen mit Pflanzen-Abdrücken.
8) Verſchiedenen Foſſilien, welche bei dem Arſenikkies zu Reichenſtein brechen.

Liebhaber wollen ſich wenden an den

Herausgeber.

---

*) Morgenbl. II. 1816. S. 145.

2.

Wien im Juli 1816.

Eine andre Ansicht über Ungarn.

Wundern sie sich ja nicht, daß es meinen Landsleuten und auch mir wehe thut, wenn wir auf Gemälde Oesterreichischer Schriftsteller stoßen, welche eben darum, weil sie meistens mehr und weniger, oft höchst falsch sind, der Ungrischen Nation zu nahe treten. Mehrere Oesterreicher gaben sich in den letzten Jahren, weiß Gott aus welcher Veranlassung, alle mögliche Mühe, um unsre Verfassung der Welt zum Hohn aufzustellen. Ungarn hat dieß nie und am allerwenigsten um die Oesterreicher verdient. Haben die letztern auch beigetragen, um mein Vaterland von den türkischen Fermannen zu erlösen: so machte es ihnen dasselbe im Jahre 1741 vielleicht auf Jahrhunderte weit; sonst existirte gegenwärtig Oesterreich nicht, oder schwerlich in dieser Glorie. Man raisonnirt über unsre Constitution auf die unschonendste Weise, ohne daß man den Geist derselben gefaßt hat. Die Mißbräuche, welche man ihr zur Last legt, sind so wenig ihr wesentlich, daß sie selbst im Sinne derselben durch die höchste Autorität auf immer abgestellt werden können. Ich kenne sie, diese Mißbräuche, so gut, wie sie ein eingeweihter, der 8 Jahre lang beim Comitate amtirte, kennen kann. Aber ich weiß es auch, wie wenig dazu gehörte, sie auszurotten. Unser König hat große, glänzende Rechte; er übe sie alle aus und — es wird anders werden. Mit unsrer Verfassung sind alle mögliche, nützliche Reformen vereinbarlich. Die strengste Polizei läßt sich nach ihr begründen, denn es steht geschrieben: „wer sich nicht edel aufführt, der ist des Adels nicht werth!“ Alles mögliche Gute verstattet sie, nur nicht das Böse und darunter obenan den Despotismus. Nie hätte in Ungarn ein Napoleon gedeihen können. Ein Ungar will gerichtet, nicht aber ungehört abgeurtheilt werden. Sein König ist ihm ein Palladium, für welches er Blut und Leben opfert, sobald es gilt. Der wahre, noch unverdorbne Ungar ist uneigennützig, betet seinen König an und ist bereit fürs Vaterland zu bluten. Was man ist schon hie und da in Ungarn von niedrigem Eigennutz gewahr wird, ist die Folge des Einflusses verdorbner Deutschen. Von Wien aus wurden unsre Sitten verweichlicht. Daher trifft man nun leider! itzt auch bei uns viele, besonders junge Leute, welche lieber in Kaffeehäusern Tabakrauch verdampfen und unserm Herrgott den Tag stehlen, als mit dem Säbel, der Feder oder dem Pflug umgehen lernen. Die Besitz-Unfähigkeit der Nichtedelleute und Ausländer ist noch das Einzige, was uns hiergegen aufrecht erhält. Sonst müßte man schon Ungarn in Ungarn mit der Laterne des Diogenes suchen.

Unsre Verfassung ist, wenn man sie näher kennen lernt, sehr vernünftig und eines Volkes, einer Nation würdig.

Da ich nun einmal von ihr rede, so will ich sie Ihnen in wenigen Zügen schildern; weitläuftiger und erschöpfend beschreibt sie unser Schwartner *). Ihre Hauptpunkte sind folgende: 1. Der König muß gekrönt werden. 2. Jeder Edelmann ist geborner Soldat und ist schuldig das Land zu vertheidigen. Für diese Aufopferung ist er von Contributionen, Mauthen, befreit, und kann mit seinem Vermögen schalten und walten wie er will, in so weit es die bestehenden Gesetze zulassen. 3. Ueber Niemand kann weder persönlich noch an Gütern und Vermögen eine Execution verhängt werden, wenn er nicht zuvor gerichtlich gehört und abgeurtheilt worden ist. 4. Der König giebt im Verein mit den Reichsständen Gesetze; ein Theil allein ohne den andern vermag dieß nicht. Der König hat aber die executive Gewalt.

Dieß ist das Wesentliche. Alles uebrige sind Anhängsel, temporär hinzu gekommen, welche unbeschadet des ursprünglichen und wahren Geistes der Verfassung abgeändert, ja ganz abgeschafft werden können.

3.

Wien im August 1816.

Herrn Waynas Bemerkungen über das projektirte Beschränkungs-System des Oesterreichischen Handels.

Unsere aufgeklärtesten Köpfe sind der Meinung, daß das ganze Beschränkungs-Projekt aus beschränkten Ansichten hervorgegangen sey, und alle Nachtheile im Großen haben würde, welche Monopole sonst im Kleinen bringen. Da aber die Aufgeklärten immer die Minderzahl ausmachen: so fehlt es nicht an Gegnern, die gegen Herrn Wayna zu Felde ziehn. Dahin gehört denn auch ein gewisser Schmid, der in einer kleinen Flugschrift als Vertheidiger der Zwangsbeschränkung des gesammten österreichischen Kolonialhandels auftritt. In unsern Tagen! Herr S. muß in der Geschichte des Handels und der Handelsstaaten sehr fremde, und noch weniger mit den Grundsätzen der National-Oekonomie vertraut seyn. Und doch schreibt er über Dinge, die ein

---

*) Das Wesentliche derselben bemühte ich mich in meinem größern Werke über Oesterreich S. 349—404 darzustellen.

D. H.

liefes Sachſtudium und eben ſo viel Unbefangenheit als Reife des Geiſtes voraus ſezen. Um ſo übler ſteht es ihm an, Herrn Wayna einer vorlauten Redſeligkeit zu beſchuldigen, deſſen gründliche und beſcheidene Bemerkungen unanſtändig gewagte Aeußerungen über Regierungen und Staatsverhältniſſe zu nennen, zu welchen derſelbe weder Kenntniſſe und Einſichten noch Beruf habe."

Soviel wir wiſſen, iſt die Redſeligkeit Herrn Wayna's Sache bei deſſen überhäuften Berufsgeſchäften ganz und gar nicht, am allerwenigſten eine vorlaute; die überhaupt da nie ſtatt findet, wo man mit Beſcheidenheit und Gründlichkeit aufrichtig und freimüthig urtheilt. Aber alle Feinde des Lichts, alle beſchränkten Köpfe und Parteimänner verbergen durch ſolche Anſchuldigungen ihre Scheu vor Unterſuchung der Wahrheit, zu der man in ſo wichtigen Angelegenheiten nicht laut genug aufforbern, für die man nicht genug danken kann. Wie viel Unheil wäre unterblieben, wenn man von jeher allen Stimmen verſtattet hätte, geſittet, aber frei und laut über alle die Menſchheit und den Staat höher intereſſirende Angelegenheiten ſich hören laſſen zu dürfen. Welche Fehler, die oft nicht wieder gut zu machen ſind, hätte man vermieden!

Zudem wiſſen wir von guter Hand, daß zwar Hr. Wayna anfänglich ſeine Schrift für den Druck beſtimmt hatte, erheblicher Hinderniſſe wegen aber davon abſtand und nun als guter Patriot Abſchriften derſelben Sr. königlichen Hoheit dem Erzherzog Rainer und ſämmtlichen Herren Miniſtern überreichte, ſo wie ſeinen Freunden mittheilte. Der ſpätere Abdruck in Leipzig geſchah nicht nur gänzlich ohne ſein Wiſſen und Willen, ſondern auch verſtümmelt. Denn es fehlt die ſehr lehrreiche und ausführliche Entwicklung der Colliſionen mit England, in die man bei Ausführung des intendirten Projekts gerathen würde.

4.

Nagybanya den 14. Auguſt 1816.

Meteor.

Am 7ten d. M. Abends um 9 Uhr erſchien am Firmament ein Meteor in Geſtalt einer feurigen Kugel und in der ſcheinbaren Größe der Vollmonds-Scheibe; ſie zog mit Schnelligkeit von Süd gegen Nord bis an das nahe Gebirge, wo ſie mit einem Knalle, wie von einem Kanonenſchuß zerſprang, mit einem langdörrenden, donnerähnlichem Nachhalle. Der Himmel war ganz wolkenfrei und heiter *).

*) Sollten nicht vielleicht Aerolithen gefallen ſeyn?

Unſerm Cornova.

Zum 31. Juli 1816 *).

Der, mit Eos Schärpe geſchmückt, dem Oſten entſchwebet,
Heil dem herrlichen Sohn der Zeit!
Freundlich blickt er hernieder auf Dich mit dem Blicke voll Liebe,
Dreimal ſegnend den theuern Greis,
Der in Tagen des Froſtes getreu die Flamme der Veſta
Auf des Herzens Altar bewahrt.
„Mann des kindlich reinen Gemüths — ſo ruft er — wer zählet
All die Blätter im Blüthenkranz,
Der Dein ſilbernes Haar bekrönt mit duftigem Lenze,
Unvergänglich, wie Dein Verdienſt!
Nicht Terpſychore nur, auch ſie, die mit ehernem Griffel
Vorweltskunden in Felſen gräbt,
Und die Göttin, bewehrt mit triumphirender Aegis,
Grüßen Prieſter und Liebling Dich.
Kühn, ein Tyrtäos, flogeſt Du jezt den Flug der Heroen,
Flammen ſtrömend in Jünglingsbruſt;
Jezt mit Tritonieus Schild zogſt Du, ein Perſeus zu Felde,
Schlugſt die Gorgo des Vorurtheils. —
Und noch ſpringt der Begeiſterung Quell für Schönheit und Wahrheit
Dir im Buſen lebendig heiß.
Darum Heil Dir, Freund der Kamönen, Prieſter der Weisheit,
Greiſenjüngling, Pythagoras!"

J. H. Dambeck.

*) Man nehme dies rhythmiſche Impromptu blos für den ſchwachen Ausdruck von Gefühlen der innigſten Verehrung und Liebe. — Der Verfaſſer iſt ſtolz darauf, ſich zu den Glücklichen zählen zu dürfen, die, einſt Cornovas Schüler, nun ſeiner unſchäzbaren Freundſchaft genießen. Dieſe Rückſichten vornehmlich vermochten einen kleinen freundſchaftlichen Zirkel — dem der Verfaſſer mit anzugehören die Ehre hat — ihm das ſchmeichelhafte Sprechamt zu übertragen, am Tage, der ſeinem theuern Lehrer, wie allen Freunden deſſelben, feſtlich iſt. Denn daß die Verdienſte des verehrten Greiſes — deſſen mannigfaches Streben und Wirken zum Beſten der Humanität hier noch in ſegnendem Andenken ſeyn wird, wenn er ſelbſt dereinſt mit Sokrates, Klopſtock und Denis in einer beſſern Welt fortwirkt — daß dieſe auferdem ein weit vollendeteres Organ der Darſtellung foderten, fühlt Niemand inniger und lebhafter als der Verfaſſer.

Hesperus.

Ein,

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 52. November.

Die Ritter von Podmanin.

Mächtig berühmt und gefürchtet war im 15ten Jahrhundert das Geschlecht der Ritter von Podmanin*) nicht bloß in dem Waagthal, das sie bewohnten, sondern auch im benachbarten Mähren und Schlesien, das sie gar oft durch ihre Raubzüge in Furcht und Schrecken setzten. Viele Burgen, auf den höchsten Gipfeln der sich im Norden der Trentschiner Gespannschaft bereits beträchtlich erhebenden Karpathen erbaut, waren in ihrer Gewalt, einige zwar durch das Recht der Geburt, doch bei weitem die meisten, gewaltsam entrissen ihren rechtmäßigen Besitzern. Grausend ragen die Trümmer der zerstörten Festen gleich Adlernesten über die hohen Bergspitzen empor, und die Bewunderung des kühnen Menschenwerkes, wird bald von dem Schauder verdrängt, den die Erinnerung an so manche Unthat, die in diesen Mauern verübt ward, unwillkürlich erwecket.

Bei so ausgedehnten Besitzungen konnte es an Dienstmannen, und bei der zu jener Zeit so beliebten Raublust an Bundesgenossen nicht fehlen. Daher sich denn die Unternehmungen dieser Ritter nicht bloß auf kleine Buschklepper-Streiche beschränkten, sondern förmlichen Heereszügen glichen. So zog Blasius von Podmanin mit Bielko von Lednitz im Jahre 1466 nach Mähren, plünderte und verbrannte das Kloster Wisowitz, verheerte die umliegende Gegend, und trieb einen so argen Spuck, daß der von seinen Zeitgenossen sowohl als der Nachwelt so sehr verkannte Böhmenkönig Georg Podiebrad, in einem eigenen Schreiben, das uns Balbin in seinem Epitome rerum boemicarum aufbewahrt hat, von seinem Eidam dem großen Korwin Abhülfe verlangte, obwohl kurz vorher, Mathäus Sternberg und Heinrich Lipa, Obrist Marschalk von Böhmen, einen ähnlichen Raubzug nach Ungarn unternommen hatten. Doch weit berüchtigter noch in der vaterländischen Geschichte erscheinen die Enkel dieses Blasius, die beiden Brüder Johann und Raphael von Podmanin, denn günstig war ihren Gewaltthaten jene für Ungarn ewig beweinenswerthe Epoche, die zwar gerade das Gegentheil von der durch den unsterblichen Schiller unnachahmlich besungenen „kaiserlosen Zeit" doch nicht minder schrecklich war. Nicht königlos war Ungarn, sondern hatte der Könige gar zwei; dennoch war „kein Richter mehr auf Erden." Gedrängt von dem mächtigen Zapolya, und dessen fürchterlichen Verbündeten den Türken, konnte Ferdinand I. der Anarchie, und dem heillosen Unwesen der beiderseitigen Partheigänger nicht steuern, die während beide Könige um den Besitz der Krone kämpften, unter dem Vorwande die Rechte ihrer Herrscher zu verfechten, den friedlichen Bürger vollends zu Grunde richteten.

Schrecklich benützten die beiden Brüder diese richterlose Zeit, und unterwarfen sich endlich den ganzen obern Theil des Waagthales, dem sie den Namen der Silleiner Gespanschaft beilegten, und mit unumschränkter Willkür beherrsch-

*) Ihr Hauptsitz Bistritz war am Fuße des Berges Manin gelegen.

ten. Zwar erhoben sich laute Klagen gegen den Unterdrücker, und mehrere königliche Abmahnungsschreiben wurden an sie erlassen, ja endlich da diese nichts fruchteten, im Jahre 1542 selbst die Acht verhängt. Doch nützte alles dieses sehr wenig, denn es fehlte an der nöthigen Kraft, um dem Gebote Nachdruck zu geben, und stets innigst vereint, widerstanden die Brüder jedem Angriff.

Endlich erhob sich einer zufälligen Ursache willen ein heftiger Zwist unter ihnen, der sie tödtlich entzweite, und im Jahre 1545 ihre Unterwerfung unter die königliche Gewalt zur Folge hatte. Der Hergang der Sache war folgender:

Einst saßen die Brüder auf ihrer Burg Bistritz beisammen, die rauhe Jahrszeit rückte heran, beschwerlicher drohten die Streifzüge zu werden, da beschloßen sie schnell noch einen Zug zu machen, und dann für dieses Jahr ihre Unternehmungen zu beschließen. Johann sollte das nachbarliche Mähren, Raphael Schlesien heimsuchen. Kaum war der Plan entworfen, als Eilbothen an alle Lehnsleute und Verbündete abgesandt, die in beiden Provinzen befindlichen Raubgesellen *) von der baldigen Ankunft der Ritter benachrichtiget und zur Theilnahme freundlichst eingeladen wurden. In einigen Tagen war alles bereit. Am Burgthor theilten die Brüder die Mannschaft, und jeder zog mit seinem Haufen den vorbestimmten Weg.

Das Glück, das so oft dem Laster beisteht, lächelte Raphaeln ganz besonders auf seinem Zuge, und mit Beute reich beladen kehrte er aus dem auf eine weite Strecke verheerten Schlesien zurück. Da stieß er unfern des Jablunker Passes auf einen von bewaffneten Reitern umgebenen Wagen, in dem Herr Girich von Tassinkowitz, ein alter angesehener schlesischer Herr, mit seiner Tochter Hedwig fuhr.

Stets bereit zu gewaltthätigen Unternehmungen, und jede Gelegenheit benützend, die einen einträglichen Fang versprach, fiel die ganze Rotte unseres Raubritters augenblicklich über den Wagen. Tapfer vertheidigten die Knechte ihren Herrn, der trotz seines hohen Alters selbst das Schwerdt gezogen hatte, doch zu groß war die Anzahl der Angreifenden, und nach wenig Minuten erhielt Herr Girich eine tiefe Wunde, die ihn besinnungslos hinstreckte, die Bedeckung ward überwältiget, und die ohnmächtige Hedwig aus dem Wagen gerissen.

Ritter Raphael, obwohl mit allen sanfteren Gefühlen ganz unbekannt, konnte sich doch einer plötzlich erwachenden zärtlichen Neigung, bei dem Anblick des schönen Mädchens nicht erwehren, und beschäftigte sich angelegentlichst mit ihrer Erweckung, während seine Gesellen alles plünderten. Nach vielen Bemühungen gelang es endlich, Hedwig schlug die Augen auf, und erhob ein mächtiges Geschrey, als sie ihren Vater todt, und sich in der Gewalt der Räuber erblickte. Allein der Ritter kehrte sich nicht an ihre Thränen, nöthigte sie ein lediges Pferd zu besteigen, und fort gieng es nun nach seinem Felsennesle, das in der Nacht glücklich erreicht wurde. Hier wies man zwar der Gefangenen eines der besten Zimmer an, allein sorgfältig ward es verschlossen, und der Schlüssel von dem Burgherrn selbst bewahrt.

Indeß war der unglückliche Verwundete zum Bewußtseyn erwacht, schleppte sich nackend und rein ausgeplündert mit vieler Mühe bis zur nächsten Hütte, und flehte um Hülfe. Lange wollte sich Niemand hiezu bequemen, denn Furcht und Schrecken über das vorbeistürmende wüthende Heer hatten die Leute in die verborgensten Winkel ihrer Behausung getrieben, bis sie endlich überzeugt wurden, daß von dem Jammernden nichts zu besorgen sey. Nothdürftig ward er nun verbunden und gekleidet, ein Bothe mit der Nachricht des erlittenen Unfalls an die Seinigen abgesendet, und Hülfe aus dem benachbarten Teschen erbeten. Eilend erschien sein Sohn, ein wackerer Jüngling, der durch die erhaltene Kunde in die äußerste Bestürzung versetzt ward, ließ den kranken Vater zur Stadt

*) Im 45ten Artikel des Reichstagsschlußes von 1542 wird Se. Majestät gebeten, die Schlesischen und Mährischen Hauptleute zu verhalten, daß sie denen Verbündeten der beiden Herren von Podmanin nachspüren, und sie zur Verantwortung ziehn sollen.

führen, und schwor nicht eher zu ruhen, bis er seine Schwester befreit, und die angethane Unbild blutig gerächt hätte.

Sorgfältig ward Hedwig von ihrem Räuber gehütet. Niemand als ein altes Weib durfte zur nothwendigsten Bedienung an bestimmter Stunde ihr Zimmer betreten, welches dann sogleich fest verschlossen ward. Desto freyer bediente sich der Ritter selbst seiner Schlüssel, denn seine Leidenschaft für die schöne Gefangene war durch den heldenmüthigen Widerstand, den sie ihm entgegensetzte, bis zur Raserei gestiegen. Immer dringender wurden die Anträge seiner Liebe, doch stets waren sie vergebens, und sein Herz zwischen Zärtlichkeit und Wuth getheilt, konnte zu keinem Entschluß kommen. Bald wollte er mit Gewalt erzwingen, was er nicht erflehn konnte; bald hoffte er durch unabläßiges Bestreben gefällig zu seyn, Gegenliebe zu erlangen; bald wollte er sich sogar entschließen das Mädchen zu heurathen, obwohl ihm der Spott seines Bruders und der wilden Spießgesellen, dem er sich unausweichlich aussetzte, unerträglich schien. Ein Spiel der widersprechendsten Leidenschaften, mißvergnügt, verstimmt, wußte er selbst nicht recht, was er wollte, als sein Bruder Johann vom Mährischen Streifzuge heimkehrte.

Mit Jubel und Freudengeschrey nach gewohnter Weise zog dieser in die Burg, allein nicht also ward er empfangen. Mürrisch und grämlich empfieng ihn Herr Raphael, und konnte seinen Mißmuth nur schwer unter gezwungener Freundlichkeit verbergen. Hoch verwundert über das ungewohnte Benehmen, und bei allen Fragen kurz abgefertiget, wandte sich der Angekommene mit einem derben Fluch nach seiner Behausung, da steckte ihm einer der Knappen die Mähre: seit ihrem Schlesischen Zuge, und der Anwesenheit des gefangenen Fräuleins, sey es nicht richtig mit dem Herrn.

Mit lautem Gelächter kehrte Johann zum Bruder zurück, und wollte ihn mit seinem weichen Herzen derb aufziehn; doch mit fürchterlichem Ernst verbath sich Raphael jeden Spott, und drohte der brüderlichen Eintracht zu vergessen, würde er an dieser seiner empfindlichsten Seite angegriffen. Sprachlos vor Staunen über diese ganz fremde Sprache, stand Johann eine geraume Weile, bis endlich Neugierde das Wundermädchen zu sehn, deren Reize seinen sonst harten Bruder so ganz verändern konnten, jedes andere Gefühl verdrängte. Doch hartnäckig verweigerte ihm dieser den Eintritt zu seiner Gefangenen, und endlich erhob sich ein heftiger Streit zwischen den Brüdern, da Johann sich auf das gemeinschaftliche Eigenthum jeder Beute berief, und folglich auch auf diese ein unbestreitbares Recht zu haben behauptete, Raphael dagegen, gerade hier eine Ausnahme machen wollte. Keiner wollte nachgeben, der Wortwechsel ward immer lebhafter und bitterer, und schon rieß Johann das Schwerdt von der Seite, um nach der Sitte jener Zeit, seinen Beweißgründen die fehlende Deutlichkeit zu geben, als einige der mitgekommenen Gesellen die Streitenden auseinander brachten. Fürchterlich tobte der Abgewiesene, und weder die vollen Humpen, noch der Zuspruch seiner Freunde waren im Stande ihn zu besänftigen. Als daher bald darauf der edle Rebensaft seine Wirkung auf die Gesellschaft zu äußern begann, raffte er sich empor, fest entschlossen den Bruder im Guten oder Bösen zum Nachgeben zu zwingen.

Dieser wähnte seinen Bruder von den Saufgenossen festgehalten, und war eben wieder zu der unglücklichen Hedwig hinaufgestiegen, um sie mit seinen Bitten und Anträgen zu bestürmen. Johann hörte nicht so bald, wo jener sich befinde, als er schnell ihm nacheilte und rasch in das Zimmer der Gefangenen eintrat. Raphael erzürnt über die ungelegene Störung, ward vollends in die äußerste Wuth versetzt, als er in dem Eintretenden den Bruder erkannte. Ganz außer Fassung springt er auf, packt seinen Gegner mit kräftiger Faust an der Brust, und will ihn erwürgen. Allein dieser nicht minder stark, ergreift den Wüthenden, und nun ringen beide in höchster Anstrengung einander zu überwältigen, bis sie zu Boden fallen, fest umschlungen, erneuernd den fürchterlichen Faustkampf. Hedwig von dieser mörderischen Szene aufgeschreckt, erhebt ein Geschrey, von dem alle Ge-

wölbe wiederhallen, die Leute laufen herbei, und erblicken ihre Gebieter auf der Erde im heftigsten Kampfe begriffen. Nicht ohne Mühe gelingt es ihnen die mächtig verschlungenen Arme der Kämpfer auseinander zu reissen, und schäumend vor Wuth, wird jeder halb bewußtlos auf sein Zimmer gebracht.

Doch nun war der tödtlichste Haß zwischen die Brüder getreten, die heftigsten Leidenschaften einmal aufgeregt, übersprangen alle Schranken, die Stimme der Mäßigung ward nicht mehr angehört, und nur Blut, sollte es auch Bruderblut seyn, konnte das empörte Gemüth beruhigen. Schlaflos verstrich die Nacht, tausend Plane durchkreuzten die wilde Phantasie der Tobenden, und kaum graute der Morgen, als Johann seinem Bruder den Fehdehandschuh schickte, und ihn zum Kampfe auf Leben und Tod, auf den dritten Tag auffordern ließ. „Sagt dem Ritter, entgegnete Raphael dem Bo„then, nur zuvorgekommen sey seine Bothschaft der „Meinigen, denn eine Stunde später, hätt' er die „nemliche von mir erhalten. Doch nicht den Auf„schub von drei Tagen nehm ich an, heut', alsogleich „entscheide das Schwerdt zwischen uns."

Mit Schrecken vernahmen die Gäste, die sich zum Abzug gerüstet hatten, den Entschluß der Brüder. Alle ihre Plane sahen sie zertrümmert, wenn diese ihre Hauptanführer sich wechselseitig aufrieben. Blos unter ihrem Schutz hatten sie bisher straflos geraubt, und ein herrliches, sorgenfreies Leben auf Kosten anderer geführt, dieß drohte zu enden, die schlummernde Gerechtigkeit zu erwachen, Rechenschaft zu fordern für so manches vergossene Blut, ihre ganze Existenz stand auf einem zweifelhaften Spiel, und dieß alles — eines Mädchens wegen. Dieß wohl überdenkend, ließen sie kein Mittel unversucht die Versöhnung der Brüder auf friedlichem Wege zu betreiben. Lange waren ihre Bemühungen vergebens, zuletzt wirkte die Vorstellung, nur durch ihre Einigkeit seyen sie bisher im Stande gewesen, der gegen sie verhängten Acht Trotz zu bieten, nun diese zerstört würde, sey es leicht vorherzusehn, daß ihre zahlreichen Feinde neuen Muth gewinnen, und nichts unversucht lassen würden, um den Uebrigbleibenden zu stürzen. Welch ein Triumph für diese, wenn die mächtigen, noch stets unbesiegten Ritter von Podmanin einander selbst aufrieben, wenn sie vielleicht beide im Kampfe blieben. Lieber sollten sie sich friedlich vergleichen, und das Mädchen selbst entscheiden lassen, wem sie angehören wolle.

Dieß ward denn endlich nach vielem Hin und Herreden angenommen, die Brüder versöhnten sich wenigstens dem Scheine nach, und Hedwig ward vorgerufen, zwischen den Brüdern zu wählen. Doch beinahe wäre der mühsam zu Stande gebrachte Friede alsogleich wieder gebrochen worden, denn Hedwig wollte sich schlechterdings zu keiner Wahl verstehn, und drang trotz allen Versprechungen und Drohen, auf ihre Freilassung. Schon schienen die Sachen auf den vorigen Punkt zu kommen, als einer der Vermittler den Vorschlag machte, den Besitz des Mädchens durch das Loos bestimmen zu lassen. Der Vorschlag gefiel, die Würfel werden gebracht, und Johann begünstiget das Glück. Voll verbissenen Grimmes sieht Raphael seine schöne Beute sich entrissen, und indeß er auf heimliche Tücke sinnt, kündiget der Bruder seiner Braut ihr Schicksal an, und bestimmt den Vermählungstag, wenig achtend auf ihr Sträuben und Flehn.

Ein paar Tage gehn mit den Vorbereitungen zum Feste hin, da bringen Kundschafter die Nachricht, die beiden Herrn Johann und Georg Szuniogh seyen an den kaiserlichen Hof berufen, mit einem zahlreichen Gefolge dahin abgereiset, ihre Burg Budetin daher nur mit wenige Mannschaft besetzt.

Lange schon hatten die Ritter von Podmanin ein Augenmerk auf dieses Schloß; denn hart an der Waag dem Markte Silein gerade gegenüber gelegen, beherrscht es diesen Fluß, und kann sich die Vorüberfahrenden Zinspflichtig machen. Auch war es der einzige feste Punkt in dem ganzen oberen Waagthale, der ihnen nicht gehorchte.

Nun schien die Gelegenheit günstig, sich in den Besitz desselben zu setzen, oder wie man es in der verfeinerten Sprache unserer aufgeklärten Zei-

ten nennt, sich zu arrondiren; der Zug dahin ward beschlossen, und augenblicklich angetreten, denn schnell mußte geschehn was geschehen sollte, bevor die Eigenthümer zu Hülfe eilen konnten.

Ritter Raphael fand hier eine gewünschte Gelegenheit seinen verborgenen Grimm auszulassen, und beschloß sofort sie zu benützen. Zwar zog er mit seinem Bruder aus, um ihm allen Verdacht zu benehmen, doch schon nach ein paar Stunden gab er eine Unpäßlichkeit vor, die immer zunahm, und endlich so heftig schien, daß er sich nicht mehr im Sattel halten konnte, und Johann selbst ihm rieth, sich nach der Burg zurückbringen zu lassen. Dieß war es, was der schlaue Raphael gewollt hatte, obwohl er sich stellte, als gebe er nur nothgedrungen und mit Widerwillen den Vorstellungen seines Bruders nach. Von zwei Knappen geleitet, wankte er mühsam nach Hause, doch kaum angelangt, schritt er zur Ausführung seines durchdachten Vorhabens.

Hedwig, die den Abzug der Ritter mit inniger Freude vernommen hatte, sann nun auf Mittel sich zu befreien, doch keines schien ausführbar als durch List. Gefälliger bewieß sie sich daher gegen die zu ihrem Dienste bestimmte Alte, und ohne Widerwillen zu äußern, hörte sie die Lobpreisungen jener Glückseligkeit, die sie an der Seite Ritter Johanns erwartete. Schon glaubte Hedwig einen Schritt weiter gehn zu können, als sie durch den Eintritt Raphaels erschreckt, all ihr Bemühn vereitelt sah. Der Ritter entschlossen das äußerste zu wagen, verschwendete der Bitten viel, bot alle Künste der Beredsamkeit auf, zu seinem Ziele zu gelangen, und wollte endlich, da alles vergebens war, Gewalt brauchen. Schnell besann sich die Geängstete, und drohte von dem heimkehrenden Bräutigam schreckliche Rache zu heischen. Da wendete sich die stürmische Leidenschaft des Verblendeten in Haß, und in wüthender Eifersucht schwor er bei sich einen gräßlichen Eid, könnte er sie nicht besitzen, sollte sie seinem Bruder auch nicht werden.

Mit Hülfe eines Vertrauten sollte der Unglücklichen Gift gereicht werden, dieß ihr über das Vorgefallene auf ewig den Mund schließen, und die verschmähte Liebe rächen. Selbst sollte sie es gethan haben, dieß sollte die Aufwärterinn gegen den Bruder aussagen, mit der Versicherung oft aus dem Munde der Gefangenen gehört zu haben, sie würde sich eher den Tod geben, als Ritter Johann ehligen.

Unter der Maske falscher Freundlichkeit verbarg der Verräther seine finstere Absicht, und lud das unschuldige Opfer zu der verhängnißvollen Abendtafel. Schon stand der tödtliche Trank auf dem Tisch, Raphael gab eben mit gleißnerischen Worten seine Reue über das Vorgefallene zu erkennen, bat um Verschwiegenheit gegen den Bruder, mit Angelobung künftiger Bescheidenheit, und erhob den Becher auf herzliche Versöhnung, da fiel, indem die arme Getäuschte das unheilbringende Gefäß an die Lippen führen wollte, ein Schuß, das Horn des Thürmers erscholl fürchterlich, und ein Knecht stürzte bloß und entsetzt mit der Nachricht herein, ein unbekannter Feind stürme die Burg mit großer Gewalt. Vor Schreck entsank dem unschuldigen Schlachtopfer der giftige Becher, und der Ritter stürzte zur Thüre hinaus, um dem Feinde Gegenwehr zu leisten. Doch seine Mannschaft durch den Abzug des Bruders geschwächt, überdies sich keines Ueberfalls gewärtig, und in finsterer Nacht plötzlich aufgeschreckt, nur nothdürftig bewaffnet, konnte keinen langen Widerstand leisten, bald waren die Mauern von der Westseite erstiegen, und Raphaeln blieb nichts übrig als sich unter Begünstigung der Dunkelheit an das Thor durchzuschlagen und zu entfliehn.

Hedwig lag während des schrecklichen Lärmens auf den Knien und flehte zum Himmel um Rettung. Plötzlich sprang die Thüre auf, und ihr Bruder stürzte laut jubelnd in ihre Arme. — Dieser hatte nemlich alles in Bewegung gesetzt, um seine Freunde zur Hülfe zu vermögen, und war endlich so glücklich ein tapferes Häuflein zusammen zu bringen, mit dem er das äußerste zur Befreiung der geliebten Schwester zu wagen beschloß. Allein um seine Absicht desto besser zu verbergen, und kein Aufsehn zu erregen, zerstreute er seine Mannschaft, und nur einzeln zog sie auf den bestimmten Tag zum

auserſehnen Sammelplatz, eine Stunde von Biſtritz entlegen. In größter Stille wurde dann bei Annäherung der Nacht, mit Aexten, Sturmleitern, Stricken, und kurzen Waffen, der Marſch nach der Burg angetreten, dieſe von der Weſtſeite, wo ſie mit einem andern Berge zuſammenhängt, angegriffen und erſtiegen.

Mit anbrechendem Morgen zogen die Sieger fort, nachdem ſie, was ſich leicht fortbringen ließ, mitnahmen, das übrige zerſtörten, und das Neſt anzündeten.

Der Anſchlag auf die Veſte Bubetin war indeß gelungen, und Ritter Johann feyerte ſeinen Sieg, aus dem gefüllten Keller, mit vollen Humpen bis tief in die Nacht. Sehr unangenehm ward er durch die Ankunft ſeines Bruders geweckt, der mit der Nachricht der verlornen eigenen Veſte kam. Schnell ſaßen die beiden Ritter mit ihrer Mannſchaft auf, um ihr Eigenthum wieder zu nehmen, doch leer und ausgebrannt fanden ſie die Mauern, ohne Widerſtand doch in einen Aſchenhaufen zogen ſie ein, und vermißten nicht bloß ihre ſchöne Gefangene, ſondern auch noch gar manches von ihren zuſammengeraubten Schätzen. Indeß, der Streich war geſchehn und nicht mehr zu ändern, und wohl überdacht, fanden es die Brüder doch am zuträglichſten die Burg wieder herzuſtellen, und ſo wie bevor gemeinſchaftlich zu hauſen. Allein ganz ließ ſich das alte Verhältniß nicht wieder herbeiführen, das gegenſeitige Vertrauen war geſchwächt, und ein heimlicher Groll, der manchmal ſich in unwillkürlichen Aeußerungen verrieth, entfernte die Gemüther immer weiter. Die Folge davon war, daß ihre Macht getheilt, und weniger furchtbar, ihnen ſelbſt die Hoffnung benahm, ſich auf die bisherige Art lange zu erhalten; daher ſie den Entſchluß faßten, ſich dem Könige zu unterwerfen, wie denn auch durch den 47ſten Artikel des Jahres 1545 die Acht gegen die Herren von Podmanin aufgehoben, und ſie von dem Könige in Gnaden aufgenommen wurden.

Mit dieſen Brüdern, die beide unbeweibt ſtarben, erloſch das Geſchlecht der Ritter von Podmanin, deren weitläufige Güter an andere wohlverdiente Männer kamen, deren Nachkommen ſie größtentheils noch heut zu Tage beſitzen.

Freiherr v. M***y.

Naturkunde.

Werners oryktognoſtiſche Klaſſifikazionslehre.

(Fortſetzung von Nr. 48.)

Noch habe ich einiges von den Individuen der Foſſilien-Gattungen (d. i. von den einzelnen Vorkommniſſen der Foſſilien) zu ſagen. Die Individuen von Foſſilien ſind entweder primitive oder ſekundäre. Primitive Individuen derſelben ſind alle von ihrem erſten Entſtehen her um und um begränzte Vorkommniſſe derſelben in der Natur. Sekundäre Individuen hingegen ſind alle nach ihrem Entſtehen durch Zufall oder Menſchenhände, von einander getrennte Stücke von Foſſilien; als welche ſich immer in mehrere und mehrere dergleichen Einzelnheiten zertheilen laſſen. Die meiſten in Mineral Sammlungen vorhandenen Individuen von Foſſilien ſind ſekundäre, die wenigſten primitive.

20. Ganz untheilbare Individuen hat nur das Thierreich. Das Pflanzenreich geſtattet ſchon die Abtheilung oder Ablegung neuer eder ſekundärer Individuen von einem primitiven Individuum durch Zweige, Wurzeln und dergl. Ja! ſelbſt diejenigen Thiere, die an die Pflanzen gränzen, die Polipen laſſen ſchon ſolche Abtheilungen von ſekundären Individuen zu. Ein ähnliches Verhältniß darf alſo bei den Foſſilien nicht befremden.

21. Die zu einer Gattung gehörigen Individuen von Foſſilien ſind die Repräſentanten derſelben: nämlich die aufgefundenen bekannten Individuen von der naturhiſtoriſchen Gattung, die ſämmtlichen dahin gehörigen in der Natur vorhandenen Foſſilien aber, von der natürlichen Gattung.

Dieſe Individuen machen alſo die reelle Wirklichkeit einer Foſſilien-Gattung aus, und der Begriff der letztern iſt von erſterer abſtrahirt. Je mehr Unterſchiedenheiten der Gattung durch die von ihr aufgefundenen Individuen bekannt ſind, um ſo vollſtändiger und richtiger läßt ſich der Begriff derſelben beſtimmen und um ſo näher kommt dann eine ſolche naturhiſtoriſche Gattung der ihr entſprechenden natürlichen.

22. Auch das Wort Gattung bedarf noch eini-

ger Erklärung, welche uns weiter sowohl zu einer Vergleichung der Gattungen des Pflanzen- und Thierreichs, mit denen des Mineral-Reichs, als auch zu Ausforschung des Grundes der mineralischen Gattungs-Verschiedenheit führen wird.

Das Wort Gattung gehört eigentlich der Natur-Geschichte organischer Körper, und ganz insbesondere der Thier-Geschichte zu; wo es in letzter diejenigen Verschiedenheiten von Thieren bezeichnet, deren Individuen sich mit einander begatten und fruchtbare ihres Gleichen hervorbringen.

Die Natur hat nämlich bei den organischen Körpern beider Reiche den Haupt-Charakter der wesentlichsten natürlichsten Verschiedenheiten derselben, nemlich die Gattungen durch das organische Entstehen motivirt, so daß, was von diesen Körpern zu einer fruchtbaren Zeugung miteinander geeignet ist, sich nur wenig unterscheidet, und in seinen Individuen ein und den nemlichen Hauptcharakter zeigt, was aber nicht untereinander begattungsfähig ist, ausgezeichnet von einander verschieden ist. Sie hat auch bei den Pflanzen, den Gattungscharakter vorzüglich in die Fruktifikationstheile offen hingelegt, und diese mit Anmuth und Pracht ausgestattet. Bei den Thieren hingegen hat sie zu der Bezeichnung der Gattungen die Nahrungsorgane und die Organe des Fortkommens gewählt, weil die Locomotivität und Freßbegierde, die beide den Pflanzen ganz fehlen, sie in dem offen sichtlichen Theile ihres Organismus vorzüglich von den Pflanzen unterscheiden. Sie hat also hierdurch gleichsam mit Fleiß den Menschen zur scientivischen Unterscheidung und Kenntniß dieser Geschöpfe hingeleitet, und ihm die Hauptcharaktere so deutlich als möglich vors Auge gelegt.

Bei den Fossilien und Atmosphärilien findet zwar nun kein organisches Entstehen statt, aber doch ein anorgisches Entstehen, ein Entstehen aus zusammentretenden Stoffen, und zwar meist und hauptsächlich aus Stoffen, so ziemlich von bestimmter Art und in bestimmter Menge, durch eine eigene verbindende Kraft. Dieses anorgische Entstehn, das Analogen von dem Organischen ist nun auch hier der Grund, aber der für die erste sinnliche Anschauung verborgene Grund der Gattungsverschiedenheit der anorgischen natürlichen Körper, und hier insbesondre der Fossilien.

Uebrigens sind allerdings die anorgischen Körper von der Natur in ihren Gattungen weniger ausgezeichnet und unterschieden, als die organischen, und von diesen letztern sind wieder die Thiere weit schärfer gattirt, als die Pflanzen. Auch sind bei den organischen Körpern ihre Kennzeichen offen nebeneinander gelegt, und daher leicht aufzufinden, bei den Fossilien hingegen sind sie in einander verflochten; es war schwer, sie auseinander herauszuziehn, und dies war wohl der vorzügliche Grund, warum sie so spät, vollständig aufgefunden, und aufgestellt worden sind.

23. Das zweite Entwicklungsgeschäft in der oryktognostischen Klassifikazion der Fossilien, ist die Gradirung der abgetheilten Gattungen; unter Gradirung wird aber die Aufsuchung und Bestimmung der höhern und mindern (d. i. allgemeinern und speziellern) klassifikatorischen Verschiedenheiten der gattirten oryktognostischen Klassifikazions-Masse — als unter welche erstere sich die aufgefundnen Fossiliengattungen bringen, und in welche letztere sie sich noch weiter abtheilen lassen — verstanden. Die oryktognostische Gradirung, hat es also mit der Bestimmung der übrigen Klassifikazions-Stufen der Fossilien und ihrer Glieder zu thun. Die sowohl höhern als niedern Klassifikazions-Stufen ergeben sich (wie schon im 1. Kap. §. 10 gezeigt worden ist) aus den in der gattirten Klassifikazionsmasse auffindlichen Stufencharakteren.

24. Wenn wir nun die gesammten, bekannten Fossilien Gattungen in dieser Hinsicht betrachten, so zeigen sich uns, was die höhern Klassifikazionsstufen betrifft, erst einige sehr wenige ausgezeichnete, ganz allgemeine Abtheilungen, die keine höhern, als genus summum — Mineralreich — über sich haben. Es sind folglich Klassen.

Klassen der Fossilien sind also die generellsten klassifikatorischen Verschiedenheiten dieser natürlichen Körper, welche durch ihre Charaktere im Vergleich mit den Gattungen, zwar etwas minder als diese, jedoch noch ihnen durch die mehrsten und wichtigsten Charaktere, immer aber durch sehr generelle Abtheilungen derselben ausgezeichnet sind.

Alle Kennzeichen, worin die Unterverschiedenheiten einer Fossilienklasse übereinkommen, konstituiren auch hier wieder den Gesammtcharakter derselben.

Aeußre dahin gehörige Kennzeichen sind:

Farbe in der Allgemeinheit.
Art des Glanzes.
Härte.
Kälte.
Schwere in der Allgemeinheit.
Geruch.
Geschmack.

Diesen allgemeinen äußern Klassencharakter der Fossilien gegen den allgemeinen äußern Gattungscharakter dieser natürlichen Körper gehalten, so war es bei letztern vorzüglich:

Farbe in sehr speziellen Verschiedenheiten.
Aeußere Gestalt und insonderheit Krystallisazion.
Bruch insonderheit die Durchgänge beim blättrigen in strahligen.

Bruchstücke, besonders regelmäßige.
Abgesonderte Stücke.
Durchsichtigkeit.
Strich.
Härte.
Festigkeit.
Anfühlen.
Schwere.)
Geruch) Alle drei in großer Spezialität.
Geschmack)

Farbe, Härte, Schwere, Geruch und Geschmack haben also die beiden äußern Charaktere dieser 2 Klassifikationsstufen gemein; nur die Klassen in der Allgemeinheit, die Gattung aber sehr speziell. Dahingegen kommt

Art des Glanzes.
Festigkeit.
Kälte.

vorzüglich den Klassencharaktern, und

Aeußre Gestalt, besondere Kristallisazion.
Bruch.
Bruchstücke.
Abgesonderte Stücke.
Durchsichtigkeit.
Strich.
Anfühlen.

mehr dem Gattungscharakter zu.

25. Aber zu dem Gesammtcharakter der Klassen gehören auch noch einige chemische Kennzeichen als:

Brennbarkeit.
Verflüchtigung im Feuer.
Auflösbarkeit im Wasser.
Färbung der Gläser und Schlakken.
Regulisizirung.
Färbung der nassen Auflösmittel.
Färbung der Residuen und Niederschläge.
Auflösbarkeit in Alkohol.

Dann das geognostische Vorkommen und die orykognostische Verwandtschaft.

26. Alles dies nun auf die Gesammtheit der Familiengattungen angewendet, so ergeben sich in der Klassenstufe des Mineralsystems nur vier Glieder der Klassen, die also alle Gattungen der Fossilien begreifen, nemlich die

der erdigen,
salzigten,
brennlichen,
und metallischen Fossilien.

Die erste und die vierte Klasse enthalten bei weitem die mehrsten Gattungen.

27. Die Klasse der erdigen Fossilien ist charakterisirt

A. in äußern Kennzeichen durch meist

weiße Farbe, wo aber Gattungen derselben zugleich mit andern Farben vorkommen, da zeigen sie dann die größte Mannigfaltigkeit darin, auch sind mehrern ihrer Gattungen die verschiedenen Farbenzeichnungen fast nur allein eigen,
große Kristallisirbarkeit, und sehr mannichfache besondre äußere Gestalten
häufige Durchsichtigkeit und Durchscheinenheit,
Härte von allen Graden, aber häufig von den Höchsten.
Meist Sprödigkeit und mittelmäßige Schwere.

B. in chemischen Kennzeichen

meist Schwerschmelzigkeit, wo aber Schmelzbarkeit statt hat, meist mit Aufschwellen.
Höchst seltene Leichtauflöslichkeit in Säuern, oder wo sie statt findet, ungefärbt.
Unauflösbarkeit im Wasser bei einigem Verlust der Durchsichtigkeit im Feuer.

C. Geognostisches Vorkommen.

Sie konstituiren bei weitem zum größten Theile Gebirgsmassen aller fünf Klassen der Gebirge.

28. Die salzigen Fossilien sind ausgezeichnet:

A. In äußern Kennzeichen, durch

meist weiße Farbe,
meist klein flockiche äußere Gestalt,
meist wenig charakterisirten, blättrigen zuweilen auch faserigen Bruch,
sie sind durchscheinend,
weich bis zerreiblich,
wenig spröde,
sehr leicht zerspringbar,
fühlen sich ein wenig fettich an,
sind nicht sonderlich schwer und von starkem Geschmack.

B. chemische Kennzeichen.

Leichtauflösbarkeit im Wasser.

C. Geognostisches Vorkommen,

finden sich fast immer in der Oberfläche der Erde, und in Berührung der atmosphärischen Luft.

(Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 53. November.

Correspondenzen.

1.

Chemnitz den 8. August.

Spinn-Maschinen.

Wenn England allen Continental-Staaten in jeder Manufaktur-Branche so sehr überlegen ist, und seine sämmtlichen Fabrik-Produkte zu für uns fast unerklärbaren Preisen liefern kann, so liegt davon hauptsächlich der Grund wohl darin, daß sie trachten alles, auch das Geringfügigste, durch Maschinerie herzustellen, und keine Kosten und Mühe zu sparen, alle ihre Maschinerien möglichst zweckmäßig und einfach zu verfertigen. Wollen wir nun gleiche Schritte mit diesem höchst merkwürdigen Volke in dieser Hinsicht halten, um es möglich zu machen, mit demselben concurriren zu können, so müssen wir vor allen Dingen trachten, uns in den Geist hinein zu denken, der in der Nation so große Dinge bewirkt hat und noch täglich hervorbringt; wir müssen in unserm deutschen Vaterland, das in jeder Rücksicht vor allen andern Ländern so sehr geeignet ist, sehr bald und leicht England hierin, wenn nicht den Rang abzugewinnen, doch wenigstens ihm gleich zu kommen, ohne Vorurtheil alles dahin zweckende Gute und Nützliche gleich viel ob vom Aus- oder Inländer herrührend, unpartheyisch untersuchen, und dann uns zuzueignen trachten. Wir müssen jede neue zum Zweck führende Erfindung mit demjenigen edlen patriotischen Gemein-Geist in dem Künstler und Begründer aufmuntern und unterstützen, der nur allein geeignet oder im Stande ist, alles Gute und Richtige der Art schnell zu befördern, oder gedeihen zu machen. — So sey denn hiemit aufmerksam gemacht auf den Begründer der allerersten Baumwollen Mule-Twist Spinnerei im Königreich Sachsen, und im Jahr 1805 einer ähnlichen bedeutenden Spinnerei in Berlin. Ein Deutscher von Geburt, erwarb er sich in einer Reihe von Jahren auf seinen Reisen in England, und in seinen eigenen Anstalten diejenigen praktischen Kenntnisse durch seine Versuche und Erfahrungen in dem weitläuftigen Gebiete der Mechanik und namentlich in dem Maschin-Spinnerei-Fach jeder Art, die ihn nun in den Stand setzen, seinem Vaterland hierin ganz besonders nützlich seyn zu können. Er erbietet sich demnach

1) Baumwollen-Mule-Spinnerei zu erbauen, worauf so fein als Nr. 150 bis 200 Zahlen aufs Pfund aus einer Pfernambuc, Surinam, Curasao, Bourbon, Low Georgia Baumwolle gesponnen werden können; auch dergleichen bereits bestehende Anstalten, entweder ganz oder zum Theil dahin einzurichten, oder umzuändern, daß man diese feinen Nummern spinnen kann.

2) Water-Twist-Maschinen, sehr einfach und nach dem allerneuesten Princip zu errichten und, selbst auch auf den Mule-Twist-Maschinen eine solche Vorrichtung zu machen, daß man das so sehr beliebte, bekannte und nützliche Patent-Ketten-Garn darauf erzeugen kann; darum dem Fabrikanten so wichtig und vortheilhaft, weil es eben so egal und haltbar, aber nicht so drellrund, wie das wirkliche Water-Twist, eine weichere, dabei aber eine reichere oder griffigere Waare macht; für den Spinnerei Unternehmer deshalb nützlicher, weil er auf seinen Maschinen mehr solchen Garnes spinnen kann, als auf den Water-Frames.

3) Eine sehr einfache dabei aber äußerst zweckmäßige Batting Feame oder Wollklopf-Maschine, sowohl zur Baumwolle als auch Schafwolle. Die Wolle wird auf dieser Maschine sehr locker geschlagen, und dadurch aller Unrath und Körner auf die Oberfläche befördert, und sonach sehr leicht zum Ablesen gebracht, das Material aber nicht wie bei den jetzt existirenden durch vorhergehendes Zerkratzen gemißhandelt, wobei die Fasern kürzer werden müssen. — Diese Maschine liefert mit Hülfe zweier Wollleser tägl. an die 80 Pfund reines Material.

4) In solchen Anstalten, die nicht durch Wasser-Kraft

betrieben werden können, und deshalb mit kostspieligem Roßwerk, Dampfmaschinen, oder Hand-Drehs-Arbeitern getrieben werden müssen, an eine jede einzelne Maschine, so wie Batting-Frame, Krempeln, Durchzüge, Kannen, Vorspinn und Feinspinn-Maschinen, einen zwar sehr einfachen, aber sehr kräftigen Betriebs-Mechanismus anzubringen. — Die Sache ist nicht kostspielig und verdient sehr von jedem Besitzer solcher Anstalt beherzigt oder berücksichtiget zu werden.

5) Schafwollen-Kammgarn-Maschin-Spinnerei nach der neuesten und gewiß vollkommensten Art zu verfertigen; aus wie viel Maschinen ein Sortiment dieser Spinnerei Art besteht, und wie viel ein solch Sortiment kostet, ist aus dem beigefügten Litt. A zu ersehen. Wer vor der Hand keine solche Maschin-Spinnerei sich anschaffen will, kann, um seine Handspinnerei möglichst vortheilhaft betreiben zu wollen, einzelne Wollkämmmaschine nebst dazu gehöriger Auflocker-Maschine von ihm geliefert erhalten. Das Nähere hierüber ersieht man in dem beigefügten Litt. B.

6) Schafwollen Streich- oder Tuch-Garn-Maschin-Spinnerei, nach dem einfachsten und zweckmäßigsten Princip. Wie viel ein Sortiment dieser Spinnerei Art kostet, aus wie viel Maschinen dasselbe besteht, und überhaupt das Nähere darüber befindet sich allenfalls in dem Litt. C.

7) Flachs-Maschin-Spinnerei, worauf man zwar vor der Hand noch kein ganz feines Kloster Zwirn-Garn spinnen kann, aber doch ein schönes feines, egales und rundes Garn zu feiner Hemden-Leinewand, oder sonstigen feinen Leinenzeugen zu spinnen im Stande ist. Das Nähere darüber ist gleichfalls in dem Litt. D. zu ersehen. Auch können die Herren Seiler-Meister einzelne zu dieser Spinnerei nöthige Hechelmaschinen geliefert bekommen, für welche der Besitz einer solchen Maschine nicht minder wichtig ist, indem auf derselben eine bedeutende Quantität täglich und weit reiner gehechelt werden kann, als mit der Hand auf die gewöhnliche Art.

Litt. A.

Ein Sortiment Schafwollen-Kammgarn-Maschin-Spinnerei besteht aus folgenden Maschinen — nehmlich

1) aus einer Auflocker-Maschine
2) aus zwei Kamm-Maschinen
3) aus einer Durchzugs-Drehling-Maschine
4) einer Vorspinn-Maschine
5) aus fünf Jenny Mules, oder fünf Water Frames zum Feinspinnen
6) aus drei Weifen oder Reels.

NB. Auf einem solchen Sortiment können wöchentlich 300 Pfund und auch noch mehr, wenn die Arbeiter einmal dabei eingerichtet sind, gesponnen werden, und zwar in der Feine von 7, 8, 9, 10, 12 Stückigtem Garn — auch kann in feine Spanische Wolle so fein wie 16, 18, 20, 30 und 40 Stücke in das Pfund Wolle gesponnen werden. Diese Maschinerie kann ebenfalls durch Wasserkraft, Dampfmaschine, Roßwerk, oder mit meinem Mechanismus Nr 4 betrieben werden. Zur Bedienung eines Sortiments gehören oder sind circa 17 Menschen nöthig, meistens Frauenspersonen, welche alle zusammen hochgerechnet wöchentlich nicht mehr als 34 Rthlr. kosten, dazu nun noch die Zinsen von einem Kapital von 10000 Rthlr. wöchentlich an 10 Rthlr., so belaufen sich sämmtliche Unkosten um 300 Pfund Garn zu spinnen auf 48 Rthl., und man kann leicht berechnen, ob und wie eine solche Maschinen-Spinnerei rendirt? — Da alle diese Maschinerie, wie gesagt, durch den Mechanismus Nr. 4 betrieben werden kann, so ist kein eigens dazu zu errichtendes kostspieliges Fabrik-Gebäude nöthig, sondern kann in jedem Gebäude aufgestellt und betrieben werden. Bei Ertheilung einer Bestellung für ein oder mehrere Sortimente wird ein Ziel des Betrages, ein Ziel bei Ankunft desselben an dem Ort seiner Bestimmung, und das letzte Ziel nachdem es aufgestellt und in Gang gebracht ist, bezahlt. — Die Versendung, die Aufstellung und in Gang-Setzung der Maschinerie geschehen sämmtlich auf Kosten des Committenten — Ein Sortiment kostet 5800 Rthl.

Litt. B.

Eine einzelne Kamm-Maschine nebst Auflocker-Maschine kosten mit dem Betriebs-Mechanismus Nr. 4 versehen 1300 Rthlr. — Eine dergleichen nebst Auflocker-Maschine ohne Betriebs-Mechanismus Nr. 4 nur 1200 Rthlr. — wohl verstanden, dies ist der Preis für jede erste Ablieferung, werden hernach von dem nämlichen Herrn Committenten mehrere davon zu liefern in Auftrag gegeben, so kostet

eine Kamm-Maschine nur 300 Rthlr.
eine Auflocker-Maschine nur 200 Rthlr.

Eine Auflocker-Maschine liefert täglich 60 und mehrere Pfund zum Kämmen vorbereitete Wolle, eine wirkliche Kamm-Maschine aber täglich nur zwischen 12 und 14 Pf. rein und schön gekämmter Wolle, folglich ist eine Auflocker-Maschine hinreichend um 5 Kamm-Maschinen reichlich mit Wollmatten zu versehen. Zur Bedienung einer Auflocker-Maschine gehört eine Weibsperson, und nur eine solche Weibsperson kann auch eben so bequem und leicht 5 Kamm-Maschinen bedienen, wie eine einzige. Jedoch wird der Verfertiger nur dann erst anfangen, von diesen Maschinen einzeln und nach der Reihe, so wie sie in Be-

stellung gegeben worden, abzuliefern, sobald er 30 Stück im Ganzen davon in Auftrag hat.

Litt. C.

Zu einem Sortiment Streich- oder Tuch-Garn-Maschin-Spinnerei gehören folgende Maschinen, nämlich:

1) eine Woll-Schlag-Maschine
2) eine Wollauflocker-Maschine
3) eine Watten-Maschine
4) eine ff. Flüten- oder Locken-Maschine
5) eine Vorspinn Maschine
6) 3 Jennies- oder Feinspinn-Maschinen
7) 2 Weifmaschinen oder Haspeln.

Auf einem solchen Sortiment können wöchentlich 3000 Pfund Tuch-Garn gesponnen werden. Die Besorgung oder Bedienung eines solchen Sortimentes erfordert circa 6 weibliche Personen und 5 Personen männlichen Geschlechtes, dies ganze Arbeits Personale kostet wöchentlich circa 28 Rthlr., dazu Zinsen von einem Unterhaltungs- und Betriebs-Kapital zusammen 7400 Rthlr. zu 6 p. Ct. 8 Rthlr. 21 Gr. folgl. können mit 36 Rthlr. 21 Gr. Kosten 300 Pfund Garn gesponnen werden. Ein jeder Unternehmungslustiger kann sich nach dieser wahren und richtigen Ansicht leicht selbst berechnen, ob eine Unternehmung dieser Art ihm Rechnung hält oder nicht. Der Preis eines Sortiments davon ist 3800 Rthlr.

Litt. D.

Ein Sortiment Flachs-Maschin-Spinnerei besteht aus folgenden Maschinen, nämlich:

1) aus einer Hechel-Maschine
2) aus einer Werg-Watten-Maschine
3) aus einer Werg-Band-Maschine
4) aus einer Legebank mit Streckmaschine
5) aus einer Drehling-Maschine
6) aus 3 Spinn-Maschinen, jede von 30 Spindeln.
7) aus 2 Haspeln.

Auf einem solchen Sortiment werden wöchentlich gegen 170 Pfund Garn gesponnen. Zur Bedienung eines solchen Sortiments sind 14 Mädchen nöthig, die wöchentlich, hoch gerechnet, 18 Rthlr. 16 Gr. kosten, dazu noch die Zinsen von einem Unternehmungs- und Betriebs-Kapital von 7000 Rthlr. machen wöchentlich á 6 p. Ct. 8 Rthlr. 10 Gr. zusammen 29 Rthl., mit denen wöchentlich 170 Pfund Garn gesponnen werden. Ein Sortiment kostet 3000 Rthlr. Die Zahlungsbedingungen sind die nämlichen, wie bei dem Sortiment für Kammwoll-Garn-Maschin-Spinnerei. Nämlich, es darf Niemand im voraus bezahlen, sondern nur erst dann, wenn das was man sich versprochen, geleistet worden.

Der Verfertiger dieser Maschinen gedenkt selbst zu Ende dieses Jahres zu Ihnen zu kommen, und so viele Ueberzeugungsmittel wegen seiner Rechtlichkeit und Geschicklichkeit mitzubringen, daß er bei jedem Unternehmungslustigen, die Zweifel und das Mißtrauen, was durch so manche getäuschte Erwartung gerechtfertigt wird, zu beseitigen hofft. Er wird die nöthigen Zeugnisse von dem, was er früher hier bei uns in Sachsen, dann später in Preußen geleistet, mit bringen. Nächstens sende ich Ihnen Proben dieser verschiedenen Maschinen-Gespinnste. Machen Sie indessen alle diejenigen soliden und unternehmenden Männer, in Böhmen, Mähren, Oestreich, welche in Baumwoll-Schafwoll- und Flachs-Spinnerei etwas Bedeutendes zu unternehmen willens sind, auf den Mann aufmerksam. Sie können dies mit um so größerer Zuversicht, da er von Niemand irgend etwas eher im voraus verlangte, als bis er gehörige Ueberzeugung von der Realität und Solidität seiner Kenntnisse gegeben hat.

2.

Erziehungs-Anstalt für Kinder protestantischer Familien.

Wien, 29. Juli 1816.

Herr Häcker, ein sehr wackrer und alles Vertrauens würdiger Mann, der schon viele Jahre, zur allgemeinen, auch höchsten Orts dokumentirter Zufriedenheit an der in Wien für beide protestantische Confessionen bestehenden, öffentlichen Schule, arbeitet, hat sich entschlossen, die Wünsche jener Eltern oder Vormünder zu befriedigen, welche auch noch außer den Schulstunden besondere Aufsicht, Leitung und Lehre für ihre Kinder bedürftig erachten, und zu dem Ende eine eigene Erziehungs-Anstalt zu begründen. Die Eröffnung derselben beginnt mit dem 1. Oktober 1816. Ueber 12 Knaben werden nicht angenommen, und zwar im Alter von 5 bis 12 Jahren. Für eine geräumige, gesunde Wohnung ist gesorgt; so wie strenge auf Reinlichkeit und Ordnung gesehen werden wird. Täglich wird man die Kinder ins Freie führen und in den Schulferien größere Wanderungen mit ihnen anstellen. Erhaltung der Gesundheit, des Frohsinns und Bekanntschaft mit der Natur ist dabei Hauptzweck, die Kost einfach, schmackhaft, nahrhaft, gesund und hinreichend. Das Baden im Sommer bleibt Regel. — Aechte Moralität durch Beispiel und Lehre auf das gewissenhafteste zu fördern ist Haupt-Angelegenheit.

Die gewöhnlichen Schulgegenstände werden in drei Klassen gelehrt und außerdem wird nach den besondern

Wünschen der Eltern auch für Unterricht in Sprachen und Künsten gesorgt.

An Eltern und Vormünder protestantischer Familien in und außer Wien.

Um den mancherlei Anfragen, Wünschen und Aufforderungen mehrerer Aeltern, „ihre Kinder zur gänzlichen Bildung und Erziehung zu übernehmen," mit einem Mahle zu begegnen und denselben Genüge zu leisten: sieht sich der Unterzeichnete veranlaßt, hierüber Folgendes öffentlich bekannt zu machen:

Schon durch zwei und zwanzig Jahre besteht in der Hauptstadt der österreichischen Monarchie eine öffentliche Schule für die heranwachsende Jugend der beyden protestantischen Gemeinden. Sie ist ganz für das thätige Leben berechnet, und hat sich, gleich den übrigen trefflichen Lehranstalten dieser berühmten Kaiserstadt, auch des väterlichen Schutzes des Staates zu erfreuen. Diese Schulanstalt hat bisher sattsam bewiesen, daß das bei Gründung derselben vorgesteckte schöne Ziel: „gute und brauchbare Staatsbürger zu bilden," nicht unerreicht geblieben, indem aus derselben bereits schon viele Jünglinge, an Geist und Herzen gleich gut und edel gebildet, hervor gingen, die nun schon als achtungswerthe Männer in der Reihe ihrer Mitbürger stehen, und die Zahl der guten und edlen Staatsbürger vermehren. — Diese Ansicht gewährt dem Unterzeichneten, der durch so viele Jahre an der Bildung der hiesigen protestantischen Schuljugend arbeitet und bereits auch wegen seiner Verwendung von der höchsten Landesregierung ein öffentliches Belobungs-Dekret erhalten hat, den reinsten und schönsten Lohn.

Sollten sich nun noch mehrere Eltern oder Vormünder protestantischer Familien finden, die den Werth des öffentlichen Unterrichts vor der Privaterziehung zu würdigen wissen, aber ihrer Verhältnisse wegen sich nicht ausschließend mit der Bildung und Erziehung ihrer Kinder und Mündel beschäftigen können, und daher für dieselben sowohl vor, als nach den Schulstunden eine besondere Aufsicht und Leitung wünschen, so ist der Unterzeichnete gesonnen, diese Aufsicht und Leitung zu übernehmen, indem er mit der hiesigen vereinigten protestantischen Schule eine Erziehungsanstalt zu verbinden gedenkt, die in ihrer Art alles leisten wird, was für das Wohl ihrer Kinder gewissenhaft sorgende Eltern nur immer wünschen und erwarten können, wenn anders sich so viele Zöglinge dazu finden werden, als zur Deckung eines solchen, mit beträchtlichem Aufwande verbundenen Unternehmens erforderlich sind. —

Da die Errichtung dieser Erziehungsanstalt mit dem Anfange des neuen Schulkurses berechnet ist, und die Zöglinge, deren Zahl nur auf 12 bestimmt ist, daher schon bis 1. Oktober 1816 einzutreten haben, so werden diejenigen Eltern und Vormünder, die ihre Kinder und Mündel daran Theil nehmen lassen wollen, hierdurch ersucht, sich bald möglichst zu melden, um die erforderlichen zweckdienlichsten Maßregeln deßhalb treffen zu können. —

Mündliche oder schriftliche Rücksprache hierüber kann täglich mit dem Unterzeichneten in seiner Wohnung, im evangelischen Bethause in der Dorotheergasse Nr. 1179 im dritten Stock, genommen werden.

Wien am 20. Juni 1816.

Georg Friedr. Häcker,
öffentlicher und geprüfter Lehrer an der hiesigen vereinigten protestantischen Schulanstalt.

Plan,

nach welchem die Erziehungsanstalt eingerichtet werden soll.

In diese Anstalt werden Knaben von 5 bis 12 Jahren aufgenommen.

Da bei der wissenschaftlichen und moralischen Bildung ihres Geistes und Herzens vorzüglich auf die Entwickelung, Stärkung und Erhaltung der physischen Kräfte der Kinder gesehen werden muß, so wird bei Errichtung dieser Anstalt besonders auf eine geräumige und gesunde Wohnung, so viel möglich in der Nähe der Schule Bedacht genommen werden.

Was die Entwickelung, Stärkung und Erhaltung der physischen Kräfte der Zöglinge anbelangt, so wird der Natur gemäß, bei jedem Einzelnen vorzüglich auf das Alter, auf die Leibesbeschaffenheit, und besonders auf die Lebensweise, die er mehrere Jahre im älterlichen Hause führte, Rücksicht genommen werden. Das größte der Erdengüter, die Gesundheit, läßt sich der Natur nicht immer abtrotzen, sondern will und kann auch nach und nach erhalten und befestigt werden. — Um aber auch in physischer Hinsicht so viel als möglich Gleichförmigkeit einzuführen, ist erforderlich: daß jeder Zögling in Bezug auf Reinlichkeit versehen sey, mit dem nöthigen Werkzeug, mit hinlänglicher Wäsche und Kleidungsstücken.

Zur Aufbewahrung ihrer Geräthschaften werden einige Kästen vorhanden seyn, und es wird auf das sorgfältigste darauf gesehen werden, daß sich jeder Zögling zur strengsten Reinlichkeit und Ordnung gewöhne. In den geschäftefreien Stunden werden sie täglich in

das Freye geführt, und in den Schulferien werden größere Wanderungen mit ihnen gemacht, wobei außer der frohen und freien Bewegung ihres Körpers, besonders auf praktische Erweiterung ihrer Naturkenntnisse Bedacht genommen werden wird, indem man sie zu Naturaliensammlungen aller Art anhalten wird.

Die Nahrung der Zöglinge wird zwar einfach aber dabei schmackhaft, nahrhaft und gesund seyn. Sie soll bestehen nach Erforderniß: des Morgens aus Milch und Semmeln oder gut ausgebackenem und gehörig ausgetrocknetem weißen Brode; des Mittags aus 3 bis 4 gut zubereiteten, schmack- und nahrhaften Speisen; des Nachmittags erhalten sie ein sogenanntes Vesperbrod (Jause) und Abends wieder Suppe oder Eingemachtes. So viel als möglich wird von den Zöglingen alles Naschwerk beseitiget werden.

Auch wird zur Reinigung und Stärkung des Körpers im Sommer, wenigstens einmal in der Woche, für Gelegenheit zum Baden, entweder im Hause selbst, oder in einer öffentlichen Badeanstalt gesorgt werden.

So vorzüglich und unschätzbar aber auch ein gesunder und starker Körper ist, so ist doch noch wenig für das Glück der Menschen gesorgt, wenn sie nicht auch an Geist und Herzen gleich gut gebildet sind. — Sparta ging unter, trotz der Stärke und Körperkraft seiner Bewohner, und der Besitz aller Wissenschaften und Künste konnte den Fall Athens nicht hindern, sobald sich die Sitten seiner Bewohner verschlechterten. — Treue und Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland, innige Liebe und Dankbarkeit gegen Eltern und Wohlthäter, Reinheit des Herzens, ein offenes freies Betragen, Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit, Redlichkeit — mit einem Worte, echte Moralität, das wird das hohe Ziel seyn, nach welchem der Erzieher, seine Zöglinge, sowohl durch eigenes Beispiel, als durch schriftlichen und mündlichen Unterricht auf das gewissenhafteste zu leiten befliſſen seyn wird. —

Was die Gegenstände des wissenschaftlichen Unterrichts anbelangt, so sind dieselben in 3 besondere Klassen vertheilt, und im wesentlichen nach der Stufenreihe folgende: das Buchstaben- und Zahlenkennen, Sylabiren, Buchstabiren, Lesen, Schönschreiben, die deutsche Sprachlehre, das Recht- und Diktandoschreiben, schriftliche Aufsätze, das Rechnen, die Erdbeschreibung, Naturlehre, Naturgeschichte, Weltgeschichte, Gesundheitslehre, und besonders erhalten die Schüler jeder Klasse den besten und zweckmäßigsten Unterricht in der Religion.

Außer diesen vorgeschriebenen Lehrgegenständen werden die Zöglinge nach Bedürfniß und nach dem Wunsche der Eltern auch Unterricht in fremden Sprachen, im Zeichnen, in der Musik ꝛc. erhalten.

Daß von Seite des Erziehers auf die bestmöglichste Verwendung und Benutzung der kostbaren Jugendzeit gesehen, und die Zöglinge zur fleißigen Wiederholung, Erlernung, richtiger Ausarbeitung und Verfertigung ihrer Aufgaben werden angehalten werden, ist hier zu versichern und zu bemerken wohl überflüßig. —

Für alle nebenbenannte Lehrgegenstände; für die besondere Aufsicht und Leitung; für Wohnung und Kost; für die Besorgung der Wäsche, Reinigung der Kleidungsstücke, dann für die nöthigen Schreibematerialien z. B. Papier, Federn, Bleistifte ꝛc. werden halbjährig und zwar vorhinein zwei hundert Gulden in Conventionsmünze bezahlt.

Was jedoch die nöthigen Schulbücher; die Anschaffung und Ausbesserung der Kleidungsstücke, der Wäsche ꝛc. anbelangt, dafür haben entweder die Eltern selbst zu sorgen, oder der Erzieher sorgt auch dafür und legt den Eltern deßhalb die Berechnung, welche sodann halbjährig von denselben vergütet wird. Eben so werden die Kosten des außerordentlichen Unterrichtes in fremden Sprachen, im Zeichnen, in der Musik, Tanzkunst ꝛc. von den Eltern getragen.

Damit aber in keinem Falle in physischer Hinsicht etwas mangelhaft sey, so wird der Erzieher sich auch mit einem erfahrenen praktischen Arzte verbinden, der wenigstens wöchentlich einmal die Anstalt besucht und nöthigenfalls sogleich gerufen werden kann, um die zweckdienlichsten Mittel zur Abwendung des Uebels zu ergreifen. Sollte aber eine Unpäßlichkeit nur den geringsten bedenklichen Charakter annehmen, so wird sogleich den Eltern davon Nachricht ertheilt werden, um sie in den Stand zu sezen zur Abwendung des Uebels selbst auf das thätigste mitzuwirken. Die in einem solchen Falle nöthigen Arzney und Heilmittel, so wie die besondere Pflege, werden auch von den Eltern vergütet und bezahlt.

Alle Monate wird der Erzieher den Eltern von den Zöglingen Nachricht geben, und deren Fort- oder Rückgang im Guten und im Fleiße den Eltern auf das genaueste mittheilen, so wie die Zöglinge selbst einen fortdauernden Briefwechsel mit ihren Eltern, Vormündern und Angehörigen unterhalten werden.

Für die genaueste Erfüllung aller, in diesem Plane auf die Erziehung und den Unterricht Bezug habenden Punkte verpflichtet sich hierdurch der Unternehmer, dessen Adresse ist:

Georg Friedrich Häcker,
öffentlicher und geprüfter Lehrer an der hiesigen vereinigten protestant. Schulanstalt. Im evang. Bethause in der Dorotheengasse Nr. 1179 3ten Stock.

3.

Beobachtete Nebenmonde am 12. April 1816 um 8 Uhr 45 Min. Abends.

Vom Professor Hallaschka. — Mit einer Kupfertafel.

Der Mond hatte kurz vorher das Vollicht erreicht gehabt; der Horizont war dunstig, der Zenith des Himmels aber sehr heiter, und sternenreich. Der Mond selbst hatte einen Hof von blasser Farbe, der im Durchmesser zwei scheinbaren Mondsdurchmessern gleich seyn durfte. In einer Entfernung von etwa 10 Graden zeigte sich ein lichter Halbkreis, in welchem sich in einer Entfernung von 180 Graden zwei regenbogenfarbige Nebenmonde darstellten, die von lichten gefärbten Schweifen in entgegengesetzter Richtung begleitet waren. Das Entstehen der Nebenmonde und ihrer Schweife war allmählig, und ihre Lichtstärke wechselte so, daß dieselben abwechselnd auch verschwanden. Der Horizont war mit Wolken umzogen, folglich war die zweite Hälfte des lichten Kreises unsichtbar. 90 Grade von jedem dieser Nebenmonde entfernt, war der den Mond sammt seinen Hof umgebende lichte Bogen heller, auch etwas gefärbt, und breiter. Ueber diesem lichten und breiteren Theil des Halbkreises zeigte sich ein etwas schwächer gefärbter blasser Bogen, dessen Mittelpunkt im Zenith war. Der übrige Himmel wurde nach und nach trüb, das Phänomen selbst endete gegen 9 Uhr 30 Min. Abends. Der Anblick desselben war schön, das Entstehen, Verschwinden, und wieder Sichtbarwerden spannte die Aufmerksamkeit des Beobachters, das Hellerwerden und Ermatten der prismatischen Farben der Nebenmonde rief die Theorie der Reflexion und Brechung der Lichtstrahlen in den in der Atmosphäre befindlichen Eistheilchen ins Gedächtniß zurück, und die in den folgenden Tagen immer mehr und mehr zunehmende Kälte bei heftigen Nordwestwinden bestätigte die Hypothese eines Halley und anderer Physiker.

4.

Prag 10. September 1816.

Hallaschka's astronomisches Werk.

So eben ist von unserm Professor Hallaschka erschienen: Elementa Eclipsium, quas patitur tellus, Luna eam inter et solem versante ab A. 1816 usque ad A. 1850 ex tabulis astronomicis recentissime conditis et calculo parallactico deducta typo ecliptico et tabulis projectionis geographicis collustrata. Das Werk ist in Quart, sauber gedruckt und unserm ehrwürdigen Fürstbischof Chlumczanszky zugeeignet, diesem großmüthigen Wohlthäter der Armen und Beförderer alles Schönen und Nützlichen, ohne dessen Unterstützung es schwerlich so bald erschienen wäre. Der Kupfertafeln sind, ohne das Titelkupfer 22, wovon 16 die verschiednen Mondes-Bedeckungen der Sonne darstellen, wie sie zu Brünn (wo der Verf. während seiner dortigen Professur diese Arbeit zu Stande brachte) erscheinen werden, so wie die Theile der Erdkugel, wo sie den 19. Nov. 1816, 5. Mai 1818, 7. Sept. 1820, 29. Nov. 1826, 17. Juli 1833, 15. Mai 1836, 18. Juli 1841, 8. Juli 1842, 6. Mai 1845, 9. Okt. 1847, 28. Juli 1851, 15. März 1858 und 18. Juli 1860 sichtbar seyn werden.

Böhmische Kirchengeschichte.

Einzug der Jesuiten Johann Flagius und Rudolph Neomenius in die Stadt Gitschin im Jahre 1622 am 22. Dezember — und ein Blick auf den damaligen Religionszustand sowohl in dieser Stadt als der umliegenden Gegend.

Von Franz Aloysius Marek ꝛc.

(Beschluß von Nr. 49. 1816.)

III. Abschnitt

oder

Anhang,

enthaltend einige Nachrichten über die Hauptursachen der schnellen Verbreitung des Hussitismus und Pikardismus in dieser Gegend. —

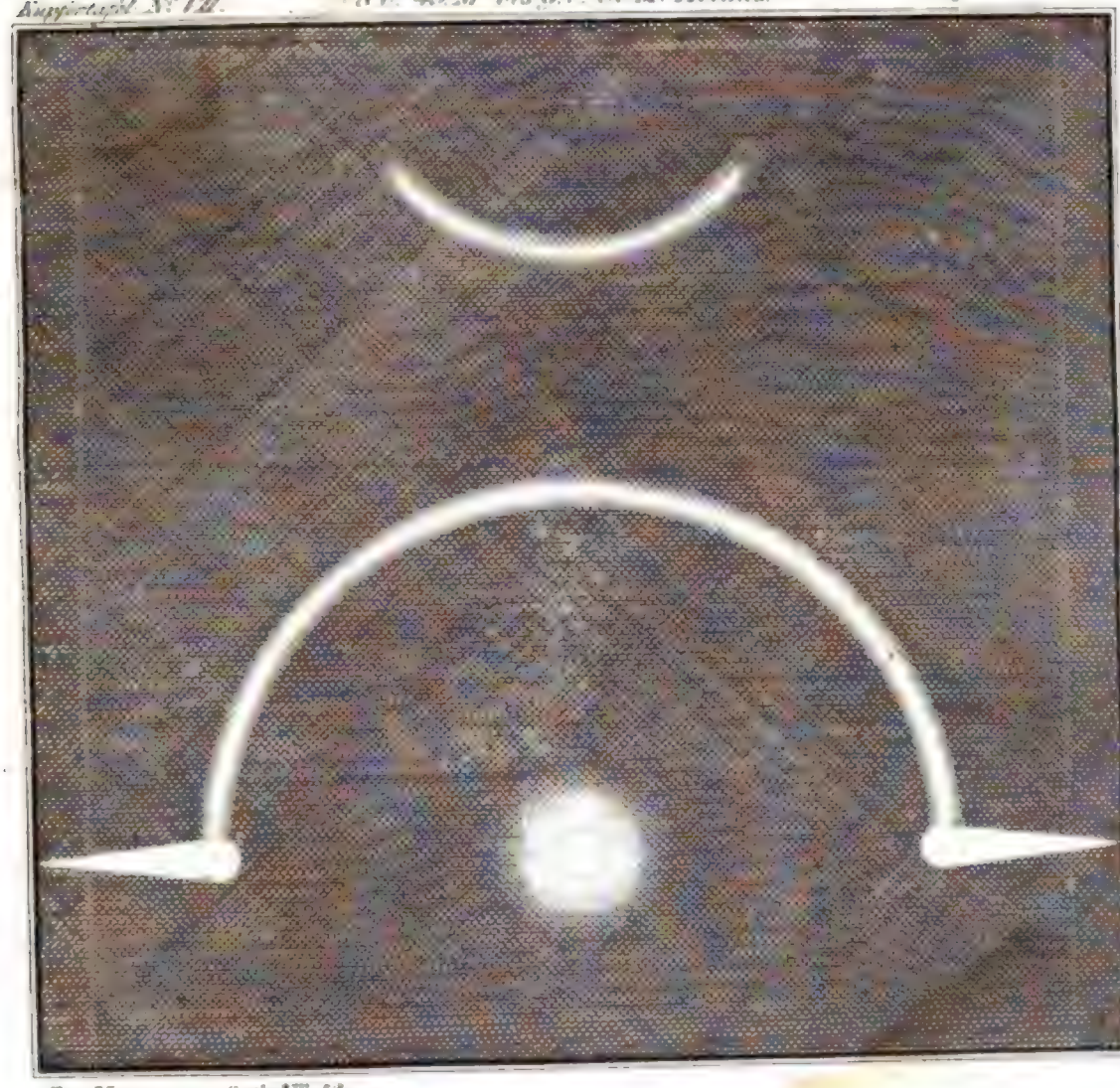
Wir müssen billig darüber erstaunen, wie es kam, daß in dieser Gegend, wo der Katholicismus so frühe schon sehr feste Wurzeln geschlagen, dann im 15ten und 16ten Jahrhunderte der Hussitismus und Protestantismus sich so sehr verbreitet habe. So wie man zu den Zeiten des Arius klagte, die ganze römische Welt sey arianisch: so war hier in der genannten Zeit alles pikardisch gesinnt. —

Ueber diese traurige Erscheinung geben uns nebst dem, was wir darüber bereits im 2ten Abschnitte angeführt haben, jene Drangsalen einiges Licht, die über den katholischen Klerus hereinbrachen, als die Feinde des katholischen Glaubens, deren es damals Legionen in Bö-

Digitized by Google

Nebenmonde beobachtet am 12. April 1816

Kupfertafel No. VII. 8 U. 45 M. bis 9 U. 30 M. Abends.



Zu Hesperus 1816 No. 33.

Digitized by Google

Digitized by Google

men gab, ihn von seinen gläubigen Herrden vertrieben, ihn in Jammer und Elend verschmachten ließen, und durch die Zerstörung und Hinwegnahme aller seiner Güter ihm den Wiederbesitz derselben ganz unmöglich machten. Das geistlicher Weise verwahrloste Volk gab hierauf den Neuerern in der Religion, die entweder mit Zwang oder unter einschmeichelnden Formen, ihren Unterricht an den Mann brachten, endlich Gehör; und da nicht so leicht jemand ohne alle Religion bleibet, griffen vornehmlich die Piebejer zu jener, die schon ein großer Theil von Böhmens Bewohnern in anderen Gegenden bekannte, und die von den eifrigen neueren Missionären auch zu ihnen gebracht ward. —

Eine Hauptursache dieser großen Umstimmung der religiösen Denkungsart bei unserm Volke war der schon seit den Zeiten der Utraquisten sich immer mehr ausbreitende Libertinismus, der auch die untersten Volksklassen ergriff, und sie zu der verderblichen Selbsttäuschung verleitete: Das Aendern und Modeln an der Religion stehe jedermann zu; welchen heillosen Satz selbst der Protestantismus in unseren Tagen aufzustellen gewagt hat, der aber an den Wunden, die ihm dadurch geschlagen worden, verbluten dürfte. Erprobet nicht unsere Worte die Geschichte sowohl der damaligen als unserer Zeit, die es uns laut sagt, daß es bei diesen Sekten fast so viele Religionscultus als Städte und Ortschaften gab und gibt. —

Wir dürfen jedoch hier nicht unterlassen zu erinnern, dieses Uebel sey großen Theils von oben herab, — von den Dynasten und Großen Böhmens — zu der unterthänigen Menschenklasse gekommen. Balbin, der sich über diesen Gegenstand meistens sehr stark auszudrücken pflegt, sagt: „Die Pest des Pikardismus habe in jener Zeit schier den ganzen böhmischen Adel ergriffen.“ a) Und Pelzel berichtet in seiner Geschichte von Böhmen: „Im Jahre 1620 wäre noch ganz Böhmen protestantisch gewesen, einige vom Adel und die Mönche ausgenommen.“ b) Wie viele hat es nun unter dem Adel gegeben, die Milde und Duldung nicht kannten, und ihre obrigkeitlichen Rechte, die sie über ihre Unterthanen hatten, auch auf ihre religiöse Denkungsart so gerne ausdehnten! Wie viele gab es, welche die neue Religion ihren Unterthanen auf die widerrechtlichste Weise — mit Drohung und Zwang — wollten beigebracht wissen! Wie manche fromme Seele, die den Glauben ihrer Väter gerne fortbekannt hätte, wechselte die Religion, um nur nicht die bitteren Bekehrungsmittel der grausam gebietherischen Reformatoren verkosten zu müssen! —

Wahrlich! es gab wenige aus den Großen Böhmens, die so edel, wie ein Rudolph von Trczka, Dynast von Gitschin und Welisch, gedacht, der auch den Unterthanen eines andern Glaubens, als er selbst war, alle Duldung und Liebe bewies. In unseren Annalen findet sich ein schönes Denkmal dieser seiner toleranten Gesinnung; — daß er nämlich mit gleichem Edelmuth den Katholiken und Protestanten Freiheit in ihrem Religionscultus gestattete, und sie beide in gleichen Schutz nahm. —

Der erheblichste Umstand, der die Ausbreitung des Pikardismus in dieser Gegend sehr förderte, war jedoch die Nähe Jungbunzlaus, — eines Hauptsitzes der Pikardischen Sekte. In dieser Stadt hatten diese Hetzeroren ein Seminarium, das selbst Balbin Academiam et regnum scientiarum nennet a); hier wurden Lehrer ihrer Religion gebildet, die sie dann als Missionare in einen großen Theil von Böhmen und Mähren, namentlich aber in die an Bunzlau angränzenden Gegenden ausgeschickt haben. Sie besaßen darin eine sehr ansehnliche Buchdruckerei, aus welcher sie alle verwandte Religionsgemeinden mit den nöthigen Büchern versahen, und nach welchen diese um so gieriger griffen, weil sie darin ihre Religionsgrundsätze auf eine zweckmäßige, populäre Art bearbeitet fanden. Dieses Lob gebührt in jedem Betracht dieser Bunzlauer Bildungsanstalt, daß sie zur Verbreitung der Schriftkenntniß, zur Allgemeinmachung guter, dem Volke angemessener Andachtsbücher, zur Begründung eines erbaulichen Religionscultus sehr viel beigetragen habe. —

Der große Einfluß des pikardischen Jungbunzlau auf den Religionszustand der Bewohner jener Gegend, von der wir handeln, erhellet zur Genüge daraus, daß die Gitschiner Jesuiten, als sie diese Gegend zu bekehren anfingen, an ihren Bewohnern eine große Anhänglichkeit an die Prediger der Bunzlauer Sekte

---

a) Nam ea labes universam prope Hohemiae nobilitatem id temporis corruperat.“ Ibidem pag. 5.

b) 2. Theil. Seite 783.

a) Diese Jungbunzlauer Bildungsanstalt, mit der auch ein Collegium der Prediger verbunden war, hatte ihr Daseyn meistens den Edlen von Krasirz zu danken. Das Collegium ward Carmel genannt. Siehe Stranskys Staat von Böhmen 2. Cap. §. 16. —

wahrnahmen, und viele in dieser Stadt gedruckte Religionsbücher in ihren Händen fanden. Wie groß die Menge dieser unter den Landleuten befindlichen heterodoxen Bücher gewesen, läßt sich daraus abnehmen, daß noch im Jahre 1724 die Jesuiten 734 Stücke den Leuten weggenommen haben b).

Interessante physikalische Notiz.

Verdünstung des Weingeistes.

Nach Sömmerings Beobachtungen verfliegt aus einem ruhig stehenden, eine Mündung von 2 Zoll habenden offenen Glase in einem offenen Zimmer von 30grädigem (d. i. in 100 Theilen 40 Theile Alkohol und 60 Theile Wasser haltenden) Weingeist in Zeit von 3 Monaten aller Alkohol. Ein mit gewöhnlichem Schreibpapier bedecktes Glas macht hierinn wenig Unterschied. Eine Bedeckung von Tannenholz durchfliegt 40grädiger Weingeist gerade so, wie er ist, ohne verhältnißmäßig mehr von seinem Wasser als von seinem Alkohol zu verlieren oder zurückzulassen. Thierische Häute z. B. Blasen von Schweinen, Rindern ꝛc. sie mögen einfach oder mit Hausenblasen bestrichen seyn, lassen den Weingeist nicht gerade so, wie er ist, durch; sondern leichter seine wässerichten Theile, als den weit flüchtigeren Alkohol. Eine Bedeckung von Federharz verstattet dem verdünstenden Alkohol etwas Durchgang, versperrt aber die wässerigen Theile vollkommen. Man wird Flüssigkeiten am besten durch solche Substanzen vor dem Verdünsten sichern, gegen welche sie die wenigste Verwandtschaft haben.

(Denkschriften d. königl. Akademie der Wissenschaften zu München. 1812.)

Anekdote.

Enthusiasmus der Italiener für die schönen Künste *).

Man muß die Italiener gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen, wie sehr sie von den Grotesktänzen entzückt sind. Ich sprach neulich mit einem meiner Freunde über diesen Gegenstand, der mir vollkommen beipflichtete, und mir erzählte: er habe einst in Neapel einem Ballet beigewohnt, in welchem sich die Grotesktänzer wirklich ausgezeichnet. Sein Nachbar im Parterre hatte dem einen Tänzer, welcher sich auf seiner Stelle bleibend, mehreremal schnell umgedreht, die erstenmale ganz ruhig zugesehen, dann aber zu zählen angefangen: cinque, sei sette u. s. w. anfänglich leise, dann immer lauter und enthusiastischer, und als er zu dieci otto gekommen, habe er sich nicht mehr zu halten vermocht, sein Körper habe steif, schräg, rückwärts gebogen sich gelegt, den Kopf habe er weit hinten über geworfen und mit lauter Stimme gerufen: dieci otto, dieci otto, dieci otto, ohne daß dieser Enthusiasmus irgend Jemand weiter anstößig gewesen.

Aufforderung, — Anfrage.

Graf Reals Apparat.

Im dritten Band des 16ten Hefts von Schweigers-Journal für Chemie und Physik. Pag. 339 wird ein Apparat beschrieben, den Graf Real zur Extraktion organischer Substanzen erfunden hatte. Die Beschreibung ist so kurz abgefertigt, daß es wohl nicht möglich ist, blos nach dieser dieses so nützliche Werkzeug machen zu lassen.

Von der allergrößten Wichtigkeit für viele Gewerbe vom gemeinen Kaffeschenken an bis zum Schönfärber hinauf würde eine Vorrichtung jener Art, welche einfach und leicht zu handhaben wäre, die Erzeugung seiner Produkte erleichtern, diese selbst wohlfeiler machen. Graf Lagarape hat in seiner Chymia hydraulica, oder neuentdeckte Handgriffe, vermittels welcher man das wesentliche Salz aus Vegetabilien, Animalien und Mineralien ausziehen kann, (Frankfurt und Leipzig, b. Fleischer, 1749 in 8vo,) eine vortreffliche, obgleich äußerst umständliche Art angegeben, die sogenannten Quintessenzen zu verfertigen. Mehrere eigene Versuche haben mich von der Vortrefflichkeit seiner Bereitungsart überzeugt. Der Raum erfüllende kostspielige Apparat wird sich der allgemeinen Verbreitung desselben immer in den Weg setzen. — Zum Besten der österreichischen Monarchie wird hiemit der verdienstvolle Direktor der polytechnischen Schule in Wien, Herr Rath Prechtl aufgefodert, in der polytechnischen Anstalt dieses Instrument verfertigen zu lassen, und auf diese Weise die Entdeckung, vorausgesetzt, daß sie Stand hält, gemeinnützig zu machen.

Im August.

P. S.

---

a) Auf der 602 Seite unsers Manuskripts heißt es: „Magicos et superstitiosos libros stipult 34; haereticos 734; aquam Stl. Ignatii benedixit trigesies.“ — —

b) Kiesewetters Reise nach Paris, II. Seite 14.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 54. November.

Preis von neunhundert Gulden.

Für die Mitarbeiter des Hesperus.

Wer dieses Journal, so wie es gegenwärtig ausgestattet erscheint, mit seinem Beginnen vor 8 Jahren vergleicht, wird seine Ausdauer unter den ungünstigsten Umständen, und seine fortschreitende Zunahme an innerm, eigenthümlichem Werthe und Gehalt, in solcher Art eingestehen müssen, wie dieß bey wenig andern Zeitschriften des In- und Auslandes der Fall seyn dürfte, die entweder stehen blieben, oder zurück-, oder gänzlich einliengen.

Das Verdienst hievon gebührt einigen 80 Mitarbeitern des In- und Auslandes. Ihre treue Freundschaft und Unterstützung wird den Herausgeber zu ewigem Dank verpflichten, und auch beym Publikum seine Schätzung finden. Sie setzte in den Stand, dieß Blatt hauptsächlich durch Original-Aufsätze zu zieren, von Gehalt, von Interesse für den Freund des Vaterlandes, der Wissenschaften und jeder Kultur, durch welche Hesperus für immer die Fundgrube einer Menge schätzbarer Nachrichten, Aufklärungen und Discussionen bleibt, die man nur hier und nirgends sonst findet.

Aber auch mit diesem erreichten Ziele, so lohnend es ist, glaubte sich der Unternehmer noch nicht begnügen zu müssen. Er strebt weiter. Er fühlt Verpflichtung und Wunsch:

a) Nicht nur Vielerley von Vielen, sondern das Beste zu erhalten und zu geben.

b) Genie, Talent und Geisteskraft, oft im Verborgenen schlummernd, reger zu wecken.

c) Die der Auszeichnung Würdigen und Bedürftigen auch mit Lohn oder Ehre zu krönen.

Alle diese Zwecke zu erreichen, setzt er von nun an fest

einen Preis

entweder für denjenigen Original-Aufsatz, welcher der wichtigste, interessanteste, gemeinnützigste, oder lehrreichste — in Bezug auf Vaterland und dessen Wohl, oder in Bezug auf Wissenschaft und Kunst — oder unabhängig von beyden, in sich der vortrefflichste, als reines Kunstwerk erklärt werden wird — oder für diejenige Idee, welche eine Reihe der wichtigsten, interessantesten, gemeinnützigsten, lehrreichsten, oder in sich vortrefflichsten Aufsätze veranlaßte, oder für denjenigen Mitarbeiter, welcher am thätigsten das Interesse gebildeter Leser durch die besten Original-Arbeiten befriedigte; wobey es nicht auf Länge, sondern auf Neuheit, Interesse u. s. w. ankommt, und z. B. gar wohl derjenige, der die anziehendsten und mannigfaltigsten Correspondenz-Notizen im Laufe des Jahres lieferte, des Preises theilhaftig werden kann. Um die Verfasser wieder zu erkennen, werden Signaturen unter ihre Aufsätze nöthig seyn, im Falle sie sich nicht selbst nennen wollen.

Die Concurrenzfrist beginnt 2 Monate nach Erscheinung dieser Bekanntmachung, und dauert ein Jahr.

Die Preis-Summe beläuft sich bermalen, da die ganze Idee erst zufällig bey einigen Gönnern und Freunden in Anregung gebracht worden, nach beygefügter Subscription auf 900 fl. W. W.

Ich zweifle nicht, daß sich mehrere Freunde der Aufklärung, Gönner der Wissenschaften, und Verehrer des Vaterlandes finden werden, welche unwillig über den Schatten, in den man so lange die österreichische Literatur gestellt, diesen Anlaß ergreifen werden, ihr Schärflein beyzutragen, gute Köpfe zu wecken, zu ehren, zu lohnen, und durch Verstärkung der Preis-Summe, wohlthätige Beförderer der vaterländischen Literatur zu werden.

Wer den Preis verdiene, hierüber hat, meines Erachtens, jeder Leser das Recht, seine Stimme längstens bis letzten Februar 1818 abzugeben. Die Entscheidung wird den Preisrichtern überlassen. Diese sind zunächst:

1) Alle die, welche zu obiger Preissumme beygetragen haben.
2) Noch einige anerkannte Männer von Geist, vielseitigen Kenntnissen, Geschmack und Bildung, die man ersuchen wird, sich diesem Geschäfte zu unterziehen.

Diese werden bestimmen: ob die Preis-Summe unter Mehrere zu theilen sey, oder nur Einem gebühre.

Da nicht wenige Mitarbeiter von solchem Range sind, und sich in solchen Vermögens-Umständen befinden, daß sie schwerlich für sich einen Preis ansprechen werden, zu dem sie vielleicht selbst beygetragen haben; da ihnen und vielleicht auch Anderen die öffentlich ausgesprochene Achtung und Beyfalls-Bezeigung mehr werth ist, als eine Geldbelohnung: so bleibt ihnen dann doch das Recht, darüber auf irgend eine Art für Andere, oder zum Besten der Wissenschaft und Kultur zu disponiren.

Es erübrigt nichts, als das für Hesperus gewählte Motto den Concurrenten und Richtern in Erinnerung zu bringen:

„Mittheilung der Erfindungen, Künste, Wissenschaften, Verbreitung der Aufklärung, Geistes-„Bildung, der Vernunft, der Einsichten und des Frohsinns ist Weltbürgerpflicht. Achtung und Ver-„theidigung der Regierung, der Gesetze, des Eigenthums ist Staats-Bürgerpflicht."

Brünn, im September 1816.

Der Herausgeber des Hesperus.

Frhr. v. Ehrenfels in Wien, welcher subscribirt und deponirt	100 fl.
Ein ungenannt bleiben wollender Beförderer der Literatur H ** gleichfalls	100 "
Hugo Altgraf zu Salm eben so	200 "
Graf Joseph von Auersperg eben so	200 "
Der Herausgeber C. C. André eben so	100 "
Der Verleger Calve eben so	200 "
	900 "

Alle Herausgeber öffentlicher Blätter, Journale, Zeitungen ꝛc. werden ersucht, diese Preis-Aufgabe aufzunehmen, und so zur allgemeinsten Wissenschaft zu bringen.

by Google

Ueber die neue Finanz-Maaßregel und Nationalbank.

Ein Correspondent aus Wien machte gegen Ende Juli verschiedene Ausstellungen und stellte einige Forderungen der Art auf, wie man sie fast von Jedem Gelegenheit hat zu hören, der die Sachen beurtheilt, wie sie ihm erscheinen, ohne Gelegenheit zu haben, tiefer in den Gegenstand einzudringen oder auch nur zu ahnden, daß dieselben Vorschläge, die er so leicht ausführbar und von denen er alles Heil erwartete, längst reiflich, vielfach, von sehr erfahrnen und geschickten Männern durchdacht, überlegt und endlich aus guten Gründen verworfen worden sind. Hier die

Antwort.

Was die Nationalbank betrifft: so glaube ich, wird auf einmal zu viel verlangt. Wir wollen auf der Stelle säen und erndten. Wir verlangen von einem Institut, das erst im Entstehen, im Bilden ist, Dinge, die kaum eine Bank von England leisten könnte? Ist denn der Zweck der Bank, Jedem, der da kommt, sein Papiergeld zu versilbern, damit er das erhaltene Conventions-Geld theurer verkaufe und mit dem erhaltnen Papiergelde wieder wohlfeiler bei ihr Silber kaufe? Sie thut also bei diesem ihr gedrohten Mißbrauch recht, ihr Geschäft zu beschränken.

Genug, durch die neue Anstalt ist

1. Der Vermehrung des Papiergeldes ein Ziel gesetzt.
2. Das vorhandene wird eingelöset und vernichtet.
3. Es wird in einem weit bessern Werth eingelöst, als ich irgendwo sonst dafür erhalten hätte.
4. Eben dadurch ist der Cours, der bisher gar keine Schranken hatte, ja, der so leicht, ohne daß es zu hindern war, wie wir bei den Banknoten gesehen, ins Extreme gehen konnte, in gewisse Schranken eingeengt worden, innerhalb welchen doch seine Veränderlichkeit zu bestimmen und zu übersehen ist.
5. Conventionsgeld kommt neben Papiergeld in Umlauf und wird nicht allein darin erhalten, sondern in eben dem Maaß vermehrt, als das Papiergeld eingezogen wird.
6. Alles dieß geschieht ganz gemach, nach und nach, nicht sprungweise. Es werden also keine Privatvermögens-Verhältnisse erschüttert. Jeder hat hinlänglich Zeit vorzudenken und seine Arrangements zu treffen. Eben dadurch werden auch plötzliche Sprünge in den Preisen der Dinge, so wie unverhältnißmäßiger plötzlicher Geldmangel und daraus entstehende Stockungen verhütet.
7. Dieß Alles geschieht ferner ohne Zwang und ohne peremtorischen Termin. Ich kann so viel von meinem Papiergelde zur Einlösung bringen, als mir entbehrlich ist und das Uebrige nicht nur, noch wie vor, in meinem Verkehr brauchen, sondern es hat auch höhern Werth erhalten.
8. Kaum hat diese Anstalt begonnen, so sind auch schon 30 Millionen Papiergeld eingelöset und verbrannt worden.
9. Der Staat hat zu allen diesen Operationen selbst einen sehr ansehnlichen Fond Metallgeld (50 Millionen Gulden sagen zuverläßige Nachrichten) hergegeben.
10) Der bisherige Zwang, keine schriftliche Verträge in Convent. Geld zu machen, ist aufgehoben. Sagen Sie mir, was will man mehr nach einem beinahe 30jährigen Papiergeld- und Kriegs-Zustande? Was kann man billiger, gerechter Weise mehr fordern? Was konnte vernünftiger Weise zum Anfang und vor der Hand mehr geschehen, als ich in den 10 Punkten angedeutet habe? Denn diese 10 Punkte sind die Hauptsache für jeden Staatsbürger. Alles Uebrige geht mehr den Kaufmann, den Speculanten an.

Die gemache Minderung und Tilgung des Papiergeldes auf die am wenigsten drückende Weise und die eben so gemache Wiederherstellung des Umlaufs von Metallgeld —

Dieser Zweck wird unfehlbar erreicht, auf dem Wege, den die Staatsverwaltung eingeschlagen. Aber, wenn man sich auf den Weg macht, kann man doch auch nicht zugleich am Ziel seyn, oder eine Garantie von stetem schönen Wetter und gar keinem Hinderniß vernünftiger Weise verlangen? Genug, wenn man nur mit redlichem Willen, klug, vorsichtig und standhaft seine Reise fortsetzt. Um so mehr, da es hier zu wahrem Verderben sehr Vieler gereichen würde, wollte man schnell zum Ziel gelangen; wozu übrigens, falls es später die Staatsverwaltung räthlich fände, sie nicht unbedeutende Mittel mancherlei Art noch in Händen hat, besonders in Bezug auf die irredentigen Obligationen, was nicht außer Acht zu lassen ist.

Endlich vergessen Sie nicht, daß das Aerarium der größte Consument im Staat ist, dessen eignes Interesse es also mehr als eines jeden Andern erfordert, den Geld-

werth zu conſolidiren, um mit weniger, aber beſſerem Gelde mehr und wohlfeiler zu kaufen als bisher.

Ueberhaupt beruhen, wie Sie ſelbſt anerkannt, die neueſten Finanz-Verordnungen auf ſolchen Grundſätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit, daß man wohl mit größtem Vertrauen ihre weitern Erfolge abwarten kann. Nach denſelben iſt es unmöglich, daß es ſchlechter werde, als es war; wohl aber der Beweis durch die That vorhanden, daß es beſſer geworden iſt. Daran wollen wir uns halten und von gleichen Urſachen, gleiche weitere gute Wirkungen erwarten. X.

Naturkunde.

Werners oryktognoſtiſche Klaſſifikazionslehre.

(Fortſetzung von Nr. 52.)

29. Die brennlichen Foſſilien zeichnen ſich aus

A. In äußern Kennzeichen durch
- eine Farben-Suite, von gelblich weiß durch gelb und braun bis ſamt und eiſenſchwarz
- meiſt derb, nur ſelten kriſtalliſirt, gewöhnlich Fettglanz
- faſt immer dichten Bruch
- weich und ſehr weich
- mild in mehr und mindern Grade
- meiſt leicht zerſpringbar;
- fühlen ſich unter allen Foſſilien mit der wenigſten Kälte und mehr oder weniger fettich an,
- ſind leicht und ſchwimmend, und
- meiſt von einigem Geruche.

B. In chemiſchen Kennzeichen
- brennen insgeſammt, jedoch leichter und ſchwerer
- meiſt mit ſtarkem Geruch; und
- mit Zurücklaſſung eines kärkern oder geringern Zurückbleibſels,
- löſen ſich auch meiſt in Weingeiſt auf.

C. Geognoſtiſches Vorkommen
- finden ſich faſt allein in den neuern Gebirgsformazionen und faſt immer miteinander brechend.

D. oryktognoſtiſche Verwandtſchaft
- ſind endlich einander insgeſammt oryktognoſtiſch verwandt; ja! die mehrſten vollkommen in einander übergehend.

30. Der Charakter der metalliſchen Foſſilien iſt

A. In äußern Kennzeichen
- Farbe,
- meiſt bunte Farben
- meiſt Farben mit Metallglanz verbunden
- wenige Abwechslung in den Farben einer Gattung
- viel Kriſtalliſirbarkeit
- meiſt metallischer und halb metallischer Glanz
- meiſt Undurchſichtigkeit
- ſehr oft Geſchmeidigkeit und Mildigkeit
- häufig ſchwere Zerſpringbarkeit
- faſt immer die größte Schwere.

B. Chemiſche Kennzeichen
- meiſt Leichtſchmelzbarkeit mit Rauch und Geruch
- auch wohl ſich anlegenden Sublimat, und zuweilen auch Reguliſirung
- meiſt Leichtauflösbarkeit in Säuern, und ausgebenden bunten Niederſchlägen.

C. Geognoſtiſches Verhalten,
- brechen gewöhnlich mit einander.

D. Oryktognoſtiſche Verwandtſchaft
- gehen häufig in einander über und
- ſind (nur mit wenigen Ausnahmen) blos unter ſich verwandt.

31) Wenn man nun die Klaſſen der Foſſilien, die, (wie gezeigt worden iſt) durch äußere Kennzeichen ſo ſehr charakteriſirt ſind, in Anſehung ihres (ebenfalls jedoch nur kurz gezeigten) chemiſchen Verhaltens betrachtet und vergleicht: ſo ergiebt ſich bald, daß der innre Grund der Klaſſenverſchiedenheit ein chemiſcher iſt. Die erdigen Foſſilien einander im Feuer ſo auflöſend und dann in Glas und zwar wenn ſie metallreia ſind, in weißes leichtes Glas übergebend, und übrigens unreguliniſch; dann die metalliſchen Foſſilien faſt immer entweder reguliniſch oder doch reguliſiniſch vorkommend; dann reguliniſch ſich wieder einander im Feuer ſo auflöſend, doch dann ganz heterogen den erdigen Foſſilien ſich zeigend, im oxydirten Zuſtande hingegen ſowohl im Feuer den Gläſern ſo Farben gebend - als auch in naſſen Niederſchlägen ſich meiſtens gefärbt zeigend, einander aus den ſauern Auflöſungen in nahe Folge ſich ſo niederſchlagend, und endlich mit dem Sauerſtoff in ſo ſtarker Verwandtſchaft; ja! ſelbſt mit ihm Säuern bildend. Die brennlichen brennend und zugleich ſich verflüchtigend und theils für ſich, theils im Feuer Geruch

gebend. Die salzigen, so auflöslich im Wasser, so Geschmack gebend und sich auflösend unter einander. Alles dies deutet bei den einzelnen Klassen auf große Homogenität der enthaltenen Fossilien-Gattungen und bei jeder einzelnen Klasse auf Einheit eines bezeichnenden Urstoffs hin.

32. Die Gattungen der verschiedenen Fossilien-Klassen treten aber in jeder dieser Klassen wieder nach ihrer oryktognostischen Verwandtschaft in verschiedene Gruppen zusammen, die auch außerdem noch durch gewise weniger wesentliche äußere Kennzeichen schwach charakterisirt sind. Die Gruppen machen die Geschlechter der Fossilien aus.

Die Verbindung der Fossilien-Gattungen zu Geschlechtern wird, nächst den oryktognostischen Verwandtschaften, auch noch durch die geognostischen Verwandtschaften unterstützt.

33. Geschlechter der Fossilien sind also, die klassifikatorischen Verschiedenheiten derselben von mittlerem Allgemeinheits-Werthe, (d. i. zwischen Klassen und Gattungen stehend) welche zwar durch äußere Kennzeichen ungemein schwach und unter allen untereinander geordneten klassifikatorischen Verschiedenheiten am wenigsten unterschieden, aber vorzüglich durch die mehrere oryktognostische und geognostische Verwandtschaft der begreifenden Gattungen, ausgezeichnet sind.

34. Die Klasse der erdigen Fossilien stellt acht Geschlechter auf, nemlich:

Das Demant Geschlecht
— Zirkon — —
— Kiesel — —
— Thon — —
— Talk — —
— Kalk — —
— Barit — —
— Hallith — —

Sie sind, bis auf Ausnahme der zwei letztern von einzelnen vorzüglich charakterisirten Gattungen jedes Geschlechts benennt.

35. Das Demant Geschlecht wird blos durch die Gattung des Demants konstituirt. Dieses so merkwürdige und immer noch zu wenig gekannte Fossil ist von der Natur im äußern ganz als erdiges Fossil, als Stein charakterisirt. Sein geognostisches Vorkommen spricht ebenfalls für diesen Platz: denn der Demant kommt, so viel bekannt ist, nur mit und unter andern Steinen vor, nicht aber unter brennlichen Fossilien, als wohin er neuerdings gezählt wird. Aller Gebrauch, der von ihm gemacht wird, wird von ihm als Stein gemacht. Und endlich unterstützt es keineswegs die Erkennung desselben, wenn man ihn in Verträgen und Sammlungen zum Graphit, den drei Steinkohlen-Gattungen, dem Graphit, u. s. w. setzt, wohl aber wenn man ihn zu dem ihm weit ähnlicheren Zirkon und übrigen Edelsteinen stellt. Mag der mineralogische Chemiker diesen Stein immer als Kohle betrachten und nahe dazu ordnen; er erlaube aber dem Oryktognosten bei der Einordnung des Demants in das oryktognostische Mineralsystem seinem Zwecke gemäß zu handeln. Auch der Orykturge wird hierin dem Oryktognosten folgen.

36. Das Zirkon-Geschlecht begreift auch nur zwei bis drei Gattungen, den Zirkon, den Hiazinth und den Kanelstein.

37. Das Kiesel-Geschlecht hingegen ist das zahlreichste von allen, und begreift ziemlich alle übrigen harten kristallinischen, erdigen Fossilien, meist von mittlerer Schwere dieser Klasse; je nachdem sie miteinander in oryktognostischer Verwandtschaft stehen.

38. Auch das Thon-Geschlecht ist in den enthaltenden Gattungen ziemlich zahlreich. Seine Gattungen sind meist erdig, von wenigem, meist keinem Glanze, großtentheils undurchsichtig, erreichen das Harte nie, sind meist sehr weich und zerreiblich, und von sehr geringer Schwere in dieser Klasse. Sie sind übrigens sämmtlich sich einander sehr oryktognostisch verwandt.

39. Das noch minder zahlreiche Talk-Geschlecht ist sehr durch grüne und grauliche Farbe charakterisirt, weiter durch geringere Härte, Mildigkeit, fettiges Anfühlen und mittlere Schwere dieser Klasse.

40. Das wieder zahlreichere Gattungen enthaltende Kalk-Geschlecht ist wieder durch große Kristallinität mittelmäßige und geringe Härte und mittlere Gestein-Schwere charakterisirt.

41. Das nur zwei Gattungen begreifende Barit-Geschlecht ist ebenfalls sehr kristallinisch, nur von geringer Härte und der größten Gestein-Schwere.

42. Das auch nur 2 Gattungen begreifende Strontian-Geschlecht, ist gleichfalls ziemlich kristallinisch, kaum mittelmäßiger Härte und mehr als mittelmäßiger Gestein-Schwere.

43. Die Klasse der metallinischen Fossilien stellt eine große Zahl Geschlechter auf. Sie erstrecken sich auf ein und zwanzig und zwar folgende:

Das Platin-Geschlecht
— Gold- — —
— Quecksilb.— —
— Silber- — —
— Kupfer- — —

Das Eisen- Geschlecht
— Blei- — —
— Zinn- — —
— Wismuth — —
— Zink- — —
— Antimon- — —
— Silvan- — —
— Magan- — —
— Kobolt- — —
— Nikkel- — —
— Arsenik- — —
— Melibdän — —
— Uran- — —
— Schеel- — —
— Mänak- — —
— Chrom- — —

44. Es würde viel zu weitläufig für diesen Zweck und Ort seyn, hier den Charakter aller Metall-Geschlechter zu zeichnen. Auch lassen sich bis jetzt noch nicht von allen Metallgeschlechtern Charaktere angeben. — Also sollen hier nur von einigen und zwar den wichtigsten Metallgeschlechtern die Charaktere folgen.

45. Das Silber-Geschlecht ist durch weiße und graue Farbe meist Metall-Glanz, vorzüglich aber Geschmeidigkeit und Mildigkeit, geringe Härte und beträchtliche Metall-Schwere ausgezeichnet.

46. Das Kupfer-Geschlecht bezeichnen die größte Mannigfaltigkeit in Farben und besonders die grüne, große Kristallisirbarkeit, geringe Härte, und ziemliche Metall-Schwere.

47. Das Blei-Geschlecht charakterisirt große Mannigfaltigkeit in Farben, die größte Kristallisirbarkeit, alle Grade der Durchsichtigkeit, geringe Härte, und große Metallschwere.

48. Das Eisen-Geschlecht wird durch geringe Farben-Verschiedenheit, die vorzüglich in schwarz, roth, braun und grib besteht, ziemlich geringe Kristallisirbarkeit, mannigfaltige, besondere, äußere Gestalten, Undurchsichtlichkeit, Abwechslung durch alle Grade der Härte, Sprödigkeit, große Abwechslung in der Metall-Schwere charakterisirt.

49. Das Zinn-Geschlecht zeichnen ebenfalls geringe Farben-Verschiedenheiten, die vorzüglich in braun stehen, sich aber einerseits bis gelblich und gräulichweiß erstrecken, dann wenige, meist keine Durchsichtigkeit, große Härte, Sprödigkeit und große Metall-Schwere aus.

50) Das Spiesglas zeigt einige mehrere Abwechslung in Farben, große Kristallisirbarkeit, große Neigung zu krahligem Bruch und nadel- und haarförmigen Kristalle, geringe Härte, Sprödigkeit, und ziemlich geringe Metallschwere.

51. Diese Beispiele werden hinreichen zu zeigen, in wie weit auch die Metallgeschlechter einen Charakter in äußern Kennzeichen aufstellen.

Correspondenz und Neuigkeiten.

Jena 1. September 1816.

Encyklopädische Zeitung.

Hier schicke ich Ihnen eine Merkwürdigkeit, die vielleicht ihres Gleichen nicht in der literarischen Welt hat, nemlich izt schon Nr. 1. von dieser Zeitung für 1817, von welcher bei uns monatlich 8 Bogen erscheinen werden und welche 9 fl. Conv. jährlich kosten wird. An ihrer Spize trägt sie das Recht der Preßfreiheit, welches der Großherzog von Weimar als Grundgesez in seinem Staat proklamirt hat. Desselben bedient sich auch diese erste Nummer (mit egyptischen Emblemen, Isis, Osiris und Anubis verziert) vollkommen. Diese Isis umfaßt oder will Alles umfassen, was bleibenden, befördernden Werth hat, und bezweckt besonders 1) allseitige und zeitige Verbreitung aller menschlichen Entdeckungen, 2) allseitige und gründliche Beurtheilung geistiger Erzeugnisse in Wissenschaft, Kunst, Gewerb und Handarbeit. Jeder ist zur Theilnahme eingeladen; Alles wird zugelassen. „Das Publikum muß den Sinn, wie den Unsinn der Zeit, die Würde, wie die Petulanz kennen lernen.“ „Gewiß! wer „einmal zu einer Wahrheit gekommen ist, verbietet nicht „das Unwahre: denn er weiß, daß man nur durch das „Unwahre, das literarisch Schlechte, zum Wahren, dem „literarisch Guten gelangt.“ So stehen unsere Recensier-Institute als aufgeblähte despotische Herrchen, manche gar als willkürliche Bassen da, und vertheilen nach Lust und Leidenschaft oder gar nach Unwissenheit Bücher an Freunde und Feinde, an Leichtsinnige und Gedankenlose, an Nüchterne und Betrunkene, oder sie vertheilen sie gar nicht, wenn ein Schriftsteller oder Verleger das Unglück gehabt, sich den Haß eines solchen Vielweisen zuzuziehen. Ist ein Buch einmal recensirt, so bleibt der Stab gebrochen, ob gerecht oder ungerecht gilt gleich, ja es muß immer ungerecht seyn, weil er nur nach eines Urtheil gebrochen worden. Eine zweite Recension wird nicht zugelassen. Will der Verfasser etwas dagegen sagen, so muß er solch schwere, unverhält-

Digitized by Google

nißmäßige, ja ungerechte und höchst strafbare Einrückungsgebühren bezahlen, daß einige Antikritiken ein Kapital ausmachen. All diese Schändlichkeiten sollen nun durch unsern neuen Plan nicht bloß durch gutmüthigen Entschluß vermieden, sondern durch unsere Einrichtung völlig unmöglich gemacht werden.

Von uns wird keine Recension vertheilt. Wer Lust hat ein Buch zu beurtheilen, es geschehe aus Liebe oder Haß zur Wissenschaft oder zum Verf., gilt gleich; der schicke uns seine Arbeit. Nur aus Langweile darf kein Buch kritisirt werden, weil wir eine vollständige Darlegung von der Einrichtung jedes Buchs, eine deutliche Entwickelung der Meynung und des Ideengangs des Verf., und endlich ein in bestimmten, unumwundenen Worten gefälltes Urtheil über den Werth dessen, was geleistet ist, verlangen. Da es einmal unmöglich ist, die Leidenschaften aus der gelehrten Welt zu entfernen, so steuren wir diesem Uebel, daß wir bis vier Recensionen von einem Buch zulassen, unter welchen der Verf. selbst eine liefern kann, jedoch mit Nennung seines Namens. Nur so kann ein Buch gewürdiget, nur so können Ungerechtigkeiten, die in einer einzigen Rec. begangen worden, gerügt werden, nur so kann dem Schriftsteller und der Gemeinde ihr Recht wiederfahren. So ist es unmöglich gemacht, daß eine Recension aus Feind- oder Freundschaft unterdrückt werde. Wer eine Rec. eingeschickt, und in einem Jahr nichts davon gehört hat, kann es öffentlich anzeigen. Daß die vier Rec. von vier verschiedenen Verf. seyn müssen, versteht sich natürlich von selbst.

Wer nie etwas geschrieben hat, darf nicht recensiren, weil nirgends das Vergeltungsrecht schicklicher ist, als in dem gelehrten Staat. Jedem muß man beikommen können, der hier seine Stimme erhebt.

Da unser Unternehmen einen freien Verkehr und Streit beabsichtiget, wir auch nicht gemeynt sind, derbe Schreibarten in artige umzuwandeln, vielmehr wollen, daß alle Formen, welche deutscher Art sind, hier zur Schau stehen: so verlangen wir, daß jede literarische Beleidigung nicht anders als auf literarischem Wege gerächt werde. Literarische Streitigkeiten, wären es auch Grobheiten, ja selbst Lügen und Verläumdungen müssen nie als bürgerliche betrachtet, und vor den bürgerlichen Richter geschleppt werden, der einem geschriebenen Wort immer einen höhern Werth beilegt als es wirklich hat. Geistige Pfeile müssen nicht wie metallene criminaliter gerichtet werden. Wer ein tüchtiger Mensch ist, kann geistig nicht todt geschossen werden. Wer die bürgerliche Obrigkeit verbeizieht, um die Aeußerungen seines Geistes zu retten, ist ein erbärmlicher Wicht, der nicht in den Staat der Gelehrsamkeit eingreifen muß. Hier brennts!

Da uns alle literarischen Aeußerungen gar keinen bürgerlichen Werth haben, und wir beide Welten gänzlich von einander trennen: so versprechen wir jedem nach seinem Belieben, und in den von ihm gewählten Ausdrücken, öffentlich Abbitte und Ehren-Erklärung zu thun, der sich nur irgend einbildet, von der Zeitschrift gekränkt zu seyn. Da jeder sich hier unentgeldlich Recht verschaffen kann, auch wir unsere Zeit für literarische Arbeiten brauchen, so wollen wir mit kindischen Klagereien verschont seyn. Ueberdieß genießen wir der Preßfreiheit. Wenn Fürsten solche Gerechtigkeit üben, um wieviel mehr muß eine Empfindlichkeit unterdrückt werden, die bewiese, daß das deutsche Volk noch keiner Freiheit fähig ist. Was sagen sich die Engländer für Grobheiten! Fällt es aber einem ein, deßhalb zu flennen und vor dem Richter wie vor einer vergnädigen Mutter zu klagen? Wer lügt, wer verläumdet, wird von der Welt am sichersten gerichtet, wer ein Raufer ist, wird geflohen.

Ist das nicht die größte Strafe?"

Die Zeitschrift liefert erstlich Abhandlungen, hauptsächlich nach der Ausbeute aus den Zeitschriften aller Sprachen und vorzüglich über Naturwissenschaften, auch Oekonomie und Technologie, Kunst und Geschichte. „Einige Gegenstände können nur sparsam aufgenommen werden, z. B. Geistesphilosophie von der betrübten Logik an bis zur witzigen Moral-Theologie und Jurisprudenz sind ausgeschlossen; weil sie sich zu sehr vom Menschlichen zurück gezogen haben. „Von eleganten Unterhaltungen, Theaterstreichen, von Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten, Beinbrüchen, Diebstählen und „dergleichen merkwürdigen Dingen wird bei uns nicht „gesprochen." —

Geschichte ist Weltregent. Ihr muß man gehorchen, daher ihre Dekrete kennen lernen. Staaten, in denen keine Geschichte ist, die täglich eine neue Politik haben, so wie sie der Wind zubläst, die nach jedem Lichtlein haschen, das Gold und Land scheint, wie die Frösche, welche nach dem rothen Lappen hüpfen, werden eines ähnlichen Todes verreweln. Die Geschichte schreitet als ein schauerlicher Riese daher über Strom und Felsen, über Loco Sigilli und Schlagbaum, lachend über solche Anstalten, welche Geist und Bein fangen wollen, und im Fang überburzeln. Es wird die Kühnheit eines Narren erfordert, wenn einer die Geschichte bannen will. Die Geschichte aber ist die Menschheit; einer aber ist Nichts — Darum sey die Geschichte der Spiegel dieser Zeitschrift, die Natur ihr Fußbo-

den, die Kunst ihre Säulenwand. Den Himmel lassen wir uns offen.

Was nun die sparsamlichen Wissenschaften betrifft, so seyen Hauptwerke, Haupterzeugnisse nicht ausgeschlossen. Was Klassisch ist in jeder Art, habe hier freie Einkehr. Aber jeder Predigt, jedem Roman, jeder Silbenverbesserung, jedem Finanzschweiß, jedem Traum über Geistesgesetze, jedem moralischen Plagkober können wir nicht einen Stuhl stellen. Bleibt hin und wieder eine Bank von Gästen leer, so mögen sie geduldet werden.

Wir bedauern es, so unfreundlich mit Theologie und Jurisprudenz verfahren zu müssen. Es liegt aber nicht an uns, sondern an der lauen Welt, die jene nicht mehr achtet, und sich vor dieser fürchtet. Woher das kommt, wissen wir nicht. Die Welt sagt: es käme von ihnen selbst. Jene hätte sich selbst bemüht, sich zu Nichts zu beweisen, und alles auszustreichen, was man Glauben nennt; diese aber hätte, wie jene die Göttlichkeit, so die Menschlichkeit auf die Seite gestellt, doch mit dem Unterschied, daß, während jene den lieben Gott so nackend ausgezogen, daß er gar kein menschliches Ansehen mehr habe, diese den armen Menschen so mit Gesetzen, nemlich Verboten und Erlaubnissen behangen hätte, daß er zur Stehaufpuppe geworden — So lange noch solcher Lenmund im Volk, wagen wir es nicht, Theologie und Jurisprudenz weder zu vertheidigen noch zu reinigen. Auch würden wir keines von beiden verstehen.

Zweitens liefert diese Zeitschrift Beurtheilungen oder Recensionen. Darüber finden folgende Regeln statt:

1) Wer schon ein selbstständiges Buch geschrieben hat, kann Recensionen beliebig einsenden.

2) Es kann jedes Buch beurtheilt werden, wann es auch erschienen seyn mag. Ob vor Jahrhunderten oder gestern. — So Kunstwerke, Arbeiten, Unternehmungen.

3) Die Größe der Recension muß natürlich mit dem Buch in einem Verhältniß stehen. Ein Alphabet soll nicht leicht zwei Seiten bekommen.

4) Eine Antikritik darf aber nicht über eine Spalte betragen. Will jedoch ein Schriftsteller eine Entwickelung seines ganzen Systems im Buche geben, so daß sie als eine Recension zu betrachten ist, so gilt sie für solche.

5) Ueberhaupt versteht es sich aber von selbst, daß bei einer solchen Einrichtung der Herausgeber freie Hand haben muß, wegzulassen, und alles was in dieses Blatt kommt, ihm passend zu machen.

6) Jedem Recensenten steht es frei, sich zu nennen.

7) Jede Recension, der der Namen fehlt, muß mit einem willkürlichen Zeichen, das ein Jahr lang dasselbe bleibt, geschlossen seyn.

Drittens liefert sie Anzeigen, nemlich:

1) Kurze Nachrichten von neuen Entdeckungen, von Merkwürdigkeiten, von Reisenden, Berichtigungen.

2) Buch- und Naturalienhandel. Hergehörige Anzeigen von Buchhändlern werden auch frei aufgenommen, jedoch nicht mehr als der Titel.

3) Vorleskataloge von Universitäten.

4) Arbeiten gelehrter Gesellschaften, auch einzelner Menschen. Preisaufgaben, Anfragen, Antworten.

5) Leben und Weben der Gelehrten und Künstler.

6) Inhaltanzeigen ausländischer Zeitschriften, Bücher ꝛc., damit man sehe, was da und dort im Schwang ist.

Von jedem Aufsatz muß der Verf. dem Herausgeber genannt werden. Dagegen wird sein Namen genannt, außer in Folge eines regelmäßig geführten, und durch freirichterlichen Spruch verlorenen Prozesses.

Da jeder nach Herzenslust recenziren kann, da jedem durch die Isis Gelegenheit gegeben wird, seine Ideen, Ansichten, Entdeckungen, Bestrebungen, sein Geleistetes vor eine, hoffentlich, ausgebreitete Gemeinde zu bringen, da hier jedem der Weg gebahnt ist, sich in den gelehrten Staat einzuführen, jedem das Katheder geöffnet ist, sich nach Trieb hören zu lassen, endlich, da niemand für Einrückegebühren etwas zu bezahlen hat, auch dieses Blatt wohlfeil abgelassen wird: so wird auch keine Arbeit durch eine Verehrung vergolten. Dadurch wollen wir faule und handwerksmäßige Mitarbeiter besonders Miethrecensenten entfernen. Ein rechter Gelehrter fällt ein Urtheil auch wohl ohne Lohn.

Zum Schluß nennt sich Hr. Oken als Verfasser dieser ersten Nummer. Sie endet mit den Worten: „Wer etwas einzuschicken hat, der sende es an

die Herausgabe der Isis zu Jena.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 55. November.

Vaterlandskunde.

Ueber einige Basaltberge des Pilsner Kreises in Böhmen.

Als Beitrag zur vaterländischen Mineralgeschichte.

Naturforscher und Liebhaber schöner Gegenden versäumen nicht, an die herrlichen Ufer der Elbe, und zu dem reizenden Kegelgebirge des Leutmeritzer Kreises zu wallfahrten, sich an den lieblichen Formen dieser Berge, und an ihrer reichen Vegetation zu laben. Der Mineralogе forscht mit eignem Interesse im todten Gestein. Jedes fühlende Menschenherz freuet sich aber der Geselligkeit in dem Umgange des treuherzigen, betriebsamen und gebildeten Einwohners, oder schwelgt in stillem Anschauen der mannichfaltigen Reize, welche die Natur über diese pittoreske Landschaften verbreitet.

Auch ich genoß der schönen Augenblicke viele in diesem Paradiese. Auch ich bewunderte den Reichthum einer Malerei, gegen welche Claude Lorrains gepriesenste Meisterstücke nur Schattenbilder bleiben. So drängen sich, so wechseln, so erneuen sich die üppigsten Massen mit jedem Blick. Jeder Schritt, jeder Standpunkt entwickelt andre Szenen.

Ganz anders findet man das in den ärmlicher ausgestatteten Gegenden unseres Vaterlandes. Nur mit großem Zeit auch Geldaufwande, mit unsäglichen Beschwerden, ja mit wahrer Geistes-Arbeit und vieler Resignation des Gemüths erringt man hier, was dort sich freiwillig darbietet. Natur und Menschen sind störriger, unfreundlicher, je seltner sind Menschen, ich möchte sagen, anderer Art besuchen; je fremder ihnen die Forderungen sind, welche an sie gemacht werden, wenn sie sich auch nur auf Nachrichten über Gegenstände ihrer nächsten Umgebungen, ja auf bloße Auskunft, über diesen oder jenen Gegenstand ihrer eigenen Heimath, ihrer Häuslichkeit u. dergl. beschränken.

Diese vielen und großen Schwierigkeiten scheinen daher auch die Hauptursache zu seyn: warum das Böhmerwaldgebirge, das südwestliche Mittel- und das, in so vieler Hinsicht vorzüglich reiche Isergebirge, uns zur Stunde noch beinahe ganz unbekannt geblieben sind. Denn das, was unser verdienstvoller, zu wenig unterstützter Dr. Reuß, was der jugendliche Verein eines Hoser, Lindaker und Preisler hier bereits leisteten, und bei mehr Aufmunterung, für die Zukunft noch weiter hoffen ließen, ist zwar des Dankes werth, doch bei weitem nicht hinreichend, um den Naturforscher und Statistiker zu befriedigen. Und wo sind die Andern, welche mit Vorliebe zur Naturkunde, auch die Mittel zu einigen Aufopferungen besitzen, um weitere mühsame Nachforschungen fortzusetzen?

Meine gegenwärtigen Verhältnisse führten mich in eine jener Gegenden, welche wenig äußere Reize besitzt, eben so wenig bekannt, aber reich an manch seltnem, bis izt nur dem fernen Auslande eignem, mineralogischen Produkte ist, eine Gegend, aus welcher jene große Revolution ausgegangen zu seyn scheinet, welcher Böhmen seine gegenwärtige Gestalt, und der Leitmeritzer Kreis seine Kegelgebirge, sein Elbthal verdanket, und mitten zwi-

chen Urgebirgen, die Endpunkte jener Trappformation aufstellt, welche in den schönern Gegenden des nordwestlichen Mittelgebirges von so vielen bewundert wird.

Vorzüglich reizte meine Wißbegierde der Wolfsberg mit seinem vermeintlich vulkanischen Ursprunge, und auf ihm gefundnen Laven, und ein Besuch dahin, wurde um so ernster beschlossen und ausgeführet, da ein glücklich Ohngefähr mir, nach langer Trennung, einen alten Jugendfreund in dem k. k. Hrn. Bergmeister Linaker, zum Begleiter und Führer gab.

Unser Hauptzweck war Geognoste, und von dieser soll auch vornemlich in diesem Aufsatze die Rede seyn. Man wird es jedoch verstatten, daß ich hier der Vaterlandsgeschichte, ja in ihrer Ermanglung, auch der Volkssage, von manchem, in meinem Zuge gelegenen, verfallnem Schloße ein Plätzchen einräume, um auch Nicht-Mineralogen einigermaßen zu entschädigen, und zugleich manch schönes Denkmal der Vorzeit, manchen Ehrennamen halbvergessener Ahnen ins Andenken zu bringen.

Ich glaube nur noch bemerken zu müssen, daß: da ich den nördlichen Theil des Pilsner Kreises, und in diesem, jene Basaltberge besuchte, welche, meines Wissens, noch von keinem Mineralogen gehörig untersucht und beschrieben wurden, des Zusammenhanges wegen, und um ein Ganzes zu liefern, hier auch so Manches mit aufgenommen werden mußte, was manchem Leser bereits, aus dem 7ten Stücke des Hesperus 1813 bekannt seyn dürfte.

Rabenstein und Gegend.

Der Granit, welcher dem Sandsteine eines großen Theils des Rakonitzer Kreises, wahrscheinlich zur Unterlage dienet, eben so wahrscheinlich den Stoff zu seiner Bildung lieh, hebet sich an der Gränze des Pilsner und Elbogner Kreises bei dem Städtchen Pechnitz, über die um Kaleschowitz, ziemlich weit verbreitete Fläche, zieht sich nördlich gegen die neue Karlsbader Straße über Petersburg südlich, aber schon in beträchtlicher Höhe, über Neuhof und Rabenstein, wo er an seinem westlich steilen Abhange, dem rauhen Thonschiefer weichet.

Den Granit dieses Gebirges, zeichnet der opalisirende, ihm in erbsengroßen Körnern beigemengte Quarz, vortheilhaft vor anderen Graniten aus, und ersetzt den gänzlichen Mangel an Schörl, welcher mir, so weit ich meine Beobachtungen ausdehnen konnte, nirgendwo vorkam. Merklich verschieden ist er aber von den Graniten bei Horzowitz, Leschkau, und anderen Orten der Karlsbader Straße.

Den Rücken dieses Granit- und Thonschiefergebirges, decken bedeutende Tannen- und Fichten-Wälder, wovon ein Theil zu einem Thiergarten umzäumt ist, in welchem Hoch und Schwarzwild geheget wird. An dem äußersten südwestlichen Rande steht, das artige Jagdhaus der Besitzer Grafen Lazansky Exc., nebst der Oberförsterswohnung, und noch ein paar Bauerwohnungen, in geringer Entfernung der zur Herrschaft Rabenstein gehörige Mayerhof Neuhof genannt, nebst der Schafhütte.

Die hohe, waldige, und abgesonderte Lage des Waldschlosses gewähret, außer der Jagdlust, kein geselliges Vergnügen, so wie der Feldbau, nur bei sehr günstiger Witterung, einen bedeutenderen Ertrag.

Von Neuhof führet ein steiler rauher Pfad zwischen wilden Thonschiefermassen, nach dem engen Thale der Strzela, eines kleinen höchst trüglichen Flüßchens, an dessen jenseitigem Ufer sich wild und hoch derselbe Thonschiefer erhebet. An dem äußersten Rande dieses schauerlichen Abhangs erblickt man das Schloß Rabenstein, welches Graf Sebastian Pötting 1705, in edlem Stil erbaute, die Zeit aber sehr benagte, weil die gegenwärtigen Besitzer angenehmere Herrschaften für ihren kurzen Aufenthalt, wählten.

Hinter diesem Schloß und der Kirche hebt

sich der Ueberrest, des ursprünglich alten Schlosses Rabenstein, in einem bedeutend hohen, runden Thurme heraus, welcher auf Leitern, bis auf eine gewisse Höhe zugänglich ist, jedoch die Gefahr und Beschwerlichkeit des Hinanklimmens, keineswegs lohnet.

Er ist ganz aus Thonschiefer, zum Erstaunen fast, gebauet, hat noch ein Stück seines runden, zugespitzten Daches, und ohngefähr zwei Drittheile in der Höhe, einige hervorragende Tragsteine, auf welchen ehedem, ein Säulengang geruhet haben soll.

In einiger Entfernung von diesem Thurme, stehen die weit niederern Trümmer eines zweiten. Der ehemalige Zusammenhang beider, ist unverkennbar, so wie der dort aufgehäufte, ziemlich weit verbreitete, zur rothen Schlacke gebrannte Thonschiefer, mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen läßt, daß das, ehemals hier gestandene große Gebäude, durch Feuer zerstöret ward.

Ob dies bei der Aufhebung des Tempelherrn-Ordens, welcher hier eine Comthurei hatte, oder in den unruhvollen Zeiten des Hussitenkrieges geschah? — ist um so weniger zu erforschen, da das Städtchen Rabenstein, und mit ihm auch das Archiv, im Jahre 1549, gänzlich eingeäschert wurde.

Der herrschenden Volkssage, und einer alten gedruckten Beschreibung Rabensteins nach, welche der dortige verdienstvolle Wirthschaftsinspektor Hr. Johann Maderer, gelesen zu haben mich versicherte, soll der hohe Thurm, der Aufenthalt eines Räubers gewesen seyn, welcher vorzüglich den Jungfrauen der umliegenden Gegend, gefährlich war. Hier verwahrte er sie, und hatte seine Kurzweile mit ihnen, doch wurden viele, welche seinen Wünschen nicht entsprachen, Märtirer ihrer Tugend.

Einst gesellte er, zu einer früher gefangenen Israelitin, ein adelich Fräulein. Die Gleichheit des Schicksals zog stärker an, als die Glaubensverschiedenheit abstieß, und knüpfte zwischen beiden Unglücklichen das Band innigster Vertraulichkeit. Mit vereinter Kraft arbeiteten nun beide an ihrer Befreiung, zu welcher die schlauere Israelitin den Plan ersann, den das beherztere Fräulein — glücklich ausführte.

Gemeinschaftlich befehdeten darauf die Ritter des Gaues, die Räuberburg, welche sich nach langem und hartnäckigem Widerstande, mit ihrer ganzen Besatzung ergab.

Das Städtchen Rabenstein liegt an der steilen, östlichen Bergbühne unterhalb dem Schlosse und der Kirche mit dem 1787 aufgehobenen Servitenkloster. Die Gebäude sprechen von dem ärmlichen Zustande der hiesigen Bürger, welche sich einzig von dem kargen Ertrage ihrer kleinen Wirthschaft ernähren, und geben dem Ganzen, nicht das Ansehen eines Städtchens, obschon die hiesigen Bürger, auf die Privilegien Maxmilians 2ten, Rudolphs und Mathias, sich Vieles zu Gute halten.

Die Straße von Rabenstein nach dem Dorfe Zwole, geht über einen Bergrücken, durch eine schöne Lindenallee ziemlich eben, bis nahe an dies Dorf, wo sie zwischen tief ausgeschwemmten Schluchten sich senket. Vor nicht gar langer Zeit sollen hier in dem Thonschiefer, einige gelungene Versuche auf Blei gemacht worden seyn, welche jedoch, aus mir unbekannten Ursachen, nicht fortgesetzt wurden.

Zwole, ein ebenfalls zur Herrschaft Rabenstein gehöriges Dorf, liegt in einem angenehmen und gesegneten Thale, welches sich von Ost nach West, zwischen zwei bedeutenden Basaltbergen hinzieht. Der nördlich von unserer Straße gelegene Berg Wladarz, den Hr. Bergrath Röhler, in Gesellschaft Hrn. Wiedemanns bestiegen, ward auch von uns, da er uns später zu weit von unserem Wege entfernet hätte, zuerst besucht.

Wir stiegen an seinem mittäglichen Abhange hinan, und staunten nicht wenig, als wir durch das kleine, den Gipfel umkränzende Gebüsche gedrungen waren, den höchsten Punkt sich verflächen, und

mit den üppigsten Sommerfrüchten bewachsen zu sehen. Vornemlich stand jede Art Hülsenfrüchte ausgezeichnet schön, gegen Alle anderen, die wir in den niederern Gegenden sahen, und nur die beträchtliche Höhe, so wie die höchst unbequeme Zufuhr, machten uns es glaublich, daß diese mit Recht bewunderten Aecker, nie gedüngt, und dennoch nur ein Jahr gebracht würden.

Vieles sagte man uns im Voraus schon, von einem hier befindlichen Krater, und einem Teiche, dessen Wasser ganz schwarz sey. Von beiden fanden wir nichts — als eine kleine, kaum bemerkbare Pfütze, aufgehaltenen Regenwassers, welche nur im Fiebertraume einer gereizten Einbildungskraft, zu einem Teiche anschwellen kann.

Eben so wenig, als Hrn. Rösler, wollte es uns gelingen: Die Vulkanität dieses Berges zu entdecken. Zwar fanden auch wir häufig zwischen aufgehäuften Basalttrümmern, Schlakken, doch alle trugen zu bestimmt das Gepräge eines durch Feuer destruirten Basaltes, als daß wir nur einen Augenblick zweifelhaft über das wahre Entstehen, geblieben wären.

Auch den Gewölbebögen, mit halbverschlacktem Basalt, fanden wir, doch wäre ich geneigter ihn für den Eingang in einen unterirrdischen Bogengang zu halten, da das zwischen demselben angehäufte Steingewölbe eine, keinem Ofen eigene Tiefe zeigte, und wir bestimmt und deutlich in der Richtung aus West nach Ost, eine weit sich erstreckende, konvexe Erhabenheit des Bodens, und an manchen Stellen derselben, muldenförmige Vertiefungen bemerkten, welche auf das Sinken des Gewölbes schließen lassen.

Geneigter wäre ich der Erzählung unsers alten, mit Unrecht von manchem unser Zeitgenossen bekrittelten Chronisten Hagek zu glauben: daß lange vor der Besitznahme Böhmens, durch die slawischen Czechen, auf dieser Bergfläche eine Stadt gestanden, welche er Brzimota nennet. Ihre Ueberreste wären später (805) durch Rohowic, aus dem berüchtigten Geschlechte der Wrschowcze, aufgefunden, und auf ihnen eine neue Stadt erbaut worden, welche jedoch (812) Herzog Wogen im Sturm eroberte, und mit dem ausdrücklichen Befehle einäscherte: daß auf diesem Berge sich in Zukunft Niemand anbauen dürfe.

Für das Daseyn einer ehemals hier gestandenen Stadt, oder festen Schlosses, zeigen auch noch Gräben und Aufwürfe, welche man an allen Seiten des Berges, mehr oder weniger deutlich wahrnimmt, so wie die Aussage alter, glaubwürdiger Personen der gebildetern Volksklasse, das Daseyn alten Mauerwerkes, und vorzüglich bedeutender Ueberreste eines gemauerten Thores bestätiget.

Unser Wegweiser, welcher unserem Gespräche lange aufmerksam, aber ruhig zuhörte, trat der Meinung, daß ehedem hier eine Stadt gestanden, als einer ausgemachten, und ihm lange bekannten Thatsache bei, und versicherte: Auf diesem Berge lägen ungeheuere Schätze begraben, zu welchen man aber nur in der Charwoche, ist man anders der Sünde rein, den Eingang fände. Dies Wagestück habe zwar, so viel er wisse, keiner noch versucht, meinte aber, daß es wohl der Mühe lohnen dürfte.

Wir genoßen gegen Nordost, und zum Theil Ost-Süd, bei heiterer Luft eine weite schöne Aussicht auf das blaue Kegelgebirge des Saazer und Leitmeritzer Kreises, den Bösig im Bunzlauer Kreise, und die Nebelschatten, welche den Horizont begränzten, deuteten unsere frohen Ahndungen, für das Profil unserer hochgepriesenen Sudeten. Aeußerst beschränkt ist der Blick nach Süd, durch den Chlumer Basaltberg, im Westen, durch das höhere Urgebirge, das gegen Tepl sänftiglich hinansteigt.

Der Basalt des Wladarz, sitzt auf dem hier allgemein herrschenden Thonschiefer auf, welcher in den Niederungen bei Nowosedl, Moczidl, Zwole zu Tage ausbeißet. Wir fanden lediglich drei, bemerkenswerthe Abänderungen, u. z.

a) Am Fuße des Berges schwarzgrauen, grobkörnig abgesonderten, der Verwitterung sehr empfänglichen Basalt, ohne alle Spuren beigemengter Augits- oder Hornblende. Man trifft ihn häu-

sig zerreiblich, und zu einer rothbraunen Erde aufgelöst, welche den Hauptbestandtheil der, um das Dorf gelegenen, und weit in die Tiefe herab sich erstreckenden Aecker ausmacht, und ausschließend zu der ausgezeichneten Fruchtbarkeit derselben, und dem Wohlstande der hiesigen Dorfeinwohner beiträgt.

b) Graulichschwarzer, dichter, feinkörniger Basalt, mit wenig eingesprengter Basaltischer Hornblende.

c) Derselbe Basalt, nur durch seine bräunlichschwarze Farbe, Folge werdender Verwitterung, verschieden, obschon er dem Hammer so wenig, als der Vorige nachgab.

Jene Abänderungen, welche Herr Bergrath Rösler, auf der Lipkowizer Straße gefunden, und dem Wladarz zuschreibt, fanden wir nicht, und glauben daher nicht ohne Grund, daß diese von ihm gefundnen Basaltgeschiebe, Ueberreste ehemaliger, in der Gegend von Lubenz, Drahenz u. s. w. vorhandener Basaltberge seyn mögen, da wir ähnliche Exemplare auf der Straße zwischen beiden genannten Orten sammelten.

Wir würden uns zu lange hier verweilet haben, wollten wir auch noch den Chlumer besteigen, da unser Nachtquartier noch zwei starke Stunden entfernt lag, und der Weg dahin uns, eben nicht als der Bequemste geschildert ward.

Wir fanden ihn auch, je mehr wir uns Manetin näherten, weit unter der Beschreibung, und hatten für das Heil unserer Glieder besorgt, die Lust verloren, den Chlumer Berg zu betrachten, an dessen östlicher, nicht hohen Seite wir langsam genug hinfuhren. Als wir aber den steilen schauerlichen Hohlweg, wie in ein Grab, herabfuhren, und von hieraus nach dem Gipfel des Berges, an dessen Fuße das Städtchen Manetin liegt, blickten, fanden wir: daß uns für den kommenden Tag ein höchst beschwerlicher Gang bevorstände, da von der Südseite, der Berg äußerst steil herabfällt.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Notizen aus den Bemerkungen auf einer Reise nach Madrit.

1.

Mannheim den 30ten Juli 1815.

Wir verließen München am 27. um 6 Uhr früh; die Reise gieng über Augsburg nach Günzburg, von da über Ulm nach Stuttgard. Hinter Ulm, wo das Würtembergische anfängt, vermißt man zwar das in ganz Baiern vortreffliche Bier, und die herrlichen Straßen, die wie gewalzt aussehen; hingegen belebt hier alles die schöne Natur; und entschädigt reichlich für das Unbequemere der schlechteren Wege. Kaum verläßt man das Donauthal, und kommt über die Gebirge nach Lutzhausen, so zeigt sich auch schon das herrliche Nekar-Thal, und alles steht, so weit das Auge reicht, im schönsten Flor; ein Paradies kann man die Gegenden nennen, die Stuttgard umgeben; die Oekonomie steht hier auf dem höchsten Grad der Cultur, die steilsten Berge sind mit Wein bebauet, und an ihnen Abzugs-Kanäle für die Gebirgswässer angebracht; auch wird viel Tabak gebaut. Die Felder werden, so weit ich bemerkte, durch Schafheerden viel gedüngt, man sieht gar keine Brachen; durch lauter Gärten gelangt man bis Stuttgard, eine der schönsten, reinlichsten, geschmackvollsten Städte. Ich gieng ins Theater, wo man die Schuld gab. Ich war überrascht hier eine weit größere Eleganz als in Wiener Hoftheatern zu finden. Die Schauspieler sind vortrefflich, das Theater ist nach dem Schikaneder an der Wien gebauet, und die Beleuchtung einzig schön; die Logen sind groß, und in ihrer Mitte erhebt sich die sehr reich gezierte Hofloge. — Das Residenzschloß gleicht dem Schönbrunner bei Wien, nimmt sich aber viel eleganter aus. Die Stadt ist durch große Laternen auf französische oder pariser Art, die mitten in den Straßen hängen, und sehr viel Licht geben, beleuchtet. Den 29. gieng es über Ludwigsburg, Heilbron nach Heidelberg; statt über Charle roi mußten wir nach Paris den Umweg über Worms, Mainz, Koblenz, Käln, Littich nach Brüssel machen. Der Weg bis hierher war äußerst angenehm, er führte uns am Ufer des Rheins hin mitten durch hohe Weingebirge häufig alten Ruinen vorbei, welche die Gipfel der steilsten Felsen krönen und Bilder der Vergangenheit wecken. Brüssel kann man klein Paris nennen. Ich hatte Gelegenheit das Schlachtfeld mit seinen unendlich vielen Schachten zu sehen; hin und her ragten auf der Straße die Hände und andere Theile der Leichname hervor. An den Häusern ist sehr wenig rui-

nirt, das einzige Gasthaus la belle aliance ist ganz abgebrannt, und dann noch 5 bis 6 Häuser. Von Brüssel gieng es den 6. August bis Mons, den 7. bis Perronne, und den 8. bis Paris, wo ich um 8 Uhr in der Vorstadt einfuhr ꝛc.

2.

Paris den 16. November 1815.

Um in der Folge in vereinter Kraft mit Ihnen lieber Freund für unser Vaterland nüzlich zu wirken, habe ich hier mein Augenmerk darauf gerichtet, die kurze Zeit des Aufenthalts in dieser großen Stadt nicht unbenüzt zu verleben, und mir besonders einige Notizen vom Betrieb der Landwirthschaft, und aller Zweige dieser von Ihnen und mir so sehr verehrten Wissenschaft und Kunst zu sammeln, weswegen ich mit dem Präsidenten der Pariser Ackerbau-Gesellschaft François Comte de Neufchateau, bei dem ich, von seinem Sohn aufgeführt worden, Bekanntschaft machte. Ich wohnte mehreren Sizungen, deren monatlich 2 abgehalten werden, bei. Ich verfaßte zwei Memoires, worin ich die Hauptgegenstände nur summarisch aufgeführt, der Gesellschaft verlegte, und das Detail seiner Zeit nachzutragen versprach. Zugleich bewarb ich mich um die Mitgliedschaft als Correspondent.

Das erste Memoire enthielt Betrachtungen über die Anwendung der Wechselwirthschaft in Mähren, und die durch deren stufenweise Einführung beabsichtigte Unterdrückung der Brache.

Das zweite Memoire handelte von den ökonomischen Vortheilen, welche sich bei der Reluirung der Natural-Roboth in Getreide mit Rücksicht auf den Nuzen der Obrigkeit, und des Unterthans, ergeben dürften.

Die Materie ist Ihnen als öfterer Gegenstand unserer Unterhaltung bekannt, und ich benuzte dabei auch einige Aufsäze, die ich von Ihnen hierüber in Händen habe. Meine Arbeit wurde oberflächlich durchgegangen, und ich auf die nächste Sizung verwiesen, wo ich mich einer mündlichen Prüfung unterzog, in der ich die übrigen sich auf jene zwei Aufsäze beziehenden Papiere vorlegte, worüber sodann der Rapport verfaßt wurde, der zu meinen Gunsten sprach. Bei dieser Gelegenheit lernte ich den Vizepräsidenten Grafen Lasteyrie, der über 400,000 fl. dies aus Liebe zu den Wissenschaften verreisete, und den königl. Forstinspektor Mr. Baudrillard kennen. In der heutigen Sizung kam meine Sache an die Tagesordnung, Graf Lasteyrie führte das Wort, und kam dann selbst hinaus, mir zur Aufnahme in die Gesellschaft als Membre correspondant étranger de la société centrale et royale de l'agriculture de Paris, Glück zu wünschen: Die Gesellschaft hat beschlossen, daß der verfaßte Rapport sammt Bemerkungen gedruckt, und einen Theil der Relationen in den Agricultur-Annalen ausmachen solle. Die Idee von der Roboth-Reluition wurde mit großem Enthusiasm aufgenommen. Der Eingang sprach für die Menschenrechte, und wurde um so mehr mit Beifall aufgenommen, als man in Frankreich der Revolution und somit der Abschaffung der droits feudeaux viele Verbesserungen der Landwirthschaft beimißt.

3.

Paris den 17. November.

Heute um 4 Uhr erhielt ich das Diplom und ward zugleich in die Gesellschaft zur Aneiferung der Landesindustrie aufgenommen, folglich müssen Sie mich nothwendig, wenn Sie mir den vollen Titel geben wollen, künftig bezeichnen als: Membre correspondant étranger de la Société centrale et royale de l'agriculture et celui de la Société d'encouragement pour l'industrie nationale de Paris.

Mich freuet das glückliche Gelingen meines Planes um so mehr, als ich ein Mährer bin, und für die dortige Ackerbaugesellschaft manche Notizen zu liefern im Stande seyn werde, ich auch übrigens aus einem Lande das einzige correspondirende Mitglied der Pariser Ackerbau-Gesellschaft bin.

4.

Bordeaux am 6. Dezember.

Heute um 12 Uhr Mittags langte ich nach zurückgelegter etwas unbequemer Reise über Orleans, Tours in Bourdeaux an. In Orleans besah ich das schöne aus Bronze verfertigte Denkmal der Jeanne d'Arc. Die Jungfrau ist mit einem Diadem geschmückt, Schwert und Panzer gerade so tragend wie weiland Dsle. Krüger die Fahne *) an ihre Brust drückend. Die linke Seite des Piedestals stellt den Nachbar vor, wie er den Helm bringt, und sie spricht: gebt mir den Helm, mir gehört er zu. Auf der Vorderseite erscheint sie mit dem König von Burgund fechtend, und ins englische Lager eindringend. Auf der rechten Seite wird König Karl gekrönt; auf der Rückseite, steht Johanna, die verbrennt werden soll, heldenmüthig ihrem Tod entgegen. — In Tours passirte ich die lange prächtige Brücke, mit 14 steinernen Bögen, von da gieng es über Montbazon, Sorigni nach Poitiers einer alten elenden Stadt, wo man außerordentlich große Zimmer, aber keine Oefen antrift. Die Häuser bei Tours

*) Es war vor der Revolution ein Vorrecht der Maires von Orleans, die Trauung auf dem Platze, wo die Bildsäule steht, so vollziehen zu lassen, daß die Braut unter der Fahne zu stehen kam. Dieser Gebrauch ist neuerlich wieder eingeführt.

in Felsen gehauen sind besonders sehenswerth. Vor Poitiers über Gruteille, Lusignan ꝛc. nach Rivet fand ich nichts besonderes; von Niort kam ich über Frontenay, Mauzé nach la Rochelle, einer der ältesten Städte Frankreichs mit dem berühmten Seehafen. Von Rochelle gieng die Tour über Rochefort nach Saintes. In Rochefort sah ich die Garnison ausrücken, welche den Herzog von Berry erwartete, 4 Soldaten trugen auf den Schultern die Festung Rochefort mit der Inschrift. La Ville de Rochefort á Louis XVIII le desiré. — Hier giebt der Meerbusen ein erhabnes Schauspiel, ich sah 600 Galerensklaven an den Schiffen arbeiten, eines davon führte den Namen le Comte d' Artois, das andere Duc de Berry. — In Saintes ist der Julius Cäsarn zu Ehren errichtete Triumphbogen merkwürdig, welcher vor Christi Geburt erbauet, annoch immer fest und majestätisch auf der Brücke der Charente prangt. Von Saintes über Jard, Etaulieurs ꝛc. nach Cubzac ist die Straße außerordentlich schlecht, da durch lauter Sand gefahren wird.

5.

Bajonne den 16. Dezember 1815.

In Bordeaux sind die zwei Theater, besonders das grand Theatre à l'opéra sehr interessant; von außen so herrlich gebaut, und innerlich so prächtig decorirt, wie ich noch keines gesehen. Von Bordeaux gieng die Reise über Bouscant, Langon ꝛc. nach Marmonde; außer elenden Wegen nichts besonders; den 10. bis Montalban, den 11. bis Toulouse einer merkwürdigen Stadt, wo Wellington 1814 die Franzosen besiegte; ich sah das Schlachtfeld und den schönen Kanal, der aus dem mittelländischen Meere hier vorbei geht. Von Bordeaux bis Toulouse sieht man überall Beweise eines fruchtbaren wahrhaft gelobten Landes; die Weinstöcke werden nach italienischer Art auf Obstbäume hinaufgezogen, und alle Pflanzen befinden sich in üppigster Vegetation; nur Schade, daß ich diese schönste Gegend Frankreichs in einer Jahrszeit passire, wo schon die Natur im halben Schlafe ruht. Doch ist es hier dermalen erst, wie in Oesterreich zu Anfang Oktobers. Nur 4 Tage waren äußerst kalt. In den Bauernhäusern findet man keine Fensterscheiben, nur Fensterläden, die Leute leben elend bei dem schlechten Feuer, welches ihr Zimmer zur Rauscherstube macht. Den 12. von Toulouse bis Mirande längst den Pyrenäen, welche mit Schnee bedeckt einen herrlichen Anblick gewähren. Von Bajonne bis Perpignan läuft eine Kette ungeheurer Gebirge. In dieser Gegend, so wie auch in Toulouse, spricht man das Patois oder Plattfranzösische, aus italienischen, französischen und spanischen Wörtern zusammengesetzt, und sehr schwer zu verstehen.

Den 13. Dezember von Mirand nach Bagnéres einem der vorzüglichsten Badeörter in Europa, ich kostete das warme Wasser des Springbrunnens, es schmeckt nach Schwefel.

Den 14. von Bagnéres nach Pau dem Geburtsort Heinrichs IV.; ich sah das Schloß, wo er geboren, und die Wiege, worin er gewiegt worden; sie ist aus einer Muschel von einer Meerschildkröte gemacht, die übrigen Merkmale seines Andenkens raubte die Revolution 1793. Den 15. von Pau nach Bajonne einer niedlichen kleinen Stadt am Meere.

6.

Madrit am 29. Dezember 1815.

Von Bajonne aus gieng die Reise sehr langsam, wir fuhren den 18. ab, und kamen erst gestern um 4 Uhr Nachmittags hier an. So wie man über den Fluß, welcher die Gränze bildet, setzt, hört alles Schöne auf, und eine ganz neue Natur, andere Menschen und Sitten erscheinen. — Von nun an kein Wort mehr französisch, alles spanisch, die Häuser elend von Holz, aber meist mit einem Altan; die Wirthshäuser ohne Betten, elende, äußerst schmutzige Zimmer nicht zum Heizen, das Essen unrein und schlecht zugerichtet. Die Spanier bringen ihre Sonntäge, hauptsächlich damit en Famille hin, daß sich vom jüngsten bis zum ältesten Sprossen einer dem andern gewisse Thierchen absuchen. Den 19. gieng es nach Toloſa immer Berg auf und ab mitten durch die ganz mit Schnee bedeckten Pyrenäen. Hier fangen steinerne Häuser an, oben mit niedrigem Gerüst, worauf Grandziegel, welche das Dach bilden, geschlichtet sind. Den 20. nach Bergarre mit einem elenden Wirthshause frei im Gebirge stehend: Hier wurde Marschall Soult, mehrere Reisende und spanische Grandes angehalten. — Den 21. nach Vittoria, wo man die erste Ebene sieht, und zugleich das berühmte Schlachtfeld besichtigen kann; ich sah die Grube, worein König Joseph Napoleon stürzte, und den Ort, wo die ganze Artillerie im Stich gelassen wurde. Von Bajonne bis Madrit sieht man die Spuren des verheerenden Kriegs in den abgebrannten, und zerstörten Klöstern, Kirchen und Pallästen. Den 22. von da nach Bancorbo, immer schlechter in Absicht auf Reisebequemlichkeit. Den 24. von Bancorbo nach Burgos einer alten Stadt. Hier wird schon alles mit Oehl und schlecht zubereitet. — Den 25. nach Babadon in sehr felsigter Lage und nichts besonderes bis Onrubia, von da den 26. bis Venta de Conilla, einem einzelnen sehr elenden Wirthshause ohne Thüren und Fenster. Den 27. nach Venta de Mulatte noch schlechter, und endlich 28. nach Madrit. Acht Tag

habe ich mich nicht ausgezogen, meist im Wagen geschlafen, und danke nun dem Schöpfer, daß die Pyrenäen-Reise ein Ende hat. Madrit wirkt auf die Geruchsnerven wie Nikolsburg, wenig größer als zweimal Brünn, hat eine schöne Promenade der Prado genannt.

7.

Madrit den 13. Februar.

In Madrit ist es sehr theuer, 25 Pfund oder Wiener 12 Pfund Holz kosten 6 Realen, oder 1 ½ Franken, Kohlen sind noch theuerer; Fleisch ¾ wien. Pf. 3 Real. oder ¾ Franken. — Theater giebt es hier zwei: eines Theatro del Principe, theatro de la Cruz, gleichförmig gebaut. Die Frauenzimmer sehr klein gewachsen, durchaus von brauner Farbe und schwarzen Haaren, wenige aber von ausgezeichneter Schönheit, sitzen auf der ersten Gallerie, wohin kein Mann darf. Hier erblickt man sich in einem Trauerspiel 3 bis 4mal, wobei jedoch merkwürdig genug auch getanzt wird. Der spanische Bauer ist voll Ungeziefer, das ihn allein in Thätigkeit bringt, sonst schliefe er stets, oder würde immerhin beim Feuer oder in der Sonne sitzen. Welcher Abstand, Lieber, gegen einen deutschen Bauer! Luxus herrscht hier weniger als in andern Städten Europas; die Frauenzimmer sind meist durchaus schwarz gekleidet. Unter den hiesigen Fiakern müssen Sie sich ja keine Wiener vorstellen. Die Struktur der Wägen rührt noch von Karl dem III her, sie sind alle 4sitzig, auf massivem großem zweirädrigem Gestell, à la Cabriolet, offen, und mit Maulesel bespannt; die Verzierung ist nach Art der Wiener Hof-Galla-Wägen; der Kutscher geht zu Fuß und führt das mit 6 Schellen gezierte Maulthier, indeß der Dreinsitzende durch die Stöße dieser Rumpelkasten, deren man 150 — 200 zählt, die empfindlichsten Schmerzen leidet.

8.

Madrit den 4. April.

Sie erkundigten sich unter andern auch was man hier unter dem in Deutschland bekannten spanischen Brod allhier verstehe; es hat damit folgende Bewandniß: In den Gegenden von Alicante und Malaga kocht man das Obst, welches sehr viel Zuckerstoff enthält, und bereitet daraus eine Brühe, welche man wie Honig auf Brod zertheilt, zum Nachtische oder zur Vesper (Jausen) genießt. — In Malaga kochen die ärmern Leute die Erdöpfel, machen sie mit dieser Obstbrühe an, und genießen sie so als tägliches Essen. Seit Jahrhunderten weiß man sich nicht zu erinnern, daß es, wie gestern den 11. April, in Madrit geschneiet hätte, eine durchdringende Kälte herrscht hier schon 8 Tage, besonders Abends, so daß man sich im geheizten Zimmer sehr wohl befindet. Die ganze Fasten durch waren die Theater verschlossen. Ostersonntag wurden sie geöffnet; auch war an diesem heiligen Tage Musik an mehrern Orten, wo bei uns erst am Ostermontag der Fall ist. Die Prozessionen am Charfreitag war merkwürdig. Der Zug wird vom ganzen Adel und der sämmtlichen Geistlichkeit, den König an der Spitze begleitet. — Man trägt alle Akte der Kreuzigung in Gruppen herum. Mit der Darstellung, wie Christus am Oehlberge betet, wird angefangen, mit der Geißlung, Kreuzigung ꝛc. fortgefahren, und mit der Statur der Maria, Christus zu Grabe begleitend, geendiget. Es brennen einige tausend Kerzen, die Grandes in Galla mit Reliquien behängt, die Geistlichkeit und der Magistrat, dann die Zünfte in Trauer gekleidet, geben dem Ganzen einen imposanten Anblick, der Zug dauert 5 bis 6 Stunden, und gehet nach allen Hauptkirchen.

Den 9. Mai. Jetzt gehen täglich einige Tausend Merinos hier durch; sie kommen aus Andalusien und Estramadura, und gehen in die Esquileos nach Ortigosa, Segovia, Soria und Boritrago, wo sie geschoren werden. Die Schafe litten heuer sehr viel, da wenig Weide gewesen. Mir blutet das Herz, mein Vorhaben vereitelt zu sehen, da zur Exportirung einiger Widder keine Bewilligung zu erlangen ist.

Der französische Krieg richtete ungeheure Verwüstungen in den schönsten Racen der Merinos an, und setzte den Schafviehstand auf die Hälfte herab, welcher Verlust jedoch nicht so sehr als die Zerrüttungen der vorzüglichsten Racen bedauert wird.

Unter die Inhaber der vornehmsten Léoner Mas-Merinos trans-humantes, und anderer vorzüglich schönen Racen zählt man: den Don Infantado, die Hrn. Perales, Luco, das Kloster Montarge, die Mönche von Escurial, Guadalup, den Don Dutary, Montago, dann den Erzbischof von Segovia ꝛc und giebt deren Anzahl auf 8 bis 10,000 Widder, und 80 bis 100 Tausend Mütter an.

Madrit den 23. Juni. Meine Reise nach Escurial, Ortigosa, Segovia, la Granja und mehreren Esquileos war mühselig. Da kein Fahrweg dahin führt, war ich genöthiget diese 30 Meilen in francetrier zurückzulegen. Ich sah in 5 dieser Schurhäuser über 150,000 Schafe der ersten Racen, sah die Manipulation und die Lavaderos oder Waschhäuser, worüber ich Ihnen seiner Zeit meine Bemerkungen mittheilen werde. Im neulichen Stiergefechte blieben ein Mann (Hetzer) und 9 Pferde todt. Das Schauspiel war für mich neu und frappant; aber es ist zu unmenschlich, für unsere Zeit. Ich sah wie der Stier den Mann in die Luft warf, und ihn dann zertrat. Das Volk stieß zuerst ein Angstgeschrei aus, applaudirte aber, nachdem der Mann weggetragen worden. Ein Stier, der nicht ein paar Pferde tödtet, oder Menschen verwundet, wird mit Raketen wild gemacht. Doch ich verweise Sie auf la Verde.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 56. November.

Staatswissenschaft.

1.

Kann durch ein Verbot, in den Jahren der Noth und Theurung, aus Erdäpfeln keinen Brandwein (vorzüglich in Schlesien und Galizien) brennen zu dürfen, der Noth und Theurung gesteuert werden?

In Schlesien und Galizien, beruhet das ganze Wirthschafts-System, und vorzüglich die Viehzucht, auf der Grundlage des Erdäpfelbaues, und des Brandweinbrennens aus denselben.

Es würde durch das Verbot, aus Erdäpfeln Brandwein zu brennen, die Theurung oder Noth nicht vermindert, sondern vermehrt werden; ja es würde die Noth für Schlesien und Galizien, so wie überhaupt für Gegenden, wo das Wirthschafts-System größtentheils auf der Grundlage des Erdäpfelbaues beruht — auf mehrere Jahre dauernd geschaffen werden: denn

1stens. Entweder brennt man aus Erdäpfeln keinen Brandwein, und bringt diese Frucht zur Consumption der Einwohner: so wird der Viehstand, welcher von dem, von den Brennereien entfallenden, mit Heckerling vermischten Gespühlig, ernährt wird, — durchaus nicht erhalten werden können, daher wenigstens um zwei Drittheile vermindert werden müssen. Durch die Reduktion des Viehstandes aber, tritt die Verminderung der Erzeugung des Düngers ein, wodurch die Erndten im folgenden Jahre beträchtlich abnehmen müssen. Und sind denn die Artikel, welche aus dem Viehe gewonnen werden, als Butter, Käse, Kälber ꝛc. ist Fleisch kein nothwendiges Nahrungsmittel?

Oder 2tens. Man benützt die Erdäpfel nicht zum Brandweinbrennen, bringt sie nicht zur Consumption des Publici, sondern um den Viehstand nicht reduciren zu müssen, verfüttert man sie, ohne vorher den Geist aus ihnen gewonnen zu haben, dem Viehe.

In diesem Falle wird der Viehstand erhalten, das Publikum bekömmt die Erdäpfel nicht zur Consumption, der Geist aber geht verloren; so viele Tausend Eimer Brandwein werden muthwilligerweise nicht erzeugt; das Publikum muß also Bier trinken, und dadurch werden so viele Körner durch ein anderes Getränke consumirt, während durch das Brennen aus Erdäpfeln, zwei Zwecke: die Ernährung des Viehes und die Erzeugung eines Getränkes, welches für das Land Schlesien und Galizien unentbehrlich ist, erreichet würden.

Das Verbot aus Erdäpfeln Brandwein zu brennen, würde in der Hauptsache so viel heißen, als befehlen, die Erdäpfel dem Vieh nicht gekocht, sondern rohe zu verfüttern.

Aus diesem ganz einfachen Grunde, hat die preußische Regierung das Brandweinbrennen nicht verboten, sondern mit dem Beisatze erlaubt: daß ein solches Mittel die Noth nicht vermindern, sondern vermehren würde.

2.

Noch ein Wort über freie Woll-Ausfuhr.

(Man sehe Nr. 50.)

Die Kommittee über die freie Woll-Ausfuhr ward wegen Krankheit eines Mitglieds, der eine Resolution darüber eingebracht hatte, auf Hrn. Lewis Antrag verschoben. Er selbst sagte zu Gunsten der freien Schafwoll-Ausfuhr: ihr Vorschlag hat zwar in den manufakturirenden Bezirken große Bestürzung erregt, allein die beim Ausschuß darüber eingelaufenen Aufklärungen haben mich von der Nothwendigkeit derselben überzeugt; nur müßte durch gewiße Regulation das Interesse der ausländischen Manufakturanten in Acht genommen werden. Unter allen Restriktionen und Aufmunterungen, mit denen man unsre Manufakturanten in Verlegenheit bringt, sind die Einschränkungen der freien Woll-Ausfuhr die unvollkommensten. Der Wollpreis steht durchaus in keinem Verhältniße zum Preis von andern Gegenständen, und stieg nicht in demselben Grade, wie z. B. Schlachtvieh und Korn. Im Jahre 1339 war der Preis eines Tod (28 Pfund) Schafwolle 30 Schillinge; der eines Quarter Weizen 4 Sch.; ein Tod Wolle war also fast 8 Quarter Weizen werth. Das stehende Verbot der Woll-Ausfuhr schreibt sich erst von 1660 her. Im Jahre 1739 galt das Pfund Wolle in England 6 Pence und in Frankreich 10 Pences; eben so war es als Arthur Young schrieb. Am Ende des Amerikanischen Krieges galt die Quantität Wolle, die man in England zu 5 Pf. Sterling verkauft, 20 zu Amsterdam. Gegen freie Wollausfuhr wird immer der Grund angeführt, daß unsere Wollwaarenfabriken darunter leiden würden. Allein auswärtige Märkte brauchen wenig von unsern Wollwaaren. Wir fabriciren für 28 Mill. Pf. St., und nur für 5 Mill. wird ausgeführt, und das noch meistens nach Irland und den Kolonien. Im Jahre 1814 betrug die Ausfuhr nur 4 Mill. Mit dem Seiden- und Baumwollenverkehr ist der Wollenwaarenhandel gar nicht zu vergleichen. Die Abgaben für eingeführte Seide betrugen 777,000 Pf. Sterl., von Baumwolle 600,000 Pf. St. Ein anderer Einwurf ist der niedrige Arbeitslohn im Auslande, welcher unsern Manufakturen Eintrag thun müßte; allein unser Maschinenwesen, Kohlenvorrath, Kapitalsreichthum und unsre gute Regierung werden uns immer den Vorrang zuführen; auch haben unsre Fabriken nicht durch Kriegszüge wie die andern Länder gelitten. Ferner hat man eingewendet, daß unsre Wolle wegen ihrer besondern Güte das Monopol auf den fremden Märkten erhalten und alle andere ausschließen wird. Allein das ist abgeschmackt. Unsre lange oder gekämmte Wolle hat wohl viele Vorzüge und war sehr gesucht. Man hat der Nachfrage zwar nicht entsprochen. Allein Europa hat gelernt dieselbe zu entbehren, und es hat gezeigt, daß es dieß könne. Da nun die Nachfrage nach unsern Wollenwaaren so gering ist, so schlage ich vor die freie Ausfuhr der Wolle zu gestatten; entweder roh oder gesponnen, was vortheilhafter wäre. Für Irland wäre der Vortheil der freien Ausfuhr offenbar. Ich schlage sie daher dem Hause vor. Auf Lord Castlereaghs Vorschlag ward die weitere Erörterung auf 8 Tage hinaus geschoben *).

Natur und Wesen der Judenschaft nach Fries und Rhüs.

Vorerinnerung.

Die Leser erhalten hier in gedrängter Uebersicht das Wesentliche aus den Anklags-Akten gegen die Juden, diese merkwürdige und in vieler Rücksicht, besonders für uns Oesterreicher wichtige Nation. Sie werden aber gebeten, vor der Hand nicht nur ihr End-Urtheil noch zu verschieben, sondern ihrerseits mitzuwirken, daß denkende, aufgeklärte Wahrheitsliebende Forscher, auch eben so gedrängt und bündig darstellen, was sich zur

*) Allgem. Zeit. Nr. 180, 28. Juni 1816.

Vertheidigung der so hart Angeklagten sagen läßt. Ich wünschte Ueberzeugung ohne Vorurtheil und Leidenschaft zu bewirken. Die Uebel sollen nicht verhehlt, aber auch nicht übertrieben werden. Ausführbare Vorschläge zu ihrer Minderung und Abhilfe wären eine Wohlthat für das Menschengeschlecht, wozu die Juden so gut, wie die Christen gehören. D. H.

Die Gesellschaft der Juden vereinigt in sich vier sehr verschiedene Elemente. Die Juden nemlich sind

1) eine eigene Nation,
2) eine Religionspartheі,
3) eine politische Verbindung,
4) eine Mäkler- und Trödler-Kaste.

1. Die Juden als Nation.

Sie stammen von einem eignen uralten Volke, existiren seit Jahrtausenden zwischen allen andern Völkern der Erde, die nur so weit cultivirt waren, daß man sich durch Schacher bei ihnen bereichern konnte; heiratheten hier nur unter sich, erhielten so ihre Rasse rein und sonderten sich so stets physisch von den wahren Eingebornen ab.

2. Die Juden als Religionspartheі.

Als solche erscheinen sie im stärkern, feindlichen Gegensatz mit den Staatsbürgern.

1) Weil nach ächt mosaischer Lehre Jehovah ein Nationalgott der Juden ist; sie allein sind das Volk Gottes, alle andere Völker sind bloße Goim und nicht ihres Gleichen. Der Ausdruck Goim deutet bei ihnen Heiden und Sklaven zugleich an. Nach dieser Lehre können sie im Herzen nie die Goim als ihre Brüder anerkennen, wenn sie sich auch äußerlich noch so rechtlich stellen.
2) Weil die Juden gar nicht nach der mosaischen Lehre lehren und leben, sondern nach dem Talmud. Wenn der ächt mosaische, von falschen Bildern entkleidete Monotheismus in erhabner Reinheit da steht; so hat sich nicht dieser sondern ein für unsre Zeiten ganz unpassender Ceremoniendienst bei ihnen fortgeerbt, der den itzigen Juden nun noch oben ein nur durch die abergläubischen Possen und immoralischen Lehren des Talmuds verunstaltet, gilt. Selbst ihr geistreichster und ausgezeichnetster Lehrer Moses Maimonides gibt in seinem Sepbir Mischpotim oder dem Buch von den Rechten, die Erläuterung: Leute von andrer Religion soll man fleißig mahnen, denn es ist ein verdienstvolles Werk, dieselben zu schinden und zu plagen nach dem Befehl der Schrift: den Fremden sollst du drängen.

Daraus geht nun leider die Unzulässigkeit einer dauernden, offnen und ehrlichen Duldung einer solchen Religion von selbst hervor, so lange die Juden dieselbe nicht von dem aus dem Vorurtheil, das einzig auserwählte Volk Gottes zu seyn, entspringenden Aberglauben und Ceremoniendienst befreien. Denn wenn es ihnen damit wirklich Ernst ist; so können sie sich nicht durch Heirathen mit andern verbinden, können in keinem fleißigen Gewerbe mit denen leben, mit denen sie nicht essen und trinken dürfen, und können nicht andern Rechte zugestehn, die vermeintlich ihnen nur allein gebühren.

3. Die Juden als politische Verbindung.

Nun aber ist diese Religion nicht einmal der Hauptstein des Anstoßes, sondern nur als eine Zugabe, zu einer eignen, sich selbst regierenden Staatsgesellschaft zu betrachten, deren Zwecke unter die allerschädlichsten gehören. Der Form nach ist diese Gesellschaft dem strengsten, aristokratischen Despotismus der Rabbiner unterworfen. Diese sind Gelehrte, Priester und Adel zugleich; ihre Herrschaft ist ächter Geistesdespotismus, ihre ganze Gelehrsamkeit zugleich geistlose Abgeschmacktheit; so daß sich ihr Unvermögen, besser zu lehren, mit ihrem Interesse vereinigt, das Volk immerwährend in seinem Schmutz und seiner Dummheit zu erhalten. Diese Rabbinerherrschaft ist der nächste Grund der Verderbenheit und Unverbesserlichkeit der ganzen Gesellschaft, ohne deren Zerstörung sie nie freie, sittliche, würdige Menschen werden können.

4. Die Juden als Mäkler.

Schon das Angeführte erklärt hinlänglich, warum Elend und Rohheit, so tief in der jüdischen Gesellschaft eingewurzelt sind. Um das Unglück voll zu machen, ist nun diese politische, diese durch theokratischen Despotismus eng verbundene Gesellschaft auch zugleich eine über die ganze Erde verbreitete, durch eine eigne Religion zusammen verschworne Mäkler-, Krämer- und Trödler-Kaste. Dadurch hauptsächlich greift sie überall mit so schändlichem Einfluß ein auf Wohlstand und Bildung der Staatsbürger. Ohne Fleiß und Anstrengung bereichert sie sich auf leichte Weise, eben weil ihr Handelsgewerbe in den Händen einer geschlossenen Gesellschaft ist. Ihr Interesse hielt und hält diese also immer zusammen und verbreitete sie nach allen Seiten. Für das übrige Volk ist nun aber diese Kaste äußerst schädlich; denn sie lebt ohne eigne Mühe von fremder Arbeit, gibt weder materiell noch geistig eine produktive Arbeit; schmiegt sich also nur als Schmarotzerpflanze oder Blutsauger an ein fremdes Leben und entkräftet dieses.

Eine geschlossene Gesellschaft, welche auf diese Weise immerwährend ohne eigne Kraftanwendung und wahre Selbstthätigkeit nur vom Spähen und Lauern (Spekuliren) lebt, muß geistig verdorben werden; nur den Witz in seinen Betrügereien hochachten und vom wahren Ehrgefühl entfremdet werden.

So lehrt es auch ihre Geschichte. Mochten sie, wie in mehreren deutschen Staaten, in größter Beschränkung leben, oder wie in Spanien und Pohlen, herrschen — immer charakterisirte sie Schmutz, Rohheit und Schacher.

Nur als Aerzte zeichnen sie sich in der Geschichte hie und da ehrenvoll aus. Außerdem erscheinen sie häufig als die von allem Volk gehaßten und verwünschten Finanzverwalter.

Die Juden in Spanien.

Molbenhauer sagt: „In Spanien war ungefähr jeder neunte Mensch ein Jude und sein Geschäft war Handel. Die ganze Denkkraft eines Jeden war auf die möglichst vortheilhafte Betreibung und Erweiterung desselben gerichtet, und dahin strebte das Zusammenwirken Aller mit einer innigen Verbindung, deren Festigkeit bisher keine christliche Handelsgesellschaft zu erreichen vermocht. Der Geist, der die ganze jüdische Volksmasse belebte, die unerschütterliche Standhaftigkeit, womit sie ihren Lieblingsplan verfolgte, und eine Moral die die Wahl der Mittel zur Erreichung jenes Zwecks so wenig einschränkte, setzten unter der Begünstigung äußerer Umstände die spanischen Juden in Stand, die ganze Geldmasse des Reichs an sich zu ziehen. Anleihen bei ihnen blieben die einzige Zuflucht der Christen. Hier konnte Wucher in allen seinen abscheulichen Gestalten getrieben werden. Der Eigennutz machte davon einen Gebrauch, wobei die Mäßigung vergessen ward, die selbst, wo edle Gefühle schweigen, die Rücksicht auf die unausbleiblichen Folgen vorschreibt.“

Zur Unterhaltung.

Reminiscenzen,

von

A. Rittig von Flammenstern.

1.

Osmanisches Recht Krieg zu erklären.

In dem türkischen Werke von der Eroberung und Uebergabe Cyperns unter Selim II. im Jahre 1573 wird angeführt, daß vor Ausbruch des Krieges von Seite des großen Divans (unter dem Vorsitze des Großherrn) der Mufti Ebulfuud Effendi befragt wurde: ob man den Frieden mit den Venetianern brechen könne, da man hiezu außer der Beraubung eines Oesterbaes zur See, keinen andern Beweggrund habe? Hier die Antwort des Mufti, die er schriftlich gab.

„Es kann kein Hinderniß seyn: angesehen, daß ein solcher Friede, welchen der Sultan mit den Ungläubigen schließen will, nur dem Gesetze gemäß ist, wenn er dem ganzen ottomanischen Volke zum Vortheile gereicht,

Wäre dieß nicht, so würde der Friede niemals gesetzmäßig seyn. Entdeckt man, daß Nutzen dabei ist, ihn für immer oder nur für bestimmte Frist zu erhalten; so wird es gewiß allezeit schicklich und nothwendig werden, ihn in günstiger Zeit zu brechen, wenn man es vortheilhaft erachtet. Der Prophet, über den Gottes Friede ruhe, nachdem er im sechsten Jahre seiner Flucht bis auf das zehnte Frieden geschlossen, und Aly, dessen Irrthum Gott erleuchten wolle, den Vertrag gültig zu erhalten und das Bedungene zu bestätigen ansuchte — der Prophet fand es vortheilhafter, im folgenden Jahre den Frieden zu brechen; daher er sich im achten Jahre seiner Flucht, auf die berühmte Stadt Mekka warf und sie eroberte. Und so mögen auch die Chalifen, oder die Sultane als Stellvertreter Mahomets, durch das Beispiel des Propheten bewegt, seinem erhabenen Gesetze gleichförmig handeln. Schrieb's der arme Ebulfund."

2.

Wem verdanken die Franzosen, daß die häßlichste aller Krankheiten den Namen ihrer Nation erhielt?

Antwort: Einer fehlerhaften Polizei-Maaßregel! Zwar ist mir wohlbekannt, daß unsere deutschen Sprachforscher den Namen aus andern Quellen ableiten wollen, so sagt z. B. Agrikola in seinem Werke Deutsche Sprüchwörter (Hagen 1537) „Da Maximilian kriegete mit dem Ludovico „Gibboso, König in Frankreich, und mit den Vene„digern, brachten die unsern diese Plattern aus Lombar„deyen im Deutsch-Land, davon sie auch noch heutiges „Tag's den Namen haben, und heißen Franzosen." Selbst Adelung behauptet: „durch die französische Nation „kam diese Krankheit in die übrigen Länder Europens, „daher erstere auch die Ehre hat, daß solche fast in dem „ganzen nördlichen Europa nach ihr die Franzosen ge„nannt wird." Allein beide irrten. Aus einer fehlerhaften Polizei-Maaßregel entstand jene Benennung.

„Wenn auch in London bereits im Jahre 1165 in den Verordnungen des Bischofs von Winchester dieser Seuche unter dem Namen Burning in folgenden Worten erwähnt wird:

„No stew — holder to keep anywoman, „that hath the perilous infirmity of Burning" etc. und im Jahre 1347 die Königin Johanna zu Avignon eine Verordnung erließ, die in diesem Sinne das Absondern der Frauenzimmer, welche mit dem Brennen behaftet sind, von den Männern befahl: so ist es doch hinreichend erwiesen, daß diese Seuche erst durch die Bemannung der durch Columbus im Jahre 1493 nach Spanien zurückgeschickten 14 Schiffe, allgemein verbreitet ward. Die hierauf erfolgte beständige Gemeinschaft zwischen Spanien und Amerika beförderte die Verbreitung um so mehr.

Um dieselbe Zeit entspannen sich Zwiste in Neapel; der König Ferdinand von Spanien schickte einige Truppen heimlich dahin ab, worunter viele sich befanden, die in Amerika gedient hatten; der damalige König in Frankreich, Karl der achte, der ein Erbschaftsrecht zu haben vorgab, schickte auch Truppen dahin, die seine Ansprüche gültig machen sollten. Der Krieg fiel zum Nachtheil der Franzosen aus. In Neapel, das bald der einen bald der andern Parthei gehörte, waren die lockern Mädchen, beiden Partheien wechselweise feil. Die französische Armee kam zu Ende 1496 nach Hause, und theilte die Ansteckung den Einheimischen mit. Die Pariser wurden aufmerksam. Die Aerzte hierüber befragt, sagten, es sey eine Pest besonderer Art, die sich durch den Beischlaf fortpflanze.

Selbst an die Regierung blieben die Pariser Aerzte dieser Aussage treu. Es wurde nun eine Parlamentsakte dieser neuen Pest wegen, die man la grande Verole nannte, ausgefertigt und unter Trompetenschall in den Straßen von Paris bekannt gemacht:

„Daß alle Fremden, die mit dieser Krankheit behaftet wären, sich bei Lebensstrafe binnen 24 Stunden aus Paris entfernen sollten; daß Siechenhäuser für die sich in Paris befindlichen Kranken errichtet worden wären, wohin sie sich augenblicklich begeben sollten. Auflagen wurden zur Erhaltung derselben erhoben und Bediente zur Einrichtung derselben bestellt," u. s. f.

Ganz Europa wurde durch diese furchtbaren Anordnungen aufmerksam gemacht; jedermann vermied einen Franzosen, weil man befürchtete von ihm angesteckt zu werden, sogar verbot man an verschiedenen Orten in Deutschland sie über die Gränze zu lassen. Dem ungeachtet verbreitete sich diese Seuche bald über ganz Europa, und die Krankheit behielt den Namen der französischen Seuche.

Die Franzosen, nannten sie freilich bald nach dem Volke, von welchem sie dieselbe erhalten hatten, die Neapolitanische. Die Neapolitaner wälzten die Schuld auf die Spanier, diese auf die Indianer. Allein das nördliche Europa ließ sich nicht mehr irre machen, in Paris hatte man ja zuerst Feuerlärm geblasen, von dort kam die erste Furcht; gegen die Franzosen, hatten die Deutschen den Pestkarren gezogen, und so blieb auch die Seuche nach ihnen getauft.

3.

Die elastischen Stelzen.

Im Jahre 1802 machte ein zu Paris sich aufhaltender Italiener bekannt: daß er die Kunst erfunden habe, wie man 60 Stunden zu Fuß in einem Tage zurücklegen könne, und zwar mittelst elastischer Stelzen, die er sich zu verfertigen erbiethet. Ungeachtet er sich antrug Unterricht in dieser von ihm mit dem bleiernen Namen: L'embattotachielastitechnie getauften Kunst zu geben, und sie auch auf Armeen auszudehnen; so scheint doch keine Nutzanwendung davon gemacht worden zu seyn, man hätte sie beim Rückzug der französischen Armee von Moskau bemerken müssen.

4.

Wahn der Türken über den Sturz ihres Reiches.

Krekwicz in der Descriptio totius Regni Hung. 1685 führt nach Martin Crusius eine alte türkische Prophezeiung von dem Sturze des osmanischen Reiches an, die im Orient Glauben findet, und daher es auch verdient unter uns, wo seit einem Jahrzehend der halbverdorrte Stamm des Mysticismus sich neu belaubt und manche Blüthenknospe entwickelt hat, mehr bekannt zu werden. Krekwicz führt den Text der Prophezeiung in türkischer und deutscher Sprache an, wir wollen uns hier an letzterm begnügen.

„Unser König wird kommen, eines Ungläubigen „Reich einnehmen, einen rothen Apfel erobern und un„terdrücken. Wenn im 7ten Jahr der Christen Schwert „nicht erscheint, wird er bis ins 12te Jahr über sie herr„schen, Häuser bauen, Weinberge pflanzen, Kinder zeu„gen."

Versteht man nun unter dem rothen Apfel, das türkische Reich, und unter den 12 Jahren, so viele Jahrhunderte, so würde — da im Jahre 622 der Alkoran zuerst ans Licht trat, das gegenwärtige Jahrhundert, oder eigentlich das Jahr 1822, die Zeit der Auflösung des türkischen Reiches seyn.

Was dieser Prophezeiung in den Augen der Muselmänner einen bedeutenden Werth gibt, ist, daß selbst Mahomet prophezeit hat, daß sein Alkoran nach Tausend Jahren aufhören werde. Mehr können die Mystiker doch nicht fordern!

(Fortsetzung folgt.)

Debatten und Berichtigungen.

Fortsetzung und Beschluß der Berichtigung einiger Angaben des Herrn Wirthschaftsrath André in seinem kurzen Abriß der Geographie des österreichischen Kaiserthums. (Prag 1814.) Von Dr. G. K. Rumy in Keßthely.

IX. Einwohner. S. 40 ff.

Zu S. 40. Polen sind nicht nur in Galizien sondern auch im österreichischen Schlesien (woeben deswegen, wie ich aus Erfahrung weiß, nicht nur in den Dörfern, sondern auch in Teschen in der polnischen Sprache gepredigt wird) und in der Zipser Gespanschaft in Ungarn, namentlich in den zwei Kronstädten Publein und Lublya und in dem Magyaraner Bezirk. 1) — Die Serbler betragen unstreitig mehr als eine halbe Million und stehen an Zahl schwerlich den Wallachen nach. 2)

Zu S. 41. Das eigentliche Ungarn hat jezt nach einer runden Zahl nicht 7, sondern 8 Millionen, (was auch die lezte Conskription lehrt), da es schon unter Joseph II. über 7 Millionen hatte. 3)

4. Cultur der Künste und Wissenschaften. S. 42. ff.

Zu S. 42. Ich lasse der slawischen Literatur im österreichischen Kaiserstaat alle Gerechtigkeit widerfahren: allein es ist unläugbar, daß in der magyarischen mehrere ausgezeichnete Gelehrte glänzen. Es ist bemerkenswerth, daß in Ungarn, wo die Zahl der Magyaren von den Slawen und Deutschen bei weiten übertroffen wird, dennoch die magyarischen Schriftsteller besonders in den schönen Wissenschaften die zahlreichsten sind. Allein leider ist die magyarische Literatur außer den ungrischen und siebenbürgischen Gränzen zu wenig bekannt; schon in den Schwesterprovinzen (die Kaiserstadt Wien macht allein eine rühmliche Ausnahme) heißt es hungaria (wie einst graeca —) sunt, non leguntur. 4) Das Fach der Oekonomie hätte der Verf. nicht unberührt lassen sollen, da er der Technologie erwähnt: Jordan, Trautmann, Burger, Mitterpacher, Theschedik, André 5) und andre österreichische Gelehrte sind ja auch dem Ausland als ausgezeichnete Männer bekannt!

Zu S. 43. Auch in Ungarn giebt es einige, obgleich wenige Bürgerschulen, z. B. in Leutschau und Oedenburg. Die hin und wieder bestehenden, und zum Theil sehr gut eingerichteten protestantischen Mädchenschulen in Ungarn (z. B. in Leutschau, Eperjes, Neusohl, Iglo, Oedenburg) verdienen auch erwähnt zu werden. 6)

Zu S. 44. Der Verf. unterscheidet nicht die Grammatikalschulen und Gymnasien, denn er sagt: Grammatikalschulen oder Gymnasien," allein sie sind sowohl bei den Katholiken als Protestanten von einander unterschieden: in den katholischen Grammatikalschulen wird nicht Rhetorik und Poetik docirt, sondern nur in den Gymnasien: dieß gilt auch bei den Protestanten, in deren Gymnasien (z. B. zu Schemnitz, Cömer, Osgyan, Modern, Rosenau) aber zum Theil auch Philosophie und Theologie, aber nur von wenigen Professoren docirt wird. Mit allen Gymnasien sind aber zugleich Grammatikalschulen verbunden. 7) Evangelisch-lutherische Gymnasien sind in Ungarn nicht 11, sondern 10, aber Grammatikalschulen weit mehrere. 8) Irrig sagt der Verf., daß die Evangelischen A. C. in Ungarn nur ein einziges Lyceum 9) (nämlich zu Käsmark) haben: sie haben deren 5, nämlich zu Preßburg, Oedenburg, Käsmark, Eperjes, Leutschau. Freilich ist nur in dem Lyceum zu Käsmark ein Professor der Rechte, allein dadurch wird kein Lyceum begründet, sondern durch die Anstellung mehrerer Professoren und den Vortrag der philosophischen (bei den Protestanten, nicht bei den Katholiken, auch der theologischen) Wissenschaften; auch begnügt man sich in Oedenburg und Leutschau mit dem bescheidenen Namen eines Gymnasiums, und in Eperjes ist der Name Distriktual-Collegium im Gebrauch; aber der Name hebt nicht die Sache selbst auf.

Zu S. 45. Neben der Forstschule zu Burkersdorf hätten auch die Forstschulen zu Eisenstadt, Schemnitz und Keßthely (die zu Drabek ist eingegangen) in Ungarn erwähnt werden sollen. Auf derselben Seite hätte das Georgikon zu Keßthely, in unserm Kaiserstaat einzig in seiner Art, angeführt werden sollen. 10)

Zu S. 46. Mädcheninstitute in Ungarn giebt es: zu Pesth 11) (ein katholisches) und zu Neusohl (ein protestantisches). — Die Gesellschaft zur Beförderung inländischer Gelehrsamkeit in Siebenbürgen, deren der Verf. erwähnt, besteht schon seit 20 Jahren nicht mehr; dagegen hätte die ungrische Societät zu Oedenburg erwähnt werden können. 12)

Zu Seite 47. Die reichhaltigen Bibliotheken der reformirten Collegien zu Debrecezin und Sáros-Patak in Ungarn, deren Gebrauch frei steht, hätten eben so gut erwähnt zu werden verdient als die Lyceal-Bibliotheken zu Grätz, Klagenfurt u. s. w. Auch die Kis-Honter Seniorat-Bibliothek, die evang. Kirchenbibliothek zu Teschen, die Preßburger evang. Convents- und Schulbibliothek, die Oedenburger evang. Convents-Bibliothek, und noch mehr die kathol. Gymnasial-Bibliothek zu Teschen (ein Vermächtniß meines unvergeßlichen gelehrten Freundes, des Probsts und Gymnasial-Präfekts P. Scherschnik) verdienten angeführt zu werden. 13) Anstatt Regni-Colarbibliothek sollte Regnikolar (d. i. Reichs)-Bibliothek stehn. 14) S. 47 sollte Zeile 21 anstatt „Universitäten und Gymnasien" stehen, Universitäten und Lyceen.

5. Charakter und Sitten. S. 48 ff.
Sehr gut geschildert.

6. Religion. S. 52. f. Zu kurz. 15)

7. Staatsverfassung. S. 53 ff.
S. 57 muß man anstatt Kumaniern Kumanier lesen.

8. Staatsverwaltung. S. 58 ff.
S. 63 sollte anstatt 16 königl. Freistädte stehen: 16 Zipser Kronstädte: denn die königl. Freistädte in Ungarn, deren es weit mehrere giebt, stehen nicht unter der königl. ungarischen Hofkammer, und die 16 Zipser Kronstädte sind keineswegs so frei, wie die königl. Freistädte. Ehemals war dieß der Fall, aber tempi passati! Daß die königl. Freistädte nicht unter der königl. Hofkammer, sondern unter der Statthalterei stehen, sagt der Verf. selbst S. 65. 16) Ganz falsch heißt es S. 66: „Die XIII (eigentlich XVI) Zipser Städte, ehedem an Pohlen verpfändet, stehen in besonderer Verfassung mit einigen Grafen unter der Statthalterei." Es sollte heißen: die XIII (jetzt eigentlich XVI) Zipser Kronstädte, ehedem an Pohlen verpfändet, stehen in besonderer Verfassung unmittelbar unter einem sogenannten Grafen und einem königl. Administrator, und mittelbar unter der ungrischen Hofkammer. 17)

Anmerkungen.

1) Für diese wesentliche Berichtigung bin ich Hrn. Rumi sehr dankbar.

2) Ich wünschte hierüber nähere Data oder Gründe. Sollte Hr. Rumi seine Vermuthung erweisen können, so hätte Schwartner unrecht gehabt die Serbier (S. §. 29 seines Werks) unter die Nebenvölker zu rechnen.

3) Herr Schwartner schätzt die gesammten ungrischen Länder (mit Ausnahme der Militär-Gränze und der Bewohner der Comitate Kraßna, Mittel-Szolnok, eines Theils von Zarand und Kövar) für 1805 auf 8 Millionen Bewohner (§ 23 S. 111) Ich rechnete insbesondere für Kroatien mit Militärgränze 233000 E.

Slavonien mit Militärgränze	287020
Banat — — —	1000000
	1,520000
Hievon ab die Köpfe-Zahl der ungrischen Militärgränze mit	488,844
Bleiben für die ungrischen Nebenländer im Jahre 1813	1,031,156
Hätte man das eigentliche Ungarn (wie H. Rumi will nicht 7 sondern)	8,000000
so zählten die gesammten Ung. Länd.	9,031,156

und Hr. Schwartner hätte eine Million zu wenig angegeben. Weshalb ich sehr Hrn. Rumi um nähere Aufklärung bitte.

4) Sehr richtig! Hätte nur Hr. Rumi noch die Gefälligkeit gehabt uns mit kritischer Auswahl die principes der Magyarischen Literatur gleich aufzuführen.

5) S. 295 des größern Werks findet Hr. Rumi viere dieser Männer und noch mehrere genannt. Ob der selige Mitterpacher mit Burger, Jordan, Trautmann, Teschedik in die erste Reihe unsrer ökonomischen Schriftsteller gehören, bezweifle ich. Mich selbst aber hier zu nennen, hätte ich für eine unbeschreibliche Unbescheidenheit gehalten.

6) Mit Dank angenommen.

7) Hier hat Hr. Rumi sehr recht und ich werde in der neuen Ausgabe, wo mich kein vorgeschriebener Raum mehr nöthigen wird der Kürze die Deutlichkeit aufzuopfern, dies auseinander setzen.

8) Daß auch 11 noch zu wenig Gymnasien vom 1sten, 2ten und 3ten Rang sind, und eigentlich 12 es heißen sollte, deßhalb verweise ich auf Schwartner II. S. 404 und 405. Auf die übrigen sich in einem so kurzen Abriß einzulassen, hielt ich für unnöthig.

9) Ich verweise dieserhalb auf die vereitirte Stelle meines Gewährs-Mannes. Ich konnte dieselben Anstalten nicht zweimal unter verschiedenen Namen aufführen und Hr. Rumi nennt die zu Oedenburg und Kentschau selbst Gymnasien. So viel zur Erklärung der Benennung; in der Sache aber mag Hr. Rumi wohl recht haben.

10) Alle im größern Werke S. 307 und 308 erwähnt und noch mehrere. Aber im kurzen Abriß wollte ich mich auf Privatanstalten nicht einlassen.

11) Das Pesther steckt unter den S. 46 erwähnten 4 Instituten der englischen Fräulein. Oder giebt es noch in Pesth ein weibliches Erziehungs-Institut? Ist zu Neusohl wirklich ein solches oder nur eine Mädchenschule?

12) Die Lettre war mir in der That ganz unbekannt und über die Ursachen der Auflösung der ersteren bitte ich Hrn. Verf. um nähere Nachrichten.

13) Der Debrecziner ist im größern Werk Erwähnung geschehen. Aber der übrigen würde ich auch selbst dort nicht gedenken, es sey denn daß Hr. Rumi die Güte hätte mich von ihrer nähern Beschaffenheit zu unterrichten und mir die Ueberzeugung zu verschaffen, daß sie entweder wegen Zahl, Auswahl, Anordnung oder sonstigen wichtigen, eigenthümlichen Merkwürdigkeiten neben den angeführten gestellt zu werden verdienen. Wie vieler müßte ich sonst noch erwähnen! Wie viel Stoff gäbe hier nur allein Wien!

14) Im größern Werke ist dieser Druckfehler vermieden, dafür hat sich aber ein viel schlimmerer eingeschlichen, nemlich: Regnicolar-Bibliothek.

15) Vielleicht befriedigt das größere Werk Herrn Rumi mehr.

16) Die 16 muß allerdings weg, da es an 50 königl. Freistädte gibt. Daß ich gewußt, daß itzt 16 Kronstädte in Zips gezählt werden, sagt der Verf. weiter unten selbst, daß aber in Wirthschafts-Angelegenheiten die bedeutenderen kön. Freistädte unter der U. Hofkammer stehen, darüber lese der Hr. Verf. nach Schwartner II. S. 241.

17) Gerade so steht es im größern Werke. Möchten doch Lesztres recht Viele so genau durchgehen, wie Herr Rumi den kleinern Abriß, und mich mit möglichst vielen Belegen und Beweisen belehren! D. H.

Correspondenz-Gasbeleuchtung.

Hohenelbe 24. September 1816.

(Vergleiche Nr. 38 1816.)

Auf Ihre Bemerkung, daß nicht gelehrt sey, wie das Anzünden gefahrlos zu verrichten sey, kann ich Ihnen aus Erfahrung sagen, daß wir das Gas nach Gefallen anzündeten und, nachdem die sichtbaren Wasserdämpfe entwichen waren, meistens dann schon, wenn kaum so viel Gas da war, daß es brennen konnte, weil wir den übeln Geruch, der vor dem Anzünden besonders stark war, durch früheres Anbrennen verhüten wollten. Die Flamme war meistens so schwach, daß man anfänglich nur ein ganz kleines, blaues Pünktchen brennen sah. Dieses wurde nach und nach immer stärker, ohne indessen die geringste Explosion zu verursachen, und brannte zuletzt vollkommen hell. Ein einzigesmal sprang beim Anzünden der blecherne Gasbehälter, vermuthlich weil dieser nicht völlig luftdicht gearbeitet war. Ferner 15″ lang, 8″ hoch und 8″ breit; das Rohr vom Behälter bis zur Flamme 15′ lang und bildete ein Knie. Beim Hinhalten des Unschlittlichtes an das Gas, geschah ein Knall, ähnlich einem Flintenschuß und es brannte nicht. Wir untersuchten Alles, Röhre und Gefäß, gewahrten aber nichts. Man hielt also das Licht noch einmal hin und es entstand ein stärkerer Knall, wie von einem Böller, der uns ziemlich betäubte. Wir untersuchten abermals den Gasbehälter, den wir itzt ganz verbogen und zersprungen fanden und in welchem es so lange lichterloh brannte, bis alles darinn befindliche Gas verzehrt war. Weiter gegen das Kohlfaß hin, welches mit dem Gasbehälter, durch eine 6′ lange, gerade Röhre verbunden war, konnte man keine Spur einer Zerstörung entdecken. Selbst das Rohr, durch welches die Flamme in den Gasbehälter kam, litt nichts. Diesen Fall ausgenommen, ist uns weder vor noch nachher eine Explosion vorgekommen, auch dann nicht, wenn Röhren, Kohlfaß und der Ofentopf (den wir einstweilen die Stelle einer Retorte vertreten ließen) nicht frei von atmosphärischer Luft waren; welches wir erkannten, wenn wir mit dem Licht an den Röhren hin und her fuhren und sich das durch die Oeffnungen strömende Gas entzündete, ohne jedoch die Flämmchen der Lampe auszulöschen, welche ununterbrochen hell fortbrannten.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. — Nro. 57. — Dezember.

Bartfelder Mineral-Bad.

Von Johann von Csaplovits, gräfl. Schönbornschen Rathe.

Die Bartfelder Gesundheitswässer — dem Berliner Doktor Hecker (der in seinem Buche: Kunst die menschlichen Krankheiten zu heilen, viele, weit unbedeutendere Badeorte aufgezählt hat) noch unbekannt, gewinnen Jahr aus Jahr ein an Celebrität, und an Zuspruch. Auch in dem letztverflossenen Sommer hohlten sich da zahlreiche Badegäste aus Ungarn, Pohlen, Rußland ꝛc. neue Stärkung des Körpers, und neue Heiterkeit des Geistes, ja manche derselben auch wonnevolle Erinnerungen. — Ich habe sie zum erstenmal heuer (1816) besucht, und halte nicht für überflüßig, den Lesern dieser Blätter darüber etwas weniges zu erzählen. —

1. Sauerbrunn. Diese Gesundheitsbrunnen, von der königl. Freistadt Bartfeld — deren Eigenthum sie sind, und zum Besten der Stadtkasse verpachtet zu werden pflegen (heuer 5700 fl.) nur ½ Stunde ostwärts entfernt, liegen in einem kleinen angenehmen, waldigen Thale. Die Bestandtheile davon sind hauptsächlich aufgelöstes Eisen, wovon man in einer Maaß 1 ¾ Gran chemisch gefunden haben soll, und viel fixe Luft. Daher ihre stärkende Eigenschaft. — Es gibt drei Hauptbrunnen in kleinen Entfernungen von einander. Der oberste soll an Eisentheilen, der unterste (im Hofe des Stadtphysikus Hrn. Zelenkai) an fixer Luft vorzüglich reichhaltig seyn. Das Wasser ist sehr klar, doch aber setzt sich an die innern Wände des Glasgeschirrs, worinn das Wasser öfters steht, in kurzer Zeit schmutzigrother Satz an. —

Die Hauptsache ist hier für den Badegast das Trinken, worin gewöhnlich folgende Ordnung, mit geringen Abweichungen beobachtet wird. Mit aufgehender Sonne strömt Alles, mit Trinkgläsern von verschiedener Form und Größe versehen, den Gesundbrunnen zu, und leert ein Glas nach dem andern von halb zu halb Stunden aus. Das Pokuliren setzt man bis halb 9 Uhr fort, um 9 Uhr wird gefrühstückt, um halb 10 eine Stunde lang gebadet, halbe Stunde im Bette ausgeruht, und bis zum Mittagessen (um 1 Uhr) noch ein oder 2 Gläser Wasser genommen. Gegen 5 Uhr nach Mittag wird der Magen abermals mit ein paar Gläsern bedient, um 7 Uhr geht man ins Theater, und leert vor dem Schlafengehen noch ein tüchtiges Glas aus. — Nach dieser Methode nimmt der Badegast vor dem Frühstück 6, bis Mittag 2, Abends 2 Seidelgläser, mithin 5 — 6 Halbe Wasser, folglich 10 ¾ Gran täglich, und in 3 Wochen 3 ⅜ Quentchen, in 6 Wochen, 1 Loth 3 ½ Quentchen Eisen zu sich. — Doch trinken viele mehr, viele weniger. Die ganze Kur dauert sechs; die halbe drei Wochen lang. Doch — wie es sich von selbst versteht, kommt hier das meiste auf die Individualität des Badegastes an. — Das Wasser ist stark, und nimmt bei schönem Wetter an Stärke ansehnlich zu, so zwar, daß bloße Wassertrinker sich auch eine Art von gelindem Rausch sehr leicht antrinken können. — Abspannung der Nerven, Herzklopfen, Abzehrung, Hämorrhoiden und andere dergl. Zustände der Schwäche werden durch dieses Wasser

ſicher gehoben. Es wirkt oft Wunder! Mancher Gaſt ſchleppt kaum die Füſſe nach ſich, und in 2 — 3 Wochen petuliirt er ſchon im Tanzſaale.

Zur Bequemlichkeit der Badegäſte ſtehen da zwei Glashändler bei der Hand, wo man ſich nach Belieben um wohlfeiles, und wenn man will, auch um theures Geld mit Trinkgläſern verſorgen kann.

2. Unterkunft und Bad. — Das Bad ſieht einem kleinen artigen Marktfleck gleich. Für die Unterkunft der Gäſte iſt hier zwar zureichend geſorgt, und es erheben ſich noch täglich neue zum Theil ſtockhohe Gebäude; jedoch wer in der Epoche des größten Zuſpruchs in Bartfeld exiſtiren will, der thut wohl daran, wenn er verläßig ſchriftlich ein Quartier für ſich beſtellen läßt. Der Herr Stadt-Senator Grünwald, Stadtphyſikus Hr. Zelenkai, beide recht brave und gefällige Männer werden gewiß nicht anſtehen, dergleichen Aufträge zu beſorgen. Dieſe Notiz dürfte allen, die in Bartfeld keine Bekanntſchaften haben, nicht unwillkommen ſeyn. — Vom Anfange Juli bis ohngefähr 15. Auguſt iſt da alles voll, und der Fremde, der ohne Quartier vorher beſtellt zu haben, ankommt, kann leicht in Verlegenheit gerathen, nicht einmal ein Dachſtübchen zu bekommen, weil auch dieſe dann vollgepfropft ſind. Im Mai und Juni — und gegen Ende Auguſt kann man ſich dagegen ohne Mühe nach Gefallen und um wohlfeiles Geld (1 — 2 fl. täglich) einquartieren. — Die Stadt ſelbſt beſitzt da mehrere Gebäude, worin die Quartiere zu beſtimmten Preiſen (30, 36, 45 kr. täglich) vergeben werden. Einem jeden Stübchen gegenüber iſt unter demſelben Dache eine Badekammer vorhanden. Man thut nur zwei Schritte, ſo iſt man aus der letztern in ſeinem Bette. — Auch in Privathäuſern ſind beſondere Badkammern angebracht. Eine Bequemlichkeit, die man nicht beſſer wünſchen kann! Es iſt zwar gebräuchlich, daß die meiſten Badegäſte ihre eigene Betten mitbringen; aber wer ſich nicht leicht in die Gewohnheit der Schnecken finden will, der wird vom Pächter des Bades mit dem nöthigen um 30 kr. täglich verſorgt.

Die Badpreiſe fand ich ſehr billig. Das Waſſer muß nämlich gewärmt werden, wozu zwei große Keſſel einer oberhalb des obern Brunnens, der andere am entgegengeſetzten Ende des Bades unter freiem Himmel vorhanden ſind. Deſſen ohngeachtet zahlt man für ein Bad in das entfernteſte Haus nur 32 kr., in das nächſte 20 kr. Dafür bekommt man eine Wanne ins Haus, und das Waſſer. Den Waſſerträgern gibt man für jedes Bad 6 — 12 kr. Das iſt Alles! Wohlfeiler kann man ſich wohl ſchwerlich irgendwo baden. — Die Keſſel werden, Reinlichkeit halber, nicht unmittelbar aus den Trinkbrunnen, ſondern aus dazu beſtimmten Ciſternen gefüllt. Die erſtern ſind mit Gittern verſorgt, damit man nur mit Trinkgläſern oder mit Schöpflöffeln zum Waſſer kommen könne. Nur der unterſte im Hofe des Hrn. Zelenkai iſt offen. Doch iſt auch hier nur zum Trinken zu ſchöpfen erlaubt.

Das nächſte Hauptbedürfniß eines jeden Gaſtes iſt nach der Unterkunft

3. Die Koſt; denn ſie allein hält den Leib und die Seele beiſammen. — Sehr viele Partheien richten ſich ſelbſt mit der Küche ein. Die umliegende Gegend liefert dahin täglich alles mögliche Küchenmateriale; und mit dem nöthigen Brennholze, zu 11 fl. die Klafter, kann ſich Jedermann zu allen Stunden verſorgen laſſen. Da man aber mitten im Walde iſt, ſo pflegen viele auch das goldene Vivitur ex rapto zu befolgen. — Für jene, die daſelbſt en garçon fortkommen wollen, wird in der Küche des Arendators gekocht. Es ſpeiſt um 1 Uhr Alles zuſammen in Geſellſchaft, wozu dreimal vorher ein Glöckchen gezogen wird. Abends nach dem Speiſezettel portionsweiſe nach Belieben. Die Koſt iſt ausgiebig genug und kräftig. Man ſpeiſt zu Mittag um 1 fl. 45 kr. (ſammt Brod) an die 10 — 12 Schüſſeln; wofür man in Baden bei Wien wenigſtens 5 — 7 fl. zahlen müßte. Wohlfeiler kann man wohl in jetzigen Verhältniſſen nicht leicht ſpeiſen; wenigſtens kommt ſo was unſer einem, der gewohnt iſt in Oeſterreich alles ſündentheuer zu erkaufen, ſehr billig vor. — Aber die Zwetſchgenſuppe, genannt Kaffee, kommt in Bartfeld ekelhaft theuer zu ſtehen; da man für eine ganz kleine Schale derſelben

30 kr, und mit doppeltem Zucker 45 kr. hergeben muß, wo man in Ofen und in Pesth zwei tüchtige Schalen um 18 kr. trinken kann. Auf eine Bemerkung, die ich dieserwegen zu machen wagte, antwortete der dicke Kaffeepatron, in einem solchen Bade müsse alles theurer seyn. — In Gottes Namen! dachte ich und — schwieg. —

Für die süßen Mäulchen sorgt der hier anwesende Zuckerbäcker, wo man alle Sorten der Süßigkeiten quantum satis haben kann.

Die übrigen Lebensbedürfnisse sind ebenfalls alle bequem zu befriedigen. Es stehen da viele Buden, wo alles zu haben ist. Fleisch, Brod, Kerzen, Obst, Nürnberger Waaren, Leinwand ꝛc. Ja sogar an Damenputzhändlerinen und an Musikinstrumenten fehlt es nicht. Alles zu erträglich billigen Preisen.

4. Belustigungen. Um die Abende vergnügt zu werden, steht hier auch ein Theater dem schaulustigen Badepublikum offen; worin tagtäglich gespielt wird. Es ist zwar nur von Holz erbaut, und die Wände nur von Bretern zusammengeschlagen, aber man nimmt es nicht so genau, weil man durch die artige Gesellschaft der Zuschauer sowohl, als auch durch das gute Spiel dafür vollkommen entschädigt wird. Im vergangenen Sommer spielte daselbst die Gutsch'sche Gesellschaft, an die 15 Köpfe stark, meistens Kotzebue'sche Lustspiele, und ich muß der Wahrheit zur Steuer gestehen, daß ich mit dem Spiele (zwei Stücke abgerechnet) sehr gut zufrieden war, und daß ich mich in den Wiener Schauspielhäusern nicht selten weniger gut befand, als in Bartfeld. Die Schaubühnen großer Städte kommen mir wie Journale vor, worin unter den vielen guten Sachen, auch so manches leere Stroh gedroschen wird, denn das Blatt muß nun einmal gefüllt, und im Theater-Jahr aus Jahr ein täglich gespielt seyn. — Dagegen ist der Schauspieler, der die Badegäste nur zwei Monate lang unterhalten soll, in der Nothwendigkeit, lauter interessante Stücke zu geben. Es schlich sich freilich auch der Hr. Baumschabel aus Leutomischel einigmal mit ein; aber gute Köche verstehen auch den sleprischen Stert appetitlich zu serviren. Die Hauptrollen waren sehr gut besetzt, und der Mosje Finazi erlebte das Vergnügen, seinen Namen noch mehrere Tage nachher von Knaben auf der Gasse rufen zu hören. — Man gab öfters auch artige Tableaux, kleine Opern — ꝛc.

Das Orchester, 13 Köpfe stark, war theils von Eperies, theils von Kaschau zusammenbuchstabirt, und hielt sich wohl brav. — Nur an den letzten drei vier Abenden sah man es auf drei Bartfelder Tonkünstler reduzirt, nemlich 1 Violin, 1 Klarinet, und 1 Violoncello. Mit den zwei ersteren gieng es noch so ziemlich; aber der arme Bassist konnte den rechten Akkord nie erwischen, so starr auch seine bebrillte Augen an den Noten klebten, und so schnell er auch seine Fäuste auf den Seiten hin und her rutschen ließ; weil der arme Mann auf einmal zu viel zu thun hatte, nemlich: in die Noten schauen, mit der Linken die Saiten greifen, mit der Rechten den Fiedelbogen führen, und dann und wann auch seine Nase mit Futter versorgen. Daher war seine Aufmerksamkeit zu getheilt. Pluribus intentus minor est ad singula sensus. — Hätte man die zwei Lichter, die ihm vor der Nase brannten, ausgelöscht, so wäre das Ding ganz anders ausgefallen. Ein griechischer Philosoph stach sich die Augen freiwillig aus, um desto unzerstreuter philosophiren zu können.

Das Eintrittsgeld war 1 fl. für den ersten Platz; wofür man recht gut saß, und vieles sah. Nur par-terre rechter Hand war es nicht rathsam lange unbeweglich sitzen zu bleiben, weil in der nahen Wand ein Loch war, wodurch die kalte Luft freien Einzug ins Theater hatte, und dem ruhigen Zuschauer für seinen Gulden eine Art von Rheuma auf den Hals blasen konnte. Das Loch zuzustopfen konnte sich die respektive Theaterunternehmung nicht entschließen.

Für die Tanzlustigen ist da hingegen weit besser gesorgt. Auf einer kleinen Anhöhe, von der man das ganze Land übersehen kann, ließ die Stadt vor mehreren Jahren einen runden Tanzsaal errichten, welcher auf mehreren Säulen ruht, und mit einer Gallerie versehen, geschmackvoll gemalt, und mit Spiegeln und Lustern verziert

ist. Der Eintrittspreis ist 1 fl. 30 kr. und dafür steht es einem jeden Badegaste frei, sich nöthigenfalls auch eine artige Schwindsucht auf den Hals zu tanzen. — In eben diesem Saale werden auch musikalische Akademien gegeben.

Unter dem nemlichen Dache stößt an den Saal links auch das Kaffeehaus mit 2 Billiarden, welche anstatt argantinischen Lampen zur Zeit noch nur mit vielen Inschlittkerzen beleuchtet werden. Jene Spieler, die unser Hr. Gott ein wenig stärker in die Länge wachsen ließ, mögen zuschauen, wie sie ihre Köpfe durch behutsames und beständiges Bücken vor Kontusion verwahren, denn die langen eisernen Lichthalter hängen zu tief.

Weiter neben dem Kaffeehause ist die Boutique des Zuckerbäckers, — und einige Wohnungen.

Rechts neben dem Saale ist der Speisesaal, mit drei langen Tafeln versehen, wo Alles den Magenfeind nach Belieben auf trockenen und nassen Wegen von sich abwehren kann.

An Kartenspiel und an Spektakeln aller Art, fehlt es nicht. Englische Reiterei, á la de Bach, Seiltänzer, Lustfeuerwerker, Gymnastiker ꝛc. finden sich da von Zeit zu Zeit ein.

Zur Aufrechthaltung der Ordnung ist zwar ein Bad-Kommissär mit der nöthigen Assistenz allemal bei der Hand; aber lästige Polizei inkommodirt keinen Menschen, und es läßt sich auch kein Mensch in seiner guten Laune durch solche Gattung Leute stören, welche anderswo auch über das Husten und Spucken gebiethen zu dürfen glauben. In Bartfeld hustet, und spuckt, und nießt ein Jeder nach seinem Belieben.

Jeder angesehene Ankömmling wird mit blasender Musik bewillkommt, und beim Abschiede auf gleiche Weise weggeblasen; in beiden Gelegenheiten aber werden wie natürlich, einige Stücke Papier aus dessen Brieftasche hinausgeblasen.

5. Spaziergänge. Zum Spazierengehen ladet den Gast fürs erste die breite und lange Allee mitten im Bade ein. — An dem oberen Ende derselben ist eine Sonnenuhr auf starkem steinernen Postamente angebracht. — Das Schlimmste ist, daß die Bäumchen nicht über 3—4 Jahre lang aushalten, denn so wie sie anfänglich hübsch wachsen, so fangen sie alsdann an von selbst auszudörren, sobald die Wurzeln aus der obersten Kruste tiefer in den mit saurem Wasser impregnirten Boden sich verlängern. Die Promenade wird übrigens fleißig unterhalten, und die ausgedörrten Bäumchen mit frischen Setzlingen ersetzt. — Auch wird sie Abends durch mehrere Laternen beleuchtet.

In den nahen schönen Tannenwald führen mehrere breite Fußsteige, wo man sich nach den, von einem Ast auf den andern leicht und lustig schießenden Eichkätzchen recht gemächlich umschauen kann. Uebrigens sieht das Wäldchen einem offenen Stammbuche ähnlich; man kann da allerhand Namen in die Rinde eingeschnitten, ja sogar mehrere herzbrechende Embleme in verschiedenen Sprachen lesen. — Verliert man sich rechts hinauf ins Gebirge, so öffnet sich dem Auge auf dem Rücken des Berges die schönste Aussicht nach der Freistadt Bartfeld hin, wo man von da in einer halben Stunde recht kommod zu Fuße seyn kann.

Tiefer im Walde ist auch ein langer, und an die 4 Klafter breiter Gang in horizontaler Lage ausgehauen; wo man, bis man an dessen Ende kommt, eine gewaltige Portion Schönheiten austramen, oder, falls man keine Gottheit am Arme hängen hat, nach allen 32 Windstrichen hin meditiren kann.

Gute Fußgänger benutzen auch die nahen Berge, theils um den Körper in eine ausgiebigere Bewegung zu versetzen, theils auch um von den schönen Anhöhen herab die Augen ein wenig weiden zu lassen, oder, wenigstens um unserm Herr Gott ein Bißchen näher zu kommen.

Wer fahren will, den führt eine gute Straße bis Zboró (einem von Bade etwa 1 Stunde weit entfernten gräfl. Aspermont'schen und Szirmay'schen hübsch gebauten Markte,) oder aber die noch bessere, nach der Stadt Bartfeld. —

In Zboró kann man Milch, Obst, Kaffee und Alles haben, was die Gegend vermag. Aber man bekommt auch etwas, was man nicht leicht anderswo antrifft. Ein Mann verfertigt daselbst allerhand Geschirre z. B. Lavoirs, Kaffeekannen, Zu-

Kerschachteln, Pokale, Nachttöpfe ꝛc. von Kupfer, auswendig matt versilbert, inwendig stark vergoldet. Auf den ersten Anblick wäre man versucht, dergl. Sachen für echt zu nehmen. Ein artiges Waschbecken sammt Becher kommt auf 60 fl in Papier zu stehen. — Hier kann man sich auch in dem geräumigen gräfl. Aspermont'schen Schlosse, in dem gräfl. Szirmayschen Garten, und in einer nicht weit auf einem Berge liegenden verödeten alten Burg Zboró nach Gefallen umschauen.

In der Stadt Bartfeld, wohin eine regelmäßig angelegte, und fleißig unterhaltene Chaussee führt, ist allerhand zu sehen. Sie gehört unter die ältesten Städte des ungrischen Reichs; schon um den Anfang des 14ten Jahrhundertes herum fieng sie an stärker befestigt zu werden; die ganze Physiognomie derselben deutet auf ein hohes Alter; und das städtische Archiv ist vermögend, einen fleißigen Skortekenwurm mit allerhand Leckerbissen vom grauesten Alterthum her zu bewirthen. — Der Hauptplatz bildet ein längliches gut gepflastertes Viereck; in der Mitte steht das Stadthaus, ein uraltes stockhohes Gebäude. Der angebliche Stifter der Stadt Roman, ist hier durch eine hölzerne, bepanzerte an der Nase und an andern Gliedmassen bereits stark beschädigte Bildsäule verewigt, und behauptet jetzt seinen Platz im Vorhause neben der Eingangsthür in die Rathsstube, nur an die Wand angelehnt, als — Portier. — In kleiner Entfernung steht auch die katholische Pfarrkirche, ein gleichfalls altes, massives und sehr geräumiges Gebäude. Man hatte darin zwei ganz gleiche Bilder der Mutter Gottes, worunter eins wunderthätig war. Vor nicht gar langer Zeit wurde eins entwendet; und nun weiß man nicht recht, was man eigentlich gegenwärtig hat, ob man nemlich im Besitze des wunderthätigen ist. — Der alte Kirchthurm ist lange schon eingesunken, folglich steht die Kirche thurmlos da. Einige Seitenaltäre, und einige Meßgewänder tragen das Gepräge des gothischen Fleißes und Alters an sich. Die Orgel hat 24 Register, ist aber verstimmt. — Die Häuser in der Stadt sind dauerhaft gebaut, und auf dem Platze beinahe alle stockhoch. An vielen ist noch die alte Malerei sichtbar. Die Stadt mußte einst wie ein Bildersaal aussehen; — und jetzt noch zieren dieselbe (wie auch einige Häuser im Bade) langmächtige Inschriften, worunter die meisten höchstens den guten Willen der Verfasser beurkunden. Was mir an den Häusern mißfiel, sind die unbequemen Aufgänge in die oberen Stöcke; denn die Treppen sind in jenen Häusern, die ich besuchte, so steil und eng, wie die Jakobsleiter, so daß man dem armen Diebe, welcher im oberen Stocke verfolgt wird, und in die saure Nothwendigkeit geräth, sich durch die Flucht zu retten, im voraus viel Glück zum Halsbrechen wünschen kann. — Die Evangelischen, welche mehr als die Hälfte der Einwohner ausmachen, bemohngeachtet aber nur einen einzigen Rathsherrn im Senate haben, besitzen daselbst eine schöne, geräumige, außer dem Hauptplatze gebaute Kirche.

6. Verschönerungen. Das Bad steht, wie gesagt, schon jetzt einem kleinen, hübschen, und während der Badezeit auch volkreichen Markte gleich. Abends sind die Sauerbrunnen sowohl als auch die Gänge und die Gassen so ziemlich gut beleuchtet. — Auch wird mit den Verschönerungen fleißig fortgefahren, wofür der dasige verdienstvolle Arzt Hr. Zelenka, die Sorge trägt. Um einen unschuldigen Fond, eine Cassa Nemoris auszumitteln, ist die Anstalt getroffen, daß für eine jede Flasche Wasser, welche zur Ausfuhr gefüllt wird, 1 kr. entrichtet werde. Unschuldigere Quelle konnte wohl nicht entdeckt werden. Gleichwohl sind hoc titulo im verflossenen Sommer an die 700 fl. gesammelt worden; wofür nicht weniger als 42,000 Maßflaschen, folglich 1333 Eimer Wasser ausgeführt worden sind. — Von dieser Kreuzerabgabe sind aber, wie billig, die Bartfelder Bürger sowohl, als auch die Einwohner der nahen Ortschaften frei. Nach dem täglichen Zuströmen der Menschen, welche das Wasser in Krügen und Fässern holen, zu urtheilen, muß da alljährlich an die 8 bis 900 Eimer ausgeführt werden, denn die ganze Umgegend trinkt nichts anders, als das Heilwasser, und die Bartfelder Bürgerschaft da Capo, worunter die Lutheraner die Hauptkonsumenten sind, wenn man aus dem folgenden Gespräch, welches ich eines Mor-

gens mit einem 10 — 12 Jahr alten Dienstmädchen hielt, etwas solches schließen will:

Ich. „Für wen trogst du den großmächtigen Krug voll?"

Das Mädchen. „Für meinen Herrn."

„Wer ist denn dein Herr?" — „Ein Schneider."

„Und kann er denn den ganzen Krug an einem Tage austrinken?"

„O, ja! er ist ja ein Lutheraner."

„Trinken denn die Lutheraner so viel Wasser?"

„Freilich; er ißt ja beständig Fleisch, gesotten und gebraten; und dann dürstet es ihn ja darnach gewaltig."

„Bist du denn nicht lutherisch?" — „Nein, ich bin katholisch."

„Und trinkst denn du nicht so viel Sauerwasser?"

„Freilich nicht, weil ich fasten muß; und nach den Fastenspeisen dürstet es einen nicht so stark, wie nach dem Braten." —

Von dem obigerweise eingehenden Kreutergeld werden die Gänge gepuzt, ausgebessert, die Bäumchen gepflegt; die Sitzbänke, die Beleuchtung besorgt, und überhaupt alles bestritten, was zu Verschönerungen gehört.

7. Gottesdienst. — Man thäte den Bartfeldern Unrecht, wenn man ihnen nachsagen wollte, daß sie während der Sorge für die Esca vermium, (den Leib,) auf die arme Seele vergessen hätten. Sie wissen es recht gut, daß non solo pane et aqua vivit homo; und darum besteht allda schon lange eine ganz kleine Kapelle, worin nach Bedarf Messen gelesen werden. Und da diese Kapelle gar zu eng ist, so sind vor einem Jahre zu einer geräumigen ordentlichen Kirche die Fundamente schon gelegt worden. — Zu diesem Bau gab es indessen bis jezt keinen andern Fond, als die freiwilligen Beiträge der Badegäste. Die würdige Dame, Frau Gräfin Almassy, that hierin das meiste, und unterzog sich freiwillig auch dem Geschäfte der Einsammlung. — Es ist nur zu bedauern, daß man keinen schicklichern Platz zu diesem Baue wählte. Man legte nemlich die Fundamente mitten in der unteren Gasse, wo es doch theils der Feuersgefahr wegen, theils auch um die Gasse nicht zu verengen, und die Aussicht nicht zu sperren, theils auch um der Kirche selbst eine bessere Ansicht zu verschaffen, weit angemessener seyn würde, diesen Bau außer dem Bade auf einer der nächsten kleinen Anhöhen aufzuführen. Zum

Beschluß, mögen hier noch ein Paar Bemerkungen stehen. — Es wäre zu wünschen

1) daß man zum Gebrauch der aus allen vier Windstrichen dahin häufig zuströmenden Söhne und Töchter Abrahams, einen eigenen Brunn anweisen möchte; nicht darum weil sie Juden, sondern weil die meisten darunter recht schmuzig sind. — Die ganze Christenwelt tritt zu den Gesundheitswässern nicht anders als mit einer Art von Ehrfurcht und Anstand. Der Israelit schleppt sich dahin in seinem langen zerfezten, zerlumpten, seit Jahr und Tag nicht ausgeklopften, von allerhand Reptilien bewohnten Kaschcrpelz; seine Kopfborsten theils zerzaust, theils durch Weichselzöpfe zusammengeleimt, sind voll Stroh und Federn; die Hände mit vorjährigem Schmuz und Mist belegt, und nach Umständen auch mit Scabiosität garnirt; das Maul voll Geifer ꝛc. — Ein solcher Kerl birgt sich über den Brunn mit aller Hast, taucht mit dem Glase nicht selten auch seine Fäuste ein; erwischt ein andersmal den kupfernen Löffel, und schlürft das Wasser daraus; — wer hat nun noch Appetit, nach einem solchen schmuzigen Vipes aus dem Brunn zu schöpfen? —

2. Auch eigene Badwannen und Badkammern sollten für dieses renomirte Volk bestimmt, und gestempelt werden. Das Wasser wäscht zwar — außer der Erbsünde — beinahe alles weg. Allein schon der Gedanke der Unwissenheit, daß man vielleicht dort sizt, wo der Jude seinen leprosen Buckel krazte, ist nichts weniger als appetitlich. — „Im Wirthshaus und im Himmelreich, sind sich die Menschen alle gleich!" — sagt zwar ein altes Sprichwort; allein, wenn sich Jemand auch das Wirthshaus gefallen läßt, so ist darin vom Bade keine Rede; und im Himmelreich — das wollen wir erst sehen.

3) Es ist ungemächlich für die Badegäste, daß, da keine Anstalt vorhanden ist, wo man seine Briefe von der Post in Bartfeld ohne viele Umstände im Bade selbst bekommen, und aufgeben könnte. Zwar pflegt ein Bothe die Briefe hinauszubringen; aber er verlangt dafür doppeltes Postgeld; (24 kr. statt 12) und wer Briefe aufgeben will, der muß sich entweder selbst in die Stadt bemühen, oder schicken, oder eine Gelegenheit, die nach der Stadt geht, abwarten, und seine Briefe fremder Diskretion überlassen! Dixi.

Wien den 12. Oktob. 1816.

Vaterlandskunde.

Ueber einige Basaltberge des Pilsner Kreises in Böhmen.

Als Beitrag zur vaterländischen Mineralgeschichte.

(Fortsetzung von Nr. 55.)

Manetin und Segend.

Gewöhnlich machen solche kleine Städtchen, vorzüglich in Gebirgsgegenden, beim ersten Anblick, höchst unangenehme Eindrücke. Das Gegentheil fand ich bei Manetin, dessen beide Reihen reinlicher Häuser, mich freundlich ansprachen, und für den Wohlstand ihrer Bewohner zeugten. Dieser scheinbare Wohlstand stammt, wie ich zu glauben Ursache habe, noch aus jenen Zeiten, wo eine gefürstete Gräfin Lazansky, die Herrschaft besaß, und zu der äußern Verschönerung des Städtchens sowohl, als seiner nächsten Umgebungen, wesentlich beitrug, ohne jedoch dem wahren Bedürfnisse der Einwohner abzuhelfen.

Dies schönre Loos war ihrem Enkel, dem zu früh verstorbenen Oberstkanzler, Prokop Grafen Lazansky vorbehalten.

Nicht achtend des, schon durch die Erhaltung theuern, Flitters, sann er auf Mittel dem Mangel seiner Unterthanen gründlich zu steuern, und fand es, in der Errichtung einer Tuchfabrike; trotz allen Widerspruchs seiner uneingeweihteren Freunde, trotz der ernsteren Gegenvorstellungen seiner Beamten, welche richtig genug, die Unverträglichkeit solcher Industrie-Zweige, mit einer höhern Kultur des Grund und Bodens, bewiesen.

Ist gegenwärtig auch diese Fabrike nicht mehr in der Betriebsamkeit, welche sonst durch Zeitverhältnisse begünstiget ward; so theilt sie dieses Loos fast mit allen ihren Schwestern. Auch ihre Zeit wird wieder kommen.

Denn diese Fabrike, an der man nur etwa in der Anlage ihre zerstreuten und zu ausgedehnten Gebäude tadeln könnte, ist ganz geeignet, 40 Werkstühle, die ehedem im Gang gewesen, vollkommen zu beschäftigen, da Maschinen jeder Art das Werk fördern, ohne die Menge zu Gebote stehender Menschenhände, unthätig zu lassen.

Die hier erzeugten Tücher, wurden von jeder stark gesucht, und zeichneten sich vorzüglich durch ihre Appretur vor andern aus. Ihr Absatz nach dem Auslande, vorzüglich nach der Türkei war so stark, daß nur Weniges für den heimischen Bedarf erzeugt ward, und die Niederlage in Prag aufgegeben werden mußte.

Es wäre zu wünschen, daß der goldne Friede mit seinen Segnungen auch den Handel belebte, und dem Vaterlande so viele arbeitende Kräfte wiedergäbe, welche izt den tollkühnen Anmaßungen eines Ungenügsamen wehren müssen!

Die Fabrike bildete eine ziemliche Anzahl Manetiner Bürger zu Tuchmachern, welche dies Gewerbe nun als Meister auf eigne Rechnung treiben, ohne die Fabrike zu beeinträchtigen, da ihre Erzeugnisse nie den Grad der Vollkommenheit erreichen, der jene auszeichnet.

Dies kleine Städtchen zählet 12 Meister, einen Tuchscheerer und einen Färber. — Leider fühlen aber auch diese die allgemeine Hemmung, eben so durch der Zeiten Unbestand, als durch Mangel an Gesellen.

Das Städtchen erfreuet sich wie Rabenstein einiger Privilegien, und treibet mit den hierüber ertheilten schriftlichen Urkunden, wahre Abgötterei. Von seinen frühern Schicksalen, weiß auch der älteste Einwohner nicht die geringste Auskunft zu geben, und alles Unbedeutende von Nachrichten, reichet nicht über die Feuersbrunst hinaus, welche vor hundert Jahren das ganze Städtchen verheerte.

Bemerken muß ich, daß Rabenstein und Manetin einst dem berühmten Geschlechte Guttenstein angehörte, von welchem, im Verfolge umständlicher die Rede seyn soll.

Unter die Merkwürdigkeiten Manetins zähle ich eine beträchtliche Anzahl Gemälde von Brandler, welche dieser Künstler von der Prachtliebenden Fürstin Lazansky berufen, hier verfertigte. Der Kunstwerth dieser Gemälde ist jedoch sehr verschieden, wie es meist zu gehen pflegt, wenn der Künstler die Wahl seines Gegenstandes nicht frei hat. So fand ich z. B. den St Antonius auf dem Seitenaltare der Stadtkirche gut gedacht, richtig gezeichnet, und glücklich ausgeführt. Das große Blatt am Hochaltare, die Taufe Christi dagegen, voll tiefer Schatten und greller Lichter, welche schwer gerechtfertigt werden können. Ein paar Genien nehme ich

aus, die reine Formen zeigen, und in der Beleuchtung, wie in der Farbe gut gehalten sind.

Nicht ohne Verdienst ist ein Familiengemälde, in welchem Brandel selbst in Lebensgröße erscheinet. Ich verglich all die Tollheiten, welche die Sage von diesem originellen Menschen aufbewahret, mit seinem Gesichte, und — ich bin sehr geneigt, wenigstens die Hälfte davon zu glauben. Ohnmöglich war es mir aber den, im Original liederlichen Brandel, mit der hochgethürmten Knotenperücke und dem Staatskleide in der Kopie zusammenzureimen.

Obschon Manetin tief in einem Thale oder besser in einer Schlucht vergraben liegt, welche ein starker Bach von West nach Ost durchströmt, so liegt es doch nach Hrn. Astronom Davids Ortsbestimmung, um 110 Klafter höher als Prag, folglich um 204 Klafter über die Meeresfläche. Herrschend hier ist der Nordwestwind, und rheumatisch entzündliche Krankheiten, wahrscheinliche Folgen seiner Rauhheit.

An der Nordseite des Städtchens hebt sich steil auch hoch der Chlumer Berg empor. Das übrige, nächste Gebirge in Ost und Süd, bildet der rauhe Thonschiefer, auf welchem das mächtig und weit verbreitete Sandflöz ruht, mit häufigen Spuren von Steinkohlen und Holzversteinerungen aus der Urschöpfung.

Wichtig für jeden Mineralogen dürfte Hr. Lindakers Entdeckung der Bergseife in einem losen Sandsteine, seyn, in welchem sie Flözweise inne-liegt. Sie kömmt hier von schwarzer und röthlichbrauner Farbe vor, und die sehr genaue Prüfung ihrer Charaktere, ließ uns keinen Zweifel übrig, daß wir Werner und Stifte *) Bergseife gefunden, und ihr den von Hrn. Mohs streitig gemachten Platz im Systeme gerettet hätten.

Jenes grüne Fossil, welches ich bereits im Hesperus 1813 Nr. 28 beschrieb, und einstweilen Kieselschiefer nannte, reihete ich nach genauerer Prüfung mehrerer gesammelten Stücke, und der Bemerkung Hrn. Rath Andrés zu Folge, zu dem splittrigen Hornstein. Nicht so ganz mit Hrn. Andrés Vermuthung einverstanden, bin ich hinsichtlich des Geburtsortes, da ich diesen Hornstein nur in der südwestlichen Sandformation fand, und Hr. Lindaker, welcher beinahe heimisch in der Gegend von Zbirow ist, mit dieser Entdeckung überraschte. Eben so wenig kann ich Hrn. Rath André beipflichten, wenn er die grünliche, in denen Sandsteinbrüchen Manetins und der umliegenden Gegend gefundene Thonmasse für erdigen Talk hält, da mich spätere Untersuchungen überzeugten, daß diese, theils weiche, theils erhärtete Masse wie die bekannte breiartige Kieselfeuchtigkeit der Urstoff dieses grünen Hornsteins und der Sandstein, dessen Lagerstätte sey *).

Der Chlumer Berg hält in Hinsicht seiner Ausdehnung gleiche Richtung von Ost nach West mit dem Wladarz und behauptet mit ihm gleiche Höhe. Südlich fällt er steil gegen Manetin ab, Nördlich verflächt er sich gegen das Dorf Chlum, dem er seinen Namen verdanket, und von welcher Seite er denn auch unbedeutend hoch erscheinet. Zum größten Theil ist er mit Wald bewachsen, bloß die Mittäglich sanftere Lähne, ist zum Theil urbar, und gäbe durch die natürliche Basaltdüngung treffliche Erndten, überwögen nicht in den tiefern Regionen, der äußerst bindende Eisenthon die Basaltmischung.

Der Basalt, welcher den obersten Theil des Berges bildet, und auf dichtem Brauneisenstein aufgesetzt zu seyn scheinet, steht in ungeheuern malerischen Gruppen frei zu Tage an. Wir fanden hier folgende Abänderungen:

a) Bläulichgrauen, grobkörnigen Basalt von unebenem Bruche, ohne irgend einem bemerkbaren Gemengtheile, weder sonderlich schwer zerspringbar noch schwer.

b) Dichter, äußerst feinkörniger, graulich schwarzer Basalt, von feinsplittrigem Bruch, mit äußerst fein eingesprengtem, magnetischem Eisenstein. Schwer und äußerst schwer zerspringbar.

c) Ganz dasselbe Gebilde. Doch im äußern Umrisse der abgelösten Stücke verschieden. Er ist knollig, und bildet verschiedene groteske Gestalten, welche der Einbildungskraft ein angenehmes Spiel gewähren. Sollte diese Basaltbildung nicht eben so deutlich für sein Entstehen, auf nassem Wege, als die bekannte Säulenform sprechen?

(Fortsetzung folgt.)

*) Stäzens?

Correspondenz.

Wien 12. Oktober 1816.

Eperies.

Eperies ist ein Städtchen, welches ich an den Karpathen nicht gesucht hätte. Nicht nur die Stadt selbst, sondern und noch weit mehr. Die Menschen darin haben mich angezogen und sehr für sich eingenommen. Es gibt da Köpfe von hellen Begriffen und reich an Ideen, wie man sie nicht überall trifft.

*) Hierauf läßt sich in einer Ferne von 40 Meilen schwer antworten. Alle mir später geschickten Exemplare des grünen Hornsteins bestätigen 1) daß er hier nur in Geschieben vorkomme, folglich hier nicht seinen Ursprung haben könne; 2) daß die Grünerde ihn gefärbt und er wahrscheinlich im Mandelsteingebirge zu Hause sey. D. H.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 58. Dezember.

Staatswissenschaft.

Noch ein Wort über die freie Ausfuhr der Schafwolle.

(Man vergleiche Nr. 18, Beilage Hesperus Mai Nr. 4, und lese Nr. 50 Seite 395 — 396.)

Lord Sheffield's Aeußerungen über den gegenwärtigen Zustand des Wollhandels in England sollen zum Theil im Widerspruch stehen mit den Grundsätzen, welche Hesperus Nr. 18 für die Ausfuhr der Schafwolle aufgestellt worden? — Ich finde es nicht.

Lord Sheffield vertheidigt die Rechte des Landmanns und fordert als Sache der Gerechtigkeit das Verbot: fremde Wollen zum Nachtheil des englischen Landwirths nicht frei und nur mit Zoll belegt einzuführen, damit die Konkurrenz der inländischen Wolle vortheilhaft bleibe.

Was Sheffield für England, das hat Ehrenfels für Oesterreich gesprochen. England kann keine Wollen ausführen; denn mit Hrn. Roose gesprochen, wohin? Der Erzeuger sucht also die Konkurrenz im Innern zu erhalten. Oesterreich erzeugt mehr Wolle als der innere Bedarf verlangt; es sucht daher Konkurrenz durchs Ausland zu erzielen.

Beide wollen die Schafwolle in Werth gehalten wissen: Sheffield durch Hintanhaltung der ausländischen Wolle, indem sie die englische im Preise drückt, Ehrenfels durch Fortschaffung des österreichischen Ueberflußes, damit der im Land bleibende Rest verarbeitet werden könne und im Werth bleibe.

England klagt, daß fremde Wolle mit der des eigenen Landes so nachtheilig in Konkurrenz trete; dem Landwirth und Erzeuger also der ausschliessende Handel mit diesem Produkt nicht überlassen bleibe und verlangt, daß die Einfuhr wenigstens mit Eingangs-Zöllen belegt werde.

Ehrenfels wünscht dagegen, die Ausfuhr der österreichischen Wollen mit sehr mäßigen oder wenigstens nicht erhöhten Ausgangs-Zöllen belegt, damit der österreichische Erzeuger auf dem Ausländer Wollmarkt immer in Konkurrenz bleiben möge.

Beide kämpfen für den Landwirth gegen den Fabrikanten. Nur scheint Sheffield seinen englischen Landbauern wo nicht den ausschließlichen Handel der Wolle zuwenden, doch die ausländische Wolle durch Eingangszölle künstlich so vertheuern zu wollen, daß dem englischen Erzeuger doch guter Landpreis übrig bliebe. Ehrenfels wünscht dagegen nur den freien Handel mit Schafwollen oder einen so mäßigen Ausgangszoll, daß das überflüssige Landesprodukt ausgeführt und mit Vortheil gegen Andere verkauft werden könne.

Beide wünschen also den freien Schafwollenverkehr mit guten Preisen für den Landwirth, nur nach Verschiedenheit der Länder und ihres Staatsprincips, Sheffield durch verbotene oder erschwerte Einfuhr; Ehrenfels durch freie oder erleichterte Ausfuhr; beide bezwecken dadurch das Beste der Landwirthschaft und der Schafzucht: beide wollen sich dadurch vom inländischen Fabrikanten unabhängig machen; beide widersprechen sich daher in den Resultaten ihrer Grundsätze gar nicht, im Gegentheil bieten sich einig die Hände.

Sheffield hat aber mit seinen Wünschen

gegen das Staatsprincip seines Vaterlandes zu kämpfen, Ehrenfels nicht.

England ist ein Fabriks- und Handelsstaat; Oesterreich ein reiner Agrikulturstaat.

Sheffield muß sich daher bescheiden, wenn England zu Gunsten eines Produkts nicht die Principien des Staats verletzt. England kann seine ungeheure Seemacht nur mittelst Handel erhalten. Seinen Handel stützt es größtentheils auf das Fabrikswesen und Maschinensystem. Der Wollerzeuger muß daher in England von Amtswegen ewig und immer eine untergeordnete Rolle spielen; oder soll die Staatswirthschaft zugeben, daß der Wollerzeuger durch Verbot fremder Wollen ein Monopol ausübe, willkührliche Preise mache, dadurch das Fabrikat vermindere, und dem Waarenerzeuger die Vortheile der Konkurrenz raube, die Fabrikanten aus England nach den Niederlanden vertreibe, und nach entflohener Seele des Staats die nun müssigen brodlosen Volksklassen durch den beschränkten Ackerbau gar nicht beschäftige, der Verzweiflung, dem Hunger und der Empörung preis gebe?

Oesterreich entgegen hat seine Kraft im Ackerbau und den davon abhängigen Gewerben. Wie in England der Ackerbau, dem Fabrikswesen: so muß in Oesterreich das Fabrikswesen dem Ackerbau untergeordnet bleiben. Oesterreich befördert das Fabrikswesen nur in so weit, als es keine Begünstigung auf Kosten der Landwirthschaft fordert. Gienge Oesterreich aus seinem Staatsprincip heraus, wollte es England nachahmend, ein Fabriks- und Handelsstaat werden: wohin gehen denn seine Waaren? bei Auferbeitung all seiner rohen Produkte in dieser Menge? — Durch Triest nach der Levante, nach Nordamerika? Ach, der Kampf, die dahin bereits handelnden Nationen zu verdrängen, dürfte noch nicht geendet seyn, als die zerstörte Schafzucht im Rücken, auf dessen Kosten sich dieser Handel doch nur gewinnen ließe, den Dienst aufkünden und die Mittel diesen Handel fortzusetzen verweigern würde. — Wir wollen das gewisse Gut nicht für das Ungewisse vertauschen!

In Oesterreich muß sich die Fabrikation mit den Vorzügen begnügen, die ihm die Staatsverwaltung bereits eingeraumt oder seine örtliche Lage anbietet, und dies ist kein kleiner Vorsprung gegen das Ausland. Mit diesen Hilfsmitteln, glaube ich, könnte man immerhin Konkurrenz halten. Verlangt der Fabrikant mehr: so verlangt er ein Monopol gegen den Staat und gegen die Nation, auf Kosten des Feldbaues mit Aufopferung des ersten Staatsprincips — und daß ihm das nicht werden kann, wird er sich bescheiden.

Der inländische Fabrikant hat gegen den Ausländer bereits örtliche und auf Kosten der Erzeuger sogar nachstehende Staatsvortheile. Kann er der Sache näher unter den vorzüglichen Schäfereien des Landes die Vorzüglichsten, die Vollendetsten wählen. Ihm ist es möglich nicht auf Kredit, Ruf und Vertrauen zu kaufen; er kann die Schäfereien bereisen, untersuchen und sich durch seine Sinne überzeugen von dem höhern oder mindern Grad der Reinheit und Vollendung. Er wird durch diesen örtlichen Vorzug oft Wollen kaufen, die ihm für gleichen Preis pr. Centner ein Fünftel mehr superfeine und keine Seconda geben. Leider werden die Grade der Feinheit und Vollendung bei uns noch nicht genug unterschieden und bezahlt. Wollen, die gar keine Seconda geben, werden nicht theurer gekauft als die noch ein Viertel Seconda und Tertia liefern. Der Inländer kann also aus dieser Rubrik allein 20 Proz. beim Einkauf und noch dazu die vorzüglichsten edelsten Wollen gewinnen: ein Vorzug, der ihm Flos aus örtlichen Verhältnissen schon das natürliche Uebergewicht schaffen soll.

2. Muß der Ausländer sich einem Kommissionär anvertrauen, oder seinen eigenen Einkäufer halten. Er muß sich seine Wollen hierorts sortiren lassen, diese Sortiments werden gemischt und gemengt mit Wollen ungleichartiger Heerden und Stämme. Also gemischte Wollen liefern kein reines Fabrikat und steigern aus guter Hand kommende sortirte Wollen, um wie viel mehr aus unreinen Händen folgende zu ungeheuren Preisen.

3. Zahlt der Ausländer Fracht, Emballage,

Provisions- und Expeditionskosten, Wegmauth, und leidet Abgang auf langer Reise.

4. Hat der Staat durch das Verbot, Tuch einzuführen, der inländischen Fabrikatur bereits ein Verkaufsmonopol gegen die Nation gegeben. Alle Konkurrenz vom Ausland herein, ist dadurch entfernt; nicht nur an Güte, auch im Preise lebt der Fabrikant im schönen Reich der Willkühr, und daß Staat und Nation ihren Rock nicht zu wohlfeil, oft gegen die Wollpreise mit 100 Proz. Fabrikgewinnst zahlen, lehrt die dankbare Erfahrung. Endlich

5. Genießt die Fabrikation eine ungeheure Begünstigung durch den Ausfuhrzoll. Gegenwärtig und vom 1. August d. J. an, zahlt der Centner Schafwolle 22 fl. sage Zwanzig Zwei Gulden in Zwanzigern. Die feinste Wolle zu 200 fl. in Zwanzigern zahlt daher den 9ten Theil des Werths, mittlere zu 130 in Zwanzigern, den 6ten Theil, gemeine zu 60 fl. mehr als den 3ten Theil. Was nun die Wolle an Ausgangszoll zahlt, das gewinnt der Fabrikant im Inland und wenn er mit diesen örtlichen und vom Staat erhaltenen Begünstigungen noch nicht Konkurrenz zu halten vermag: so soll er getrost, wo nicht sein Werk, doch seine Forderungen aufgeben; denn dem ungeheuren Glück und Vortheil einige Stücke fabrizirter Wollwaaren im Ausland zu verkaufen, kann doch nicht die Nation, der Staat, unser Stammkapital, die Landwirthschaft mehr und weiters und ganz aufgeopfert werden?

Wir sind mit diesem ungeheuren Ausgangszoll der Schafwolle bereits dahin: daß nur superfeine, kaum mehr mittelfeine, gar keine gemeine Wollen mehr ausgeführt werden können. Die Prophezeiung, welche Ehrenfels in Nr. 18 kund gethan, ist eingetroffen: zahlen wir einmal den Ausgangszoll in der Valuta, in welcher wir verkaufen (das ist in Zwanzigern) dann wird und muß dieser Zoll schädlich, für den Wollhandel zerstörend und nachtheilig werden.

Und wem bringt der Staat diese Opfer? Höchst wichtig ist es, einen Gegenstand von dieser ökonomischen und staatswirthschaftlichen Bedeutenheit von allen Seiten zu beschauen: unstreitig dem Fabriksweſen.

Glaubt Oesterreich, stolz auf seinen Wollüberfluß und dessen erst in Gang kommende Veredlung denn wirklich mit all' seinen Begünstigungen England, Frankreich und die Niederlande vom Tuchmarkt zu verdrängen und sich einen ergiebigeren Aktivhandel durch die Fabrikation, als durch das rohe Produkt zu verschaffen? —

So lasse es sich dann den Riesenkampf erzählen, den es bestehen muß, um ein entferntes Scheingut gegen ein wirkliches zu erringen.

Vor allem hat England sein Maschinenwesen gegen uns, Frankreich und die Niederländer ihre besseren Handarbeiter; auch ihr bei dieser Menschenklasse intellektuelles Uebergewicht und Frugalität. Während wir Englands vorhandene und bekannt gewordene Maschinen erreichen, geben der Reichthum, der Sinn der Nation, die technischen Hilfsmittel, ihre Privilegien und Belohnungen dem Vorhandenen einen neuen Zusatz, eine neue Erfindung, eine neue Umwandlung und lassen uns abermals zurück, Feuer, Luft und Wasser ersetzen Menschenhände, ein tiefgedachtes Räderwerk wirkt oder und unter der Erde; mit Gasbeleuchtung wandelt man wohlfeil Nacht in Tag, und wenn alles wirkungslos bleibt: so weiß der kaufmännische Engländer durch Millionen Geldopfer seinen Waarenartikel zu pausiren. Eine Waare pausiren, (wie es der englische Kaufmann nennt) sendet er mit augenscheinlichem Verlust diese Waare auf die Märkte eines Landes, verkauft viel und wohlfeil, sendet auf die ungünstigst gewesenen Märkte neuerdings ungeheure Vorräthe, und in so lange als Konkurrenten vorfindig, verkauft er mit ungeheurem Verlust. Hat er endlich seine Mitbewerber ruinirt und ausbleiben gemacht, dann fängt er gleichsam als Monopolist an die Frucht seines Verlusts und seiner Unentbehrlichkeit zu genießen. So verdrängt der stärkere oft seinen schwächern Mithändler Englands, wir sollen sich fremde, deutsche Konkurrenten halten können, gegen eine Nation, die hier aus Staatsprincip Alle für Einen stehen? — Die Herrschaft des Welthandels weiß England überdies

zu gut durch seine Obergewalt zur See zu erhalten. Selbst einen Krieg zieht es der Störung seines Handels vor, wie Nordamerika und mehrere unkultivirte Staaten beweisen und einige europäische Länder noch fühlen werden. Es kann von seinem Staatsprincip nicht weichen, seine ungeheure Staatsschuld nicht tragen, ohne diesen alle Fabrikszweige fördernden Handel!

Und was hat Oestreichs Fabrikation dieser Riesenkraft entgegenzustellen? Nichts als seine feine und viele Wolle. Die soll nun der Erzeuger dem Fabrikanten, seine Fabrikation zu fördern, unter dem Erzeugungspreis verkaufen, es soll mit dem Ruin dieser Hilfsmittel selbst beginnen, damit das Problem zu Tag gefördert werde: ob Oesterreich nicht statt roher Wolle Tuch verkaufen könne? Fallen soll die Landwirthschaft, die Basis eines Agrikulturstaats, damit statt eines kraftvollen Mannes, der in Noth und Tod vom Pflug zum Schwerdte greift, ein zweiter erstehe, der zu schwach zum einen, zu kraftlos zum andern, unbesonnen an der Wurzel des Staats nagt.

Wolle ist allein nicht zureichend, eine günstige Tuchfabrikation zu erzielen; wir brauchen auch Farbwaaren und zu Tuch fürs Ausland feine Farbwaaren. Machen wir England abhängig von unserer Wolle, so werden sie uns alsobald abhängig zu machen wissen, von ihren Farbwaaren. Bald wird der Gewinnst unserer Weberei durch dieses Vehikel in ihre Kassen übergehen, und uns wenigstens die Konkurrenz sehr erschweren.

Sheffield wünscht zum Besten der englischen Landwirthschaft das Verbot Wolle einzuführen. Macht es uns dieser Wunsch nicht mehr als alle Deduktionen klar, daß wir ausführen sollen?

England hat durch sein Maschinenwesen die Kontinentalfabrikation beinahe von allen Märkten, die dessen Waare zulassen, verdrängt oder in die nachtheiligste Konkurrenz gesetzt. Zwingt es nun durch Wollmangel und Ausfuhrsverbot seine 30 Millionen grober in feine Schafe zu verwandeln; spornt es seine Kolonien eifrig die höhere Schafzucht zu betreiben, und sich endlich auch im rohen Produkt von uns loszusagen: wie arm wird der Kontinent gegen dieses England durch See- und Maschinenmacht gleichsam zu der ausschließenden Manufaktur- und Handelsstadt der Welt gemacht, dastehen? England wird sich immer die rohe Wolle zu verschaffen wissen, seinen Handel darum durch unsre schwache Konkurrenz nie fallen lassen, mit seinen übrigens zu günstigen Fabriksvorzügen ewig in Konkurrenz bleiben, andere Länder um und neben uns zur Schafzucht ermuntern, Schleichhandel fördern und die verschmähte Frucht unsers dermaligen Zustandes selbst genießen.

Bemerken wir die stille Klage Lord Sheffields über das Schlechterwerden englischer Wollen und deren Reinheit? Seiner Meinung nach lägen die Ursachen davon nicht in Einführung fremder Wolle, sondern im Geldmangel. Woher entsteht aber dieser Geldmangel? nicht aus dem gesunkenen Wollpreis und der daher entstandenen Entkräftung des Landwirths, die erforderlichen Summen auf Veredlung fortschreitend zu verwenden?

Doch nicht der Preis allein drückt die englischen Wollen: die wachsende Güte der österreichischen gegen englische Wollen schafft unserer Wolle Eingang und Vorliebe. Seit der Fabrikant deutsche Wolle verarbeitet und kennt, will er keine englische, die noch dazu viel theurer kömmt, verarbeiten und darum, weil die Wolle gedrückt vom Ausland in England nicht mehr die ermunternden Preise hat, macht die Schafzucht im Ganzen eine rückgängige Bewegung! Diese Erscheinung wird auch bei uns kommen, sobald wir durch Ausfuhrverbot und Zölle zu nachtheilig auf den reinen Ertrag und Preis wirken. Nun wir aber einen günstigen Einfluß auf Englands Manufakturen für unsere Wollen gewinnen, müssen wir dieses unser Produkt pausiren wie England seine Fabrikswaaren zu pausiren versteht. Wir müssen als Ackerbau treibender Staat die Ausfuhr erleichtern, England überschwemmen, ihre Schafzucht noch mehr herabdrücken und

sie zwingen vom feinen wieder auf ihr grobes dischleyisches Fleischschaf zurückzukehren.

England hatte auch nur einen Backwell, der die landwirthschaftlichen Mißverhältnisse schnell zu verbessern verstand und dieser lebt nicht mehr.

Arthur Young ist der gelehrteste Landwirth unserer Zeit, aber unglücklich und schwankend in Praxis, zog er keinen Backwell.

Keinem Staat wird dieses Opfer leichter. Mit dem, was wir in Schafzucht vorgearbeitet und bereits wissen und haben, kann uns nicht leicht jemand bei Freiheit des Handels den Rang ablaufen. Die spanischen Wollen kommen gegen unsere doppelt theurer: wir haben also bei gleicher Anwendbarkeit den Vortheil mäßiger Preise, und nehmen dadurch allen Rivalen und selbst England die Lust zu konkurriren: wir sichern den Handel auf ewig!

Wie kann über die vorangeführten Begünstigungen der Fabrikant nur hoffen und wünschen, daß auf Kosten des Landwirths die Wollausfuhr mehr noch beschwert oder gar verboten würde? So wenig Er für irgend einen Staatszweck mit Aufopferungen seines Vermögens lange arbeiten würde, eben so wenig kann er dieses vom Landwirth erwarten. So wie der Staat den Vortheil beschränkt, den der Oekonom aus der Schafzucht zieht, so macht er diesen gleichgültig gegen eine Industrie, die er gleichsam als Frohne dem Fabriksstuhl unterordnen soll. Die Schafzucht gehet früher bei uns als in England zurück, und dann mag sich wie vormals der Fabrikant aus Spanien Wolle hohlen, seinen Tuchstuhl für's Ausland zu versehen. Ist Oesterreich geeignet ein Fabriksstaat zu werden: so kann er es nur durch fortschreitende Veredlung seiner Wolle werden. Will die Fabrikation durchaus bedeutende Geschäfte in's Ausland machen: so muß sie diese Geschäfte durch Güte des Tuchs, nicht durch Wohlfeilheit der Wolle erzwingen. Für den guten Preis seiner Waare hat sie bereits der Begünstigungen zu Viele und von der Gerechtigkeit stehet zu erwarten, daß die dem Wollhandel nachtheiligen zu starken Ausfuhrzölle in Conventionsmünze gemäßiget werden. Man ehre die alte Basis des Staats unserer Agrikultur! Alles darf nicht überall wachsen. So wie es selbst nicht überall stehen will, hat auch der Gärtner Freiheit es nicht überall stehen zu lassen. Durch Einschränkung und Anbau wird Feld und Garten. Wer alles gleichgültig unter einander wachsen läßt, ärndtet nur Unkraut!

So viel auf die Aufforderung Nr. 50, Seite 396.

J. M. Fr. v. Ehrenfels.

Vaterlandskunde.

Ueber einige Basaltberge des Pilsner Kreises in Böhmen.

Als Beitrag zur vaterländischen Mineralgeschichte.

(Fortsetzung von Nr. 57.)

Häufig fanden wir hier Spuren verlassenen Bergbaus, welcher ehedem stark auf Eisen betrieben ward. Auch bezeichnet gegenwärtig ein ohnfern Manetin gelegener Waffenhammer die Stelle, wo sonst der Hochofen gestanden. Der eingerissene Holzmangel unterbrach den fernern Bau, welchen der damalige Besitzer der Herrschaft Manetin aufgenommen haben würde, hätte der Eigenthümer des Chlumer Berges *) seine Forderungen nicht allzuhoch gespannt. In dem Amtsarchive, wird gegenwärtig noch eine Unterhandlungsakte aufbewahret, gemäß welcher Manetiner Seits, der ganze Bergumfang mit harten Thalern als Kaufschilling zu belegen angeboten wurde. Da aber Ludizer Seits nebst diesem annoch gefordert ward: daß entlang des Kammes ein Kreuz von gleicher Münze gelegt werde, so zerschlug sich der Handel, und dürfte wohl heut zu Tage, um so weniger zu Stande kommen.

Die Ostseite des Berges liefert ungeheuere Broncen-Blöcke, welche große mit dichter Brauneisensteinmasse verbundene Quarzgeschiebe enthalten.

Der Kamm verflächet sich wie Jener des Wladarz, doch ist seine größere Hälfte mit Wald bestanden. Die bei weitem kleinere Fläche ist urbar gemacht, und kann von der Dorfseite her ohne sonderlicher Beschwerde regelmäßig bestellet werden.

Die Eiche, war ehedem die hier herrschende Holzart, itzt

*) Der Chlumer Berg gehöret zu der Herrschaft Ludiz im Elbogner Kreis.

ist es die Kühnfähre; die Buche und Eiche sind Seltenheiten.

Rehe, Hasen, Füchse, Marder, Iltisse sind hier einheimisch. Die Manetiner Bürger, empfinden die böse Nachbarschaft der letztern Raubthiere, welche unverschämt genug ihre Frevel sogar am lichten Tage üben. Es ist daher nichts ungewöhnliches, daß Marder vom Dache herabgeschossen werden, wo sie zum großen Aergernis der Gemeinde lustwandeln, und ihren Raub erspähen.

Wir stiegen an der Südwestseite bei dem Dorfe Zugezd herab, hinter welchem wir einen andern bedeutenden Berg, ähnlich dem eben Beschriebenen an Höhe und Form, erblickten. Da aber nördlich von unserer Straße ein Kegelberg uns anzog, der Abweg uns auch nicht bedeutend schien, so steuerten wir wohlgemuthet auf diesen hin.

Unsere Straße führte uns über das Sandgebilde, dessen ich bereits bei Manetin erwähnte, bis an jenes Gebirge, auf welchem der von uns bemerkte Kegelberg aufgesetzt zu seyn schien. Bei dem Dorfe Lukowa, welches wir in unserem Zuge berührten, fanden wir einen feinen, lockern, mit zarten Glimmerflämmchen gemengten, bunten, leicht verwitternden von Nord nach Süd ziemlich steil einfallenden Sandstein. Er lehnet sich an die sogenannte Hurka, welche ein auslaufender Arm des westlichen Urgebirgs zu seyn scheinet, und sich als ganz reiner Glimmerschiefer zeigt. Die südliche Lehne dieses Berges ist ziemlich steil, wenn gleich nicht bedeutend hoch; die nördliche Verflächung, auf welcher wir den Kegelberg nahe vor uns fanden, fällt sanft und unmerklich nach dem Dorfe Prasles hin, von welchem dieser Kegel auch den Namen Praslefer Spitzberg erhielt.

Wir blieben in Hinsicht der ihn bildenden Gebirgsart nicht lange in Ungewißheit, denn wir fanden in den ihn umgebenden Aeckern häufig Basaltgeschiebe, und bemerkten auch an der Südwestseite, doch nur bis gegen die Mitte des Berges fest anstehende Basaltmassen. Der Hauptcharakter dieses Basaltes, unterscheidet sich wenig von jenem seiner Nachbarn, und beinahe einzig nur durch die häufiger beigemengte basaltische Hornblende und Olivin, welchen ich bisher ganz vermißte.

Ueberrascht waren wir aber, als wir höher gegen den Gipfel, und auf dem Gipfel selbst eine heterogene Gebirgsart bemerkten, welche wir Anfangs für Klingstein (Hornsteinporphyr) hielten, ohne uns jedoch gänzlich davon überzeugen zu können.

Sie ist von Farbe, licht und gelblichgrau, demgrauliehweißen sich nähernd, glanzlos, und nur an manchen Stellen schimmernd, was jedoch den ihr beigemengten fremden Bestandtheilen zugeschrieben werden muß. Der Bruch ist uneben von feinem Korn, die Bruchstücke unbestimmt eckig, nicht sonderlich scharfkantig, undurchsichtig, spröde, schwer zersprengbar, schwer. Als Gemengtheil fanden wir in derselben häufig, doch sehr klein, krystallinische Hornblende und gemeinen Feldspath in Hanf, auch Erbsengroßen Körnern eingewachsen, welchen ich auch als Hauptbestandtheil des Ganzen bemerkt zu haben glaube, weshalb ich mich mit der Meinung meines Reisegefährten, welcher ihn für ursprünglichen Sandstein zu erklären geneigt ist, bis jetzt noch nicht vereinigen kann, obschon es höchst interessant wäre, wenn bei genauerer Analyse sich Hr. Lindakers Vermuthung bestätigte.

Südwestlich von diesem Spitzberge, zeigt ein reicher, tiefer Basaltboden, und die Kegelform einer niedern Erderhöhung, die Ueberreste eines ehemaligen Basaltberges. Die Zerstörung war aber schon so weit gediehen, daß der eigentliche Charakter ohnmöglich mit einiger Verläßigkeit bestimmt werden konnte.

Oestlich, daher schon in unserer Reisebahn, bestiegen wir zuerst den Mösinaer Spitzberg, und nach ihm den durch Volkswahn berüchtigten Berg Kozelka.

Der Mösinger Spitzberg ist dem eben verlassenen Praslefer Spitzberge, sowohl in der Form und Höhe, als in der Gebirgsart vollkommen ähnlich, und wir urtheilten, daß das etwa eine halbe Stunde breite Thal, welches diese Berge nun trennet, ehedem von dieser Gebirgsart ausgefüllt, und zwischen beiden, der genaueste Zusammenhang gewesen. Ganz unbezweifelt aber ist es, daß der Mösinger Berg nur als ein von dem Kozelka losgerissenes Stückgebirge betrachtet werden müsse, da selbst die Lagen der Steinmassen, ihr Streichen und Fallen, ganz genau miteinander korrespondiren.

Diese Uebereinstimmung ist so groß, daß ich jede weitere Beschreibung für überflüssig halte, und lediglich bemerke, daß der östliche Fuß des Kozelka die Klingsteinbildung in etwas verändere, und mehr dem Basalte sich nähere.

Ohnmöglich konn ich aber der Versuchung widerstehen, wenigstens ein Paar der hier sehr beliebten und geglaubten Volkssagen aufzunehmen, welche die Neugierde des Reisenden eben so sehr reizen, als sie ihm von dem hohen Grade geistiger Verwahrlosung der Bewohner dieser Gegenden einen traurigen Beweis liefern.

Schon lange, bevor wir den Kozelka bestiegen, wurden wir von einigen Honoratioren Manetins auf die Seltenheiten dieses Berges, doch bedingnißweise: Ihnen die Resultate unserer Wahrnehmungen mitzutheilen, aufmerksam gemacht, denn sie gestanden: daß sie Vieles davon sprechen gehört, ohne jedoch zur eigenen Ueberzeugung die nöthige Zeit gewinnen zu können. Je näher wir aber diesem Feenlande selbst kamen, desto abentheuerlicher wurden die Schilderungen, und mit aufgereizter

Neugierde betraten wir an der Westseite des Berges, das Revier des steinernen Hirten. Wirklich angenehm überraschte uns ein Labirinth großer Steinmassen sonderbar geformt, und malerisch auf und durcheinander geworfen. Nicht ohne Genuß staunten wir die kahlen, senkrecht, und bedeutend hoch gethürmten Felsenwände an, fanden schöne Baumgruppen, doch — von versteinerten Kühen, und dem Hirten, welcher eben sein, kurz bevor feierlichst abgeschworenes Verbrechen, daß er nemlich die Kühe der Gemeinde auf der Weide abmelke, übte, und von der Strafe Gottes ereilet ward, sahen wir — so gerne wir es gesehen hätten, leider! Nichts — und doch beschrieb unser Führer, noch vor wenig Augenblicken diese Gruppe mit solch einer Bestimmtheit, daß wir nicht zweifelten, wenigstens Aehnlichkeiten zu finden, welche die Natur in ihre Formen legte, und die Einbildungskraft der Menschen ausbildete.

Von dem zweiten Wunder, welches wir nun zu beschauen uns anschickten, erwarteten wir um so weniger, da es sich schon gleich zu albern ankündigte. Wir mußten nemlich unserem Geleitsmann feierlichst, im Voraus geloben, uns ja nicht beikommen zu lassen, den bösen Geist, welcher die Höhle, zu welcher wir mühsam heranklettern, bewohnt, auf irgend eine Weise zu beunruhigen; denn mit Donner ähnlichem Getöse, fahre der Unhold in dem Augenblicke aus seinem Hinterhalte, wagt man es, auch nur ein kleines Steinchen hineinzuwerfen. Wir fanden — ein losgerissen Feldstück, kaum tief genug, um einen Mann bequem zu bergen, keine Höhle, die wir nach dieser Schilderung erwarteten, keinen donnernden Teufel, obschon wir Steine nach allen Richtungen hineinwarfen, kurz fanden aber auch gar nichts, als einen, ich möchte sagen, gefährlichen Rückweg, und die vereitelte Hoffnung, das Vorurtheil besiegt zu haben, da unser Führer sich unbemerkt von uns, davon geschlichen hatte.

In unserem Unmuthe, eiferten wir über Landgeistliche und Landschulen, welche das Volk aus Bequemlichkeit oder eigner Unwissenheit in dieser Nacht von Vorurtheilen wandlen lassen, und so der wohlwollenden Absicht unserer weisen Regierung straks entgegenwirken, anstatt sie zu fördern. Wir bemerkten aber im ersten Augenblicke die Schwierigkeiten nicht, mit denen der Volkslehrer zu kämpfen habe, und daß es leichter sey, auf dem Papiere als in der wirklichen Welt zu reformiren. Wir übersahen ganz, daß der Seelsorger oder Lehrer, nicht das Kind zu belehren habe, sondern den alten Bauer in die Schule nehmen müßte, um sich bei der Jugend eines augenblicklichen Erfolgs freuen zu können. Kurz dies, und tausend wesentliche Hindernisse berücksichtigten wir in unserem Verdrusse nicht, sondern schmiedeten Verbesserungs-Entwürfe, und würden wahrscheinlich ein neues Volkserziehungssystem ausgebrütet haben, hätte nicht der Breitenstein mit seinem verfallnen Schlosse unseren Gedanken eine andere Richtung gegeben.

Der Breitenstein gehöret nach seiner Gebirgsart sowohl, als nach der äußern Form zu dem Kegelgebirge des Leitmeritzer und Saazer Kreises. Nur östlich, ist sein Hinansteigen auf einem vor Zeiten künstlich gebautem Wege, ohne sonderlicher Beschwerde möglich: da er sich nach allen übrigen Seiten hin, äußerst steil und klippig herausthebt. Die Gebirgsart ist ein eckig körniger, blaulichgrauer Basalt mit eingewachsenem Augit, und hie und da in seinen Drusenhöhlen braunem Eisensteine. Die höchste Basaltschicht, wird lichtgrau von Farbe, hat einen klingenden Ton, und geht mittelst seines schiefrigen Gefüges in Klingstein, über, welcher an einer Stelle vorzüglich, durch den Basalt zu setzen scheinet. Der Basalt ist ziemlich horizontal angelagert, senkrecht zerklüftet, ohne jedoch in Säulenbasalt überzugehen.

Die Trümmer des auf dem höchsten Berggipfel befindlichen Schlosses, geben höchstens einen schwachen Begriff seines ehemaligen beträchtlichen Umfangs, ohne nur im Geringsten indes die ehemalige Form oder den Zusammenhang der Gebäude untereinander ahnden zu lassen.

Ein Stück eines unterirdischen Gewölbes höchst wahrscheinlich ein Gefängniß, woran es keinem dieser alten Rittersitze fehlte, zeiget noch den schönen und festen Anwurf, welcher unsern neueren Gebäuden größtentheils ganz fehlet. Daß aber dieses Schloß unter die eigentlichen Vesten gehörte, schließen wir aus mehreren Bruchstücken mit Schüßscharten versehenen Mauerwerks, welches mit dem eigentlichen Schlosse in keiner Verbindung gewesen zu seyn scheint.

Ich bemühte mich vergebens, einige bestimmtere Nachrichten von dem Schicksale dieser sehr interessanten Ruine zu erhalten. Bloß Muthmaßung ist es, daß sie ehedem der Familie Guttenstein gehörte, welche das ohnfern gelegene, und itzt noch zu der Herrschaft Breitenstein gehörige Städtchen Neczetin besessen.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenzen.

Ungarns Banderien.

Wien im September 1816.

1.

Von unserm Herrn Hofrathe von Piringer ist nun auch der zweite Theil seines schätzbaren Werks: Ungarns Banderien und desselben gesetzmäßige Kriegsverfassung überhaupt — erschienen, die Frucht funfzigjähriger Arbeit. Ein wahrheitsliebender Mann, spricht hier mit gründlicher Einsicht, nach einer Ueberzeugung freimüthig seine Ansichten

im ächten Geiste der ungrischen Konstitution aus. „Ich kann mich," sagt der Verfasser in der Vorrede „irren, und wünsche sehnlichst zu vernehmen, wo ich, wider mein Wissen und Gewissen, dennoch etwa gefehlt haben könnte. Daher bitte ich und beschwöre ich jeden „Wiedermann, dessen Kenntnisse und Einsichten weiter als „die meinigen reichen, im Namen des allgemeinen Nationals-Interesse, welches allein hier beabsichtigt ist, „mich über dasjenige, was in meinem Werke, Trotz dem „Bestreben nach reiner Wahrheit, doch nicht ganz richtig „aufgefaßt seyn dürfte, durch rechtliche Gründe eines „Bessern zu belehren, zugleich aber zu gestatten, daß ich „alsdann, im Angesicht der gelehrten Welt, mich darüber „offen erklären dürfe."

Diesen edlen Zweck zu befördern, stehen auch für Discussionen, die nicht vielen Raum erfordern, mit Vergnügen diese Blätter offen. — Die K. K. Mährisch-Schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur und Landeskunde, hat den Verfasser aus Hochschätzung seiner Verdienste, die er sich um die vaterländische Geschichte erworben, zum correspondirenden Mitgliede aufgenommen.

2.

Prag 22. September 1816.

Privat-Blinden-Institut.

Das hiesige Erziehungs-Institut für blinde Kinder und Augenkranke hat besten Fortgang. Im September wurden durch die geschickte Hand des vortrefflichen Arztes und Menschenfreundes Fischer wieder 6 Staarblinde sehend. Hundert und zwölf Erblindete verdanken ihm nun schon das wieder erlangte Lebenslicht. Funfzehn nicht mehr herzustellende genießen sehr zweckmäßige Pflege, Erziehung und Unterricht. Die Güte des letztern bestätigen die Erfolge, in den sieben öffentlichen Prüfungen, welche bisher mit ihnen statt hatten; vorzüglich aber in der letzten vom 10. August. Allgemeine Rührung ergriff die ansehnliche Zahl der Anwesenden, als fünfe von den Hergestellten vom Institute Abschied nahmen und mit tiefer Empfindung den Stiftern und Erhaltern desselben, ihren Dank für die erhaltene Bildung und für die Wiedererlangung des edelsten Sinnes abstatteten.

Einer der vorzüglichsten Wohlthäter des Instituts ist der Erzbischof und Primas des Königreichs, Chlumczansky *). Fast alle Pfleger desselben verrichten ihre Geschäfte unentgeldlich, namentlich Herr Doktor Fischer, Hr. Katechet und Kooperator Sichrowsky, Hr. Kanzellist Kozeluch, Hr. Fornik, Professor der Klarinette, Hr. Zaluzan, Professor des Waldhorns am hiesigen Musik-Conservatorium, Hr. Rieger, k. k. Beamte, Demoiselle Förlinger, Hr. Buchbinder Bayer, Hr. Sailer Struck, Hr. Binder Kupfrecht.

*) Auch die hier in Brünn befindlichen, so würdigen, als sehr bedürftigen Elisabethinerinnen verdankten Ihm vor kurzem die ansehnliche Unterstützung von 2000 fl. D. H.

Debatten und Berichtigungen.

Ungarns Verfassung.

In Nr. 79 dieser Blätter vom Jahre 1813 wurden einige charakteristische Züge der ungrischen Verfassung in gedrängtester Kürze mitgetheilt, weil sie 1) an sich äußerst merkwürdig, 2) den allermeisten Nichtungarn, wie Schreiber dieses aus vielen Erfahrungen weiß, gar nicht oder nur sehr oberflächlich bekannt sind. Hinlängliche Gründe, ihre Aufnahme in ein Nationalblatt für gebildete Leser zu rechtfertigen, welches nie eine andere Parthei nahm als für Recht und Wahrheit, und daher nicht nur freie Berichtigung vorkommender Irrthümer, sondern die Aufstellung der entgegen gesetzten Ansichten *) gestattet. Eine solche hat nun unter andern der Pristalde des Georgikons, Herr Emerich Krainer, über die im obigen Aufsatze angefochtene, bei den Ungarn wirklich gesetzliche Opposition, Repulsion und Reoccupation, wenn doch der Richter Exequirung des Urtheils und Aufgebung des Besitzstandes ausgesprochen hat. Da es ihm nicht gefällig war, diese seine literarische Opposition im Hesperus selbst zu machen, sondern sie zum Gegenstande seiner Inaugural-Dissertation **) zu wählen; so müssen wir die Leser auf dieselbe aufmerksam machen und zugleich auf Nr. 48 der Wiener Allgemeinen Literatur-Zeitung 1816 verweisen, wo der Opponent scharf zurecht gewiesen wird.

*) Unter andern diene zum Beweise Nr. 51. S. 407.

**) Epikepsis Juridica assertorum in ephemeridibus Hesperus dictis circa oppositionem, repulsionem, reoccupationem, contentorum, quam dissertationem inaugurali occasione censurae pristaldalis elucubravit Emericus Krainer Pristaldus in Georgico Keszthelyiensi et eo tempore Secr. Dis. Anno 1815. Pesth. Trattner 1816.

2.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 59. Dezember.

Beiträge zur Topographie von Oestreich.

Notizen über die Herrschaft Lilienfeld im Viertel ober Wiener-Wald*).

Diese Herrschaft ist aus den getrennten Besitzungen zweier ältern Eigenthümer gebildet worden. Die eine gehörte den Herrn von Lilienwe ld, denen sie der Markgraf von Oestreich, Leopold 7te der Glorreiche 1202 abkaufte und darauf die dermalige Cisterzienser Abtei Lilienfeld stiftete. Letztre kaufte 1626 noch die Herrschaften Bergau und Annaberg, den Grafen von Jörgen vorhin gehörig, dazu.

Die Trasen ist der Hauptfluß von der alten ursprünglichen Herrschaft Lilienfeld und an derselben liegen auch in der Richtung von Süden nach Norden, die ihr zugehörigen zwei Märkte: Lilienfeld und Wilhelmsburg; so daß sie in dieser Richtung weit über die südliche Hälfte des Viertel ober Wiener-Waldes sich hinaus erstreckt, und noch in die nördliche Hälfte nach der Donau zu eingreift; da nach Südwest zu die beiden andern ihr zugehörigen Märkte Türniz und Annaberg, an der Türniz liegen, welche an letzterm Orte entspringt und sich in nordöstlicher Richtung in die Trasen ergießt.

Die beiden zugekauften Herrschaften liegen östlich der Trasen in der Richtung nach Baden zu und begreifen 3 Märkte, wovon der östlichste Kaumberg, am Ursprung der Triesting, nahe an der Gränze des Viertel unter Wiener Walds liegt. Die andern beiden Hainfeld und St. Veit liegen an der Ramsau, die sich nach Westen zu in die Trasen ergießt.

Eine eigenthümliche Merkwürdigkeit ist der gänzliche Mangel an eigentlichen Dörfern auf diesen drei vereinigten Herrschaften, eine Merkwürdigkeit, welche im südlichen Oestreich, längs der Steyermärker Gränze, oft wieder angetroffen wird. Einzelne Höfe oder Häuser liegen zerstreut im Gebirge umher und werden in den Conscriptionslisten, nach angemeßner Lage zu einer Stadt, gewisser Gegend oder zu einem Markt gerechnet, und darnach benennet.

Zu der Pfarre	Lilienfeld	gehören	376 Häuser
— — —	Wilhelmsb.	—	303 —
— — —	Kaumberg	—	182 —
— — —	Hainfeld	—	302 —
— — —	Ramsau	—	142 —
— — —	Kleinzell	—	164 —
— — —	St. Veit	—	405 —
— — —	Türniz Dürniz	—	301 —
— — —	Annaberg	—	222 —
	In allem . . .		2397 Häuser

bewohnt von 13526 Seelen im Jahre 1813; darunter 1154 Bauern und 286 Bürger-, Gewerbs-Inhaber und Künstler-Familien.

Der gebirgigte Charakter ist schon angedeutet, am stärksten in Süden, mit abstufender Abdachung gegen Norden, wo bei Wilhelmsburg schon die St. Pöltner Ebne, das sogenannte Steinfeld anhebt.

*) Nach Mittheilungen mehrerer verehrten Männer. Den ökonomischen Theil dieser Topographie findet man in den Oekon. Neuigkeiten Nr. 56. 1816.

Gegen das Viertel unter Wiener Wald beginnt das Gränz-Gebirge, zwischen diesem und dem Viertel ober Wienerwald bei Kaumberg am Hocheck, (dessen östliche Seite zur Kammeralherrschaft Mariazell gehört) scheidet die Herrschaft Merkenstein von der Herrschaft Lilienfeld, zieht sich südwestlich zur Ramsau, über Kleinzell weg und scheidet Lilienfeld von der Gräfl. Hoyosischen Herrschaft Hohenberg und St. Aegid, zieht fort bis an die Steyersche Gränze und längs dieser fort bis zum Oetscher, dessen Rücken die Herrschaft Gaming von Lilienfeld scheidet, — dann wieder an der Westseite von Annaberg und Türnitz nördlich hinauf bis Wilhelmsburg, als natürliche Gränze gegen die Fürstl. Corsinischen Herrschaften Weisenburg, Kirchberg und Friedau in Nordwesten.

In dieser Kette von Bergen ist der Oetscher der höchste. Nach einer im Jahre 1804 von Sr. K. Hoheit dem Erzherzoge Johann angestellten Messung erhebt er sich gegen 6000 (genau 5990) Pariser Schuhe über der Meeresfläche, folglich schon höher als alle Gebirge Mährens, Böhmens, Schlesiens und Galiziens *). Der Göller und Giebel in der benachbarten Herrschaft Hohenberg werden ihm nicht viel nachgeben. Von bedeutender Höhe sind die Lilienfelder Alpen, die Hoch- und Reisalpen zu Kleinzell, der Unterberg in der Ramsau, das Hocheck bei Kaumberg, der Hohenstein zwischen Lilienfeld und Kirchberg an der Bielach.

Die herrlichsten Thäler durchschneiden dieses Gebirge.

1) Zieht sich aus Osten von Kaumberg her ein anmuthiges Thal, westlich über Hainfeld, St. Veit und verbindet sich mit dem Lilienfelder Hauptthal, bewässert vom Gelsenbach und Staugraben. Es setzt östlich fort ins Triestinger Thal und führt so durch das Gränzgebirge der beiden Kreise nach Altenmarkt im Viertel u. W. W.

Als Seitenthäler finden sich in der Ordnung von Osten nach Westen das Ramsauer, südöstlich, das Kleinzeller, südlich mit dem Haltbach in gleicher Richtung das Wiesenbacher, jedes über zwei Stunden lang; letzterem gegenüber nördlich nur das Schwarzbacher, weil hier ein hoher Gebirgsrücken, als Quellenscheide (deren beträchtlichere Gewässer fast alle jenseitig nördlich laufen) parallel mit dem Hauptthal fortlaufend, ihm zu nahe liegt.

Die diesseitig hier südlich fließenden kleinen Gewässer werden meistens Gräben genannt.

2) Das Lilienfelder Hauptthal beginnt bei Wilhelmsburg und erstreckt sich in reizender Mannichfaltigkeit in südlicher Richtung bis Lilienfeld, sodann schlängelt es sich südwestlich hinan bis zur Steyermärker Gränze, obwohl unterbrochen durch den Annaberg, Joachims- und Josephsberg, über welche denn auch die Hauptstraße führt. Der Annaberg bildet eine Hauptquellenscheide. Außer mehreren Gewässern entspringt an ihm östlich der Trasen, und westlich der Türnitz-Bach. Beide gehen südlich, vereinigen sich kurz vor Türnitz, fließen dann nordöstlich und ergießen sich zwischen Türnitz und Lilienfeld in den von St. Aegid herkommenden Trasenfluß, der nun das Hauptthal weiterhin bewässert.

Von Norden angefangen sind dessen Seitenthäler

1) das kurze Kreisbacher, gleich von Wilhelmsburg östlich, nördlich des erwähnten Gebirgs-Rückens.
2) Südlich desselben, das weit beträchtlichere, schon erwähnte, östliche Hainfelder.
3) Südlich von Lilienfeld, der westlich laufende Bögersgraben, welcher durch den Marchgraben, mit dem weiten Kirchberger Thale in Verbindung steht.

*) Das Stift Lilienfeld selbst liegt nach der bei der Anwesenheit Sr. K. K. Hoheit des Erzherzogs Karl den 22. Juli 1813 angestellten Messung 1095 Pariser Fuß über der Meeresfläche.

4) Der Forafelder südsüdöstlich nach Hohenberg und dann südsüdwestlich über St. Aegidy nach Steyermark führende Graben von den Haupt-Trasen bewässert.

5) Westlich vom Markt und der Poststation Türnitz geht südlich der Trasengraben hinab, mit welchem sich die von Südosten herkommende Weitenau verbindet.

Südlich der Glashütte bei Türnitz drängt sich das Hauptthal zu einem Engpaß zusammen. Westlich von Annaberg bildet sich zwischen diesem und dem Joachimsberg das Lasnizthal durch ein neues hier an der Wasserscheide entsprungenes und nach Steyermark hineinziehendes Gewässer, die Lasniz.

Dicht an der Gränze der letztern Provinz befindet sich der Erlaufsee, der einzige der Herrschaft, durch welchen der Erlauf geht.

Der Hauptfluß ist die schon erwähnte Trasen oder Traisen. Nach der Karte des Generalstabs *) entspringt er nördlich des Gebirgsrückens, auf welchem sich von Westen nach Osten folgende Berge befinden: der Goller, Hofalm, Grinsteinfelsen und Gippl, und an welchem auch die westlich nach Steyermark gehende Salza entspringt. Des Ursprungs des Trasenbachs bei Annaberg ist schon erwähnt. Beide gleichnamigte Gewässer scheidet nach eben dieser Karte der Rücken des Trasengebirges.

Diese Trasen, welche über St. Aegidy kommen, nach der Karte, als der Hauptfluß gelten muß, wird von einigen als die unächte bezeichnet.

Mit ihr verbindet sich die vom Oblshof unter Hainfeld herkommende und schon erwähnte Oblsen, die durch die Ramsau und den Halbach von Kleinzell, so wie durch den Triesenbach und den Schwarzenbach vergrößert wird.

Die Traisen geht dann St. Pölten vorbei, unterhalb Traismauer in die Donau.

Der schon erwähnte seitwärts bei Annaberg am Ulrichsberg entspringende Lasnizbach, der sich wieder in die Erlauf ergießt, bildet bei dem Josephsberg einen sehr sehenswürdigen Wasserfall.

Die noch die Gränze der Herrschaft in Westen berührende Bielach entspringt nicht weit von Schwarzenbach, geht nördlich und nordwestlich vor Kirchberg, Rabenstein, Hofstätten vorbei und nicht weit von Lostorf unterhalb Mölk bei Spielberg in die Donau.

Das Klima ist gemäßigt bis in Süden herab nach Annaberg. Aber von da an bis zur Steyerschen Gränze tritt der Charakter des Hochgebirgs ein, rauhe, sehr veränderliche Witterung. In manchem Sommer zählt man in diesem südlichsten Theil der Herrschaft kaum drei recht warme Tage. Die Winter bringen häufigen, oft Klafter hohen Schnee, der selten vor halbem April anfängt zu schmelzen. Rauhe Winde verbittern nur zu oft die wenigen, schönen Frühlingstage. In trocknen Jahren ist der Sommer angenehm, trotz der heißen, gesperrten Luft in den engen Thälern. Reichlichen Ersatz geben die herrlichen Morgen und Abende, durch die Kühle der reichen Bewässerung und der Beschattung anmuthiger Wälder. Die beständigere Jahrszeit tritt in der Regel für den Herbst ein. Doch treten auch schon in der Mitte Septembers dichte Nebel und gegen Ende Oktobers Regengüße und im November häufige Schneegestöber ein. Der Winter ist in den vor den Nordwinden durch die Gebirgswände geschützten Thälern gelinder, als im flachen Lande. Süd- und Ostwinde sind durch den Hauptzug der Hochalpen abgehalten, daher selten und, wenn sie sich einstellen, von kurzer Dauer.

Der Boden ist im Ganzen weniger zum Getreidebau als zu Wald- und Wieswachs geeignet. Mit dem Ansteigen des Gebirges mindert sich seine Fruchtbarkeit. Doch würden die fruchtbaren Thäler auch reichlichen Körner-Ertrag geben, könnte man hier des häufigen Grases und Unkrauts Herr werden. Dann hemmen die vielen Gebüsche und Einzäunungen, (da unzählige lebendige Hecken und

*) Blatt: Umgebungen von Mariazell.

todte Einfriedigungen *) nicht etwa nur die sehr zerstreuten Besitzungen abgränzen, sondern das Eigenthum eines und desselben Herrn ebenfalls wieder vielfach und wirklich labyrintisch, mit malerisch schönem Effekt durchkreutzen) den Durchzug der Luft, vermehren das ohnedem reichliche Maaß von Feuchtigkeit, befördern Rost und Mehlthau. Die häufigen und heftigen Regen legen das grüne Getreide zu Boden, erschweren seine Erndte und bringen es oft schon auf dem Felde zum Auswachsen. Was die Verwitterung verschont, wird eine Beute des Mausegeschlechts, das sich aus den Wäldern in Schaaren auf den Feldern verbreitet.

Weizen gedeiht nur in den schon der Fläche sich nähernden Gegenden. Korn baut man kaum zwei Drittel des Bedarfs. Häufiger werden dagegen Gerste, Haber, Linsen und Mischling, (Gerste) Wiken und Erbsen gebaut. In den höchsten Gebirgsgegenden, wie um Annaberg, kommt kaum eine andere Frucht als Haber, höchstens etwas Gerste fort; Korn nur in Holzschlägen, deren Stöcke und Astwerk man verbrannt hat.

Die sonst so seltne Gemse hat hier an der Steyerschen Gränze ihren Wohnsitz. Außer dem gewöhnlichen Hoch- und andern Wild, zeichnen sich hier noch aus weiße Hasen, Schild- und Auer-Schnee- und Stein-Hühner. Doch mindert sich der Wildstand von Jahr zu Jahr, als Folge der Kriege und der Dieberei durch Bauern und Holzknechte. Es lohnt den Herrschaften, denen das Recht der Jagdbarkeit zusteht, kaum die Jäger zu halten.

Holz ist das Hauptprodukt der Gegend. Der Botaniker und besonders Pharmaceut findet hier: Wolverlei (Arnica m.) Enzian (Gent. lat. et pann.) Balbecan (Val. off.) Sandbeere (Arb. uv. cersi) schwarze Nieswurz (Helleb. nig), verschiedne Aconita &c.

Kalk ist das herrschende Gestein, welches die hohen Alpenzüge bildet und mehrere treffliche Marmoranten (einen schwarzen bei Türnitz, einen graurothen zu Bögersbach hinter Lilienfeld) liefert. Annaberg ist berühmt 1) durch seinen Gyps, der Gegenstand eines beträchtlichen Handels nach Wien und ins flache Land, ja bis hinter Brünn zur Kräftigung der Kleefelder, bei denen er Wunder thut, 2) Durch seinen ehemaligen Bergbau auf Blei und Silber, dessen Wiederaufnahme 1806 in einigen Versuchen aber nicht zur Fortsetzung aufmunterte. — Dagegen wird das kaiserl. Bleibergwerk in Schwarzenbach an der Bielach noch mit einigem Erfolg betrieben.

Torf findet sich bei Mitterbach auf der sogenannten Teufelswiese, von Herrn von Rosthorn, dem Besitzer zur Felder- und Wiesen-Besserung verwendet, nachdem die vor 40 Jahren dort erbaute Glashütte längst eingegangen.

Keine Sümpfe verpesten hier die Luft, welche vielmehr bei der hohen Lage und dem steten Wechsel durch Windzüge sehr gesund ist; daher gedeihen denn auch Menschen und Thiere in ihr vortrefflich. Jene sind ein kräftiger Schlag, mittelgroß, gutmüthig und mit guten natürlichen Verstandes-Anlagen; um so besser, je höher sie wohnen, je weiter sie von Haupt und Provincial-Städten und deren Einflüssen entfernt sind. Von größern Diebereien oder gar Einbrechen, obgleich die Häuser oft ganz leer stehen, weiß man nichts. Leider haben auch hier die vielen durchziehenden Soldaten aller Art, Fuhrknechte und Fabriksarbeiter, nach den Klagen der Aerzte, die Lustseuche verbreitet, welche diesem herrlichen Menschenschlag Entnervung drohet; um so mehr, da Viele das Uebel nicht kennen, es nicht achten, vernachläßigen, sorglos es fortpflanzen und nicht eher es offenbaren, als bis es in hohem Grade zugenommen hat. Ihm gründlich zu steuern, wäre wohl gleich wichtig und wohlthätig, wie die Einführung der Vaccine. Hier ist ein Feld für

*) Letztre machen ¾ gegen jene aus, theils wegen Holz-Ueberfluß, theils weil im höhern Gebirge ein lebendiger Zaun schwer aufzubringen ist.

die medizinische Polizei, wo unverwelklich Lorbern für den zu erringen sind, der den Gatt in seinem Busen und den höhern Beruf mit dem Bewußtsein der nöthigen Kraft und Einsicht, lebendig fühlt, ein Retter des Menschengeschlechts zu werden!

Des Anscheins einer gewissen Schwerfälligkeit unerachtet, Folge des steten Bergsteigens, das nur gemach vollbracht werden kann, ist doch dieses Volk sehr arbeitsam, sobald es gilt. Daher der zunehmenden Verarmung durch ähnliche Industrie, wie sie in den böhmischen Gebirgen herrscht, zu Hilfe gekommen werden sollte. Sehr geeignet dürfte für sie die Verfertigung der hölzernen, auch eisernen Uhren (wegen der Nähe von Mariazell) seyn *). Und wer wäre wohl nach Herz und Geist fähiger, hier als Menschenfreund einzuwirken, wie der vortreffliche Ladislaus Pircher?

Drei Fabriken bestehen: für Glas zu Türnitz, für Zinnober zu Annaberg, und für Steingut **). Die sogenannte Berchtesgadner Fabrik zu Türnitz ist nicht vielmehr als eine Drechslerei auf 2 Gesellen. Unter den Gewerbsleuten zählt man 83 Wirthe (erklärbar wegen der Hauptstraße nach Steyermark über Mariazell, dem bekannten Wallfahrts Ort, auch durch die kaiserlichen Eisenwerke berühmt) 71 Müller, 46 Leinweber, 41 Schuster, 38 Schneider, 30 Holzhändler, 18 Krämer, 17 Hammer- 15 Huf- und 6 Nagel-Schmiede, 16 Bäcker, 13 Binder, 9 Fleischhauer, 9 Lederer, 9 Tischler, 8 Kohlenhändler, 7 Wundärzte, 7 Wagner, 5 Schlosser, 5 Drechsler, 5 Griesler, 4 Bierwirthe, 4 Eisenhändler, 4 Mauerweißer, 4 Zimmermeister, 3 Uhrmacher, 3 Bierbrauer, 3 Färber, 3 Töpfer, 3 Kirschner, 3 Sattler, 2 Glaser, 2 Handschuhmacher, 2 Lebzelter, 2 Nadler, 2 Riemer, 2 Sailer, 2 Seifensieder, 2 Weisgerber, 2 Zeugschmide, 1 Büchsenmacher, 1 Flechtenmacher, 1 Kammmacher, 1 Kupferschmied, 1 Siebmacher, 1 Stuker (in Stukatur von Gyps?) 1 Tuchmacher, 1 Weißgeschirrmacher, 1 Feilhauer, 1 Ropenknig oder sogenannter Betenmacher (?)

Außer diesen eigentlichen Gewerben nähren die Holzschläge viele Menschen. Auch verfertigt man in der Gegend von Kaumberg und Kleinzell hölzerne Geräthe aller Art, die nach Wien gehen.

Die Wohnungen der Bauern sind meistens hölzerne, dunkle, niedre Hütten, wo höchstens Wohnstube und Küche gemauert sind.

Ein Knecht erhält nebst der Kost an Lohn jährlich 25—30 fl.; eine Magd 18—24 fl.; ein Taglöhner 18—30 kr. täglich ohne Kost.

Das Hausgesinde im Gebirge fordert keine besondre Speisen, wohl aber viele und mancherlei, besonders bei schweren Arbeiten. Die hauptsächlichsten sind Grieskoch, fettes, gesalzes Fleisch und tüchtig geschmalzte Mehlspeisen.

Hauptgegenstand des Handels ist das Holz in allen Gestalten, als Kohlen, Laden, Pfosten, Scheiter, Weinstöcke, Reife, Stangen — dann Zug- und Melk-Vieh fürs flache Land.

Anmerkung. Ich wünsche und bitte alle, welche dazu Gelegenheit haben, diese Notizen fortzusetzen und zu erweitern.

D. H.

*) Man lese in Nr. 76 1813 dieser Zeitschrift den interessanten Aufsatz: Großes aus Kleinem, Heil aus Verderben oder die Uhrenfabrik des Schwarzwaldes.

**) Wo diese? Keine Gewehrfabrik?

Geschichte.

Die Prophetin Christine Poniatowsky im Jahre 1628 a).

Bemerkenswerth ist es, daß schon mehrmalen nach Beendigung großer und langwieriger Kriege der Aber-

a) Das hier Berichtete ist aus zwei sehr seltnen Schriften des Amos Comenius entlehnt, deren Titel lauten: Historia Persecutionum Ecclesiae Bohemicae. Ohne Druckort, 1648, und V. P. Jana La-

prophetismus über Hand nahm, den aber auf allezeit de stille leidenschaftlose Vernunft bald wieder in sein Nichts auflösete. Dies war der Fall in unsern Tagen, wo mancher Schwärmer, unter dem Namen eines Propheten bei nicht wenigen Aufsehen zu machen begann. So berühren sich oft die Extreme. Dem höchsten Unglauben, dem frechsten Libertinismus folgt ängstlicher Aberglaube und lichtscheuer Mysticismus. Jedoch — nihil novi sub sole! Auch während und nach dem dreißigjährigen Kriege war dieses Prophetenwesen an der Tagesordnung, und selbst Amos Commenius, oft eben so leichtgläubig als frommer Enthusiast, fand es der Mühe werth, der Christine Poniatowsky, einer Prophetin dieser Art, in seinen Schriften ein Denkmal zu setzen. — — —

Ihr Vater, Julian Poniatowsky, ein polischer Edelmann, war zuerst Katholik und Mönch, dann Prediger bei den böhmischen Brüdern. Im Jahre 1627, in welchem seine Tochter Christine bei einer böhmischen Edelfrau Zelkinger, in der Nähe von Gitschin gedient, fiel sie in die erste prophetische Extase, wohlgemerkt, während einer schweren Krankheit. Als dies ihrem Vater, der aus Böhmen vertrieben bei dem Baron Karl von Zierotin in Mähren als sein Bibliothekar Aufnahme und Schutz fand, hinterbracht wurde, warnte er sie ernstlich, und schrieb ihr unter anderm: „Bitte Gott um deine Gesundheit, und nehme dich in Acht, daß du Niemanden von deinen Visionen, die eine Ausgeburt deiner verirrten Phantasie sind, etwas erzählest. Du hast genug Offenbarungen in deinem Katechismus; ich will nicht, daß meine Tochter eine Prophetin sey." a) Doch später hat auch er sich überzeugt, — sagt der abergläubische Comen, — daß seine Christine aus göttlicher Eingebung geredet. Julian starb den 6. Jänner 1628. Nun nahm Commenius Christinen als seine Pflegetochter auf, bei dem sie im Mysticism gewaltige Progressen machte. Am 23. Jänner des benannten Jahrs kam ihr, sagt unser Gewährsmann, vom Himmel der Befehl zu, dem Fürsten Albert von Waldstein, damaligen kais. Generalissimus, zu schreiben, ihn wegen seiner Verfolgung der Akatholiken zu warnen, und den Brief selbst nach Gitschin zu tragen. Jeder ihrer Bekannten erschrack über dieses ihr Vorhaben, wegen der großen dabei obwaltenden Gefahr. Sie aber, unerschrocken führet es aus, eilt bei der größten Körperschwäche und im strengsten Winter nach dem 4 Meilen weit entfernten Gitschin. Wie sie hier angekommen, baten einige Edelfrauen, die sie begleitet hatten, a) bei der Gemahlin des Fürsten von Waldstein um eine gnädige Audienz, die ihnen auch für den kommenden Tag zugesagt wurde. Christine erscheint, die Fürstin und ihr zahlreicher weiblicher Hofstaat, von der Absicht ihrer Ankunft unterrichtet, harren mit gespannter Aufmerksamkeit auf ihren Vortrag; allein plötzlich verfällt die Prophetin in fürchterliche und schmerzliche Convulsionen; die Fürstin und ihre Zofen erschrecken; und Christine, nicht mehr zu reden vermögend, wird in ihre Behausung zurück getragen. — Das Schreiben behielt die Fürstin zurück, und weil es ein geistliches Anliegen enthielt, ließ sie es durch die Jesuiten erbrechen. Diese dringen darauf, daß man aus der Prophetin den pikardischen Teufel austreibe, und sie in den Kerker bringe; welches aber die gütigere, humaner denkende Fürstin nicht zuließ. — Indessen kömmt der Herzog von Friedland an, und vernimmt, was sich zugetragen. Man überreicht ihm das ominoese Schreiben; — er liest — lächelt, und spricht: „Mein Kaiser ist zwar ein mächtiger Herr; von Madrid, von Konstantinopel, von Rom rc. bekömmt er Briefe; aber ich — bekomme jetzt einen sogar vom Himmel." Für diesen Scherz, sagt Comen, hat er wohl zu Eger genug gebüßt b). —

Christine setzte ihre Prophezeyungen fort, gab ihre Offenbarungen sogar im Drucke heraus, c) bis sie denn im Jahre 1629 den 2. Jänner vom Schlag gerührt, den 27. hierauf verschied. Doch, o des Wunders! bald darauf stand sie auf von den Todten, heirathete einen gewissen Mährer, Daniel Strege, der bei dem Prinzen des böhmischen Winterkönigs, Friedrichs, Hofmeister gewesen, gebar ihm in 12 Jahren 5 Kinder, bis sie denn im Jahre 1644 den 6. Dezember zu Lissa

---

sytsého Hystorye o Půwodu a Činech Bratřj Českých Kniha osmá, vom J. 1649. Gedruckt zu Halle 1765. —

a) Sie war damals 16 Jahr alt. — —

a) Wahrscheinlich waren sie Schülerinnen der jungen Prophetin.

b) Sed expertus est, quam jocari conveniat in rebus seriis; brevi post eo ipso mortis genere, quod praedixerat Christina, misere perditus. — Historia Persecutio. Eccl. Boh. pag. 422 — —

c) Um was ist denn unser Zeitalter aufgeklärter, als es das damalige war, da man jetzt wie damals die Träumereien exaltirter, verrückter Menschen im Drucke heraus gibt, um damit Schwachköpfe zu bethören und irre zu führen? ! — —

in Hohen zum zweitenmal, — aber jetzt für immer starb a).

Kopidlno am 14. August 1816.

F. X. Wacek.

Berichtigungen.

Zu Andrés kurzem Abriß der Geographie des Oesterreichischen Kaiserthums. Prag 1814.

Seite 24. A. Leinwandartikel.

„Der Hauptsitz ihrer Fabrikazion befindet sich in „den nördlichen und östlichen Gebirgen Böhmens, „Mährens, und zum Theil in den Abhängen nach „Schlesien zu. Sie beschäftigt 400,000 Flachsspin„ner ꝛc."

Ich bemerke hiebei:

So wie es da steht, muß man verstehen die sämmtlichen Fabrikazionen in Böhmen, Mähren und Schlesien, und doch ist die Zahl der Spinner und Weber ꝛc. von Mähren und Schlesien besonders angezeigt. Soll man deren Anzahl von der Totalsumme abziehen, so dürfte der Ueberrest viel zu gering seyn, gegen den wirklichen Bestand in Böhmen.

Wahrscheinlich ist deßhalb die Angabe der 400,000 Flachsspinner, 55,000 Weber ꝛc., blos von Böhmen gemeint *).

Wenn diese Angaben richtig sind, — und gewiß sind sie eher zu gering, als zu hoch — so liegt in denselben selbst der Beweis, daß — was auch ganz bestimmt der Fall ist — die Anzahl der Spinner doch auf jeden Fall zu gering angegeben ist. Man kann auch mit Rücksicht auf die geschicktesten und fleißigsten, auf einen Spinner, der nichts anders arbeitet, im Durchschnitte nicht mehr, als ¼ Stück Garn täglich rechnen; dieß macht jährlich, da 2 Wochen wenigstens auf Feyertäge im Jahre abgerechnet werden müssen, für 1 Spinner 75 Stück, für 400,000 Spinner jährlich 3,000,000 Stück Garn. Angenommen, daß von den 300,000 Schock gebleichten Leinwanden und Kattunen ⅔ Leinwand — und gewiß war es eher mehr, als weniger —, und von den 470,000 Schock Zwirn und Garn ⅓ Zwirn gewesen seyn, so macht das von 200,000 Schock Leinwand zu 15 Stück Garn im Durchschnitte gerechnet 3,000,000 Stück Garn,

von 423,000 Schock Garn oder à 60 Stück . . . . . 25,380,000 — —

von 47,000 Schock Zwirn, dreifädig á 180 Stück . . . . 8,460,000 — —

Es ist daher als gebleicht angegeben . . . . . 36,840,000 Stück Garn,

oder deren Produkte, also 6,840,000 Stück Garn mehr, als 400,000 Spinner erzeugen können, und doch ist noch alles Garn nicht gerechnet, woraus die auf den unzähligen Hausbleichen gebleichte Leinwand, die viele gezogene Waare, der Battist, der Schleyer erzeugt sind.

Diese Unrichtigkeit rührt daher — daß bei den Kommerzialeingaben die Anzahl der Spinner nicht allein mit höchst seltenen Ausnahmen geringer angegeben wird, als sie wirklich besteht, sondern nur jene Individuen, als Spinner aufgezählt werden, die sich durchaus mit nichts andern beschäftigen. Gewiß wird aber doppelt soviel Garn durch jenes Spinnen erzeugt, das als Nebenbeschäftigung getrieben wird, als von den eigentlichen Spinnern.

Zwar könnte man obiger Berechnung entgegen setzen, daß, da in Mähren 200,000 Spinner 15,000,000 Stück Garn erzeugen, dagegen aber nur in 200,000 Schock Leinwand à 15 Stück . . . . 3,000,000 St. Garn

in 30,000 Schock gezogener Waare á 20 St. . . . . 600,000 — —

in 40,000 Dutzend Tüchern à 5 St. 200,000 — —

zusammen 3,800,000 St. Garn

verarbeitet ist, die übrigen 11,200,000 Stück Garn nach Böhmen überführt worden seyn. Es wird nun zwar auch vieles Garn von Mähren nach Böhmen überführt, mehr jedoch gebleichtes, als rohes, und es wird daher durch diesen Umstand obige Berechnung eben nicht viel Abänderung leiden dürfen. Dazu kommt noch, daß in dem Jahre 1812 unendlich weniger Leinwand erzeugt und gebleicht wurde, als in frühern Zeiten, die Zahl der Spinner jedoch nicht in nemlichem Verhältniße geringer war.

Wenn nie mehr gebleicht würde, so wären die Bleichen wohl eben nicht groß zu nennen, da bei 500 in Böhmen auf einer Bleiche nur 1540 Schock Leinwand, Kattun, Garn oder Zwirn, in Mähren bei 100 aber 2000 Schock Leinwand im Durchschnitte gebleicht werden könnten.

Ich habe aber im Jahre 1803 auf der einzigen Bleiche zu Neuschloß bei Arnau zu gleicher Zeit 7,000 Schock Leinwand in Arbeit gesehen, und es wurde in der Regel daselbst in einem Jahre 1810, circa 10,000 Schock Leinwand und Kattun abgebleicht.

---

a) Ihre Leichenrede hielt der böhmische Pastor Wenzel Lecharius; ihr Leben beschrieb Commenius in seiner Schrift: Lux in tenebris — betitelt. —

*) So ist es.

D. P.

Mährens und Schlesiens Garnbleichen sind bei weiten von mehr Bedeutung, als seine Leinwandbleichen, und sind wahrscheinlich bedeutender, als die böhmischen Garnbleichen, und sind doch nicht erwähnt.

Landskron den 22. Febr. 1816.

p. p. Erxleben.

Anmerkung. Ausnehmend dankbar bin ich dem einsichtsvollen, erfahrungsreichen, verehrten Verfasser, für diese so gründlich motivirte Berichtigung. So wünschte ich mir sie über alle Data, besonders meines größern Werks, von Sachkennern.

D. H.

Debatten und Berichtigungen.

Mehadia betreffend.

Diese Blätter haben vor einiger Zeit (Dezember Heft 1815 Nr. 60 Seite 477) Nachrichten aus Mehadia geliefert, welche die dortigen Badanstalten in einem ungünstigen Lichte darstellen. Der Verfasser dieser Nachrichten spricht mit großer Zuversicht und nicht anders, als ob er ämtlich unterrichtet wäre. Nichts desto weniger sind manche seiner Angaben ganz unrichtig, andere übertrieben, und der ganze Aufsatz einer vielfachen Berichtigung bedürftig. Einsender dieser Zeilen behält es sich vor bei größerer Muße in dieser mit Recht geachteten Zeitschrift eine umständliche Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Mehadier-Bäder — dieser seit Jahrtausenden berühmten Heilquellen niederzulegen, die am besten geeignet seyn wird, jene größtentheils grundlosen Angaben zu widerlegen. Schon dermalen aber kann Schreiber dieses aus ämtlichen Urkunden unterrichtet, es sich nicht versagen, die wichtigeren Angaben jenes Aufsatzes zu berichtigen, und dadurch der unvortheilhaften Meinung zu begegnen, welche derselbe von der Badverwaltung zu verbreiten geeignet ist. Gleich die Anzahl der Badgäste ist mit 1064 Personen viel zu hoch angegeben; sie belief sich nur auf 857; es besuchten nemlich im vorigen Jahre diese Bäder 22 Geistliche, 71 Militärs vom höhern Stande, 371 Mann vom Feldwebel abwärts, 63 Beamte und Beamtens-Frauen nebst andern Honoratioren, 35 Edelleute und Edelfrauen, 173 Personen vom Handels- und Bürgerstande, und 117 vom Bauernstande. Diese Gäste erschienen während der ganzen Dauer der Badezeit, die von oben erwähntem Referenten bemerkten 1064 Personen sollen nach seiner Aussage schon bis Ende Juli v. J. die Bäder gebraucht haben. — Wahr ist es, daß diese große Anzahl von Gästen, die im vorigen Jahre sich höher belief, als 1814 und 1813, (im ersteren Jahre zählte man nur 569, im letzteren nur 585 Gäste) nicht durchaus bequeme Unterkunft fand — daß aber „über hundert Kranke aus Mangel an „Unterkommen wieder abreisen mußten." „Böden und „Ställe mit Gästen zum Nachtheile der Gesundheit vieler voll gepfropfet waren, ist eben so falsch, als daß „10 Offiziere in ein 3 Klaftern langes und 2 Klaftern „breites Zimmer zusammengedrängt würden. Diese Mehadier-Bäder sind erst in neuern Zeiten wieder ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden. Die Staats-Verwaltung hat seitdem umfassende Vorschläge sich erstatten lassen, wie die Benutzung der Bäder befördert, wie für das Unterkommen, die Bequemlichkeit, sogar für die Ergötzung der Gäste gesorget werden könne, und die meisten dieser Vorschläge sind bereits genehmigt; daß aber ihre Ausführung Zeit brauche, und nicht mit einem Male bewirkt werden konnte, leuchtet dem Unterrichteten um so mehr ein, als die anwohnenden Gränzer, welche die einzigen zu Gebote stehenden Arbeiter sind, ohnehin mit vielfachen Leistungen überhäuft, nicht gedrückt werden dürfen, und die ungeheuren Summen, die zur Ausführung der Entwürfe erforderlich sind, dem Staate ganz zur Last fallen, da der Ertrag dieser Bäder nur in dem sehr geringen Pachtschilling des Badinhabers besteht, welcher kaum die jährlichen Verwaltungskosten deckt, und nur darum so mäßig angesetzt ist, damit der Pächter desto mehr den Vortheil der Gäste berücksichtigen möge. Viel ist schon geschehen, und noch mehr werden wenige Jahre bringen. Noch heuer kommt zu den schon bestehenden, wahrlich nicht unbedeutenden Wohnhäusern, die im sogenannten Kameraltrakte 30, im Militärtrakte 7 Zimmer zählen, noch die Erbauung eines weitern geräumigen Unterkunftsgebäudes hinzu, und so wird bald dem allerdings dringendsten Bedürfnisse abgeholfen seyn. — Daß der Pächter seit drei Jahren vergeblich um einen Platz zur Unterbringung des Geflügels sollizitire, ist eine grundlose Behauptung. Zwei große und vier kleine Höfe zu Holzlagern und zur Erziehung des Geflügels bestimmt, sind doch wahrlich zureichend für Letzteres. Was würde es helfen, wenn nach dem Vorschlage des Verfassers die ganze Anstalt der Civil-Verwaltung übergeben würde? Stünden dieser größere Summen zu Gebote? wäre es ihr leichter die mächtigen Lokal-Schwierigkeiten zu heben, als den Behörden, welchen die Verwaltung des ganzen Landes anvertraut ist? und sollte etwa die Handhabung der Ordnung und der Polizei besser von Civil-Behörden als von den militärischen besorgt werden? Die Abkühlung der heißen Quellen mit kaltem Wasser ist keinesweges so entschieden, wie der Verfasser glaubt. Die Regierung nicht minder weise, wie er, hat vorläufig das Gutachten der Sachkundigen abverlangt, inwieferne eine solche Abkühlung die Heilkräfte der Bäder nicht gefährden würde. Zu wünschen wäre es, der würdige Hr. Professor Kitaibel hätte die längst erwartete Analyse der Quellen geliefert; leider! hindern ihn anderweite Geschäfte daran. Die sorgfältige Staatsverwaltung hat indessen Anstalt getroffen, daß diese Analyse auf anderem Wege bewerkstelliget werde.

Soviel mag zur Berichtigung jenes Aufsatzes genügen, dessen Verfasser so vielen unserer Reisebeschreibern gleicht, die schlecht unterrichtet, wie sie sind, doch nicht anders sprechen, als ob sie auf dem Dreifuß säßen.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 60. Dezember.

Neuigkeiten.

Leipzig im September 1816.

Die neue Encyklopädie.

Schon zwei Jahre lang sind zu dieser Encyklopädie aller Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet die Vorbereitungen von den Unternehmern (Herrn Professor und Oberbibliothekar Erich zu Halle und dem Besitzer der Gleditschischen Buchhandlung, Herrn Richter in Leipzig) gemacht, Anfangs des Jahres 1815 eine vorläufige Ankündigung als Manuscript an die Mitarbeiter, und im May dieses Jahrs eine weitere nähere Nachricht bekannt gemacht worden, worinn der Plan des Werks und dessen Ausführung näher erörtert wird, auch die Mitarbeiter namentlich aufgeführt und viele Artikel, als Probe der Bearbeitung mitgetheilt werden. Die vorzüglichsten Gelehrten Deutschlands sind zur Theilnahme in den Fächern, die sie besonders kennen oder cultiviren, eingeladen; daher man eine mit Vergnügen, Fleiß und Gründlichkeit unternommene Bearbeitung erwarten darf, welche für die einzelnen Artikel zwar kurz, jedoch für jeden Gebildeten verständlich und im Ganzen vollständig ausfallen wird. Das Ganze ist auf 20 — 30 Quartbände berechnet. Gegen 300 Gelehrte sind bereits als Mitarbeiter genannt, darunter aus den Oestreichischen Staaten

André, Wirthschaftsrath in Brünn, für die Staats- und Landeskunde von Oestreich überhaupt und für Böhmen, Mähren und Oestreichisch-Schlesien insbesondere.

Benigni, Edler von Mildenberg, Feldkriegssecretär bei dem Siebenbürg'schen General-Commando zu Hermannstadt, für die Staats- und Ortskunde Siebenbürgens und Militär-Gränze.

von Berczevicy zu Lomnitz, für einzelne Theile der Staatskunde Ungarns.

*) Gamauf, Professor zu Oedenburg, für die Geschichte, Staats- und Ortskunde des Oedenburger Comitats.

Generisch Gb. Prediger zu Käsmark, für die Beschreibung der Karpathen.

Generisch J. Professor zu Käsmark, für einzelne Gegenstände der Geschichte Ungarns.

Groß, Prof. zu Pressburg, Geschichte und Geographie des Pressburger Com.

v. Hammer, Rath und Hofdolmetscher zu Wien, für Geschichte und Geographie des Orients.

*) v. Hormayer, Hofrath und Historiograph Oestreichs zu Brünn, für Oestreichische Geschichte und Biographie überhaupt, dann für Geschichte, Staats- und Ortskunde Tyrols insbesondere und für einzelne Theile der Diplomatik.

v. Kazinczy zu Szephalom, für Magyarische Literatur.

*) Liebhald, Dr. und Prof. am Georgikon zu Keßthely, beschreibt den Plattensee.

Liechtenstern, Baron von, zu Wien, für die Staats- und Ortskunde Nieder-Oestreichs, Steyermarks, Dalmatien, Croatiens und Slavoniens.

*) Marienburg, Capit. und Pfarrer zu Weidenbach bei Kronstadt, für Geschichte, Staats- und Ortskunde Siebenbürgens.

*) Bar. v. Medenpansky zu Veszela bei Tyrnau, für die Geographie der Comitate Trentschin und Neutra.

Melzer, Prediger zu Pesth, für Theile der Ungrischen Geschichte.

v. Miller, Reichsbibliothekar zu Pesth, eben so.

*) Rumi, Professor am Georgikon zu Keßthely für die Geschichte, Staats- und Ortskunde Ungarns und Oekonomie.

*) Die mit Sternchen bezeichneten lieferten Beiträge zu diesem Journale.

D. H.

Sartori, Censor und Bücher-Revisor zu Wien, für die Staats- und Ortskunde Stebermarks.

*) Zipser, Prof. zu Neusohl, für die Topographie Ungarns.

Außerdem sind noch folgende allgemein bekannte Gelehrte Mitarbeiter:

Adelung, Staatsrath zu Petersburg, für russ. Lit. und Kunst. Augusti, Consistor. R. zu Breslau, für Kirchen- u. Dogmen-Geschichte. v. Baczko, Prof. zu Königsberg, für Gesch. u. Geogr. Preussens, Polens ꝛc. Bandtke, Prof. zu Krakau, für Slavische und Polnische Gesch. Bauer, Decan zu Göttingen bei Ulm, für Biographie. Böttiger, Hofrath zu Dresden, für Archäologie. Bouterwek, Hofrath zu Göttingen, für Gesch. der Philos. und Aesthetik. Braver, Hofrath zu München, für Gesch. der Philos. und Aesthetik. Bucher, Prof. zu Halle, für Jurisprudenz. Burdach, Prof. zu Königsberg, für Medicin u. bes. Diätetik. Conz, Prof. zu Tübingen, für classische Literatur. Cotta, Forstrath zu Tharand, für Forstwirthschaft. Creuzer, Hofrath zu Heidelberg, für class. Lit. u. Mythologie. Dietrich, Hofgärtner zu Eisenach, für Gartenkunst. Dominikus, Prof. zu Erfurt, dessen Gesch. u. Geogr. Dresch, Prof. zu Tübingen, für Geschichte. Engelhard, geh. Kriegssecretär zu Dresden, für d. Geogr. v. Sachsen. Eschenburg, Hofrath zu Braunschweig, für Biographie engl. Dichter u. Prosaisten. Ewers, Hofrath zu Dorpat, für Geogr. u. Gesch. v. Rußland. Fabri, Prof. zu Erlangen, für Geogr. u. Gesch. v. Rußland. v. Feuerbach, Präsident zu Bamberg, für Gesetzgebung und Criminalrecht. Fischer, Leg. R. zu Würzburg, für Diplom. Handel, Spanien, Frankreich. Freieleben, Bergcommiss. R. z. Freiberg, für Geognosie u. Bergwerkskunde. Frorier, Leibmedicus zu Stuttgard, für Chirurgie und Entbindungskunst. Gallette, Prof. in Gotha, für Thüringen, Gotha, Altenburg. Gaspari, Prof. zu Königsberg, f. Erdbeschreib. u. Statistik. Germar, D. d. Phil. zu Halle, f. Entomologie. v. Gerning, geh. Rath z. Frankfurt, für Geschichte u. Statist. Gilbert, Prof. zu Leipzig, für Physik u. Chemie. Gräter, Doct. d Philos. zu Halle, altdeutsche und eltnordische Literatur. Gruber, Prof. zu Halle, f Archäologie, Mythol., Aesthetik. Gruner, geh. Rath zu Coburg, f. Staatsrecht, Politik. Gutsmuths, Hofrath in Schnepfenthal, f. Gymnastik u. Geographie. Hagemann, Ob Appellat. Ger. Rath zu Celle, f. Lehnrecht. Hartmann, Prof. zu Marburg, f. Egypten u. Jüdische Liter. Hassel, Prof. z. Weimar, f. Erdbeschreib. Heeren, Hofr. zu Göttingen, für Biographie. Hellbach, Hofr. zu Arnstadt, für Lehnrecht, Policei, Diplom. Genealogie, Heraldik. Hellwig, Hofr. z. Braunschweig, mathematische Spiele. Hermann, Prof. zu Leipzig, griech. Literatur. Hoffbauer, Prof. zu Halle, für Logik, Psychologie, Metaphysik, Naturrecht. v. Hoyer, Artillerie-Obrist zu Berlin, für Kriegswissenschaften. Hüllmann, Prof. zu Königsberg, f. Geschichte u. polit. Wiss. Hufeland, Prof zu Halle, für Rechts- u. Staats-Wissenschaft. Hug, Prof. z. Freyburg, f. Alterthumskunde. Jacobs, Hofrath in Gotha, Literargeschichte. Jacobsen, Obergerichts-Advokat zu Altona, See- und Handels-Recht. Justi, Consist. Rath zu Marburg, bibl. Lit. u. Hessen. v. Kamptz, geh. Leg. R. zu Berlin, Völker- und Staats-Recht, Policei, Meklenburg. Kastner, Prof. zu Halle, f. Chemie u. Physik. Kausch, Reg. R. zu Liegnitz, f. Staatsarzneis u. Thier-Heil-Kunde. Kiefhaber, Archiv-Assessor zu München, f. Archivwiss., Diplomatik. Knapp, Prof. zu Halle, für Kirchengeschichte. v. Koch-Sternfeld, Reg. R. u. Director d. statist. Büreau in München, Salzburg, Berchtolds-gaden. Köppen, Hofrath z. Landshut, f. philos. Relig. u. Sittenlehre. Kordes, Prof. z. Kiel, f. Liter. Gesch. Kries, Prof. z. Gotha, f. Mathematik. Krug, Prof. zu Leipzig, für Encyklopädie u. Philosophie. Lampadius, Prof. zu Freiberg, für Atmosphärologie u. Hüttenkunde. v. Lang, Kanzleidirector zu Anspach, f. Anspach, Baireut und Staatswiss. Langsdorf, geh. Hofrath z. Heidelberg, Mechanik. Lehmann, Bergmeister zu Reichenbach, Bergbaukunde. v. Leipziger, Reg. Dir. zu Bromberg, National-, Oekonomie- und Kriegswiss. v. Leonhard, Akademiker zu München, Mineralogie. Linde, Rector in Warschau, slavische Sprache. v. Lindenau, Kammerherr zu Gotha, Mathematik. Link, Prof. zu Berlin, Naturkunde. Lorsbach, Hofrath in Jena, oriental. Liter. Loh, Reg. R. zu Coburg, Staatswiss. Luden, Hofr. in Jena, Staatswiss. u. Gesch. Mack, Prof. zu Halle, Anthropologie. Maier, Leg. R. z. Weimar, Mythologie, Geschichte u. Alterthümer außereurop. Völker. Meckel, Prof. zu Halle, Anatomie u. Physiologie. Meinike, Dr. d. Philos. zu Halle, Chemie Meinert, Ingenieur Major, Kriegsbaukunst. Meister, Crim. R. zu Breslau, Jurisprudenz. Merrem, Hofr. z. Marburg, Ornithologie u. Amphibiologie. Meusel, Hofr. z. Erlangen, Frankreichs Gesch. u. Liter. Geschichte. Millbiller, Rath zu Landshut, deutsche Geschichte u. Bayern. Morgenstern, Collegienrath zu Dor-

pat, class. Liter., Gesch. d. Philos. u. schön. Künste. Remnich, licent. zu Hamburg, Handelskunde. Niemann, Prof. zu Kiel, Staats-, Landwirthsch. u. Policei-Wiss. Niemeyer, Kanzler z. Halle, Pädagogik, Moral u. Predigerwiss. Normann, Hofr. z. Rostock, Handels- und Staatskunde. Pfaff, Hofr. zu Halle, Mathematik. Pfaff, Prof. zu Kiel, Arzneimittellehre u. Naturlehre. Pfister, Pfarrer im Wirtemb., deutsche Geschichte. Pölitz, Prof. in Leipzig, Sächs. Gesch. Pohl, Prof. in Leipzig, Landwirthsch. Poppe, Prof. in Frankfurt, Mechanik u. Technologie. Reinbeck, Hofr. in Stuttgard, Rhetorik, deutsche Sprache, Rußland. Rochlitz, Hofr. in Leipzig, Gesch. d. Musik. Rühs, Prof. zu Berlin, Skandinavien u. Preußen. Saalfeld, Prof. zu Göttingen, neueste Geschichte u. Colonien. Salchow, Prof. zu Halle, Criminalrecht. Schaubach, Consist. R. zu Meiningen, Gesch. der alten Astronomie. Schmalz, Amtsrath zu Kussen, Oekonomie. Schnee, Prediger zu Schartau, Oekonomie. Schorch, Prof. zu Erfurt, histor. Wiss. Schultes, Prof. zu Landshut, Galizien u. Medicin. Schwarz, Kirchenrath in Heidelberg, Pädagogik, Relig. u. Sittenlehre. Senff, Prof. zu Halle, Entbindungskunst u. Weiberkrankheiten. Sickler, Pastor zu Kleinfahnern, Obst- u. Weinbau. Siebenkees, Hofr. zu Landshut, Geschichte. v. Sierstorpf, Oberjägermeister zu Braunschweig, Forstwiss. Sprengel, Prof. zu Halle, Gesch. d. Medicin u. Botanik. Stein, Prof. zu Berlin, Geographie u. Statist. Storch, Staatsrath in Petersburg, Rußland. Sturm, Prof. zu Jena, Oekonomie. Tennemann, Prof. zu Marburg, Gesch. der Philos. Tiedemann, Prof. zu Landshut, Zoologie. Tychsen, Hofr. zu Göttingen, moham. Münzkunde. Vater, Prof. zu Königsberg, Sprach- u. Völkerkunde, Liter. u. Kirchengesch. Venturini, Pred. im Braunschweig., neueste Geschichte. Vogt, geh. Leg. R. zu Frankfurt, rheinische Provinzen. Voigtel, Prof. zu Halle, deutsche Sprache u. Gesch. Wachler, Cons. R. z. Breslau, Geschichte. Wenk, Prof. z. Leipzig, Jurisprudenz. Wendt, Prof. z. Leipzig, Aesthetik u. Philosophie. v. Wildungen, Oberforstm. zu Marburg, Naturgesch. Willen, Hofrath in Heidelberg, morgenländ. Geschichte. v. d. Winkel, Forst-Oberaufseher z. Schlüchtern, Jagdkunde. Winkler, Hofrath zu Dresden, dramatische Literatur. Wurm, Prof. zu Stuttgard, Astronomie. Zachariä, Prof. zu Heidelberg, franz. Civilrecht.

Aus dieser bedeutenden Anzahl berühmter Gelehrten, welche an dieser ächten Unternehmung Theil nehmen, kann man schon mit Recht eine nicht gemeine Ausführung erwarten. Die bei jedem Namen angegebenen gelehrten Fächer lassen auf Umfang und Vollständigkeit des gesammten Wissenschafts- und Kunst-Gebiets schließen, wovon hier zum Behuf dieser Encyklopädie eine für den Liebhaber so hinlänglich befriedigende Uebersicht nach dem neuesten Stande dermaliger Einsicht, mit deutschem Fleiß gegeben werden wird, wie keine andre Nation aufzuweisen hat und wogegen die berühmten französischen Encyklopädien (denn eine deutsche von ähnlichem Umfang ist nicht vollendet) größtentheils nur als Antiquitäten erscheinen.

Endlich bürgt das bekannte, encyklopädische Talent, so wie die umfassende Gelehrsamkeit des berühmten Redacteurs in Verein mit der Solidität der Verlagshandlung für das glücklichste Gelingen dieses wahrhaften deutschen National-Unternehmens.

Vaterlandskunde.

Ueber einige Basaltberge des Pilsner Kreises in Böhmen.

Als Beitrag zur vaterländischen Mineralgeschichte.

(Fortsetzung von Nr. 58.)

Manetin und Gegend.

Das innere Schloß Breitenstein, sammt der ausgebreiteten, waldreichen Herrschaft gleichen Namens, überging nach dem Ableben des Grafen Franz Kokoriowa, durch Vermächtniß an seine beiden Nichten, Gräfinnen Trautmannsdorf.

Das Klima hier ist rauh und kalt, der Boden, das bereits bekannte Sandflötz, ist zum größten Theil nur zum Sommeranbau geeignet. Der durchaus deutsche Bauer lebt hier ausschließend vom Feldbau, und nur die, dem Deutschböhmen eigene Betriebsamkeit, erhält eine Art Wohlstandes, welcher in dieser mageren und kalten Gegend den Reisenden befremdet.

Ich fand aber hier die bereits öfter gemachte Erfahrung bestätigt: Daß der gemeine böhmische Landmann dort, wo die Natur nicht selbst durch natürliche Wiesen die Viehzucht begünstigt, auf diesem wesentlichen Kulturzweig gar nichts verwende. Kleebau ist in diesen Gegenden selten, und wo er sich findet, höchst unbedeutend. Andere Futterkräuter, welche in diesem Boden und Klima gedeihen, kennt der Bauer nicht, und wird sie auch nicht kennen lernen, weil ihm, bei der gänzlichen Vernachlässigung der Meierhöfe, Niemand mit gutem Beispiel vorleuchtet, und er überhaupt nicht in der Lage ist, Etwas wagen zu können, oder wohl auch wagen zu wollen.

Daß der Bauer hier, wie in der ganzen umliegenden Gegend, seinen Acker größtentheils mit Kühen be-

stellet, ist wohl der sprechendste Beweis von dem oben bemerkten Futtermangel. Der Milchnutzen ist, nach dieser Leute eigner Aussage immer geringe, da sie den Thieren keine Ruhe gönnen dürfen, und man findet deßhalb auch hier die Bereitwilligkeit des Mittel und Riesengebirges nicht, den müden Reisenden mit Milch oder Butter zu laben.

Die Schafzucht macht wenig bessere Fortschritte. Denn so karg und schlecht das Heu ist, welches die Wiesen liefern, eben so dürftig nähren die ausgebrannten Hutweiden, die Schafheerde, welche sich überdies noch mit dem Rindvieh, in die elenden Halme theilen muß, oder besser, nur das genießet, was das Rindvieh nicht zertrat, oder nicht verunreinigte.

Es dürfte wohl nicht allgemeinen Beifall finden, wenn ich hier die Behauptung wage: Daß die zur Liebhaberei gewordene Schafzucht, sehr bald in Verlegenheit kommen dürfte; da häufige neue Ansiedlungen, und über Alles die, etwas spät eingetretne Sucht, jedes Plätzchen als Wald zu kultiviren, um die Unwirthschaft mit dem noch stehenden Holze zu beschönigen, die Hutweiden verengen, ja gänzlich rauben. Möglich zwar, daß das schöpferische Genie unserer rationellen Landwirthe, auch hier ein Surrogat ersinnen, und die Schafe rationell wie die Kühe im Stalle hungern lassen werden; bei dieser Möglichkeit riethe ich aber unsern Landwirthen denn doch, in ihre Bewirthschaftung mehr Ordnung, wenn auch nicht nach dem alten Systeme, zu bringen, wodurch sie der weit möglichern Futterverlegenheit, sehr bequem, doch nicht ohne einiges Nachdenken, vorbeugen können.

Von Breitenstein bis Schwan, einem zu dieser Herrschaft gehörigen Dorfe, bemerkten wir stets dasselbe Sandflöz, auf dem allgemein herrschenden Thonschiefer aufgelagert, welcher jedoch hier den Sandstein durchbricht, und einen länglichen Hügel bildet. Sein Verflächen ist ziemlich senkrecht von Nord nach Süd, sein Streichen von Nordost gegen Südwest. Einige tausend Schritte links von der Straße ist ein, dem Manetiner Bruche ähnlicher, doch minder feste Mühlsteinbruch, den zu besuchen uns die stark vorgerückte Tageszeit nicht erlaubte.

Auch hier bemerkten wir an dem kleinen, ganz bedeutungslosen Bache, die bei und um Manetin häufiger gesehenen Seifenhügel. Es erhielt sich auch noch die dunkle Sage von der ehemaligen Goldwäsche, als einem Hauptnahrungszweige der dortigen Einwohner. Von den Handgriffen aber selbst wußte man nichts mehr, so wie überhaupt diese Kunst, durch den reichlicher lohnenden Bergbau, verdrängt zu seyn scheinet. Oder sollten die in Böhmen so häufigen Wässer dieses Metalls weniger als sonst führen?

Von dem Dorfe Schwan hebt sich sanft, doch zu einer bedeutenden Höhe der bekannte Thonschiefer. Auf seinem höchsten Punkte, der eine weite, reizende Aussicht gewährt, lebt in dem Dorfe Libana, einer meiner Mitschüler, Herr Pfarrer Maximilian Max, regulirter Chorherr des Prämonstratenser Stiftes Töpl.

Wer sich nie auf Universitäten mit jugendlicher Innigkeit an eine verwandte Seele anschloß, und durch das Schicksal in die Welt hinaus gestoßen, aus diesen Verbindungen gerissen sah, lange einsam, nur mit der Erinnerung an die vergangenen Blüthenjahre, in dem Gewühle des Lebens herumgetrieben ward, und vergebens sich nach dem Freunde sehnte, desgleichen er nirgendwo fand, nur dieser wird die Freude eines Wiedersehens begreifen.

Ich würde der Bescheidenheit meines Jugendfreundes zu nahe treten, sagte ich hier: Wie der gereifte Mann jede Erwartung übertraf, zu welcher einst schon der Jüngling berechtigte. Er erlaube mir aber, daß ich nur mit einem Hauptzuge seinen Charakter bezeichne: Ihm ward die höchste Stiftswürde als Abt angeboten, und er blieb Freund, Lehrer, Wohlthäter seiner kleinen Gemeinde.

Nach dem ersten, traulichen Gespräche, und einem gewählten Abendbrode trat an die Stelle des sonst so gewöhnlichen Bierkrugs, oder der Karte, eine genußreichere Unterhaltung. Freund Max, Meister auf dem Piano-Forte, spielte Tibges Urania, von Himmel in Musik gesetzt, und sang mit seinem reinen, weichen Tenor, den Text. Mit Mozarts guter Nacht, sang er uns in den Schlaf, und weckte uns, mit der frohen Zusage seiner Gesellschaft auf unserer vorhabenden Wanderung.

Willkommen war uns die Mittheilung zweier Gebirgsarten seiner Gegend, welche uns zu sehr außer dem Wege, entgangen seyn würden. Beide sind von einem Basaltbügel, nächst dem Dorfe Skups, Wczerizer Herrschaft, und sind:

a) schon sehr verwitterter, eckigkörniger Basalt, von lichter Lavendelblüthfarbe.

b) Basalttuff, mit rundlichen Basaltkörnern, welche durch einen lichtackerbraunen Tuff untereinander verbunden werden.

Da Herr Pfarrer Max keinen frischern Basalt gefunden zu haben versichert, so ist auch dieser Hügel, als ein Ueberrest eines ehemaligen Basaltberges zu betrachten.

Nicht unbemerkt darf der, nächst Libana befindliche Mühlsteinbruch gelassen werden. Der hier verarbeitete Sandstein, ist von graulich weißer Farbe, äußerst feinkörnig. Die Körner theils durch Porcellanerde, theils durch eine Kieselmasse verbunden. Die Mühlsteine dieses Bruchs werden meist in die Pfalz und nach Baiern versendet.

Der Trommelberg hinter dem Dorfe Reschowa, war die erste Basaltbildung, welcher wir auf unserer fortgesetzten Reise begegneten. So sanft dieser Berg

sich von der Südseite erhebt, eben so steil stürzt er nördlich herab. Sein Fuß ist eine Basaltmasse mit sparsam eingesprengtem Augit. Zum Theil tafelartig, zum Theil in dünne, kleine Säulchen zerklüftet. Höher liegt der Basalt von grauer Farbe, mit Blasenräumen. Die steiler ansteigende Kuppe aber besteht aus unförmlich zerklüftetem, zum Theil dem Säulenförmigen sich näherndem Basalte, von blaulich grauer Farbe, im Uebergang zum Klingstein-Porphyr. Auch hier sind nur sparsam, Augitkristalle, und außer diesen kein fremder Bestandtheil beigemengt.

In etwas schiefer Richtung, dem Trommelberge südlich, hebt sich über die Waldbäume der Weinberg ein spitzes, mit einzelnen Kühnführen bewachsenes Haupt empor. Seine Gebirgsart stimmt mit dem bereits beschriebenen überein, und verdient daher bloß des Ganzen wegen namentlich angeführt zu werden.

Der Arthonschiefer bleibt auch hier herrschend, wenn er auch selten nur, wie bei dem Dorfe Gschelowiz, seine Auflagerung durchbricht, und seine rauhen Massen zu Tage fördert. Er ändert sein Streichen und Verflächen nicht, und rechtfertiget dadurch seine vorausgesetzte Ablagerung auf das nördliche Urgebirge.

In dem, nächst Gschelowiz liegenden Föhren-Walde bemerkten wir abermals einen steilen, hohen Kegelberg, der Ziegenberg genannt. Die häufigen Geschiebe an den Ufern des Baches bewiesen uns nicht nur, daß er ein Basaltberg sey, sondern auch, daß sein Gestein in Nichts sich von dem übrigen unterscheide.

Ein ganz bedeutungsloser Basalthügel liegt links an der Fahrstraße von Gschelowiz nach Schepin. Die Ueberreste dieses Gebirges zeichnen sich durch ihr klein und rundliches Gefüge, so wie durch eine lichtgraue Farbe von ihren Nachbarn aus, wenn an dieser Abänderung ihrer äußern Bildung nicht etwa Verwitterung den größern Antheil hat.

Daß aber auch dieser Hügel einst ein mächtiger Berg gewesen, beweiset der große Umfang, welchen seine mehr oder weniger zerstörten Trümmer einnehmen. Da wir während dieser kleinen Reise öftere Gelegenheit zu dieser Bemerkung fanden, so sind wir nicht abgeneigt, als Grundsatz anzunehmen: Daß eine und dieselbe Basaltmasse einst das ganze nördliche Böhmen bedeckte, und dieser zerstörte gleich jenen, weniger von der Zeit benagten Kolossen der nordöstlichen Kreise, aus einer und derselben Schöpfungsepoche stamme.

Die übereinstimmende Höhe aller böhmischen Basaltberge, welche ein halbgeübter Blick ohne aller Messung findet, setzet dieses noch mehr außer allem Zweifel, vorausgesetzt, daß man bei der Basaltformation allein stehen bleibe, und nicht Berge als Gegensatz aufstelle, deren höchste Punkte Klingstein, als letzter Niederschlag, bildet, und das Niveau des Basaltes überschreitet.

Jahrtausende zerstörten, was Jahrtausende schufen! Vielleicht ebnen sich auch einst die schönen Kegelgestalten des Leutmeritzer Kreises, und unsere spätesten Enkel stehen, wie wir itzt, die Vergangenheit durchspähend, unbefriedigt an den kargen Trümmern verschiedener Größe.

Ein großer, weit sich verflächender Fichtenwald, schien plötzlich unsere Fahrt hemmen zu wollen. Schwarz und düster lag er vor uns wie eine Wetterwolke, und drohte uns mit Einsamkeit zu umfangen. Doch mit Einemmale blitzten ein goldnes Kreuz, dann ein Paar mit Blech beschlagene Kirchthürme, wie ein freundliches Gestirn uns entgegen, und belebten zu unserer äußersten Ueberraschung die gefürchtete Einöde.

Zwischen ungeheuern Thonschiefermassen, und über weit auslaufende Baumwurzeln windet sich labirinthisch die steile, unbequeme Fahrstraße den Berg herab. Eine kleine, waldgelichtete Fläche, eben groß genug eine Kirche mit dem Pfarrhofe, und ein Paar kleine Hütten zu fassen, ist ein bequemer Ruhepunkt vor dem schwindlenden Abgrunde, zu welchem man nothwendig herabsteigen muß, um an der entgegengesetzten Seite, eben so steil wieder heranzuklimmen.

Die Gegend ist durch ihre Wildheit anziehend, ja ich möchte sagen, für Augenblicke schön. Doch für einen dauernden Aufenthalt würde ich sie, selbst dann nicht wählen, wenn ich der menschlichen Gesellschaft müde, stille Einsamkeit, oder mit einem Verbrechen belasteten Gewissen, Verborgenheit suchte.

Die Volkssage dürfte treffender, als die gewandteste Sprache, und als der geübteste Griffel des Zeichners, den Charakter dieser Einöde geben. Hier ist sie.

Beinahe in den ersten Zeiten des sich über Böhmen verbreiteten Bergbaues, stand an der Stelle der gegenwärtigen Kirche eine kleine Kapelle der Verehrung St. Barbaras geweiht, der Schirmerinn aller Bergknappen vor jeglicher Gefahr, und vor den bösen Anschlägen listiger Berggeister.

Oft bewährte wunderbare Rettung das Vertrauen der Beter, denn oft genaß selbst der wirklich verunglückte Arbeiter, ließ er sich zu dem Bilde der Heiligen bringen, vom Anblicke, und kehrte mit geraden Gliedern zu seinen Lieben zurück, welche ihm stets mit banger Erwartung entgegen sahen.

Diese öftern Wunder bestimmten die Knappenzunft diese kleine Kapelle in eine geräumige Kirche zu umgestalten, und eifrig wurden Bauvorräthe jeder Art, in genüglicher Menge herbeigeschafft.

Doch welch ein neues, unverhofftes Wunder offenbarte sich, als eines Morgens die Handwerker den Bau zu beginnen, sich einfanden, und alle Vorräthe verschwunden sahen. Nichts natürlicher, als, daß der Stifter alles Bösen, welcher, wie bekannt, ohnehin diese Felsenschlünde bewohnte, und sich lange schon gerne von St.

Barbara's lästiger Nachbarschaft befreiet hätte, ein Unternehmen zu hintertreiben versuchen mußte, welches seiner Herrschaft um so gefährlicher ward, je mehr der Ruf seiner Feindinn sich verbreitete, und sie sich Anhänger und Verehrer erwarb.

Satan freute sich aber seines Streiches nur kurze Zeit, denn unverdrossen schaffte sie in der darauf folgenden Nacht alles wieder an Ort und Stelle, und ermunterte auf solche Art ihre Verehrer zu dem frommen Beginnen. Der Bau begann mit Eifer, doch die ewigen Hindernisse, welche der tückische Teufel ihm entgegen zu setzen wußte, hemmten lange Zeit schnellern Fortgang. Am Ende verzagten die Arbeiter, trotz des thätigen Beistandes ihrer Beschützerin, und der Unhold würde gesiegt haben, hätte die Heilige nicht gerade die lange geprüfte Geduld verloren, und sich entschlossen, den Frevler ernsthaft zu züchtigen. Sie fand ihn einst triumphirend auf dem verödeten Gemauer, eben des Vorsatzes: Alles, was bis itzt geschehen war, im Grunde zu zerstören. Da faßte ihn der jungfräuliche Arm mit überirdischer Kraft, und schleuderte das Ungeheuer so mächtig gegen die jenseitige Felsenwand, daß sich, wie wir es selbst, als Augenzeugen bestätigen müssen, die unförmliche keinem bekannten Wesen ähnliche Gestalt des Teufels in dem harten Gestein abdrückte.

Also wirklich ein Abdruck des Teufels? — Dafür halten es wenigstens Tausende, welche aus Andacht zu dem wunderthätigen Barbara-Bilde, aus Neugierde zu dem Felsen, der Teufelsstein genannt, wallfahrten. Wir sahen einen dickschiefrigen, lichtgrauen Thonschiefer, dem Wegschiefer sich nähernd, in diesem Thonschiefer ausgeglättete, beckenartige Auswaschungen, ohne irgend eine besondere Form.

Der hiesige Seelsorger, ein junger, gefälliger und gebildeter Mann, dem wir diese Legende verdanken, führte uns an eine Stelle hinter dem Pfarrhofe, und machte uns auf mehrere Schlacken aufmerksam, welche auf dem kleinen Acker zerstreut umherlagen, und von denen jährlich mehrere ausgeackert werden, und unverkennbar einen noch unveränderten Mörtel zeigen. Er versicherte: Der Küster habe vor kurzer Zeit ein, zwanzig Pfund schweres Stück geschmolznen Metalls, oder sogenannter Glockenspeise gefunden, von welcher er auf das Daseyn eines Rittersitzes mit um so größerer Wahrscheinlichkeit schloß, da sich in seiner Nähe, in einer ähnlichen wilden Gegend, die Trümmer einer Burg befänden. Er bedauerte übrigens uns den dem wahren Ursprung seiner Kirche und Stiftung, aus Mangel irgend einer Urkunde, keine verlässigen Nachrichten geben zu können, und sprach uns auch die Hoffnung ab, etwas davon in dem herrschaftlichen Archive zu finden.

Wir verließen Schepin, so heißet diese Einsiedelei, von unserm gefälligen Wirthe begleitet, um das öde, finstere Thal, welches aber in keiner Hinsicht die geringste Merkwürdigkeit darbot, zu durchstreichen. Ueberall thürmen sich rauhe, waldbewachsne Thonschieferwände empor, an denen sich leise und bescheiden ein kleiner Bach hinschleicht. Kein wärmender Sonnenstrahl mildert den kalten Odem des Nordwindes, welcher herrschend hier, wie ein reissender Waldstrom daherbrauset.

Mit beflügelter Eile entstiegen wir auf einem schmalen, wenig betretenem Fußwege diesem Grabe, das der Unhold zu bewachen scheint, und athmeten freyer und freier, als wir die schöne Fläche errungen hatten, welche im Norden der Scheibenradischer, im Westen der ferne Wolfsberg begrenzet.

Ich kann den Kontrast nicht unbemerkt lassen, welcher sich auch in Hinsicht der Giebigkeit des Bodens und der Betriebsamkeit der hiesigen Einwohner gegen jene, die wir hinter diesem schauerlichen Thale zurückließen, höchst auffallend aussprach. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich mich über den Stix in jenes bessere Land versetzt glaubte, wo an Allem Ueberfluß ist, und ewiges, genußvolles Leben. Die Regsamkeit der Menschen, ihr sichtbarer Wohlstand, den ihre Heiterkeit, ihre Geselligkeit, ihr Zutrauen beurkundet, wie verschieden von der kriechenden Unterwürfigkeit, bei unsäglicher Tücke und Mißtrauen, welche ich in dem ganzen, südöstlichen Theile des Pilsner Kreises, ja, ich möchte sagen, in den meisten Gegenden Böhmens, wo der Bauer nur seine Muttersprache redet, und die Natur minder freigebig ihre Gaben spendet, häufig bemerkte.

Weit entfernt meine Landsleute dadurch brandmarken zu wollen, glaube ich vielmehr den Grund hievon, weniger in dem Karakter des Bauers selbst, als ausschließend beinahe in den Verhältnissen suchen zu müssen, welche ihn beherrschen.

Hieher zähle ich wesentlich die äußerste Vernachlässigung unserer Muttersprache. Denn, daß seit Kurzem einige böhmische Schriftsteller mit Uebersetzungen einiger Klassiker und solcher Schriften auftraten, welche nur der Gelehrte liest, heißt nach meinem Begriffe, für die gemeine Volksklasse nichts gethan, und ich kann mit Grund behaupten: Daß wir noch keine eigentliche Volksschrift in böhmischer Sprache besitzen, welche Faßlichkeit mit Gemeinnützigkeit vereinbarte, und durch angemessene Ladenpreise den Ankauf und das Verbreiten derselben erleichterte.

Mit Vergnügen bemerkte ich, daß die Bibel, freilich nur von Vermöglichern häufig beigeschafft werde, und daß der sogenannte Stockböhme leicht zum Lesen guter Schriften vermocht würde, wenn eine Maria Stirinn *)

*) Im Jahre 1670 legte Maria Stirinn ein Kapital von 1300 Gulden in die Hände der Jesuiten-Gesellschaft, zu dem Endzwecke, daß von den Zinsen, slavisch-böhmische Bücher, unter dem Namen der Erbschaft des heil. Wenzel beigeschafft

unter unsern, für das Gute so thätigen Frauen erwachte, und unter dem Titel: der Erbschaft des heil. Wenzels, bescheiden wie jene, oder auch unter ihrer eignen Firma ein Kapital niederlegte, mit welchem, ganz nach dem Bedürfnisse und Fassungsvermögen des Landvolks verfaßte Schriften in die böhmische Sprache übersetzt, und an den Dürftigsten unentgeldlich, an den Wohlhabendern aber, in einem sehr geringen Preise überlassen würden.

Unsere Landschulen böten hiezu die schicklichste Gelegenheit dar. Ein Buch dem Kinde als Prämie gegeben, würde schon um des Kindeswillen, von den Eltern als ein willkommner Hausrath aufgenommen, und in Ehren gehalten werden. Der alte Bauer wird mit Vorliebe öfter dies Buch hervorholen, selbst lesen oder das Kind lesen lassen, und besser und klüger, das Kind fleißiger nach der Schule senden, damit es sich noch ein Buch verdiene. Daß es sich bei dem gemeinen Volke nur um den ersten Schritt handle, weiß ein jeder, welcher nur ein Weilchen unter und mit demselben lebte, er kennt aber auch die Schwierigkeiten, diesen ersten Schritt zu thun, da der Vorurtheile Tausende dem Besser- und Weiserwerden sich entgegenstellen.

Nicht so ganz richtig sind jene daran, welche zu den Hindernissen fortschreitender Aufklärung unter dem Landvolke den Druck zählen, unter welchem es bis izt noch gehalten wird; denn sie wissen nicht, daß der gemeine Mann seine Menschenrechte bereits zu fühlen und zu behaupten anfängt. Dieß Gefühl spricht sich aber sehr linkisch, ja ich möchte sagen, bösartig aus, weil es sich auf keine richtige Anschauung seiner Umgebungen, und der dem Menschen verliehenen Rechte, sondern ausschließend nur auf den ephemeren Wohlstand gründet, welchen unsere Zeitverhältnisse herbeiführten. Ob die politischen Behörden, ich meine hier den Wirthschaftsbeamten, mit Recht von den sogenannten Kosmopoliten eines Drucks beschuldigt werden, wenn sie den Leidensverirrungen ihrer Untergebenen Schranken zu setzen suchen? Oder, ob dieser Druck für den Staat nicht insolang unbedingt nothwendig bleibe, inwielange nicht eine zweckmäßigere Volksbildung an die Stelle eines täuschenden Lichtblickes getreten? Kann hier nicht schicklich beantwortet werden.

Der Deutschböhme ist dem Ziele um ein Jahrhundert näher gerückt; denn man findet bei ihm eine Art geistiger Bildung, welche seiner Handlungsweise, einen eignen richtigen Gang, seinem Charakter eine Festigkeit leiht, welche ihm bei seinen Vorgesetzten Achtung, ja ich möchte viel lieber sagen, Scheu erwirbt, und vor übermäßigem Druck sichert. Er ist weit gröber als der Stockböhme, d. h. er ist weniger freigebig mit Bücklingen und Versicherungen seiner Liebe und Anhänglichkeit, er gewähret nicht unbedingt und unüberlegt, was man von ihm fodert, er begehrt aber seiner Seits nie Unbilligkeiten, thut, was er einmal gelobt, pünktlich, und im Nothfalle mehr als er zu thun schuldig ist, oder zu leisten versprach, und zeigt dabei weder Unmuth, noch Trägheit.

Diese Charakterverschiedenheit leite ich aus dem Umstande her, daß die Deutschen von den Böhmen in das Gebirge verdrängt, Nachdenken, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit, bei der Bearbeitung der Waldgründe lernten, und auf ihre Enkel forterbten; der Böhme dagegen bei der Fruchtbarkeit seiner Aecker und der Leichtigkeit sie zu bearbeiten, mit seiner unbenützt und ungeübten physischen Kraft, auch das geistige Vermögen verlor, durch Nachdenken seinen Zustand zu verbessern, und der Erde dasjenige wieder zu geben, was ihr Jahre von ihrer Erzeugungsfähigkeit raubten.

Doch, ich eile nach dieser kleinen Abschweifung um so rascher durch die neuangelegte Obst-Allee, nach dem ehrwürdigen Schlosse Guttenstein, da ich selbst vor Begierde brannte, den Geburtsort eines Mannes zu sehen, dessen Menschenwürde ihn allein verewigen würde, hätte dies der päbstliche Stuhl nicht durch seine Kanonisation gethan.

Guttenstein.

Das Schloß Guttenstein steht am westlichen Ausgange des Schepiner Thales, auf einem felsabsatze, über welchem sich andere, mit hohen Tannen dicht bewachsne Steinmassen erheben, und dem Ganzen einen eigenen düstern Charakter, dem Zeichner aber, auch nicht eine freie Ansicht gewähren.

Grabesstille herrschet hier. Ein heiliger Schauer, als stiegen wir in die Todtengrüfte entschlummerter Ahnen, durchbebte uns, und lange standen wir schweigend an der hohen Pforte, welche durch den ewig dauernden Fels gesprengt zu seyn scheint.

Der Burggraben schirmte, wie der hohe, ganz eigends geformte Wartthurm, den Eingang in einen kleinen Hofraum, welchen die nun ganz zerfallnen Wohnzimmer umschließen, aus denen man ausschließend nur in den Thurm gelangte, da außer einem kleinen nur mittelst einer Leiter erreichbaren Pförtchen, kein sonstiger Eingang erspähet werden konnte.

Das Ganze, so viel wir uns aus di sen Trümmern abstrahiren konnten, scheint mehr ein Lustort, als eine

---

und unter das Volk ausgetheilt werden sollen. Daß der Provinzial des Ordens nur Gebet, Gesangbücher und Legenden wählte, die großentheils Nichts taugten, ist der Stifterinn Schuld wahrlich nicht.

Riegers Materialien zur alt- und neuen Statistik von Böhmen. 7. Heft. p. 769.

eigentliche Wiege gewesen zu seyn, und sich so ganz für die Wiege des sanften, frommen Hroznata zu eignen.

Die Zeit der Gründung dieses Schlosses deckt ein undurchdringlich Dunkel. Wie ein halbvergessner Traum, erhielt sich bei abgelebten Greisen nur die zweifelhafte Sage: Guttenstein sey älter noch als das so sehr berühmte Pottenstein, habe ursprünglich Bssow geheissen, und sey im eilften Jahrhunderte bereits den Grafen von Melnik, nebst andern Gütern als Ersatz für die zur herzoglichen Kammer gezogene Grafschaft Melnik gegeben worden.

Diese Melnike, welche schon mit Czechen in Böhmen einzogen, hiessen ursprünglich Bssow, nach ihrem Stammvater Bes, und wurden bereits 1160 unter Friedrich dem Rothbart wegen ihrer Grosthaten in den Grafenstand erhoben. Diese Ahnen unseres Hroznata Grafen von Guttenstein folgten nur der Sitte jener Zeiten, indem sie ihren Geschlechtsnamen mit einem andern, und eben einem deutschen, vertauschten, denn schon damals galt das Fremde, das Ausländische für schöner, besser, artiger und liebenswürdiger, und die deutsche Sprache wurde zum Symbol höherer Geburt, feinerer Bildung, weil unsere Vorfahren in zu naher Verührung mit den Deutschen standen, deutschen Kaisern gehorchten, und deutsche Bischöfe ihr Seelenheil handhabten, kurz, weil die deutsche Sprache Hofsprache war. Ob unsere heutigen Böhmen ihre Franzölirung eben so rechtfertigen können, mag ein jeder entscheiden, der Lust hat, mit diesem Götzen eine Lanze zu brechen.

Den Geschlechtsnamen veränderten aber unsere Ahnen überhaupt, noch aus dem besondern Grunde, weil bei einer grösern Anzahl männlicher Erben ein und derselben Familie leicht Verwechslungen der Person und mancherlei Irrungen entstehen konnten, welche bei damaliger Verfassung folgenreicher, als bei der gegenwärtigen waren. So übergieng denn auf die Melnike der Name Guttenstein, welcher an die Stelle des ursprünglich böhmischen Bssow getreten.

Für die Abstammung Hroznatas aus diesen Guttensteinen spricht Chanovsky in seinem Vestigio Bohemiae sehr bestimmt, denn er sagt: Beatus Hroznata ex stemmate Dominorum de Guttenstein, qui originem suam habent a stirpe St. Ludmillae, St. Wenceslai aviae. Deutlicher sagt Paprocki, wo er von denen Guttensteinen spricht: Majores istorum fuere excellentes illi Comites de Melnik.

(Fortsezung folgt.)

Debatten und Berichtigungen

der

Notizen über die Thermolampe im Augustheft des Hesperus 1816. pag. 303.

Ad 2. Graf Salm hat, sobald die Witterung es erlaubte, im J. 1810 die ihm durch Erfahrung gelehrten Veränderungen an seinem grosen Kohlofen vornehmen wollen. Er fand ihn aber in einem so schlechten Zustande, so durch das Rauben alles Eisenwerkes zerstört, daß er angemessen fand, die, viele Tausende kostende Herstellung auf bessere Zeiten zu verschieben. — Im Jahre 1816 fing er an, einen kleinen Verkohlungsofen auf 10 Klafter Holz ganz nach seiner eigenen durch viele Jahre reif überlegten, und allen andern Arten vorgezogenen Weise, zu erbauen. Mit dem Erwerb dieses kleinen Ofens soll der große hergestellt werden. Kaum dürfte vor der Mitte des Jahres 1817 in dem, im Spätjahre noch nicht vollendeten kleinen Ofen gearbeitet werden können.

Ad 4. Der Einsender der Notizen über die Thermolampe verwechselt auffallend die Holz- und Steinkohlenschweelung, (so soll man künftig deutsch, anstatt Helennisch deutsch sprechen). Nur die Holzschweelung liefert brandige Holzsäure (Acidum Pyroligneosum) von verschiedener Stärke, welche nicht zum Säuren benüzt wird. Steinkohlen liefern keine Holzsäure, dagegen ein stinkendes styptisches alcalisches Wasser, welches vortrefflich bei der Gärberei zum Aufschwellen der Häute anzuwenden ist, und auch in England hiezu angewendet wird. Theer geben beide Arten der Schweelungen: nur ist jenes, das aus Holz gezogen wird, so wie man es erhält, noch keine brauchbare Kaufmannswaare.

Im Brünner Kreise, den 22. Oktober 1816.

H. S.

Druckfehler.

Im Septemberheft S. 365 ist folgende Zeile fehlerhaft:

Vel post fata summam egregie tueretur:

Es soll heissen:

Vel post fata famam egregie tueretur:

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 61. Dezember.

Ueber Theurung des Getreides und Kornwucher.

Vorwort. Ich habe mehrmalen sowohl in meinen ökonomischen Neuigkeiten als in diesen Blättern mich bemühet, den allgemein, auch unter sehr gebildeten Menschen herrschenden Vorurtheilen über diesen äußerst wichtigen Gegenstand entgegen zu arbeiten. Beinahe sollte ich aber glauben, selbst im ärgsten Vorurtheile befangen zu seyn, wenn ich erfahre, daß sehr einsichtsvolle Männer eine der meinigen ganz entgegengesetzte Ansicht aufstellen.

Der Wucher, heißt es, und nur der Wucher ist die Hauptursache unsrer Uebel, insbesondre der Theurung des Getreides.

Ich verkenne keineswegs den Wucher, obwohl ich ihn von wohlberechneter Speculation wahrer Industrie sehr unterscheide, und bin ihm (so schwer es auch zu sagen seyn wird, wann die erlaubte Speculation aufhört und der unerlaubte Wucher anfängt,) sehr gram, insofern er wirklich so scheußlich ist, als er gemahlt wird. Aber gesetzt, er ist wirklich als Scheusal und so vorhanden, und so mächtig wirkend als man glaubt: so würde ich ihn unter die Klasse der Giftschwämme setzen, die aber nur in einem bestimmten Boden und bei bestimmter Witterung gedeihen. Da ich letztre nicht in der Gewalt habe; so muß die Tilgung des Uebels nicht auf die Ausrottung des Schwamms, sondern auf die Verbesserung des schlechten Bodens gerichtet seyn, der ihn allein begünstigt. Man hebe die Ursachen, und die Wirkungen fallen von selbst weg. Aber wir hängen uns immer nur an die nächsten Erscheinungen, zanken mit diesen und vergessen darüber, dem Uebel auf den wahren Grund zu kommen. Wir beharren in diesen unsern ersten, scheinbaren und oberflächlichen Ansichten und bald werden sie allgemein herrschende Meinung, ohne weitere Prüfung und tiefereindringendes Forschen in die letzte Quelle des Uebels. So scheint mir, ist es der Fall mit dem allgemeinen Glauben an Getreidewucher. Hier meine Correspondenz mit einem sehr schätzbaren Manne zur Berichtigung meiner oder andrer Ansichten, wenn sie irrig sind. Ich bitte sogar um gründliche Belehrung.

---

1. Aus dem Schreiben eines Freundes.

Wien 25. April 1816.

Es ist ein gefährlicher Grundsatz, den Herr Heintl (Beilage zu Hesperus Nr. 1—3 dieses Jahrs) aufstellt: daß wir in Vergleich mit unsern Nachbaren nach dem Cours berechnet, noch immer wohlfeil genug leben. Welcher andere europäische Staat kann sich mit dem unsrigen in Betreff der Fruchtbarkeit und aller erdenklichen Bedürfnisse, die wir größtentheils im Ueberfluß besitzen, messen? — Seit 7 Jahren betrat der Feind unsern Boden nicht, denn die Einfälle im Jahre 1813 an der Gränze Böhmens kommen hierbei in keinen Betracht. Wir haben in dieser Zeit nicht Ein totales Mißjahr aufzuweisen, und wenn wir auch kein ausgezeichnet gesegnetes zählen können, so haben doch unsre nächsten Nachbarn unter dem Zusammentref-

sen der ungünstigsten Witterung und der mißlichsten Umstände, im Verhältniß gegen uns ungleich mehr wie wir gelitten. Berücksichtigen wir Preußens und Sachsens Sandsteppen, und die ungeheuren Lasten und Anstrengungen dieser Länder in den letzten Jahren, vorzüglich aber vom Jahr 1812 bis zum heutigen Tag, so gehört sehr viel dazu, wenn man behaupten will, daß wir im Verhältniß gegen diese Länder noch immer wohlfeil genug leben. Von fruchtbareren Ländern wie diese, kann ohnehin gar nicht die Rede seyn. Denn ich sprach erst vor 2 Tagen 2 glaubwürdige Staatsbeamte, die aus dem Badischen und Würtembergischen kamen, und mich versicherten, daß sie dort um die Hälfte wohlfeiler wie hier gelebt haben. Dort nemlich bestritten sie ihre Kost täglich mit 1 fl. in 20gern jeder, und hier speisten und tranken sie täglich um 2 fl. in 20gern viel schlechter wie dort. Alles bloße Folgen des Wuchers.

2. Antwort.

Wenn Sie glauben, daß unsre itzigen Getreide-Preise allein und vornemlich eine Folge des Wuchers sind: so kann ich diese Ansicht nicht mit Ihnen theilen. Ich lege Ihnen Nr. 59 meines vorjährigen Hesperus bei; wo ich in ähnlicher Materie S. 471 einem Correspondenten der allgemeinen Zeitung Fragen vorlegte, die er mir noch beantworten soll.

Sie und mehrere Städter würden von diesem Vorurtheil zurück kommen, wenn Sie meine ökonom. Neuigk. lesen, theils die vielen Berichte, aus allen Theilen der Monarchie — theils die Aufsätze und Debatten über Theurung und ihre Ursachen.

Jedoch lesen Sie Hesperus und da bitte ich nur meine Bemerkungen zu Nr. 35: Ueber Fleischtheuerung zu erwägen. Da liegt der Schlüssel zum Räthsel nach meinen sorgfältigsten Forschungen, Correspondenzen, Besprechungen mit wahrhaften Patrioten und den erfahrensten Landwirthen aller Gegenden. Wir gehen zurück in der Kultur und nehmen in der Population zu. Der Körner werden weniger, der Menschen mehr; daher Theurung, die auch noch lange verhältnißmäßig (d. h. nicht so exorbitant wie gegenwärtig) bleiben wird.

Fruchtbar ist allerdings unser Boden, aber 1) theilweise, und nicht allgemein, 2) nicht mehr in so hohem Grade als er es war. Er ist zu lange ausgesaugt und ihm das an Kraft Geraubte im erforderlichen Dünger nicht wieder gegeben worden; daher nimmt er in der Ertragsfähigkeit ab. Kommt nun gar noch ungünstige Witterung hinzu!

Nach meinen Nachrichten findet das Gegentheil statt. Ausländer lebten hier noch immer so lange am wohlfeilsten als der Kours über 300 stand. Gegenwärtig bei 280 und wo die Körner doch zugleich den allerhöchsten Preis erreicht haben, mag es allerdings anders seyn.

Aber glauben Sie wohl, daß vor und in der Erndte ein solcher enormer Preis statt finden könnte, wenn es nicht fehlte? Ja, sagen Sie, auf dem Wiener Markt ist doch Ueberfluß. Ein großes Glück, daß noch so viel da ist, um die Märkte zu füllen; sonst stünde das Getreide auf 50 und mehr Gulden. Unterscheiden Sie nur relativen und absoluten Mangel. Tritt letztrer ein, so ist Hungersnoth da; bei ersterem entsteht Theurung. Relativ ist der Mangel in Beziehung auf Vergangenheit und Zukunft; auf Vergangenheit, wenn nicht so viel Vorräthe in der Gegend vorhanden sind, als vorhanden seyn sollten, um außer dem laufenden Bedarf bis zur Erndte noch einen großen Theil des neuen Erndte-Jahres decken zu können, ohne die frische Erndte anzugreifen. Je größer diese Vorräthe, desto geringer die Preise; je kleiner, desto höher steigen sie — um so mehr, wenn das überall in einem großen Staat so ist — um so mehr, wenn die Witterung zur bevorstehenden Erndte ungünstig war, und also wieder keine Aussichten da sind, Vorräthe über den laufenden Bedarf zu sammeln.

Dieses Mißverhältniß der sonst vorhanden gewesenen Vorräthe zum

laufenden und künftigen Bedarf ist es, was den Preis steigert und das sehr natürlich. Diese Steigerung, oder, wie man sagt Theurung muß um so höher gehen, je allgemeiner gleichzeitig dieses Mißverhältniß in einem großen Staat eintritt — ja noch höher, wenn es sich auch jenseits der Gränzen noch weit verbreitet und wenn endlich Schifffahrt und Kanäle schnelle und wohlfeile Zufuhren auf allen Punkten hin nicht begünstigen. Alles dies war nun bei uns unläugbar mehrere Jahre her der Fall, niemals aber mehr, als das letzte halbe Jahr.

Meine ökonom. Neuigk. liefern dieses Jahr einige fünfzig landwirthschaftliche Berichte, deren Verfasser sich weder verabredet, noch ein Interesse haben, Unwahrheiten zu sagen, und die ich fast alle bestimmt als redliche, einsichtige Männer kenne. Man lese sie und überzeuge sich vom schlechten allgemeinen Stand der Produktion des letzten Jahres, von den ungünstigen Aussichten des gegenwärtigen, besonders der Witterung wegen, und von den mit Anfang des Jahres monatlich gestiegenen Preisen, endlich vom wirklichen theilweisen Mangel. Ja, die Preise würden noch höher stehen, hätte nicht das Ausland in etwas ausgeholfen.

Sie werden freilich dies kaum glauben, da Sie von Preußens und Sachsens Sandsteppen reden. Aber da wäre noch Manches einzuwenden. Erstlich ist der Ausdruck an sich nicht ganz passend, es müßte heißen: Sandboden, und bekanntlich kann, wenn gleich nicht in Sandsteppen, doch in Sandboden ein sehr gutes Korn gedeihen; wie auch wirklich der Fall ist.

Zweitens lassen sich doch Sachsen und Preußen in dieser Beziehung nicht wohl vergleichen; da Sachsen sehr viel fruchtbaren Boden besitzt.

Drittens ist wohl nur die Mark Brandenburg und auch nur zum Theil das Hauptsandland.

Viertens nehmen auch im österreichischen Staate diese sogenannten Sandsteppen einen äußerst bedeutenden Theil des Bodens ein.

(Fortsezung folgt.)

Debatten und Berichtigungen.

Rüge einiger Irrthümer des Herrn Leopold Chimani, die böhmische Geschichte betreffend.

In einem Zeitalter, wo allseitige Ausbildung rasch vorwärts schreitet, und die Wissenschaften ein größeres Gemeingut geworden sind, muß es desto auffallender seyn, so grobe historische Irrthümer gewahr zu werden, die Hr. L. Chimani, ein sonst achtbarer Schulmann und fruchtbarer Schriftsteller, in seinen Beiträgen zur Kenntniß des österreich. Kaiserstaates und dessen Bewohner, 2ter Theil, Wien 1815, Seite 219 in folgendem Aufsatze verräth:

„Přemislaus 3ter, König von Böhmen, war vorher nur ein Landmann, als er geadelt ward, und die Prinzessin von Böhmen, Libussa zur Gemahlin erhielt. Er vergaß aber nie seine niedrige Herkunft, sondern rühmte sich vielmehr derselben.

Als er gekrönt wurde, und die königlichen Insignien erhielt, brachte er auch, zum Andenken an seine Abkunft ein paar hölzerne Schuhe mit sich, wie sie die Bauern des Landes damals trugen. Er befahl zugleich, daß man diese Schuhe in dem Schlosse Wisegrade aufhängen möchte, mit dem Bedeuten, damit sich alle seine Nachfolger in der Königswürde erinnern möchten, daß der erste böhmische Fürst dieses Hauses von dem Pfluge hinweg zu der königlichen Würde sey erhoben worden; und daß der, welcher nur ein gemeiner Landmann war, nachdem er die Königskrone getragen habe, sich nichts zu rühmen hatte.

Diese hölzernen Schuhe werden noch gegenwärtig, als Reliquie vom großen Werthe in Böhmen aufbewahrt, und bei jedem Krönungstage eines neuen Königes von der Geistlichkeit von Wisegrade in Prozession herum getragen.

Přemislaus 3ter war auch der Erbauer der Stadt Prag, führte eine lange und glückliche Regierung, und war mit einer zahlreichen Nachkommenschaft gesegnet, welche lange Zeit den Thron von Böhmen behauptete."

Man braucht in der Geschichte nur wenig be-

wandert zu seyn, um sogleich die hier vorkommenden Irrthümer zu bemerken.

Wie konnte Hr. L. Chimani unsern Stammvater der Landesfürsten Herzog Přemisl als König anführen, da doch bekanntlich Nationen damaliger Zeiten blos Herzoge zu Regenten hatten, die erst dann, als das Reich bedeutender wurde, den Königstitel annahmen. Selbst als Wratislaw im J. 1086 die Königswürde erhielt, bedienten sich dessen, als eines persönlichen Vorzugs, die Nachfolger nicht.

Der Herr Verfasser läßt Přemisl erst adeln; — „durch welchen Akt und wann sollte es geschehen seyn?" — Er widerspricht sich auch, indem er sagt: daß er vom Pfluge zum Throne gekommen sey.

In damaligen Zeiten war außer Krieg und Jagd, — Ackerbau und Viehzucht — Nationalbeschäftigung; in noch frühern Jahrhunderten zur Zeit der blühenden Republik trieben selbst viele edle Römer den Landbau, ohngeachtet ihrer hohen Staatswürden. Wenn man sagt: daß Přemisl Landmann war, so deutet dies deshalb noch nicht auf niedrige Geburt. Gewiß war Přemisl ein angesehener und vorzüglicher Grundherr, mithin ein Wladike. Es gab noch keinen diplomatischen Adel unter den Slaven; auch damals noch nicht so verschiedene scharf von einander geschiedene Stände, als in spätern Jahrhunderten.

Er erwähnt auch einer Krönung und königl. Insignien, ohngeachtet sich die slavische Nation noch im Kindesalter befand, und während der ersten Jahrhunderte der slavischen Böhmen noch keine förmliche verfassungsmäßige Regierung, sondern bloßes Herkommen bestand. Die Slaven mochten wohl in frühern Zeiten Anführer im Kriege, Richter in Streitigkeiten, und Rathgeber in wichtigen Vorfällen im Frieden gehabt haben. Böhmen war noch kein politisches Ganzes, dies beweisen die Kaurimer, Saazer ꝛc. Fürsten.

Den größten Fehler begieng der Hr. Verfasser: indem er Přemisl mit der Zahl III bezeichnet. Es weiß doch jedermann, daß jener Herzog Přemisl, welcher durch die Ehe mit der böhmischen Regentin Libussa zur Herrschaft Böhmens gelangte, nur der erste gewesen seyn konnte, indem keine Geschichte etwas von einem frühern Přemisl weiß.

Mit Herzog Přemisl, Libussens Gemahl, fieng sich erst die eigentliche böhmische Regentenreihe an, welche zwar in der männlichen Hauptlinie im J. 1306 zum allgemeinen Leidwesen der Nation erlosch, die Nebenlinie der Přemisle aber durch Heinrich den 4ten Abkömmling König Wladislaus, wie es bekanntlich böhmische Schriftsteller bewähren, in den gegenwärtigen Grafen Czernin noch fortlebt. Ich brauche nur die gründliche, pragmatische Genealogie des verdienten Dinzenhofers deshalb anzuführen.

Es ist nicht ausgemacht, ob ein oder zwei Kroke waren, über die Zählung der Wenzel ist man auch nicht ganz einverstanden, da einige alle Wenzel, Herzoge und Könige mit laufenden Zahlen bezeichnen, andere erst seit der Königswürde zu zählen anfangen. In der 1780 beim Hrn. v. Schönfeld in 4to herausgekommenen Geschichte Böhmens erscheint Wenzel Ottokar als König der erste, er starb 1253, Mehler nennt ihn den dritten, folglich zählt man nach ersterer 4, nach letzterer Geschichte 6 Wenzel. Přemisl Ottokars, der im J. 1230 starb, erwähnt unser Balbin als ersten.

Jedoch wird kein Historiker den königlichen Stammvater Přemisl, Libussens Gemahl, anders als den ersten benennen.

Nicht einmal das berühmte Schloß Wischehrad wußte er richtig zu schreiben, indem er Visegrade drucken ließ.

Die hölzernen Schuhe sollen nach dem Herrn Chimani noch gegenwärtig aufbewahrt, und bei jeder Krönung eines neuen Königs von der wischehrader (hier schrieb er abermal visegrader, also ist dies kein bloßer Druckfehler, so wie er Přemisl abermal zu Ende den dritten nennt) Geistlichkeit in Prozession herumgetragen werden; welche Schuhe bekanntlich schon in den hussitischen Unruhen, nebst andern Denkmälern, verloren giengen; und doch fingirt Hr. Ch. nach 3 bis 400 Jahren, daß sie noch existiren!!!

Endlich macht er Přemiſl zum Erbauer der Stadt Prag, welche doch von Libuſſa vor ihrer Ehe mit Přemiſl gegründet wurde; welches ich nicht glaube mit hiſtoriſchen Belegen erweiſen zu müſſen. Es müßte beluſtigend ſeyn, wenn der Herr Verfaſſer die unbekannte Quelle, aus der er ſchöpfte, anzugeben in der Verlegenheit ermangeln müßte.

Wahrlich ſo viele hiſtoriſche Barbarismen und Unwiſſenheit ſollte man von einem 75jährigen im Schulfache verdienten achtbaren Greiſe, der ſo manche Jugendſchriften zu Tage förderte, — auf einer Seite — nicht erwarten, es mangelte ſonſt dem Herrn Verfaſſer nicht an vielen reichhaltigen Stoffen. Man würde der Jugend, für die jene Bücher gewidmet ſind, nur falſche Begriffe vorlegen, auch viele ſich die graue Vorzeit nicht ſehr verſchieden von unſerer hochkultivierten denken.

Blos meine große Zuneigung zum Vaterlande veranlaßt mich, nicht zuzulaſſen, ſolche Irrthümer ungeahndet durch Werke verbreitet zu ſehen, um ſo mehr, da die böhmiſche Literatur in jedem Fache reichlich ausgeſtattet iſt, ſo zwar, daß kein Land von gleichem Umfange ſo viele ſeine Landeskunde und Literatur im weiteſten Sinne betreffende Werke in jeder Rückſicht aufzuweiſen hat. Und doch ſcheint unſer herrliches, merkwürdiges Böhmen noch ſo ziemlich Vielen — beſonders dem entfernten Auslande — eine terra incognita zu ſeyn, ohngeachtet es wegen unſerer weltberühmten Bäder, des ausgebreiteten Handels, und vieler anderer Hinſichten wegen häufig beſucht wird; ohngeachtet, daß ſelbſt manche Böhmen betreffende Schriften im Auslande verlegt wurden, wie z. B. Hrn. Doktors Reuß (der ſich um Böhmen unvergängliche Verdienſte erworben) mineralogiſche Beſchreibung des bunzlauer und leitmeritzer Kreiſes, von welchem Werke jeder Vaterlandsfreund ungern die Fortſetzung auch für die übrigen 14 Kreiſe vermißt, in Dresden erſchien. Ungünſtige Zeitumſtände mögen verhindert haben, daſſelbe zu vollenden, es überſchreitet faſt die Kräfte des Einzelnen ſonſt noch beſchäftigten Gelehrten.

Der böhmiſche Handel erſtreckt ſich nicht blos über Deutſchland, ſondern ganz Europa, und ſogar bis nach Amerika; man ſollte billig erachten, daß ein ſolches Land ſchon aus dieſer einzigen Rückſicht näher kennen gelernt zu werden verdient, während wir über fremder Welttheile — Landſchaften, mit denen man in gar keiner Berührung ſteht, durch Reiſebeſchreibungen überhäuft werden. Böhmen hat auch ſeinen literäriſchen Verkehr.

Die Unkenntniß Böhmens wird man, leider! in den Handbüchern bekannter deutſcher Geographen, oft mit Erſtaunen, gewahr; ſo beliebte es dem Hrn. Höck, der viel brauchbares lieferte, in ſeiner 1802 zu Schweinfurt erſchienenen Erdbeſchreibung Chotuſitz, u. a. O. als Feſtungen anzugeben. Auch ſagt Hr. Schmidtmüller in ſeinem Handbuche 1812, daß Prag auf ſieben Bergen liege! So viele Unrichtigkeiten muß man mit Bedauern erkennen. Der bekannte Hr. Profeſſor Fabri zu Erlangen widmete in ſeinem Abriße: Böhmen, nur eine Seite!

Kloſter Gottesaue.

Ballade

von

F. von Maltitz.

Tief in des Hartwalds Nachtgefild,
Vom Schweigen rings umſchloſſen,
Stand einſt ein Muttergottesbild
In jungen Blüthenſproſſen.
Weit floh des ſcheuen Wildes Spur
Von der geweihten Stelle,
Der Murmelquelle Rauſchen nur
Umwebte die Kapelle.

Und weit vom frommen Volk verehrt
In ſeines Haines Stille,
Es leiſe waltend ſich verklärt
Mit hoher Wunderfülle;
In ſeiner Tannen dichter Nacht,
Wo jedes Toſen ſchwindet,
Verborgner Möchte heil'ge Macht
Sich ſiegender verkündet.

Nur Berthold, nur der stolze Graf
Von Henneberg verschmähte
Den frommen Wahn und höhnend traf
Sein Spott, wen im Gebete
Er nahen sah dem Heiligthum,
Erhörung dort zu finden;
Verachtung für der Gottheit Ruhm
Sollt seinen Ruhm begründen.

Oft donnernd im Gewühl der Jagd
Zog durch des Waldes Mitte
Ein wilder Schwarm, doch nie vollbracht
Ward frommer Ehrfurcht Sitte;
Er eilt dahin der Mordsucht Gluth
Im Morde zu erfüllen,
In des ergrimmten Ebers Blut
Die eigne Wuth zu stillen.

Erwünscht ihm einst die Botschaft war,
Daß zu des Volkes Grausen
Auf's neu der grimmen Wölfe Schaar
Im Forste solle hausen;
Schon tönt von seiner Mauern Rand
Sein Horn mit mächt'gem Schalle,
Und vor der Veste Thoren fand
Er seine Mannen alle.

Bald in des Forstes tiefsten Hain
Drang mit des Blitzes Flügeln
Die wilde Schaar der Jäger ein
Und donnert von den Hügeln.
Doch der Vernichtung blut'ge Spur
Ist alles, was sie finden,
Der grause Anblick kann sie nur
Zu neuer Wuth entzünden.

Hier schimmerte, vom Blute roth,
Der dunkle Stamm der Eiche,
Dort glänzten, wie gefärbt vom Tod
Die nachtenden Gesträuche,
Hier zeigt sich schrecklich das Gewand
Von einem zarten Knaben,
Den Wölfe seiner Mutter Hand
Noch jüngst entrissen haben.

Und mit dem Grimm der eignen Brust
Entflammt der Graf die Seinen,
Doch fruchtlos tobt der Rache Lust;
Es will kein Feind erscheinen.
Am späten Abend endlich sie
Sich zu der Rückkehr wenden,
Erzürnt, daß nicht das Glück verlieh
Ihr Jagdwerk zu vollenden.

Und langsam zog auf rauher Bahn
Mit schmerzlichem Gefühle,
Der Graf den Reisigen voran,
Noch fern vom Heimathsziele.
Schon rauscht im Dämmerflor erwacht
Der Eulen Grabgefieder,
Still leuchtete der Stern der Nacht
Vom hohen Schwarzwald nieder.

Sieh, da erglänzt so mild und bleich,
Mit zweifelhafter Helle,
Weit durch des Forstes Waldgesträuch
Das Licht aus der Kapelle. —
So ruht im Sturm der Erdenwelt
Des Himmels reiner Friede,
Doch höher, noch von Zorn geschwellt
Des Grafen Unmuth glühte.

„Ho, rief er, Schmach dem eiteln Wahn!
Und seine Augen blitzen,
Ihr betet falsche Mächte an,
Seht jetzt, ob sie euch schützen,
Seht ob das Bild, das ihr verehrt,
Wohl eure Leiden räche,
Wenn nicht dieß tapfre Heldenschwerdt
Ersetzt des Gottes Schwäche?"

Rasch fliegt er jetzt der Jagd voran,
Eilt mit ergrimmtem Blicke
Den Hügel seiner Burg hinan,
Dumpf donnerte die Brücke,
Da naht Luzarde todtengleich
Kaum mächtig sich zu regen;
Bringt ihr das Kind? ruft geisterbleich
Dem Gatten sie entgegen.

Und schaudernd jetzt der Vater hört
Aus ihrem blassen Munde,
Allmählig schrecklicher erklärt
Die grauenvolle Kunde:
Wie sich Mechtildis heute früh,
Nah an des Schlosses Thoren,
Von ihrer Seite plötzlich, wie
Sie nie gethan, verloren.

„Schon haben Knechte weit und breit,
Spricht sie, den Wald durchflogen;
Doch war das meiste Jagdgeleit
Ja heut mit dir gezogen,
O Gott der Gnade Gott der Huld!
Du Vater voll Erbarmen;
Riß meiner Sünden schwere Schuld
Mein Kind aus meinen Armen?"

„Ist doch zur Jungfrau hold und rein
Stets mein Gebet erklungen!
Hab' ich doch nie der Gnaden Schein
Entweiht mit Lästerungen!
Und wenn auch — straft der Höchste blind
Die Unschuld für Verbrechen?
Mein Kind, geliebtes theures Kind!
Was war an dir zu rächen?"

Tief traf sie Berthold's Brust, entbrannt
Der Reue Foltern toben,
„Ja, ich erkenne deine Hand
Du Richtender dort oben!
Schmerzvolle Mutter, harre mein
Wirf dich am Throne nieder
Der ew'gen Gnade, denn allein
Siehst du mich nimmer wieder! —"

Und stürmisch eilend führt er die
Ermatteten Genossen,
Zum öden Forste rauschen sie
Auf flügelschnellen Rossen,
Ein jeder sucht auf eigner Bahn
Die theure Spur zu finden,
Doch jeder sieht den eitlen Wahn
Mit den Gefährten schwinden.

Und plötzlich steht der Graf allein
Auf öder Bergeshalde,
Bleich glänzt der Sterne Nebelschein
Im schwarzen Wolkenkleide.
Und um sich späht er ahndungsvoll
Im schaudernden Verweilen;
Horch, da erklang so dumpf und hohl
Der Wölfe fernes Heulen.

Und sausend weicht der dunkle Wald
Dem todesbangen Eilen,
Doch zwingt sein tiefer Schatten bald
Auf's neu ihn zu verweilen.
Wie undurchdringlich reihte dicht
An Tannen sich die Eiche,
Sieh, da durchbrach ein bleiches Licht
Die nachtenden Gesträuche!

Und langsam zögernd naht der Graf
Der ungewissen Helle
Und blendend schon sein Auge traf
Die Lampe der Kapelle.
In ungewohnter Schauerlust
Dem unsichtbaren Zeugen,
Will er mit reuevoller Brust
Sich im Gebete beugen.

Und knieend senkt er Haupt und Blick
Am Throne der Verklärung.
Doch sieh, es krönt den Augenblick
Die göttliche Erhörung;
Denn eh' er zitternd noch beginnt
Sie flehend anzurufen,
Ruht sanft vor ihm das theure Kind
Auf des Altares Stufen.

Still lag's, wie in der Liebe Schooß
In seiner Strahlenhelle,
Und grünend schlang sich zartes Moos
Um seine Schlummerstelle.
Mit ihm schien des Erlösers Bild
Der Unschuld Ruh' zu theilen,
Der Gnadenmutter Blick so mild
Auf seiner Stirn zu weilen.

Und Berthold staunt und fasset kaum
Mit ungewissen Sinnen
Der schönsten Wahrheit heil'gen Traum
Bis seine Thränen rinnen,
Bis seiner Liebe theures Pfand
In wunderfüßen Schmerzen,
Mit zarten Armen ihn umwand
Erwacht am Vaterherzen.

Und zitternd hob er es empor
Mit staunendem Entzücken
Brach reich der Freude Quell hervor,
Aus seinen Heldenblicken.
„Ja, rief er, Mutter ew'ger Huld!
Du Heilige! bezwungen
Ist dieses Herz, von seiner Schuld —
Von seinem Glück durchdrungen!

Hier, wo ich in der Gnaden Schein
Mein theures Leben schaue,
Hier weht der Unschuld Friedenshain
Ja hier ist Gottesaue!
Hier soll die Nachwelt, so wie wir
Nach deinem Heil verlangen,
Hier, reine Jungfrau, Gott und dir
Ein hoher Tempel prangen.

Hier, wo die Unschuld sicher schlief
Wie in des Friedens Hafen,
Will ich, wann einst der Herr mich rief,
Im heil'gen Frieden schlafen,
Des Namens deutungsvollen Ton
Soll dieser Tempel tragen,
Und noch der späten Enkel Sohn
Seh seine Mauern ragen!"

Die Trennung.

Nach Karamsin.

Es kam der Trennung bittre Stunde
Leb wohl! mein Freund; zum letztenmal
Drück ich dich an dies Herz voll Qual:
O weine nicht, sprach ich mit bleichem Munde
Indem schon meine eignen Thränen flossen;
Doch, so hat das Geschick es über uns beschlossen,
Leb wohl! es weh' mit Zephirs Schwingen
Der Friedensengel dir voran.
Schon zeigt sich mir die ganze Bahn,
Wo Ruhm und Ehre bald mit Kränzen dich umschlingen,
Doch nichts verändert dein Gemüth; vollenden
Wirst du wie du begannst und stets du selber seyn.
Das weiß ich Freund, es wird dich nie verblenden
Der Truggebilde falscher Heuchelschein;
Treu folgst du stets der Pflicht und des Gewissens
Stimme,
Wenn List und Haß, wenn Stolz und Niedrigkeit
Um eitle Ehren sich im feigen Grimme
Bekämpfen, denkst du seufzend an die Zeit,
Wo uns beschützt des Friedens sichre Stille,
Wo uns das Leben schien nicht eine schwere Last,
Doch ein Geschenk der Lust, wo uns in ihrer Hülle
Von Sorg und Kummer frei die Einsamkeit umfaßt,
Wo wir umweht von linder Morgenkühle
Entgegen wandelten Aurorens Pracht,
Wo uns in Stunden heißer Mittagsschwüle
Umschattete der Grotten stille Nacht;
Wo oft die Nachtigall in heitrer Abendschöne,
In unsre Herzen goß die Zauber ihrer Töne.
Ach! oft bedeckte sich des Himmels Bläue;
Doch, in des heitern Muthes Kraft gehüllt
Belauschten wir den Sturm, des Augenblickes Weihe,
Hielt unser Auge wach; der Blitze Flammenbild
Durchbrach mit Donnertön der Wolken schwarze Nächte;
Wir lächelten, wie bei des Vaters Nahn,
Es segnete uns seiner Allmacht Rechte
Und unser Hymnus klang entzückt zu ihm hinan,
Es schwang sich unser Geist auf reiner Andacht Schwingen
Empor, du denkest jener schönen Zeit,
Aus deinen Augen heiße Thränen dringen,
O Theurer, den die Freundschaft mir geweiht;
Zum ew'gen Bund wird sie nicht wiederkehren
Die schöne Zeit — es seufzt die bange Brust
Der Frühling wird die Welt im bunten Schmuck verklären,
Der Lerche Morgenlied erfüllt den Hain mit Lust,
Ach dich sind ich nicht mehr, der Blumen Keime sprossen,
Der Freuden Blüthe bleibt dies Herz verschlossen.
Leb wohl! dein Schutzgeist führe dich die Bahn
Des Glücks, wer still und mild sich selbst genügen kann,
Den lächeln Lieb und Glück auf allen Wegen an.
Leb wohl! dein Freund wird deiner würdig sterben
Der Wahrheit treu und seiner Seelenruh;
Nie sucht er eitle Ehre zu erwerben,
Nie schmeichelnd wendet er sich feilen Sklaven zu,
Nur vor dem Schöpfer beugt er seine Knie nieder,
Verdienste nur hält er der Achtung werth,
Und fürchtet nur sich selbst, liebt Gott und seine Brüder
Und dich, dem ewig treu sein ganzes Herz gehört.

Franz v. Maltitz.

Der Kirchhof.

Sonett.

Friedlich dämmernd in des Abends Schweigen
Ruht die Grabesflur; im heil'gen Flor
Ihrer Stille tönt von keinem Zeugen
Hier ein Laut entweihend an mein Ohr;
Ihre schwarzen Todtenkreuze neigen
Sich in ihrer Schatten dunkles Chor,
Nur der Berge ferne Riesen steigen
Purpurschimmernd aus der Nacht hervor.

Finsterniß mit ihren schwarzen Flügeln
Lagert herrschend auf den Leichenhügeln,
Wie einst Thränen, netzet sie der Thau.
Auf! — aus dieser Erde Grabesauen
Zu des Himmels Wölbung hinzuschauen! —
Sieh, unsterblich glänzt sein reines Blau.

Franz v. Maltitz.

Anfrage.

Römische Kolonie in Siebenbürgen.

Eustace erzählt in seiner Reise durch Italien, bei Gelegenheit der von ihm erwähnten Sette commune, daß auf der Gränze von Siebenbürgen noch gegenwärtig eine römische Kolonie lebe, die ihre Sprache fast rein erhalten habe und auf ihre Abkunft stolz sey. So oft einer ihrer Angehörigen sich in kaiserliche Dienste anwerben lasse, antworte er auf die gewöhnliche Frage: woher er sey? — „Ich bin ein Römer" — Romanus sum.

Ist dies wahr? Oder hat etwa Eustace die Walachen im Sinne gehabt?

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1816. Nro. 62. Dezember.

Den siebenten Jahrgang meines Nationalkalenders auf 1817 a)

habe ich in die Welt geschickt und zeige dieß den Gönnern, Beförderern und Freunden meiner Schriften an. Er enthält außer den gewöhnlichen Kalender-Nothwendigkeiten, noch mancherlei Zugaben.

I. Für jeden Monat eine Denkwürdigkeit aus der österreichischen Geschichte, die sich an einem seiner Tage zugetragen; fast alle aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert. Eine Vorschule der Vaterlandsgeschichte für angehende Liebhaber oder Jünglinge, welche zum weitern Forschen reizen wird.

II. Mannigfaltigkeiten zum Nutzen und Vergnügen.

A. Zum Nutzen.

*) 1. Die weitern Merkwürdigkeiten des Himmels werden faßlich beschrieben. Diesmal gilts den lieben Mond.

*) 2. Feste und Fevertäge der Christen. Das Gallusfest nach alter und ein ganz anderes Fürsten-Fest nach neuer Weise. Da können die Freunde des alten und neuen Deutschthums wählen. Auch ein Bayersches Volks- und Fürstenfest wird beschrieben.

*) 3 Zur Geschichte der Kalender. Eine merkwürdige Kalender-Epoche in unserm österreichischen Staate und eine Anekdote vom alten und neuen Kalender.

*) 4. Herrn Professors Richter (itzt in Laybach) Rede zur Gedächtnißfeyer der Mährischen Landes-Patrone, Cyrill und Methud und des Hrn. Pfarrers Bieder Nachrichten von den Schutzpatronen Oesterreichs und Böhmens.

*) 5. Den Aberglauben und die Vorurtheile des Volks zu bekämpfen, ist ein Hauptzweck dieses Kalenders. Daher fand des Hrn. Pfarrer Wacek aus Böhmen Beleg, daß man dort noch 1799 an Hexen glaubte, seinen Platz; so wie es unglaublich scheinen wird, daß man ebendaselbst noch 1815 in dem Wahne stand, die Juden dürsten nach Christenblut. Alle Freunde der Aufklärung aller Provinzen des Kaiserstaats ersuche ich, wo noch der Aberglaube spukt, ihn ans Licht zu ziehen und zu entlarven. — Daher fehlen auch in keinem Jahrgange dieses Kalenders lehrreiche Gespenstergeschichten.

*) 6. Eine faßliche Naturkunde, welche richtige Begriffe über die Erscheinungen in der Gottes Welt beibringt, ist eins der besten Heilmittel gegen die Krankheit des Aberglaubens. Daher machte sich der brave Herr Pfarrer Bieder abermals verdient, daß er ein Kapitel derselben abhandelte — diesmal über die Lufterscheinungen und über die eßbaren Schwämme.

---

a) Er ist durch alle solide Buchhandlungen zu bekommen.

*) Die mit diesem Zeichen versehenen Artikel sind Fortsetzungen der vorigen Jahrgänge, welche zusammen seiner Zeit ein vollständiges Volks- Lehr- und Lesebuch ausmachen werden, wo der unstudirte Alles beisammen finden wird, was im gemeinen Leben zu wissen, nütze und gut ist.

*) 7. Mangel an Bedürfnissen, Ueberfluß an Gelde bringen Theurung. Theurung reizt die Gewinnsucht und mehrt die Noth. Beide werden leicht zum Betrug verleitet, zum Schaden des Mitmenschen. Daher ertheilte ein menschenfreundlicher, gelehrter Mann in allen Jahrgängen dieses Kalenders einen überaus faßlichen Unterricht, wie man die Verfälschungen der Lebensmittel erkennen kann. Diesmal redet er von der Butter, vom Käse, von Eyern und Essig.

8. Zucht und Ordnung hält den Staat zusammen und seine Bürger in Eintracht und Zufriedenheit. Wo sie fehlt, ist Murren, Zank und Streit, woraus nicht selten Mord und Todschlag hervorgeht. Wo sie fehlt, wird es aber auch der Liederlichkeit leicht, mit schlechter Waare um theures Geld den Nebenmenschen zu übervortheilen. Daher ist hier aufgestellt die neueste Gesellen- und Zuschick-Ordnung für die Hutmacher-Innung in Wien, woraus auch andre Zünfte manches lernen werden.

*) 9. Einfache Gesundheitsregeln und Heilmittel dürfen in einem guten Volksbuche nicht fehlen. Daher theilt Herr Baron von Apfalterer eine Brandsalbe aus Erdäpfeln mit, belehrt über die Heilkraft des Leinöls und zeigt ein Mittel gegen erfrorne Glieder an.

*) 10. Praktische Lebensweisheit lernt man am besten aus eigner Erfahrung und aufmerksamer Beobachtung der Handlungsweise der bessern, und vernünftigen, so wie der schlechtern und unvernünftigen Menschen. 25 Exempel von beiden werden aufgestellt.

11. Harmonie zwischen Obrigkeit und Unterthanen ist Bedingung des Volksglücks und Nationalwohlstandes. Erbaulich und erfreulich wird daher die hier von der Gräfl. Schlikischen Herrschaft erzählte Thatsache seyn.

*) 12. Die Fortschritte in der Haus- und Landwirthschaft, machen den, der sie beachtet und benützt, zum wohlhabenden Manne. Daher werden jährlich einige Vortheile derselben bekannt gemacht; diesmal ihrer 7, unter andern über die beste Art des Flachsspinnens mit der Abbildung eines dessen Spinnrades als die gewöhnlichen.

*) 13. In seinem Vaterlande darf der Bürger nicht fremde seyn. Daher wird von Zeit zu Zeit der Vorhang der Vergangenheit aufgezogen, um auf ihre großen Männer und Begebenheiten zu achten. Diesmal Rudolph von Habsburg und Ottokar von Böhmen. Der Kluge sieht sich aber auch außerhalb des Vaterlandes um, damit er erfahre, wie es anderwärts hergehe, um dadurch die Heimath schätzen zu lernen, oder sie mit etwas Neuem zu bereichern. Diesmal wird die Lection in Norwegen und Algier gegeben.

*) 14. Schullehrer, welche diesen Kalender fleißig lesen, müssen jedesmal etwas Lehrreiches für ihren Beruf finden. Diesmal a) die größte und schlechteste Schule in der Welt. b) Wehrli's Kunst arme Kinder singen zu lernen. c) Zwei Schullehrer nach dem Leben.

*) 15. Ehre und Ruhm dem tapfern Soldaten im Kampfe fürs Vaterland. Beispiel und Namen müssen erhalten, dem Volk ins Gedächtniß geprägt werden. Diesmal Brunetti und Speckbacher.

*) 16. Wie glücklich läßt sich es auf dem Lande leben! Wir zählen viele tausend Landgemeinden. Hier schildert der würdige Herr Dechant Pauer aus Goisern in Ober-Oesterreich das stille Dörfchen. Wo lebt, wo handelt man so?

17. Auf der andern Seite schildert uns Herr Senior Löhlein das Bild einer edeln Obrigkeit und würdiger Vorgesetzten jeder Art.

18. Herrschende Untugenden verdienen besondre Beachtung. Herr Pfarrer Wieder belehrt das Volk kurz aber deutlich über Dieberei.

*) 19. Die Erhaltung des Lebens ist Pflicht und Kunst. Man muß letztre inne haben, wenn

man erstre recht üben will. Daher werden in allen Jahrgängen dieses Kalenders Belehrungen über Gewitter, Wasser- und Feuers-Gefahren; über Unglücksfälle durch Gift, Gewehr und andre Ursachen, durch wirkliche Vorfälle erläutert, gegeben.

*) 20. Aus guten Büchern ist überaus viel zu lernen. Daher werden alle Jahre einige nützliche und faßlich geschriebene hier bekannt gemacht.

*) 21. Gedichte erheben oder erheitern die Seele, prägen sich tiefer und leichter dem Gemüthe und Gedächtniß ein, veredeln die Gesinnung, daher hier ein ächt patriotisches an unsern erhabnen Kaiser, ein rührendes Wiggen-, Hirten und Bauern Lied, nebst Fabel.

B. Zum Vergnügen sind 1) der Unterricht Kupferstiche auf Holz zu ziehen, 2) die komischen Gedichte, a) die Fahrt zur Karthause von Hrn. Justiziär Schneider, b) die Feldherrn-Ränke von Prätzl durch zwei Kupfer erläutert. 3) die zwei ermunternden, a) die Wasserfahrt. b) Die Aufmunterung zur Freude, beide mit Musik. 4) Die Erzählungen, a) von der Gefangennehmung des Räubers Weiß, b) vom Schuster Flink, nebst mehreren kleinern Erzählungen und Anekdoten.

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.

Brünn im November 1816.

Der Herausgeber, André.

Staatswissenschaft.

Wort über Steuern.

(Man sehe Hesperus Nr. 7, 1815.)

1.

Bei Eröffnung der denkwürdigen, großen Reichsversammlung von Frankreich zu Versailles 5. Mai 1789 stellte Necker den Grundsatz auf: Wenn in Ansehung der Steuern von Grundstücken Ungleichmäßigkeit in einem Lande besteht: so kann hierin, ohne Ungerechtigkeit gegen die Eigenthümer von Gütern, welche stärker belegt werden müßten, keine Aenderung vorgenommen werden.

2.

In der Theorie erscheint diejenige Grundsteuer einzig als allgemein gerecht, und jenem ersten Bestimmungsgrundsatz (1.) angemessen, die, auf eine sorgfältige Veranschlagung aller Zweige der Wirthschaft gegründet, in einer Abgabe von dem ausgemittelten reinen Ertrage besteht, nach einem unveränderlichen Satze vom Hundert; jedoch ist, daß in bestimmten und zwar größern Zeiträumen (etwa alle 33 Jahre) eine wiederholte Abschätzung vorgenommen wird, um das gesetzlich unwandelbare Verhältniß des Satzes vom Hundert zu der Steuersumme, nach Maaßgabe der mittlern Summe des reinen Ertrags, herzustellen, wenn gefunden würde, daß diese entweder hinter jener zurückgeblieben wäre oder dieselbe überstiegen hätte.

3.

Hingegen haben Necker und Struensee eingewendet: die ländliche Betriebsamkeit werde gelähmt werden, wenn mit dem steigenden, reinen Ertrage eine höhere Steuer entrichtet werden müsse.

4.

Nähmen wir aber an, in einem Lande wäre Zehn der Satz vom Hundert und der reine Ertrag eines Landes angesetzt zu 500 Thaler, daß also der Eigenthümer 50 Thaler Grundsteuer bezahlte: es könnte aber derselbe beurtheilen und berechnen, daß bei Verstärkung mancher Kräfte der Wirthschaft, bei Benutzung einiger vernachlässigter Zweige, der reine Ertrag auf 700 Thaler zu bringen sey; wird der Eigenthümer, wofern er in der That betriebsam

ist, blos deshalb einen möglichen Gewinn von 180 Thalern aufgeben, weil er voraus weiß, nicht die vollen 200 Thaler zu behalten, sondern im nächsten Steuer-Zeitraum 20 abgeben zu müssen?

5.

Eine andere Einwendung ist: die Regierung mache dann Eingriffe in das Eigenthumsrecht. Allein dies ist keineswegs der Fall, wenn jene Steuer-Zeiträume ein für allemal fest bestimmt und allgemein bekannt sind, so, daß Jeder weiß, in welchem Jahr die Durchsicht der Steuer-Rollen und die neue Abschätzung eintreten werde. Käufer von ländlichen Grundstücken werden demnach sowohl die Zahl der Jahre in Anschlag bringen, die von dem laufenden Zeitraume noch übrig sind, als die größere oder geringere Steuersumme, welche muthmaßlich in dem nächsten wird gezahlt werden müssen, nach Verhältniß des gegenwärtigen Zustandes der Wirthschaft.

6.

Wichtiger und schwerer zu beseitigen ist die Einwendung der Unanwendbarkeit in praxi. Denn

a) wenn auch die Käufer von Ländereyen, sobald eine solche Steuerverfassung einmal eingeführt worden ist, für die Zukunft Rücksicht darauf nehmen können; so müssen doch offenbar viele von den dermaligen Eigenthümern durch die erste Einrichtung dieser Art beeinträchtigt werden, nemlich alle die, welche ohne dies vorher gewußt zu haben, einer höhern Abgabe unterworfen werden.

b) Ist das Verfahren unbillig, nach dem Befund des mittleren reinen Ertrags vergangener Jahre denselben für künftige festzusetzen.

c) Den reinen Ertrag selbst auszumitteln ist bei etwas größern und zusammengesetzten Wirthschaften für jeden andern, der dieselben nicht führt, fast unmöglich. Denn bei dem genauen Zusammenhange und der Wechselwirkung gewisser Zweige wird von manchem derselben der eigentliche Gewinn dem Auge der Abschätzungsbeauftragten entgehen; da die landwirthschaftlichen Rechnungsbücher in der Regel nicht nach den Grundsätzen der doppelten Buchhaltung geführt werden.

d) Bei Veranschlagung mancher Ertragsgegenstände tritt die ausgerechnete Nutzung nur bedingt unter gewissen Voraussetzungen ein, die aber nicht immer statt finden.

e) Welche Uebereilungen werden bei einem so ins Große gehenden Geschäft vorfallen; welche Nachlässigkeiten, Begünstigungen, Bedrückungen, insofern unter den allgemeinen Sätzen und den für eine Gegend angenommenen Klassen des Bodens der Einzelne häufig wird leiden müssen, welche Beschwerden!

f) Wie, wenn häufig bei manchen kleinen Wirthschaften gefunden werden wird, daß sie eigentlich gar keinen reinen Ertrag abwerfen? Oder, wenn der reine Ertrag so gering befunden wird, daß nichts übrig bleibt, sobald noch der landübliche Satz vom Hundert davon genommen wird? Sehr häufig lebt der kleinere Grundbesitzer nur als Taglöhner auf seinem Gut. Er kauft mit demselben in vielen Gegenden nichts, als die Sicherheit, daß es ihm nie an Gelegenheit des Verdienstes fehle und sein Gewinn besteht vornemlich in dem, was er zwischen den seinem Boden gewidmeten Arbeiten nebenbei erzielt und was nicht wohl zu schätzen ist.

g) Wie soll es gehalten werden in Mißjahren, wo für die meisten Wirthschaften der reine Ertrag wegfällt? Wird den Steuerpflichtigen kein Erlaß bewilligt, so leiden sie empfindlich, da nemlich nach dieser Einrichtung die Steuer-Summe beständig mit dem reinen Ertrag, wenigstens dem vermeintlichen, Schritt hält. Wird aber solcher bewilligt; so entsteht ein großer Nachtheil für den Staats-Haushalt.

7.

Gleich wichtig ist der Einwand, der gegen eine Steuer vom reinen Ertrag von Seiten des Rechts gemacht werden kann. Der Staat kann mit Recht nur dasjenige besteuern, was er giebt. Nun aber gibt er im Grund und Boden, dessen vollkommnes Eigenthum nur im Staate

möglich ist, nichts als einen bald mehr, bald weniger ergiebigen Stoff. In die Hervorbringung eines reinen Ertrags aber wirken vornemlich Fleiß und Erfindungsgeist des Menschen nur, welche der Staat durchaus nicht giebt und daher auch nicht besteuern kann.

8.

Soll daher eine vollkommen gleichförmige Besteurung des Bodens bezweckt werden, bei welcher alle Befreiungen wegfallen; so würde nur eine Eintheilung des Bodens nach seiner natürlichen Beschaffenheit und in ziemlich großen Abstufungen nöthig seyn, wie sie in vielen Ländern schon bestanden hat und was kein so weit aussehendes und kostbares Unternehmen ist, als die genaue Vermessung und Ausmittlung des reinen Ertrags.

9.

Die Grundsteuer muß nicht betrachtet werden als Abgabe vom reinen Ertrage, sondern als eine beständige an den Staat (der als Obereigenthümer gedacht wird) zu entrichtende Rente, die unveränderlich bleiben und keiner Abänderung wegen veränderter Cultur unterworfen werden muß. Nun stellt die Anlage in baarem Gelde keine wirkliche gleich bleibende Steuer vor, weil sie immer geringer wird, je mehr der Werth des Geldes sinkt und es würde daher nur diejenige Grundsteuer für wirklich feststehend angenommen werden können, welche etwa auf den Werth der gangbarsten Getreideart zurückgeführt wäre; da man wohl annehmen darf, daß zu der Zeit, als die noch itzt üblichen Steuer-Anlagen gemacht wurden, der einfache Grundsteuer-Termin um sehr Vieles größer war, als er durch das immer unaufhaltsam fortschreitende Sinken des baaren Geldes geworden ist. Nun ist zwar der Beitrag des Einzelnen so klein, und die Erhebungsweise würde so kostspielig werden, daß es unvermeidlich ist, die Steuer in baarem Gelde zu erheben. Aber gleichwohl würde sich doch leicht ein Mittel ausfindig machen lassen, die Grundsteuer auf einen Werth im Getreide zurückzuführen, und von Zeit zu Zeit sie nach diesem zu berichtigen.

10.

Am allerwenigsten aber kann die Grundsteuer als Abgabe vom reinen Boden-Ertrag in solchen Ländern betrachtet werden, wo außer derselben, die Landwirthe noch, gleich allen andern Staatsbewohnern, eine besondere Steuer von ihrem reinen Einkommen zahlen müssen.

11.

Sieht man die Grundsteuer aber als feste Rente an; so muß man fingiren: der Staat habe sich dieselbe gegen Verleihung des Grund-eigenthums vorbehalten und als sey sie dem zu Folge auf einen, einseitig nicht abzuändernden, Vertrag gegründet. Eine Ansicht, die nicht geschichtlich ist, da sich in den meisten Ländern genau nachweisen läßt, daß man bei ihrer Anlegung die Absicht hatte, eine wahre Einkommens- und Vermögens-Steuer darinn aufzustellen; allein sie ist rechtlich. Man hat, wie so oft geschieht, ganz etwas anders wirklich erreicht, als man bezweckte und es ist schon häufig die richtige Bemerkung gemacht worden, daß allen Bemühungen zum Trotz, die Landsteuer immer die Eigenschaft einer Rente annimmt, welche bei Berechnung des Werths des Grundstücks in Abzug gebracht wird. So hatte man eine gleiche Ansicht in England, als man die Landtaxe ablösen ließ und auf diese Ansicht wird man allezeit wieder zurückkommen müssen.

12.

Betrachtet man die Grundsteuer aus dem Gesichtspunkt einer vorbehaltenen Rente; so wird man mit den Ungleichheiten, welche sich bei ihr finden, etwas mehr ausgesöhnt und selbst die Steuerfreiheiten treten in ein milderes Licht. Aber sie kann auch dann nie zum Maaßstab dienen, wonach etwas Anderes oder Mehreres aus dem Staate aufgebracht werden soll, als das, wozu sie ursprünglich bestimmt war, nemlich Deckung eines Theils der ordentlichen Staatsbedürfnisse. Alles Außerordentliche Vorübergehende muß durch andre Mittel aufgebracht werden; welche so veränderlich seyn müssen, wie die zu deckenden Bedürfnisse selbst.

13.

Außer der Grundsteuer giebt es eine zweite Hauptgattung von Steuern, nemlich die Consumtionssteuern oder Auflagen auf den Verbrauch der Sachen. Diese werden in einem großen Staate, mit guten, geschlossenen Naturgränzen, mit vielen wohlhabenden, volkreichen Städten, wie z. B. Frankreich, England viel einbringen. Dahin gehören Trank-, Mahl-, Schlacht-Steuern, Zölle, Salz, Tabaks-Monopol in den Händen des Staats.

14.

Eine dritte Gattung kann man die gemischten nennen. Dahin gehören: Einkommen-, Gewerb- und Stempel-Steuer.

15.

Die Einkommensteuer (Vermögenssteuer) ist nicht nur diejenige, wodurch die größere Zahl von Beitragenden getroffen wird; sondern sie ist auch das einzige Ausgleichungsmittel zwischen Armuth und Reichthum. Während die Grundsteuern ohne Unterschied, von dem dürftigen wie von dem wohlhabenden, nach einem gleichen Maaßstabe entrichtet werden müssen, die Verbrauchssteuern aber den Armen fast ganz allein drücken, ist sie die einzige, welche das Kapitalvermögen zur Mitleidenheit ziehen und den verschuldeten Grundbesitzer vom Verderben retten kann. Indessen ist die Ausmittelung des reinen Einkommens von so mancherlei Vermögens- und Gewerbsarten so schwierig, daß sie nur als Hilfssteuer für Nothfälle eingeführt werden sollte. Wenn man gleichwohl den obigen Grundsatz (7.), daß der Staat nichts von solchen Dingen oder Verhältnissen zu nehmen habe, welche er nicht gibt, vor Augen behält; so werden manche ihrer Schwierigkeiten beseitigt. Es findet sich alsdann, daß nicht das Einkommen selbst, sondern nur das Vermögen, oder diejenigen Befugnisse, aus welchen das Einkommen gezogen wird, ein Gegenstand der Schätzung sind und dieses ist schon viel leichter auszumitteln, als das Einkommen. Wird dabei blos auf die Substanz des ertragfähigen Vermögens gesehen und für die verschiedenen Gewerbe eine allgemeine Klassifikation vom Taglöhner an bis zum Großhändler aufgestellt: so ist eine solche Abschätzung der Staatsbürger, womit der größere und wohlgesinntere Theil zufrieden seyn wird, nicht so gar schwierig. Wenn auch Einzelne ihr Kapitalvermögen verheimlichen: so gibt es dagegen andere, welche etwas mehr versteuern werden, als sie schuldig sind, und was auch verheimlicht wird, entgeht ja doch nicht auf immer, sondern kann bei manchen Veranlassungen, Erbfällen und Theilungen wohl wieder beigezogen werden.

Aber freilich ist die erste Bedingung einer solchen Anlage Vertrauen des Volkes zu der Gerechtigkeit seiner Regierung und sorgfältige Auswahl rechtschaffener Männer zu dieser Abschätzung. Wo aber jenes nicht erworben werden kann, oder gar nicht erworben werden soll, und wo nicht der Stand der öffentlichen Beamten überhaupt streng zur gewissenhaften Pflichterfüllung angehalten wird — da ist es überflüßig sich um ein gerechtes Steuersystem viel Mühe zu geben. Denn das beste kann in der Ausübung in das schlimmste verkehrt werden.

2.

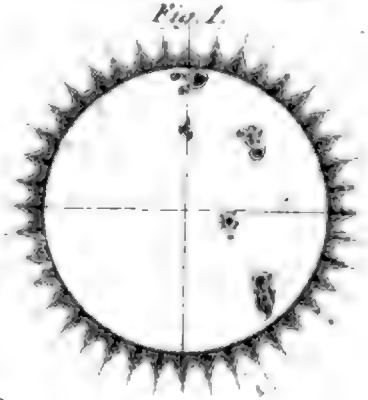
Woll- und Tuch-Handel in Leipzig.

(Man vergleiche Nr. 56.)

In dem Absatz der rohen Wolle hat während der Leipziger Michaelis-Messe die eingetretene wohlthätige Stockung fortgedauert. Wohlthätig nemlich ist jede Handelskrise, welche den Produzenten bei Zeiten an die Gefahr einer ausschweifenden Spekulation erinnert. Alle Nachrichten aus Nordamerika stimmen dahin überein, daß die Schäfereyen und die Veredlung in den neuen Provinzen über alle Erwartung gedeihen, und bei der Gunst des Klima's, der großen Ausdehnung der Weideflächen und der Natürlichkeit der Schafzucht in dem ganzen System der Nordamerikanischen Haushaltung, hiemit Kurzem sich zur empfindlichsten Konkurrenz auf den europäischen Wollmärkten erheben müssen. Möchten unsere deutschen Land-

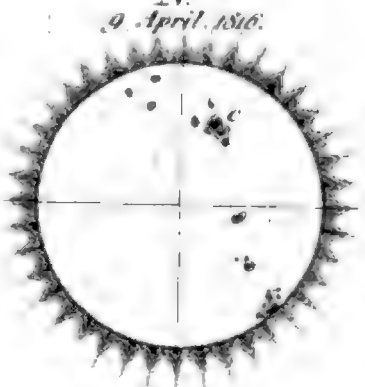
Sonnenflecken

Beobacht. 6 April. 1816.
Fig. 1.

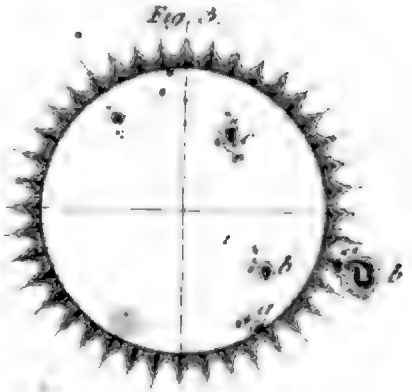


O.

N.
9 April. 1816.
Fig. 2.



10 April. 1816
Fig. 3.



W.

12 April. 1816.

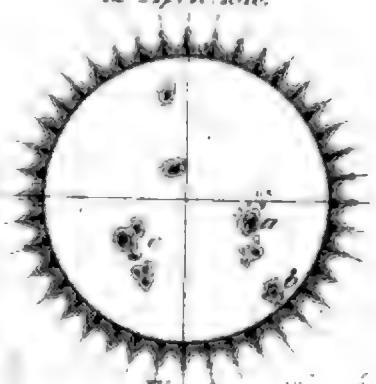


Fig. 4.

S.

Zu Hesperus 1816 N° 62.

wirthe bei Zeiten die Gefahr wahrnehmen, der sie sich ausgesetzt, indem sie die Schafzucht über ihre Gränzen hinaus betrieben, sich von dem unsichersten Markte abhängig gemacht, die wesentlichere Rindviehzucht vernachlässigt, die Unabhängigkeit ihres Haushalts, und daher auch die der Staatsökonomie ihres Vaterlandes für die Beschleunigung eines baaren Geldgewinnes auf das Spiel gesetzt, und sich unnatürlicherweise einen Handelsgeist angewöhnt haben, der nur allzuleicht zum Wucher, auch mit den übrigen Produkten der Oekonomie übergeht. Die Rindviehzucht ist in der deutschen Landwirthschaft für den Hausvater das, was für die Hausmutter die Leinwand, die Erzeugung langsam, mühsam, aber das Produkt dauerhaft und nachhaltig für die Sitten, für den Nutzen und für den Staat, während der Betrieb der Schafzucht für den auswärtigen Markt so glänzende als unsichre Erfolge gibt, und den Kredit wie die ganze innere Haltung des vaterländischen Landbaues, zerstören muß. Die feinen niederländischen Tücher wurden auf der gegenwärtigen Messe, nach dem Urtheil der einsichtsvollsten Kenner, für den Werth der darin enthaltenen Wolle hingegeben; der Vorrath derselben mag sich zu dem Bedarf wie 5 zu 3 verhalten haben, wenigstens waren Tücher im Fabrikazionspreise von 120 bis 130 Groschen überall für 80 bis 85 Groschen zu haben. Von Seite der Englischen und Niederländischen Fabriken nimmt man einen Kampf auf Tod und Leben wahr, nachdem Oesterreichische, Sächsische, Preußische und Innerdeutsche Fabriken bei gleichen und natürlichen Preisen in Absicht auf die Güte der Waaren schon im Vortheile sind, und es sich bei dem Streite eigentlich nur noch um die äußere Appretur, Ränder und Verpackung handelt, die Niemanden interessirt, außer den Detailleur und den Schneider.

Correspondenzen.

Fortsetzung der Beobachtungen der Sonnenflecke von 4. April bis 1. August 1816.

Vom Professor Hallaschka in Prag. Mit einer Kupfertafel. (Man sehe außerord. Beilage N. 4, Mai 1816.)

Ich versprach E. W. meine Beobachtungen der Sonnenflecke von Zeit zu Zeit für ihr Nationalblatt einzusenden und halte hierauf Wort.

Seit dem 15. März l. J. bis zum 4. April zeigte sich das Sonnenbild der häufigen Wolken wegen nie ganz rein. Ueberdies war meistens unangenehme kühle Witterung. Allein am 4. April heiterte sich die Atmosphäre aus, und die Sonnenflecke, welche am 15. März im nordöstlichen, und eine andere Gruppe, welche zur nemlichen Zeit im westlichen Sonnenquadranten sichtbar waren, wurden am 4. April in der nemlichen Lage beobachtet, nur ist zu bemerken, daß die Stellung der einzelnen Flecken gegeneinander merklich verändert war; sie haben sich einander mehr genähert.

Am 5 April waren die Sonnenflecke in ihrer Bahn fortgerückt, und zeigten sich mit vielen Sonnenfackeln umzingelt. Ihre Größe durch Messungen zu bestimmen, war ich gehindert, jedoch scheinen sie jenen an Größe nicht nachzustehen, welche am 15. März von mir beobachtet, und mit dem Sextanten gemessen worden sind.

Am 6. April trat eine ansehnliche Gruppe von vielen kleinen Flecken und Sonnenfackeln, am nordöstlichen Sonnenrand, worunter auch ein ziemlich großer sich auszeichnete. Die am gestrigen Tage beobachteten setzen vom nordwestlichen zum südwestlichen Sonnenquadranten ihre Bahn fort. Merkwürdig ist die Veränderung der südwestlichen Gruppe, welche gleichsam ist ein dreifaches Gebirge formirt, darunter zwei Flecke von ausnehmender Größe. Die Länge dieser Gebirgskette kann fünf bis sechs Minuten im Bogen betragen. (Fig. 1.)

Der 7. und 8. April waren ganz trübe Tage. Am 9. heiterte sich die Atmosphäre ziemlich aus, und ich fand zur gewöhnlichen Beobachtungszeit, (Fig. 2.) daß die nordöstlichen Flecke merklich in ihrer Bahn gegen den nordwestlichen Sonnenquadranten vorgerückt waren. Jene dreifache Gebirgskette, welche sich am 6. April dem südwestlichen Sonnenquadranten näherte, war bereits ausgetreten.

Am 10. April hatten sich die am nordöstlichen Sonnenquadranten befindlichen Flecke vermehrt, und ihre Stellung ganz geändert. Eine gleiche Veränderung erlitten auch die am nordwestlichen Sonnenquadranten. Der Sonnenfleck (Fig. 3.) c hat der Länge nach fast a-

im Bogen, und war mit sehr vielen kleinern umzingelt. Der Fleck b zeigte in der Mitte einen lichten Streifen, welcher gegen Nordosten auslief. Er stand in der Größe dem c etwas nach. Die auf der Kupfertafel neben der Fig. 3 stehende Zeichnung, stellt seine Gestalt etwas deutlicher dar. Jene Gruppe endlich, welche gestern dem Sonnenrand schon ziemlich nahe war, ist heute dem Austritte sehr nahe. Der Sonnenrand ist in der Gegend der austretenden Flecke mit vielen Fackeln umgeben, und höckricht. Ich zählte der Sonnenmakeln überhaupt 36.

Am 11. April war der Himmel umwölkt. Am 12. April zeigte sich die Sonne wieder. Die Gruppe c (Fig. 3) war aus dem nordwestlichen Sonnenquadranten in den südlichen a übergegangen (Fig. 4) und von einer viel größeren Anzahl kleinerer Flecke umgeben. Der Sonnenfleck a ist der größte. Der am 10. April durch einen lichten Streifen ausgezeichnete Fleck b (Fig. 3) ist heute dem Sonnenrande sehr nahe, und zeigt seinen lichten Streifen sehr deutlich, doch hat dessen Größe etwas abgenommen. Plötzlich formirte sich hingegen eine ansehnliche Gruppe c am südöstlichen Sonnenquadranten (Fig. 4), in welchem ein Fleck sich durch seine Größe besonders auszeichnete. Ich zählte größere und kleinere Sonnenflecke 46 an der Zahl.

Vom 13. April bis zum 19. Juni war meistens der Himmel trüb. Am 19. Juni hingegen war die Atmosphäre ganz heiter, und ich hätte den kleinsten Sonnenfleck unterschieden, allein gerade heute war die Sonnenscheibe ganz rein. Am nemlichen Tage stellte sich gegen Abend regnerische Witterung ein, und dauerte fast ununterbrochen bis zum 1. Juli fort.

Am 1. Juli war der Himmel und die Sonnenscheibe ganz heiter und rein, allein am 3. Juli zeigte sich eine merklich große Gruppe von Sonnenflecken und Sonnenfackeln am nordöstlichen Quadranten der Sonnenscheibe, die etwa vor 36 Stunden eingetreten seyn konnten. Der 4. und 5. Juli waren trüb und unfreundlich. Am 6. waren zwei große Flecke am nordöstlichen Sonnenquadranten sichtbar. Sie setzten ihre Bahn nach dem südwestlichen Quadranten der Sonnenscheibe fort. Am 7. 8. 9. 10. und 11. Juli setzte diese doppelte Gruppe von Sonnenflecken ohne merkliche Veränderung ihrer Lage, ihre Bahn gegen den südwestlichen Sonnenquadranten fort. Am 13. Juli beobachtete ich eine neue Gruppe, die schon über 24 Stunden eingetreten zu seyn schien. Am 16. war sie das Centrum der Sonnenscheibe schon passirt, und befand sich am südwestlichen Quadranten der Sonne.

An demselben Tage wurde eine neue Gruppe sichtbar, welche in der Nacht vom 15. zum 16. eingetreten war; doch hatte keiner dieser Sonnenflecke eine bedeutende Größe. Da aber die übrigen Tage meistens trüb und dunkig waren, so konnte ihre Bewegung und Veränderung nicht beobachtet werden.

Am 24. 25. und 26. Juli war die Sonnenscheibe ganz rein.

Am 1. August hingegen zeigten sich fast am Mittelpunkte der Sonnenscheibe zwei Gruppen von Sonnenflecken, die vor etwa 4 Tagen eingetreten seyn können, aber wegen stets trüben Himmel nicht weiter beobachtet werden konnten.

2.

Lithinos Pyrgos.

Mailand September 1816.

Der Vicebibliothekar der Brera zu Mailand Joseph Hager will die altsyrische Festung: λίθινος πύργος deren ehemalige Existenz man schon bezweifelte, zu Tas-Kend in der asiatischen Tartarei entdeckt haben, da der Name dieser Stadt gleich Lithinos Pyrgos in der griechischen auch in der tartarischen und türkischen Sprache, einen Steinthurm bedeutet, und seiner Meinung nach Tás-Kend genau im 43sten Grade der nördlichen Breite, und im 80sten der Länge liege, mithin mit der von Ptolemäus angegebenen Lage der Festung Lithinos Pyrgos vollkommen übereinstimmt.

Das Gestade.

Nach dem Russischen.

Nach der Wellen Wirbelkreise,
Nach des Meeres Sturmgefahr,
Beut dem Schiff am Ziel der Reise
Sich ein stiller Hafen dar.

Sey er tief verhüllt uns allen,
Sey's, daß ihn kein Forscher fand;
Müder Pilger Blicke wallen
Sehnend hin zu seinem Strand.

Zeigen dann an dem Gestade
Freunde sich, so flieht der Harm;
Und entzückt vom Wellenpfade
Eilen sie in ihren Arm.

Meeressturm bist du, o Leben!
Tod, des Hafens Friede du!
Der nach bittrer Trennung Beben
Uns vereint in seine Ruh.

Ja, ihr winkt mit Sternenhelle
Zu des Ufers Friedenreich,
Theure Schatten! eine Stelle
O bewahrt sie mir bei euch! —

Franz. v. Matthiß.

Außerordentliche *)
Beilage zum Hesperus.

1816. Nro. 1. März.

Zur Errichtung einer inländischen Handelsbank, um dem schädlichen Schwanken des Geldkurses Schranken zu setzen; nebst einigen Bemerkungen auf den im Hesperus Nr. 4 Jänner 1816 enthaltenen Vorschlag des Herrn J. M. Ritter v. Ehrenfels über seine Erklärung des Papiergeldes, über die von ihm in Antrag gebrachte Papiergeld-Tilgungs-Erbsteuer, und Umschreibung der Anticipations-Scheine in verzinsliche Fondspapiere.

Von

Dr. Franz Edlen v. Heinl,

aller k. k. Erblande Ritter, Herr und Landstand in Niederösterreich, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, Herr der Herrschaften Rexing, Raspach und Würnitz.

Es ist sehr erwünscht, daß ein Nationalblatt eröffnet ist, welches für gebildete Leser freymüthige Bemerkungen des Inlandes über staatswirthschaftliche Gegenstände aufnimmt.

Die Staatswirthschaft ist eine Erfahrungswissenschaft. Die nämlichen Ursachen bringen unter den nämlichen Umständen bei allen Völkern und zu allen Zeiten die nämlichen Wirkungen hervor.

Die Epoche, in der wir leben, ist das Zeitalter der Entwicklung großer Begebenheiten, welche zum Theil in der Vorzeit begonnen hatten. Unser Zeitalter ist lehrreicher für die Staatswissenschaft, als es sonst Jahrhunderte nicht gewesen sind. Bei der Entwicklung großer Begebenheiten lernt der Forscher oft erst die Triebfedern der Entstehung, und die verheimlichten Fehler in der Leitung kennen, welche eine Katastrophe herbeigeführet haben und herbeiführen mußten. Diese Erfahrungen dienen dem Staatsmanne zur Richtschnur, um den Weg zu dem Gemeinnützigen zu finden, ohne an ähnlichen Gebrechen zu scheitern. Die meisten dieser Erfahrungen werden aber nur gerettet, geläutert und erweitert, wenn sie öffentlich vorgetragen, beleuchtet und beurtheilet werden. Dadurch wird das Dunkel aufgehellet, welches über so manchen Zweig der Staatswissenschaft noch verbreitet ist: es werden Irrthümer aufgedecket, neue Wahrheiten erfunden und verbreitet; es werden reine Grundsätze bewähret werden, auf denen eine Wissenschaft beruhen soll, welche für alle Völker von so hoher Wichtigkeit ist, daß davon ihre Dauer und ihr Wohlstand abhängig sind.

*) Um den verehrlichen Lesern des Hesperus diesen Aufsatz nicht vorzuenthalten, wird ihn der Verleger in außerordentlichen Beilagen zum März und Aprilheft geben, weil für beide Monate die bestimmte Bogenzahl schon gedruckt ist, als heute dieses Manuskript nach Prag abgeht.

Wien den 4. März 1816. Der Herausgeber.

In dem Hesperus Nr. 4 Jänner 1816 ist ein patriotischer Vorschlag des Hrn. Joseph Michael Ritter v. Ehrenfels enthalten, welcher dem Kopfe und dem Herzen des Hrn. Verfassers, meines verehrungswürdigsten Nachbars zur Ehre gereichet. Ich habe denselben mit vielem Vergnügen gelesen: er wird auch allenthalben den verdienten Beyfall gefunden haben. Es ist gewiß höchst rühmlich, wenn der Adel und die Güterbesitzer sich mit dem Nachdenken über staatswissenschaftliche Gegenstände beschäftigen. Herr v. Ehrenfels erkläret das Papiergeld als Creditspapier auf das Vermögen der Staatsbürger: er bringet zur Verminderung und Fundirung desselben eine Tilgungserbsteuer, und die Umwandlung der Antizipationsscheine in verzinsliche Fondspapiere in Vorschlag. Da ich über diese 3 wichtigen Gegenstände mit ihm nicht einerley Meynung bin: so habe ich es für Pflicht gehalten auch meine Ansichten darüber hier bekannt zu machen. Erfahrene Männer von höhren Kenntnissen mögen darüber das Urtheil fällen.

Der Krieg dauert nun schon über 27 Jahre: er wurde nur zuweilen durch kurze Waffenruhen unterbrochen, welche man Frieden nannte. Die Heere konnten doch nicht auf den Friedensstand zurückgesetzet werden; weil der Wiederausbruch des neuen Krieges immer vorher zu sehen war. Diese Kriege wurden meistens im Auslande geführet, wo unsere Heere und ihre Bedürfnisse mit guter Münze bezahlt werden mußten. In den ersten Jahren waren gar keine Kriegssteuern ausgeschrieben; später sind die Ausgaben des Staates wohl immer größer, als die zur Bedeckung derselben ausgeschriebenen Steuern gewesen. Die letzten Kämpfe, von welchen die Welt einen dauerhaften Frieden erwartet, sind mit dem höchsten Kraftaufwande geführt worden. Die Kriegsvölker waren zahlreicher als jemals: die Ausgaben stehen immer damit in Verbindung: und dennoch wurden in den letzten 3 Jahren die Steuern nicht in dem nämlichen Verhältnisse erhöhet. Daß der Staat seinen Kredit benützen mußte, sieht jeder Denker ein. Der Passivstand des Staates, obgleich er uns nummerisch unbekannt ist, kann doch nicht klein seyn.

Auf der andern Seite ist das Vermögen des Staates nicht minder groß. Die Rechtlichkeit, die unwandelbare Gerechtigkeitsliebe unsers Kaisers, dessen Herzensgüte, Gewissenhaftigkeit und väterliche Liebe sich über alle verbreitet, welche das Glück haben unter höchstseinem milden Zepter zu stehen; und diese unermüdeten, das allgemeine Beste über alles liebenden Völker der österreichischen Monarchie: darin liegt die größte Sicherheit für alle, welche an den österreichischen Kaiserstaat etwas zu fordern haben. Hier ist das Vermögen und der Wille zu zahlen vereinigt; hier sind die Bedingungen des Kredites vorhanden. Oesterreich kann sich nur in einer zeitlichen Geldverlegenheit befinden: aber bei einem weislichgewählten und ruhig verfolgten Finanzplane kann es nach und nach alle seine Schulden bezahlen, ohne daß es nöthig ist, das Vermögen der Nazion und ihren Wohlstand im Mindesten zu schmälern.

Jene, welche nach plötzlicher Abhülfe rufen; welche die Staatsschulden um jeden Preis in der Eile bezahlt wissen wollen, kennen den Zustand der Dinge nicht. Nach jeder ungewöhnlichen Anstrengung muß eine Epoche zur Erholung seyn, um so mehr, weil der Krieg andere Erwerbsarten erzeugt, somit der Betriebsamkeit und ihren Kapitalien eine eigene Richtung giebt, welche sich nur nach und nach wieder in die friedlichen Verhältnisse verbreiten. Wird in dieser Epoche dem abgemateten Staatskörper eine ungewöhnliche Last aufgebürdet: so kann daraus eine anhaltende Entkräftung entstehen, welche zum Tragen der gewöhnlichen Auflagen unfähig machet. Nach einem Jahrelangen Kampfe der heftigsten Leidenschaften, welche ihren Samen oft unmerklich in andere Weltgegenden verpflanzen, kann man aus dem ersten Schweigen derselben noch nicht ihr ewiges Verlöschen als gewiß annehmen.

Nicht Oesterreich allein ist verschuldet: alle Staaten von Europa leiden an dem nämlichen Uibel. England, welches man so oft als das Muster eines reichen Landes genannt hat, war noch im Jahre 1789 nur 184,000,000 Pfund Sterling schuldig. In den Parlamentsverhandlungen

vom 8. März 1810 wurde Großbrittaniens Staatsschuld, bis 5. Jänner 1810 berechnet, schon auf 784,000,000 Pfund Sterling angegeben; sie war daher in 30 Jahren um 600 Millionen Pfund Sterling angewachsen, und forderte schon damals jährlich 29,972,000 Pfund Sterling, welche bey 300 Mill. Gulden ausmachen, zur Bezahlung der jährlichen Zinsen. Seitdem ist diese Staatsschuld nicht vermindert worden. Eben dieser gleiche Zustand von Europa vergönnet auch der österreichischen Monarchie ein Schuldentilgungssystem zu ergreifen, welches zwar sicher, obgleich nur nach und nach; und ohne Störung der übrigen öffentliche und Privatverhältnisse, zum Freymachen der Staatsfinanzen führet, und selbst darin den Staatsgläubigern die volle Beruhigung gewähret.

Die Vortheile, welche uns das Papiergeld verschaffet hat, können nicht verkannt werden: Der Raum, welchen diese Blätter gestatten, ist zu eng, um sie alle zu entwickeln. Ich will hier nur auf das merkwürdige Jahr 1813 hinweisen. An unsern Gränzen standen zahllose schlagfertige Heere: Oesterreich mußte Theil nehmen; unsere Unabhängigkeit war in Gefahr. Die Truppen mußten vermehrt werden, alle Kriegsbedürfnisse sollten in der Eile herbeigeschafft seyn. Millionen waren dazu erforderlich, und doch drückte uns ein Geldmangel, der die Abzahlung der gewöhnlichen Einkünfte des Staats und den Verkehr erschwerte. Die Antizipationsscheine haben uns damals, ohne Zinsenlast, aus der Noth geholfen. Lasset uns dieses nicht vergessen, und wir werden ihnen nicht feind seyn.

Freylich haben wir auch die Nachtheile des zu sehr vermehrten Papiergeldes gesehen und empfunden: Neben dem guten Samen kömmt immer Unkraut auf, wenn der Landwirth es nicht ausrotten kann: soll er darum seine Saaten nicht benützen? Der Frieden gestattet es, den Nachtheilen der Papiergeldsvermehrung feste Dämme entgegen zu setzen, und den Völkern die Uiberzeugung zu gewähren, daß eine weitere Vermehrung desselben nicht mehr geschehen könne. Dieß ist die Grundlage jedes Tilgungsplanes, und dadurch geschieht der entscheidendste Schritt zur Wiederherstellung des öffentlichen Kredites, welcher wahrscheinlich viele andere Schritte unnöthig machen wird. Ein Theil der Monarchie hat jetzt kein Papiergeld: Der Staatsschatz hat aus den besiegten Ländern Gelder erhalten. Ob doch noch eine Papiergeldtilgungssteuer nothwendig seye, das hängt so sehr von einer genauen Kenntniß der Bedürfnisse und Mittel des Staates, seines Aktiv- und Passivstandes ab, daß der damit unbekannte Privatmann darüber nicht abstimmen kann. Unser geliebter Kaiser, dieser zärtliche Vater, hat es ja schon so oft bewiesen, daß er seine Völker mehr, als seine leiblichen Kinder liebt. Seine Liebe und Seine erfahrungsreiche Weisheit werden den Völkern keine größere Last auflegen lassen, als unausweichlich ist, um die Staatsfinanzen wieder in Ordnung zu bringen. Und sollte eine Papiergeldtilgungserbsteuer nöthig und nützlich befunden werden: so sind gewiß die übrigen Abgaben, welche schon jetzt auf den Verlassenschaften ruhen, erwogen, und dabei nicht vergessen worden, daß ein ganzer Nachlaß in öffentlichen Fondsobligationen bestehen könne: damit, bei der Veränderlichkeit des Kurses derselben, der Erbe niemals in die Lage komme, gar nichts zu erben. —

Wenn wir hier überhaupt von einer Steuer zur Tilgung des Papiergeldes reden; so sind dieß nur allgemeine Ideen ohne Beziehung auf irgend ein Land insbesondere, welche der Prüfung sachkündiger Staatsmänner übergeben werden, weil sie allein beurtheilen können, in wie ferne etwas davon auf die, ihrer Leitung anvertraute, besondere Staatswirthschaft anwendbar sey.

Bevor ein Staat sich entschließt das Papiergeld zu vermindern und zu vertilgen, welches sich in Händen der Nation befindet, sollten 3 Fragen mit Zuverläßigkeit beantwortet seyn: warum ist so viel Papiergeld in Umlauf gekommen? haben diese Veranlassungen jetzt ganz aufgehört? und wie soll von nun an der Geldbedarf des Staates und der Nazion bedecket werden, ohne irgend eine Stockung zu veranlassen?

Indem ein Staat für seine Selbsterhaltung, für die Wiederherstellung seines Wohlstandes sor-

get, darf er die Erhaltung und den Wohlstand seiner Einwohner nicht aus den Augen verlieren. Seitdem das öffentliche Einkommen fast allenthalben und vorzüglich auf den Abgaben der Völker beruhet, seitdem ist es ganz unmöglich, daß der Staat gewinne, was die Nazion verlieret; seitdem kann es keinen reichen Staat geben, dessen Nazion verarmt ist. Nur in der Wiederherstellung des Nazionalwohlstandes wird auch der Staat seinen Wohlstand dauerhaft wieder hergestellt finden.

Das Papiergeld ist allerdings eine Staatsschuld; aber von einer ganz eigenen Natur: sie wird durch eine Herabsetzung allein nicht verbessert. Es kann daraus wohl eine Geldnoth entstehen, die den Geldscheinen einen Anwerth giebt: aber der Kredit auf dieselben, der sie allein zum Gelde machet, wird dadurch nicht hergestellet. Sobald ein Papiergeld im Verkehre allgemein ist; so hat es die Natur einer gewöhnlichen Schuld so ganz verändert, daß es vielmehr ein Nazional- und ein Staatsvermögen geworden ist, welches allein den Ackerbau und die Industrie im Inlande belebt und den Verkehr möglich machet: es werden damit die Steuern und Abgaben an den Staat entrichtet, und von den öffentlichen Kassen wieder an Beamte, Soldaten, auf Zinsen, auf andere Bedürfnisse in Zahlung ausgegeben: es werden damit auch zwischen Privaten alle fälligen Kapitalien und die Zinsen derselben abgestoßen: es dienet allen inländischen Unternehmungen zum wirksamsten Fonde. Wenn 200 Millionen Papiergeld in einem Lande im Umlauf das einzige Geld sind: so werden damit durch die Cirkulazion in einem Jahre gewiß um mehr als um 1000 Millionen Geschäfte gemacht, Zahlungen und Vorschüsse geleistet. Was die Summe der ausgegebenen Geldscheine übersteigt, ist die Frucht dieser unverzinslichen Staatsschuld, die sich im Umlaufe zu vervielfältigen scheint, ihre Früchte vermehret und doch die nämliche bleibet. So lange das Papiergeld in dieser Anwendbarkeit erhalten wird, welche auch die Metallmünzen nur zum Gelde machet: so lange ist nicht zu besorgen, daß es auf einen Unwerth herabsinke; vielmehr, wenn dasselbe nicht weiter vermehret, und alles hintangehalten wird, was das Vertrauen auf das Papiergeld und auf die Finanzverwaltung schwächen kann: so wird sich der Kredit desselben heben, ohne irgend eine rasche Maßregel nöthig zu haben, welche immer in alle Verhältnisse nachtheilig eingreift, die sich nach der Menge des umlaufenden Geldes gerichtet haben. Wie das Papiergeld sehr vermindert wird, ohne daß an desselben Stelle andere Münzen treten: so ist auch das Nazional- und das Staatsvermögen, es ist der Fond zu allen Unternehmungen vermindert, die Steuerfähigkeit der Einwohner, die Kräfte des Staates sind geschwächet; und keine der guten Folgen ist merkbar, welche sonst aus der Verminderung der Schulden hervorgehen.

Durch die Verminderung des Papiergeldes werden die verzinslichen Staatsschulden, die Bedürfnisse des Staates und der Nazion nicht vermindert. Ein Schuldner, der sein Geld vermindert, in der Absicht sodann schuldenfreier zu seyn, wird das Ziel nicht erreichen; er wird neue Schulden machen müssen, um wieder Geld zu erhalten. Und so lange alle Lebensbedürfnisse theuer sind, folglich viel Geld fordern, scheint eine Verminderung desselben gar nicht nöthig und auch nicht räthlich zu seyn.

Man hört bei uns nicht selten die Klage, daß das Papiergeld an der Theuerung Schuld seye, welche dermalen auf uns lastet; und viele behaupten, mit den Metallmünzen würde die alte Wohlfeilheit gleich zurückkehren.

Die heutige Theuerung ist eine Wirkung mehrerer Ursachen: lasset uns also nicht ungerecht seyn, und sie dem Papiergeld allein zuschreiben. Sehet auf jene umgebenden Länder, welche kein Papiergeld haben: und ihr werdet auch bei ihnen keine Wohlfeilheit finden; vielmehr, wenn ihr unser Papiergeld nach dem Kurse berechnet: so ist es allenthalben um uns herum theuerer als unter uns. Darum würden wir, selbst mit Metallmünzen im Auslande nicht wohlfeil einkaufen können.

Die Theuerung trift die 3 Hauptbedürfnisse: Brod, Fleisch und Wein, welche die andern Be-

dürfnisse ebenfalls in die Höhe treiben. 3 Jahre ist kein Wein gewachsen: Die Seltenheit desselben würde ihn in Silbergeld vielleicht eben so theuer machen, als er jetzt im Papiergelde stehet.

Schlachtvieh mußte den Kriegsvölkern nachgetrieben werden: Viehseuchen und Elementarzufälle haben ungewöhnlich viele Tausend Stücke unbenützt hinweggerafft; und die Theuerung der Brodfrüchte hat auch die Fleischverzehrung sehr vermehret. An Korn ist in den Jahren 1814 u. 1815 in vielen Gegenden der Bedarf nicht gewachsen. Ihr seht ja den Landmann so vieler Ortschaften sich fast bloß mit Erdäpfeln nähren und in den Städten das Komißbrod aufkaufen: dieß wird er in einem guten Erndtejahre gewiß niemals thun. Ein Krieg, wie der kaum beendigte, forderte die kräftigsten Arme zu Vertheidigung des Vaterlandes: ihre Arbeit und die Früchte derselben mußten zu Hause fehlen: Wo die Heere stehen und durchziehen, wird ungewöhnlich aufgezehret und verwüstet: Wie können wir denn glauben, daß nach einem solchen Kriege, den ein paar Mißjahre begleiteten; der schon so viel verzehrte, und nun die Verzehrer wieder in den erwartenden Schooß ihrer Familien zurückschickte, daß die Wohlfeilheit bei uns wohne, bevor wir durch die vermehrten Arbeiter eine neue Erndte erreichet haben? während eine größere Theuerung unsere Nachbarn bedrücket!

Vielleicht irre ich nicht, wenn ich sage, dem Papiergelde müssen wir es verdanken, daß die Theuerung nicht schon höher gestiegen ist. In unseren neu erworbenen Provinzen sind nur Metallmünzen im Umlaufe. Der Mangel an Lebensmitteln ist dort so groß, daß sie Vieh und Körner bei uns einkaufen, und mit ungeheueren Frachtauslagen sich zuführen müssen. Die Wiener Erbsenhändler haben in diesem Winter Erbsen nach Triest geschicket. Der ihnen günstige Kurs machet es unseren neuen Brüdern möglich, von unserm Brod und Fleisch mitzuzehren: und wenn sie bei uns nur mit Münzen einkaufen könnten, so würden sie durch die Konkurrenz auch in Münzen die nicht in Uiberfluß vorhandenen Lebensmittel so hoch treiben, daß aus der jetzigen Theuerung eine wahre Noth hervorgehen müßte: weil uns das Metallgeld zureichend noch nicht zu Theil geworden ist.

Uiberhaupt ist es ein Irrthum zu glauben, daß sich die Preise der Lebensbedürfnisse nach dem Geldkurse der Wienerbörse richten. Wir haben darüber unter uns große Erfahrungen gemacht, welche hier aufzuzählen, mich zu weit führen würde. Der Geldkurs ändert sich auf der Börse oft in einer Stunde um 20 und 30 vom Hundert, während die Satzung von Fleisch und Brod ungeändert bleibt. Im Jahre 1809 kostete in Niederösterreich das Pfund Rindfleisch 36 kr., der Geldkurs war damals bei 300. Im Jahre 1810, als der Kurs unsrer Bankozettel zu 500 stand, kostete das Rindfleisch 30 kr., Brod und Semmeln waren nicht kleiner als im Jahr zuvor, obschon der Kurs um 200 pCt. verschlimmert gewesen ist. Im Juny 1815 kostete auf der Wienerbörse 100 fl. Silbergeld 458 fl. W. W. und auf dem Lande in Niederösterreich das Pfund Rindfleisch 24 kr. Nun im Februar 1816 ist der Kurs bei 360, das Pfund Rindfleisch kostet 33 kr. und es ist viel weniger Geld unter den Leuten, als im Jahre 1810. Nach einem reichen Erndtejahre, wie jenes von 1812 gewesen ist, sind Wein und Brod wohlfeil; das Geld mag hoch oder niedrig im Werthe stehen. Und nach einigen Mißjahren ist es immer theuer gewesen; auch damals, als bei uns noch gar kein Papiergeld bekannt war. Der Kurs der Lebensbedürfnisse steht mit dem Geldkurse nicht immer im gleichen Verhältnisse: er wird auf den öffentlichen Märkten durch die Menge der vorhandenen Erzeugnisse bestimmet: Die Staatsverwaltung kann dabei nichts anders thun, als daß sie den freyen Verkehr handhabet, und dadurch die Konkurrenz begünstiget.

Wenn die Frage entsteht: wie viel Geld soll im Umlaufe bleiben? so ist wohl im Allgemeinen die Antwort bald gegeben. So viel als nöthig ist, mittelst des Umlaufes die Abgaben an den Staat und alle Zahlungen zwischen den Privaten zu bestreiten. Wenn man aber die Summen nummerisch aussprechen will, wie dieß nöthig ist, und die zu vermindernde Summe auszusprechen; denn

steigen erst die Schwierigkeiten auf, welche aber zu interessanten Betrachtungen über das Verhältniß des Staats- und des Nazionalvermögens zu der Baarschaft Anlaß geben.

Einst scheint die Meinung vorherrschend gewesen zu seyn, daß ein Staat so viel Geld, eigentlich so viel Papiergeld in Umlauf aufnehmen könne, als der Werth alles beweglichen und unbeweglichen Staats- und Nazionalvermögens ausmachet. Dieser Meinung scheinen ehemals Law, und später die republikanischen Machthaber Frankreichs mit ihren Bankscheinen, Assignaten und Mandaten angehangen zu seyn: eine Meinung, welche voraussetzet, daß das Papiergeld des Staates auf das Vermögen der Staatseinwohner fundiret seye. In dem gänzlichen Verfall dieses Papiergeldes sah man den Irrthum zu spät ein. Der Güterbesitzer, der Landwirth, der Kaufmann, der Fabrikant, wenn sie an liegenden Gründen, an Vorräthen und Waarenlagern, und an Kapitalien auch ein großes Vermögen besitzen, haben oft vielleicht nicht 2 pCt. dieses Vermögens an Baarschaft in Handen. So lange der Verkehr belebt ist, kömmt dennoch keiner von ihnen in Geldnoth. Der Landwirth schickt seine Wolle, Wein und Körner auf den Markt: dort erhält er die nöthige Baarschaft um seine Abgaben zu bezahlen, bei dem Fabrikanten und bei dem Handelsmanne einzukaufen: und dadurch diesen in den Stand zu setzen mit dem nämlichen Gelde das Nämliche zu thun. In dem Haushalte der Völker ist es nicht anders: auch hier macht die Baarschaft nur den geringsten Theil des Vermögens aus.

Andere waren der Meinung, der Staat könne unschädlich so viel Papiergeld ausgeben, und ohne Herabwürdigung im Umlauf erhalten, als die Summe aller einjährigen öffentlichen Abgaben ausmachet. Auch diese Meinung wird im Allgemeinen durch die Erfahrung nicht gerechtfertiget. Im Jahre 1812 wurde in dem an das Parlament erstatteten Finanzberichte das Staatseinkommen Großbrittaniens für jenes Jahr auf 95,712,696 Pfund Sterling angegeben. Nach einem am 5. Dezember 1812 dem Unterhause vorgelegten Ausweis befanden sich damals in allem nur 23,036,700 Pfund Sterling Banknoten, also kaum das Viertel des einjährigen Staatseinkommens im Umlauf; und dennoch konnte sich dieses Papiergeld nicht im gleichen Werthe mit den Metallmünzen erhalten. Dagegen waren in Oesterreich schon mehr Bankozettel im Umlauf, als der Betrag eines ganzjährigen Staatseinkommens; und dennoch dachte noch Niemand daran, daß zwischen denselben und dem Silbergelde ein Unterschied zum Nachtheil des Papiergeldes seyn könne.

Noch andere haben es versucht die Summe der Landesmünzen nummerisch auszusprechen. Voltaire meinte, im Jahre 1683 wären in Frankreich 500 Millionen, im Jahre 1750 aber 1200 Millionen Livres im Umlauf gewesen. Neker glaubt, im Jahre 1784 hätten 2200 Mill. in Frankreich kursiret; und im Jahre 1806 hat man diese Summe gar auf 3000 Mill. erhöhen wollen. Wenn auch die neuern französischen Livres geringer ausgeprägt worden sind, als jene im Jahre 1683: so werden wohl alle diese Summen nur auf Vermuthungen beruhen; eben weil sie so gar sehr von einander abweichend sind.

Der geistreiche Pitt, welcher Englands Finanzen in einer sehr wichtigen Epoche geleitet hat, war der Meinung, daß in Großbrittanien 44 Mill. Pf. Sterling Goldmünzen im Umlauf seyen, welchen andere noch 3 Mill. Silbermünzen zurechnen. Das gesammte englische Nazionalvermögen ist in der neuesten Zeit auf 2300 Pfund Sterling angeschlagen worden. Damit die 47 Mill. verglichen, würde sich Englands Baarschaft zu dem übrigen Nazionalvermögen wie 1 zu 50 verhalten: Das Geld würde nur 2 pCt. des ganzen Stammvermögens gewesen seyn.

Indessen, die Münzen zirkuliren nicht bloß im Inlande: Der Handelsverkehr hat seit Jahrhunderten einen Geldumlauf mit dem Auslande eröffnet; kein Staat kann mehr nummerisch angeben, wie viel Münzen aller Art sich innerhalb seinen Gränzen befinden. Anders ist es mit unsern Bankozetteln gewesen. Das Ausland hatte sie alle hereingegeben, und im Inlande waren sie das einzige

Geld. Das damalige Geschrey so vieler, über die zu große Menge des Geldes, ist uns noch allen erinnerlich. Lasset uns nun sehen, wie sich die Summe aller Bankozettel zu der Summe des Stammvermögens verhalten habe.

Das Vermögenssteuerpatent vom 8ten September 1810 hat den Werth des Grundeigenthums der deutschen Erbstaaten ausgesprochen weit über 5000 Mill. Gul.

Das Grundeigenthum der ungrischen Erbstaaten mit Siebenbürgen wird nicht geringer seyn, also auch 5000 — —

Das bewegliche Vermögen, die Häuser zu Wien, und in den Hauptstädten der Provinzen, die Fabriksgebäude, die Einlage der Kaufleute und Fabrikanten, alle Kapitalien, alle Vorräthe u. s. w. können wenigstens das Drittel dieser Gesamtvergütungszahl ausmachen mit 5000 — —

Summe 15000 Mill. Gul.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnützige Vorschläge.

Auch eine Idee zur Verwerthung unsers Papiergeldes, einfach, ausführbar, gerecht, ohne irgend Jemand wehe zu thun.

(Man vergleiche Nr. 4. 1816.)

1. Ich rede nicht von der Staatsschuld, die zu behandeln ist, wie alle Staatsschulden. Ein Tilgungsfond das Hauptmittel.

2. Ich rede von der Verwerthung des Papiergeldes, einer Operazion, wodurch sich sein Kreditwerth wieder seinem Nominalwerth eben so progressiv nähere, als er davon abgewichen.

3. Erstes Mittel. Garantie seiner Nichtvermehrung, wegen der Einlösscheine bereits vorhanden, also nur auf die Antizipationsscheine anzuwenden.

Zweites Mittel. Planmäßige successive Einziehung und Kassirung der letztern, grade so wie sie versprochen worden, mittelst Steuer.

Drittes Mittel. Wiedereinleitung der Cirkulation des Metallgeldes. Wie?

a) Die Regierung hat izt baare klingende Münze.

b) Sie fange zuerst an, ihre Zahlungen pro rata in edelm Metall zu machen, — mit $^1/_{20}$, $^1/_{15}$, $^1/_{10}$ ꝛc. je nachdem es ihr Vermögen erlaubt.

c) Sie mache zum Gesetz, daß 3 Monate nachher, nachdem sie angefangen, so zu zahlen, auf gleiche Weise alle Zahlungen sowohl an sie selbst als unter Privaten, nach gleicher pro rata in edelm Metall zu machen sind, von allen Zahlungen anzufangen, die jene pro rata erreichen. Wird sie diese z. B. mit $^1/_{20}$ bestimmen: so müssen alle volle 10 fl. erreichende Zahlungen und drüber mit $^1/_{20}$ in Konvenz. Münze bezahlt werden.

d) Sie operire dahin (wozu sie Mittel genug in Händen hat) das nächste oder die nächsten Jahre diese pro rata zu vergrößern und z. B. nach der vorigen Annahme, sie in $^1/_9$ zu verwandeln, und so nach und nach weiter in $^1/_8$, $^1/_7$ u. s. w.

Jeder wird leicht die nothwendigen vortheilhaften Folgen einer wieder hergestellten, mäßigen, bleibenden, sich unmerklich vermehrenden Cirkulation edeln Metalls, bei eben so sich unmerklich vermindernder Cirkulation des Papiergeldes einsehen. Die Operazion findet ihre Gränze

selbst; so wie sich das Papiergeld dem pari nähert.

Viertes Mittel. Beförderung des Aktienhandels. Man sehe die Staatswirthschaftl. Aphorismen Nr. 1 dieser Blätter.

Fünftes Mittel. Man erweitere von Zeit zu Zeit das Gebiet der herrschenden Silber-Konvenzions-Cirkulation, wie sie in den ehemaligen, italienischen, illyrischen und bayerschen Besitzungen statt gefunden und geblieben von Süden nach Norden herauf; von Kreis zu Kreis, vom Komitat zu Komitat.

4. Je harmonischer diese Operationen zusammen wirken, desto unbezweifelter, sichrer, muß ihre zwar langsame, aber wohlthätige Wirkung seyn, eine allen Druck, ohne alle Erschütterung der Vermögens- und Kreditverhältnisse.

Debatten.

Einwendungen gegen die vom Herrn von Ehrenfels zur Hebung der Staatsfinanzen vorgeschlagene Erbsteuer.

(Hesperus Nr. 4. 1816.)

Erste. Der Millionair geht bei längerem Leben leer durch.

Antwort. Glücklich, wenn der Staat so schnell in die Lage kommt, eine Steuer aufzugeben, ehe das Leben Aller einmal abgelaufen ist. Der Staatszweck wäre, ohne daß dieser Millionair mitgewirkt hätte, erreicht. Und da, nährend der Dauer dieser Steuer doch Niemand gedrückt worden: so geschah ja keinem ein wesentliches Unrecht. Der Millionair hatte höchstens ein Loos auf sein Leben und einen Treffer gewinnen; was doch erlaubt seyn muß hier, wie dort, wenn man die Idee hatte, die Finanzen durch Staatslotterien zu arrangiren. Der Neid höre nur auf; so fällt die Einwendung von selbst.

Zweite. Arme Familien können 5—6mal getroffen werden. Bei Steuer-Anlagen können Familien mit allem künftigen Zuwachs nicht als geschlossene Korporationen betrachtet werden; sondern ein Individuum derselben wird Steuer-Objekt. Jede Erbschaft, wenn sie auch heute der Sohn vom Vater, morgen der Bruder vom Bruder erbt, ist ein reiner Vermögenszuwachs. Nur reiner Ertrag kann mit Gerechtigkeit besteuert werden. Was sieht die Staatsökonomie als Quellen des reinen Ertrags an? a) Grund und Boden, b) Handel, Fabriken, Gewerbe, c) persönliche Dienstleistungen. — Nur diese geben dem Nazionalvermögen reinen Zuwachs und Besteurungsobjekte. Allein für das erstre haben wir bereits unsre auf den Ackerbau geworfene, genügliche Anlagen. Für den Handel bestehen die Gewerbsteuern; für Dienstleistungen Kopfsteuern. Was bleibt nun noch übrig, um eine nothwendige, große Summe zur Tilgung des Papiers auszumitteln, als die vorgeschlagene Erbsteuer, die immer, wenn sie sich zehnmal in einem Menschenalter andre Besitzer wählt, in dem heutigen Empfänger der Erbschaft einen Besteuerten trifft, der immer reinen Vermögenszuwachs erhalten hat. Oder hat Peter schon sein genannt, was Bruder Paul gestern noch besaß?

Verwirft man sie, so frage ich nur: woher, unter den Umständen, wie sie einmal sind, woher leichtere, ergiebigere Hülfe?

Außerordentliche Beilage zum Hesperus.

1816. Nro. 2. April.

Dr. Franz Edler von Heintl, über Errichtung einer inländischen Handelsbank ꝛc. ꝛc.

(Fortsetzung dessen Aufsatzes in der außerordentlichen Beilage Nr. 1.)

Damals waren 1060,798,750 Mill. Gul. Bankozettel im Umlauf. Sie verhielten sich also zu dem Stammvermögen, wie circa 1 zu 14 oder, es war das Geld damals bei 7 von Hundert des übrigen Stammvermögens. Seitdem sind die Bankozettel mit Patent vom 20. Februar 1811 auf das Fünftel in Einlösungsscheinen, somit auf 1 ⅔ pCt. des Stammvermögens herabgesetzt worden. Wenn nun auch die Antizipazionsscheine die Summe des Papiergeldes wieder vermehret haben: so wird doch jetzt die Summe des Papiergeldes vielleicht kaum 3 vom Hundert des Stammvermögens seyn. Daraus können sich über die Unausführbarkeit ihres Vorschlags jene von selbst überzeugen, welche von 10 und mehr percentigen Stammvermögenssteuern zur Tilgung des Papiergeldes reden. Eins vom Hundert des Stammvermögens in Geld abgefordert ist schon mehr als ein Drittel alles unsers Geldes, welches ohne Störung der Verhältnisse nicht plötzlich eingezogen werden kann. Und 10 pCto. vom Stammvermögen sind schon 3mal mehr als die Summa alles unsers Papiergeldes: sie würden als Tilgungssteuer in mehrjährigen Raten nur dadurch bezahlt werden können, daß der Landwirth, die Gewerbsleute, die Handelsleute den Betrag derselben ihren Erzeugnissen und Waaren im Preise zusetzen, um sich die Zahlungsmittel zu verschaffen, und dadurch die Theuerung erhöhen, daß der Staat auf seine dadurch gestiegenen Bedürfnisse die, auf die Tilgungssteuer einbezahlten Gelder wieder ausgiebt, wieder in Umlauf bringet, somit gewissermaßen die Steuer selbst bezahlet, und daß am Ende, wenn die ausgeschriebene Steuer einbezahlt ist, dennoch die Geldsumme die nämliche geblieben, das Uibel aber viel unheilbarer geworden ist.

Bei Metallmünzen wird die Veranlassung zu der Frage wohl nicht leicht entstehen, wie viel Geld der Umlauf erfordere. Ihre Vermehrung ist nicht willkührlich, sie bleibt durch das Materiale beschränkt, sie können nur durch die Ausbeute der Bergwerke oder durch einen blühenden Aktivhandel mit dem Auslande vermehret werden. Was die vermehrte Produkzion und der Handel gewinnen, wissen sie auch nützlich zu verwenden. Würde aus einer Mine eine ganz ungewöhnlich reiche Ausbeute erhalten: so wird der Uiberfluß auf allerlei Geschirre und Geschmeide verarbeitet, oder als eine Waare ausgeführet, und auf diese Art das Gleichgewicht erhalten werden, ohne daß die Preise der Produkte und anderer Waaren mehr deswegen plötzlich steigen oder fallen. Anders ist es beim Papiergeld, dessen Vermehrung durch das Material nicht beschränket ist. Aber auch hier läßt sich der Bedarf, um ohne Verlust umzulaufen, so schwer nummerisch bestimmen, weil er von so vie-

len Umständen als unbekannten Größen abhängig ist: so wie es sich bei einem Wechsler im Allgemeinen nicht mit Gewißheit bestimmen läßt, wie viel er Wechselbriefe zu allen Zeiten ausgeben könne, ohne seinem Kredite zu schaden. Nebst der größeren oder mindern Ausdehnung des öffentlichen Kredites hat die Lebhaftigkeit oder die Hemmung des Verkehres auf den Bedarf an Geld so großen Einfluß, daß eine Nazion mit der nämlichen Summa, zu verschiedenen Zeiten reich, und arm seyn kann. Ist der Verkehr lebhaft: so geht das nämliche Geld in der nämlichen Zeit öfter als Zahlung oder als Unternehmungsfond von einer Hand in die andere. Z. B. der Bauer hat für seinen Wein heute früh 100 fl. eingenommen; er trägt sie gleich zu dem Bauer, um ihm damit die geleistete Feldarbeit zu bezahlen: Der Bauer ist dem Schmied das Hufbeschläze und andere Arbeiten schuldig. Dieser erhält nun die 100 fl., mit denen er ohne Aufschub dem Eisenhändler das abgenommene Eisen bezahlt: der Eisenhändler berichtigt damit den eben fälligen Wechsel, den er für die Eisenwaaren ausgestellt hatte, und es geht nun dieses Geld in jene Gegenden, in welchen die Eisenwaaren verfertiget, das rohe Eisen aus den Eingeweiden der Erde herausgeholet wird. Jene Arbeiter brauchen Werkzeuge; sie müssen zehren und sich kleiden. Das nämliche Geld fließt wieder zurück, und kömmt in die Hände der Produzenten, der Fabrikanten und der Gewerbsleute, welche damit ihre Erzeugnisse vermehren, ihre Unternehmungen erweitern, die Abgaben bezahlen und ihre andere Bedürfnisse bestreiten. Stockt der Verkehr; findet das Vieh, der Wein oder die Körner wenig oder einen unbelohnenden Absaz: so mangelt es dem Produzenten an Geld zu seinen Unternehmungen; er muß sich einschränken; er verbraucht weniger Industrialwaaren: die Fabrikazion, die Gewerbsleute gerathen auch in Stockung. Jeder braucht mehr Baarschaft, um seinen Bedürfnissen zu begegnen: weil er dabei sich auf den gehemmten Absaz nicht verlassen kann. Dadurch wird die Geldnoth noch vermehret, und es wird erklärbar, wie die englischen Fabriksarbeiter bald aus Geldnoth in Aufstand gerathen, bald im Wohlstande leben; je nachdem ihre Arbeiten einen rascheren Absaz finden: obgleich in der nämlichen Zeit die Summe des Geldes im Lande weder vermehret noch vermindert worden ist. Bei einem lebhaften Verkehr gehet die nämliche Geldsumma in einem Jahre vielleicht 50mal aus einer Hand in die andere: eine Million hat dann 50 Millionen bezahlt, für 50 Millionen producirt, und ist doch immer die nämliche Einheit geblieben. Der Umlauf hat das Geld sehr wohlthätig und im Verhältnisse des Bedarfes vermehret. Geht aber dieses Geld bei gehemmtem Absaz nur 25mal herum; so werden damit nur 25 Millionen bezahlt; so bringts nur in diesem Verhältnisse Früchte hervor. Die wirkliche Geldsumme ist in der That um jene viel größere Summe schon vermindert, die der Umlauf hervorgebracht hatte, welcher durch das Bedürfniß und durch die Hervorbringung der Bedürfnisse, durch die Produkzion und Konsumzion, durch Vorrath und Absaz in Bewegung gesezt, und durch das Geld unterhalten wird: wie im thierischen Körper das Herz den Kreislauf in Bewegung sezet, welcher durch das Blut unterhalten wird. Bei einem lebhaften Verkehre ist eine größere Geldsumme nöthig: weil damals die nuzbringenden Unternehmungen erweitert werden. Bei gehemmtem Verkehre ist wieder eine größere Geldsumme nöthig, um die laufenden Bedürfnisse zu bedecken, bei welchen man weniger auf den Absaz rechnen kann: besonders wenn zu gleicher Zeit die ersten Bedürfnisse des Lebens hoch im Preise stehen. Man kann die wirkliche Geldsumme nun nicht vermindern; weil der gehemmte Verkehr schon die ungeheuere Summe reducirt hat, welche ein Produkt des lebhafteren Umlaufes sind: zu keiner Zeit wird sich mit Sicherheit die Summe in Zahlen aussprechen lassen, welche der Umlauf fordert, bei dem die Verbindungen mit dem Auslande nicht außer Acht gelassen werden dürfen, und der sich vielleicht schon wieder geändert hat, bevor man mit der Berechnung fertig geworden ist. Unter diesen Umständen, nach dem Wunsche der Börsejäger, eine große Geldeinlegungssteuer ausschreiben, heißt rasch in das Glück

vieler Tausende eingreifen, den öffentlichen Wohlstand erschüttern, und doch erst von dem Zufalle den Erfolg davon erwarten.

Das einmal in Umlauf aufgenommene Papiergeld, dessen weitere Vermehrung geschlossen ist, wird auch im Umlaufe bleiben, wenn sein Kredit durch keine Verfügung angegriffen wird. In der Belebung des Umlaufes findet es einen vermehrten Anwerth; und in dem dadurch erhöhten Bedarf eine wohlthätige Verminderung: es wird nach und nach, und unmerklich in dem Verhältnisse aus dem Umlaufe kommen mögen, wie es darin von selbst entbehrlich oder durch Münzen ersetzt werden kann, bis die Summa desselben nicht mehr so groß ist, um das einzige Vorstellungszeichen im Verkehre zu seyn; bis sich darneben auch die Metallmünzen im Umlauf erhalten können. Dann wird es wieder nur wohlthätig den Umlauf beleben und jede Unternehmung erleichtern. Dieser Zustand wird durch die bloße weise Aufrechthaltung des Papiergeldes eher und dauerhafter eintreten; die Besorgnisse der Papierbesitzer werden viel eher schwinden, als wenn der Staat große Tilgungssteuern ausschreibt, welche das Vermögen des Staates und der Nazion, somit die Zahlungsfähigkeit vermindern; den Staat so gut, wie die Nazion erschöpfen; nur Papiergeld und keine Münzen einbringen, folglich zur Fundirung des Papiergeldes ihrer Natur nach nicht geeignet sind. Wenn die Nazion sich ihr Papiergeld selbst mit dem Gelde bezahlen soll, welches sie als Eigenthum in Händen hat: so geschieht ihr durch die Verminderung desselben ja keine Wohlthat: so lasse man es ihr, um damit zu produciren, um sich auf diese Art mit demselben die Zahlungsmittel zu verschaffen; um die Regiekosten zu ersparen, und den Vermögensumwandlungen auszuweichen, welche zwischen den Privaten immer mit einer so weit greifenden Steuer verbunden seyn werden. — Bevor ich mich über die Umwandlung des Papiergeldes in eine verzinsliche Staatsschuld erkläre, muß ich einige Bemerkungen vorausschicken.

Die Bevölkerung, Grund und Boden, mit allem, was darauf und in demselben brauchbar, nützlich oder angenehm zu finden ist, die Industrie, Kenntnisse und Arbeit, und der Verkehr sind die Grundlagen des Vermögens bei jedem Volke: sie sind das Stammkapital, von dessen Ertrag die Einwohner leben und alles was ihnen obliegt, bestreiten müssen.

So wie alle Staatseinwohner zusammengenommen die Nazion ausmachen: so machet das Vermögen aller Einzelnen das Nazionalvermögen aus, welches den Privateigenthümern gehört, und kein Gemeindeeigenthum, kein Eigenthum des Staates ist, sondern nur unter dem Schutze der Staatsverwaltung stehet. Uiber dieses Vermögen können nur die rechtmäßigen Eigenthümer verfügen, welchen allein das Recht zustehet, dasselbe zu verschulden. Auf dieses Vermögen sind daher weder die Staatsschulden überhaupt, noch das Papiergeld insbesondere fundiret, und darum ist es unrichtig, wenn man das Papiergeld als Kreditscheine auf das Vermögen der Staatsbürger erkläret.

Alle Güter von schätzbarem Werthe und die Einkünfte davon, alle Gefälle und Regalien im Umfange des Staatsgebietes, so weit sie nicht einzelnen Besitzern, einzelnen Korporazionen, so weit sie also zu dem Nazionalvermögen gehören, machen das Eigenthum der ganzen Gesellschaft, das Gemeind- oder Staatsvermögen aus, zu welchem auch die Steuern gehören, welche nach der verschiedenen Verfassung der Länder der Staatsverwaltung zur Verfügung überlassen wurden. Dieses Vermögen steht unter der Verwaltung des Staates. Darauf allein sind die Staatsschulden und das Papiergeld fundirt, und auch hier versteht es sich von selbst, daß vorerst die Ausgaben für die öffentliche Verwaltung, für die innere und äußere Sicherheit bestritten werden müssen; und daß nur der Uiberschuß die Hypothek und der Tilgungsfond für die Staatsschulden seyn könne. Mehr Hypothek und mehr Zahlungsfond können die Staatsgläubiger nicht ansprechen und nicht erhalten: denn sie mußten es voraus wissen, daß der Staat seine Selbsterhaltung ihrer Befriedigung vorziehen müsse, und daß gerade die Selbsterhaltung des Staates die erste Grundlage zu ihrer Befriedigung sey.

Die Nazion muß wohl aus ihrem Vermögen durch Abgaben zusetzen, was das Staatsvermögen für die öffentlichen Bedürfnisse zu wenig abwirft: darum scheint es, daß man das Papiergeld Kreditspapiere auf das Vermögen der Staatseinwohner nennen könne. Allein die Abgaben werden nach der verschiedenen Verfassung der Länder ausgeschrieben: sie werden nur auf das Einkommen der Nazion so berechnet, daß das Stammkapital zur künftigen Benützung immer ungeschmälert erhalten werde; und daß jedem Steuerpflichtigen von seinem Einkommen noch so viel übrig bleibe, damit er, bei einer vernünftigen Gebahrung, davon standesmäßig leben könne. Diese Gränzlinie darf, den Fall der höchsten Noth ausgenommen, niemals überschritten werden: weil sonst keine Sicherheit des Privateigenthums bestehen kann: und diese Gränzlinie steht der obigen Erklärung des Papiergeldes entgegen.

Es ist ein Irrthum zu glauben, der Staat würde mehr Kredit finden, wenn das Vermögen aller Staatsbürger als ein disponibles Staatsvermögen ausgesprochen wird. Als im Jahre 1811 die Einlösungsscheine in Umlauf kamen, hatte sie ein sonst geachteter Schriftsteller schon als Steuerscheine, als Forderung des Staates und als Schuld der Staatseinwohner erklärt: aber ohne Erfolg für den öffentlichen Kredit. Jeder fühlt es, daß sein Privatvermögen nicht dem Staate gehöre: und gerade dieses Gefühl machet, daß solche zu weit greifende Aeußerungen der Privaten unschädlich für den Kredit des Staates bleiben; wer könnte sich denn sonst entschließen das Papiergeld in Zahlung anzunehmen, oder dafür Dienste zu leisten, wenn er dadurch nur eine zu seiner Last ausgestellte Zahlungsanweisung acceptirte; wenn er dadurch zum Staatsschuldner würde, indem er glaubt, ein Vermögen zu erwerben?

In der weitesten Bedeutung ist jede unerfüllte Verbindlichkeit der Regierung eine Staatsschuld: in der engeren und gewöhnlichen Bedeutung ist die Staatsschuld eine Verbindlichkeit des Staates eine bestimmte Geldsumme zu bezahlen.

So mannigfaltig die Fonds sind, auf welche die Staatsschulden gemacht werden: so lassen sich doch alle in verzinsliche und unverzinsliche Schulden abtheilen. Die verzinslichen Staatsschulden enthalten nebst der Verbindlichkeit zur Bezahlung des Kapitals, auch noch die Verbindlichkeit, dasselbe inzwischen zu verzinsen, wodurch sie sich wesentlich von den unverzinslichen Schulden unterscheiden. Die Zinsen (Interessen) bestehen entweder in festgesetzten Percenten, oder in einem zufälligen Lotteriegewinnste, oder in einem Kapitalszuschlage; indem die Staatsverwaltung unter dem Titel einer Prämie u. d. g. eine geringere Summe annimmt, als dafür verschrieben wird; oder in andern Begünstigungen des Gläubigers. Zu den unverzinslichen Staatsschulden gehört auch das Papiergeld, welches eine Erfindung der neueren Zeit ist.

Das Papiergeld muß aus einem doppelten sehr wesentlich verschiedenen Gesichtspunkte betrachtet werden: als Staatsschuld und als Geld.

Als Staatsschuld ist das Papiergeld *eben so* gut, wie die verzinslichen Schulden auf das *nämliche* Staatsvermögen fundirt; nur daß es, wegen der Unverzinslichkeit, dieses Vermögen weniger belastet. Eine Umwandlung des Papiergeldes in öffentliche Fondsobligazionen kann daher die Finanzen nicht erleichtern: mit den jährlichen Zinsen wird die Last noch vermehrt. Wird ein solches Opfer nicht durch andere Vortheile überwogen: so läßt es sich gar nicht rechtfertigen. So lange das Papiergeld in vollem Werthe neben den Metallmünzen umläuft, giebt es doch schon Epochen, in welchen die Kassen auf die Probe gestellet werden, ob sie das ausgegebene Papiergeld gegen Münze zurücknehmen können; entweder, weil der Verkehr stockt, und dadurch der Anwerth eines Theils des Papiergeldes zeitlich aufhöret, oder weil der Staat gedrungen war, eine etwas stärkere Summe auszugeben. Wenn in solchen Fällen die höchste Verwaltung noch zur rechten Zeit ein Darlehen eröffnet, ohne die wahre Veranlassung dazu, selbst ihren Subalternen merken zu lassen: so wird der

Andrang zu den Geldkassen aufhören: Jedermann wird sich beeilen, sein entbehrliches Geld in der Kreditskassa auf Zinsen anzulegen; weil damals der Staat noch den vollen Kredit genießet. Die darauf eingegangenen Münzen liefern den Geldkassen die Einlösungsmittel; das Papiergeld aber wird aufbewahrt. Wird der allgemeine Verkehr wieder lebhafter, und fordert mehr Geld zu den Unternehmungen: so kann der Staat das nämliche Geld wieder benützen seine Schulden abzubezahlen, und dadurch seinen Kredit zu erhöhen. Auf ähnliche Art müssen sich nicht selten die angesehensten Wechselhäuser helfen. Das Opfer der Zwischenzinsen hat den Staatskredit erhalten und vermehret. Der öffentliche Wohlstand hat dieses Opfer gerechtfertigt.

Wenn aber der Staat seine Zahlungen bereits eingestellt hat, und es sich nur um die Mittel handelt, die Zahlungen wieder anfangen zu können: dann wird eine Umwandlung des Papiergeldes in öffentliche Fondsobligazionen immer nur ein schädlicher Mißgriff bleiben, der gar keinen Nutzen bringen kann. Die Kapitalsschuld wird nicht vermindert; das Staatsvermögen, die öffentlichen Finanzen werden mit den neuen jährlichen Zinsen nur noch mehr belastet. Der Nazion wird ein Theil ihres Geldes, ein Theil ihres Unternehmungsfondes entzogen, sie folglich in der Erwerb- und Steuerfähigkeit in einem Augenblicke mehr zurückgesetzt, in welchem ihre Mitwirkung so wichtig ist. Die Inhaber des Papiergeldes werden ohne Nutzen des Staates beeinträchtiget; indem man ihnen für ihr Geld, Obligazionen aufdringt, welche, so lange sie nicht ausgezahlet werden, immer nur mit Verlust in Papiergeld wieder umgesetzet und verkauft werden können. Die Staatsgläubiger, die man mit einer solchen Maßregel beruhigen wollte, können nicht anders als noch unruhiger darüber werden; indem ihre Hypothek durch neue Zinsen, folglich durch eine neue Schuld belastet wird, und zugleich ihre Obligazionen durch die vermehrte Anzahl derselben in Kurse herabfallen. Das Papiergeld selbst kann dadurch an Zutrauen nicht gewinnen: wer zweifelt denn, daß schon jetzt die öffentlichen Fondsobligazionen auf den Kredit des Papiergeldes Einfluß haben, da sie beide auf dem nämlichen Staatsvermögen fundirt sind? Wie kann man denn hoffen, durch eine Vermehrung der Schuld dieselbe zu vermindern, und den öffentlichen Kredit wieder herzustellen?

Uiber die Natur des öffentlichen Kredites herrschen noch sehr irrige Begriffe: daher kommen alle jene Vorschläge, welche die Macht des Staates in Anspruch nehmen, um große Zahlungsmittel auszusprechen, und die Schuldverbindlichkeiten einseitig und willkührlich abzuändern. Macht und Gewalt sind keine Beweise, daß man einem Schuldner mit voller Beruhigung Kredit geben könne. Vergeblich hat die hohe ottomannische Pforte bei Todesstrafe geboten, daß man einen österreichisch kaiserl. Golddukaten nicht höher achten und annehmen dürfe, als um 12 neue geringhaltige Piaster; bald nach Kundmachung dieses Gesetzes ward der Dukaten auf 13 und 14 Piaster in der Türkey berechnet und in Zahlung angenommen. Im December 1812 ging im englischen Unterhause die Bill durch, daß die Banknoten (das englische Papiergeld) mit den Geldmünzen gleichen Werth haben, daher im Verkehre mit diesen im gleichen Nennwerthe umlaufen sollen. Das Pfund Sterling galt sonst auf allen europäischen Handelsplätzen 9 fl. 6 kr. bis 9 fl. 20 kr. und darüber in guten Münzen. Im Jänner 1813 als die Bill kaum durchgegangen war, wurde das Pfund Sterling schon nur um 7 fl. 40 kr. gutes Geld berechnet. Der Staat als Schuldner ist einer der vertragmachenden Theile und nicht Gesetzgeber oder Richter: die öffentlichen Kundmachungen über eigene Schulden werden nur als Erklärungen des Schuldners aufgenommen, welche um so minder Eingang finden, je ausgedehntere Versprechungen sie enthalten, und welche, wie es die Erfahrung lehret, fast immer die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht haben. In Kreditsgeschäften kann sich der Staat nur wie einen Privatschuldner betrachten; er muß sich dabei eben so vorsichtig wie die Privaten benehmen. Seine Rechte und Pflichten als Schuldner sind nur gleich jenen eines Privatschuldners. Der öffentliche Kredit beruht auf den näm-

lichen Grundsätzen, wie der Kredit zwischen Privaten: seine Grundlagen sind das Vermögen des Schuldners, zahlen zu können, und der erprobte Willen desselben zahlen zu wollen. Bei dem Vermögen wird nicht allein auf den Werth, sondern auch auf die Rechtmäßigkeit der angebothenen Zahlungsmittel gesehen. Uiber den Willen werden die wenigsten Zweifel entstehen, wenn aller Zwang, alle Willkühr beseitiget bleibt: wenn man nicht mehr verspricht, als wovon man die Möglichkeit der Zuhaltung offen darlegen kann: dieses Versprechen dann sicher zugehalten, wäre es auch noch so gering, es führet zur Wiederherstellung des Kredits, weil es den ernstlichen Willen, zur Ordnung rückzukehren beurkundet. Wenn man diesen Gesichtspunkt nicht aus den Augen verlieret: so wird sich allenthalben der öffentliche Kredit länger aufrecht erhalten, und geschwinder wieder hergestellt seyn.

Um die Staatswirthschaft leichter zu übersehen, betrachte man sie im verjüngten Maßstabe: wie man ein großes Reich mit seinen Städten, Schlössern und Dörfern, mit Bergen, Flüssen und andern wesentlichen Bestandtheilen mit einem Blicke nur auf einer Landkarte übersehen kann. Man stelle sich einen verschuldeten Güterbesitzer vor, dessen Finanzen in Ordnung gebracht werden sollen. Sein Vermögen besteht in liegenden Gründen, in Gefällen und Regalien, welche, wie die Taxen und Grundbuchsgebühren und die Zehenden im Ertrage veränderlich sind, und in bestimmten Abgaben seiner Unterthanen. Darauf haften die Besoldung und der Unterhalt seiner Beamten und Dienstleute, die andern Unkosten der Verwaltung und der Bewirthschaftung und seine Schulden, welche zum Theil unverzinslich sind. Gesetzt, er befinde sich wie der Staat in einer Lage, in welcher die Gläubiger, ohne auf eine Exekution denken zu können, zuwarten müssen, bis der Zahlungsplan entworfen ist, und bis sie in Folge desselben nach und nach zu ihrer Befriedigung gelangen. Sie werden dieß um so lieber thun, wenn sie sehen, ihr Schuldner schränke sich ein, damit er keine neuen Schulden mehr machen dürfe; und er ziehe solche Männer zu Rath, welche das allgemeine Zutrauen wegen ihrer Rechtlichkeit und wegen ihren Einsichten besitzen. Es ist ein, das ganze Schulden- und Finanzwesen umfassender Finanz- und Zahlungsplan zu entwerfen; damit durch einzelne Ausgleichungen die Mittel nicht vermindert werden, welche im Ganzen mit mehr Vortheil hätten benützet werden können. Das vorzüglichste Augenmerk bei Entwerfung des Finanz- und Zahlungsplans soll dahin gerichtet seyn, den Hauptstamm, das Hauptgut zu erhalten. Das Aktivvermögen muß durch Verminderung der Ausgaben und durch Vermehrung der Einnahmen erhöhet werden, ohne die Rechte anderer zu beeinträchtigen. Die Abgaben der Unterthanen zu erhöhen, gestatten die Gesetze und die öffentlichen Behörden nicht: die veränderlichen Gefälle und Regalien können durch eine bessere Aufsicht, durch Verhinderung der etwa bisher eingeschlichenen Bevortheilungen, und hauptsächlich dadurch zu einem viel höhern Ertrag gebracht werden, daß die Industrie und der Verkehr der Unterthanen belebt, ihr Eigenthum und ihre Rechte gewissenhaft gehandhabt, und alle Bedrückungen hindangehalten werden; wodurch die Zahl der Unterthanen, die Summa ihrer Arbeiten, der Werth ihrer Realitäten und auch die Verzehrung der obrigkeitlichen Erzeugnisse zunehmen, und durch alles dieses die Einnahmen der Renten erhöhet werden. Die Wirthschaft muß so gut als möglich betrieben werden; das heißt: man muß jeden Wirthschaftszweig mit der geringsten Anzahl Dienst- und Arbeitsleute, mit den mindesten Vorauslagen auf den höchst möglichen Ertrag zu bringen bemühet seyn; damit der reine Ertrag derselben höher ausfalle, und keinen Zweig darf man in Verfall gerathen lassen; weil dadurch sonst in der Folge gewiß eine Lücke in den berechneten Einkünften entsteht. Liegen einzelne Grundstücke entfernt, daß ihre Benützung mehr kostet als sie einbringen: so muß man untersuchen, ob sie wegen andern Rücksichten beibehalten werden müssen: in diesem Falle kann man sie vielleicht durch einen Pacht besser benützen: sind sie aber entbehrlich, und es läßt sich durch den Verkauf derselben ein größeres Kapital dafür hoffen,

als bei der besten Bewirthschaftung damit verzinset werden kann: so ist der beste Verkauf einzuleiten. Das nämliche geschehe mit leicht entbehrlichen Rechten. Auf diese Art wird oft ein großes Kapital eingehen, und es wird vielleicht thunlich seyn, beim Verkaufe sich noch überdieß eine bestimmte jährliche Abgabe zu bedingen, welche das bisherige reine Einkommen der verkauften Stücke ganz oder zum Theil ersetzet, wenn man mit in Anschlag bringet, daß nun die Verwaltung erleichtert ist, und mit weniger Leuten besser betrieben werden könne, und daß die öffentlichen Abgaben davon auf den Käufer übergegangen sind. Ist der Aktivstand geordnet, dann erst kann der verläßliche Zahlungsplan vorgelegt werden. Von den Einkünften gehen zuerst die Kosten der Administration, der Bewirthschaftung, und alles dessen, was davon unzertrennlich ist, ab: nur das Uebrige gehöret zur Schuldenzahlung. Damit werden zuerst die lästigsten Schulden abgezahlt: die minder lästigen bleiben zuletzt. Die verzinslichen Schulden sind lästiger als die unverzinslichen. Wo man also die Wahl hat, wird alles darüber einig seyn, daß zuerst die verzinslichen Schulden bezahlt werden sollen: weil dadurch mit dem nämlichen Geldbetrage auch der entsprechende Betrag der jährlichen Zinsen auf immer getilget, das Zahlungsvermögen erleichtert, und dadurch wirklich so vermehret wird, daß man sich im Stande sieht jährlich eine größere Summe auf Schulden abzuzahlen. Niemand aber wird dafür stimmen, daß man die unverzinslichen Schulden in verzinsliche Forderungen verwandeln solle. Man bestimme zur jährlichen Abzahlung nur so viel, als, bei der Veränderlichkeit mancher Einnahmen, dennoch zu leisten gewiß möglich ist: besser es bleibt in guten Jahren entweder eine Summe in der Kassa für unvorgesehene Fälle, oder um mehr zu bezahlen als verheißen war: wodurch der Kredit auf die Vermögensadministration und auf den Tilgungsplan ungemein und plötzlich in die Höhe gehen wird.

Der Staat, welcher seine Schulden bezahlen will, könnte, nach meiner Meinung, vielleicht nützlich nach ähnlichen Grundsätzen vorgehen; besonders da seine unverzinslichen Schulden, das Papiergeld, inzwischen als Tauschmittel umlaufen, Früchte bringen und dadurch die Zahlungsmittel vermehren. Wie die verzinslichen Staatsschulden jährlich abnehmen: so wird das Staatsvermögen immer mehr frey; diese Befreyung kann mit Benützung des Obligationskurses noch geschwinder bewerkstelliget werden. Jenes Stammvermögen, jene Jahreinkünfte, welche bisher das abbezahlte Kapital und dessen Zinsen gedecket und abgeworfen haben, bilden einen ausgiebigen Tilgungsfond für die noch übrigen Staatsschulden, und dienen, nach Bezahlung der verzinslichen Forderungen dazu, das Papiergeld dadurch zu vermindern, daß die damit einbezahlten Summen nicht mehr in Umlauf gesetzet werden. Damit werde fortgefahren, bis das Papiergeld neben den guten Münzen sich im Umlauf erhalten kann; bis es so weit vermindert ist, daß es nicht mehr zureicht, das einzige Tauschmittel im Verkehre zu seyn. Dann können die Einkünfte des freygewordenen Staatsvermögens für andere Bedürfnisse des Staates verwendet werden, und eine bleibende Erleichterung der Staatseinwohner in den Abgaben hervorbringen. Nirgends ist eine Störung in den Verhältnissen eingetreten: das Staatsschiff ist aus allen Stürmen vorsichtig und sicherer in den Hafen geleitet, als wenn man im Sturm dem Rufe der Aengstlichen nach plötzlicher Landung, nach voreiliger Hilfe gefolget, und auf verborgene Klippen gerathen wäre; wo gerade diese Schreyer am ersten und am lautesten die Unvorsichtigkeit des zur Unzeit folgsamen Steuermannes tadeln würden. In dem Verhältnisse, als die Staatsobligazionen jährlich vermindert werden, in einem noch größeren Verhältnisse wird der Kredit der übrigen Schulden und auch des Papiergeldes steigen, und dieses letztere wird sich schon als mehr fundirte Staatsschuld dem vollen Werthe der Münzen sehr nähern, diesem Werthe vielleicht ganz gleich kommen, wie die Einlösung desselben mit Münzen wahrscheinlich nahe ist. Ohne neue Belastungen der Nazion würden auf diese Art die Mittel zur Berichtigung der Staatsschulden, zur Erschaffung des unschädlichsten, des ausgiebigsten Pa-

piergeld-Tilgungsfondes in der Staatsschuld selbst gefunden werden, zugleich mit der Möglichkeit die Völker, wenigstens in dem Verhältnisse des verminderten Geldes auf immer in den Abgaben zu erleichtern.

Betrachten wir das Papiergeld als Geld; so ist es eine Anweisung, eine Tratte der Staatsverwaltung auf die öffentliche Kassa auf Sicht zahlbar ausgestellt, welche jene Münzsorte vorstellet, die aus der angewiesenen Kassa dafür versprochen oder ausbezahlet wird. Daraus ergeben sich nachstehende Folgerungen:

1. Das Papiergeld kann den Werth nicht übersteigen, welchen die Münzsorte hat, die dafür versprochen wird: Papiergeld also, welches z. B. nur gegen Kupfergeld von der öffentlichen Kassa hineingenommen wird, kann vorübergehend nur in besondern Fällen über den Werth der Kupfermünzen stehen.

2) Hypothek und Garantien sind wohl erforderlich, um jene, die das Papiergeld annehmen, über jeden möglichen Verlust zu beruhigen: sie sind wohl nothwendig das Papiergeld als Staatsschuld zu sichern: aber sie reichen nicht hin, diese Staatsschuld im vollen Werthe als Geld zu erhalten, wenn sie nicht zugleich bei der Kassa, wo sie zu diesem Ende vorgebracht werden, mit Münze eingewechselt werden. So lange diese Einwechselung unbeanständet vor sich gehet: so lange hat das Papiergeld den vollen Werth als wirkliches Geld: die Kassa, in welcher man die Baarschaft immer bereit findet, ist zugleich eine Art von Depositenbank, ohne dafür erklärt zu seyn. So lange bringt das Papiergeld nicht allein keinen Nachtheil, sondern es erleichtert den Verkehr zwischen der Nazion, wie noch insbesondere die Wechselbriefe zwischen den Kaufleuten den Handelsverkehr erleichtern; denn nicht allein der Handelsstand, sondern die ganze Nazion ist unter sich und mit andern Völkern in einem unausgesetzten Verkehr; in einem beständigen Austausch der Arbeiten und des Bedarfs, der Erzeugnisse und der Verzehrung.

3. Nur von einem Kaufmann, den man *als* vermöglich kennt, der in seinen Verbindungen Garantien und Annahmen leicht findet, nur von diesem werden Wechselbriefe in Zahlung angenommen; so lange er sie immer in der bestimmten Zeit einlöset. Wie er aber nur einen Wechselbrief nicht pünktlich bezahlt, seine Verbindungen, sein Kredit mögen noch so groß gewesen seyn: so zerfällt sein Kredit: seine Briefe werden nirgends mehr *als* Zahlung angenommen, so lange er aus seiner Kassa die Zahlung nicht wieder angefangen, und durch eine hinlängliche Zeit fortgesetzet hat. Sein Kredit sinkt noch mehr, wenn er durch eine Abhandlung mit seinen Gläubigern von denselben einen Nachlaß begehrt, *um seine Schulden zu vermindern:* seine Wechselbriefe werden nur noch mit Verlust von jenen aufgekauft, welche davon einen Gebrauch machen können, oder welche in das Vermögen *und* in den guten Willen des Schuldners vertrauen, daß seine Zahlungsstockung doch wieder aufhören werde.

Alles das nämliche gilt auch bei dem Papiergelde des Staates, welches sich mehr nach der Natur der Wechseltratten richtet, als man bisher wohl gemeint haben mag. So lange dasselbe nicht wieder mit Münzen ausgewechselt werden kann: so lange scheint mir, werden andere Operazionen ein vergeblicher Aufwand seyn, der den Staat und die Nazion unnütz erschöpfet; so lange wird das Papiergeld nicht wieder den Metallmünzen ganz gleich geachtet werden: Eben so lange wird

(Fortsetzung folgt.)

Außerordentliche Beilage zum Hesperus.

1816. Nro. 3. April.

Dr. Franz Edler von Heintl, über Errichtung einer inländischen Handelsbank ꝛc. ꝛc.

(Beschluß dessen Aufsatzes in der außerordentlichen Beilage Nr. 2.)

4. Zwischen dem Papiergeld und den Metallmünzen immer ein Kurs bestehen, welcher eine Vergleichung des Tauschwerthes des Papiergeldes mit dem Gebrauchs- und Tauschwerthe der klingenden Münze ist, abhängig zugleich von der vermehrten oder verminderten Nachfrage; eben so lange wird sich das Papiergeld nur durch die größere Anwendbarkeit, somit durch seinen erhöhten Tauschwerth im Umlauf erhalten. So lange der Staat in allen Zahlungen an die öffentlichen Kassen das Papiergeld für voll annimmt, so lange wird es auch in den Zahlungen zwischen Privaten immer einen Tauschwerth finden; so lange wird es sich immer im Umlauf erhalten, und der Staatsverwaltung die Zeit verschaffen, die Kassen nach und nach mit den nöthigen Münzen zu versehen, um die Zahlungen fortdauernd wieder anfangen zu können, ohne irgend eine übereilte oder harte Maßregel nöthig zu haben. Nur muß sorgfältig alles vermieden werden, was das Vermögen des Staates oder den Kredit desselben schwächen und mindern könnte: weil die Furcht vor einem Uibel die Folgen des Uibels, somit das Uibel selbst wirklich unversehens herbeyführen kann. Diesemnach ist

a) der Frieden die erste Bedingung zur Wiederherstellung des öffentlichen Kredits und zur Behebung aller Besorgnisse. Ohne einen dauerhaften Frieden ist es wohl nur vergebliche Mühe der Staatsmänner in die Finanzen eine feste Ordnung zurückbringen zu wollen.

b) Unwandelbare Festigkeit der öffentlichen Verwaltung in Aufrechthaltung des Papiergeldes und standhafte Hindanweisung aller Vorschläge, welche auf eine Vergrößerung der Staatsschuld unter was immer für einer Gestalt oder Benennung abzielen, oder Besorgnisse über Herabsetzung, Umstaltung oder andere Benachtheilungen des Papiergeldes erregen, und desselben Tauschwerth vermindern könnten.

c) Wer Münzen brauchet, der wird den Kurs derselben auf der Börse schon erfahren; wer keine Münzen bedarf, dem kann auch derselben Kurs gleichgültig seyn, so lange das Papiergeld aufrecht erhalten wird. Die Kundmachung des Kurses durch die Zeitungsblätter kann wohl nützlich seyn, wenn derselbe zum Vortheil des allgemeinen, umlaufenden Geldes steht. Wenn er aber nachtheilig ist: so scheint mir, daß eine solche Bekanntmachung nur unnöthige Besorgnisse errege.

d) Jene, welche mit dem Auslande handeln, müssen allerdings Münzen aufkaufen, wenn sie dieselben aus den öffentlichen Kassen nicht erhalten. Allein dieß sind wohl die wenigsten Börsegeschäfte, welche gemacht werden. Die Meisten, welche die Börse besuchen, sind nur Agiotirer, welche mit dem Auslande gar keine Verbindungen haben. Sie kaufen und verkaufen Münzen, die sie niemals besitzen und niemals auszubezahlen im Stande sind:

ſie machen daraus einen Erwerbszweig. Um Münzen wohlfeil einzukaufen, ſuchen ſie vor Anfang der Börſe erdichtete gute Nachrichten auszubreiten; wie ſie eingekauft haben: ſo kramen ſie plözlich allerley böſe Nachrichten mit einer Wahrſcheinlichkeit aus, daß ſie damit ſelbſt jene täuſchen, die ſonſt das nämliche ſchädliche Gewerbe treiben. Daher allein geſchieht es, daß der Geldkurs in der einzigen Börſeſtunde oft um 20 pCto. wechſelt, obgleich in dieſer Zeit die Finanzen nicht die mindeſte Aenderung gelitten haben, und dadurch jene in Verlegenheit ſetzen, welche zu ihren Geſchäften nothwendig Münzen haben müſſen. Der Kurs zeiget nicht mehr den Stand des öffentlichen Kredits; eben ſo wenig zeiget er mehr den Stand des Handels mit dem Auslande: er iſt ein bloßes Glücksſpiel dieſer verächtlichen Agiotirer, welche dadurch den Staat, die Nazion, jede nüzliche Unternehmung untergraben, und ſich ſelbſt den Untergang bereiten: wie andere Hazardſpieler nicht ſelten mit einer Karte ihr Vermögen verlieren. So lange dieſem Unfug nicht geſteuert iſt: ſo lange werden alle Opfer vergeblich ſeyn, welche der Staat auf der Börſe gebracht hat und bringen würde, in der Abſicht den Kurs zu heben: weil alle dieſe Opfer nur eine Beute ſolcher elender Spieler werden; und weil der nachtheilige Kurs nicht die eigentliche Krankheit, ſondern nur eine Wirkung deſſelben iſt, ſomit nicht behoben werden kann, ſo lange das veranlaſſende Uibel fortdauert. Dem Agiotiren würden vielleicht:

c) Am wirkſamſten und ohne dem mindeſten Staatsaufwande Schranken geſezt werden können: wenn die Börſe, wo ſie eine öffentliche Anſtalt iſt, ſo weit es die Geld- und Wechſelgeſchäfte betrifft, aufhöret eine öffentliche Anſtalt zu ſeyn, wozu ſie ohnehin nicht geeignet ſcheint, weil ſie mit dem Papiergelde auf Verluſt handelt, welches der Staat für voll auf echt erhalten will. Die Börſen ſind ihrer Entſtehung und Natur nach eine bloße kaufmänniſche Anſtalt, ein Zuſammenkunftsort, welcher den Kaufleuten die Geſchäfte über Waaren, Geld und Wechſelbriefe erleichtert. So wie ſie ihre Waarenpreiſe, die Waarenkurſe, unter ſich ausmachen und einander Preiskourants ohne andere Kundmachung und Einwirkung zuſchicken: eben ſo würde es vielleicht nüzlich, mit den Geld- und Wechſelgeſchäften gehalten werden. Man laſſe allenthalben die Börſen unter die Privatanſtalten zurückſinken, wo ſie ſich auf den meiſten Plägen ohnehin ſchon befinden; ſie verdienen die Wichtigkeit nicht, die man ihnen beilegt: ein öffentlicher Kommiſſär führe dabei bloß die Aufſicht, wie das bei allen größeren Zuſammenkünften geſchehen muß. Der Handelsſtand iſt bei weitem nicht reich genug, um mit ſeinen Kräften auf das Allgemeine bedeutend zu wirken, ſobald ihm die öffentliche Stüze fehlet, die ihm ſodann nur, wie andern nüzlichen Ständen zu Theil wird. Der Handelsſtand braucht ſeine ganze Baarſchaft, ſeinen ganzen Kredit zu ſeinen Unternehmungen; wie er auf ſich ſelbſt beſchränkt iſt: ſo bleibt ihm kein Gegenſtand zum Agiotiren mehr übrig, und er muß ſich wieder mit mehr Eifer auf das eigentliche Kommerz verlegen; die leeren Börſejäger finden keine Nahrung; und ſie werden auch von den Zuſammenkünften des Handelsſtandes ausgeſchloſſen werden. Je mehr alles hindangehalten wird, was auf das Papiergeld nachtheilig wirken kann; je mehr deſſelben Gebrauch in dem ermunterten und vermehrten Verkehre und in den Zahlungen nöthig iſt: je eher wird ſich der Kredit deſſelben wieder herſtellen; je mehr wird die Zahl der Summa herabfallen, welche den öffentlichen Kaſſen in Münzen nöthig iſt, um ihre Zahlungen wieder anfangen und fortſetzen zu können. Wie der Wechsler, deſſen Kredit wieder anerkannt iſt, eine viel geringere Baarſchaft in ſeiner Kaſſa brauchet, um damit ſeine Wechſelbriefe einzulöſen, als jener, deſſen Kredit nur zu wanken beginnt: weil der leztе alles baar auszahlen muß, während der erſte ſeine Ausgaben mit neuen Abgaben auf ſeine Freunde berichtigen und dadurch in der Proviſion und Agio noch gewinnen kann. Indeſſen ſcheint es mir doch nöthig, die Zahlungen nicht eher wieder anzufangen, bis man gewiß iſt, ſie fortſetzen zu können. —

Das Studium der Geſchichte in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht, und die Beobachtung der Ereigniſſe meiner Zeit mit ihren Erfolgen iſt die Beſchäftigung mancher Stunde, die mir meine Berufsgeſchäfte übrig laſſen: darum drängen ſich die Ideen über ſo reichhaltige Gegenſtände, welche weiter auszuführen

der Raum dieser Blätter nicht gestattet. Ich kann mir aber noch folgende Bemerkungen nicht versagen, welche ich vorzüglich dem achtungswürdigen Handelsstande, zur Beherzigung vorlege.

Es wird bei uns ein grosser Wechselhandel nach Augsburg betrieben. Zu Augsburg werden die Wechselbriefe nicht eher als 14 Tage vor der Verfallzeit angenommen: es ist daselbst in jeder Woche der Mittwoch der einzige Zahlungstag, an welchem die bis Dienstag zuvor fälligen Briefe eingelöset werden. Die Tratten, welche am Mittwoche selbst oder die folgenden Tage verfallen, werden nicht eher als am kommenden Mittwoch bezahlt, und genießen folglich eben so viel Respektage: Davon sind nur die auf Sicht oder auf einen bestimmten Tag zahlbaren Wechselbriefe ausgenommen, welche binnen 24 Stunden bezahlt oder protestirt werden müssen. Der Augsburger acceptirt nicht, wenn er nicht schon die Deckung in Händen hat, welche gewöhnlich in Wechselbriefen auf andere Plätze, oder in baar überschickten Geldern bestehet. Für seine Acceptation bezieht er die Provision, und benützet das Geld bis zum Zahlungstage: und es sind die Fälle nicht selten, daß sie es sich durch ein Falliment ganz zugeeignet haben. Bei uns werden die Wechselbriefe auf Augsburg jetzt gewöhnlich auf 2 oder 3 Monate ausgestellt: sie gehen indessen im Inlande von Hand zu Hand; weil sie in Augsburg ohnehin nicht eher als 14 Tage vor der Verfallzeit acceptirt werden. Auch auf diesem Wege haben schon viele durch inländische Fallimente ihr Geld verloren. Im Jahre 1810 ist mit den Augsburger Briefen ein sehr gemeinschädlicher Mißbrauch getrieben worden. Die Kaufleute und Fabrikanten, selbst gemeine Gewerbsleute schloßen ihre inländischen Geschäfte auf Augsburger Currant ab. Viele aus ihnen wußten kaum, wo Augsburg liegt, noch weniger hatten sie daselbst Bekanntschaft: dennoch stellten sie Briefe auf Augsburg aus. Diese wurden auf die Börse zum Verkauf gebracht. Der erste Inhaber gab vielleicht 100 um 4 oder 500 fl. Bankozettel her: Der zweyte suchte dafür 550 fl., der dritte gar schon 6 oder 800 pCto. zu erhalten. Die alten braven Wechsler waren mit einem mäßigen Gewinn zufrieden: einen übertriebenen Gewinn zu suchen, würden sie selbst für schädlichen Wucher gehalten haben. Jetzt aber hat die Habsucht keine Gränzen mehr. Die Agiotirer wollen schon über Nacht 100 von 100 gewinnen, und in der Eile Milionäre werden. Während diesem Agiotiren naht die Zeit zur Annahme in Augsburg heran: jene, welche nur in den Tag hinein auf Augsburg trassirt hatten, mußten ihre Ausgaben mit andern Augsburger Briefen einlösen; damit sie nicht hinaus gesendet würden. Dadurch entstand eine plötzliche Nachfrage nach Augsburger Briefen, und wir haben auf der Wiener Börse das traurige Schauspiel erlebt, daß Briefe auf Augsburg, die daselbst nicht einmal noch angenommen waren, um 20 und mehr Percenten höher, als wirkliche gute Metallmünzen bezahlt wurden. Die, welche im Ernste nach Augsburg trassiret hatten, mußten ihre Freunde decken. Der Waarenhandel im Auslande war nicht in dem nämlichen Verhältnisse erweitert: es mußte also das gute Geld nach Augsburg geschickt werden; nicht, um damit die eingeführten Waaren zu bezahlen; sondern um die in den österreichischen Staaten von den Inländern an Inländer auf Spekulazion ausgestellten Wechselbriefe zu berichtigen, was sie, mit minderer Gefahr und mit Ersparung vieler Kosten zu Hause eben so gut hätten thun können. Das Ausland sah das Schauspiel: daß man durch Juden und Christen in allen Winkeln die Münzen aufsuchen ließ, um sie außer Land zu schicken, und damit das Ausland zu bereichern. Die denkenden Ausländer mußten wohl erstaunt seyn über die Verblendung dieser Spekulanten, welche irrig glaubten, ihr Heil von jenem des Staates absondern zu können; welche unaufhörlich bemühet waren, den Kredit des sie nährenden und schützenden Vaterlandes, den Wohlstand ihrer braven Mitbürger zu untergraben. Dadurch geschah es, daß der Kurs unsrer Bankozettel, welcher noch am 17. November 1810 niemals über 700 gestanden hatte, schon am 5. Dezember 1810 somit in 18 Tagen, in welchen sich an dem Vermögen des Staates gar keine Aenderung ergeben hatte, in welchen die Börse nur dem Handelsstande und den Fabrikanten offen stand, auf 1240 hinaufgetrieben ward. Um dem gänzlichen Umsturze des öffentlichen und des Privatvermögens in diesem gefährlichen Strome zuvorzukommen, und die bürgerli-

che Ordnung in dem, alle gesellschaftlichen Verhältnisse störenden Mißtrauen zu retten, mußte die Allerhöchste Staatsverwaltung mit dem Patente vom 20. Februar 1811 die Bankozettel plötzlich herabsetzen, so sehr Höchstdieselbe in ihren früheren Kundmachungen dieser Katastrophe selbst vorzubeugen entschlossen und bemüht gewesen ist. Aus diesem Gesichtspunkte muß man das höchste Finanzpatent vom 20. Februar 1811 betrachten, um keine schiefe Ansicht davon zu haben und zu verbreiten: und aus diesem Gesichtspunkte, welchen das Patent selbst anzeigt, habe ich es immer betrachtet, obschon ich dadurch selbst in nummerischen Summen nicht wenig verloren habe.

Augsburgs merkantilische Wichtigkeit schreibt sich aus den früheren Jahrhunderten her, in welchen ihre Fugger, die jetzt unter den deutschen Fürsten sitzen, die größten Wechsler der Welt gewesen sind. Damals lag der Handel der kriegerischen Deutschen darnieder; damals bestanden die Augsburger Schiffe das Wasser, und ihre Wichtigkeit war gegründet. Seitdem ist alles geändert; seitdem ist ihre heutige Wichtigkeit nur noch der Abglanz der vorigen; ein Schein ohne Wirklichkeit. Augsburg ist keine Hauptstadt eines Reiches; sie hat weder eigene Produkte, noch viele eigene Industriewaaren zu verführen; sie hat keine berühmte Messe, keinen beträchtlichen Waarenabsatz: die geographische Lage sichert ihr nicht einmal ein bleibendes Gewicht für den Niederlags- und Transitohandel. Augsburg ist nicht sowohl ein Handels- als ein bloßer Zahlungsplatz, der nicht einmal eine öffentliche Bank hat, und nur von dem freywilligen Tribute anderer Handelsplätze sich bereichert, ohne ihnen dafür solche Vortheile zu gewähren, die sich nicht jede Nazion zu Hause mit mehr Nutzen selbst verschaffen kann.

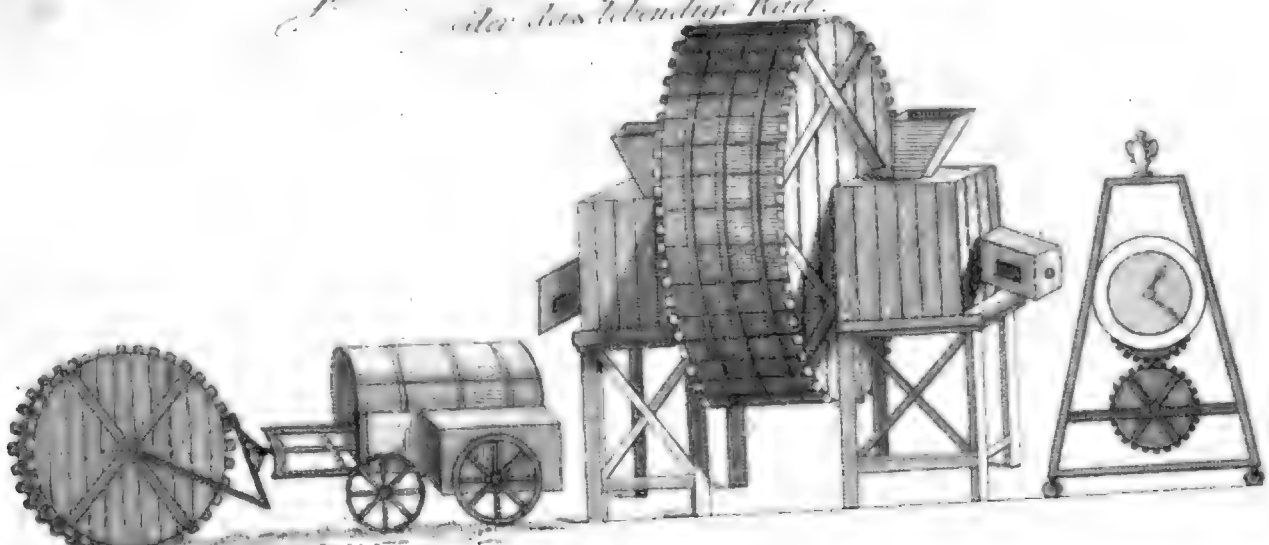
Wien ist die erste Stadt in Deutschland: es ist die Hauptstadt eines der größten und ältesten Reiche im Herzen von Europa. Die österreichische Monarchie ist reich an eigenen Naturprodukten, an Industrialerzeugnissen, an Kunstwerken aller Art. Der Handel aus der Türkey nach Deutschland, in andere Länder und von dort zurück geht größtentheils durch Wien; die hiesigen Märkte werden von Kaufleuten aus allen Provinzen, auch aus dem Auslande besucht. Wien ist durch die Natur und durch die politischen Verhältnisse bestimmt, eine große Handelsstadt zu seyn und zu werden, wenn nur der Handelsstand selbst dazu mitwirket. Wien und das Inland können die Millionen gutes Geld gewinnen, welche jetzt nach Augsburg für Provision, Zinsen und andere Abzüge bezahlet werden, und welche beinahe ganz reiner Verlust sind; weil das Inland dafür von dorther keinen Gewinn beziehet: es bedarf nur einer Anstalt, um Wien anstatt Augsburg zum Zahlungsplatze des Inlandes zu machen: und diese Anstalt glaube ich, könnte in der Errichtung einer Privat-Handelsbank gefunden werden.

Die Organisirung einer solchen Bank wäre das Werk einiger sachkündiger Wechsler von gutem Rufe und Kredit, welche aus dieser Unternehmung vielleicht einen bedeutenden Nutzen ziehen könnten. Sie würde wahrscheinlich am ersten durch Aktien zu Stande kommen, und durch die freye Wahl der Actionäre einige der erfahrensten inländischen Banquiers zu Directoren erhalten, welche sohin für sich gar kein Partikulargeschäft mehr machen, keine eigene oder Kompagniehandlung mehr besitzen dürften. Das beste, auf unsere Verhältnisse anpassende aus der Verfassung der bekanntesten und wichtigsten Banken wäre zu benützen um die Grundverfassung der Wiener Handlungsbank zu entwerfen, welche sohin der höchsten Staatsverwaltung zur Bestätigung vorzulegen ist. Würde diese Bank jene Begünstigungen und das Zutrauen zu erwerben wissen, welche das Wechseln nach Augsburg gehoben haben: so kann der Handelsstand durch sie und bei derselben alle Zahlungen leisten, die jetzt in Augsburg geschehen; und die Provisionen und andere Zuflüsse würden das größte Einkommen der Bank bilden, welches durch den Transitohandel zu vermehren wäre, den die Bank an sich ziehen könnte. So lange die Staatskassen das Papiergeld mit Münzen nicht einlösen, würde vielleicht die Bank, wenn sie einmal in dem allgemeinen Zutrauen sich befestiget hat, den Geldhandel ausschließlich ebenfalls an sich ziehen können; indem sie vierteljährig oder monatlich den Kurs des Geldes festsetzet, um welchen sie von Jedermann, auch in den kleinsten Parthien die Münzen ablöset und wieder hergibt. Diese Unwandelbarkeit

Digitized by Google

Kupfertafel N°2.

Gaerber's Perpetuum mobile,
oder das lebendige Rad.



Hesper. 1816. Außerordentliche Beilage N°3.

des Kurſes würde jede Unternehmung im Inlande und mit dem Auslande erleichtern und zur Wohlfeilheit beitragen: indem jetzt jeder Fabrikant und Handelsmann zu dem Preiſe ſeiner Waaren auch die Möglichkeit hinzuſetzet, daß der Kurs plötzlich ungünſtiger werden dürfte. Und der Kurs würde auch weniger Anlaß zur Veränderlichkeit finden: weil der aufgehobene Wechſelhandel mit Augsburg unendlich viel Anläſſe zur Vergleichung unſeres Papiergeldes mit den klingenden Münzen aufhebet, und das Geldagiotiren, allen Geldhandel mit leeren Händen oder auf Lieferung ausſchließet.

Dieſe Grundzüge mögen hier genügen, wo nur erſt die Idee zu einer Privathandelsbank öffentlich aufgeſtellt und den Sachkündigen zur Prüfung übergeben worden iſt.

Bevor ich dieſe Blätter in die Welt ſchicke, ſey es mir erlaubt noch ein Wort zu euch, meine geliebten Mitbürger! zu reden. Der erfahrenſte Arzt wird ſeine Kenntniſſe unnütz erſchöpfen, wenn das unbeſiegbare Mißtrauen des Kranken ſeine Bemühungen vereitelt: die heilſamſte Arzney bringt den Tod, wenn der Kranke ſelbſt Gift darunter miſchet. Die Staatsverwaltung, mit dem beſten Willen, den wir alle an ihr verehren, kann allein nicht helfen: ſie kann nur die Hülfsmittel auffinden und zubereiten. Die Nazion muß dieſe Mittel auch gehörig gebrauchen: ſie muß vertrauensvoll einwirken, ein veraltetes Uibel zu heben, welches den Staat und die Nazion zugleich drücket. Wer ein gutes Mittel kennet, der trete hervor, und gebe es an, damit es geprüft werde: dieß iſt die Pflicht des Patrioten. Deſſen Kenntniſſe nicht dahin reichen; der ſchweige und verehre, was einſichtsvollere Männer zubereiten. Bloß tadeln kann auch die Unwiſſenheit. Kein Staatseinwohner kann ſein und der Seinigen Wohl und Weh von dem öffentlichen Wohl und Weh abſondern. Das Wohl des Einzelnen iſt unzertrennlich in das öffentliche Beſte eingewebet: beide heben ſich zugleich; beide ſinken mitſammen. Fordert es denn alſo nicht unſer eigener Vortheil, den Kredit des Staates, das öffentliche Zutrauen und den Werth eines Papiergeldes zu ſtützen und wieder aufzurichten, welches jetzt allein unſern Verkehr möglich machet; und welches uns die Mittel, die Unabhängigkeit zu erkämpfen, erleichtert hat.

Geſchrieben zu Wien den 15. Hornung 1816.

Correſpondenz und Neuigkeiten.

Natur und Kunſt in Wien

von

X. Rittig v. Flammenſtern.

(Fortſetzung Nr. 44 1815.)

33.

Gärber's Perpetuum mobile

oder:

das lebendige Rad.

(Mit einem Kupfer.)

Beinahe gleichzeitig traten im verfloſſenen Jahre 4 Individuen mit der Entdeckung des Perpetuum mobile vor das wißbegierige Publikum: Bamboni ein Italiener; 2 Schweizer: Maillardet zu Fontaines im Kanton Neuenburg, und ein Ungenannter zu St. Croix im Kanton Waadt; dann was uns Oeſterreicher näher angeht: Raymund Gärber in Wien. (Man vergleiche Nr. 58 1815, und Nr. 24 1816.)

Alle 4 ſchmeicheln ſich, wiewohl auf verſchiednem Wege ans Ziel gekommen zu ſeyn.

Bamboni ſagt, ſeine Entdeckung beſtehe in einem leichten Perpendikel, der ſich zwiſchen einer poſitiven und einer negativen galvaniſchen Säule raſtlos hin und her bewegt. Eine ſolche Maſchine ſey bereits ſeit 3 Jahren in Bewegung, ohne berührt zu werden und ohne ſtille zu ſtehen.

Maillardet's Maſchine iſt ein Rad, an deſſen Umkreis ſich eine Anzahl Röhren befindet, die mit Queckſilber angefüllt, dergeſtalt auf das Zentrum wirken, daß ſie nach dem bloßen Geſetze des immer ſich verlierenden Gleichgewichts, das Rad im beſtändigen Schwung erhalten, den der Künſtler durch Verminderung der Röhren nach Gefallen verändern kann. Die Konſtruktion iſt äußerſt einfach. Beim Herabſteigen fallen die Röhren am Umkreiſe des Rades vor, und geben alſo den unterwärts gehenden Radien ein Uibergewicht. Beim Aufſteigen legen ſich die Röhren vermittelſt eines einfachen Mechanis-

mus an das Rad an, und machen mithin die aufwärts gehenden Radien um so leichter.

Der Wandländer will auf noch einfacherm Wege das Perpetuum mobile herstellen, er verspricht nächstens das Modell zu liefern, und man würde sich überzeugen: daß die immerwährende Bewegung ohne Quecksilber, ohne Röhren und ohne Eingreifung von Rädern werde zu Stande gebracht werden.

In einem höhern Tone giebt Hr. Gärber seine Entdeckung dem Publikum kund. Man höre ihn selbst in der von ihm verfaßten und anonym bei dem Buchhändler v. Mösle in Wien herausgegebenen: „Nachricht einer mechanischen Selbst- und Immerbewegung in der Gestalt eines Rades oder Cylinders“:

„Was tausend Gelehrte der Vorzeit „vergebens suchten; tausend Andere für „ungereimt oder unmöglich erklärten, „dieß gelang mir mittelst eines vieljährigen Nachdenkens und Versuchens endlich zu erfinden: mir gelang es nämlich, die „Natur und Eigenschaft der mechanischen Selbst- und „Immerbewegung, oder eines fortwährend aus eigener „Kraft sich bewegenden mechanischen Körpers, wovon „der Namen Mobile perpetuum (Selbst- und Immergetrieb) schon lange bekannt ist, einzusehen, und „ein Rad im Großen herzustellen, welches nicht nur sich „selbst um seine Achse, sondern zugleich auch andere damit gehörig verbundene Körper ohne Unterlaß bewegt. „Da ich dann die erste Erscheinung dieser Maschine mit „einem wunderbaren Beispiele von der großen Wirksamkeit und Nutzbarkeit derselben begleiten wollte: so habe ich derselben zwey große hier Landes „übliche Getreidemühlen zum Widerstande gegeben, welche von ihr in der zur „Mehlerzeugung erforderten Geschwindigkeit und Gleichförmigkeit fortwährend umgetrieben werden.“ (Man sehe das beiliegende Kupfer.)

Das Prinzip, wovon dieses Rad in die Wirksamkeit gesetzt wird, heißt es weiter, ist mechanisch. Und da das Rad aus eigener Macht nie ruhen kann, sich fortwährend und ewig bewegen muß, so gebe ich daher diesem Rade den Namen: Lebendiges Rad.

Was die Konstruktion dieses Rades betrifft, so fährt Hr. G. fort.

„Das erbaute Rad hat die Gestalt „eines Cylinders, indem es 15 Fuß im „Durchmesser und 8 Fuß in der Breite „mißt; ist ohne Federkraft, ohne Auf„hiehgewicht; ganz so eingerichtet, daß die in„neren Bestandtheile, untereinander ohne Mitwir„kung menschlicher oder thierischer Kräfte, ohne Ein„wirkung des Feuers, des Wassers, des Windes und des „Dampfes, die Bewegung des Rades hervorbringen „müssen; die beiden Ende der Welle sind, „um die zwey rechts und links daran„stoßenden Getreidemühlen zu treiben „bewaffnet, und werden, wenn die Müh„len stillstehen müssen, mittelst zwey „Hebeln, aus der Verbindung gehoben; „die Geschwindigkeit und Kraft der „Bewegung wird durch die zwey Hemm„haken, welche in die an den Rändern des „äußeren Umkreises emper ragenden „Zähne greifen, und zugleich zur Still„haltung des Rades dienen, geleitet. „Der Mechanismus im lebendigen Rade verabscheuet jede Wirkung der Schwungkraft, daher man da, so „mehr Höhe als Breite oder Länge ist, ein Rad, „dort hingegen, wo weniger Höhe als Breite und Länge „ist, einen Cylinder anwenden kann.“

Die Bestandtheile des Mechanismus können nach Hrn. G. Angabe, ganz von Holz, auch ganz von Eisen oder anderem Metalle verfertiget werden. Die von Holz müssen, besonders in großen Rädern und Cylindern, welche zu Mühlen, Hammerwerken, Bretterschneidmaschinen und derley großen Rüstzeugen bestimmt sind, so bearbeitet werden, damit sie die erforderliche Belastung mit Bley, Eisen, Steinen, Sand oder gemeiner Erde (oder wenn man ein sehr großes Rad oder Cylinder zu Land als Lastwagen, zur See als Ruderwerk gebrauchen will, mit Waaren, Gütern und andern Bedürfnissen) in sich fassen und aushalten; weil sie an und für sich allein, obschon ihr möglichst großer kubischer Inhalt massives Holz wäre, keineswegs die zur Überwindung des gegebenen großen Widerstandes erforderliche Schwere haben.

Was die Materialien zu einem solchen sogenannten lebendigen Rad oder Cylinder betrifft, so sind diese zu einem 15 Fuß hohen und 8 Fuß breiten Cylinder sammt dem Mechanismus und den an den beiden Enden der Welle erforderlichen Triebwerken für 2 Getreidemühlen folgende:

200 Stücke weiche Laden (Bretter) 10 Fuß lang, 9 Zoll breit, 1 Zoll dick.

10 weiche Pfosten (Doppelbretter) 14 Fuß lang, 12 Zoll breit, 2 Zoll dik.

24 weiche Baumstämme, 16 Fuß lang, 1 Fuß im Durchmesser.

6 kleine Rollen von Birnbaumholz, jede 8 Zoll im Durchmesser, und 4 Zoll dick.

6 eiserne Achsen, jede 1 Fuß lang, 1 Zoll im Durchmesser.

4 eiserne Ringe, zusammen 12 Pfund schwer.

2000 Lattennägel.

Steine, Sand oder Erde nach Nothdurft.

Zwey Tischler oder Zimmerleute können innerhalb 4 bis 6 Wochen aus diesem Materialvorrath den Cylinder verfertigen und in gangbaren Stand setzen. Das Gerüst gehört nicht in diese Berechnung, indem der Cylinder für sich selbst kein Gerüst hat, sondern nur mit den beiden Enden seiner Welle an den Mühlgerüsten Antheil nimmt.

Uiber die Wirkung und Nutzen dieser Erfindung sagt Hr. G.:

„Alle Getreidemühlen, Papiermühlen, Schleifmühlen, Sägmühlen, Hammerwerke, Glättwerke, Haus-, Reib- und Streckwerke, alle Schneidmaschinen, Walken, Winden und Aufzüge, alle Schöpf-, Stampf- und Spinnmaschinen, alle mechanischen Arbeitstische und Arbeitsbänke, überhaupt alle Maschinwerke, groß und klein, die bisher ihre Bewegung durch Federkraft oder Aufziehgewicht, oder durch Feuer, Wasser und Dampf, oder durch Menschen und Thiere erhalten, können mit dem lebendigen Rade getrieben werden. *)

Allerdings muß diese Erfindung, wenn sie anders sich in der praktischen Ausführung eben so bestätigt als sie sich theoretisch angeben läßt, im Gebiete des Maschinenwesens eine gänzliche Umwälzung bewirken. Und man sollte nicht daran zweifeln, da Hr. G. in seiner gedruckten Bekanntmachung von bereits 2 hiernach in Bewegung gesetzten großen Getreidmühlen spricht, und wirklich auch bereits von der hohen Landesstelle vom Tage der praktischen Ausführung seiner Erfindung an hierauf auf 15 Jahre ein ausschließendes Privilegium erhalten hat, das jedoch als erloschen und verliehen zu betrachten ist, wenn er binnen Jahr und Tag die praktische Ausführung nicht bewirkt.

Bevor Referent dieses, die unermeßlichen Vortheile, welche diese Erfindung der Menschheit gewährt, näher entwickelt, will er die praktische Ausführung abwarten; denn aller angewandten Mühe ungeachtet ist es ihm nicht gelungen, den Ort ausfindig zu machen, wo G. Cylinder zwey Getreidemühlen treiben soll. Doch soviel glaubt er hier, ohne hiedurch im Mindesten Hrn. G. zu nahe zu treten, beifügen zu müssen, daß auch Maillardet's Entdeckung, deren im Eingange erwähnt worden, eine besondere Berücksichtigung verdiene. Schon ein Freund M. bemerkte, daß es eben keine unerläßliche Bedingung an M. Maschine sey, Röhren mit Quecksilber gefüllt, um den Umkreis des Rades zu führen, man könne statt der Röhren eiserne Stäbe, an deren äußerem Ende eine bleyerne schwere Gewichtkugel angebracht wäre, gebrauchen; denn diese Gewichtsstäbe können eben so gut als die Röhren beim Heraufsteigen der Radien an das Rad angelegt werden, und beim Herabsteigen vorfallen. Ist es richtig: daß die Bewegung durch das immerwährende Uibergewicht der herabfallenden Radien bewirkt wird: so läßt sich wohl ohne gerade die nämlichen Materialien anzuwenden, auch in anderem Wege die Erfindung vervollkommnen; doch sagt aber der ehrliche Schweizer: bleibt immer das Verdienst dem, der die Anwendbarkeit des Prinzips zuerst gezeigt hat. Auch ich bin vollkommen dieser Meinung: was Maillardet durch die Röhren mit Quecksilber bewirkt, dürfte in einem hölzernen Rade durch Balken, eiserne Stäbe, ꝛc. an deren äußerem Ende Gewichtsmassen angebracht sind, welche durch einen einfachen Mechanismus sich beim Aufsteigen der Achse des Rades mehr und mehr nähern, als wodurch die gegenwirkende Kraft im Verhältniß der Hebelsarme vermindert wird, ebenfalls bewirkt, und somit auch M. Erfindung zum größten Nutzen für die Menschheit angewendet werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man sehe in der Abbildung links die Anwendung desselben auf eine Fruchtfuhre, rechts auf ein Uhrwerk.

2.

Pest in Siebenbürgen.

(Man sehe Nr. 24.)

Marienburg in Siebenbürgen 29. Febr. 1816.

Als traurige Neuigkeit aus unsern Gegenden muß ich Ihnen melden, daß wieder angefangen werden mußte, allerlei Anstalten gegen die in der benachbarten Moldau und Walachei ausgebrochene Pest zu machen. Unter andern mußten wir Geistliche von allen Kanzeln einen weitläuftigen Aufsatz von fast zwey gedruckten Bogen unter folgendem Eingang verlesen: Auf hohen Gubernialbefehl werden nach Maßgabe der Umstände des in der benachbarten Walachei aufs Neue ausgebrochenen und von Tage zu Tage sich ausbreitenden Pestübels die dagegen anzuwendenden Polizeyanstalten aus dem 6. Kapitel des bestehenden Sanitäts-Normativs vom 4. Nov. 1813, so wie der Inhalt des Allerhöchsten gegen die Uibertretung der Sanitätsverordnung erlassenen Patents vom 21. Mai 1805 durch folgende Kundmachung zur allgemeinen Wissenschaft gebracht ꝛc. ꝛc.

Sollten Sie diese Kundmachung, auch wohl die 1813, als die Pest hier in Kronstadt wirklich grassirte, vorgeschriebenen Verhaltungspunkte in einer Ihrer Zeitschriften brauchen können: so kann ich sie Ihnen mittheilen. Es wurden schon auch bei uns alle Dorfschaften mit Sperre und Wachen versehen, und ohne Gesundheitspaß durfte Niemand auch nur vom nächsten Dorfe ins Nachbardorf reisen. Das Uibel muß sich aber vermindert haben, da man wieder frey innerhalb Siebenbürgen reisen kann.

3.

Rückkehr des sächsischen Jägerkorps.

Eine freudige Neuigkeit dagegen war die Zurückkunft des sächsischen Jägerkorps aus dem Felde, das aus lauter siebenbürgischen Sachsen und Deutschen bestund, und nur für die Dauer des letzthinigen Krieges engagirt war. Da sie gerade am Tage vor der Feyer des Geburtsfestes des Kaisers hier eintrafen, und an demselben bei dieser Feyer alle mit den bekannten aus Kanonenerz geprägten Denkzeichen und der schönen darauf geprägten Inschrift: grata Princeps et Patria auf der Brust erschienen; so richtete ich auch meine Predigt darauf, und sagte unter Anderm zu meinen Bauern, deren die Kirche voll war: „O könntet ihr alle es lesen „und verstehen, was euere Söhne dort von unserm Vater „auf ihrer Brust mitgebracht haben, wie würdet ihr noch „inniger den Vater erkennen, verehren und lieben, als „ihrs so schon thut, dessen Geburtstag ihr heute feyert! „Damit ihrs verstehet, will ichs euch deutlich sagen: „Dank des großen, o des guten Fürsten „und des Vaterlandes heißen jene Worte. „Dank des Fürsten euch und euern Söhnen auf hartem, „dauerndem, merkwürdigem Erze geprägt, halten „sie euch, so oft ihr sie seht, entgegen, und für Fürsten-, für Vaterlandes-Dank sollte heute nicht unser „Dank für Fürsten und Vaterland zu dem emporsteigen, „der jenen vortrefflichen, edeln, großen Fürsten uns gebohren, unsers theuern Vaterlandes Vater werden, „und — bedenkt das Große, das Rührende der Sache — „diesen Fürsten, dieses Vaterland uns „danken hies für das — was wir doch zu thun schuldig waren!" ꝛc. ꝛc. Sie können sich die Rührung und den Enthusiasm nicht vorstellen, der hierbei sich, obs gleich nur eine große Kirche voller Bauern war, zeigte, und der mir die alte sächsische und siebenbürgische Treue und Anhänglichkeit der Einwohner an seine Regenten neuerdings auch hier im Kleinen documentirte, welche von jeher diese Regenten selbst kannten, ja nicht nur kannten, sondern zu ihrem unsterblichen, gewiß wahren Ruhme sich nicht scheueten sie öffentlich zu erkennen, und feyerlichst und wahrhaft groß und königlich in Worten feyerlicher Urkunden laut zu sagen, indem sie von unserm Lande sagen: charam nostram Transsilvaniam, quam veluti animam nostram amamus.

4.

Aus Steyermark.

Grätz, 10. März.

1. Sandmann.

Unser braver Custos Sandmann wird nun wohl die erste Bibliothekarstelle erhalten.

2. Appel.

Der hiesige Professor der Dogmatik Florian Appel, wird nun auch Pädagogik vortragen. Er ist aus dem Stifte Herzogenburg.

Aus Galizien.

Lemberg, 12. März.

Juden.

Wir sehen hier einer neuen Judenordnung entgegen. Für die deutschen Erblande dürfte sich dieser Gegenstand wohl nach den Grundsätzen reguliren, welche dieserhalb der Bundestag zu Frankfurt festsetzen wird.

Aus Oestreich.

Wien, 15. März.

Flachsspinn-Maschine.

Die Gebrüder Girard aus Paris haben ein 10jähriges Privilegium auf den Bau und Verkauf ihrer Flachsspinnmaschine erhalten.

Außerordentliche Beilage zum Hesperus.

1816. Nr. 4. Mai.

Correspondenz.

Prag 31. März 1816.

Beobachtete Sonnenflecke am 28. Februar bis 15. März 1816.

Vom Professor Hallaschka.

(Man vergleiche Nachricht und Abbildung Nr. 37. 1814.)

Nach langen trüben Tagen heiterte sich der Himmel am 28. Febr. aus, und die Sonne zeigte sich in vollem Glanze. Das Verlangen zu wissen, ob auf der Sonnenscheibe nicht einige Flecken wahrzunehmen wären, bestimmte mich zur Beobachtung mit meinen 27″ Rambden. Längere Zeit im jüngst verflossenen Jahre war die Sonnenscheibe ganz rein, allein am 28. Febr. zeigten sich im Nord-östlichen Quadranten der Sonnenscheibe sehr schöne und ausgezeichnete Sonnenflecken, zugleich wegen des erst ehnlängst geschehenen Eintritts mit vielen Sonnenfakeln durchschlängelt. Weiter gegen das Centrum und den Nord-Westlichen Quadranten der Sonne waren zwei Flecke sichtbar, nicht allein wegen ihrer bedeutenden Größe, sondern auch wegen ihrer netzförmigen Umgebung merkwürdig.

Am 29. Febr. waren die Sonnenflecke im Nord-östlichen Quadranten der Sonne südwärts gegen das Centrum der Sonne vorgerückt, und jener im Nord-Westlichen Sonnenquadranten hatte sich in fünf kleinere zertrennt, die dem Sonnenäquator sich zu nähern scheinen. Sie waren sämmtlich mit einem graulichgelben Schleyer umhüllt, und gleichsam untereinander verwebt.

Weil auch der erste März ziemlich heiter war, so konnte ich das Verrücken von Osten nach Westen der an den vorigen zwei Tagen bemerkten Sonnenflecke beobachten; doch war es noch nicht möglich derselben Größe und Entfernung vom Sonnenrande durch Messungen zu bestimmen. Indessen hatte sich die Gruppe am Nord-östlichen Sonnenquadranten nicht nur vermehrt, sondern sie rückte auch merklich und regelmäßig dem Mittelpunkt der Sonne näher. Jene, welche sich gestern um die 2te Nachmittagsstunde (dies ist die Zeit aller angestellten Beobachtungen) noch am N. W. Sonnenquadranten befanden, beobachtete ich heute schon im S. W. Quadranten der Sonnenscheibe mit dem Unterschiede, daß die zwei südlichsten merklich an Größe zugenommen haben.

Am folgenden Tage als den zweiten März, waren die Sonnenflecke am N. O. Sonnenquadranten ordentlich vorgerückt, und bildeten auch eine ganz andere interessante Gruppirung. Der nördlichste hatte an Größe viel zugenommen, die andern aber hatten sich näher zusammengefüllt, und gingen dem Mittelpunkt der Sonne näher. Die Gruppe im S. W. Sonnenquadranten hatte an ihrer Form seit gestern viele Veränderung erlitten. Von den zwei südlichsten, welche sich gestern an Größe und Gestalt auszeichneten, erschien der südlichste in mehrere kleine Flecke getrennt, und mit Sonnenfakeln umgeben; — der süd-westliche aber hatte an Größe viel gewonnen. Diese ganze Gruppe bildete fast ein gleichschenkliches Dreieck. So gern ich den Veränderungen der Lage und Form der durch mehrere Tage beobachteten Sonnenflecke auch am 3. März nachgespüret hätte, so vereitelte mir jedoch der stets trübe Himmel jede Beobachtung an diesem Tage. Mit Sehnsucht erwartete ich den 4. d. M., an welchem sich auch die Atmosphäre, wenigstens in den ersten Nachmittagsstunden, heiter zeigte. Ich beeilte mich zur gewöhnlichen zweiten Nachmittagsstunde die Sonnenscheibe zu betrachten, und fand die Sonnenflecke, welche sich am 2 d. M. noch in den N. O Sonnenquadranten befanden, schon im S. W. Quadranten der Sonnenscheibe. Sie scheinen am 3. d. M. den Sonnenäquator passirt zu haben. Ihre Lage war aus der mehr horizontalen in eine fast senkrechte verändert worden. Die Größe der Flecken hat merklich zugenommen. Jene aber, die am 2. März im S. W. Sonnenquadranten beobachtet worden sind, zeigten sich noch am S. W. Sen-

nenrande in länglichen Formen, und gänzlicher Veränderung ihrer Figuren. Diese Veränderung der Figur stimmt sehr genau mit den ältesten Bemerkungen über Sonnenflecke am Rande, welche Scheiner und andere Astronomen niedergeschrieben haben. Weil endlich diese Gruppe am 28. Febr. schon an N. W. Sonnenquadranten von mir beobachtet wurde, und vom 4. zum 5. März ausgetreten zu seyn scheint, (denn am 6. d. M. waren sie nicht mehr sichtbar) so harmonirt sogar die Zeit der Dauer ihrer Sichtbarkeit von 7 Tagen, während welchen sie den S. W. Sonnenquadranten durchwanderten. Am 5. März konnten die Beobachtungen der noch übrigen sichtbaren Sonnenflecken wegen trübem Himmel nicht fortgesetzt werden; allein

am 6. M. waren sie in S. W. Sonnenquadranten ziemlich dem Rande der Sonne näher gekommen. Der siebente und achte März waren ganz trübe Tage, und am 9. als einem meist heiteren Tage war die Sonnenscheibe ganz rein und ohne alle Flecken. Um so merkwürdiger war am 10. d. M. der Anblick der Sonnenscheibe, und es wird manchem vielleicht angenehm seyn, wenn er die fast größtentheils izt mit Flecken besetzte Sonnenscheibe hier abgebildet findet (Fig. 1.) Bei a ist eine sich erst bildende Gruppe von Flecken und Fakeln, welche erst vor einigen Stunden eingetreten zu seyn scheinen. Die Haufen von theils größern theils kleinern Flecken bei b. c. und d haben sich auf einmal auf der Sonnenscheibe geformt; denn am 9. war dieselbe ganz rein. Diese plötzliche Erscheinung dürfte in der Theorie über das Entstehen der Sonnenflecke manches ändern.

Nicht weniger interessant war der Anblick der Sonnenscheibe am 15. M. An der halben Sonnenscheibe und zwar an der nördlichen stellten sich die prächtigsten Gruppen von Sonnenflecken dar, an welchen ich (Fig. 2.) die größte a, b, c, mit meinem Sextanten maß, und den Durchmesser des a = 1′. 30″. — des b = 1′. 7″. 5 und des c = 45″ in Bogen fand. Sie gehören daher zu den größten, die je gesehen worden sind. Um sie so viel als möglich genau zu zeichnen, betrachtete ich selbe auf dem königl. Observatorium durch meinen 58 zolligen Fraunhofer'schen Achromaten bei 84mahliger Vergrößerung, da ich alle frühere Beobachtungen mit einem dreifüßigen Ramsden, den mir auf meine Wohnung zu leihen, der königliche Herr Astronom David die Gefälligkeit hatte, anstellte. Dadurch war ich in den Stand gesetzt, auch die geringsten Flecken an der Sonnenscheibe zu beobachten und genau zu verzeichnen. Zugleich bemerkte ich ganz an dem N. N. O. Quadranten den Eintritt einer neuen Gruppe von Sonnenflecken, worunter sich drei (wie Fig. 3 zeigt) schon ziemlich kenntlich darstellten. Sollte der Himmel günstig seyn, so werde ich die Beobachtungen treu fortsetzen, und seiner Zeit Ew. übersenden.

2.

Prag 22. Jänner 1816.

Vortheilhafteste Versendung des frischen Lachses.

Bekanntlich besucht der Lachs unsere Moldau eben so wie andere Flüsse, die sich mittelbar oder unmittelbar in die nordischen Meere ergießen, alljährlich im Frühling, um da zu laichen, und steigt so weit als möglich stromaufwärts, oft sogar bis nahe an den Ursprung der Flüsse. Nachdem aber dieß Geschäft vollendet und die Brut ausgekrochen ist, zieht er mit dieser im Sommer nach dem Meere zurück. Da gewöhnlich zur Zeit der Ankunft des Lachses die Veilchen blühn, und zur Zeit seiner Rückkehr die Rosen, so pflegt man bei uns den ankommenden: Veilchen-Lachs, den wegziehenden aber Rosen-Lachs zu nennen. Die Donau wird von diesem so wohlschmeckenden Fische nicht besucht, eben weil sie in kein von ihm bewohntes Meer fließt, allein in einer der ersten Residenz-Städte Europens, die sie mit ihren Armen umfaßt, will man doch auch Lachs essen; daher werden denn aus Prag alljährlich viele Lachse sowohl von Fischhändlern an ihre Gewerbsgenossen als von andern Personen an Freunde und Bekannte nach Wien geschickt. Bei noch anhaltender Kälte darf man nicht zweifeln, daß sie die Kaiserstadt wohlbehalten erreichen; nicht selten aber, wenn bereits warme Witterung eingetreten ist, kommen sie, selbst wenn sie mit der schnellsten Gelegenheit befördert werden, schon verdorben in Wien an, und der gute Freund muß sich dann statt an der guten Speise, blos am guten Willen des Gebers laben, der den Verdruß hat eine nach Umständen wohl auch beträchtliche Auslage fruchtlos gemacht zu haben. Ich selbst war im Sommer des Jahrs 1814 noch im Begriff einen solchen Lachs nach Wien zu senden, und konnte bei der damals warmen Witterung gewiß seyn, daß er, auf die gewöhnliche Art, verdorben ankommen müßte. Ich sann auf ein Mittel, ihn gegen die Einwirkung der athmosphärischen Luft zu schützen, deren Zutritt nothwendiger Weise verhindert werden mußte, wenn der Fisch nicht sollte in Verwesung übergehen können, und fand es zweckmäßig, ihn mit einem Zwischenkörper zu umgeben, der nicht so gebrechlich wäre, als das Wachs, auch nicht, wie dieses, durch die athmosphä-

zische Würme an seiner Festigkeit verlieren könnte, und nicht zu hoch im Preise stünde. Gyps mußte meiner Meynung nach zu diesem Zwecke der schicklichste Körper seyn. Ich ließ daher einen Lachs, dessen hochrothe Kiemen vorzüglich für seine Frische sprachen, in ein aus dünnen Brettchen zusammen gefügtes, ohngefähr nach der Gestalt des Fisches geformtes, und bei den Fischhändlern gewöhnlich schon vorräthiges Kistchen legen, und ihn dann mit Gyps dergestalt übergießen, daß dieser den ganzen Raum zwischen Lachs und Kistchen ausfüllte; welches der hiesige Gyps-Künstler Herr Hellmich mit eben so viel Bereitwilligkeit als Geschicklichkeit bewerkstelligte. Vorher aber wurde der Lachs mit weichem sich überall gut anschmiegenden Papier umwickelt, damit beim Zerstücken der Gypsdecke, mit dieser nicht etwa die Haut des Fisches losgerissen werde. Da nun der Gyps nebst der Eigenschaft schnell zu erhärten, auch noch diese hat, sich dabei etwas auszudehnen, so legt er sich fest an den Fisch und füllt alle Fugen gehörig aus. Der auf diese Art mit einem steinharten Panzer versehene Lachs trat nun mittelst des Postwagens seine Reise nach Wien an, und ich sah der Bestätigung dieses vorhinein als so richtig erkannten Mittels entgegen. Der Erfolg, der allein den sichersten Maaßstab für die Anwendbarkeit irgend einer Theorie abgiebt, entsprach meiner Erwartung vollkommen, denn der geharnischte Lachs war so frisch geblieben, als man ihn sonst in sehr kalten Tagen nur immer erhalten konnte. Der k. k. Professor der Chemie und Botanik an der wiener Universität Freyherr von Jacquin, an welchen der Lachs geschickt wurde, fand diese Versahrungsart vortrefflich, und erklärte sich bereit, die Thatsache, wo es erfordert würde, zu bezeugen. Da nun Mancher, der einen Lachs in der schönen wärmeren Jahrszeit versenden möchte, diese Erfahrung benützen könnte, so theile ich Ihnen dieselbe mit, um sie in Ihrem vielgelesenen Hesperus zur allgemeinen Kenntniß bringen zu können. Bei diesem Verfahren ist wohl darauf zu achten, daß der Gyps ja den Lachs von allen Seiten umarme, da bei jenem, der die Probe so gut bestand, die Schnauze, wegen der zu genau gemessenen Länge des Kistchens an dasselbe anstieß, und die deßhalb nicht mit Gyps bedeckte Stelle derselben, schon Spuren der Verwesung zeigte, die jedoch nicht weiter greifen konnte. Uiberdieß wird es vortheilhafter seyn, die Eingeweide heraus zu nehmen, und die Bauchhöhle, nach vorhergegangener Auskleidung mit weichem Papier, auch mit Gyps auszufüllen.

Im verflossenen Sommer wurde keine ähnliche Versendung nach Wien unternommen, im bevorstehenden aber soll sie wieder Statt haben, und der Erfolg Ihnen gleichfalls mitgetheilt werden.

Joh. Chr. Mikan.

3.

Dampf-Fahrzeuge.

Am Fuße des Harzes 22. Febr. 1816.

(Man sehe Nr. 19, 21, 22, u. f. f.)

Ohne Zweifel haben Sie von dem dem Engl. Heunphrys ertheilten Preußischen Patente, 10 Jahre lang in den königl. Preußischen Staaten Schiffe durch Dampf-Maschinen zu treiben, gehört. Er läßt nun unter andern bei Potsdam 30 dergleichen Schiffe ganz flach bauen und wird dieselben auf der Havel, Spree und Elbe in Gang bringen.

Wir haben hier einen ganz einfachen Mann, seines Gewerbes eigentlich ein Fischer und Schiffer, jetzt Wärter und Aufseher bei einer großen Schiffschleuse. Dieser hat 3 Modelle verschiedener Art gemacht, um Schiffe auch stromaufwärts zu treiben, aber ohne Dampf, auf eine ganz andre Art, welche gar keinen Aufwand an Brenn-Material oder irgend eines andern Gegenstandes erfordert. Versuche ganz im Kleinen, denen ich beiwohnte, glückten, so weit dieß bei der Kleinheit der Modelle möglich war. Er hält natürlich seine Erfindung geheim und will damit nach Berlin. Ein stark strömender Fluß ist der Erfindung am zuträglichsten. Die Maschine ist sehr sinnreich, aber nicht sehr zusammengesetzt, und läßt sich auf und an jedem Schiffe anbringen. An einem größern ist sie vortheilhafter als an einem kleinern. Dieser Mann ist mir schon länger bekannt. Er fieng mit Künsteleien an Uhren an, und brachte z. B. mit demselben Gewicht ein Schlagwerk, Getwerk, und einen Wecker in Gang. Dann fiel er auf das Perpetuum mobile und das Streben, dieß zu erfinden, machte ihn zu einem gewandten, umsichtigen, praktischen Mechaniker. Seit Jahr und Tag redete ich demselben zu, fürs erste das Perpetuum mobile zu lassen, und sein Talent auf unmittelbar nützliche Gegenstände anzuwenden. Ich erzählte ihm von den Dampfkähnen der Engländer, und siehe da, er bringt ein solches mit gleicher Wirkung ohne Dampf hervor.

Das in Neufchatel von Maillardet *) erfundene Nad Perpetuum mobile soll trotz allen theoretischen Widerspruchs wirklich gehen! Indessen wäre das bloße Gehen nur ein Kunststück, wenn der Maschine die Kraft zu treiben mangelt. Letzteres soll aber nicht der Fall seyn.

---

*) Man sehe Hesperus Nr. 58. 1815.

4.

Böhmen im Februar 1816.

Mineralien.

Von meinem theuersten Freunde, Baron Apfalterer erhielt ich meistens aus dem Pilsaer Kreise

1. Eine reiche Suite Augit-Kristalle von mannichfaltiger Form und Größe. (Man sehe Hesperus Nr. 27. 1813.)

2. Amethyste von Mies fast alle von grauen Farben, mehr oder weniger auf blau oder violett anmahnend.

3. Magnesit von Rochlitz im Riesengebirge. Schade, daß das Exemplar nur klein ist. Sehr abweichend vom Mährischen. Uneben im Bruch; die Masse zeigt an einzelnen Stellen sehr feinkörnige Absonderungen, das bloße Auge größere, eckigkörnige, die blättrigen Bruch verrathen und hart auch mehr weiß sind. Die grauern andern Stellen weich mit weißl., etwas fettem Strich. Hie und da kurz und zartfaserige Stellen. Fast keine Spur eines Anhängens an der Zunge. Kein Brausen mit Salpetersäure. Kleine dendritische Zeichnungen. Ziemlich schwer. Scheint ein inniges Gemenge von Dolomit, Bitterspat, Magnesit und asbestartigen Tremolit.

4. Urthonschiefer in Alaunschiefer übergehend mit zartem Anflug von sternförmig kristallisirtem Gips. Von Weißgrün.

5. Basaltporös vom Wolfsberg. Schade, daß das Exemplar so klein ist. Aber Leichtigkeit, Blasenräume und eine Art Verglasung erklären diesen Basalt oder vielmehr dies Exemplar schon zur Pseudo-Lava Werners. Nach einem andern größern Exemplar, schwerer, dichter, ist dies Fossil ein Mittelding zwischen Basalt und Mandelstein, letzterem näher als ersterem. Die Hauptmasse röthlichbraun, uneben, halbhart ins Weiche, wenig porös, wenig leere Blasenräume; die meisten ausgefüllt mit Augit, zum Theil in regelmäßigen Säulen; oder auch in großen Körnern innigst mit der Masse verwachsen; aber auch die Räume nicht ganz ausfüllend, und dann überzogen mit einer dünnen, feinbrausigten, kieselartigen weißgrauen Uiberinterung, die sich on einer Stelle perlartig und wie geflossen ausnimmt, die vielleicht zur Zeolith-Stippschaft gehört. Sonderbar ist, daß die Augite on mehreren Stellen zu bestimmten gelbbraunen Eisenoxyd und zwar so verwittert scheinen, daß sie noch einer Richtung (jedoch mit Aenderung der Farbe ins Gelbbraune) blättrigen Bruch und starken Glanz noch erhalten haben, indeß in der andern bestimmter, ebiger Bruch mit mattem gelben Strich vorhanden ist.

Ein drittes Exemplar vom Fuß des Berges ist wahrer Basalt, schwarzgrau, im Großen uneben, im kleinen feinkörnig, hauptsächlich von viel fein eingesprengter Hornblende, Augit und Olivin von etwas gröbern Korn.

Ein viertes ähnliches, aber von eckig-körnicht abgesonderten Stücken.

6. Alaunschiefer (blaulich) schwarz, vom Littauer Elisabetstollen Manetiner Herrschaft. (Sehr gradschiefrig mit feinem Alaun-Beschlag und stark darnach schmeckend.)

7. Wahrer, gewöhnlicher, schwarzgrauer sehr dichter Basalt mit Olivin und Augit; auch vom Wolfsberge.

8. Steinkohle mit angeflognem Bleiglanz von Kolorzom, Neckmirzer Herrschaft, Pilsner Kreises (Mit etwas Faserkohle. Ein trapezoidisches Stück, der Moorkohle am nächsten kommend, sich schon der Pechkohle nähernd.)

9. Asbest und Amiant aus dem Serpentin von Neusiedel Töpler Herrschaft.

10. Faserkalk von Walsch Elbogner Kreises. (Fälschl. für Strontianit gehalten.)

11. Kieselschiefer von dem Hrabina bei Plzenetz bei Pilsen. (Licht- und dunkelaschgrau, in mehreren Stellen sich dem Quarz nähernd.)

12. Thonschiefer ein Uebergang zum Wetzschiefer. Vom Breitensteiner Schloßberge. (Nähert sich wohl mehr dem Glimmerschiefer.)

13. Serpentin von Einsiedl Töpler Herrschaft (Grau mit grünlichten Talk und vielleicht mit Corom gemengt. Die übrigen Exemplare fast alle unscheinbar und abgestoßen.)

14. a) Basalt mit Olivin und Augit am Fuß des Scheibentedischen Berges Pilsner Kreis.

b) Basalt nur mit Spuren von Olivin von eckigkörnigt abgesondertem Stück vom Schwarzenberger Schloßberge. Pilsner Kreis.

c) Basalt mit viel Augit von der großen Basaltsäule zu Schwamberg. Ebendas.

15. Schieferthon? von Manetin. (Hat zwar einige Aehnlichkeit damit, widerspricht aber im Ganzen seiner Physiognomie. Vielleicht nur ein sehr thonigter, gradschiefriger, sehr feinkörniger Sandstein? Was liegt drunter und drüber? Vielleicht gar der Grauwacke angehörig.)

16. Granit von Neuhof, Radensteiner Herrschaft. Pilsner Kreis. (Ganz abweichend vom eigentlichen Granit. Statt deutlicher Absonderung ist Feldspat von verschiedenen Nüancen des aschgrau, bloß fleischroth und etwas grünlichgrau (was sich dem Korund zu nähern scheint) herrschend. In seinen Massen erscheint der Quarz wie verflößt und von bleifarbnem Glimmer nur Spuren.

17. Holzstein von Manetin.

18. Eisenkiesel von Wossek. Pilsner Kreis. Sehr instructiv, grünlich, gelblich und blaulich bandirt, letzteres von fein eingemengtem Eisenglanz herrührend, bedruset mit zarten Quarzkristallen, auf 2 Seiten ein Anflug von rothem Eisenrahm.

Ein anderes Exemplar klukreth, als Geschiebe von Manetin.

19. Grauer Alaunschiefer von Manetin. (Offenbar ein Thon oder Glimmerschiefer, schon in etwas verwittert, mit eingewachsnen Schwefelkies-Kristallen, durch deren Zersetzung nachher die Umänderung in den sogenannten Alaunschiefer vor sich geht.)

Ein Exemplar hat auf dem Querbruch einen unterbrochnen, dünnrindigen Überzug, die Farbe geht aus dem blaßgrünlich Gelben ins Graue, wenig und fettglänzend, mit vielen kleinen Querklüften, halbhart ins Weiche, weißgrauen Strich gebend, durchscheinend.

20. Basaltischer Mandelstein. Von Walsch. Die Hauptmasse ist mit viel Augit gemengter Basalt, unterbrochen durch viele kleine länglich runde Blasenräume, überkleidet mit einem weißgrauen, zum Theil zart gedrüseten, körnigt und blättrigen Fossil, das der Zeolith-Sippschaft angehören dürfte.

21. Basalt mit magnetischem Eisenstein (?) vom Chlumer Berge bei Manetin. (Die eingesprengten Körner sind zu klein, um etwas genaueres zu bestimmen, vielleicht gehören sie auch dem Titangeschlecht an.)

22. Thonschiefer vom Teufelsstein bei Schipen. (Ist meines Erachtens Grünsteinschiefer.)

23. Linsenförmig körniger Thoneisenstein von Wossegg. (Grauschwarz und braunröthlich großgefleckt.)

24. Schwefelkies von Granesau Elbogner Kreises derb und in Würfeln kristallisirt. — Ein andrer derber, kleinkörniger von Lukawiz.

25. Breccie vom Chlumerberg. (Sehr eisenschüssige Quarz-Breccia. Scheint ein Geschiebe, oder kommt sie wirklich am Chlumer-Berge gelagert vor? Auf oder unter Basalt?)

26. Schwefelkies aus dem Steinkohlenflötz bei Kokorzow. (Plattenförmig Stück, derb und kristallisirt in Würfeln. — Das andre Exemplar eine Art mürber Schieferkohle mit Holztextur, mit schmalen Trümmern Schwefelkies, derselbe auch spieglich angeflogen nach der Richtung der Textur.)

27. Holzstein von Drahenz. Chischer Herrschaft, Elbogner Kreis. (Scheint ein Geschiebe von höherer Gegend, merkwürdig wegen bestimmten Übergang in Hornstein.)

28. Glimmerschiefer von der Harka bei Lukowa, Manetiner Herrschaft.

29. Ein sich dem Plasma nähernder Lidt auch grüner Hornstein als Geschiebe von Manetin.

Einige andre Exemplare von grünlich grauer Farbe, auch im Bruch verschiedentlich modificirt. Offenbar spielte hier die Grünerde der Mandelsteine die Hauptrolle und gieng verschiedenartig in die Mischung der Quarze, Hornsteine, auch wohl Kalcedone ein. Schade, daß Alles aus unansehnlichem Geschiebe ist.)

30. Thonschiefer mit Bolus. Aus dem Beslusloche. Vom Wolfsberge. (Eine schiefrige Gesteinart ist es, ob Thonschiefer? läßt sich aus den vorliegenden Exemplaren nicht erkennen. Bricht er ungezweifelt in der Nähe? Übrigens ist jener Schiefer so innigst von (nicht Bolus, sondern meines Erachtens rothem) Eisenthon durchdrungen, daß er ziegelroth, erdigt, abfärbend, ja schreibend erscheint.)

31. Durch Feuer destruirter Basalt von Schwamberg. (Muß wirklich schon zu den pseudovulkanischen Erdschlacken gerechnet werden.)

32. Schwimmender Asbest (Bergkork) auf spätigen Kalk, der in Braunkalk übergeht. Von Einsiedel, Stift Töpler Herrschaft pilsner Kreises. (Schade, daß das Exemplar nicht frischer und besser erhalten ist.)

33. Thonschiefer von Manetin. (Schmuzig grünlichgrau, etwas gerunzelt, ziemlich dünn und grobschiefrig, mit sehr kleinen punktförmig eingesprengten Brauneisen Körnern. Ein anderes Exemplar mehr aschgrau.)

34. Achat bei Walsch Elbogner Kreises. (Geschiebe.)

35. Thonschiefer von Wossegg. (Wenn es Thonschiefer ist, eine besondere Modification unterschieden vom gewöhnlichen 1) durch das dick und höchst unvollkommen abgebrochene Schiefrige, 2) durch theils flachmuschlichen, theils ebnen Bruch im Kleinen, 3) Spuren zarter, bandstreifigter Zeichen, 4) Halbhart, 5) Schwere. Die Farbe ist lichtschwärzlich grau. Ist es ein Thonschiefer, so scheint er dem Übergangsgebirge anzugehören und dieß Fossil ein Mittelding zwischen Urb. G. Thonschiefer, Wacke und lydischem Stein.)

36. Kieselschiefer von dem Hradina bei Pizenez hinter Pilsen. (Nicht aschgrau, unbestimmt eckigtes, fast stumpfkantig Stück. Keine Spur des Schiefrigten. Grobsplittrig ins Eckigtkörnigte. An einzelnen Stellen eben so sehr dem Quarz als dem Hornstein nahe kommend. Als Kieselschiefer nur durch die zarten durchsetzenden Trümmer charakterisirt, welche sich doch noch um eine Nüance stärker als Quarz darstellen, wie die übrige Masse.) (Ein anderes Exemplar dunkler, scharfkantiger und feinsplittrig.) (S. oben Nr. 12.)

5.

Mayland 10. April.

Bibliotheken.

Unſere Stadtbibliothek di Brera, welche beiläufig aus 130000 Bänden beſteht, wird nun nach denſelben Vorſchriften behandelt werden, welche voriges Jahr für die Lyceal-Bibliothek in Olmütz erlaſſen wurden. Für leztere ſcheint indeſſen bis izt ſo wenig, wie für die Univerſitätsbibliotheken zu Wien und Prag ein Ausgaben-Etat nach dem Bedarf ſyſtemiſirt; indeſſen den Lyceal-Bibliotheken zu Linz, Grätz, Klagenfurt und Lemberg, jeder 500 fl. aus den Studienfonds jährlich bewilligt worden. Obwohl nun dieß an ſich wenig ſcheint und kaum zur Beſtreitung der wichtigſten Zeitſchriften hinreichen dürfte, bei den noch immer fortdauernden, für alle ausländiſche Käufe doppelt ungünſtigen Geldverhältniſſen: ſo iſt es doch gegen das bisher Beſtandene viel und überſteigt z. B. bei Klagenfurt, deſſen Bibliothek bisher nur auf jährliche 200 fl. dotirt war, das Doppelte.

6.

Venedig, 11. April 1816.

Juſtiz.

Nach ſichern Nachrichten hat die Weisheit des milden Regenten für das Lombardiſch-Veneſianiſche Königreich, die auf ſchwere Policei-Übertretungen in dem nun auch bei uns eingeführten Oeſtreichiſchen Straf-Geſezbuch feſtgeſezten körperlichen Strafen für ungültig erklärt.

7.

Wien 12. April 1816.

Oberſte Juſtizſtelle.

Die deutſche Abtheilung dieſer erſt neuen Inſtanz erreichte für 1815 nicht volle 2000 Nummern, darunter die meiſten ſogenannte warrantien und ämtliche Expeditionen (über 6000), über 600 Rekurſe, über 700 Civilproceſſe (deren gegen 1814 über 100 mehr geworden) und nur etwas über 130 Criminalproceſſe, die ſehr abgenommen haben. Die italiäniſche Abtheilung hatte dagegen über 170 Criminalproceſſe, noch nicht 140 Civilproceſſe, kaum 40 Recurſe und etwas über 500 Currentien.

8.

Ein Blizſtrahl tödtet 16 Kühe.

Als ich, erzählte mir mein Freund B., im Juli d. J. eine ſehr hohe Alpe in Steyermark beſtieg, ſah ich tief unter meinen Füßen ein ſchweres Gewitter. Ich kam endlich zur Alpenhütte zurück, bei welcher ich im Hinaufſteigen mich verweilt hatte. Welch Erſtaunen! Ein einziger Blizſtrahl hat unſerne derſelben mitten in eine zuſammen gedrängte Heerde von 16 Kühen eingeſchlagen. Dieſe 16 Kühe gehörten einem einzigen Bauer aus R. und waren ſein ganzer Reichthum. Nur eine 17te Kuh war anderswo bei einem andern Bauer in der Gewahr. Aber ach! auch dieſe 17te und leizte Kuh wird, in der nämlichen Stunde, als die andern vom Element getödtet werden — von einem Wolfe gefreſſen, und der Bauer iſt ein Bettler.

9.

Mineralogen und Mineralogie.

(Auszug eines Schreibens des Geheimenrath und Commandeurs des Ordens der k. bairiſchen Krone von Leonhard aus Hanau an Prof. Zipſer in Neuſohl.)

„Ich werde ehſtens meinen Wohnort verändern, „indem ich mit Beibehaltung meines Charakters und vol„len Gehaltes, als ordentliches Mitglied der Akademie „der Wiſſenſchaften nach München abgehe, und ſomit für „die Folge Ihnen um 45 Meilen näher wohnen werde. — „Ihren Aufſaz über die Baſaltküſſe Dictyonata Goldf. „habe ich erhalten, nur bin ich, wegen den Zeichnungen „noch ungewis, ob ich davon für den nächſten Band Ge„brauch machen kann, weil ſchon andere Abhandlungen, „zu welchen Kupfer kommen, ſeit längerer Zeit vorräthig liegen.

10.

(Von Hrn. Frichholz aus München an Hrn. Zipſer in Neuſohl.)

„Im Auguſt 1815 fiel auf den Gebirgen in Tirol „ein ſolcher Schnee, daß ich oft 8 Tage lang in einer

„Arendhütte verweilen mußte, ohne nur meinen Weg fort„setzen zu können. Dies zog mir eine Krankheit zu, die „mich bald das Leben gekostet hätte. Indessen war meine „Ausbeute an seltenen Fossilien beträchtlich. Nächstens „erhalten Sie von mir kryst. Kolleschonite, Analcime trie„pointé (der Würfel, an den Ecken mit 3 Flächen zuge„spitzt, die Zuspitzungsflächen auf die Würfel aufgesetzt. „Neigung der Zuspitzungsflächen, gegen die Seitenflächen „des Würfels 144° 44′ 8″.) Werners dreifach ent„deckten Cubicit, Krokolithe, Natrolithe, „kryst. Gehlenite, Arragonite in sehr spit„winklichen sechsseitigen Pyramiden, opalisirendes „Fahlerz, marmorirte Hornsteine; Anda„lusite, glasartige Skapolithe.

II.

(Von dem englischen Obersten J. H. Vivian Esq. aus Kenton. 5. Nov. 1815 an Prof. Zipser in Neusohl.)

„Mein alter Lehrer Hr. Bergrath Werner in „Freyberg, hat meine vorige Liebe zu den mineralogischen „Wissenschaften von Neuem geweckt. Ich kann Ihnen „für die Güte, die Sie mir während meines Aufent„haltes in Neusohl erzeugt haben, nicht anders meinen „Dank bethätigen, als wenn ich Ihnen bei nächstem „Frühling eine Parthie englischer Mineralien „schicken werde."

Neuigkeiten.

Bemerkungen über einen Vorschlag Oestreichs Seehandel betreffend von J. Wayna. Leipzig 1816.

Bekanntlich machten einige spekulative und industriöse Köpfe den Vorschlag, die Colonialwaaren für Oestreichs Bedarf ausschließend itzt zur See, besonders über Triest zu beziehen. Sie unterstützten ihn durch viele annehmliche Gründe, worunter einer der stärksten war, daß dadurch unser Ausfuhrhandel neu belebt werden würde. Herr Wayna in Wien (derselbe, dem man die eben so vielen einsichtsvollen als freimüthigen Bemerkungen zuschreibt, welche uns voriges Jahr die Allgemeine Zeitung über unser Papiergeld lieferte) betrachtet nun das Thunliche und Untunliche, Vortheilhafte und Nachtheilige dieses Vorschlags genauer. Es wird jeden östreichischen Patrioten und insbesondere den Handelsstand interessiren, dem Gange seiner Ideen zu folgen. Die meisten dürften ihm wohl Gerechtigkeit widerfahren lassen und seinem Resultate beistimmen: daß die Aufhebung des Landhandels für obigen Zweck und dessen gezwungene Beschränkung auf den Seeweg ein sehr mißliches und gefährliches Experiment sey, das überdem die Ueberwindung nicht geringer Schwierigkeiten voraussetze. Wohl aber wäre eine Begünstigung des Seehandels durch Herabsetzung der Zölle sehr empfehlenswerth, ohne deshalb im mindesten in den Gang des Handels sonst einzugreifen oder die Freiheit in Auswahl der vortheilhaftesten Wege zu beschränken.

Staatswissenschaft.

Noch ein wichtig Wort über Ausfuhr der Schafwolle.

(Man vergleiche Nr. 18.)

In Nr. 18 werden wichtige Gründe für die Zulassung der Ausfuhr aus unsern Staaten erörtert. Es wird zugleich gewünscht, nähere Nachrichten über den Zustand der Schafzucht und der Wollfabrikation in England und über den Bedarfsgrad unsrer Wolle dorthin zu erhalten. — Sehr ein wichtiges Datum hiezu liefern die allerneuesten Parlamentsdebatten *) im Unterhause vom 12. Februar. Hier äußert sich Herr Brougham von der Opposition folgender Maßen:

„Ein andrer Umstand, der die Bedrängniß des Acker„baues vermehrt, ist das strenge Verbot der „Schafwollausfuhr. Warum wird durch dessen „Aufhebung dem Landmann keine Erleichterung gemacht?" Wenige Worte, aber von großem Inhalt und Gewicht. Besonders wenn man sie mit den Nr. 18 gegebnen Daten vergleicht. Ein neuer Beweis, daß England trotz seinen 42 Millionen Schafen, doch besorgt, den reben Bedarf für seine Fabrikation nicht gedeckt zu sehen, aber auch gewiß ein auf die Wollpreise in England sehr influirender Umstand! Würden sie bei freier Ausfuhr nicht höher stehen? Indessen dringt sich noch auch die Frage auf: Wohin sollte wohl englische Wolle gehen können? Höchstens nach dem itzigen Königreich der Niederlande?

Dies bestätigen auch die Worte des Hrn. Rose, womit er Herrn Brougham zu widerlegen suchte: „Wolle ausführen zu lassen, würde wenig helfen, weil Frankreich, Deutschland, Spanien selbst ausführen."

---

*) Allgemeine Zeitung Nr. 60 1815.

Anfragen und Antworten.

An den Herausgeber.

Werden Sie Ihre Anleitung zum Studium der Mineralogie nicht fortsezen und auch auf die Geognosie ausdehnen?

Antwort.

Vor etwa 20 Jahren faßte ich die erste Idee zu jenem Werke. Es sollte dasselbe in drei Haupttheile zerfallen. 1) Die Elementarlehre für Oryktognosie und Geognosie nach dem Bedürfniß der Anfänger. 2) Ein vollständiges Handbuch der Oryktognosie. 3) Ein gleiches der Geognosie. Ich hatte viel dazu vorbereitet und gab, auf mehrere Aufforderungen, die Elementarlehre 1804 bei Camesina in Wien unter obigem Titel einer Anleitung zum Stud. d. Miner. heraus. Ich war Willens die Kenntniß der übrigen Erd- und Stein-Arten aus der bloßen Vergleichung der dort aufgestellten 32 gemeinsten, auf eine faßliche Art einleuchtend zu machen, mit Hinzufügung der übrigen Klassen. Die Geognosie wollte ich aus lauter Thatsachen und Erfahrungssäzen ableiten. Aber meine durch die Zeitumstände veränderten Verhältniße verstatteten mir nicht so bald die hiezu erforderliche Muße. Indessen erschienen eine Menge Hand- und Lehrbücher der Oryktognosie und halfen auf vielerlei Weise einem Bedürfniße ab, was vor 20 Jahren noch sehr groß war. Zu allen diesen wird als Elementarlehre oder Einleitung meine obige Anleitung dem bloßen Layen auch noch heute brauchbar werden. Wenigstens bezeugen mir das noch immer Zuschriften mir vorhin ganz unbekannter Correspondenten. Wobei sich von selbst versteht, daß ich sie nach dem heutigen Zustande der Wissenschaft izt ganz anders bearbeiten würde.

Die Geognosie aber zu bearbeiten blieb noch immer mein Vorsaz, bis vor 4 Jahren erschien:

Anleitung zur Geognosie, insbesondere zur Gebirgskunde. Nach Werner für die k. k. Bergakademie bearbeitet von Franz Reichezer, k. k. Bergrath und Professor an der Bergakademie (izt k. k. Hofsekretair bei der Hofkammer im Münz- und Bergwesen zu Wien.) Wien 1812. Obwohl diese Anleitung nach einer andern, als der von mir aufgefaßten Idee bearbeitet ist, und nach der besondern Bestimmung eines Leitfadens zu Vorlesungen, so bearbeitet werden mußte: so leistet sie doch im Wesentlichen Alles, um den Unkundigen hinlänglich und gründlich in die Gebirgs-Kenntniß einzuweihen und ihn in den Stand zu sezen, mit Interesse die Gebirge zu bereisen, ihre Verhältniße richtig zu beurtheilen und nüzliche Resultate für die Wissenschaft und den Bergbau zu erhalten. Ich kenne keine Geognosie, die auf so wenigen Bogen, so lichtvoll, gut geordnet, so kurz und doch so deutlich die Wernerschen Ideen vornemlich, wie sie vor dem Jahre 1812 gelten konnten, bereichert mit dem, was wir Mohs, Buch und andern danken, treu dargestellt hätte. Meine Arbeit wird daher hierdurch ziemlich überflüßig und ich kann die Reichezersche Anleitung allen Freunden des mineralogischen und des geognostischen Studiums insbesondre, ohne welches jenes des größten Reizes und Werthes entbehrt, mit Zuversicht empfehlen.

D. H.

Antworten.

Auf die Anfrage im Hesperus Nr. 7 über die Gesellschaft des Konrad Geltes rücksichtlich des Zweiges in Siebenbürgen und an der Donau dann in Böhmen und Ungarn.

Über die vom Konrad Geltes im 16. Jahrhundert gestiftete gelehrte Gesellschaft findet man nähere Nachrichten im Rheinischen Archiv für Geschichte und Literatur von Vogt und Weitzl, unter dem Artikel Konrad Geltes u. s. w. verfaßt von Dabl. Einen sehr interessanten Artikel über die Donau-Gesellschaft, und über jene gelehrte Böhmen und Mähren, welche an dem von Geltes gestifteten gelehrten Verein mehr oder weniger Theil nahmen, liefert der berühmte Forscher der ältern Literatur: Faustin Prochaska, in seinen Miscellen der böhmischen und mährischen Literatur 1. Band. Prag 1784 bei Widtmann.

Prof. Böhm gab in Dresden 1759 heraus: de Augustino Olomucensi, et patera ejus aurea. Da dieser Augustinus — Käsebrod genannt — eines der angesehensten Mitglieder der Donaugesellschaft war, so findet der Hr. Anfragende auch in diesem Buche manche Auskunft. Andreas Steibelius, Domherr zu Olmütz, Verwandter des Augustinus, Christoph von Weltmühle, ein Böhme, Sturlinius (vermuthlich Johann Sturmus) aus Schmalkalden gebürtig, in Prag mit der Erziehung sich abgebend, Hieronimus Baldus, Professor zu Prag, Johann Schlechta, des Königs Wladislaw Sekretär, waren gleichfalls angesehene Mitglieder dieser Gesellschaft.

Prag am 31. März 1816.

Dr M. von Koline.

Außerordentliche Beilage zum Hesperus.

1816. Nr. 5. Mai.

Natur und Kunst in Wien.

Von A. Rittig von Flammenstern.

(Fortsetzung.)

37.

Die chemische Druckerey in Wien.

Auch eine Erfindung, die dem teutschen Kunst- und Thätigkeits-Sinn das Daseyn verdanket; bekannter unter dem Namen: Steinplatten-Druckerey. Sie ward zuerst durch einen der Erfinder selbst, den Lithographen Aloys Sennfelder aus München nach Wien gebracht. Er suchte für die k. k. Staaten um ein Privilegium exclusivum an, das er auch im Jahre 1801 erhielt. Herr S. A. Steiner, ein umsichtiger talentvoller Mann trat mit ihm 1806 in Kompagnie, brachte nach Sennfelder's Abgehen nach München, im Verein mit Herrn R. Krasnitzky das ganze Etablissement an sich, vergrößerte und erweiterte die Gerechtsame durch den Ankauf der ehemaligen Hofmeisterischen Kunsthandlung, und als Krasnitzky im Jahre 1812 abtrat, trat er selbstständig vor, unter der Firma: „Chemische Druckerey des S. A. Steiner."

Steiners Thätigkeit, Umsicht, Gewandtheit und Sachkenntniß, haben die ganze Anstalt bald zu einer Stufe von Vollkommenheit gebracht, die selbst den Erfindern zur vorzüglichen Ehre gereichen würde. Notendrucke, Zeichnungen, Landkarten, tabellarische Arbeiten entspringen hier den Steinplatten in den möglichst gefälligen Formen. Das Auge weilt vergnüglich auf den schönen Gebilden der Lithographie.

Nur allein im Notendruck hat diese Anstalt bis ißt (7 Mai 1816.) 2468, mitunter große Werke zu Tage gefördert. Solch ein Geschäfts-Umfang bewog Hrn. Steiner den, nicht minder talentvollen auch als trefflichen Komponisteur, insbesondere durch seinen: musikalischen Jugendfreund und den Tonsatz auf des Raths F. A. Kleinschmid gemüthvolle Dichtung (mein Häuschen von drey Zimmern) vortheilhaft bekannten Herrn Tobias Haslinger, in Kompagnie zu nehmen. Das Zusammenwirken zweyer Männer von solchem Talent kann nur wohlthätig für die Kunst, Früchtebringend für das Publikum seyn. Eines der neuesten Kunstwerke, das diesem Vereine die glanzvollste Ausstattung verdanket, ist des genialischen van Beethovens: Wellingtons Sieg, oder die Schlacht bei Vittoria. Die vollständige Partitur ist Steindruck. *) Man muß die Ausgabe selbst sehen,

*) Die übrigen 4 Bearbeitungen dieses Tonwerkes a, als Quintett für 2 Violinen, 2 Violen und Violoncell;
b, für das Pianoforte mit Begleitung einer Violine und eines Violoncell;
c, für das Pianoforte auf 4 Hände;
d, für das Pianoforte auf 2 Hände, sind mit Metallplatten gedruckt, da Hr. Steiner wahrscheinlich um dem freilich schon zunftmäßig organisirten Nachstich und Nachdruck zu begegnen, es für nöthig fand, alle diese Ausgaben an einem

um sich einen klaren Begriff von der hohen Vollkommenheit des Steindruckes machen zu können.

In Tabellen-Arbeiten ist keine andere Druckerey im Stande gefälligere Formen zu liefern. Probedrucke, die ich von Tabellen, Wechseln, Frachtbriefen, Devisen, Addressen und Edikten sah, überstiegen weit meine Erwartung. Hiezu kömmt noch das Bemerkenswerthe, daß alle diese Arbeiten um Zwei-Drittheil wohlfeiler als in Metall (Kupfer, Zinn) zu stehen kommen, was allein schon in unsern theuern Zeiten der vollsten Berücksichtigung werth ist, und nicht so allgemein wie es verdient, bekannt zu seyn scheint.

Gegenwärtig führt dieses Etablissement die Firma:

S. A. Steiner und Kompagnie,
k. k. privil. Kunsthändler und Inhaber der privil. Chemie-Druckerey.

Als Musik- und Kunsthandlung beschränkt sich demnach diese Anstalt nicht blos auf den Steindruck, sondern auf alles das, was aus den Pressen hervorgegangen, zu den Gerechtsamen und Befugnissen einer solchen Handlung gehört. Ein großes Unternehmen, das nächstens von dieser Handlung dem Publikum bekannt gemacht werden wird, und das in Hinsicht des Umfangs, der Größe des Maßstabes, der Trefflichkeit der Zeichnungen, wie des Stiches und des nur Wahrheit und Leben athmenden Colorits dem Kunstfleiß der österreichischen Monarchie zur besondern Ehre gereichen muß, ist eine Zahl von Gemälden, welche das Militär unserer ersten Mächte getreu kostumirt, und in entsprechenden Gruppirungen darstellt. Ich sah bereits die Tableaus des Oesterreichisch, Russisch, Preußisch, Englisch, Türkisch und Chinesischen Militärs, und glaube sie für wahre Kunstwerke erklären zu dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

und nämlichen Tag vor das Publikum zu bringen. Eine 6te Bearbeitung für 2 Pianoforte ist so eben zur Ausgabe vorgerichtet.

Correspondenz und Neuigkeiten.

1.

Das Perpetuum mobile.

Ein Wort zur höchsten Zeit.

(Man sehe außerordentliche Beilage Nr. 3.)

Wie schwer es oft auch dem Erfahrensten und Scharfsinnigsten bleibt, sich immer aus dem Labirinthe der Täuschungen heraus und sicher zu stellen, ist eine bekannte Wahrheit des Weisen, die ihn zur Vorsicht gegen jedes blinde Vertrauen zu sich selbst führt, und um so mehr gegen Übereilungen sicher stellt. Wie leicht, wie oft und wie gefährlich hingegen Täuschungen und Irrthümer dem unerfahrnen Kinde; dem unbelehrten Landmanne, oder selbst dem leitungslosen für höheren Geist und Nutzen aufwachenden Talente werden, wenn jenes statt labenden Beeren die Tollkirsche; jener statt süßem Zucker Bleigift; und letzteres statt Licht und Wärme schaffenden Stoffen knallendes Silber ergreift: ist eine schreckliche noch immer nicht gehörig erforschte und beherzigte Erfahrung.

Gegen manche solcher Viste strebt man schon hier und da rühmlich durch fleißiges Forschen und Belehren; wie viele werden aber noch ganz übersehen oder doch kaum bemerkt. Ein staunendes Beispiel hievon liefert uns noch immer, die mir hier zur Betrachtung vorgesetzte so schädliche Schwärmerey:

Der Wahnsinn phisischer Kraftschöpfung durch mechanische Mittel: Wohin das Perpetuum mobile, die sich selbst bewegenden, oder die Kraft vermehrenden Maschinen, Hebel oder Räder gehören.

Ich will mich hier noch nicht weitläuftig in Belehrungen und klare Darstellung dieses Wahnsinnes einlassen, sondern nur bemerken: Es ist doch eine schon in der ganzen gelehrten Welt allgemein erkannte Wahrheit, die sich mit mathematischer Evidenz und leicht begreiflich darthun läßt: daß jede Art Kraftschöpfung, Kraftvermehrung auf mechanischem Wege eine absolute Unmöglichkeit sey.

Der Phisikerspähet nur die verschiedenen uns in der Natur verborgenen mechanisch wirkenden Kräfte, lehrt manche den Chemiker entwickeln — aber nicht schaffen — und läßt solche den Mechaniker in die unseren Zwecken angemessensten Formen verwandeln. Dieser sucht nehmlich, das für sein Bedürfniß passendste Verhältniß der Elemente seiner Kraftmenge (der Bewegungslänge oder der Geschwindigkeit und der Bewegungsschwere oder des Gewichts), und verwandelt das in der Natur gefun-

dene Verhältniß dieser Elemente in das zu seinem Zweck bedürftige, nach dem mathematischen Gesetze aller aus zwey oder mehr Faktoren zusammengesetzten Größen, und läßt so diese natürliche Kraft in seiner durch mechanische Mittel veränderten Form bloß zu unserem Zwecke weiter wirken. Ein Theil dieser von der Natur uns geschenkten Kraft muß hier immer nothwendig diesen mechanischen Mitteln geopfert werden.

Die beste Maschine bleibt daher nur diejenige, welche die in der Natur vorfindigen Kräfte mit dem kleinsten Opfer oder Verluste zu unserem Zweck wirkend macht.

Wahn! — ! und das ein unglücklicher Wahn bleibt es daher, an die Möglichkeit dieser Kraftschöpfung zu glauben; oder gar die Selbsterfindung kraftvermehrender Mittel zu hoffen.

Diesen so ansteckenden Wahn klar und begreiflich dem leitungstiefen und doch höher strebenden Geiste hinzustellen, schwebte mir schon lange als ein süßer Wunsch vor. Selbst aber mit der Zeit um die ersten Elemente meiner Existenz kämpfend unterblieb es noch immer. Jetzt reizt mich gewaltsam zu dieser schwachen Darstellung die täglich mehr einreissende Verführung durch diesen Irrthum.

Der erwachende edle Kunstsinn selbst manchen Talentes kann nicht allein aus sich selbst alle die Wahrheiten und Erfahrungen schaffen, die durch lange Jahre die Vielheit denkender Köpfe zur Reife brachte, und wird daher leicht und viel durch Schein der Wissenschaft geblendet; eilt daher oft, statt einem schönen Lohne, seinem Unglücke zu. An uns ist es daher kräftig zu warnen, und frühzeitig durch klar und leicht begreifliche Lehren der ächten Wissenschaft jedem Wahne und dem daraus entstehenden Schaden vorzubeugen.

Wie viele solcher unglücklichen Schwärmer stürzten sich schon von den vermöglichsten Glücksumständen bis zur Bettlerneth herab, und rissen oft eine ganz unschuldige Familie mit sich ins Verderben. Unter solchen Unglücklichen gab es schon die sonst geschicktesten Werkmeister; in ihren allgemeinen Grundkenntnissen geprüfte angestellte Ingenieure, Architekten und ähnliche Beamte; meist Menschen von Talent und höher strebenden Sinn, deren Geist sich aber unglücklicherweise verirrte.

Wer kennte nicht vom Hörensagen, oder gar selbst in seinem Kreise frühere oder spätere Beispiele solcher Unglücklichen? Wie viele suchte ich schon liebreich von ihrem Irrwege und Verderben abzuleiten! Bei Einigen erndtete ich auch meinen Lohn ein; Einige waren aber schon hartnäckig für ihre Ideen eingenommen, und wichen daher schon jedem Zweifel an ihrer Hoffnung wie einem Feinde aus; und starben oder verdarben zuletzt darüber.

Und Ach ! ! wir gehen gewaltig zurück, auf so manchem unserer heutigen Bildungswege — ob wegen des durch die lange, allgemeine Bedrängniß verzehrten Bildungsvermögens des Einzelnen; oder wegen der eben daher fließender, uns fehlender, und durch Gesetze nicht zu ersetzender moralischen Kraft der in ihren Posten wirken sollenden; immer bleibt die Untersuchung der Ursache ein höchst wichtiger Gegenstand.

Selbst die Fortschritte, mit denen wir von Zeit zu Zeit unsere Bedürfnisse bereichern, sind mehr Töchter der allgemeinern Erfindungsmutter, der Noth, als der dahin leitenden Bildungsmittel und Anstalten. Bloß ihre allgemeinere und schnellere Verbreitung danken wir unseren jetzt vorzüglicheren literärischen Canälen, die ihnen zugleich mehr Ansehn geben, als sie sonst hätten.

Und gerade in dem Zweige der Maschinenkunst und Lehre, dem Grundsteine aller großen Fabrikationen und Arbeiten, ist dieses Zurückgehen bei Uns am fühlbarsten. Es zeigt sich nicht nur in dem entschiedenen Mangel an, in den verschiedenen Zweigen der Maschinenbaukunst, selbst für die nöthigsten Bedürfnisse, gründlich ausgebildeten Meistern; sondern auch noch besonders in der oben berührten jetzt immer mehr als ansteckend ausbrechenden wissenschaftlichen Krankheit, die statt, daß sie mitleidsvoll geheilt, oder doch dem daraus unausweichlich entstehenden Schaden vorgebaut werden sollte; sogar noch öffentlichen Glauben als etwas Wohlthätiges findet, zeigt, wodurch dann die Ansteckung immer weiter verbreitet wird.

Diesen wirklichen Fall belegt die vor mir liegende 71ste Nr. der Wiener Zeitung laufenden Jahres, mit der Ankündigungsnachricht eines durch 15 Jahre ausschließenden Privilegiums auf ein erst praktisch auszuführendes Perpetuum mobile, lebendiges Rad oder wie diese Kraft schaffende Maschine immer heißen mag. *)

*) So viel mir wissend, hat der Erfinder behauptet, er könne selbst einer Regierungs-Kommission die Ausführbarkeit seines Perpetuum nicht darthun, ohne Gefahr das höchst Einfache seines Mechanismus verrathen zu sehen, und dadurch um die Früchte seiner Anstrengungen zu kommen. Die Bewilligung ist also nur wohl aus der hohen Milde unsrer Regierung zu erklären, mit welcher sie die Interessen auch jedes Einzelnen beachtet. Die Ausfertigung selbst aber ist, meines Wissens noch nicht unbedingt geschehen; sondern die Ausübung hafte an der Bedingung, erst vor Behörde die Ausführbarkeit darzuthun. Da nun diese höchst wahrscheinlich scheitern wird, so dürfte der menschenfreundliche Zweck des Hrn. Verfassers gewiß weit sichrer erreicht werden, wenn nachher die hohe

Staunend brach mir das Herz darüber und ich wage hier aus reiner Menschenliebe beseelt meine Ansichten, Belehrungen und Wünsche zum Heile unserer fortschreitenden Bildung hier öffentlich darzustellen.

War es ein Mißverständniß oder welch immer möglicher Irrthum der zu Rathe gezogenen Sachverständigen, so bleibt es doch ein schädlicher und noch zu verbessernder Irrthum.

Man sagt vielleicht, daß die dabei thätige Forschbegierde auch durch Zufall einen daher entspringenden Nutzen tragen könne, oder daß dieser zu bedauernde Schwärmer doch Niemanden dadurch schade.

Ich sage aber, daß diese Verirrung auf einem Wege, wo mit mathematischer Gewißheit nichts zu hoffen ist, als Verderben für den Irrenden, und vielleicht auch noch für manchen ihn aus Vertrauen auf die öffentliche Meinung unterstützenden Freund; vor allen aber Ansteckung so manches emporstrebenden, halbreifen Künstlers, in den Folgen ganz ähnlich, der von Erwachsenen dem Kinde überlassenen Tollkirsche, dem Bleyzucker beim Landmanne und dem, dem noch unerfahrenen Kunstfreunde überlassenen Bertholletschen-Silber sey.

Wird man mir es wohl glauben, daß ich schon Nachricht von einem Freunde aus einer nahen Stadt Ungarns habe, der, nachdem ich ihn schon einmal von seiner Schwärmerey heilte, nun hiedurch angesteckt wieder rezitiv werden will, um so mehr, da er nun auf ein ähnliches Privilegium für Ungarn rechnet?

Hätten mich nicht langjährige Erfahrungen mit der häufigen Existenz dieses Irrwahnes auch unter den gebildeteren wohlhabenderen Menschen bekannt gemacht, mir wäre doch weniger bange. Aber schon sehe ich mancher im Plane gelegenen nützlichen mechanischen Unternehmung Einhalt thun, und manche gute Ausführung verzögert, durch die angereizte Hoffnung vielleicht bald in einer neuen Kraft schaffenden Welt das kräftige Thier und die Elemente der Alten ersparen zu können. Ja ich sehe, wenn ich hier scherzen dürfte, bald unsern ganzen Erdball hinter ein lebendiges Rad gespannt nach unserem Willen über den gepflasterten Aether hinrollen.

Es bleibt nun die eigentlichste Pflicht berufener Gelehrten solchen um sich greifenden Krankheiten nach Kräften zu steuern. Und eine gute hierauf abzweckende Anstalt hat nicht nur für das Wecken und Belehren schlummernder Talente zu sorgen; sondern es auch vorzüglich ähnlichen Verirrten zur ersten Pflicht zu machen, sich belehren zu lassen; ihre Verirrungsursache aber ebenfalls der Untersuchung werth zu achten; ja solche selbst als Krankheitsgegenstände und wissenschaftliche Klippen mit als belehrende Instrumente in ihre Maschinensäle aufzunehmen. So wie schon Leipold in seinem Theatrum Machinarum auch diese Klippen achtungsvoll aufnahm, und besonders das lebendige Rad auf seinen Tafeln belehrend darstellt. Nach ihm aber meines Wissens Niemand auch nicht des Abschreibens, werth fand.

So viel aus Pflicht und Liebe für die gute Sache.

Kann ich den mir noch unbekannten Herrn Gärber mit meinem Rath und Aufklärung dienen, so sehe ich seiner Bekanntschaft mit der treuesten Freundschaft entgegen.

Irren ist leicht und menschlich; an seinen möglichen Irrthum glauben, weise; seinen Irrthum wahr und offen einsehen schön und groß; und einen vom Irrwege zurecht weisen, in sich selbst lohnend.

Bis dat qui cito dat.
Nihil dat si munera tardat.

S. S. Liedmann,
hydr. Maschinen-Meister in Wien.

Regierung selbst als Lehrerinn der Irrenden auftreten und sie durch das vorliegende, auffallende Beispiel bekehren wird. Auch wäre doch nebenbei der Gewinn irgend eines andern mechanischen Vortheils denkbar. D. H.

2.

Der Taubstumme Johannes Waltman.

Am 24. April 1816, ward ich auf das hiesige Rathhaus vorgeladen; man führte mir einen Taubstummen vor, den ich dolmetschen sollte. Wie immer, so auch dießmal sah ich ein elendes Geschöpf; Lumpen waren seine Decke, Hunger, Noth, Kummer kündigte sein Gesicht, sein ganzes Aeußere, an. Nachdem man mir sagte, er sey 39 Jahre alt, könne schreibend antworten, sey in Koburg angehalten, und als Landläufer nach Berlin und von da mit Schub nach Prag mit dem Beisatze: er sey aus den österreichischen Staaten, geschickt, begann ich schreibend und mimend die Untersuchung durch drey Tage, jedesmal mehrere Stunden, und da offenbarte er ebenfalls schreibend und mimend, Folgendes: „Ich heiße Johannes Waltman, bin 39 „Jahre alt und katholischer Religion. Als ein Kind „hat Mich ein armer Man ihm Holze gefunden.“ Es waren ein Pack Schriften bei ihm. „Der Mann war „60 Jahr alt, der ist auf dem lande herum ganen um „sein brot zu sugen wie ich auch. Der hat Mich Mit„genomen bis ich 8 Jahr alt war und hernach bin ich „in die schule gekomen und bin unterricht worden das ich „es schreiben kan wan ich mich verlauf und das ich wie„der dahin kom. „Eine fierdel stunde vom neder und „18 stund vom Rhein in stein bach“ hat mich Johannes

Buchwalt mit „Christoph Kachenberger, Michel Ben„der von Eichstät und Joseph schmid von Milbach unter„richtet.“ 6 Jahre blieb er bei Johannes Buchwalt „Er,“ Joh. Buchwalt, „hat die schwein gehiedet“ War Johannes Buchwalt arm? „Wan ich das gelt heth was wer ich froh.“ „Buchwalt kan alt gewesen sein 59 Jahr.“ „Das,“ das Institut, „bleibt da so lange das die „welt steht. *) Zehn bis 12 bis 16 Jahr war ich „auf dem einen blaz steinbach.“ Er hat sich mit Viehhüten, Betteln und Holzmachen ernähret. „Ich habe „nichts was mir gelt und gute leide geben. Wan ich „noch lang auf der Welt mus herum laufen so nehm „ich Mir das läben ich bin schon ihm Holze gelegen das „der schnee Meine decke war.“ Man zeigte ihm aus Raffs Geographie mehrere Städte, die am Nekker und in der Gegend liegen, als: Heidelberg, Baden, Siegmaringen, Konstanz, und er kannte sie. Er selbst schrieb: „Pe delberg, Guntlhein, Halbrun Wochhausen.“ In Steinbach kennet er: „Johsehhs Bäs ein bauer, fries„trig werner ein ferger der die leide über das waser „fürd, Jakob bieler ein schief Man der ist auf dem „waser herum gefaren“ Er führte „ein Mal Holz ein „Mal sand ein Mal Wein.“ Wohin? „In Rhein.“ Er mimirte: in seiner Geburtsgegend sey sehr schönes Rindvieh, welches viel Milch gibt und woraus Butter und Käse gemacht wird; es sey sehr bergigt, viel kalt, viel Eis und Schnee, die Menschen haben Steigeisen, viel Esel; und die Soldaten haben lange, blaue Röcke, roth am Krazen und Schesseln ausgeschlagen; am Arme Litzen, sie tragen Granatiermützen. Dieses und das vorige läßt keinen Zweifel seiner Erziehgegend übrig. Sie ist in Schwaben am Necker. Es wurde ihm gesagt: er würde wieder nach Steinbach gehen. Seine Freude war auslassen; er fiel mir um den Hals. „ich danke gott das„rum das ich das habe gemergt.“ „sein sie so gud und „schreiben sie mir das ich was zu esen grig wo ich hin „kom.“ „Vor 6 oder 7 Jahr hat mich der Feind Mitgenomen bis nach frankreich, ich habe solen rethen und „ich kan doch nicht das hat gott gethan ich kann „nichts“ sie haben mich geschlosen und gebunden und haben mich Mitgenomen und haben mich wolen zerschiesen.“ Nachdem sie ihn mehrmal körperlich gezüchtigt hatten, verbanden sie ihm die Augen, führten ihn weg und überließen ihn sich selbst. Also 7 Jahre irret er aus einem Lande ins andere herum!! Ich mag dem Leser in seinem Urtheile über diesen Armen nicht vorgreifen; aber zu sagen sey mir erlaubt! Merkwürdig muß dieser Vorfall in psychologischer Hinsicht jedem, besonders Taubstummenlehrern seyn; nothwendig ist eine Versorganstalt für Taubstumme, und eben so nothwendig ist auch, wenigstens in der Hauptstadt eines jeden Landes ein gesetzlich bestellter Dolmetscher. Was weiter mit diesem Unglücklichen verfüget worden ist, soll seiner Zeit folgen.

Prag am 28. April 1816.

F. W. Suba.

*) Mir ist dieses Institut und auch sein Lehrer ganz unbekannt, und ich kann alles Nachsuchens ungeachtet, nichts davon finden. Eine Nachricht von beiden wäre mir willkommen. —

3.

Wien. 10. März 1816.

Weberzunft in Sternberg.

Die Weberzunft zu Sternberg in Mähren hat mit Bewilligung ihres Magistrats eine eigene Waarenbeschau und Stemplung ihrer Fabrikate errichtet, welche vom ersten Jäner l. J. ihr Geschäft begonnen hat, und das darin besteht, daß jedes zu Sternberg erzeugte Fabrikat, sowohl von leinenen als wollenen Waaren, von einem eigends bestimmten Ausschuß von Meistern untersucht und nach Befund mit dem Beschaustempel der Zunft an beiden Enden bezeichnet werden wird; für diese bezeichnete Stücke haftet die gesammte Zunft, sowohl hinsichtlich des richtigen Ellenmaßes als auch der Qualität und Haltbarkeit jedem Käufer. Diese Einrichtung verdient nicht nur laut gelobt, sondern auch zum Beispiel und Muster für alle Fabrikanten aufgestellt zu werden. Je mehr die Güte und der innere Werth unserer Fabrikate, mit der täglich steigenden Theuerung, abnimmt, und je bedeutender dadurch das kaufende, längst schon darüber die bittersten Klagen führende Publikum bevortheilt wird, desto mehr sind die Magistrate aller Orten verpflichtet, die Erzeuger aller Fabrikate zu verhalten, ihre Waare nicht wie bisher, je theurer desto schlechter sondern desto besser zu liefern: dieß kann nach dem obangeführten Beispiel am sichersten durch die Einführung einer Waaren-Beschau und Stemplung erzielt werden. Dieser Einrichtung verdankte England zum Theil mit, den anerkannten Vorzug innerer Güte seiner Erzeugnisse, und daß in einer großen Stadt unsers Kaiserthums dieser Wunsch nach einer ähnlichen Einrichtung von Fabrikanten, auch wirklich bei der betreffenden Behörde geäußert wurde, ist dem Einsender dieser Notiz ebenfalls bekannt; die darauf gemachte Bemerkung, daß sich die Regierung in solche Angelegenheiten nicht mischen könne, und daß die Einrichtung von Beschau und Stemplungs-Aemtern zu kostspielig wäre, hat allerdings viel für sich, denn die einsichtsvollsten Staatsmänner überzeugen sich immer mehr, daß nirgends schlechter regiert werde, als wo man zu viel, wo man Alles bis ins kleinste Detail regieren will. Aber sie beweiset auch, daß die Regierung einer zweckmäßigen

Notizen, welche Zunftgenossen unter sich selbst zur Emporhebung ihrer Industrie handhaben, nicht entgegen sey.

4.

Wien am 4. März 1816.

Wiener-Moden-Zeitung.

Sans les modes, quelle etrange monotonie dans les villes, comme dans les Cours!

Mit Anfang dieses Jahres erhielten wir die erste Original-Wiener-Moden-Zeitung. Ihren schönen Leserinnen in den Provinzen dürfte eine nähere Bekanntschaft mit derselben, nach den bereits erschienenen 9 Stücken angenehm seyn.

Die eigentliche, wahrhaft patriotische Tendenz dieser Zeitschrift ist, das einheimische Schöne an die Stelle des oft geschmack- und werthlosen Fremden zu setzen. Ein lobenswerthes Unternehmen! Um dieses zu bewirken, haben sich nun mehrere talentvolle Köpfe vereinigt. Nach den Ideen des Hrn. Langer liefert Hrn. Stöber's Griffel die Frauen-Kopfputze, nach Herrn Hüttners Angaben, die Abbildungen ganzer weiblicher Anzüge, und Hr. Bernard, so viel ich weiß bisheriger Herausgeber der eingegangenen Friedensblätter ist Redakteur des literarischen Blattes. Für die Folge sind auch Abbildungen geschmackvoller Meubles zugesagt.

Die vor mir liegenden ersten 9 Nummern berechtigen zu den besten Erwartungen. Die neuen Mode-Angaben verrathen Geschmack, die Zeichnungen sind rein und gefällig, besonders ist auf das 1te Blatt viel Mühe und Fleiß verwendet. Den Köpfen selbst wäre mehr Reiz oder doch Geist zu wünschen. Mag die Wahl des Kopfputzes noch so glücklich seyn, auf einem verzerrten oder schlaffen Gesicht verliert er doch allen Reiz.

Was den literarischen Inhalt betrifft, so finden sich in diesen 9 Nummern brave Aufsätze von Bernard, Hohler, Castelli, Treitschke ꝛc. Durch humoristische Laune empfiehlt sich der Aufsatz: über die Koketterie der Männer"; durch Dichtergeist: Der Schönheit Quelle und Schmuck, von Bernard. „Die Reize der Herrin von Deinhardstein" und Wessenberg's liebliches Geheimniß

Liebe und Wahrheit.

Wo blüht das Blümchen das nie verblüht?
Wo strahlt das Sternlein, das ewig glüht?
Dein Mund, o Muse! dein heiliger Mund
Thu' mir das Blümchen und Sternlein kund.
Verkünden kann es dir nicht mein Mund,
Macht es dein Innerstes dir nicht kund.
Im Innersten glühet und blüht es zart,
Wohl jedem, der es getreu bewahrt!

Der geniale van Beethoven setzte es in Musik. Unangenehm ist der Druckfehler: Piano-Forte, statt Piano-Forte.

Wie sich das plumpe Singgedicht S. 13.

„Ehrenrettung.

Beim Schmause zankend, hätte Sekt
Jüngst einen Schurken eingeneckt?
Verleumdung! Ich, ich weiß es besser.
Kein Schurk! es war ein silbern Messer."

hierher verirren konnte, ist nicht wohl einzusehen.

Die aufgenommenen kritischen Ansichten der merkwürdigsten Erscheinungen auf den hiesigen Bühnen, verrathen nicht immer des Meisters Hand. Einer besondern Auszeichnung werth sind, die Hrn. W. Hebenstreits Notizen. Mit tiefer Sachkenntniß, reiner Wahrheitsliebe und strenger Unpartheilichkeit tritt derselbe frei und offen vor das Publikum hin, das verblendet durch Maschinerien, Pomp und Tumult den Standpunkt gar nicht mehr zu finden weiß, aus welchem es richtig urtheilen kann. Gr. planloses verworrenes Machwerk: Der süsse Brey. Ein Zauberspiel in 3 A. wurde von ihm im Sammler in seiner ganzen Blöße dargestellt. Dagegen huldigte er, und mit vollem Rechte, dem Talente Gleichs für niedrig komische Dichtungen. Gleich's Gegenstück: Die saure Brühe. Ein Märchen mit Gesang in 2 A. ist nach Plan und Ausführung, ein Meisterstück gegen Grüner's süssen Brey. Wer als Kunstrichter im Publikum auftritt, muß das Gute von dem Schlechten zu scheiden wissen, und seine Meinung frei zu sagen sich getrauen. Es mit Niemand verderben wollen, mag wohl im gesellschaftlichen Leben seinen trefflichen Werth haben, aber der Kritiker muß unabhängig von allen Fesseln der Konvenienz nur der Wahrheit huldigen.

Nach S. 5 gebührt Hrn. Langer der Dank die fatalen hohen Hüte der Damen, die uns so oft im Theater die Aussicht benahmen, durch niedrigere verdrängt zu haben. Selbst in Paris sollen letztere bald nach seinen dahin gesendeten Zeichnungen in Aufnahme gekommen seyn, und so das elegante Frankreich zum ersten Mahl, einer vernünftigern teutschen Mode gehuldigt haben.

Den Jahrgang dieser Moden-Zeitung zu 52 Stücke erhalten Pränumeranten um 60 fl. W. W.

Ist es den Wiener Damen Ernst, sich im Gebiete der Mode von ihren Ton angebenden schönen Nebenbuhlerinnen an der Seine und mitunter auch an der Themse unabhängig zu machen; so wird dieß nur durch ein solches Moden-Journal gelingen.

5.

Wien 18. März 1816.

Glaz's Andachtsbuch für gebildete Familien ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses.

Der k. k. Konsistorialrath Glaz in Wien ist als Erziehungs- und Erbauungsschriftsteller im In- und Auslande hinlänglich bekannt. Sein Trostbuch für Leidende und das Seitenstück davon, die Beispiele von Leidenden und Unglücklichen, fanden eine so gute Aufnahme, daß sehr bald von beiden Werken eine neue Auflage nothwendig wurde, die nun auch vor Kurzem in der Gamerlinaschen Buchhandlung in Wien erschienen ist. Mehrere Regenten gaben dem Verfasser über diese Schriften ihr Wohlgefallen zu erkennen, und sowohl der König vom Würtemberg als die Königin von Bayern begleiteten ihre dießfälligen Zuschriften an ihn mit kostbaren goldenen Tabatieren. Eine noch allgemeinere und günstigere Aufnahme fand sein Andachtsbuch für gebildete Familien ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses. Mehrere gekrönte Häupter unterzeichneten darauf, und unter den mehrern tausend Pränumeranten auf dieses Werk findet man Personen aus allen Ständen, von den verschiedensten, selbst nicht christlichen Religionen, und aus den entferntesten Gegenden, z. B. London, Paris, Rom, Konstantinopel, Malta, Smyrna u. s. w. In wenigen Wochen nach der Erscheinung der Schrift war von der mehr als viertausend Exempl. starken Auflage derselben kein Exemplar mehr zu haben. Wir erwähnen dieser Sache, theils weil sie an sich eine interessante literarische Notiz ist, theils weil wir darin einen Beweis zu finden glauben, daß noch nach allen Seiten hin sich ein merklicher Sinn für Religion und religiöse Lektüre rege, der nur auf die gehörige Weise genährt und belebt zu werden braucht, um hundertfältige Früchte zu tragen. Das erwähnte Andachtsbuch ist nun wieder im Buchhandel, und zwar in einer zweiten verbesserten und vermehrten Auflage zu haben. Willkommen wird den Freunden der Religion, die sich dieses Werkes zu ihrer Erbauung und moralisch-religiöser Belehrung bedienen, der in dieser Auflage hinzugekommene Anhang seyn, der eine Auswahl sehr schöner, trefflicher religiöser Gesänge von unsern besten geistlichen Dichtern enthält, und mit der guten Ausstattung des Buchs von Seiten der Gamerlinaschen Buchhandlung, die den Verlag übernommen hat, wird man auch zufrieden seyn. Von mehrern fürstlichen Pränumeranten auf die erste Auflage hat der Verfasser schmeichelhafte Zuschriften erhalten; der König von Dänemark sandte ihm eine große goldene Verdienst-Medaille und der König von Preußen eine dergleichen zu. Von der geistvollen Königin von Bayern erhielt er Folgendes ehrenvolle Schreiben:

Nymphenburg den 14. Junius 1815.

„Ich bin dem Hrn. Konsistorialrath Glaz für sein Andachtsbuch für gebildete Familien sehr verbunden, und ehre die Verdienste, welche sich derselbe dadurch um die Beförderung eines religiösen Sinnes aufs Neue erworben hat. Ich werde es zu Meiner Erbauung benützen, und wünsche herzlich, daß durch seine Verbreitung die heiligste Angelegenheit der Menschheit thätig gefördert werden möge. Dabei gereicht es mir zum wahren Vergnügen, den würdigen Herrn Verfasser der vorzüglichen Achtung zu versichern, womit ich verbleibe

dessselben wohlaffektionirte
Caroline."

Der Kronprinz von Würtemberg, der auf das Andachtsbuch gleichfalls unterzeichnet hatte, erließ an den Verfasser folgende Zuschrift:

„Ew. Hochwürden schätzbares Andachtsbuch für gebildete Familien ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, welches Sie Mir zu übersenden die Güte hatten, habe Ich mit wahrem Vergnügen erhalten, und bin lebhaft von dessen Werthe und Nützlichkeit überzeugt, da dasselbe so ganz dem Bedürfnisse unserer Zeit entspricht. Empfangen Sie dafür Meinen aufrichtigen Dank, und seyen Sie der vollkommenen Werthschätzung versichert, womit Ich verbleibe

Ihr
wohlaffektionirter
Wilhelm, Kronprinz."

Bruchsal den 23. May 1815.

6.

Wien. Februar 1816.

1. Glaz Trostbuch.

Unter den gemeinnützigen Schriften, die hier in den letzten Wochen die Presse verlassen haben, befindet sich auch eine neue verbesserte und vermehrte Auflage von des Konsistorialrathes Glaz Trostbuch für Leidende und dessen Beispielen von Leidenden und Unglücklichen. Mehrere gekrönte Häupter haben im vorigen Jahre die Bemühungen des Verfassers, durch die gedachten Schriften, so wie durch sein Andachtsbuch für gebildete Familien ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses zur Prüfung und Aufrichtung der Leidenden, und zur Weckung und Verbreitung einer geläuterten Frömmig-

keit das Seinige mit beizutragen, auf eine für ihn ehrenvolle Weise anerkannt und gewürdigt, und durch mehrfache Auszeichnungen seine schriftstellerische Wirksamkeit belobt und belohnt. Der Verfasser hat sowohl das Trostbuch, das nicht leicht ein Leiden der Erde unberührt läßt, als auch die Beispiele von Leidenden und Unglücklichen bei dieser neuen Auflage erweitert und vermehrt, und die Camesinasche Buchhandlung, als Verlagshandlung, beide Werke wohl ausgestattet. Leidende aller Art, so wie diejenigen, die mit ihnen umzugehen und sie zu trösten haben, werden sich dieser Schriften nicht ohne Nutzen bedienen. Von dem Andachtsbuche für gebildete Familien war eine über vier Tausend starke Auflage gleich nach der Erscheinung des Werks vergriffen. Obige Handlung veranstaltet nun eine neue, verbesserte und vermehrte Ausgabe, die im März die Presse verlassen wird.

2. Matthäus von Collin.

Der bisherige Redakteur der hiesigen Literatur-Zeitung, Hr. v. Collin, hat die Redaktion derselben niedergelegt, nachdem er zum Erzieher des Prinzen Napoleon ernannt worden.

3. Buch- und Kunsthandel.

Unsre Buch- und Kunsthändler klagen sehr über Stockung ihrer Geschäfte; die Theuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse ist zu groß, als daß man viel auf Bücher und Kunstsachen wenden könnte. Bei alle dem haben die hiesigen Buchdruckereyen voll auf zu thun.

Bruck an der Leitha 10. März.

4. Georg Traumuth.

Unter diesem Titel hat der Direktor der Hauptschule zu Bruck an der Leytha ein Volksbuch herausgegeben, für das ihn die Regierung mit 200 fl. belohnte.

Gitschin 10. März.

5. Franz Ficker.

Herr Franz Ficker hiesiger Gymnasial-Präfekt, wird wohl zu ihnen kommen und die in Ollmütz neukreirte Lehrkanzel der lateinischen und griechischen Philologie erhalten.

7.

Turnbuch den Söhnen und Lehrern des Vaterlandes gewidmet von Gutsmuth, auch unter dem Titel:

Vorschule der Waffenübungen künftiger Vaterlands-Vertheidiger, enthaltend eine Anweisung für Lehrer, wie sie die Jugend durch besonders darauf berechnete Leibesübungen für die rein kriegerischen Uibungen des Vaterlandsvertheidigers vorbereiten können.

„Diese rein pädagogischen Leibesübungen „sagt Hr. Gutsmuth" müssen in einem Turnbuche, unter strenger Auswahl als Elementarübungen, d. i. als Grundlage der Turnübungen aufgestellt, genau beschrieben und durch Zeichnungen erläutert werden." Sie sollen Vorübungen zu den eigentlichen Kriegsübungen abgeben.

Durch ein Lehrbuch obiger Art will nun H. G. erwachsneren Jünglingen zu Selbstübungen und Lehrern behülflich seyn, zweckmäßige Vorübungen in Schulen einzuführen und zu leiten. Damit dasselbe möglichst wohlfeil werde, unbeschadet der nöthigen Kupfer, bietet er es den Pränumeranten um 1 fl. Silbermünze an.

Diese Idee ist zu vaterländisch, zu zweckmäßig in sich und der Verfasser der bekannten Gymnastik längst zu richtig gewürdigt, als daß es hier noch einer Empfehlung bedürfte. Also nur die Anzeige, daß mit Vergnügen Pränumeration annimmt d. H.

Für Böhmen nimmt Pränumeration an

J. G. Calve,

Buchhändler in Prag, Altstadt kleinen Ring Nr. 458.

8.

Berliner Herbarien.

(Man sehe Nr. 6.)

Durch die gefällige Mittheilung des Herrn Doktor und Professor Krombholz allhier, erfuhr ich, daß in Berlin zwey Kandidaten der Medizin, Herr von Schlechtendal und Ruthe, die wildwachsenden Pflanzen Ihrer Gegend Centurien weise, wohl und schön getrocknet, herausgeben. Jede Pflanze liegt in einem weißen Bogen Druckpapier, und ein dabei geschriebener Zettel enthält den Namen, auch hin und wieder eigene Bemerkungen. — Der Preis jeder Centurie ist äußerst billig, und beträgt 2 ½ Thaler preußisch Courant. — Vier Centurien liegen bereits zum Absenden bereit. — Dieses Unternehmen darf wohl eine recht gute Aufnahme bei allen Freunden der Pflanzenkunde erwarten, da die Berliner Gegend interessante Individuen des Pflanzenreiches aufzuweisen hat, welches aus Kunths Flora Berolinensis Berlin 1813. 8., ersichtlich wird, und da die beiden Herren Unternehmer in einer in Berlin gedruckt erschienenen Brochüre, „Studiosi medicinae et historiae naturalis nobilissimi, de re botanica bene meriti, genannt werden. Uibrigens ist Herr von Schlechtendal, ein Sohn jenes in Minden lebenden Botanikers, nach dessen Namen der verstorbene Professor W. Udenow eine Pflanzengattung, einen der schönsten Syngenesisten, die Schlechtendalia nannte. Man wendet sich unmittelbar an die Herrn Herausgeber in Berlin selbst.

Prag 12. Jenner 1816.

Dr. J. E. Pohl

Außerordentliche Beilage zum Hesperus.

Juli. Nr. 6. 1816.

Debatten.

Vortheile der Eisenwege vor Kanälen.

(Verglichen Nr. 26.)

Ich wünschte, daß der umsichtige Herr Verfasser des Aufsatzes, worinn die Nutzbarkeit der Eisenwege, Straßen und Kanäle verglichen wird, auch die bereits in Gang gekommenen Dampfböte *) auf Kanälen und Flüssen in comparativen Betracht und Kalkul genommen haben möchte. Wahrscheinlich dürfte für diesen Fall der Kanalbau bedeutende Vorzüge behaupten.

Ueber die Vortheile, welche (N. 26. S. 205) als solche aufgezählt werden, die den Eisenwegen einen Vorzug vor den Kanälen geben, bemerke ich:

1. Die gleichmäßig leichte Benützung der Eisenwege im Sommer und Winter dürfte nicht so ganz ausgemacht seyn; denn der oft häufig einfallende Schnee wird zuverlässig die martialischen Schienen nicht mehr respektiren als andre Wege, und das abwechselnde Thau- und Frostwetter dürfte bei der bekannten, vom Massa-Centrum des in Eis sich verwandelnden Wassers ausgehenden expansiven Wirkung in den unausweichlich porösen Unterlagen der Eisenbahn, manche bedeutende, zerstörende Wirkung herbeiführen; da hingegen bei gut gebauten Kanälen, die fleißig befahren werden, durch das Steigen und Fallen des Wassers zwischen den Schleusen, sich nicht so leicht ein Eisstoß bilden kann. Falls sich aber tragbares Eis anlegen sollte, so würde dieses selbst die beste Eisenbahn bilden, wenn Schiffe, ohne aufzuhören Schiffe zu seyn, auf ein Schlittengestell gesetzt würden.

2. Scheint der Umstand, daß Frachtwägen auf Eisengeleisen Bergab keine Zugpferde brauchen, vorzüglich als Gegensatz mit dem Kanalzug, nicht so viel Gewicht zu haben, als der Herr Verfasser darauf legt, indem diesen Vortheil nur von der Struktur des Wagens abhängt und der nachherige Gewinn an horizontaler Bewegungskraft schwerlich ohne Gefahr oder Nachtheil für den Wagen hervorgehen wird.

Dann kann wohl nicht eigentlich gesagt werden, daß der Zug auf Kanälen Bergauf und Bergab gehe, indem die zu bewegende Last beständig horizontal bleibt und wenn auch die Gehsteige, was sehr selten der Fall seyn wird, etwas von der Parallele des Wasserspiegels abweichen; so geht für die Zugkraft nichts weniger als Nachtheil hervor. Und in Hinsicht des Aufenthalts bei den Schleusen dürfte wohl der Aufenthalt der Frachtwagen beim Füttern und die nothwendige Rast für eigene Pferde kaum eine vortheilhafte Vergleichung aushalten.

3. Da man selten Pferde trifft, welche wie Automaten zu behandeln sind und den kathegorischen Imperatio so praktisch befolgen gelernt, daß sie nicht bisweilen des mehr als schnalzenden Motifs der Kraft-Anwendung benöthigten; da ferner die Kanalzug-Mannschaft viel weniger ermüdet, bestäubt, weit mehr durch den nahen Wasserdunst vor Austrocknung gesichert wird: so dürfte auch hier weit geringere Kraft-Erneuerung erforderlich seyn.

4. Scheint zwar der Kanalbau der Landescultur, wegen des größern und (wie der Herr Verfasser sagt) fruchtbarsten Terrains, das er wegnimmt, nachtheiliger zu seyn, als Eisenbahnen. Indessen wird nicht nur die

*) Ueber dieselben ist Nr. 19 dieser Zeitschrift eine ausführliche Nachricht gegeben.

Versendung] der Ackerbau-Produkte aus den fruchtbarsten Triften leichter; sondern nahe Kandle befördern auch die künstliche Bewässerung. Ueberdem kann auf den Gründen in ihrer Nachbarschaft das Zugvieh vermindert, dagegen das sonstige Nutz-Vieh vermehrt werden.

5. Ist die Angabe der Baukosten für Kandle und Eisenwege, insofern für die Gehsteige der Kanalpferde eine 6 — 10mal größere Breite, als für gewöhnliche Straßen angenommen wird, deshalb nicht richtig, weil 3 dieser Breite dazu vollkommen hinreicht.

6. Kann man bei Eisenwegen wohl der Schleusen, aber nicht des Brückenbaues entrathen. Und wenn Landfuhren, wie der Herr Verfasser bemerkt, auch auf Eisenwegen bequem hin und her gehen können (was mir nicht so ganz thunlich scheint) so ist die Fahrt auf kleineren Ruderkähnen für angränzende Bewohner der Kanäle, wohl noch anwendbarer.

7. Die Erholung der Pferde Bergab kann, wenn die oben erwähnte Beschleunigung] bezweckt werden soll, wohl schwerlich die Anstrengung Bergauf ersetzen, nachdem schon im horizontalen Zuge das Maximum der Pferdekraft angenommen wird. So dürfte wohl auch die Vergleichung der Baukosten für eine Klafter Kanal- und Eisenwege durch manche lokale und technische Rücksichten eine Modifikation erleiden.

S—l.

Correspondenzen.

Wien 20. Juni.

1.

Verfügung Sr. Majestät wegen gefundener Münzen.

Wenn alte Münzen oder andere Antiken gefunden werden, welche das Münz- und Antiken-Kabinet bereits besitzt oder sonst seinen Sammlungen nicht einverleiben will; so sollen sie zurückgelegt und jährlich einmal durch das Schmidtbauersche Auctions-Institut öffentlich versteigert werden, worüber die kaiserliche Hofkammer in Zeiten zuvor das Nöthige bekannt machen wird.

2.

Frankfurt am Main 18. Mai 1816.

Gutsmuths Turnbuch.

Dieses Werk wird 24 Bogen stark werden in gr. 8. Dazu kommen 3 Blatt Kupfer in Median Quer-Folio. Die Pränumeration mit 1 fl. rhein. oder 14 Groschen sächsisch bleibt bis letzten August offen. Nachher wird der Ladenpreis nicht unter einem Thaler seyn. Die Pränumeranten werden vorgedruckt. Den Verlag haben wir übernommen

Gebrüder Wilmans.

3.

Von daher 30. Mai 1816.

Damenstift zu Insprukk.

Unser huldvoller Monarch hat die Wiederherstellung des hiesigen Damenstiftes beschlossen. Er hat gnädigst einen außerordentlichen Beitrag von 10000 fl. aus den Salinen bewilligt. Diese nebst den Interessen der Stiftskapitalien werden hinreichen die ersten Einrichtungs-Kosten zu bestreiten, worauf die wohlthätige Anstalt wieder eröffnet werden wird.

4.

Temeswar 30. Mai 1816.

Schneesturm in Ungarn.

Sie haben in Ihren Blättern *) der Unfälle erwähnt, welche das außerordentliche Schneegestöber den 29. und 30. Jänner im südlichen Ungarn unter Menschen und Vieh angerichtet hat. Ich sah hier einen Ausweis, wonach in demselben beinahe 300 Menschen erfroren und einige 30 mit körperlichen Verletzungen davon gekommen sind. Gegen 2000 Pferde, über 22,700 Stück Rindvieh, über 365000 Schafe und 4500 Schweine giengen zu Grunde **). Man schätzt diesen Verlust an Vieh auf 6 Millionen.

5.

Wien 1. Juni 1816

Militär-Veränderung.

Der Kaiser hat die Errichtung noch eines fünften

---

*) Oek. Neuigk. Außerord. Beil. zum Mai Nr. 2, S. 13. u. 14.

**) Gilt dieß nur vom Banater Militärbezirk oder vom Banat überhaupt oder vom ganzen südlichen Ungarn? D. H.

Artillerie-Regiments und die Vermehrung jeder ihrer Compagnien mit einem zweiten Oberlieutenant befohlen.

6.

Wien 2. Juni 1816.

Vorsorge für Volksbildung.

Auf allerhöchsten Befehl wird die Hofstudien-Commission Sorge tragen für möglichst treue und wohlfeile illuminirte Abbildungen der wichtigsten Giftpflanzen; damit sie Volk und Jugend in den Schulen kennen und vor Schaden in Acht nehmen lerne. Gewiß preiswürdig.

7.

Prag 1. Juni 1816.

Kuhpocken-Impfung in Böhmen.

Im Jahre 1814 sind beinahe 66000 Kinder geimpft worden.

8.

Triest 3. Juni 1816.

Afrikanische Expedition.

Zu einer Expedition an die afrikanische Küste, welche der Linienschiffs-Kapitain, Obrist Pasqualich kommandiren wird, sollen die Fregatte l'Austria, die Brigg il Veneto und die Corlette l'Arciduca ausgerüstet werden, sich dann im hiesigen Hafen versammeln und von da auslaufen.

9.

Hermanstadt 15. Juni.

Contumaz-Aerzte.

Die sich auf Alles erstreckende Vorsorge Sr. Majestät hat auch die Lage der so wichtigen Contumaz-Aerzte näher erwogen, ihre Besoldung erhöhet und sie theils auf 400 fl. theils auf 600 fl. festgesetzt. Auch werden künftig zu diesen Posten keine andere als wirkliche, graduirte Doctores medicinae angestellt werden, zu dem Ende allezeit in Erledigungsfällen hier, dann in Wien, Prag und Ofen der Concurs ausgeschrieben werden wird.

10.

Wien 6. Juni 1816.

Militärgränze. Neue Bildungs-Anstalt für dieselbe durch die Gnade Seiner Majestät.

Se. Majestät haben die vielen den Gränzprovinzen bereits erwiesenen Wohlthaten durch eine neue vermehrt, Sie haben befohlen, daß bis zur Aufstellung der im Antrage befindlichen Centralbildungsanstalt für die Militärgränzen sechs mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstete und mit ausgezeichneten Fähigkeiten begabte Jünglinge aus der Gränze nach Wien ziehen, und aus den Einnahmen der Gränze in den hierortigen Lehranstalten während einem dreijährigen Curse zu Gränzökonomie-Offizieren, zu höheren Schul- und Forstbeamten ausgebildet werden sollen. — Diese Zöglinge müssen nach den Allerhöchsten Bestimmungen 1. wenigstens sechszehn, und nicht über zwanzig Jahre alt seyn, 2. die Humanitätsstudien mit gutem Erfolge vollendet haben, und der deutschen Sprache hinlänglich mächtig seyn; 3. einen tadellosen sittlichen Charakter haben, und 4. durch natürliche Fähigkeiten und Wißbegierde sich auszeichnen. — Zwei von den sechs Zöglingen sind für den Gränzökonomieverwaltungsdienst, und zwei für das höhere Schulfach bestimmt; diese werden nach einem noch näher zu erörterndem Lehrplane an der hiesigen Universität ihre Berufswissenschaften zu erlernen haben. Die Zöglinge für das höhere Forstfach werden ihre Bildung in der k. k. Forstschule zu Maria Brunn erhalten. — Einem jeden dieser Zöglinge ist ein jährliches Adjutum von 400 fl. W. W. mit den Procentenzuschüssen, so lange diese bestehen, — aus den Gränzeinkünften bewilligt, und der dreijährige Curs derselben hat mit dem nächsten Wintersemester 1. Novemb. 1816 zu beginnen. — Uebrigens haben Se. Majestät ausdrücklich befohlen, daß Allerhöchst ihnen mit Ende eines jeden Schuljahres über die Fortschritte eines jeden dieser Zöglinge Bericht erstattet, und dessen Prüfungszeugniß vorgelegt werden soll.

11.

Prag 17. Mai 1816.

Neues Verzeichniß der Cryptogamen.

Herr Kanzelliſt Opiz kündigt Deutſchlands cryptogamiſche Gewächſe, nach ihren Standorten geordnet, auf Pränumeration an. Er glaubt durch eine ſolche Anordnung ihre Auffindung zu erleichtern und hofft dadurch ſelbſt zu ihrer Beſtimmung Vieles beizutragen. Die Pränumeration beträgt 2 fl. W. W. und bleibt bis Ende Juli offen. Der nach Abzug der Druckkoſten übrig bleibende Betrag iſt dem k. k. Invaliden-Fond beſtimmt.

12.

Wien 20. Mai 1816.

Verbeſſerung der Reitkunſt bei der Cavallerie.

Der Hofkriegsrath hat die Einleitung getroffen, daß die Grundſätze einer richtigen Equitation bei der geſammten k. k. Kavallerie mit der ſorgfältigſten Genauigkeit eingeführt und in praktiſche Ausübung gebracht werden. Vor der Hand wird nebſt der Einführung einer allgemeinen gleichen Sattlung, Packung und Zäumung, die Bearbeitung der Kavallerie-Regimenter vorzüglich auf die einzelne Reiterei und in der Folge auf jene der Glieder und Züge vorgenommen. Um dabei nach gleicher Form fürzugehen, werden fünf Kavallerie-Offiziere nach Wienerisch Neuſtadt in das dort befindliche Militär-Equitations Inſtitut zum Unterricht beordert, die dann nach Prag, Lemberg, Ofen, Lodi und Güns abgehen, um den daſelbſt ſich verſammelnden Kommanden von den Kavallerie-Regimentern das Erlernte, zur weitern Anwendung bei ihren Regimentern ſelbſt, mitzutheilen.

13.

Haimburg 23. Mai 1816.

(Aus einem Schreiben des Herrn Abbé Steinheibl.)

Meteorologiſche Beobachtungen.

Ich wollte mir bisher keinen Hallaſchkaiſchen Barometer hierher ſchicken laſſen, weil der hieſige Aufenthalt der Madam Murat nicht fixirt war. Indeſſen habe ich barometriſche Beobachtungen angeſtellt mit Hilfe eines gut ausgekochten Gefäßbarometers, von Dümoitiez zu Paris verfertigt und ſo eingerichtet, daß durch den Standeswechſel in der Röhre ein vollkommen unmerklicher in dem Niveau entſteht und er daher einen Normalbarometer darſtellt. Die Skale iſt in altem Pariſer Maaß und der Nonius gibt Punkte. Ich vergleiche meine Beobachtungen mit jenen der Wiener Sternwarte und finde das quantitative, gleichzeitige Verändern harmoniſch. Der Standpunkt meines Barometers über das Niveau der Donau, welche hier in mehreren, Auen umſchlingenden Armen vorbeifließt und ein Paar tauſend Schritte weiter, nemlich bei Theben die March aufnimmt, iſt mir durch die hier garniſonirenden Herren Mineur-Offiziere geometriſch beſtimmt. — Die Winde, ſowohl ihrer Richtung als Stärke nach, habe ich hier mit Wien gemein. Das Schloß Haimburg liegt wahrhaftig in Aeolia, patria nimborum et ventorum: *Ein windſtiller Tag iſt eine Seltenheit.*

Anfragen, Vorſchläge.

Sollte es nicht der Mühe werth ſeyn das im 16ten Jahrhunderte ſo ergiebige Silberbergwerk zu Zeyring im Judenburger Kreiſe in Steyermark wieder aufzunehmen? Vielleicht wenn man die dortigen ſilberhaltigen Bleiglanze, geleitet von richtigern Kenntniſſen, abzubauen verſuchte, daß der Bau ergiebig und lohnend ausfiele?

Wäre nicht daſſelbe für die ſo berühmten ſilberhaltigen Iglauer Bleigruben zu wünſchen?

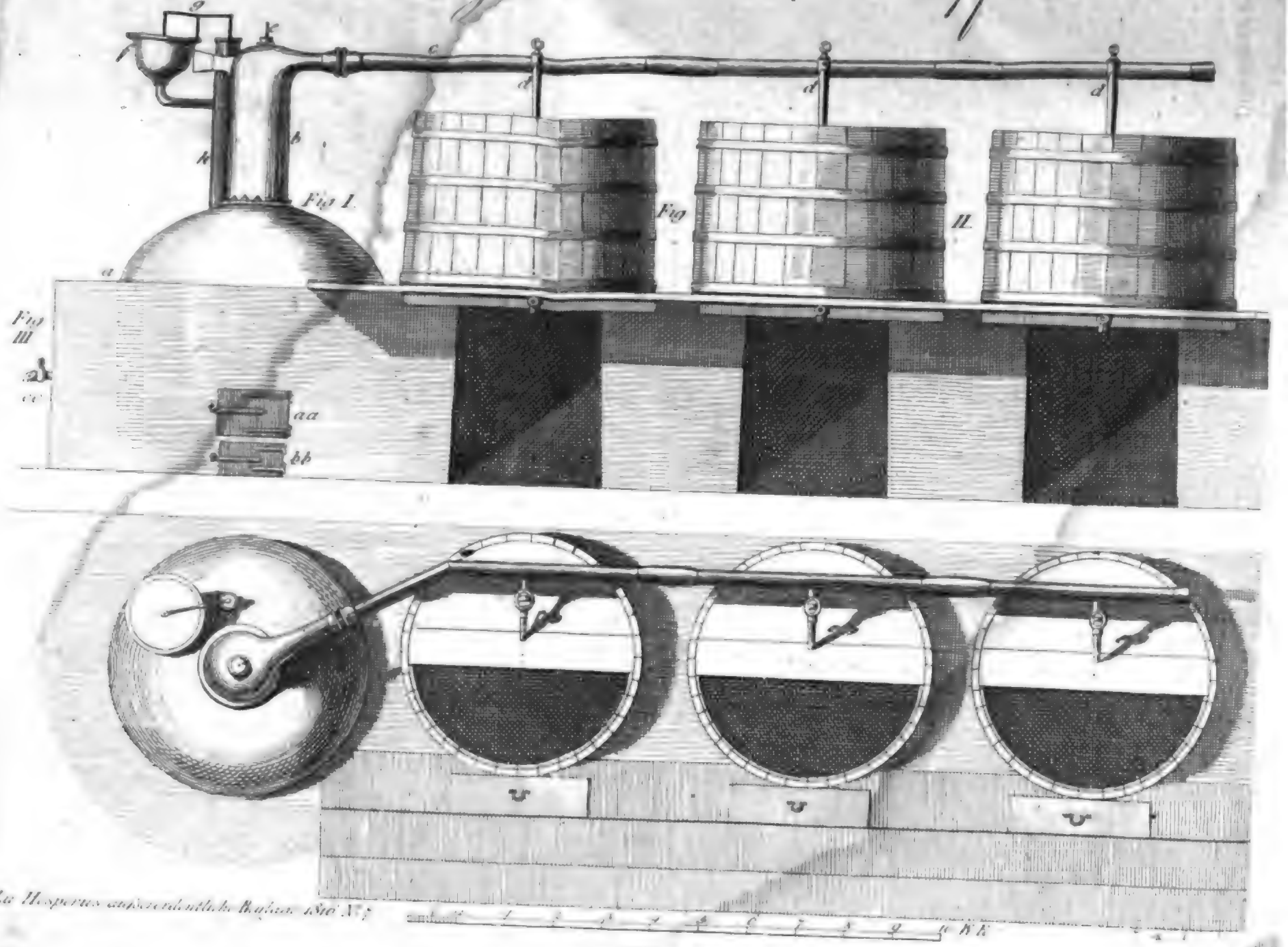
Vorläufige Antwort.

Nach Nachrichten aus Wien iſt die Regierung ernſtlich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt. Es ſoll, wie verlautet, die ganze Geſchichte dieſes Bergbaues bekannt gemacht und Jedermann aufgefordert werden, die Bearbeitung deſſelben und Gewältigung der Gewäſſer zu unternehmen. Man wird von Seiten der k. k. Hofkammer alle nur thunlichen Begünſtigungen hiezu verſtatten, unter andern auf 50 Jahre die ſogenannte Bergfreyh. und andere übliche Abgaben erlaſſen.

D. H.

Digitized by Google

Vorrichtung zur Brauerei mit Dämpfen.



Zu Hesperus außerordentliche Beylage 1816 N.° 7

Außerordentliche Beilage zum Hesperus.

August. Nr. 7. 1816.

Correspondenz.

Dampf-Apparate in Teschen.

Herzogl. Dampfbranntweinbrennerei daselbst. Mit einer Abbildung.

(Man vergleiche die Correspondenznachricht über die Gegend von Krems und die dortige Nachricht von der Mazzischen Brennerei Hesperus Nr. 41 dann die Oekon. Neuigk. Nr. 20. 1816.)

Sie erhalten hier zwei Zeichnungen unsers Apparats im Herzogl. Branntwein-Hause. In einen großen Wasserbehälter von Eichenholz fließt das Wasser aus dem nahen Bach. Unterhalb desselben stehen der Dampfkessel und zu jeder Seite desselben 3 Kühltonnen, in welche das Wasser nach Bedarf von selbst durch die im Boden des Wasserstoks angebrachten Röhren fließt. Durch eine eigne Ventil-Vorrichtung fließt aber seitwärts dem oben völlig Gewölbartig geschloßnen Kessel nur so viel Wasser zu, als durch die Dämpfe entweicht. Eben dadurch wird den Gefahren einer Explosion vorgebeugt. Seine Höhe ist 2′ 4″ sein Durchmesser unten 4′ 4″ und kann 24 Eimer Wasser aufnehmen, wovon aber nur ¾ gefüllt werden, damit ¼ leerer Raum für die Dämpfe bleibe. Er kann, obwohl er gegen das Sprengen der Dämpfe sehr gut verwahrt ist, dennoch auch oben geöffnet werden, wenn man z. B. den Kessel reinigen will. Mittelst einer Pipe kann unten das Wasser abgelassen werden. Die Dämpfe werden in eine horizontal über die Destillirgefäße hin laufende kupferne Hauptröhre geleitet und gehen aus derselben in die 4 Destillirblasen. Sie ist 7 Klafter lang und hat 5″ im Durchmesser. Die dampfdichte Verbindung ihrer Theile zu einem Ganzen erfordert einen sehr geschickten Gelbgießer und Kupferschmied. Die horizontale Richtung muß man nicht im strengen Sinne nehmen, denn sie steht an den Enden um 4″ höher, damit das etwa sich bildende Wasser wieder in den Dampfkessel zurück fließen könne. Nahe an ihrem Ende leitet noch eine besondere Röhre die Dämpfe auch in den Erdäpfel-Bottich. Die Dämpfe können überall nach Belieben eingelassen oder gesperrt werden. Die Nebenröhre von 1 ½″ Durchmesser, welche die Dämpfe in die Blasen leitet, theilt sich wieder in 3 kleinere, welche so tief hinabgehen, daß sie den Boden bis auf 3—2″ erreichen und hierdurch gleich von unten durch die Dämpfe auf die Maische gewirkt wird. Jede Destillirblase faßt 12 Eimer und hat noch den nöthigen Raum für die Dämpfe frei. Unten kann aus ihnen das Spülicht abgelassen werden, das von selbst in die Spülicht-Kammer fließt, wo es zur Viehfütterung mit großem Nutzen verwendet wird. Außerdem sind noch 10 Eimer haltende zur zweiten und dritten Destillazion und zum Wasserheizen bestimmte Kessel vorhanden.

Durch eine in die Decke der Brennerei angebrachte Oeffnung und hölzerne Röhre fallen die Erdäpfel von selbst in die Waschbütte, in welche das Wasser aus dem zuerst erwähnten Wasserstok leicht zum Waschen und Reinigen derselben geleitet werden kann. Durch Ziehung eines Zapfens rinnt das Schmutzwasser von selbst wieder durch den Kanal in einen nahen Bach. Vier und dreißig Breslauer Scheffel solcher gewaschner Erdäpfel, faßt auf einmal der schon erwähnte, hölzerne durch eiserne Reife befestigte Bottich, in welchen ebenfalls die Dampfröhre, bis fast ganz auf den Boden herab, dreifach getheilt, läuft. Durch ein unten in demselben angebrachtes Thürchen werden die durch den Dampf gekochten Erdäpfel heraus genommen.

Jede Blase hat ihre hölzerne Kühltonne, mit Gedaischen Refrigeratoren, aus welchen der Kutter in die Vorlagen läuft.

Die Art der Heizung erläutert beikommender Riß nebst Erklärung. Sie erfordert sehr solide Construction.

Täglich werden verbraucht 3 Scheffel Gersten- auch wohl Haber-Malz, 3 Scheffel Haberschrot und 54 Scheffel Erdäpfel. Diese Masse wird in zwei Hälften getheilt, deren die eine Vormittags, die andere Nachmittags abgekocht (wozu eine Stunde erforderlich ist) und dann in 12 hölzerne Bottige jedesmal eingemaischt wird.

Im letzten Viertel der Stunde, innerhalb welcher die Erdäpfel zum Kochen gebracht werden, kommt Schrot und Malz (⅛ Scheffel Malz und ⅛ Scheffel Schrot in jede Butte) in die vollkommen gereinigten Bottige mit heißem Wasser von 60 — 70° R, je nachdem die äussere Temperatur wärmer oder kühler ist. Hierauf werden die durch eine Maschine zerquetschten Erdäpfel (zu 2 ¼ Sch. auf jeden Bottich) ebenfalls eingemaischt. Man gießt 20 — 30 Quart heißes Wasser von 40 — 45° nach, rührt Alles alle halbe Viertelstunden mit einer hölzernen Krücke um. Hat die Masse 28 — 34° R (je nachdem die Witterung ist) so wird sie durch kaltes Wasser abgekühlt, bis sie auf 20 — 24° steht. So bleibt sie nun zugedeckt der Gährung überlassen, welche nach 46 — 48 Stunden vollendet ist. Sind z. B. Montags 6 Scheffel Getreide und 54 Scheffel Erdäpfel eingemaischt, so beginnt die erste Destillation Mittwochs früh um 3 Uhr und endigt sich Abends 9 Uhr. Auf jeden Kessel wird täglich dreimal aus der Maische von 2 Bottigen aufgegeben und eben so geleert. Nach Abgang der ersten und vor Abgang der zweiten Füllung müssen schon wieder 27 Scheffel Erdäpfel zur Vormittagsmaische kochen; so wie eben so viel zur Nachmittagsmaische nach Abgang der zweiten Füllung und vor Aufgabe der dritten. Während diesem Kochen erhält ein Theil der Brenner Zeit das Spülicht von den Kesseln abzulassen und sie wieder mit Maische zu füllen. Das Spülicht von allen 24 Bottigen beträgt täglich 130 — 140 Eimer und ist eine außerordentlich schätzbare Aushilfe für den Viehstand.

Von 1 Kessel oder 2 Bottigen Maische erhält man gewöhnlich 2 Eimer 20 — 30 Quart Lutter. Der Vorsprung hält 6° und der gesammte Lutter im Durchschnitt 3 — 3 ½° *).

Der gesammte tägliche Lutter von 24 Butten kommt den folgenden Tag von früh 2 Uhr anzufangen, in drei Abtheilungen zur zweiten Destillation auf die hierzu bestimmten 2 Kessel. Abends 10 Uhr ist Alles beendigt. Man bringt hierdurch den Geist auf 12° und gewinnt von allen 24 Butten täglich 7 — 8 Eimer.

Mit täglichen 2 ¼ Klaftern weiches Holz reicht man zu allen diesen Operationen wegen der vortheilhaft angelegten Feuerung aus.

Dieser so durch Dämpfe destillirte Branntwein hat den Vorzug sehr rein und frei von allem unangenehmen Geschmack zu seyn; da ein Anbrennen nicht statt finden kann, welches noch ohnedem den Nachtheil hat, daß der Boden eines Kessels höchstens 2 Jahre dauert.

Im Monat Oktob. 1814 schenkte das hiesige herzogliche Kelleramt 150 Eimer Branntwein. Aber es lagen auch 5 — 6000 Mann Soldaten in der Nähe Teschens. Dabei ist unser Klima etwas kalt und feucht. Daher wird ein Stärkungsmittel nöthig, das nur im Uebermaaß gebraucht, nachtheilig wirkt.

Martin Rzehock.

Anmerkung. Zeichnungen und Erläuterung mitzutheilen bin ich mit Vergnügen bereit. Uebrigens findet man die genauere und umständlichere Beschreibung des Verfahrens und Apparats in der Schrift des Herrn Kratochwil, welche in Nr. 42 und 43 dieser Blätter vom Jahre 1812 von Hrn. Erxleben beurtheilt worden ist.

D. H.

*) Nach welchem Aerometer?

2.

Neuester Apparat zur Brennerei mit Dämpfen.

(Aus einem Schreiben des Hrn. Kameral-Administrations-Direktors Hannek, 14. Juni)

Ohnerachtet die wesentlichen Zwecke durch den hier im Gang befindlichen Brennerei-Apparat erreicht werden: so übertrifft denselben doch noch in vollkommnerer Struktur der von dem Herrn Oberregenten hier für Ungrisch Altenburg bestellte und von dem hiesigen sehr geschickten Kupferarbeiter Hrn. Schmeer verfertigte. Letzterer verdient eben so sehr als der Apparat selbst allgemein empfohlen zu werden. Zu dem Ende ich Ihnen mit Vergnügen Zeichnung und Beschreibung übermache.

Anmerkung des Herausgebers.

Es ist für kleinere Brennereien eingerichtet, besteht aus einem Wasserkessel von 9 Eimer, 2 kupfernen Abziehblasen, von 20 Eimern beide zusammen und einem hölzernen Bottig für 20 Scheffel Erdäpfel. Im Wesentlichen findet die vorherbeschriebene Einrichtung statt. Doch sind mehrere Verbesserungen angebracht; z. B. kupferne Hälse an den Abziehblasen, welche auf und zugeschraubt werden können, durch welche das Gut in die Blase gebracht wird, worauf nun der Helm vor 24 Stunden nicht abgenommen zu werden braucht, wodurch man viel Zeit erspart. Der Erdäpfel-Bottich ist von Fichten- oder Lerchenbaumholz. In seinem Innern ist unten eine Vorrichtung angebracht, welche das Herabfallen der Erdäpfel unterhalb der Mündung der Dampfröhre hindert. Unter dem Thürchen sind kleine Oeffnungen angebracht (durch

welche die Feuchtigkeiten ablaufen, wodurch der Sud beschleunigt wird.

Zur gänzlichen Füllung des leeren Wasserkessels bedarf es nur 5 Minuten. Ist der Ofen ganz ausgekühlt und der Kessel mit kaltem Wasser angefüllt, so erfolgt dessen Sud nach 30 Minuten; bei schon erhitztem Ofen nach 15 und bei warmem Wasser in 4 Minuten.

Sind die Abziehblasen gefüllt und die Dämpfe in Wirksamkeit gesetzt, so beginnt bei mittlerer Temperatur die Destillation in 15 — 18 und endet bei hinlänglichem Kühlwasser in 90 Minuten. Folglich kann binnen 24 Stunden die Operation 9mal wiederholt werden. Binnen 1 ½ Minute erhält man 2 ½ Maas Geist. Bei unausgesetzter Operation braucht man während 24 Stunden 5 Scheffel Steinkohlen, ¾ Klafter hartes und 1 Klafter weiches Holz zur Beheizung des Dampfkessels. Auch Torf ist anwendbar.

Noch ein Wort. Viele nennen die Vorrichtung mittelst erhitzten Wasserdämpfen, feste oder flüssige Körper in verschiedenen Graden zu sieden, eine Dampfmaschine. So nennt man aber jene Vorrichtung, wo mittelst erhitzter Wasserdämpfe eine bewegende Kraft hervorgebracht und erhalten wird.

3.

Neuester Apparat zur Bräuerei mit Dämpfen. (Wozu die Abbildung gehört.)

(Aus einem Schreiben des Hrn. Bürgermeister Kaufmann *) in Teschen. Den 25. Juni 1816.)

Schon seit längerer Zeit sind die Dämpfe sehr vortheilhaft in Branntweinbrennereien und bei Färbereianstalten **) angewendet worden, und die Analogie führte sehr natürlich auf den Wunsch, davon auch bei Bierbrauereien Gebrauch machen zu können. — Nach von der hierortigen Bräu-Administration angestellten Proben, erfolgte die Anwendung eines solchen Dampf-Apparats im Mai v. J. bei dem städtischen Bräuhause, die der sehr geschickte durch gesammelte Erfahrungen im In- und Auslande ausgebildete hiesige Kupferschmied August Schmeer verfertigte und zusammensetzte.

Die Vortheile, wodurch diese einfache Manipulation sich vor allen andern bisher üblichen rühmlich auszeichnet, sind:

1stens. Bei zweckmäßig eingerichtetem Feuerherde unter dem Dampfkessel, ansehnliche Ersparung an Brennmateriale.

2tens, Ein gegen die gewöhnliche Art Bier auf der Pfanne zu bräuen, wenigstens um 1 Grad stärkeres und ganz klares Bier.

3tens. Die Haltbarkeit dieses Bieres zu jeder Jahreszeit, so: daß es in trockenen Kellern aufbewahrt, je älter desto kraftvoller wird.

4tens. Ersparniß an Zeit und Hilfsarbeitern, da bei dieser Manipulation kein Anbrennen zu fürchten, und die Verkochung geschwinder und gleichförmiger geschieht.

5tens. Bequemlichkeit, da, ohne wie es bei den Bräupfannen der Fall ist, an einen bestimmten Guß gebunden zu seyn, jede beliebige Quantität Bier erzeugt werden, und in jeder Butte eine andere Gattung Bier zugleich gebräut werden kann.

6stens. Reinlichkeit und damit verbundene Conservation des Bräuhausgebäudes, weil von den bedeckten Bräubutten kein Dampf aufsteigt, kein Gäscht herumgespritzt wird.

Mehrerer andern Vortheile z. B.: daß durch diese Manipulation Branntweinbrennereien und Bierbrauereien zugleich betrieben werden können, daß diese Bräuapparate keinen so großen Raum einnehmen, wie die bisher üblichen, daß das heiße Wasser aus dem Dampfkessel im Bräuhause benützt werden könne, ꝛc. nicht zu gedenken.

Der Apparat besteht aus folgenden Stücken, deren Zeichnung sammt Maaßstabe beiliegt *).

T. I. a) Aus dem gesperrten Dampfkessel, welcher bis zu seiner Wölbung mit Wasser angefüllt und in einen Zugofen eingemauert ist, in dem die zur Verkochung erforderlichen Wasserdämpfe entwickelt werden.

b) Dem auf demselben fest angeschraubten Dampfbehälter zur Vereinigung der Dämpfe. Auf das Zusammennieten des Kessels überhaupt, und besonders dieses Dampfbehälters, muß die größte Sorgfalt verwendet werden, damit der ganze Apparat luftdicht werde **).

---

*) Welchem das vorzügliche Verdienst bei Einführung dieser überaus nützlichen Einrichtung gebührt.

**) Man sehe die Nachricht von der Berger'schen Dampf-Färberei in Reichenberg und deren Beurtheilung von Herrn Erzieher Hesperus 1812, Nr. 44.

*) Wodurch auch diejenigen, die noch Dampf-Destillir-Apparat gesehen haben, sich von demselben einen Begriff machen können, da er im Wesentlichen derselbe ist. D. H.

**) Um den Kessel von dem Pfannensteine zu reinigen, der sich nur sehr dünne ansetzt, wird durch die Abzugsröhre c. F. 3 ein gelindes Strohfeuer in den Kessel gelassen, welches das Abspringen und Zerbröckeln desselben bewirkt.

c) Dem Conducter oder der Dampfleitungsröhre, welche die in dem Dampfkessel entwickelten, und in dem Dampfbehälter gesammelten Dämpfe zu ihrer Bestimmung fortleitet. Hiebei ist zu bemerken: daß deren 2 und nach Bedarf auch mehrere seyn können, jedoch müssen sie allemal gegen das Ende gleichmäßig aufwärts steigen, damit die in Wasser sich verwandelnden Dämpfe, in den Dampfkessel zurückfließen können. Ferner darf die innere Weite dieses Conductors nicht über 1 Zoll im Diameter betragen.

ddd) Die aus diesem Conductor in die Bräubutten schräge herabsteigenden Dampfröhren, welche zum Verschlüssen mit messingenen Hähnen versehen sind. Diese müssen sich nach dem Hauptconductor richten, und ein Drittel seines Durchmessers zum Diameter erhalten.

e) Das Sicherheitsventil, wodurch jede Gefahr des Zerspringens des, oft aus Versehn durch Sperrung des Hauptconductors oder der Dampfabzugsröhren, mit Dämpfen übermäßig angefüllten Kessels und Dampfbehälters vorgebeugt wird, weil in diesem Falle der Druck der Dämpfe dieses Ventil öffnet, und sie sich so einen Ausgang verschaffen.

f) Das kleine Wasserreservoir, aus welchem das durch die Abdämpfung sich verringernde Wasser immer wieder ersetzt wird.

g) Der eiserne Regulator, welcher den Wasserstand anzeigt, und den steten, unmerklichen Zufluß durch Oeffnung eines im Reservoir angebrachten Ventils möglich macht.

h) Das Fallrohr, durch welches das Wasser dem Kessel zufließt.

F. 2. Drei Bräubütten *) mit einem schrägen Boden, damit die Flüssigkeit bei dem unter dem letzten Reifen angebrachten Hahn desto leichter bis auf den letzten Tropfen abgelassen werden kann **).

F. 3. Der Zugofen, in welchem der Dampfkessel eingemauert ist, und der die Einrichtung erhält: daß die Flamme um alle seine Flächen spielen kann.

aa) Das Einheizthürchen.

bb) Das Thürchen zum Aschenlohn.

cc) Das Abzugsrohr mit einem Hahne verschlossen, um das Wasser aus dem Dampfkessel abzulassen.

Taf. II. stellt die Ansicht von oben dar.

*) Sie sind hier von Holz, vielleicht wird man sich mit größerem Vortheil gegossener, eiserner bedienen können, da man die Größe, die durch Gußwerk nicht zu erreichen ist, durch mehrere kleinere ersetzen kann. D. H.

**) Es werden nun 4 solche Bütten im hiesigen Bräuhause aufgestellt werden, um in 2 die Maische und in den 2 andern die Würze mit demselben Dampfe abkochen zu können.

4.

Kronstadt letzten Juni 1816.

D. Joseph Barbenius.

Dieser vortreffliche Mann ist nicht mehr. An Geist und Herz dürfte er wenige seines Gleichen gehabt haben. Das werden hunderte seiner Zeitgenossen bezeugen, die ihn genauer kannten, nach seinen Kenntnissen, seinem theilnehmenden Herzen, seiner Unverdrossenheit, Sorgfalt und bewundernswürdigstem Eifer, womit er besonders arme Kranke behandelte. Unzähligemale war ich mit stillem Erstaunen, ja, bis zu Thränen gerührt, Zeuge von seiner alle Vorstellung übersteigenden Uneigennützigkeit, die so oft in die edelste Wohlthätigkeit übergieng; wie er selbst von denen nichts nahm, die ihn in den Augen der Welt recht gut hätten bezahlen können, deren geheime Bedürfnisse aber sein schärferes Auge erspähte. Da ward er dann ihr Unterstützer, und das nicht etwa nur des Einen oder Andern, sondern sehr Vieler, woran aber das Publikum in Kronstadt so wenig etwas erfuhr, als von so vielem andern Guten, was er — die Sanftmuth, die Güte selbst, im Stillen that. Er ward ein Opfer der 1814 ausgebrochenen Pest. Nicht etwa, daß er an dieser, sondern vielmehr an den Folgen zu großer Anstrengung in ihrer Hemmung und einer dazu gekommenen Erkältung, gestorben ist. Er ließ sich in die angesteckte Stadt mit einschließen und kämpfte nebst andern edlen Männern (unter diesen besonders sein ihm gleichender Schwiegersohn Hr. D. Joh. Fr. Plecker, itzt Kronstadts erster Arzt in jeder Rücksicht) rastlos und glücklich gegen die drohenden Verheerungen dieser Seuche, so wie es in unsern Zeiten, Einsicht, Pflicht und Gesetz gebieten. Im Jahre 1718, als sie ebenfalls hier eindrang, flohen Beamte und Aerzte. Die Pest wüthete fast 2 Jahre und raffte mehrere Tausende weg. Wann wird der für Kronstadt unvergeßliche Barbenius (auch als Schriftsteller vortrefflich,) obwohl ihm seine überhäufte Praxis nur wenig zu schreiben erlaubte, einen seiner würdigen Biographen finden! Bis dahin sey von meinen schwachen, aber dankbaren und die Manen des vortrefflichen Mannes, so lange ich leben werde, segnenden Händen dies Veilchen auf sein Grab gepflanzt!

Außerordentliche Beilage zum Hesperus.

September. Nr. 8. 1816.

Correspondenz.

Die sämmtlichen Kaffee-Surrogate in Deutschland *).

Freiberg in Sachsen im Juni 1816.

„Es ist wahr," sagte im Jahre 1813 einer von den damals bei uns einquartirten Ausländern, „viel Kaffee „wird besonders in dieser Gegend von Deutschland getrun„ken; aber man weiß ihn zu kochen, daß er durch sehr „wenig Zucker sogleich zur Genüge versüßt wird."

*) Den Liebhabern und Verehrern des Kaffee muß ich bemerken, daß es sie nicht gereuen werde, bei Gelegenheit dieses Aufsatzes folgende frühere Aufsätze in dieser Zeitschrift nachzulesen, um eine recht interessante Kaffee-Encyklopädie beisammen zu haben:

1. Etwas für die Liebhaber des Kaffees nach Cabet de Vaux. 1810. Heft 4. Seite 3.
2. Probates, köstliches Recept für Kaffee-Leckermäuler, als Erweiterung des vorigen Aufsatzes von Sr. Excellenz dem Herrn Appellationspräsidenten, Grafen Enzenberg zu Klagenfurt, 1810. Heft 7. S. 39.
3. Der letzte Kaffee-Verkauf in Wien, (vor dem Verbot) 1810. Heft 9. S. 398.
4. Ode an den Kaffee von Sr. Excellenz Grafen Enzenberg an den Herausgeber. 1811. Heft 3. S. 313.
5. Klagelied eines Frauenzimmers über den beschränkten Gebrauch des Kaffees als Parodie der vorhergehenden Ode, an meine älteste Tochter gerichtet, von Sr. Excellenz Grafen Enzenberg. Ebendas. S 318.
6. Ueber Kaffee-Consumtion vom Herausgeber. Ebendas. S. 322.
7. Ueber Surrogate, besonders in medizinischer Hinsicht nebst einem gelegentlichen, wichtigen Wort über Kaffee. Ebendas. S. 329.
8. Versuch einer Beantwortung der Recension meines Aufsatzes: Probates, köstliches Recept für Kaffee-Leckermäuler, von Sr. Excellenz Hrn. Grafen Enzenberg. 1811. Heft 11, S. 133.

D. H.

Vielen Kaffee, erwiederte ich, sollten auch gegenwärtig die armen ausgesogenen Sachsen noch zu bezahlen vermögen, bei dem enormen Preise dieser trefflichen Nerven- und Geistesnahrung? Die wenigen unter uns, welche ihn noch erschwingen können, sind freilich ihrem Leben es schuldig, das Geld daran zu setzen. Nur gar zu wahrscheinlich ist es, daß wir im kurzen auch Schlachten und Lazarethe, diese Mord- und Sterbeanstalten in unserer Nähe haben; und gegen die Contagion der Lazareth-Nerven- und Faulfieber soll ja der wirkliche Kaffee das wirksamste, schicklichste Präservativ seyn!

Für die einquartirten Offiziere und ihre Bedienten, und für das sämmtliche Commissariats-Personale den Kaffee zu erschwingen, das ist ja leider auch den ärmsten Wirthen anzurathen, weil sie damit immer noch am wohlfeilsten davon kommen! Der Satz davon wird dann von der Wirthin für sich und die ihrigen aufgekocht, bis er schlechterdings kein Wasser ferner färben will. Sonst aber, was Sie in der Regel bei uns trinken sehen, das ist ja kein wirklicher Kaffee: Erbsen, Gerste, Weizen und Roggen, blaue, gelbe und weiße Lupinen, große und kleine, rothe, gelbe und weiße Rüben, (Zichorien, Pastinak, Möhren, rothe und weiße Bete und Runkelrüben) Erdäpfel, Graupen, Eicheln, Buchnüsse und wilde Kastanien, Kürbiskerne und Kürbisfleisch, zerschnittene Brodkrume, und was sonst noch zu ziemlich kaffeebraunen Kohlen sich brennen läßt, das wird, in unsern ehemaligen Kaffeemühlen gemahlen, in den ehemaligen Kaffeekannen gekocht, und

aus den ehemaligen Kaffeetassen getrunken, bei uns Kaffee genannt. Die bessern Surrogate, in aufsteigender Ordnung die süßen Kastanien, der Spargelsamen und die Hanenbutte, die Erdmandel und die Bohne oder Wicke des Astragalus bäticus *) sind zu selten und zu theuer, um von vielen benutzt zu werden.

Hoffnung! Du holde Tochter des Himmels! Auch in Hinsicht des Kaffees weißt du uns unsre Leiden zu mildern, hilfst von einer Woche zur andern, hilfst sogar einen ganzen Winter hindurch das elende Surrogats-Gesöff uns hinunter schlucken! Klagt der Hausvater, daß ihm der Erbsenkaffee gar zu widrig schmeckt, und daß er ihm bei seinen schwierigen Amtsgeschäften, bei seinen Kopfarbeiten nicht will mitarbeiten helfen: so versichert ihn die bekümmerte Gattin, daß sie in der nächsten Woche mit dem Roggen oder Weizen es versuchen wolle, nur müßten doch die einmal schon gebrannten Erbsen erst vertrunken werden. — Und für den nächsten Winter, ach! da hat dein liebes Weibchen schon gesorgt. Die blauen Lupinen blühen schon ganz vortrefflich in unserm Garten, ich habe dir, ohne dir etwas davon zu sagen, mein Närrchen, ein ganzes Beet damit bepflanzt! — Unter den süßesten Hoffnungen werden sie eingeärndtet, der Probekaffee wird gekocht, und will dem abermals getäuschten Manne nicht schmecken! — Liebes Kind, heißt es dann, nur diesen einen Winter hindurch wirst du es damit gut seyn lassen. Wir haben doch die Dinger nun einmal erbaut, Mist und Mühe daran gewandt. Ich müßte sie ja sonst den Schweinen geben; und was würden sie da uns einbringen! Aber das nächste Jahr, sieh, da wollen wir einen eben so großen Fleck in unserm Gärtchen mit weißen Lupinen besteken. Die Frau Vicegeheimekanzleikopistin hat mich versichert, daß die weißen Lupinen ungleich angenehmer schmecken, auch mit wenigem Zucker schon süß werden. —

Aber du Hoffnung! du milde Tochter des dämmernden Himmels! in Hinsicht aller dieser Kaffeesurrogate hast du noch niemals als ein Strahl der Morgenröthe uns dich bewährt. Nur Abendroth war dein Gewand, auf welches die Nacht folgt! Mag auch die Zunge an den fahen Geschmak dieser Getränke nach und nach sich gewöhnen; unser Magen leidet dabei, und mit ihm wird auch unser Verstand immer kümmerlicher, je länger wir des wahren Kaffee entbehrt haben.

Auch in jenen glücklichen Zeiten, da wir noch nicht ganz so kümmerlich als gegenwärtig uns behelfen mußten, wurden doch im südlichen *) Deutschlande sicherlich mehrere Weingläser, als im nördlichen Kaffetassen geleert; und die wenigen Tassen Kaffee-Extract, welche dort getrunken wurden, hatten wohl mehr Zucker nöthig, als die vielen Tassen der bei uns gewöhnlichen Kafferinktur!

„Ich versichere hiemit," sagte der eine Offizier zu dem andern, „große Lobreden werden dem sächsischen Kaffee Sie halten, wenn sie erst den preußischen gekostet haben!

Sind der Herr Capitän denn etwa, fiel ich ein, durch das Brandenburgische mit Postpferden gereiset? Die dortigen Postmeister, ehemalige Offiziere, pflegten die Bewirthung der Passagiere gänzlich ihren Köchinen zu überlassen, und diese wußten die militärische Autorität des Hauses dergestalt zu benutzen, daß man allerdings in einigen der dortigen Posthäuser schlechter und theurer als in andern Ländern bewirthet wurde. Der Brandenburgische Postkaffee — —

„Richtig! den wollen wir allenthalben, wenn wir „dort hinkommen, uns fordern!"

Nein, sage ich Ihnen, noch faderes Kaffeewasser ist nur in Holland aufzutreiben. Ich merke wohl, mein Herr, Sie verstehen den italienischen Caffeé a posta, den man doppelt bezahlt und dafür frisch und gut gekocht erhält. Auch deshalb, weil er weniger Grünspan, als der übrige aus Ihren fürchterlich kupfernen Kannen mir zu enthalten schien, habe ich in Ihrem Italien meistens nur diesen getrunken. Ich will mich unzweideutiger ausdrücken; der Brandenburgische Postmeister-Kaffee besitzt insbesondere auch die Eigenschaft, welche ihr Kamerad dem sächsischen Kaffee nachrühmte, daß er durch sehr wenig Zucker schon versüßt wird.

„Woher kommt es aber, daß man im nördlichen „Deutschlande ungleich mehr als im südlichen oder west„lichen an den Kaffee sich gewöhnt hat?"

Weil wir keinen Wein haben, oder doch nur sehr wenig, und die Obrigkeiten in den Städten, die Prediger auf den Dörfern ehemals, als der Kaffee noch so wohlfeil war, und ihnen selbst so treffliche Dienste leistete, eben deshalb auch ihre Bürger und Bauern ermunterten, statt des Branntweines lieber Kaffee zu trinken. In ei-

*) Ein mehreres über den Erdmandel-, Astragal-, Spargel- und Hanenbuttenkaffee wird man in den nachfolgenden Anmerkungen vorfinden.

*) Die Einquartirten hatten es geäußert, daß sie im südlichen Deutschlande besser als bei uns bewirthet würden.

nigen abgelegenen Theilen des südlichen Deutschlandes habe ich dagegen allerdings noch ganze Dörfer vorgefunden, in welchen keine Kaffeemühle aufzutreiben war. Wenn ich denn der Köchin Annamariterestraniele aus meinem Mantelsacke gebrannte Bohnen gegeben hatte: so wurden sie in einem Mörser gestampft, und selbst auch der geistliche Herr wollte nicht davon mittrinken, weil er des Zeuges nicht gewohnt sey. Im Ganzen genommen aber wird weil im südlichen Deutschlande, auch neben dem dortigen Weine, eben so viel Kaffee und Zucker als bei uns verbraucht, obgleich beides dort des weitern Landtransportes wegen um ein ziemliches theurer ist, als bei uns. Zu den ehemals dort gewöhnlichen feinen, vorhin von Ihnen erwähnten Mehlspeisen, welche bei uns, auch ihrer übrigen Zuthat wegen zu theuer, und nur deshalb so selten sind, wurde nicht wenig Zucker verbraucht. Seit der übermäßigen Vertheurung des Zuckers hat man freilich auch dort auf diese angenehmen Gerichte Verzicht thun müssen; und, sogar auch bei Ihrer Bewirthung wird man gegenwärtig mit dem Zucker etwas sparsam umgegangen seyn.

Mit welcher kümmerlichen Süßigkeit man dagegen im nördlichen Deutschlande seit lange schon vorlieb zu nehmen suchte; — um Ihnen ein äußerstes Ideal davon recht anschaulich vor Augen zu legen, so müßte ich Ihnen von den drei Schwestern, ihrem Kaffeetische, und dem langen Faden über ihm von der Decke herabhängend erzählen, was in Deutschland sehr bekannt geworden ist, Ihnen noch völlig neu seyn dürfte *). Aber nein, ich kann mich nicht dazu entschließen. Sie möchten einst auch in Frankreich es verbreiten, und doch ist es sicherlich etwas übertrieben.

Ich bin vielmehr unwiderruflich überzeugt, im ganzen Deutschlande, auch in seinem etwas kümmerlich sich nährenden nördlichen Bienenlande, hat es nie drei Schwestern gegeben, die mit einer einzigen großen Rosine an jenem Faden hängend sich sollten beholfen haben. Wohl aber habe ich selbst vier ledige Schwestern gekannt, die es nicht ohne die bittersten Thränen erzählen konnten, welche Hände voll Zucker einige von unsern südlichen Landsleuten, bei ihnen einquartirt, zum Frühstück ihnen abzufordern pflegten. Das erste Mal als ihnen dies begegnet sey, und alsdann wirklich diese Unmenschen den unbegreiflich vielen Zucker theils mit dem Kaffee zu vertrinken, theils ganz roh und eitel noch hinterdrein sogar zu essen vermocht hätten: so hätten sie alle vier wie aus einem Munde geschrieen, der jüngste Tag könne nicht mehr fern seyn! Ihrer eigenen Versicherung nach, war ihnen sämmtlich bei dem bloßen Zusehen dieses Zuckerverschlingens gerade eben so übel zu Muthe geworden, als es einst der einen von ihnen gewesen war, die einmal eine Reise zwei Meilen weit nach Zerbst hin unternommen, und bei dem Ueberfetzen über die Elbe die Seekrankheit bekommen hatte. Es waren vier Vater- und Mutterlose Waisen. Schon seit einem halben Jahrhundert waren sie gewohnt gewesen, sich als solche anzukündigen: und die Deutschen pflegen mehr als andere cultivirte Nationen, das nämliche bloß deshalb fernerhin zu sagen und zu glauben, weil es schon sehr lange von ihnen gesagt und geglaubt ist.

Schon mehr habe ich Sie, meine Herren, darauf aufmerksam gemacht, daß man in dem katholischen Deutschlande mehr in den Leib, im protestantischen mehr auf den Leib zu verwenden pflegt. Auch jene vier Schwestern konnten nur kümmerlich vom Nähen und Stricken sich nähren, und — dennoch suchten auch sie nicht nur durchaus sehr reinlich und sehr vollständig ihre Blöße zu bedecken, sondern selbst auch immer noch dem etwas vornehmeren Stande ihrer Aeltern sich gemäß zu kleiden.

---

*) Man erzählt von den sogenannten Pommerschen Fräulein in einem gewissen Stift, welche sich zu ihren Kaffee-Conventikeln zu versammeln und in die Runde zu setzen pflegten. In der Mitte hieng von der Decke ein Bindfaden herab, an dessen unterm Ende ein Stück Kandelzucker befestigt war. Hatte jede ihre Tasse Kaffee in der Hand, so langte die erste im Range nach dem Zucker und saugte ihr Maas Süßigkeit, gleich der emsigen Biene, aus, rief dann einer andern plattdeutsch zu: „Schwester päß up!“ †) und schnellte ihr den Zucker entgegen, den diese auffing, decimirte und auf gleiche Art weiter beförderte. Die Variante oben im Text treibt die Sparsamkeit noch weiter und verwandelt, wie man sieht, den Zucker in eine Rosine.

†) D. h. Paß auf!

Sie selbst, mein theuerster Freund, dem ich obiges Fragment eines wirklich vorgefallenen Gespräches, zum beliebigen Gebrauche überschicke, Sie müssen, wo wir in jüngern Jahren bei einander lebten, jenes seltene Kleeblatt gekannt haben. Auch das letzte vierte Blättchen desselben ist bereits in die Ewigkeit uns voran gegangen, indeß wir beide, nunmehr auch schon alternde Männer, noch hienieden nicht nur ebenfalls wie jene nützlich zu sprechen, sondern überdies auch nützlich zu schreiben suchen; nützlich auch da, wo wir bloß scherzend zu schreiten scheinen.“

F. G. v. Buß.

Die Anmerkungen.

1) Der Erdmandelkaffee.

In Wien hatte ich dergleichen an dem Burgthore gekauft. Meine Wirthin beſah ihn genau, entſchied, daß er aus der rechten Fabrik ſey, und verſicherte, daß ich auch auf den beſten Kaffeehäuſern ſchon immerhin davon mit eingemiſcht getrunken hätte, ohne es zu bemerken.

Es traf in meine Jugendzeit unter Friedrich dem Einzigen, daß der Kaffee zum erſten Male von oben her plötzlich vertheuert wurde, ich denke, ſogleich um zwei gute Groſchen, dann noch einmal und abermals um etwa eben ſo viel, bis das Pfund auf einen halben Thaler etwa zu ſtehen kam. Dieſes war, wenn ich richtig mich entſinne, der höchſte Preis, der uns damals ſo unerſchwinglich ſchien, daß wir alleſammt auf Erfindung eines inländiſchen Kaffees bedacht waren.

Daher zuvörderſt meine noch gegenwärtig fortdauernde Achtſamkeit auf jedes neu erfundne Surrogat, obgleich ich für mich ſelbſt ſeit mehreren Jahren nicht gerathen finde, einen ernſtlichen Gebrauch davon zu machen. Ueberdies aber hat dann allerdings auch der treffliche Terenz ſeit einigen Jahren mir zugerufen, daß ich ein Menſch ſey, und das traurige Loos der Menſchheit, wie es einen großen Theil derſelben bereits getroffen hat, ſo auch mich noch treffen könnte, den ächten Kaffee nicht mehr bezahlen zu können! Ferner ſcheint es mir auch gegenwärtig, da das ärgſte continentale Vertheurungsſyſtem durchbrochen iſt, immer noch rathſam zu ſeyn, daß man auf die beſten Surrogate aufmerkſam mache; denn es findet ja noch ein zweites ziemlich continentes Syſtem der Kaffeetheurung Statt. Die Kaufleute ſind gewohnt geworden bei dieſer Waare viel zu risquiren, und eben deshalb auch viel daran verdienen zu wollen. Gute Surrogate können dazu beitragen, ſich bei Zeiten herabzuſtimmen. Die Erdmandel gibt einen angenehmen, und zugleich auch vollen, kräftigen Geſchmack, wenn ſie mit gehöriger Vorſicht gebrannt wird.

Schon bei dem vorläufigen Dörren oder Abtrocknen derſelben pflegt ſich ihre äußere Schale noch etwas mehr, als die ihr ähnliche innere Schale der gewöhnlichen Mandel, ins helle Kaffeebraun hinein gefärbt zu haben. Auch bei dem wirklichen Brennen muß dieſe Schale dann faſt unverändert geblieben, und gleichwohl der innere Kern ſchon ziemlich kaffeebraun geworden ſeyn.

In dieſer Hinſicht muß man dieſe Erdmandeln anfangs ſehr allmählich erwärmen, und auch nachher nicht ganz ſo ſtark als gewöhnliche Kaffeebohnen erhitzen.

Der Ungeübte wird etwa von Zeit zu Zeit eine Mandel zerdrücken, um ihre innere Farbe zu ſehen. Nach einiger Uebung aber wird man ſchon aus einem plötzlich entſtehenden, ſehr angenehmen und ſehr kräftigen Geruche es abzunehmen wiſſen, daß das Oehl des Kernes ſo eben flüchtig geworden, und demnach auch die weſentliche Abſicht des Brennens erreicht iſt. Die umſtändliche und zuverläſſige Anweiſung habe ich einem achtungswürdigen Geiſtlichen in Böhmen zu verdanken. Von Teplitz auf Karlsbad zu, nach möglich gerader Linie durchs Gebirge geritten, mußte ich etwa 5 Stunden vor dem letztern noch füttern, die Urtheile des Wirthes über den Pfarrer des Dorfes fielen dahin aus, daß er ein ſehr thätiger und humaner Mann ſey. Alſo gieng ich zu ihm, und —— hatte ihn bald in ſeinen Garten gebracht, wo ich immerhin am liebſten mit dieſen Männern mich unterhalte, wo ſie für ſo manche Entbehrung der häuslichen Freuden einigen Erſatz in der Vegetation ihres Gartens ſuchen müſſen!

Wenn dieſes hier, ſagte ich, ein gewöhnliches Zwiebelblatt nicht iſt, was iſt es dann?

Ich, erwiederte er, das iſt ja mein Kaffee! Und ſeit ich dieſen habe, was kümmerts mich, ob der Napoleon den andern noch ſo theuer macht! Das mühſamſte bei ſeinem Anbau im hieſigen Klima iſt, daß man ſchon im Zimmer die Kerne ſtecken muß, um ſie ſchon ausgekeimt ins freye zu verpflanzen, und vor dem Herbſtfroſte dann wirklich volle und reife Mandeln wieder zu erhalten.

Da dieſe unterirdiſche Mandel im Deſſauiſchen, namentlich bei Grüppiz in dem dortigen fetten Boden wild wächſt, und ſogar auch hier bei Freiberg vor einigen Jahren in ziemlicher Menge, beim Ausgraben der Erdäpfel mit vorgefunden wurde: ſo wäre doch zu verſuchen, ob man ſie etwa, wie manches andere Neſtergewächs, mit gutem Erfolge ſchon im Herbſte wieder einlegen könne!

Die hier vorgefundenen habe ich nicht geſehn. Diejenigen, welche ich aus Deſſau erhalten habe, waren freilich kümmerlich und übermäßig eingeſchrumpft; vermuthlich aber nur zu früh aus der Erde genommen. Denn wo ſie von ſelbſt ſich fortpflanzen, da müſſen ſie auch wohl zur gehörigen Reife kommen können.

Jener Erdmandelkaffee aus der guten Wiener-Fabrik, war mir ſo merkwürdig geworden, daß ich nachher in Prag, in Karlsbad und an andern Orten, den ähnlich genannten verſucht habe. Aber, wenn es bloß darauf ankommen ſoll, ein kaffeebraunes, bitteres Getränk zu haben: ſo laſſen ich ja die andern Wurzeln ebenfalls braun und bitter genug brennen!

In Dresden kann man das Pfund gedörrter Erdmandeln zu 4 bis 6 Groſchen auf dem Krautmarkte kaufen; und ich habe ſie, gehörig gebrannt, allerdings recht gut befunden. Will man aber zum eigenen Anbau ſie be-

nutzen: so müssen sie nicht etwa zu stark schon abgedörrt seyn. In der berühmten Samenhandlung des Hofgärtners Seidl wird man für diese Absicht gehörig bedient werden.

Die Erdmandel, hieß es bei einigen Eingebornen im Karlsbade und Franzensbrunn, ist doch von dem wahren Kaffee immer noch zu unterscheiden; da hingegen unsere Kaffeebohne aus Konstantinopel dem ächten levantischen Geschmacke völlig beikommt. Insbesondere hat ein sehr achtungswürdiger Badegast aus dem Oesterreichischen eine dahin gehörige Anekdote mitgetheilt, welche der weitern Verbreitung werth ist, und unter demjenigen, was ich über diese asiatische Kaffeewicke, wie ich sie nennen möchte, hier beizubringen habe, den ersten Ehrenplatz verdient.

2. Der Astragalkaffee.

Ein deutscher Reisender hatte vor mehrern Jahren von Konstantinopel aus einige Kerne des Astragalus bäeticus nach Wien geschickt, und zu dem Versuche ermuntert, ob vielleicht diese asiatische Pflanze, da sie nicht perennirend sey, auch in seinem deutschen Vaterlande gut gedeihe und reichlich zutrage. Ein Kern pflegt mehrere hunderte wieder zu geben; daher man bald genug hinreichend damit versehen war, um dieses neue Kaffeesurrogat als solches zu prüfen. Nach einigen über alle Erwartung ausgefallenen Privatversuchen wurde eine Gesellschaft zusammen gebeten, in welcher sich Chemiker und Physiker, Aerzte, Kaufleute und einige anderweitige solche Personen befanden, die ihrer feinen Zunge wegen berühmt waren. Ihr Urtheil war, daß der neue Kaffee mit der Mokkabohne sich nicht messen könne.

Indessen wurde nach einiger Zeit derselbe Versuch mit denselben Personen wiederholt; doch diesesmal unter dem Vorwande, daß so eben eine Ladung Kaffee angebothen sey, die freilich dem Ansehen nach vom Seewasser etwas gelitten habe, im Geschmacke aber völlig gut scheine; die Gesellschaft möchte guten Rath geben, ob man die Ladung kaufen solle! — Ihr gemeinschaftliches Urtheil fiel bejahend aus; denn der Kaffee schmecke ganz untadelhaft. Die Wirthin war übrigens diesmal so vorsichtig gewesen, den Kaffee nicht schwarz sondern weiß, mit Obes (Schmetten, Sahne, Rahm) vermischt darzubiethen, wodurch dann vollends aller Unterschied vom wahren levantischen Kaffee ganz unmerklich wird.

Derjenige, dem ich diese Erzählung zu danken habe, war mir sogleich durch sein ganzes Benehmen so lieb und achtungswürdig geworden, daß ich schon deßhalb meine ganze Aufmerksamkeit ihm zu widmen willens war, und gleichwohl durch einen andern Gegenstand so eben in Besitz genommen, es nicht vermochte; daher ich die Frage versäumt habe, ob diese Wicke auch bei Konstantinopel als Kaffee benutzt werde? Auch ohne solchen Vorgang in Asien würde man in Deutschland sicherlich auf die Benutzung verfallen seyn, weil dieses doch eine levantische Wicke ist, und ihre Farbe mit der wahren ungebrannten Kaffeebohne eine ziemliche Aehnlichkeit hat, überdies auch ihr fettes Anfühlen ein feines Oehl verspricht.

An Gestalt hat sie die meiste Aehnlichkeit mit der kleinen gelben (gelb blühenden) Lupine, ist aber noch etwas kleiner als diese. Ihre Blüthe ist nur weiß, überhaupt sehr unscheinbar, und mit derjenigen des Astragalus leucanthus oder des songaricus, auch nachher tauri'schen Astragalen in keinen Vergleich zu stellen. Ihre Pflanze aber ist malerisch schön; selbst auch unter mehreren in dieser Hinsicht sehr empfehlungswürdigen Astragalen ist sie eine der schönsten.

Natürlich gibt man dieser Asiaterin den wärmsten Platz im Garten, und dabei muß man es ihr an Wässerung nicht fehlen lassen. Vielleicht trug der feuchte, schwarze, und fette Boden zwischen Franzensbrunn und Eger dazu bei, daß sie dort in dem Garten des Herrn v. S... weit größer und üppiger als anderwärts von mir gesehen wurde, beinahe 4 Fuß hoch, und fast eben so weit im Umfange. Bei mir in Freyberg ist sie kaum ein Par Fuß hoch geworden. Uebrigens ist auch im ziemlich kalten Sommer ihr Korn bis zum 50sten, 60sten hin zur völligen Reife hier gediehen. Bei Eger hat man in guten Jahren das 400te gewonnen; und nach dem fast baumartigen Wuchse dieser mächtigen Pflanze halte ich es für sehr möglich, daß in wärmern Gegenden ihr Ertrag in die Tausende steigen kann.

Das Brennen dieser Wicke muß in einer verschlossenen Trommel geschehen, weil sie während des Brennens in kleine Stücke zerspringt. Auch bei ihr muß man, wie bei dem Brennen des wahren Kaffees und aller etwas öhligen Surrogate darauf achten, daß ihr Oehl blos gelöset, nicht verbrannt wird.

3. Spargel- und Hanenbutten-Kaffee.

Die Erdmandeln, wie ich höre, werden auch als Surrogat des Cacao zur Chokolade benutzt. Der Spargelsaame, welcher sammt seiner rothen Hülse gebrannt wird, und die Hanenbuttenkerne haben in der That einen sehr cacaoartigen Geschmack. Aber weder mit Hanenbuttenkernen noch mit Spargelsaamen, noch mit Erdmandeln glaube ich mein Leben fristen zu können, wie es mit der wahren Chokolade aus Cacasbohnen ziemlich oft geschie-

hen muß, und mit glücklichem Erfolge bisher geschehen ist. Auf meinen Reisen bin ich in den fast gänzlich kupfernen und auch unverzinnt kupfernen Gasthäusern nicht selten in dem Falle, daß ich des vielen Kupferessigs und der übermäßig vielen Lorbeerblätter wegen nichts genießen mag, und dann froh darüber bin, für Bouillon, Potage, eingemachtes Rindfleisch, polnische Karpfensuppe, oder was mir sonst durch Grünspan und Lorbeerblausäure vergiftet aufgetragen wird, sogleich ein allgemeines Surrogat an der ächten Chokolade aus den wahren Cacaobohnen zur Hand zu haben.

Daß der Kupferessig giftig ist, haben die Polizeibehörden längst gewußt und es aktenkundig gemacht. Auf den übermäßigen Gebrauch der Lorbeerblätter, wie er seit wenig Jahren wegen Vertheurung der andern Gewürze um sich greift, sollten nicht bloß die Polizeibehörden, denen die Erhaltung der schon vorhandenen Menschen am Herzen liegt, sondern auch diejenigen Militärbehörden aufmerksam seyn, denen daran gelegen seyn muß, daß viele Menschen verbraucht werden können, also fernerhin dergleichen, und namentlich Knaben erzeugt werden.

Wie soll das fernerhin zu hoffen seyn, wenn nach und nach immer mehr und mehr von den glutinösen Theilen unsers Blutes in wässrige Feuchtigkeit zerstiebt, unsere Reizbarkeit übermäßig betäubt, und unsere Lebenskraft gelähmt wird! Immerhin mehr und mehr werden fast lauter Mädchen zur Welt kommen, und bald genug wird es auch damit ein Ende haben.

Nachtrag des kräftigsten unter allen Kaffeesurrogaten.

Wohl bin ich über mein schlechtes Gedächtniß erschrocken, daß ich im obigen Texte einen Kaffee unberührt gelassen habe, der doch an eindringlichem Geruch und Geschmack allen bisherigen den Rang ablaufen mag. In der traurigen Zeit, da unsere sonst so heilig erhabenen, unerreichbaren Kassenbillets zum ersten Male in das Spiel der Geldwucherer hinab gezogen wurden, ist dieser Kaffee zum zweiten Male erfunden, und sogleich mit glücklichem Erfolge benutzt worden. Diejenigen, welche dergleichen getrunken hatten, waren gewiß, ihre Kassenbillets discontirt zu erhalten; weil neben ihnen die übrigen Competenten, welche dergleichen nicht getrunken hatten, das lange Warten in den Vorzimmern der Disconto-Bank schlechterdings nicht zu bestehen vermochten.

Ich habe diesen Kaffee nie versuchen mögen, weil mir (mit bescheidener Ausnahme eines discreten Gebrauches, wie der Hochgeschmack in den vornehmen Küchen ihn erfordert) übrigens der Knoblauch und jedes ihm ähnlich riechende Zwiebelgewächs zuwider ist.

Ein ähnlicher Widerwille gegen diese sehr gesunden Gewächse scheint schon unter der Regierung des Nebukad Nezar zu Babel bei den dortigen Polizeibehörden obgewaltet zu haben. Denn dieser Kaffee ist auf Jahrtausende in Vergessenheit eben dadurch gerathen, daß er während der babilonischen Gefangenschaft bei Lebensstrafe verboten wurde, nachdem er schon in den frühern Zeiten des alten Testaments zum ersten Mal erfunden war.

F. G. v. Buße.

2.

Wiedertäufer in Ungarn.

Im Juni 1816.

Diese Secte, auch sonst Menonisten, Anabaptisten, Habaner genannt, existirt als solche in Ungarn nicht mehr, diese Leute sind dermalen Katholiken. Mündlichen Sagen nach stammen ihre Vorfahren aus Obersachsen, von woher sie vermuthlich zu Ende des 15ten Jahrhunderts nach Mähren kamen, und von da um die Mitte des 17ten Jahrhunderts nach Ungarn flüchteten, wo sie zerstreut in kleinen Gemeinden ihrem Ritus getreu bis auf die Zeiten Marien Theresiens lebten, welche ihnen katholische Missionäes sandte, sie durch diese in den Schoß der römisch katholischen Kirche einführte, und mit der Begünstigung, daß sie eigene Gemeinden ausmachen, und Zünfte errichten können, begnadigte. Nach Erscheinung des Toleranz Patentes unter Kaiser Joseph, meldeten sich einige alte Familienhäupter, um zu ihrem alten Wiedertäuferthum zurückzukehren, und da ihnen der Rücktritt nicht gestattet wurde, so wanderten diese wenigen nach Rußland aus, wo ihre Glaubensgenossen in einigen Gemeinden als ächte Wiedertäufer geduldet leben sollen. Hieraus ergiebt sich, daß es in Ungarn keine Wiedertäufer, Menonisten oder Anabaptisten giebt; denn obwohl ihre Nachkommen noch immer eigene Gemeinden ausmachen, und man sie hier Landes noch Anabaptisten und slowakisch Habany nennet: so sind sie doch in der That Katholiken. Ich kenne mehrere ihrer Gemeinden; als zu Trentschin, zu Sabatist im Neutraer Komitat, und zu Großschützen (Boary) im Preßburger Komitat. Durch ihre altdeutsche Tracht (nur wenige Junge kleiden sich bereits ungrisch) und deutsche Sprache unterscheiden sie sich von ihren slowakisch ungrischen Nachbarn und zeichnen sich durch ihre Religiosität, Reinheit der Sitten, Fleiß und besondere Bauart und Reinlichkeit ihrer Wohnungen aus. Sie sind sehr andächtig, ehrlich im Handel und Wandel, halten ihr gegebenes Wort

und von den Lastern der Unzucht hört man bisher unter ihnen äußerst wenig. Ihre Alten und Gebrechlichen verpflegen sie ordentlich auf Gemeinkosten. Kein Habaner bettelt. Sie treiben Handwerke und nebstbei auch Wein- und Feldbau, wobei sich überall ihr Fleiß auszeichnet. Ihre Handwerksprodukte, worunter wenig Luxuswaaren vorkommen, haben innere Güte und Dauerhaftigkeit (davon zeugen Habaner Krüge und Habaner Messerklingen) und ihre Gärten, Weinberge und Felder unterscheiden sich von jenen slowakischen Nachbarn als nachahmungswürdige Muster der Cultur. Ihre Wohnungen sind überraschend reinlich, und weichen von der hierländigen Bauart nicht nur in der Anlage, sondern auch in der Solidität ab. Ihre Häuser decken eben jene sogenannte Habaner Dächer, die man schon überall nachzuahmen anfängt, von welchen schon mehrere Aufsätze in dieser Zeitschrift, besonders aber der von Hrn. Baron von Mednianszky geredet, der das Gute und Mangelhafte dieser Dächer aus eigener Erfahrung angiebt, und die Mittel vorschlägt, wie sie ganz Feuersicher gebauet werden könnten *).

S—k.

3.

D. Männers Luftballon.

Ungarn, Altenburg den 22. Juli 1816.

(Man sehe Nr. 43.)

Gestern, den 21. d. ließ sich um ¾ auf 9 Uhr Abends, bei einem sehr stürmischen Wetter über Wieselburg an der Donau ein Luftballon in scheinbarer Größe eines steyrischen Putes sehen, welcher aber durch den Sturmwind schnell fortgetrieben, erst südwestlich bei dem eine Stunde entfernten Dorfe Zanegg sich niederließ, vielleicht auch noch weiter geflogen seyn würde, wenn nicht der Anker in die Erde eingegriffen, und so den Ballon festgehalten hätte. Dieß war bereits um 9 Uhr geschehen, die ganze ¼telstündige Reise hatte also dieser Ballon, der übrigens bis auf einen kleinen Riß im Taffet selbst unbeschädigt ankam, in kaum 15 Minuten zurückgelegt, welches um so mehr zu verwundern ist, da er nicht in gerader Richtung von Wieselburg nach Zanegg flog, sondern von dem heftigen Sturmwinde bald rechts, bald links verschlagen wurde. Die Ankunft dieses Ballons erregte unter dem abergläubischen Volke eine große Sensation, einer glaubte darin schon den Drachen aus der heil. Schrift, als Vorboten des Untergangs der Welt zu sehen, u. s. w. Erst früh des andern Tages, den 22. getraute man sich auf das Feld hinaus, wo der Anker eine Strecke von 100 Fuß weit die Erde, gleich einer Pflugschaar aufgerissen hatte. Man durchsuchte nun dieses Wunderthier genauer, und fand darin nebst andern Requisiten auch 1 Thermometer, 1 Barometer, 1 Compas, 1 Säckchen mit Sand, 1 Säckchen mit Hammerschlag ꝛc. nebst dem gedruckten Anschlagzettel, und 2 Briefen, worin der Finder bei Ehre und Gewissen zur Anzeige an Hrn. D. Männer in Wien verpflichtet wurde. Nach diesem Anschlagzettel, und aus diesen Briefen ersah man, daß der Ballon den 21. l. c. Sonntags Abend um 6 Uhr in Wien aufgestiegen seyn hatte also den Weg von Wien bis Zanegg, 6 Poststazionen in 3 Stunden zurückgelegt, ungerechnet die vielen Abschweifungen vom geraden Wege, die, wie alle einlaufenden Berichte melden, durch den heftigen Sturmwind veranlaßt, allerdings als sehr beträchtlich angenommen sind. — Im Ballon selbst war niemand, weil derjenige, welcher in Wien aufgestiegen war, nach einigen gemachten Experimenten sich mittelst des Fallschirms wieder herabgelassen hatte. Es war also niemand verunglückt.

4.

Prag im Juli 1816.

Privat-Pensions-Institut für die Schauspieler und Sänger des k. ständischen Theaters zu Prag.

Nun dankt auch Prag eine ähnliche Anstalt, als schon zu Wien durch kaiserl. Munificenz bestand, Hrn. Liebich, unserm sehr würdigen Theaterdirektor, (der den Plan dazu schon als Regisseur unter der Direkzion des Hrn. Quaresoni entworfen und 1808 als Direktor die ersten Schritte zur Ausführung gemacht hatte) dann dem Theater-Anwald, Hrn. v. Feyertag, der ebenfalls vielen Antheil an dem Plan und seiner Realisirung nahm, besonders für das Rechnungswesen und für Vermehrung des Fonds sorgt. Dieser besteht dermalen aus 22073 fl. 37 kr. und ist theils von Gage-Abzügen, theils von den Einnahmen der von Herrn Liebich gestatteten Benefiz-Vorstellungen entstanden. Zur Ver-

---

*) Es verdient der vortreffliche gründliche Aufsatz über die Habaner im 11. Heft dieser Zeitschrift 1810. — Dann über die Verbesserung der Habanerdächer im 11. Heft derselben 1811 von dem Herrn Baron Mednianszky so wie eben daselbst nachgelesen zu werden, was Herr Obrist Graf Chorinsky Belehrendes über feuerfeste Strohdächer sagt.

D. H.

Digitized by Google

mehrung desselben zahlt jedes Mitglied hiesiger Bühne, von seiner bis auf 2000 fl. zu ziehenden Gage oder Pension jährlich 2 ½ Procent und giebt Hr. Liebich jährlich 4 Benefiz-Vorstellungen, mit dem Versprechen, aus seiner Tasche zu ersetzen, was mittelst beider Zuflüsse an 2500 fl. nicht erreicht werden sollte; welche Pflicht auch jeder künftige Theaterpächter kontraktmäßig übernehmen muß.

In diese Anstalt werden jedoch nur diejenigen aufgenommen, welche ein Jahr lang durch sittliches Betragen und Fleiß in ihrem Berufe die Probe bestanden haben. Dann erhalten sie ein Aufnahmsdekret und treten in die Pensionsfähigkeit. Tritt dieser Fall schon nach 10 Jahren ein, so erhält das Mitglied ⅓, nach 20 Jahren ½, nach 30 Jahren ⅔ und nach 40 Jahren das Ganze des Gehalts bis auf 2000 fl.

Durch unsittliche, ordnungswidrige Handlungen macht es sich seines Pensionsrechtes verlustig, verliert alle Einlagen, welche, wie auch in dem Fall, wenn das Institut selbst abdankt, dem Institute anheim fallen.

Kein Mitglied kann, wenn es bereits 10 Jahre ununterbrochen am hiesigen Theater zugebracht, vom Theaterdirektor willkührlich entlassen werden, sondern über seine Entlassung kann allein die Kommission der Pensions-Anstalt entscheiden, welche auch die Pensionsfähigkeit der Mitglieder bestimmt. Sie besteht aus dem jedesmaligen Präses *) und 3 Beisitzern der hochlöbl. ständischen Theater-Aufsichts-Kommission, dann dem Theater-Unternehmer, dem Theater-Anwald und aus 3 der ältesten, männlichen Mitglieder der Pensions-Anstalt.

Ein in den Pensionsstand getretenes Mitglied darf, unter Verlust der Pension kein Engagement bei irgend einer andern Bühne annehmen.

5.

Rindfleischtheurung.

Aus Böhmen 26. Juli 1816.

(Man vergleiche Nr. 35.)

Eine der vorzüglichsten Ursachen der Fleischtheurung wird übersehen, nemlich die Abschaffung einiger und die fast allgemeine Nichthaltung der noch bestehenden Fasttage. Es waren deren sonst jede Woche zwei; Freitag und Sonnabend; dann wurden noch einige Wochen in der ei-

*) Gegenwärtig der vielseitig gebildete Kunstfreund und Gönner Se. Durchl. Anton Isidor Fürst von Lobkowitz.

gen tlichen Fastenzeit, im Advent und auch bei einigen Festen die Fasten beobachtet; so daß man die Zahl der Fasttäge, an denen man sonst kein Fleisch aß, *auf* 160, also auf mehr als ein Drittheil des ganzen Jahrs rechnen kann. Nehme man sie aber wegen mehrerer Nichtgläubiger, die wenigstens jeden Freitag fasten, nur *auf* ein Drittheil an: so ist dadurch schon die Fleisch-Consumtion um ein Drittheil gegen sonst vermehrt.

Literarische Correspondenz-Nachricht aus Ungarn.

Vom 1. August 1816.

Der ungrische Plutarch von Kölesy und Melczer wird rasch fortgesetzt. Der dritte Band ist bereits erschienen und zu Ende dieses Monats kommt der vierte Band bei Trattner in Pesth heraus.

Der Druck des zweiten Bandes von Dr. Rumy's Magyar Emlé-Kezetes Jrások (Monumenta Hungarica) wird bis zu Ende dieses Monats in der Trattnerischen Buchdruckerei in Pesth die Presse verlassen. Das Manuskript des dritten Bandes ist auch schon der Censur in Ofen vorgelegt.

Von dem bekannten magyarischen Dichter Alexander von Kisfaludy ist vor kurzem Johann Hunyady, ein historisches Drama in Jamben erschienen.

Von Johann Genersich's (Professors der Eloquenz am evang. Lyceum zu Käsmark) Geschichte der österreichischen Monarchie bis zum Ende des Wiener Friedens-Congresses ist der achte und letzte Band fertig geworden.

Der erste Band des nachgelassenen trefflichen Prayschen Werks „Gabrielis Bethlenii Principatus Transsilvaniae coaevis documentis illustratus," welches von Jakob Ferdinand von Miller in Pesth herausgegeben wird, hat in der Trattnerschen Buchdruckerei schon die Presse verlassen.

Carnot's (des sich stets gleich bleibenden, geraden, unerschrockenen Mannes, wie es deren in unseren Zeiten, besonders in Frankreich wenige gibt —) berühmtes Memoire an den König ist im laufenden Jahre auch in einer ungrischen Uebersetzung bei Trattner in Pesth erschienen. R.

Digitized by Google

'30
H4
1816

DATE DUE

Digitized by Google

Digitized by Google